Allgemeine
Deutsche Biographie.

Fünfundzwanzigster Band.

Ovens — Philipp.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1887.

Ovens: Anna O., s. Hoyer, A. D. B. XIII, 216.

Ovens: Jürgen O., auch Georg, Juriaen und van Ovens genannt, stammt aus der kleinen, erst 1590 gegründeten Stadt Tönning an der Eider in früher herzoglich gottorpischen Landen, wo sein Vater Owe Broders Rathmann war. Die bisher gebräuchliche holländische Form seines Vornamens erscheint nur auf einzelnen seiner Gemälde; er selbst nennt sich in einer Reihe von Quittungen, die er der Gottorper Kammer ausstellt, stehend Jürgen und wird auch in allen amtlichen Actenstücken jener Zeit nie anders genannt. Die Familienüberlieferung läßt ihn im Jahre 1623 geboren werden, doch ergeben mancherlei historische Erwägungen, daß sein Geburtsjahr etwas früher, noch in das zweite Jahrzehnt fallen dürfte. Ueber seine Jugend- und Lehrjahre ist bis jetzt nichts Sicheres bekannt; wir wissen nur mit einiger Bestimmtheit, daß er um 1642 seine Heimath verließ, um sich in Holland in der Schule Rembrandt's als Maler auszubilden. Die seinem Vaterland drohenden Kriegsstürme jener Zeit werden ebensosehr wie die Einwanderung und Rückwanderung holländischer Remonstranten nach dem benachbarten neugegründeten Friedrichstadt neben der Colonisirung Nordstrands, wodurch eine enge Verbindung und ein reger Verkehr mit Holland hervorgerufen war, auf seinen Entschluß von Einfluß gewesen sein. Am Ende des dreißigjährigen Krieges war er noch in Holland; kurz nach demselben fällt anscheinend sein zeitweiliger Aufenthalt am königl. polnischen Hof, dann seine Heirath mit Marie Martens van Mehring. Erst mit dem Anfange der Fünfzigerjahre, als der Herzog Friedrich III. sein Schloß Gottorp zum Sammelplatz von Gelehrten und Künstlern zu erheben begann, Olearius die berühmte Gottorper Bibliothek und ein ethnographisches Museum gründete (1651) und eine Reihe astronomischer und mathematischer Kunstwerke schuf (1652), lassen sich die ersten Beziehungen des Künstlers zu dem Gottorper Hofe nachweisen. O. erhielt damals den Auftrag, das Portrait des Herzogs Christian von Mecklenburg zu malen, der mit der zweiten Tochter des Herzogs Friedrich, Hedwig Eleonore, verlobt war. (Das Portrait in ganzer Figur von Theodor Matham gestochen.) Daraus erklärt sich denn auch hinlänglich sein zeitweiliger Aufenthalt in Mecklenburg. Die Aufhebung der Verlobung und die Verbindung mit dem schwedischen Königshause führte O. in besonderem Auftrage nach Stockholm. Er begleitete die Prinzessin Hedwig Eleonore im September 1654 nach Schweden, nahm an der Vermählung derselben mit Karl X. Gustav theil (24. October) und malte zum Gedächtniß der glänzenden Feierlichkeiten in der Weise Rembrandt's ein großes Gemälde mit Nachtbeleuchtung und glänzendem Effect (gestochen von Corn. Fischer). Unter den zahlreichen Figuren erscheint auch das Portrait

des Künstlers. Ueber eine Anzahl anderer Portraits und Gemälde, die er nach guter Ueberlieferung damals in Stockholm geschaffen, ist uns nichts Sicheres bekannt. Als er im J. 1656 oder erst im Anfang 1657 in seine Heimath zurückkehrte, mochten ihm die kriegerischen Unternehmungen Karl Gustavs gegen Dänemark und die damit drohende Ueberschwemmung der Gottorper Lande für künstlerische Arbeiten am herzoglichen Hofe wenig günstig erscheinen. O. verließ wol hauptsächlich aus diesen Gründen am 25. August 1657 sein Vaterland, ging nach Amsterdam zurück und weilte hier so lange, bis in der Heimath wieder volle Ruhe eingekehrt war. In die Zeit seines zweiten Aufenthaltes in Holland fällt u. a. die Darstellung der „Verschwörung des Claudius Civilis bei einer Abendmahlzeit im Walde zu Schlackerbosch“, welches Bild früher im Rathhause zu Amsterdam aufbewahrt war. Kleinere Arbeiten finden sich noch im Harlemer und Rotterdamer Museum. Eins seiner letzten Werke in Holland scheint das Portrait des Alchymisten Borro (1676 von Peter v. Schuppen gestochen) gewesen zu sein, da es sicher nicht vor 1661, wahrscheinlich erst 1662 entstanden ist. — In denselben Jahren begann der Herzog Christian Albrecht in die Fußstapfen seines kunstliebenden Vaters zu treten, der mitten im Kriege am 14. September 1658 in seiner Festung Tönning gestorben war; die folgende Friedenszeit bis zum Jahre 1675 machte es ihm möglich, all seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen nachzugehen. Nach seiner Heimkehr nahm O. (i. J. 1663) mit seiner Familie in Friedrichstadt seine Wohnung, wohin ihn verwandtschaftliche Beziehungen seiner Frau und die holländische Umgebung ziehen mochten. Von jetzt an beginnt seine reiche künstlerische Thätigkeit; eine erstaunliche Menge von Werken bezeugt ebensosehr sein unermüdliches Schaffen wie die reiche Unterstützung seines herzoglichen Gönners auf Gottorp. Doch ist er niemals eigentlicher Hofmaler gewesen, denn während 1664—75 nimmt diese Stellung ein Johann Müller ein; auch bezog er kein bestimmtes Gehalt aus der herzoglichen Kammer, noch erhielt seine Wittwe später, wie das bei Hofmalern immer der Fall war, eine Pension. Er nennt sich selbst immer Contrefaiter in Friedrichsstadt und wird von den herzoglichen Beamten auch nur so benannt. Seine Stellung war durch ein privilegium exemtionis (1. Nov. 1652 und 10. Juli 1653) bestimmt. Er bekam für die Ausführung jedes einzelnen Auftrages besonders bezahlt. Das erste bis jetzt bekannte Gemälde aus dieser Periode des Künstlers ist der sog. „kleine Altar“, 1664 von dem Kanzler Kielmannsegge dem Dome zu Schleswig geschenkt; es trägt sein Monogramm, enthält eine allegorische Darstellung des Siegs des Christenthums über die Sünde und ist das Gemälde, zu dem der Knabe Jakob Carstens betend hinaufschaute und das er später im Liede besang (Sach, Asmus Jakob Carstens' Jugend- und Lehrjahre, S. 45). Daß er auch schon damals für den Herzog gearbeitet, bezeugt eine von ihm eigenhändig am 25. November 1664 ausgestellte Quittung über 100 Rthlr. Bei Gelegenheit der Gründung der Kieler Universität (1665) lieferte er ein Porträt des Kanzlers Kielmannsegge; auch scheint er bei den Zeichnungen zu den Kupfertafeln des Foliowerkes betheiligt, in dem Torquatus Frangipani 1666 die Einweihungsfeierlichkeiten beschrieb; jedenfalls liegt dem Titelblatt dazu, worauf die Inauguration dargestellt ist, eine Radirung von seiner Hand zu Grunde. Mit dem Jahre 1664 erhielt O. durch den Herzog den Auftrag, einen Saal seines Schlosses mit Wandgemälden aus der Geschichte des Gottorper Hauses und Schleswig-Holsteins zu schmücken; er begann damit jene 9 großen Compositionen, die seinen Ruhm im 17. Jahrhundert begründeten und als seine Hauptwerke betrachtet werden müssen. Sie wurden nach Vertreibung der Gottorper in dem Audienzzimmer der Königin aufbewahrt, wo sie auch Carstens sah (Sach, Carstens' Jugend- und Lehrjahre, S. 139). Nach dem Inventar des Schloßes vom Jahre 1827 und dem Berichte

von Carstens' Vetter Jürgensen waren sie nur theilweise mit dem Monogramm des Künstlers versehen, aber alle mit Inschriften des Olearius geziert. Unter denselben wird das zweite in der Reihe, die Vermählung Christians I. mit der Wittwe des Königs Christoph (1448), als ganz im Stile Rembrandt's ausgeführt, besonders gerühmt. Die Inschriften des Olearius ergeben übrigens, daß alle mit dem Jahre 1671 vollendet gewesen sein müssen. Von anderen Werken, die dieser Zeit angehören, sind bemerkenswerth eine erst 1877 in einem Stifte zu Bredstedt entdeckte Madonna mit Monogramm, aber ohne Jahreszahl, und die „Heilige Familie" im Dome zu Schleswig, die nach der Inschrift 1670 geschenkt ward; indeß macht das Fehlen eines Monogramms seine Urheberschaft zweifelhaft (vergl. Sach, Carstens, S. 49). Die weitere Thätigkeit des Künstlers am Gottorper Hofe bezieht sich auf die Ausschmückung des sogenannten Lusthauses Amalienburg, das der Herzog 1670 seiner Gemahlin zu Ehren in dem sogenannten Neuwerk errichten ließ. Die Wände des großen viereckigen Hauptsaales wurden mit phantastischen Gemälden, oft lasciver Art, die acht Felder der Decke mit mythologischen Darstellungen in den Jahren 1672 bis 1674 geziert (Carstens' Jugend- und Lehrjahre, S. 147 ff.). Nach dem Verfall und dem Abbruch des Gebäudes (1822) wurden die Gemälde, 45 an der Zahl, im Schlosse zum Theil in sehr üblem Zustande aufbewahrt. Das Inventar vom Jahre 1827, das darüber Auskunft gibt, führt außerdem noch in einzelnen Zimmern verschiedene Werke von O. auf, z. B. eine „Justitia", einen „Merkur", einen „jungen Prinzen vor einem Gitter mit Weinlaub", von denen letzteres in Privatbesitz übergegangen ist. Zwei kleinere Darstellungen waren schon früher nach Kopenhagen gebracht und dem dortigen Museum einverleibt (Spengler, Katalog, p. 506). Uebrigens ersieht man aus einer Reihe vorliegender Rechnungen, daß O. für seine Arbeiten im J. 1670 und 71 zunächst 2170 Thaler, dann 185 Thaler und 1673 noch 1390 Thaler aus der herzoglichen Kammer ausbezahlt erhielt, gewiß bedeutende Summen, wenn man den damals weit höheren Werth des Geldes in Anschlag bringt.

Die Arbeiten des Künstlers auf Gottorp dauerten bis zum Jahr 1675, wo sie durch den neu ausbrechenden Krieg zwischen dem Herzog Christian Albrecht und dem Könige Christian V. von Dänemark für immer unterbrochen wurden. Kurz vor Beginn des Krieges und während der verrätherischen Gefangennahme des Herzogs zog O. sich ganz nach Friedrichstadt zu seiner Familie zurück und malte hier die schöne Grablege für die lutherische Kirche (1675). Wenn der Künstler nun auch nach der Freilassung des Herzogs nach 1676 nachträglich für gelieferte „Schildereien und Porträte" 1180 Thaler ausbezahlt erhielt, so ist er doch nicht nach Gottorp zurückgekehrt, um seine Arbeiten wieder aufzunehmen. Die Flucht des Herzogs nach Hamburg (August 1676) hat er noch erlebt. Als derselbe dann 1679 zurückkehrte, war O. schon am 9. December 1678 in Friedrichstadt gestorben; „dies fuit V ante idus Decembres anni vergentis MDCLXXIIX, quum linea illa suprema scripta fuit", wie es auf einem langen schwülstigen Epigraph hieß, das ihm früher im Schleswiger Dom errichtet war. (Sach, Geschichte der Stadt Schleswig, S. 188.) Er wurde in einem Familienbegräbniß in der lutherischen Kirche zu Füßen seiner Grablege beigesetzt und hinterließ seiner Wittwe und seinen 8 Kindern ein ziemlich bedeutendes Vermögen in Grundbesitz und baarem Gelde. Nach dem Tode der Mutter in Tönning (1690) errichteten die Kinder ihren Eltern in der dortigen Kirche ein Epitaph, welches beider Porträte zeigt. Die nach einer zuverlässigen Angabe 1781 noch in Tönning im Privatbesitz vorhandenen Gemälde des Künstlers werden aus dem Nachlaß der Familie stammen.

O. war ohne Frage einer der hervorragendsten Schüler Rembrandt's; manche seiner Werke gingen früher selbst unter dem Namen seines Lehrers. Wenn er in der Kunstgeschichte bisher keinen besonderen Namen erlangt hat, so begreift sich dies aus den Schicksalen seiner bedeutendsten Werke. Nur sein großes Stockholmer Gemälde und einige Porträts sind durch übrigens sehr seltene Stiche bekannter geworden; sein Gemälde im Dom zu Schleswig sowie seine Grablege in Friedrichstadt haben allein in seiner Heimath seinen Namen bewahrt. Hinlänglich gewürdigt kann er erst werden, seitdem seine Hauptwerke, die großen Gottorper Gemälde, der Kunstgeschichte wieder zugänglich gemacht worden sind. Bis zum Jahre 1851 auf Gottorp aufbewahrt, sind sie damals mit einer größeren Zahl anderer Gemälde nach Kopenhagen geschafft. Der größte Theil der Gemälde aus der Amalienburg wurde dagegen mit den sonst im Schlosse vorhandenen Kunstschätzen am 1. November 1853 auf öffentlicher Auction verkauft und ist seitdem völlig verschollen. In Kopenhagen wagte man wol aus politischen Gründen nicht, die Darstellungen aus der schleswig-holsteinischen Geschichte öffentlich auszustellen; sie waren so völlig vergessen, daß selbst der neueste Kunsthistoriker Dänemarks (Weilbach) sie in seinem Lexikon (1878) mit keinem Werke berührt. Nachdem der Verfasser dieses mehrfach, noch zuletzt in Carstens' Jugend- und Lehrjahre, p. 138 mit Nachdruck auf diese unerklärliche Thatsache hingewiesen, sind sie endlich vor etwa zwei Jahren wieder zum Vorschein gekommen und, wenn wir recht berichtet sind, fünf an der Zahl in Kopenhagen öffentlich ausgestellt.

Durch eine Reihe urkundlicher Quellen sind die kurzen biographischen Notizen in Sach: Neuere Geschichte des Schlosses Gottorp, Schleswig 1866, p. 21, berichtigt. Ueber Ovens' Einfluß auf Carstens, über die Gemälde im Dom zu Schleswig, in Gottorp und der Amalienburg ist ausführlich gehandelt in Sach, Carstens' Jugend- und Lehrjahre, p. 45 ff. und 138 ff. Vergl. auch: Neuere Geschichte des Schlosses Gottorp, p. 17 und 20. Urkundliche Nachrichten in Sach, Geschichte der Stadt Schleswig. Schleswig, 1875 p. 188 ff., 322 ff. Weilbach, Dansk Konstnerlexikon, 1878, p. 527. Einige Notizen in Posselt, Die kirchliche Kunst in Schleswig-Holstein. Zeitschrift der Gesellschaft für schlesw.-holst.-lauenburgische Geschichte, Bd. 11. Kiel 1886, p. 301. — Neue Forschungen über J. Ovens von J. Biernatzki in der Kieler Zeitung v. J. 1885, Nr. 10763, 10775, 11015. — Gottorpsche Hofgerichtsacten im Staatsarchiv zu Schleswig. Sach.

Overadt: Peter O., Kupferstichverleger und Buchdrucker zu Köln, vielleicht auch selbst Kupferstecher, war in den ersten Decennien des 17. Jahrhunderts in Thätigkeit. Auf sehr vielen Blättern der damaligen Kölner Stecher, eines Bern. Hartfeldt, Pet. Isselburg, Raph. de Mey, Aegid. Novellanus, Math. van Somer, G. C. Stich u. a. ist er als Verleger genannt. Nach Hartzheim (Bibl. Colon. p. 48) sind die Kupfer zu dem 1624 (auch 1627) in Paderborn erschienenen Buche „Geistlicher Hertzens-Spiegel", dessen ungenannter Verfasser der Jesuit Caspar Brandis ist, von ihm gestochen. Das früheste mit seinem Namen versehene Blatt ist das seltene Bildniß des jungen Thomas Zamoiski, Sohnes des Großkanzlers von Polen, bei dessen Dedication er sich „civis ac typographus Coloniensis an. 1606" nennt. Einige vortreffliche Copien nach Albr. Dürer, insbesondere zwei Madonnenbilder, tragen seine Adresse und werden deshalb die Overadt'schen genannt, sind aber wol sicher von anderer Hand ausgeführt. Seinem Namen gab er eine sehr abweichende Orthographie und vielartige Verkürzungen. Nach seinem Tode haben die Erben das Geschäft noch lange fortgesetzt. Ein Büchlein von 1657 hat die Adresse „Bey den Erben Pitter Overadt"; später tritt ein Martin Fritz als Nachfolger auf. Merlo.

Overbeck: Christian Adolf O., einer aus dem Lüneburgischen stammenden Familie entsprossen, ward zu Lübeck am 21. August 1755 als Sohn des Rechtsconsulenten Georg Christian Overbeck geboren. Seine Erziehung erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dessen Leitung damals seines Vaters Bruder, der Rector Johann Daniel Overbeck (geb. 23. Juni 1715, † 3. Aug. 1802) hatte und neben welchem namentlich der Conrector Geßner auf des Knaben Bildung einwirkte. Trotzdem sich bei O. schon frühe eine besondere Neigung zur Theologie, Litteratur, Musik und Poesie bemerkbar machte, wählte er doch, wohl auf Wunsch des Vaters, als Berufsstudium die Rechtswissenschaft und bezog 1773 die Universität Göttingen. Neben den juristischen Vorlesungen Böhmer's, Pütter's, Meister's u. a. hörte er auch Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaften bei Feder, Schlözer und Blumenbach, vor allem aber wird der Einfluß Heyne's und seiner epochemachenden Behandlung der classischen Philologie als ein tiefgehender geschildert. Vielleicht hing es mit der Bevorzugung dieser Studien zusammen, daß O. nach seiner Rückkehr von der Universität zunächst nach Bremen ging, um dort die Leitung einer Erziehungsanstalt zu übernehmen, doch kehrte er bald in seine Vaterstadt und zur Jurisprudenz zurück, übernahm 1779 eine Obergerichtsprocuratur, erwarb 1788 die juristische Doctorwürde, ward 1792 zum Syndicus des Lübecker Domcapitels erwählt und 1798 Consulent des sogenannten Schüttings, der Schonenfahrer-Compagnie. Zwei Jahre später ist er in den Senat der Hansestadt berufen worden. Den philanthropischen Ideen der Zeit hatte sich O. mit voller Empfänglichkeit hingegeben, war Mitbegründer der Gesellschaft für gemeinnützige Thätigkeit in Lübeck und mehrere Jahre hindurch ihr Vorsitzender, als Mitglied des Senats nahm er hervorragenden Antheil an der Hebung des Kirchen- und Schulwesens und an der Reorganisation der Armenanstalt. Namentlich aber muß sich in O. ein besonderes Geschick zur Führung diplomatischer Unterhandlung kund gethan haben, denn dazu ist er seit seinem Eintritt in den Senat in beinahe anderthalb Decennien fast ununterbrochen und unter den schwierigsten Umständen verwandt worden. So ging er, nachdem in Folge der nordischen Convention vom 16. Juli 1800 Lübeck von dänischen Truppen besetzt war, in's Hauptquartier der Prinzen Karl und Friedrich von Hessen, 1804 nach dem Reichsdeputationshauptschluß (23. Febr. 1803) zum Czaren Alexander nach Petersburg. Nach der Schlacht bei Lübeck (6. Nov. 1806) und der Capitulation Blüchers bei Ratekau gehörte O. der Deputation an die französischen Marschälle Bernadotte, Murat und Soult und ebenso der gleich folgenden an Napoleon selbst nach Berlin an, welche, freilich vergeblich, eine Ermäßigung der Contribution erwirken sollte. Einer ersten Mission nach Paris noch im Jahre 1807, folgte eine zweite ebendahin 1808—9, und noch im letzteren Jahre wieder eine dritte zur Vermählung Napoleons mit Marie Louise. O. wohnte dem verhängnißvollen Feste bei dem Fürsten Schwarzenberg bei und kehrte erst 1810 nach Hause zurück, nur um das Jahr darauf nach der Vereinigung Nordwestdeutschlands und der Hansestädte mit dem französischen Kaiserreich zum vierten Male nach Paris entsandt zu werden. Als im März 1813 die erste Befreiung Lübecks durch Tettenborn's Kosaken erfolgt war, ward er zur Begrüßung der verbündeten Monarchen nach Dresden und Breslau geschickt, und da inzwischen die Franzosen Lübeck von neuem besetzt hatten, gelang die Rückkehr nur auf Umwegen und unter besonderen Schwierigkeiten. Nach der zweiten Befreiung der Stadt im December 1813, ward O. den 2. März 1814 zum Bürgermeister erhoben und hat als solcher an der nach der Franzosenzeit nothwendigen Umgestaltung des ganzen Lübischen Staatswesens einen leitenden Antheil gehabt. Neben den Berufsgeschäften aber blieben seine Neigungen fortdauernd der Musik und Poesie

zugewandt. Schon als Jüngling hatte er sich in Compositionen von Klopstock's geistlichen Liedern und den Liedern aus der Hermannsschlacht versucht, später erschienen von ihm Klavierauszüge von Pergolese's Salve regina und Stabat mater, 1781 auch eine Sammlung eigener Compositionen. Seine ersten litterarischen Leistungen waren Uebersetzungen englischer Reisewerke und einzelner Gedichte Virgil's und Theocrit's, die Anregung zu eigenen Productionen erwuchs aus dem Einflusse Klopstock's, Karl Fr. Cramer's, Miller's und Sprickmann's, auf der Universität Göttingen aber — der Hainbund war, als O. sie bezog, jedoch schon zerstreut — vor allem aus dem von Stolberg, Bürger, Hölty und Voß. An des Letztern Musenalmanach nahm O. seit 1776 regen Antheil und ebenso an andern periodischen Blättern der Zeit, wie am Heidelberger Taschenbuch, dem nordischen Almanach Winfried und dem Hanseatischen Magazin. Von da sind Lieder von ihm in andere ähnliche Zeitschriften und Sammlungen übergegangen und gesondert ist eine solche gegen sein Wissen und wider seinen Willen „gesammelt von einem Verehrer des Verfassers in der Schweiz", 1786 zu Lindau herausgegeben. Selber veröffentlichte er 1781 eine Auswahl seiner Kinderlieder unter dem Titel: „Fritzchens Lieder", die zehn Jahre nach seinem Tode 1831 nochmals aufgelegt ist. „In diesen Liedern hab' ich versuchen wollen, wie weit ich's etwa im Kinderton treffen könnte." „Hier spricht, wenn ich's gut gemacht habe, wirklich ein Kind", sagt er in der Vorrede. 1794 folgte eine Sammlung „Vermischte Gedichte" und 1800 Uebersetzungen aus Anakreon und Sappho. Unveröffentlicht geblieben sind Uebertragungen französischer Dramen, Racine's Brittannicus und Bajazet, Corneille's Cinna, die auf die Bühne zu bringen er vergeblich mit Schröder in Briefwechsel trat.

Das Gebiet von Overbeck's Lyrik ist ein kleines, eng umgrenztes. Wie sie dem Geschmack jener Zeit „der jungen empfindsamen Herzen" entsprach, entspricht sie dem unsern nicht mehr. Auch was sich noch im Volksgesang und den Schulliederbüchern erhalten hat, wie: „Das waren mir selige Tage", „Komm' lieber Mai", „Blühe liebes Veilchen", „Warum sind der Thränen" dürfte mehr durch die Melodie, als den Text lebendig geblieben sein. O. lehnt sich in seinen Uebersetzungen am deutlichsten an Voß an, nimmt in seinen geistlichen und moralischen Gedichten hie und da einen Zug von Claudius auf, ist aber in der Enge seines dichterischen Gesichtskreises, in der Freude einer kleinen Naturbetrachtung und seiner spielenden Träumerei, wie in der Sangbarkeit seiner Verse am nächsten mit Hölty verwandt. In Musik gesetzt sind einzelne seiner Lieder von Himmel, Hurka, André, Reichardt und Mozart, die meisten von Voß' Freund, Abraham Schulz und diese entsprechen der Overbeck'schen Art entschieden am meisten. Als Dichter schätzte O. keinen so hoch als Voß, ihm ist er ein stets bereiter Mitarbeiter und durchs Leben ein treuer Freund geblieben, allerdings ist das Verhältniß, wie Voß' Biograph mit Recht hervorhebt, erst nachdem dieser Eutin verlassen hatte, ein vertrauteres geworden, und die Verschiedenheit der Charaktere, in O. bei aller geschäftlichen Tüchtigkeit eine unverkennbare Weichheit und Milde, bei Voß jene herausfordernde Unduldsamkeit und Rechthaberei, die nur in der eigenen Subjectivität die Norm sucht und findet, tritt klar zu Tage. Als dieser seine Angriffe gegen Stolberg in die Welt schleuderte und O. zur Stellungnahme drängte, wußte der letztere mit Feinheit und Würde seinen eigenen abweichenden Standpunkt zu wahren und doch den Bruch mit dem langjährigen Freunde zu vermeiden. O. starb am 9. März 1821. Sein jüngster Sohn war der Maler Friedrich Overbeck.

Goedeke, Grundriß zur Geschichte deutscher Dichtung, Bd. II, S. 707. — Zur Erinnerung an Christian Adolf Overbeck (v. C. G. Overbeck dem Sohn). Lübeck 1830.

Hasse.

Overbeck: Friedrich O., Historienmaler, geb. zu Lübeck am 3. Juli 1789, † zu Rom am 12. Nov. 1869. Unter den Männern, die es zu Anfang unseres Jahrhunderts unternahmen, der in leeren Formalismus versunkenen, völlig inhaltlos gewordenen deutschen Kunst wieder neues Leben einzuflößen, hat man sich gewöhnt, O. zunächst neben Cornelius zu nennen, weil er wie dieser von der romantischen Anschauung beseelt war und dann in lebenslange nähere Gemeinschaft mit ihm gerieth. Indeß sind die Voraussetzungen, von denen der Stifter der nazarenischen Richtung ausging, wie die Art der schöpferischen Kraft, die er an die Durchführung seiner Principien zu wenden hatte, sehr verschieden von denen seines großen Genossen. Ist doch die Kunst des letzteren eine durchaus dramatische, während die Overbeck's von allem Anfang an lyrisch war, aus der Tiefe des Gemüths stammte und allem Heftigen oder Leidenschaftlichen zeitlebens aus dem Wege ging. Noch viel verschiedener aber war beider Meister Charakter, wie man aus der näheren Darstellung ihres Lebenslaufes bald sehen wird.

Overbeck's Vater war erst Senator, dann Bürgermeister der Stadt Lübeck und ein hochgebildeter, besonders die Kunst und schöne Litteratur liebender Mann, der schon Carstens, bei dessen Lübecker Aufenthalt, in jeder Weise gefördert und viel bei sich gesehen hatte. So empfing denn sein eigener, durch frühen Kampf und Noth niemals wie Cornelius gestählter, sondern der besten Erziehung und des liebevollsten Familienlebens genießender Sohn, ein schöner, stiller Knabe, schon früh nur künstlerische und litterarische Eindrücke im Elternhause, welche durch die herrliche alte Stadt und ihren Reichthum an köstlichen Bauwerken noch mächtig verstärkt werden mußten. Ein tief religiöses und schwärmerisches Gemüth ward dadurch nothwendig alsbald auf das deutsche Mittelalter zurückgewiesen, wie er denn auch am liebsten in der katholischen Kapelle der Stadt vor einem altdeutschen Marienbilde verweilte. Früh die Neigung zur Kunst fühlend erhielt er den ersten Zeichnungsunterricht von einem alten Kanonier, Namens Mau. Später, bei der immer entschiedener hervortretenden Neigung des Sohnes zur Malerei, ließ ihm der Vater durch den Mengsianer Peroux Unterricht geben. Eine frühe Bekanntschaft mit August Kestner aus Hannover, nachmaligem Gesandten in Rom, der 1805 nach Lübeck kam und, selber leidenschaftlicher Kunstfreund, viele Zeichnungen nach den alten Italienern besaß, bestärkte den jungen O. in seiner Neigung zur Kunst, wie zur Romantik überhaupt, und so setzte er es denn auch durch, daß er im siebzehnten Jahre die Wiener Akademie, damals zweifellos die beste in Deutschland, besuchen durfte.

Es war im J. 1806, also dem unglücklichsten, das Deutschland je gesehen, wo das alte Reich ganz zusammenbrach und selbst die Hansestädte bald den Fluch der Fremdherrschaft kennen lernen sollten. Das mußte freilich ein passives und zugleich schwärmerisches Gemüth noch mehr auf sich selbst und den eigenen Reichthum zurückweisen. Das Wiener Leben aber mit seiner damals besonders leichtsinnigen Frivolität und unsäglichen Flachheit mußte diese Neigung noch verstärken, da es einen hochgesinnten und in strenger norddeutscher Zucht und Ehrbarkeit aufgewachsenen Jüngling nur anwidern konnte. Die unter des talentvollen Mengsschülers Füger Leitung stehende Akademie aber war eine ebenso seelenlose Abrichtungsanstalt als alle übrigen, wo der Schüler mit der größten Pedanterie von einem Cursus zum andern durchgetrieben wurde und man bei dieser schablonenmäßigen Dressur auf seine Individualität nicht die geringste Rücksicht nahm. Noch viel weniger kümmerte man sich bei der durch Mengs herrschend gewordenen Vergötterung der Antike um die eigene hochachtungswerthe alte nationale Kunst. — Dadurch kam nun O. bald in den tiefsten Gegensatz

zu dieser leblos antikisirenden Richtung. Immerhin enthielt die Anstalt aber doch ein sehr respectables Maß technischen Geschickes als kostbare Erbschaft der Mengs'schen Schule, dessen Aneignung für den jungen Künstler ganz zweckmäßig sein mußte, und wo er auch in der That mehr lernte, als er damals glauben mochte, wie er im Alter selber anerkannte. Der Trieb zur Absonderung, die Neigung zu den „Auserwählten" zu gehören, machte sich indeß bei ihm sehr früh geltend, wie bei so vielen Frommen. So bildete er bei seinem rasch hervortretenden glänzenden Talent bald mit einigen gleichgesinnten einen Bund auf „St. Lucas" Eingeschworner, dem außer ihm Pforr, Wintergerst, Sutter, dann die schweizer Hottinger und C. Vogel angehörten. Derselbe ward neben den Altdeutschen besonders von dem gerade in Wien befindlichen Eberhard Wächter beeinflußt, der eben voll Begeisterung für Carstens und die alten Italiener aus Rom zurückgekommen war. — Indeß eignete sich O. auf der so tief verachteten Akademie doch alles das an, was er an technischem Können, an Kenntniß der menschlichen Gestalt, ihrer Verkürzungen u. s. w. später vor seinen meisten Genossen voraus hatte. Wächter aber machte sie, die sich als die gebildetsten und talentvollsten der Akademie ohnehin schon sehr fühlten, vollends rebellisch gegen den akademischen Zwang. So kam es, daß sie bei der Reorganisation der Akademie nach dem Jahre 1809 nicht wieder aufgenommen, sondern ausgeschlossen wurden. Dieser Mißgriff ist ein halbes Jahrhundert später der Wiener Akademie genau so auch mit Overbeck's Antipoden Hans Makart begegnet und wird bei den meisten Anstalten dieser Art immer wieder vorkommen. Indeß hat O. doch bereits einige seiner besten Compositionen, wo er schon ganz selbständig erscheint und sich an die Altdeutschen statt an die Antike anlehnt, in Wien gemacht, so den „Einzug Christi in Jerusalem". Zu dieser Anlehnung trugen „Wackenroder's Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", und „Sternbald's Wanderungen" von L. Tieck, die O. früh mit Begeisterung las, nicht wenig bei, wie er denn später oft erzählt hat, daß sie so großen Einfluß auf seine Kunstanschauung ausgeübt.

Mit Bewilligung seines Vaters ging O. nun im Frühjahr 1810, begleitet von seinen meisten Genossen, nach Rom, um seine Ausbildung zu vervollständigen. Er kam da am 20. Juni an, fühlte sich aber von der noch herrschenden antikisirenden Richtung der Thorwaldsen, Schick, Koch, des Teufelsmüllers und der beiden Riepenhausen ebenso wenig angezogen, als vorher in Wien, wenn er auch entzückt von den Kunstschätzen der Stadt war. Deshalb, und wol auch aus Sparsamkeit, zog er nach einiger Zeit aus der Villa Malta, wo sie erst gewohnt, aus und miethete sich mit seinen Genossen in dem verlassenen Kloster San Isidoro ein, wo sie jeder eine Zelle bewohnten, sich selber kochten und, sich ganz abschließend, eine Secte bildeten, die nun alsbald den Spitznamen der „Klosterbrüder" erhielt und ihn später mit dem bezeichnenderen der „Nazarener" vertauschen mußte, der ihnen bis heute geblieben ist. Sie wohnten da zwei Jahre, theoretisirten unglaublich viel über Kunst, arbeiteten aber umso weniger, genau wie die meisten anderen Ankömmlinge in Rom. Nichtsdestoweniger begründete O., als der einzige von ihnen, der ein gesundes Talent besaß, seinen Ruf doch allmählich erst durch eine Anbetung der hl. drei Könige und eine Madonna, dann besonders durch den schon erwähnten Carton von „Christi Einzug in Jerusalem", den er erst viel später in Oel gemalt hat. Das Bild hängt jetzt in der Lübecker Marienkirche und gibt uns bei der Zerstreuung der meisten übrigen Arbeiten den sichersten Maßstab für seine damalige Richtung, wie sein Können. — Die Composition zeigt eine eigenthümliche Vermischung von altdeutschen und altitalienischen Einflüssen, und in ihren vielen Porträten von Bekannten und Verwandten sogar weit mehr gesundes Naturstudium, als die

späteren Arbeiten. Dagegen ist sie weltweit entfernt von allem, was damals in Wien oder Rom gemacht ward; man kann sich in der That keinen vollständigeren Bruch mit der herrschenden Kunstrichtung denken. Die nach Art der Memling'schen sehr figurenreiche Scene ist vor dem Thore des im Hintergrund befindlichen Jerusalems gedacht, der einreitende Christus so edel, daß er die Begeisterung der haufenweise links am Wege aufgestellten und nicht ohne Reiz erfundenen Frauen wol begreiflich macht, wie die der hinten an einem Rain rechts gelagerten Volksmassen. Auch die dem Herren folgenden Apostel haben gute Köpfe, das Ganze aber erinnert auffallend an ähnliche Scenen Pinturrichio's, der den Memling wol auf dem Bilde noch mehr als auf dem Carton verdrängt haben wird. Das Ganze ist überaus liebenswürdig, hat aber bei weit größerer künstlerischer Vollendung doch viel weniger specifisch eigenthümliches, dem Maler selbst gehörendes, als des Cornelius gleichzeitige Arbeiten. Hatte doch O. gerade aus der Nachahmung oder Tradition, wie er es nannte, bereits eine förmliche Doctrin gemacht. Das hat er indeß mit Cornelius durchaus gemein, daß seine, wenn auch harmonischere Malerei doch in ihrer Peinlichkeit niemals der Zeichnung an Reiz etwas hinzufügt, dieselbe im Gegentheil umso öfter hölzern und leblos erscheinen läßt. Besonders, weil er die Charakteristik des Stofflichen gänzlich vernachlässigt, Fleisch, Gewänder, Haare gleich behandelt, was immer an die Wirkung bemalter Holzfiguren erinnert.

Als nun Cornelius, dem Joh. Veit und Wintergerst vorausgegangen waren, im Herbst 1811 auch nach Rom kam, so schlossen sich die beiden großen Künstler nach und nach aufs Innigste an einander an, und der männlichere und thatkräftigere Cornelius übte bald einen sehr vortheilhaften Einfluß auf den jüngeren Genossen, der nun endlich umso eher fleißig zu arbeiten anfing, als die Verhältnisse in Lübeck so traurig wurden, daß ihn sein Vater nicht mehr unterstützen konnte. — Ist es in der von Margareth Howitt neulich herausgegebenen, fast ganz aus Originalbriefen des Künstlers und seiner Freunde bestehenden Biographie rührend zu sehen, wie O. sich für seine Freunde von der „Lucasbruderschaft“ aufopfert, so kann man doch nicht umhin zu finden, daß manche derselben offenbar das Talent und noch mehr das mühselige Studium der Natur und der Technik durch den Glauben ersetzen zu können hofften, der hier die Rolle des heiligen Geistes an Pfingsten bei ihnen hätte übernehmen sollen. Besonders als der verrückte Zacharias Werner als halber Narr und halber Heuchler hinkam und die jungen Maler vollends toll machte. Auch O. ward immer fanatischer und gab endlich, 1813 gar zum Katholicismus übergehend, damit das Signal zu jener widerwärtigen Convertirungsmanie, die von der römischen Clerisei auf jede Weise gefördert, bald zu einem wahren Scandal ausartete. An Overbeck's Aufrichtigkeit und lauterer Ueberzeugungstreue ist dabei freilich nicht im mindesten zu zweifeln, daß er aber damit den nationalen Boden mehr und mehr unter den Füßen verlor, ist selbstverständlich. Zu solcher Einseitigkeit war nun Cornelius' freie, echt deutsche Natur nicht angelegt, und so trennten sich denn bald ihre Wege, trotz ungetrübter persönlicher Freundschaft. Da O. aber dank seinem großen Talent und der immer reactionärer werdenden Richtung der modischen Romantik eine überaus große Nachfolge fand, so erlebte man das unerwartete Schauspiel, daß ein schöner Ansatz zur Bildung einer nationalen Kunstrichtung durch die Loslösung vom heimischen Boden und den wachsenden römischen Einfluß gar oft ins directeste Gegentheil verkehrt wurde. Wenn das einen Goethe und Niebuhr mit gleich großem Unwillen erfüllte, so war es doch bei der Mehrzahl gut gemeint, während es bei Anderen freilich in die abgefeimteste Heuchelei und Speculation ausartete. — Selbst bei O., dem ehrlichsten

und lautersten von allen, kann man kaum sagen, daß ihn der Glaube gefördert habe in seiner Kunst. Weit eher wäre das Gegentheil richtig, da er ihm die unbefangene Freude an der Natur verkümmerte, mit der Liebe zum Vaterland. Dem entging selbst Cornelius nicht, der sich doch von diesem fanatischen Treiben mehr und mehr entfernte. — Die Fresken in der Casa Bartholdy und dann in der Villa Massimi führten indeß O. und Cornelius jetzt noch einmal zusammen. Der Erstere übernahm da den „Verkauf Josef's durch die Brüder" und die „sieben mageren Jahre". Beide sind vortrefflich ausgefallen; die sieben mageren Jahre zeigen umso grandioseren Ernst, als O. noch eben solche Scenen des Elends im römischen Gebirge gesehen, wo Hungersnoth herrschte. Auch der Verkauf ist kaum weniger gelungen; besonders der Josef selber ist eine höchst liebenswürdig erfundene und auch vortrefflich modellirte Figur. Wiederum an Pinturrichio am meisten erinnernd, sind doch auch noch viele Anklänge an die germanische Art da, das Ganze aber muthet unstreitig wie das Erzeugniß einer neuen Renaissance an, hat die ganze keusche und schüchterne Schönheit einer solchen. Das zuviel der Nachahmung zeigt sich nur darin, daß es nach Art der Altdeutschen fromme Salbung sogar bei den Schuften zeigt, die den eigenen Bruder verkaufen. Hatten sich doch diese „Lucasbrüder" oder „Nazarener" sogar im Leben dasselbe gehaltene und gelassene, fromm die Augen niederschlagende oder einen nur von unten herauf anblickende Wesen, dieselbe stolze Demuth angewöhnt, wie man sie an Jesuiten und Pietisten ganz gleichmäßig beobachten kann, ja bei allen denen, die heimlich Wein trinken und öffentlich Wasser predigen. — O. unterschied sich von solchen indeß dadurch, daß es ihm heiliger Ernst war mit der Verleugnung der sündigen Weltlust, ja daß er in seiner arglosen Uneigennützigkeit beständig ausgebeutet wurde. Als sein wachsender Ruf im Vaterlande ihm allmählich immer mehr Bestellungen verschaffte, geschah das nur noch häufiger. In dieser Zeit von 1813—16 entstanden auch die schönen Compositionen der „Grablegung" und „Kreuztragung" Christi, wo er dicht an Perugino und Rafael hinstreift. Ebenso noch eine ganze Anzahl kleinerer gezeichneter Compositionen. — Als indeß Napoleon, 1815, zurückkehrte, so regte sich doch die Vaterlandsliebe wieder so stark in ihm, daß er zurück nach Lübeck und im hanseatischen Contingent den Kampf mitmachen wollte, auch nur mit Mühe davon ab- und „zu christlicher Ergebung" zurückgebracht ward, während Ph. Veit, Schadow und viele andere wirklich zu den Waffen griffen oder schon früher gegriffen hatten. — Freilich nahm die „romanisirende" Tendenz nachher sehr bald wieder überhand.

Der wohlverdiente Beifall, den die Fresken der Casa Bartholdy fanden, ermunterte jetzt O., sich auch bei den weltlichen Aufgaben zu betheiligen, die den jungen, 1818 durch Julius Schnorr verstärkten Malern in den Bildern zu Tasso in der Villa Massimi gestellt wurden. Ueberdieß hatte sich der bereits 29jährige Maler zum ersten Male verliebt — in die schöne Wienerin Nina Hartl, die zu Besuch nach Rom gekommen war, und die er dann im Herbst 1818 heimführte. Die Ehe war eine glückliche, obwol durch beständige Krankheit der Frau, wie der früh gestorbenen Mädchen und des einzigen Söhnleins, dann durch vielfache Noth nicht ungetrübte.

Wahrscheinlich verdankt man es dieser Rückkehr von der Ascese zur Natur, daß diese von ihm jetzt in Villa Massimi ausgeführten Bilder einen solch seltenen Reiz erhielten. So der Kampf Gildippens mit Argant, bei welchem ganz weltlichen Vorwurf er aufs überraschendste aus der Rolle des Augenniederschlagens fällt und die sprühendste Lebendigkeit mit einer keuschen Grazie verbindet, die ganz und gar an die italienische Frührenaissance erinnert. Ebenso reizend, mit fast jungfräulicher Zartheit sind „Sofronia und Olinth" auf dem

Scheiterhaufen von Chlorinde gerettet. Zu diesen Wandbildern malte O. dann noch an der Decke die Taufe der Chlorinde durch Tancred, das befreite Jerusalem, Rinaldo und Armida, Erminia's Ankunft bei den Hirten u. A. m., immer mit demselben jugendlich keuschen Reiz, der so anziehend wirkt. Kein Zweifel, daß O. auf diesem Pfade romantischer Weltlichkeit fortgehend der Kunst vielleicht noch mehr geleistet hätte, als bei seiner späteren Beschränkung auf ausschließlich religiöse Gegenstände. Schon darum, weil er hier frei zu schaffen genöthigt war, statt dort beständig Rafael nachzuahmen.

Dazwischen hinein entstanden dann immer noch eine Menge biblischer Compositionen und Zeichnungen, wo die rein idyllischen immer am besten geriethen. So Boos, der die Ruth erblickt, wo letztere die Züge der Braut zeigt und auch die der Campagna entnommene Landschaft sehr schön ist, wie fast immer bei Overbeck. Ebenso eine Ruhe auf der Flucht nach Egypten, die Auferweckung des Lazarus, Jakob und Rahel u. A. m. Nach dem schon erwähnten Einzug Christi aber entstand 1826 die große Composition des „Lasset die Kleinen zu mir kommen". Geschickter angeordnet als der Einzug steht sie an Naturgefühl doch hinter diesem zurück, die fromme Salbung muß es bereits zu oft ersetzen. Ebenso bei einem in der Wüste predigenden Johannes.

Schon 1821 hatte Cornelius seinen Freund vergeblich nach Düsseldorf zu bringen gesucht, 1826 versuchte er es mit München, doch abermals umsonst. Denn während O., der bis jetzt vom Papstthume nicht die mindeste Förderung erhalten hatte, geneigt war, zu gehen und schon zugesagt hatte, setzte sich die kränkliche Frau entschieden dagegen und ihren Willen umso eher durch, als sie in allen nicht künstlerischen Dingen längst das Scepter führte. Es ist dieß umso mehr zu bedauern, als O., dem Vaterlande wiedergewonnen, ohne Zweifel eine gesundere Richtung genommen hätte. — Dagegen sammelte sich jetzt in Rom nach und nach eine große Schule um ihn, unter der Steinle besonders sich seine Art vollständig aneignete, von der aber auch Victor Orsel, Hipolyt Flandrin in Frankreich, Führich, Deger, Kuppelwieser in Deutschland, die Italiener Colombo und Casolani, Cordella, dann Ludwig Seitz und Rohden in Rom, ja fast alle christlich romantischen Maler unserer Zeit mehr oder weniger berührt sind, wie denn sein Styl geradezu typisch für diese Neukatholiken geworden ist.

Statt nach München zog er nun in den nächsten Jahren im Sommer nach Perugia, was zu einer seiner besten Arbeiten führte. Er malte nämlich als Votivbild in der Vorhalle von Santa Maria degli Angeli bei Assisi das Rosenwunder des heiligen Franziskus. Dasselbe ist sein größtes Freskobild geworden, und sicherlich eine Composition so voll Reinheit und Liebenswürdigkeit, daß sie an die besten Prärafaeliten hinstreift, ja selbst Fiesole gehören könnte, wenn auch das feine Naturstudium fehlt, welches kein damaliger Italiener, selbst der fromme Mönch von San Marco nicht, vernachlässigte. Ganz charakteristisch für das Verhalten der Italiener zu dem deutschen Maler ist, daß ihm die Mönche des Klosters nach der Vollendung des geschenkten Bildes noch eine lange Rechnung für gehabte Auslagen präsentirten.

Wie sich O. zu seinem Vorbild Rafael verhält, sieht man am besten an der kurz vorher, 1825 gemalten, jetzt in der Münchener Neuen Pinakothek befindlichen heiligen Familie, die allerdings sehr an dessen Mad. Canigiani erinnert, aber freilich nicht entfernt an deren geistreiche Freiheit und ihr Naturgefühl hinreicht. Bald darauf ward die eben daselbst zu sehende „Italia und Germania" vollendet, die indeß beide des Veit prächtiger Composition nicht gleichkommen. — Dann ward ihm 1830 die große Himmelfahrt Mariä

für den Kölner Dom bestellt, wie er denn sein lebenlang von den Bestellungen zehrte, welche ihm das Vaterland gab, da sich Italien gar nicht um ihn kümmerte, so wenig als das Papstthum, das die deutschen Schwärmer lediglich benützte. —

Durch Cornelius bewogen besuchte der Meister 1830 zum erstenmal, in Gesellschaft des dahin Zurückkehrenden, wieder Deutschland. Ueberall von den Künstlern hochgefeiert, gefiel es ihm doch nicht sehr, ja er mochte nicht einmal die eigene Heimath nach dem Tode der Eltern mehr besuchen. Der Kampf der Parteien im Vaterland stieß den an stillen Frieden Gewöhnten ab. Denn wenn derselbe in Italien auch viel ärger tobte, so brauchte er als Fremdling, welcher er zeitlebens blieb, sich nicht daran zu betheiligen. Dagegen erhielt er jetzt in Frankfurt für das Städel'sche Institut jenes große Bild bestellt, welches ihn fortan neun Jahre beschäftigen sollte: den „Triumph der Religion in den Künsten". In der Anordnung eine auffallende Nachahmung der Disputa Rafael's, ist es doch seine bedeutendste Leistung in der Oelmalerei und bei aller Einseitigkeit seiner Auffassung ein hochachtbares Kunstwerk geworden. Wie die Disputa in eine obere, den offenen Himmel zeigende, und eine untere, hier die christlichen Künstler und ihre Protectoren enthaltende Hälfte zerfallend, hat die letztere allerdings auch die Kälte solcher allegorisirenden Compositionen, wo kein Mensch etwas wirklich thut, sondern alle nur sich und Andere symbolisch langweilen. Muß man sich daher hier an einzelnen prächtig erfundenen Gestalten erfreuen, so ist doch weit werthvoller die obere Hälfte des Bildes, mit der Himmelskönigin in der Mitte, die sehr beschäftigt, außer dem Halten des Kindes, auch noch den Herren unten den Marianischen Lobgesang aus einem Buche vorzulesen hat. — Nichtsdestoweniger ist doch der Geist, der uns aus dem Ganzen entgegen weht, ein so ernster und edler, daß Niemand dies Werk ohne Hochachtung betrachten wird, wie viele Räthsel es ihm auch aufgebe. Bezeichnend ist, daß O. ein kleines Buch schreiben mußte, um der Welt zu erklären, was seine Figuren alles thun oder beabsichtigen, und komischerweise dabei demselben Rafael, den er doch so sehr verehrte und studirte, bittere Vorwürfe über seinen vermeintlichen späteren Abfall machte. — Offenbar, weil dieser sich im täglichen Umgang mit der hohen römischen Clerisei allmählich eine Freiheit des Geistes aneignete, die allerdings sehr nach Ketzerei schmeckt und von der O. sicher weit entfernt blieb, der dem Papstthum gegenüber das Sacrificio dell' Intelletto unbedingt brachte.

Noch während er an dem großen Bild beschäftigt war, malte er auch eine Vermählung Mariä für den Grafen Raczynski und einen Besuch der Maria bei Elisabeth. Kaum hatte er diese Gemälde vollendet, so verlor er den einzigen hoffnungsvollen Sohn, und nur die eifrigste Arbeit vermochte ihn zu trösten. So entstunden jetzt sechzehn Cartons von Aposteln und Evangelisten für eine Capelle des Fürsten Torlonia, eine große Anzahl von Compositionen für Glasmalereien, dann eine Passionsgeschichte für den Stich. Ebenso ein großes Oelbild des ungläubigen Thomas. Endlich beschäftigte ihn von 1843—55 jene Reihe von 40 Zeichnungen zu den Evangelien, die im Besitz des Baron Lotzbeck in Weyern, später leider verbrannt sind. Zur Vervielfältigung durch den Kupferstich bestimmt und von Keller und seiner Schule vortrefflich gestochen, haben sie eine unermeßliche Verbreitung erlangt und auch verdient, da sich hier sein Styl vollkommen abgeklärt hat und zwischen Fiesole und Rafael etwa die Mitte haltend zeigt. Ueberdieß stört einem bei dem kleinen Format die Leere nicht, die bei seinen großen Figuren der Mangel an Naturstudium nothwendig nach sich zog. — Dagegen ist so viel Rührendes, tief und wahr Empfundenes in diesen mit bewundrungswürdigem Stylgefühl und rhythmischem Sinn gezeichneten Compo=

sitionen, daß sie einem die höchste Achtung einflößen, zu den reinsten Perlen deutscher Kunst gerechnet werden müssen. Selbst wenn man nicht verkennt, daß da auch Gemachtes mit unterläuft, sicherlich nicht aus frommer Heuchelei, die der echten Religiosität Overbeck's völlig ferne lag, sondern weil er, wie die ganze Schule, dem Rhythmus der schönen Linie die Wahrheit und Unmittelbarkeit des Ausdrucks häufiger opfert, als dies seine classischen Vorbilder jemals thaten. Indeß ist der Cyclus keineswegs arm an direct dem römischen Volksleben abgelauschten Zügen und auch darum jedenfalls eines der schönsten Denkmale dieser Kunstrichtung, wie man denn überhaupt die große Bedeutung des Künstlers durchaus in seinen Zeichnungen, nicht in seinen Gemälden zu suchen hat. Dies zeigte sich auch an dem einzigen Bild, das er für den Papst jemals zu malen bekam, einem sich seinen Verfolgern entziehenden Christus, das eine Decke im Quirinal schmückend, jetzt mit einer Tapete überdeckt sein soll. Dann vollendete er auch endlich die große Himmelfahrt Mariä für den Cölner Dom, ein überaus figurenreiches Bild. Diese grenzenlose Thätigkeit ist umso verdienstlicher, als ihn in dieser Zeit auch noch der Verlust seiner ihm dreißig Jahre so treu zur Seite gestandenen Gattin, dann ein langwieriges Augenübel traf. Machte er doch von da an den Eindruck eines halb der Erde entrückten, nur vom mächtigen Geist und Willen noch aufrecht erhaltenen Mannes.

Er wäre nun ganz verlassen gewesen, wenn ihn nicht ein deutscher Convertit, der Bildhauer Hofmann und seine Frau in ihre Familie aufgenommen, letztere sich ihm ganz gewidmet und so dem Einsamen eine anregende Häuslichkeit bereitet hätte, in der er nach langen traurigen Jahren förmlich wieder auflebte. Verjüngt dadurch, besuchte er 1855 sogar Deutschland zum zweitenmal, um sein großes Bild für den Dom nach Cöln zu bringen. Ueberall hoch gefeiert, gefiel es ihm nunmehr sogar viel besser als das erste Mal; er blieb monatelang an verschiedenen Orten und sprach sich, zurückgekehrt, sehr befriedigt über seinen Besuch aus, wie er denn weit entfernt war, sich jemals so zu verwälschen, als, charakterlos genug, so viele Deutsche es in Paris und London thun. Er erhielt im Gegentheil den Zusammenhang mit dem Vaterland immer nach Kräften aufrecht und fühlte sich durchaus als Deutscher, wie denn auch fast alle seine Arbeiten nach Deutschland gingen. Es waren deren gerade in dieser letzten Periode sehr viele, allerdings meist Zeichnungen, bisweilen leicht und geistvoll colorirt, die indeß merkwürdigerweise durchaus keine Altersschwäche zeigen. So 14 Blätter zur Passionsgeschichte, in denen die Auffassung Christi an Tiefe und Schönheit alles von ihm früher geleistete übertrifft, allerdings auch wiederum Rafael's Spasimo entlehnt erscheint. Dann Cartons zu den „sieben Sacramenten" die nach Art der Rafael'schen zur Anfertigung von Gobelins bestimmt, leider nicht zur Ausführung kamen, wie ihm denn niemals mehr eine größere Arbeit von der römischen Clerisei bestellt ward, während der Papst im Vatican die größten Wandflächen von Italienern mit unglaublich leerem Zeug bedecken ließ. Das ist nun umsomehr zu bedauern, als gerade diese Cartons, wo allemal die Hauptscene von einer Reihe kleinerer eingerahmt wird, die reizendsten Compositionen enthalten, eine wahre Schatzkammer köstlicher Erfindungen sind, welche jetzt die Nationalgalerie und die N. Pinakothek schmücken. Von Oelbildern entstunden in dieser Zeit noch ein Johannes, der sich an Christi Brust geworfen, ferner eine Krönung Mariä für den Kaiser Max von Mexico, u. A. m. Seine letzte große Arbeit waren eine Anzahl Cartons für die Kathedrale von Diakovar, die sein Schüler Ludwig Seitz dann gemalt hat, und an denen arbeitend er seinen Lebensabend zubrachte. Nicht ohne noch einen dritten Besuch

in Deutschland zu machen, jedoch auch diesmal Lübeck vermeidend, von dem ihn offenbar die Aussicht abschreckte, dort nur Gräber zu treffen.

Grenzenlos uneigennützig, ist O. arm geblieben und mußte bis zuletzt buchstäblich sein täglich Brot verdienen, trotz seiner großartigen Productivität, da das Papstthum, zu dessen Befestigung er mehr als irgend ein anderer beigetragen, sich damit begnügte, ihm dafür seinen Segen zu geben. — So lebte er, unaufhörlich schaffend, bis er ruhig und kampflos, ein Gebet auf den Lippen, in der Nacht vom 12. zum 13. November 1869 verschied, nachdem er noch eben an einem „jüngsten Gericht“ gearbeitet. Wenn irgend ein Mann, so hätte dieser edle Charakter den Anspruch, ein Heiliger zu heißen, ob der Lauterkeit seines Wesens, der Reinheit seines Willens, der Makellosigkeit seines Lebens! —

Mißt man O. nach der Wirkung, die er auf die gläubigen Zeitgenossen gehabt, so muß man sie allerdings noch weit größer nennen, als die des Cornelius, was einerseits mit der innerlich abgeschlossenen, die reinste, edelste Empfindung athmenden Art seiner Schöpfungen zusammenhängt, andererseits aber auch mit der größeren Formenschönheit, die sie auszeichnet. Unstreitig sind denn auch seine Werke der vollendetste künstlerische Ausdruck der großen katholischen Reaction seit Anfang dieses Jahrhunderts, haben derselben einen so unermeßlichen Vorschub geleistet, wie die keines zweiten Künstlers, da die ganze neukatholische Kunst auf ihnen fußt. Allerdings haben sie so wenig wie diese Reaction selber wirklich neue Seiten zu entwickeln vermocht, sie besitzen, wie hochachtbar auch immer, durchaus den Charakter des Epigonenthums. Aber nach der verbuhlten und seelenlosen, gründlich verlogenen christlichen Kunst des vorigen Jahrhunderts waren sie jedenfalls ein ungeheurer Fortschritt, den diese Kunst ganz allein dem deutschen Geiste verdankt. — Pecht.

Overberg: Bernard Heinrich O., katholischer Pädagoge, geb. am 1. (nicht 5.) Mai 1754 in der Bauerschaft Höckel, Kirchspiel Voltlage, im Osnabrückischen, † am 9. November 1826 zu Münster. Die Eltern Overberg's waren arm: der Vater war Hausirer (er starb während seiner Studienjahre), die Mutter hielt einen kleinen Kramladen; daher hieß O. als Knabe „Krämers Bernd“. In seinen Kinderjahren war er sehr schwächlich, verrieth auch wenig Talent. Nachdem er bei einem Geistlichen in Voltlage den ersten Unterricht im Lateinischen erhalten, kam er im Herbst 1770, schon sechszehn Jahre alt, in die zweite Classe des von den Franciscanern zu Rheine geleiteten Gymnasiums. Die beiden letzten sog. philosophischen Classen des Gymnasiums absolvirte er 1774—76 zu Münster, wo er Hauslehrer bei dem Hofrath v. Münstermann war. Im Herbst 1776 begann er dort die theologischen Studien. Am 20. December 1779 wurde er von dem Münster'schen Weihbischof d'Alhaus zu Rheine zum Priester geweiht. Er blieb nun noch einige Monate im Priesterseminar. Aus Anlaß der Wahl des Erzherzogs Maximilian Franz zum Coadjutor des Kurfürsten Maximilian Friedrich für Köln und Münster (16. August 1780) verfaßte O. unter der Leitung des Professors der Kirchengeschichte, des Exjesuiten Clemens Becker, eine kirchenrechtliche Dissertation über die Coadjutorwahlen, die er unter Becker's Präsidium vertheidigte („Dissertatio canonica de electionibus coadjutorum episcopalium, publice propugnata praeside Cl. Becker et defendente B. Overberg“). Einen akademischen Grad hat O. weder damals noch später erhalten. Der kaiserliche Wahlcommissar Graf Metternich, dem er ein Exemplar der Dissertation überreichte, schenkte ihm 17 Louisd'or und erbot sich, ihn dem Coadjutor für eine geistliche Pfründe zu empfehlen. O. erklärte aber, er wünsche zunächst Hilfs=

geistlicher, später Pfarrer auf dem Lande zu werden. Im Herbst 1780 wurde er Caplan zu Ewerswinkel bei Münster mit freier Station bei dem Pfarrer und einem baaren Gehalte von 30 Thalern. Der schon bejahrte Pfarrer überließ ihm den ganzen Religionsunterricht und Overberg's hervorragende Befähigung zum Unterrichten wurde nun bald in weiteren Kreisen bekannt. Der Generalvicar (frühere Minister) Franz von Fürstenberg (s. A. D. B. VIII, 240) wohnte im Juni 1782 an einem Sonntag ungesehen der Katechese Overberg's bei und bot ihm dann sogleich die Leitung der von ihm geplanten Normalschule an. O. lehnte anfangs ab, willigte aber, da Fürstenberg seinen Antrag dringender wiederholte, im Mai 1783 ein; seinem Wunsche entsprechend wurde ihm ein Gehalt von 200 Thalern bei freier Station im bischöflichen Seminar zugesichert. Die Ernennungsurkunde wurde von dem Kurfürsten am 2. August unterzeichnet und in demselben Monate begann O. seine Thätigkeit. Die Normalschule war ein Lehrcursus, der alljährlich im Seminargebäude während der vom 21. August bis Anfang October dauernden Herbstferien von je 20 bis 30 angehenden oder bereits angestellten Lehrern und Lehrerinnen, von den meisten mehrere Jahre nach einander, besucht wurde. Vormittags wurde drei Stunden in der Religion und Pädagogik, Nachmittags drei Stunden in biblischer Geschichte, Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w. unterrichtet. Anfangs ertheilte O. den ganzen Unterricht; später übernahm ein Hilfslehrer, der Geistliche Anton Wiggermann, die Nachmittagsstunden. Am Ende des Cursus fand eine Prüfung statt, von deren Ausfall die Anstellung bezw. die Höhe der Gehaltszulage für die Lehrer abhing. O. hielt diesen Cursus, der ein an sich sehr unvollkommenes, aber unter einer Leitung wie die seinige sehr werthvolles Surrogat für ein Lehrerseminar war, bis zu seinem Tode 43 Jahre lang jeden Herbst, auch in den Kriegsjahren im Anfange des Jahrhunderts. — Im J. 1785 wurde O. Beichtvater der sog. lotharingischen Klosterjungfern und Vicar an ihrer Kirche. In der von ihnen geleiteten Freischule und in ihrem Mädchenpensionate ertheilte er 27 Jahre lang regelmäßig Unterricht, in ersterer namentlich in der biblischen Geschichte und im Rechnen. Sonntags hielt er in ihrer Kirche Katechesen, die auch von Erwachsenen aus allen Ständen fleißig besucht wurden. 1786 wurde er auf die dringende Empfehlung Fürstenbergs zum Synodalexaminator ernannt.

Von 1789 an wohnte O. fast zwanzig Jahre in dem Hause der Fürstin Gallitzin (s. A. D. B. VIII, 338), die ihn zu ihrem Beichtvater und Gewissensrathe gewählt hatte. 1791 begleitete er sie auf ihrer Reise nach Hamburg und Wandsbeck. Durch die Fürstin wurde er mit den zahlreichen hervorragenden Männern bekannt, die mit ihr verkehrten. Er gewann die Hochachtung aller; selbst Voß bezeichnete ihn als ein „Bild altdeutscher Redlichkeit“. Am 1. Juni 1800 legten Friedrich Leopold Stolberg und seine Gemahlin in der Hauscapelle der Fürstin vor O. das katholische Glaubensbekenntniß ab.

Die Schriften, welche O. zur Hebung des Volksschulwesens von 1788 an veröffentlichte, sind folgende: „Neues A-B-C, Buchstabir- und Lesebuch für die Schulen Münsterlands“, 1788; „Anweisung zum zweckmäßigen Schulunterricht für die Schullehrer im Hochstift (in den späteren Auflagen: im Fürstenthum) Münster“, 1793 (3. Aufl. 1798, mit einer „Abhandlung vom Belohnen und Strafen“; 4. Aufl. 1804, mit zwei Zugaben; 9. Aufl. 1861); „Biblische Geschichte des Alten und Neuen Testaments“, zwei Theile 1799; „Katechismus der christkatholischen Lehre zum Gebrauche der kleineren Schüler“, und „Katechismus . . . der größeren Schüler“, 1804; „Christkatholisches Religionshandbuch“, zwei Theile, 1804 (7. Aufl. 1854). Gesammtausgaben der Schriften für Schulen erschienen in sechs Theilen 1807 und 1825. Von der „Anweisung“

wurden 1793 auf Kosten des Landes 500 Exemplare, von dem „Religionshandbuch“ auf Kosten der preußischen Regierung eine Anzahl von Exemplaren an Lehrer und Lehrerinnen vertheilt. Die Fibel und die Biblische Geschichte wurden durch die Fürstenberg'sche „Schulverordnung“ vom J. 1801 (s. A. D. B. VIII, 241) zum ausschließlichen Gebrauch vorgeschrieben; auch die Katechismen wurden in den Münster'schen Schulen eingeführt. Von diesen und der Fibel ist eine Reihe von Auflagen erschienen; später wurden sie stereotypirt. In den letzten Jahrzehnten wurden in Münster Neubearbeitungen der Katechismen und der Biblischen Geschichte (diese von Wilh. Erdmann, zuerst 1873) gedruckt. Die Schulbücher von O. wurden auch in den katholischen Schulen in anderen Gegenden von Deutschland, in Uebersetzung auch in Holland gebraucht. Von der „Anweisung“ erschien in Lüttich eine französische Uebersetzung in zwei Auflagen. Sie fand auch bei protestantischen Pädagogen Anerkennung; die Jenaer Litteraturzeitung empfahl sie 1793 sogar zur Verbreitung in protestantischen Gegenden. Das „Religionshandbuch“ wurde 1805 in den Göttinger Gelehrten Anzeigen sehr anerkennend besprochen, dagegen in Nicolai's Deutscher Bibliothek scharf angegriffen (B. Rensing, Apologie der Schriften des Herrn B. Overberg wider die Recensionen derselben in dem 1. Stück des 100. Bandes der Neuen allg. deutschen Bibliothek, 1808). — Außer den genannten Schriften veröffentlichte O. nur noch „Kleiner Haussegen oder gemeinschaftliche Hausandacht“, „Ueber die Moden. Gespräche einer Lehrerin mit ihren Pensionären“, beide 1807, und einige Aufsätze in Zeitschriften.

An der erwähnten „Verordnung für die deutschen und Trivialschulen des Hochstifts Münster vom 2. September 1801“ hatte O. in den Jahren 1799 bis 1801 mitgearbeitet; er wurde auch Mitglied der durch sie errichteten „Land- und Trivialschulen-Commission“. — Nach dem Tode der Fürstin Gallitzin (23. April 1806) behielt O. noch einige Jahre seine Wohnung in ihrem Hause bei ihrer Tochter Marianne (Mimi). Im J. 1809 wurde er zum Regens des Priesterseminars, gleichzeitig zum Dechanten in Ueberwasser, ernannt. Er wirkte nun noch 17 Jahre ebenso segensreich für die Bildung der Candidaten des geistlichen Standes wie für das Schulwesen. Als im J. 1816 die Schulcommission zu einer Abtheilung der königlich preußischen Regierung umgestaltet wurde, wurde O. zum Consistorialrath und Mitglied der Regierung für Schulangelegenheiten ernannt. Im J. 1818 verlieh ihm der König den rothen Adlerorden 3. Classe; im J. 1826 ernannte er ihn zum Oberconsistorialrath und Ehrenmitglied des Provincial-Schulcollegiums. Bei der Errichtung des neuen Domcapitels im J. 1823 wurde ihm das zweite Canonicat angeboten; er lehnte es ab, weil Alter und schwache Gesundheit ihn hinderten, die damit verbundenen Verpflichtungen zu erfüllen; die geistliche Obrigkeit, fügte er bei, würde ihn zwar von dem Chorbesuche dispensiren können, er wolle aber nicht Anlaß dazu geben, daß die neue Ordnung mit Dispensationen beginne. Er wurde darauf zum Ehrendomherrn ernannt. — Im J. 1825 wurde das erste Lehrseminar für Westfalen in Büren errichtet. O. erklärte: schon länger als ein Vierteljahrhundert habe er danach geseufzt, besonders am Ende jedes Normalcursus, weil ihm dann die Unzulänglichkeit dieses Interimsbehelfes am lebhaftesten aufgefallen sei. Im Herbst 1826 hielt er den letzten Normalcursus; er schloß ihn am 7. November, zwei Tage vor seinem Tode. Im J. 1828 wurde ihm in einem Hofe des Priesterseminars ein bescheidenes Denkmal gesetzt; in den Inschriften wird mit Recht gesagt: „Lehrer der Lehrer während 43 Jahren. So ward ihm vergönnt, der Wohlthäter des ganzen Münsterlandes zu werden. Sein heilbringendes Wirken hemmte des Landes Grenze nicht. Ein großer

Theil von Deutschlands Jugend wird fort und fort nach seinem Lehrplan unterrichtet. Er förderte das Reich Gottes durch Wort und That. Trost, Rath und Hilfe hat er Unzähligen gespendet. Nicht Einen schloß er je von seiner Liebe aus".

Nach Overberg's Tode erschienen noch: „Vollendung des Laufes der geliebten Amalia Fürstin von Gallitzin", in der Würzburger Zeitschrift Athanasia. N. F. X (1839), S. 216—249. „Sechs Bücher von dem Priesterstande. Betrachtungen, gehalten in dem bischöflichen Seminar zu Münster, nach einer von dem sel. Verfasser nachgelassenen Handschrift herausgegeben", 1858.

B. Overberg, in seinem Leben und Wirken dargestellt von einem seiner Angehörigen (J. Reinermann), 1830. — C. Krabbe, Leben B. Overbergs, 1831 (3. Aufl. 1864, ins Französische und zweimal ins Englische übersetzt). — H. Schubert, Erinnerungen an B. Overberg und G. M. Wittmann, 1835. — E. Raßmann, Nachrichten von Münsterl. Schriftst., 1866, S. 248; N. F. S. 262. — H. Zöckler in der Real-Encyklopädie für prot. Theol., 2. Aufl., XI, 148. — Die Schriften über Fürstenberg und die Fürstin Gallitzin (s. A. D. B. VIII, 244. 345), besonders J. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde, 1880, und (desselben) Aufsätze in den hist.-pol. Blättern, 83. Band (1879), S. 405. 561. 641.

Reusch.

Overcamp: Timotheus Christian Wilhelm O., als Polyhistor und Universitätslehrer ausgezeichnet, ward zu Greifswald am 25. Januar 1743 geboren und starb ebendaselbst am 1. März 1828. Sein Vater war der mit Hedwig Ulrika, einer Tochter des Superintendenten Dr. Lütckemann zu Greifswald, vermählte Professor der orientalischen Sprachen zu Greifswald, Georg Wilhelm O., geb. 9. Januar 1707 zu Stralsund, † am 27. Juli 1790 zu Greifswald. Selbiger war vorher Adjunct der philosophischen Facultät in Jena, als solcher durch wissenschaftliche Abhandlungen bekannt geworden, und sodann, nach Greifswald berufen, im J. 1739 zum ordentlichen Professor ernannt worden. Schriftstellerisch that er sich durch Veröffentlichung von Dissertationen (s. Dähnert's Kataloge Th. II, pag. 248) hervor, und stiftete nicht nur ein Universitätsstipendium, sondern von warmem Interesse für die ärmeren Volksclassen beseelt, auch eine Schule, deren Dotation noch alljährlich dem bezeichneten Zweck zu Gute kommt, weshalb ihm auf dem Friedhofe zu Neuenkirchen bei Greifswald, woselbst er begraben liegt, ein am 27. Juli 1886 enthülltes Denkmal, bestehend in einem schwarzen Granitobelisken mit entsprechender Widmung, gesetzt wurde. Nachdem Timotheus O. seine Vorbildung in classischen und morgenländischen Sprachen und der darauf begründeten humanistischen Kenntniß durch seinen Vater und den Adjuncten der philosophischen Facultät, M. Jordan, erlangt hatte, studirte er seit 1753 in Greifswald und vertheidigte schon 1754 unter seinem Vater in Gegenwart der königlichen akademischen Visitation eine philosophisch-exegetische Dissertation zu allgemeinem Beifall. In der Philosophie und Dogmatik waren Peter Ahlwardt, in der Mathematik, der theoretischen und Experimentalphysik und Astronomie Andreas Mayer und Röhl, in der Litterärgeschichte und Litteratur sowie in allen historischen und statistischen Wissenschaften Dähnert, in der Rechtsgeschichte und in den Institutionen der Adjunct Dr. Brandanus Engelbrecht seine Lehrer. Auch die Naturwissenschaft in allen ihren Verzweigungen zog er in den Kreis seiner Studien und trieb unter M. Wilkens' Anleitung Naturgeschichte, Botanik und Mineralogie, nach Scheffel's Unterweisung theoretisch-praktische Chemie, ja er machte sogar den

normalen medicinischen Cursus praktisch wie theoretisch unter Scheffel, Böckmann und Westphal durch, so daß er es in seinen akademischen Studien auf den Polyhistor in der weitesten Bedeutung des Wortes angelegt zu haben scheint. Noch während seines Trienniums hielt er bei feierlichen Gelegenheiten Namens der Universität mehrere lateinische Reden, z. B. 1758 zur öffentlichen Begehung der Jubelfeier der vor 300 Jahren gestifteten jenaischen Universität, welche Rede auf dortiges Verlangen dahin gesandt und den gedruckten Jubelacten einverleibt ward, ferner 1760 auf das Geburtsfest König Adolf Friedrichs, als damaligen Landesherrn. Im J. 1758 erhielt er von der philosophischen Facultät die Erlaubniß, über Philosophie, Mathematik und classische Humanitätsstudien Vorlesungen zu halten, und setzte diese Thätigkeit bis 1763 fort. In demselben Jahre promovirte er und habilitirte sich darauf durch eine philosophische Druckschrift physikalischen Inhalts, die auch auswärtig mit Beifall aufgenommen ward. Erst jetzt besuchte er fremde Universitäten und wandte sich zunächst nach Halle, woselbst er zu Meier, einem Zöglinge Alex. Baumgartens, mit welchem Letzteren er schon von Greifswald aus einen wissenschaftlichen, für ihn sehr belehrenden lateinischen Briefwechsel geführt hatte, in einen ebenso lehrreichen wie freundschaftlichen Umgang trat; auch hörte er Stiebritz und Franke, in der höheren Mathematik und Astronomie Segner, in dessen Hause er heimisch ward, in der Physik Eberhard, in der orientalischen Litteratur den Freund seines Vaters Michaelis und auch Dr. Simonis, in der Pädagogik Müller, in der Chemie und Mineralogie Madai, in der Geschichte und deren Hilfswissenschaften Joachimi, in der Medicin Böhmer und Wohlfahrt, auch benutzte er Lange's instructives Mineraliencabinet. Sodann besuchte er in Leipzig zugleich mit seinem Freunde Ernst Platner die Vorlesungen von Crusius, in der neutestamentlichen Exegese und Alterthumskunde waren Ernesti, in der classischen Philologie Worms, im Griechischen und Arabischen Reiske, in der Geschichte Böhme, in der Naturgeschichte Schreber, ferner Ebert und der Privatdocent Ludolph seine Lehrer. Auch hörte er Gellert's moralische und ästhetische Vorlesungen, disputirte wie in Halle öffentlich und war Mitarbeiter an den „commentarii de rebus in scientia naturali et medicina gestis". Von hier nach Berlin übersiedelnd, trieb er Physiologie unter Meckel, Anatomie unter Walter's Anleitung, hörte auch Sprögel, genoß den lehrreichen Umgang Sulzer's, Lambert's, Merian's, Süßmilch's und des ihm verwandten Spalding und kehrte dann Michaelis 1765 nach Greifswald zurück, wo er als Docent bei der philosophischen Facultät zahlreich besuchte Vorlesungen über philosophische, mathematische und philologische Wissenschaften hielt. Im J. 1766 zum Doctor der Medicin promovirt, kündigte er nach Veröffentlichung eines lateinischen Programms medicinische Vorträge an. Ehrenvolle Berufungen nach Göttingen durch v. Haller, nach Helmstädt durch Klügel und anderen Universitäten lehnte er ab und zog es vor, der heimathlichen Hochschule seine Kräfte dauernd zu erhalten, ward auch zwei Jahre darauf bei der medicinischen Facultät habilitirt, 1771 jedoch zum ordentlichen Adjuncten der philosophischen Facultät berufen, und im J. 1806 ordentlicher Professor der theoretischen und praktischen Philosophie. Seine Schriften, die ihrer Mehrzahl nach zur Schule der Wolffschen Philosophie gehören, finden sich bei Biederstedt aufgezählt.

Biederstedt, Nachrichten u. s. w., Stralsund 1822, S. 91—97. — Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald, 1857, S. 304. — D. W. Warnekros, Nachricht von der Overcamp'schen Freischule, Greifswald 1795.

Häckermann.

Overhage: Heinrich O., katholischer Volksschriftsteller, geb. im J. 1806 zu Ahlen in Westfalen, Regbz. Münster, † zu Werne im gleichen Regbz. am 23. November 1873. Er widmete sich dem Priesterstande, erhielt die Weihen im J. 1831 und wirkte dann von 1833 an ohne Unterbrechung in Werne zuerst als Caplan, seit 1848 als Pfarrdechant, später auch als königl. Schulinspector und Landdechant. Im J. 1871 wurde er durch die Würde eines Ehrendomherren ausgezeichnet. Seine schriftstellerische Thätigkeit bewegte sich nur auf dem Gebiete der katholischen Volkslitteratur durch wiederholte Umarbeitungen von Annegarn's Geographie und großer und kleiner Weltgeschichte und durch zahlreiche Erzählungen, die zuerst in verschiedenen Zeitschriften und dann gesammelt in 10 Bändchen als „Katholische Erzählungen“ bei Theissing in Münster von 1853 bis 1868 erschienen, aus denen die Verlagshandlung auch einen Auszug in 3 Bändchen unter dem Titel: „Münsterländische Kirchspiels- und Dorfgeschichten“ veranstaltete.

Handweiser zunächst für das katholische Deutschland. Jahrg. 1874, Nr. 149, S. 81. P. Ant. Weis.

Overweg: Adolf O., Afrikareisender, geb. am 24. Juli 1822 zu Hamburg, † am 27. September 1852 zu Maduari bei Kuka am Tsadsee im Lande Bornu. O. machte, nachdem er das Johanneum in Hamburg besucht, seine Studien in Bonn und Berlin, widmete sich hauptsächlich der Geologie und promovirte 1847 zu Bonn mit einer Schrift über den geologischen Bau der Umgegend von Siegen. Darauf setzte er unter Professor G. Rose's Leitung seine Studien fort und verdankte in erster Linie der Empfehlung dieses Gelehrten seine Anstellung als Begleiter der J. Richardson'schen Sudanexpedition, welche im December 1849 über Marseille und Bona nach Tunis ging, um von hier die Landreise nach Tripolis zu machen, ebenso wie die erste Unterstützung seitens der Berliner Gesellschaft für Erdkunde in der Höhe von 1000 Thalern. Die Cholera, um derentwegen die Insel Dscherba abgesperrt war, verhinderte die Ausführung dieses Planes und O. kam mit Barth, der nur infolge der Aufnahme Overweg's in die Expedition sich ebenfalls angeschlossen, am 18. Januar zu Tripolis an. Als Richardson hier einige Tage später eintraf, zeigte es sich, daß die Vorbereitungen zur Reise in den Sudan noch Wochen in Anspruch nehmen würden und die beiden Deutschen ergriffen die Gelegenheit, das Gariângebirge in einer 22tägigen Reise zu erforschen. Dieser Vorbereitungsausflug wurde zu einer Entdeckungsreise, da weder über die Topographie und Geologie noch über die historische Geographie dieses Gebietes auch nur Genügendes vorher bekannt gewesen. Man muß bedenken, daß in dieser Zeit die Auffassung der Sahara als eines großen Tieflandes, wenn nicht einer auf weiten Strecken unter dem Meeresspiegel liegenden Senke noch nicht überwunden war, um zu verstehen, daß die Bestimmung dieses Bergzuges als des erhobenen Randes der nordafrikanischen Wüsten-Hochebene allein schon eine Entdeckung von Gewicht und von bedeutenden Consequenzen für die Geographie war. Von O. stammt der seitdem übliche Name Gariân-Hochfläche. O. arbeitete allerdings mit unzulänglichen Instrumenten. Die Aneroide, welche Richardson mitgebracht, erwiesen sich als unbrauchbar und die Schwierigkeiten der Messung mit dem Kochthermometer, auf welche O. angewiesen war, sind bekannt. Immerhin gewann er Resultate, die weit über den bisherigen standen. Wichtig war aber vor allem die geologische Basis, welche er den topographischen Erhebungen zu geben vermochte. Wenn O. selbst nur Fragmente seiner Studien veröffentlicht hat, so erkennen wir doch aus Barth's Briefen, wie O. dessen topographische Auffassung bestimmt. „Mir treten nur die Verschiedenheiten der Gestaltung und die verschiedenen Ober-

flächen zum Bewußtsein", sagt jener in einem Briefe, den er nach der Reise in die Gariânberge schrieb. Auf dem von der gewöhnlichen Route abweichenden Wege über Garija und Wadi el Hessi, den die Expedition nahm, nach Mursuk ging O. zwei Drittheile zu Fuß, sammelte zahlreiche geologische Handstücke und bestätigte die erst nur geahnte Fortsetzung der Gariânhochfläche in das von Wadis an wenigen Stellen tiefer eingeschnittene und von einigen Tafelbergen überragte Wüstenplateau. Der Gebirgszug des westlichen Harudsch, den noch Kiepert kurz vorher eingezeichnet, verschwand vor seiner genauen Beobachtung ebenso wie die „Basaltkegel" Lyons', Denham's, Richardson's, welche sich als geschwärzter Sandstein erwiesen. Ebenso wie die Briefe Barth's, erfüllt auch die Overweg's in diesem ersten Theile der Reise der Ausdruck forschungsfreudiger Zuversicht. Der Weg nach Bornu liegt offen, aber die Reisenden sind entschlossen, „nicht diesen Weg zurückzukehren, sondern über Darfur oder Abyssinien oder aber, die ganze Höhenkette Centralafrikas durchschneidend, am indischen Meere wieder aufzutauchen" (Barth's Brief datirt Mursuk 20. Mai). O. schrieb an C. Ritter: „Jetzt habe ich wieder mit frohem Muthe den Wanderstab und den Hammer ergriffen" (datirt Tayretin 14. Juni 1850). Es ist bezeichnend, daß, während sie ihren Weg nach Westen nahmen, sie vorsichtshalber einen Darfurneger als Diener mietheten, um auf seine Sprachkenntnisse beim Rückweg über das obere Nilgebiet sich stützen zu können. In dieser Stimmung, welche körperliche Frische voraussetzt, schieden die Reisenden von Mursuk, wo bisher alle europäischen Reisenden schwere Krankheiten durchzumachen hatten. Der Weg über Aïr nach Bornu stellte O. die wichtigste Aufgabe, die dem Entdeckungsreisenden zufallen kann, Orte und Gebiete von bisher unbekannter oder verworrener Lage durch Bestimmung ihrer geographischen Länge und Breite zu fixiren. Die Karten dieser Region zeigten „unendlich falsche" Punkte, wie Barth speciell von Kiepert's Zeichnung von Aïr sagt und erfragte Wegverzeichnisse, wie sie z. B. Richardson geboten hatte, mußten als unbrauchbar bei Seite gelegt werden. O. lieferte die erste astronomische Bestimmung von Aïr, während Barth diese Landschaft, darin Richardson folgend, aber mit besseren Gründen, mit dem schon länger bekannten Asben identificirte. Die erst durch diese Barth-Overweg'sche Reise zum Rang einer wissenschaftlichen Erkenntniß erhobene Anschauung der West- und Centralsahara als eines vorwiegend gebirgigen Landes verdankt wesentlich O. ihre geologische und topographische Begründung. Leider hatte ihm die Beschleunigung der Reise von Mursuk bis Ghat, wo sie am 17. Juli ankamen, wenig Zeit zu eingehenderen Studien gelassen. Auch die ersten 14 Tage nach dem Verlassen Ghats war die Reise eine rasche, doch gelangen O. manche anziehende Beobachtungen, vorzüglich nach dem Uebergang aus dem Gebiet des Sandsteines in das des Gneises und Granites, der bei Egeri geschah. Während Barth immer nur mit halbem Herzen diesen Weg nach Westen zog, der ihm eine Ablenkung von der Hauptaufgabe, der Enthüllung der Wassersysteme Centralafrikas, zu sein schien, fand O. sich in der „wahrhaft imposanten, durchaus gebirgigen, von höheren und niederen Fels-(Granit-)zügen durchschnittenen Landschaft", rasch heimisch. Er athmete auf als er am 28. August von Selufiet, 3 Tagereisen von Tintellust, an C. Ritter schrieb: „So hätten wir denn die große Wüste hinter uns und ständen an dem Thore Sudans. Wir sind in eine neue Welt gelangt". Am 4. oder 5. September traf die Karawane der Reisenden nach gefährlichen Angriffen, die sie seitens der Kelui erfahren, in Tintellust, einem bisher selbst dem Namen nach unbekannten Orte, ein, wo sie, schlecht geschützt durch die schwachen Autoritäten, nur zufällig einem neuen Ueberfall entging. An der glücklich ausgeführten und ergebniß-

reichen Reise nach Aghädes, welche Barth in der Zeit des Wartens in Tintelluſt ausführte, betheiligte sich weder O. noch Richardson, sondern diese traten kurz vor der Rückkehr Barth's die Reise über Damergu nach Bornu an, waren aber sammt diesem, welcher schon nach wenigen Tagereisen sie einholte, gezwungen, noch Wochen im Gebiet von Aïr zu verweilen und erst am 12. December brachen sie von Tinteggäna auf, vereinigten sich zwei Tage darauf mit der Salzkarawane von Bilma, überschritten gerade am 1. Januar 1851 den ödesten Theil des Plateaus, welches sie vom tiefer liegenden Sudan trennte, erreichten kurz darauf die Grenze des Bornuanischen Tributstaates Damergu und lagerten vom 7. Januar an einige Tage an einer Lagune beim Dorfe Tadschelal. Um einen möglichst weiten Raum forschend zu umfassen, trennten sich hier die Reisenden am 11. Januar, indem nur Richardson geradeaus nach Kuka ging, während Barth Ende Januar 1851 in Kano ankam und sich erst von da über Gummel nach Kuka wandte. O. aber ging von Zinder westwärts nach Mariadi und Gober, kam am 1. April nach Zinder zurück und traf erst am 6. oder 7. Mai 1851 in Kuka ein, von wo Barth ihm entgegenritt, um ihm den Tod Richardson's († 3./4. März 1851) und gleichzeitig aber den ermuthigenden Empfang zu melden, den er selbst bei dem Scheich von Bornu gefunden und der nun auch O. erwartete. Während Barth sich zur Reise nach Adamaua rüstete, plante O. ein Vordringen nach Baghirmi, da das früher ins Auge gefaßte Kanem wegen der Feindschaft zwischen Bornu und Wadai und den gerade damals beginnenden Einfällen der Uled Sliman als kein günstiger Angriffspunkt erschien. Als Barth am 29. Mai 1851 von Kuka nach Adamaua aufgebrochen war, begann O. alsbald das mit Mühe soweit gebrachte Boot, auf welchem der Tsadsee untersucht werden sollte, mit Hülfe arabischer Zimmerleute in Stand zu setzen, und da der Scheich seinem Plane, die Inselvölker zu besuchen, sich günstig zeigte, ihm zu diesem Zwecke den Häuptling eines mit den unabhängigen Seebewohnern, den Budduma, befreundeten Kanembu-Ortes zuwies und Geschenke zum Tauschhandel freigebig zur Verfügung stellte, konnte O. am 28. Juni in Begleitung zweier Buddumaböte seine Fahrt antreten. Dieselbe ging von Brih, dem einzigen Orte am See, wo damals Bornuaner und Budduma friedlich verkehrten, nach den Inseln der Budduma, von denen er freundlich aufgenommen ward (30. Juni). Er landete auf mehreren Inseln, besuchte die Dörfer der Budduma und erreichte die Nähe der noch nie von einem Europäer besuchten Ostküste in einer doppelt so kurzen Entfernung als sie von Denham angegeben und den bisherigen kartographischen Darstellungen des Sees zu Grunde gelegt worden war. Er fand die Tiefe zu 10—15 Faden und das Wasser frisch und klar. Durch die Feindschaft zwischen den Bewohnern der Ostküste und den Budduma an eingehender Untersuchung der östlichen Theile des Sees verhindert, kehrte O. am 8. oder 9. August nach Maduari zurück. Ueber das letzte Lebensjahr Overweg's hat Barth, der am 22. Juli nach Kuka zurückgekehrt war, im 3. Bande seines großen Reisewerkes ausführlich berichtet. O. hatte im August 1851 (Petermann gab im Athenaeum vom 15. November 1851 den 8. August an) die Befahrung des Tsadsee abgeschlossen, die ihn nicht nur die physikalische Geographie dieses merkwürdigen seichten Beckens, sondern auch auf zahlreichen Inseln, die er besuchte, eine eigenthümliche, unabhängige Bevölkerung kennen lehrte, welche die Reste eines einst am festen Lande viel weiter verbreiteten Volkes darstellt. Die Expedition hatte aus England eigens zu dieser Unternehmung ein Boot mitgebracht und Overweg's Aufnahmen vermittelst desselben schienen einen Lohn der schweren Arbeit zu verheißen, welche Transport und Zusammensetzung desselben verursachten. Gesünder als er von Kuka abgereist

war, kam er am genannten Tage nach Maduari zurück und sein Plan war, gemeinsam mit Barth eine Reise nach dem Nordosten in die Landschaft von Borgu und Wadjanga zu machen. Politische Verhältnisse ließen denselben nicht zur Reise kommen, worauf Barth am 11. September seine Reise nach Kanem antrat. Kurz nach der Rückkehr Barth's aus Kanem verließen beide Reisende neuerdings (21. November 1851) Kuka, um sich einem Feldzuge nach Mándara anzuschließen, der im späteren Verlaufe die bis dahin von Europäern nicht besuchte Landschaft von Musgu erreichte und an den Ufern des Serbenel Halt machte. Die Strapazen dieses Zuges griffen beide Reisende hart an, ließen aber O. noch Kraft, Dinge zu vollbringen, die der sonst energische und zähe Barth nicht mehr leisten konnte, wie z. B. die Besteigung der Höhen von Wasa. Dagegen blieb O. zurück, als Barth mit einem Trupp der Armee den Zug nach dem südlichsten Punkte Wulia mitmachte. In Kuka entwarf dann O. den Plan in Gesellschaft des ihm befreundeten Kuschelle Kótoko von Ngornu den Tsadsee neuerdings zu bereisen, während Barth seine Reise nach Baghirmi antrat (4. März 1852), wobei O. ihn bis Ngornu begleitete. Als Barth am 20. August aus Masĕna zurückkehrte, ritt ihm O. bis Ngornu entgegen. O. war zwei Monate früher von seiner interessanten Reise in die südwestlichen Gebirgsgegenden Bornus zurückgekehrt, welche vom 24. April bis 22. Mai dauerte, und hatte seitdem in Kuka kränkelnd verweilen müssen, wo unterdessen am 24. Juni die lange erwartete europäische Post mit neuen Geldmitteln und Waaren, die England sandte, angekommen war. O. hatte die freudige Nachricht dieser Thatsache, die die bisher beengte Lage der Reisenden wesentlich verbesserte, durch einen Courier an Barth gelangen lassen. Barth fand seinen Gefährten „schwächer und erschöpfter aussehend" als jemals vorher, doch war das Wiedersehen der Reisenden, die beide in den letzten Monaten Bedeutendes geleistet hatten, nichtsdestoweniger ein freudig gehobenes. Und umsomehr, als sie durch diese endlich eingetroffenen Sendungen aus Europa sich neue Mittel zur Verfügung gestellt und aus der hemmenden und beschämenden Dürftigkeit sich befreit sahen, welche sie gezwungen hatte, von dem zögernd gewährten Credit bornuanischer Kapitalisten Gebrauch zu machen: „Wir hätten nunmehr, schreibt Barth, wenn auch nur mit mäßigen Mitteln, recht Bedeutendes leisten können, wäre es uns beschieden gewesen, beisammen zu bleiben; aber während im Anfang alle unsere Anstrengungen durch die Geringfügigkeit unserer Mittel, welche keine umfassenderen Unternehmungen gestatteten, gelähmt worden waren, wollte es nun unser Geschick, daß, als endlich hinlängliche Mittel eingetroffen waren, Einer von uns Beiden erliegen sollte". O. sehnte sich nach Luftveränderung. Er kam mit Barth überein, seine Tsadstudien durch Erforschung des Komadugu zu vervollständigen und reiste am 29. August nach Adjiri ab. In seinem geschwächten Zustand machte er nur wenige Beobachtungen, zu denen aber die werthvolle Erkenntniß des periodischen Steigens und Austretens dieses Flusses gehört. Am 13. September nach Kuka zurückgekehrt, erkrankte er ernstlich nach einer Durchnässung auf der Jagd, wurde auf seinen Wunsch von Barth nach Maduari gebracht, wo er nach heftigem Fieber (Barth nennt es in dem Briefe an Petermann, der die Todesnachricht mittheilt: „ein sechstägiges Erschlaffungsfieber") am Sonntag, den 27. September, Morgens 4 Uhr verschied. Er ruht an selbstgewählter Stelle am Ufer des Tsadsees, wo Barth ihm noch am Nachmittage des Todestages selbst das Grab im Schatten einer Hadschibisch bereitete.

O. besaß die körperliche und geistige Rüstigkeit, welche ein Forschungsreisender in diesen schwierigsten Theilen Afrikas in erster Linie nöthig hat. Bis zu seiner Todeskrankheit hatte er fieberfrei die gefährlichsten Wege zurückgelegt. Er hatte

sich nur zuviel zugemuthet und zog es z. B. vor, auch wo es nicht geboten war, zu Fuß zu gehen. Schon in Ghat schrieb Richardson in sein Tagebuch, daß O. infolgedessen an Mattigkeit leide. Aber auch in den letzten Nachrichten Overweg's (sein letzter Brief ist vom 14. August 1852 datirt) fand sich nie eine Hindeutung auf körperliches Uebelbefinden. Um so schmerzlicher wurde sein Tod empfunden, dessen Nachricht in dem Augenblicke in London eintraf, am 20. Februar 1853, als Eduard Vogel im Begriffe stand, sich in Southampton nach Afrika einzuschiffen. Seine Berichte, deren geringe Zahl und Kürze von der Fülle der Nachrichten, welche Barth nach Europa gelangen ließ, gewaltig absticht, zeigen ihn als scharfen und vielseitigen Beobachter. Er war geschult für seine Aufgabe. Petermann nennt ihn den besten Astronomen und Geologen, der jemals Centralafrika erreicht habe. Er scheint rasch die Haussasprache gelernt und auch an den Gestaden des Tsadsees sich bald mit den Einheimischen vertraut gemacht zu haben. Seine Ausflüge nach Gober und zu den gefürchteten Budduma liefen außerordentlich glatt ab. Barth wirft ihm aber vor, daß er, an die Möglichkeit eines frühen Todes nicht denkend, seine Notizen, für Andere unleserlich, auf kleine Papierschnitzel und mit Bleistift geschrieben habe, und daß er zuviel Zeit mit den Diensten vergeudet habe, welche er Anderen, wie z. B. dem Scheich von Bornu leistete. „Wären alle von ihm nach und nach gesammelten Nachrichten und gewonnenen Anschauungen zu den meinigen hinzugekommen, so würden diese Länder jetzt viel besser bekannt sein, als es der Fall ist." Es widerspricht dieser Klage einigermaßen, daß Barth, als er in Kuka den Nachlaß Overweg's ausgeliefert erhielt, die Tagebücher „gleichsam im Vorgefühl, daß er die Heimath nicht wiedersehen sollte, mit großer Sorgfalt gehalten" fand. Doch erklärt sich dieser Widerspruch wohl daraus, daß, nach Petermann's Angaben, dem Ritter von Bunsen den Nachlaß Overweg's zur Ordnung übergeben hatte, wohlgeordnete mit Tinte geschriebene Tagebücher über große Abschnitte der Reise vom October 1849 bis Ende Juni 1852 sich in demselben vorfanden, während über andere, ebenfalls beträchtliche Abschnitte, und besonders über die Reisen des letzten Jahres nur Bleistiftnotizen vorlagen, die meistentheils unleserlich waren. Uebrigens muß man, um gerecht zu sein, erwägen, daß immer der Beobachter der Völker auf Reisen einen leichteren Stand hat, als der Topograph oder Geolog. Er kann schätzbare Aufnahmen im Flug machen, er findet sich in Aufzeichnungen und Traditionen vorgearbeitet und endlich lassen sich ethnographische und völkergeschichtliche Beobachtungen viel leichter auch als Fragmente in annehmbare Form bringen. Dafür sind häufig die Ergebnisse des Letzteren, wenn minder glänzend, von um so dauernderem Werthe. Und es ist keine Frage, daß zur wissenschaftlichen Läuterung des großen und wirren Begriffes Sahara gerade O. am meisten beigetragen hat. Die Kenntniß der Sahara nach Richardsons geographisch unbedeutender Publication verhält sich wie eine Depression zu der durch O. und Barth erstiegenen Höhe. Richardson's Angaben hatten hauptsächlich nur negativen Werth, indem sie doppelt scharfe Kritik und damit Beobachtung herausforderten. In Briefen aus Mursuk giebt Barth ergötzliche Beispiele von der Verwirrung, in welche die verkehrten Angaben, besonders Richardson's, die europäischen Geographen und Kartographen versetzt hatten. Wenn er aber dort sagt: „Wir hoffen, auch hier den Gelehrten Europas eine klare Anschauung des Landes zu verschaffen", so haben ohne Zweifel die Orts- und Höhenbestimmungen Overweg's zur Erfüllung dieses Bestrebens am meisten beigetragen. Barth schrieb noch aus Kuka mit den Ausdrücken der höchsten Erwartung von den Arbeiten Overweg's in Mariadi und Gober und hat sich erst durch den freilich nicht zu verschmerzenden Verlust

der Notizen Overweg's über seine Arbeiten im Tsadseegebiet und durch die Größe seiner eigenen Aufgaben und Leistungen, als er einsam auf dem Schauplatze der gemeinsamen Bestrebungen zurückgeblieben war, in der Schätzung der Thätigkeit seines Gefährten herabstimmen lassen. Die ursprünglich beabsichtigte Theilung der Arbeit zwischen beiden Forschern erklärt es auch, daß O. die Sorge für das Historische und Ethnographische seinem Gefährten Barth überließ, und dies mag eine gewisse Unbekümmertheit um die Rechtschreibung der Ortsnamen entschuldigen, welcher ja gerade Letzterer so große Aufmerksamkeit schenkte. O. schrieb, wie er hörte, und seine geographische Orthographie ist daher nicht immer consequent. Jedenfalls kann aus dem, was O., „der kenntnißreiche und verständnißvolle Reisende", wie sein Nachfolger in der Erforschung des Tsadsees, Nachtigal, ihn nennt, in gesunden Tagen geleistet hat, der Schluß gezogen werden, daß die Ergebnisse, die er der wissenschaftlichen Welt geboten haben würde, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, ebenso heil wie Barth nach Europa zurückzukehren, eine nicht viel kleinere Summe von neuen Entdeckungen auf physikalisch-geographischem Gebiete dargestellt haben würde, als Barth im historisch-ethnographischen Felde zu bieten hatte. O. war ein edler Charakter, voll Selbstverläugnung und reiner Hingebung an seine Zwecke. In allen seinen Berichten tritt sein Ich in den Hintergrund, aus allen leuchtet heiterer Muth, der überall, selbst tief im Inneren Afrikas, ihm viele Freunde machte. Sein Körper war durch Turnen und Fußreisen gestählt. Ein Bildniß Overweg's brachte die Illustrirte Zeitung 1853.

Ueber Dr. H. Barth und Dr. Overweg's Begleitung der J. Richardson'schen Reiseexpedition zum Tschadsee und in das innere Afrika. Zwei Sonderabdrücke der Briefe an die Ges. f. Erdkunde zu Berlin und ihre Mitglieder. Von C. Ritter und T. E. Gumprecht. 1850 und 1852. — H. Barth's Entdeckungsreisen in Nord- und Centralafrika. 5 Bde. 1857/58. — A. Petermann, Die letzten Tage Dr. Adolf Overweg's. Z. f. allg. Erdkunde. I. — Narrative of a Mission to Central Africa, performed in the years 1850—51 by the late James Richardson. 1853. — K. Arenz, Die Entdeckungsreisen in Nord- und Mittel-Afrika von Richardson, Overweg, Barth und Vogel. 1857.

Friedrich Ratzel.

Oexle: Johann Georg Oe., bairischer Staatsmann, geb. 1605 als Sohn des Johann Konrad Oe., Bürgermeisters zu Göppingen, trat 1630 in bairischen Staatsdienst und wurde zum Regierungsrath in Amberg ernannt; als solcher führte er auf dem in Regensburg versammelten kurfürstlichen Collegialtag das Protokoll. Im nächsten Jahre wohnte er als Mitglied des bairischen Hofraths der Conferenz kaiserlicher und bairischer Generäle und Diplomaten zu Donauwörth bei; darauf wurde er von Kurfürst Max I. „zu mündlicher Relation ohne Schriftliches" nach Wien an den Fürsten Eggenberg gesendet. Auf dem Collegialtag zu Nürnberg 1640 und dem Reichstag zu Regensburg 1641 wirkte er noch als bairischer Mandatar, dann trat er aber, um rascher zu Amt und Würden zu gelangen, in den Dienst des Erzbischofs von Salzburg. „Nicht so fast ich", entschuldigte er später diesen Uebertritt, „als serpens, qui decepit me, in causa et culpa est." Nach vierzehn Monaten, „postquam mihi aperti sunt oculi", bewarb er sich um Wiederanstellung in Baiern, und da der Kanzler des geheimen Raths, Bartholomäus Richel, ihm das Zeugniß ausstellte, daß er „arbeitsam, eines gueten iudicii, gar still und verschwiegen", wurde er als Hofrath mit einem Jahressold von 800 Gulden angestellt und mit Führung des geheimen Secretariats betraut. Als bairischer Bevollmächtigter erschien er auf dem Kreistag zu Ulm 1643 und dem Correspondenztage der süddeutschen Kreise

zu Donauwörth 1644. Seine Concepte zeichnen sich durch klare, bündige, nicht selten drastische Ausdrucksweise vor ähnlichen Arbeiten der Collegen aus; häufig flicht er, gleichsam um der Rede mehr Kraft zu verleihen, lateinische Sprüchlein und Citate ein. Es fehlte ihm aber auch nicht an Selbstbewußtsein. In einer Vorstellung vom 27. Juli 1646, worin er sich über Vernachlässigung gegenüber anderen Beamten beklagt, hebt er seine Leistungsfähigkeit und Arbeitsamkeit auf gar ruhmredige Weise hervor. Er sei hintangesetzt „ad 1. sowohl was den Nutzen anlanget als 2. die Ehr und verhoffende weitere Beförderung und 3. die Commodität und Gelegenheit, welche das dritte Stuck ist, darnach die Hofdiener trachten“; das ganze Jahr, Werktag und Feiertag, die Zeit sei so heilig, als da will, von Morgens 7 oder 8 Uhr bis wieder Nachts um 8 Uhr, sei er continuirlich in der Kanzlei verblieben und habe in einem tractu unausgesetzt schwere und wichtige Concept verfaßt. Trotzdem habe er, so lange er in Baiern, im Ganzen erst 8500 Gulden Besoldung bezogen, „trotz der hohen Ausgaben, sowohl auf dem alhiesigen, haisen Pflaster, als tempore nostri quasi exilii in der Frembde.“ Auch Beförderung dürfe er sich nicht versprechen, denn er sei wol zum geheimen Secretariat „tamquam ad perpetuos carceres condamniret“. Sein College Dr. Krebs werde ihm allerwege vorgezogen. „Den hat die französische Sprach avanziret, sonsten hetl ich seine Commission in einer andern redlichen Sprach vielleicht so wol als er verrichten khünden, wan ich nur auch einen solchen guten conduiseur, wie der Herr von Haslang ist, an der Handt gehabt und man mir Alles, was zu negozirn, dergestalt inmassen durch die wochentliche ausfierliche bevelch und instructiones geschickt, also wohl firgemahlt und gleichsamb in Mundt gegeben hette.“ Zwei Jahre später beschwerte er sich aufs Neue, daß man nicht ihn, sondern Krebs und Ernst zum Friedenscongreß nach Münster geschickt habe, obwol er bisher auf den schwäbischen Kreistagen, „bei welchen in Wahrheit schwer zu negozirn ist, die ihm aufgegebenen Commissiones zu Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht intento und contento verricht“, obwol er jüngst bei dem Frankfurter Deputationstag im Fürstenrath das Votum zu führen hatte, obwol alle nach Frankfurt, Münster und Osnabrück geschickten Befehle, Instructiones, Verträge u. s. w. in der geheimen Expedition durch seine Hand zu gehen pflegten. Endlich wurde seinen Klagen und Protesten Gehör gegeben und ihm 1649 unter Enthebung vom Secretariatsdienste in Aussicht gestellt, er werde fortan nur „zu allerlei vorfallenden Reichsconventen und Schickungen“ gebraucht werden. Hocherfreut versprach er, sich ganz in Baiern niederlassen und sein und seiner Ehefrau Vermögen aus Schwaben und Württemberg in die neue Heimath übertragen zu wollen, was jedoch nicht zur Ausführung kam. Die nächsten Jahre brachten nun verschiedenartige diplomatische Missionen. Als sein „eigenstes, fürnembstes Verdienst“ nahm er in Anspruch, daß er durch seine Vertretung in Nürnberg das punctum religionis in der oberen Pfalz gerettet habe. Als Bevollmächtigter bei dem Reichstag in Regensburg erstattete er am 9. December 1653 an den Obersthofmeister Grafen Maximilian von Kurz überaus freimüthige Berichte, wie man in Reichstagskreisen den Geiz und die hochgespannte Grandezza der Regentin von Baiern, der Kurfürstin-Wittwe, die verkehrte Erziehung des jungen Kurfürsten durch Herrn v. Metternich u. s. w. beurtheile. Er wurde zwar bald darauf zum geheimen Rath ernannt, aber so derb offenherzige Aeußerungen lassen begreiflich erscheinen, daß er, wie er sich rühmte, in München „so viel Feind', als Tag im Jahr und noch mehr“ hatte. Die wichtigste diplomatische Aufgabe wurde ihm 1657 zu theil, als er an die Höfe der rheinischen Kurfürsten und später zum Frankfurter Wahltag abgeordnet wurde, um wegen der Neuwahl, eventuell wegen Uebertragung der Krone an

das Haus Baiern die Unterhandlungen zu führen. In seinen Berichten an Graf Kurz tritt von vorne herein Parteinahme für die Candidatur des Königs von Ungarn zu Tage, wenn auch die in Grammonts Memoiren mitgetheilte, von Oexle angeblich „gegen Jeden, der es hören wollte“, gemachte Aeußerung, er würde, auch wenn alle Kurfürsten einmüthig seinem Herrn die Krone aufsetzten, denselben so lange schütteln, bis sie ihm wieder herunterfiele, in den Bereich der Erfindungen zu gehören scheint. Denn wenn wirklich auch Kurfürst Ferdinand Maria, wie Grammont versichert, jenes drastische Wort seines Gesandten vernommen hätte und darüber in so heftigen Zorn gerathen wäre, müßte man doch, wie in Heide's Abhandlung über die Wahl Leopolds I. richtig bemerkt wird, von einer Abberufung oder doch von einer Rüge etwas vernehmen; die ziemlich complet vorhandenen Acten enthalten aber nichts derartiges. Ja, der Kurfürst nahm sogar seinen Diener, der von Kur-Köln bezichtigt worden war, über die geheime Reise des Grafen Wilhelm von Fürstenberg nach Versailles geplaudert zu haben, energisch in Schutz (6. November 1658): „Ich muß der Wahrheit zu steyer Sie versichern, daß ihme so unrecht hierin beschicht, als er zu loben, daß er in occasione der jüngst vorgegangenen Churpfälzischen impertinenz fast allein gethan, was ein getreuer Diener seines Herrn schuldig.“ Es wird hier angespielt auf die bekannte Scene, welche sich in der Sitzung des Frankfurter Wahlcollegiums am 16. Mai 1658 abspielte. Der Pfälzer Kurfürst Karl Ludwig, voll Zornes über die hartnäckige Opposition Oexle's in Sachen des Vicariatsstreits, schleuderte das volle Tintenfaß nach dem Herrn Geheimrath, ohne ihn jedoch zu treffen. „Gott hat mich sonderbar behütet“, berichtete Oe. über den Vorfall an Graf Kurz, „daß, obwol die kurpfälzische Furie auf mich allein angesehen gewesen, andere benachbarte Beisassen fast mehreres gelitten haben, denn ich, weil die Färberei bloß über meine Handdözeln, angehabten schwarzen Rock und vor mir gelegenen Schriftereien abgelaufen. Hätt' er mich an die Schläf' getroffen, wär' ich wahrlich des Todes gewesen.“ Obwol der Kurfürst auch an den Degen griff und in drohender Haltung auf Oe. zuschritt, war dieser nicht zu bewegen, im Verlesen seiner Protestschrift innezuhalten. „Ich hätte vom Lesen nicht abgelassen, wenn auch der Kurfürst auf mich gehauen und gestochen hätte.“ Ferdinand Maria belohnte den Gesandten durch Erhöhung des Deputats und Ernennung zum Vicekanzler des geheimen Raths; außerdem erhielt Oe. durch einen Gnadenbrief des Kurfürsten (1. August 1659) ein Geschenk von 6000 Gulden, und 1664 wurde ihm „umb seiner zu unserm gnedigsten contento verrichten underschiedlichen Commissionen willen“ die Pflege Teisbach übertragen. Trotzdem war der ebenso ehrgeizige wie diensteifrige Beamte nicht zufrieden gestellt; in seinen Personalacten befinden sich überaus zahlreiche Supplicationen und Beschwerdebriefe aus allen Jahren. Dem neugewählten Kaiser war es nicht unbekannt geblieben, welch' gute Dienste der Vertreter Baierns erwiesen hatte; er versicherte durch ein eigenes „Handbriefel“ noch am Tage der Wahl (18. Juli 1658), er wolle die Familie des patriotischen Oe. „wegen der ihm und dem Erzhaus in mannigfaltigen Wegen, insonderheit bei jetzigem Wahlwerk vor andern erwiesenen nutz- und hocherspießlichen Dienste“ in den ritterlichen Adelstand erheben. Da die Ausfertigung des Adelsdiploms nicht erfolgte, richtete Oe. wiederholt Mahnbriefe an den Kaiser und erreichte endlich, daß ihm sogar die Erhebung in den Reichsfreiherrnstand bewilligt wurde (6. October 1666). Inzwischen war aber Oe. bei seinem eigenen Gebieter in Ungnade gefallen, weil das Mißtrauen rege geworden war, daß der in alle secreten Händel Eingeweihte seine Kenntnisse und seinen Einfluß allzu gefügig dem kaiserlichen Interesse dienstbar mache. In einer „de- und weh-

müthigen“ Supplication (Regensburg, 13. December 1666) klagt Oe. über „widerwertig, ex injusta vindicta, aemulatione et invidia hergeflossene, unbegründte Relationes undt Delationes“ und bittet den Kurfürsten, er möge seinen Getreuen durch ungerechte Verfolgung nicht gar über den Haufen werfen lassen. Bald darauf wurde er aber unter dem Vorwand, der Kurfürst wolle vor seiner Reise nach Italien nochmals mit ihm über Reichsangelegenheiten Rücksprache nehmen, von Regensburg abberufen, nach der Ankunft in München seines Commissoriums enthoben und „seinem eigenen Ansuchen entsprechend“ aus dem Staatsdienst entlassen (13. April 1667). Titel und Besoldung sollten ihm bleiben, doch mußte er sich durch einen Revers verpflichten, keinen anderen Dienst anzunehmen und bis in den Tod alles zu verschweigen, was er, so lange er in bairischen Diensten, gehört und gelesen habe. In einem Abschiedsbrief an den Kurfürsten versicherte Oe., es sei nur Verleumdung, wenn man ihn beschuldigt habe, daß er gegen kurfürstliche Intention mit Zurücksetzung des Bischofs von Freising für Erhebung des Grafen Törring zum Bischof von Regensburg agitirt oder bei den Brandenburg-Kulmbach'schen Tractaten der katholischen Religion in der oberen Pfalz zu viel vergeben habe; übrigens sei ihm nicht unbekannt, daß der Zorn seiner Feinde bis zur letzten Kaiserwahl zurückreiche, daß Kur-Köln damals Rache geschworen und jetzt ins Werk gesetzt habe, und ebenso gut kenne er seinen schlimmsten Feind am Münchener Hofe, den in französischem Sold stehenden Vicekanzler Kaspar Schmid: „Isti inimici mei adhuc vivunt et confirmati sunt super me.“ Gern möchte man solcher Versicherung Glauben schenken und die Ursachen des Sturzes auf Neid und Mißgunst der Gegner zurückführen, aber Oexle's zum Mindesten zweideutig zu nennendes Benehmen in der nächsten Zeit verbietet solche Annahme. Im October 1667 begab er sich nach Wien; bald lief in München eine Denunciation ein, daß Oe. wiederholt in höchstem Geheimniß zur Audienz in die Hofburg gerufen worden sei und mit Hilfe eines von Baiern mitgebrachten Schreibers eifrig damit beschäftigt sei, Actenauszüge und andere Elaborate zu fertigen. Nun wurde der Schreiber des Kanzlers, Johann Rothkäppl, zu amtlicher Erklärung aufgefordert, und wirklich deponirte dieser, er habe für seinen Herrn schon vor längerer Zeit aus dem Waldturnischen Act und den Zollreceptirungsacten Auszüge machen müssen; die Extracte, sowie auch Wahlacten seien mit Hilfe der Regensburger Jesuiten an den Beichtvater des Kaisers gesendet worden. Desgleichen sei ihm bekannt, daß Oe. bei seiner Abreise nach Wien eine große Truhe voll Acten mit sich genommen und während des dortigen Aufenthalts insgeheim mit dem Kaiser und mit dem Minister Fürsten Lobkowitz verhandelt habe. Nun erging von Seite der kurfürstlichen Regierung an Oe. die Weisung zur Rückkehr, und als er sich weigerte, wurde der Fortbezug seines Gehaltes inhibirt. Im nächsten Jahre begab sich aber Oe. nach Straubing und richtete an den Kurfürsten wieder eine „de- und wehmüthige Supplikation“ (24. April 1669); er sei nur deshalb ungehorsam gewesen, weil ihn der Kaiser und der Kardinal von Thun vor Rückkehr nach Baiern warnten, da ihm seine Feinde nach dem Leben trachteten. Auf Befehl des Kurfürsten wurde ihm nun wieder sein Sold angewiesen. Dessen ungeachtet gerieth er allmählich in höchst bedrängte Lage. Wie es scheint, zog er aus den Gütern in Schwaben, die er nicht hatte verkaufen können oder wollen, nicht bloß keinen Gewinn, sondern mußte um ihretwillen noch große pecuniäre Opfer bringen, so daß eine Ueberschuldung eintrat, aus welcher er sich nicht mehr befreien konnte. Ein kurfürstliches Decret vom 1. December 1673 wies den Kanzler der Regierung zu Landshut an, nicht länger den Skandal zu dulden, daß der gewesene Geheimrath Oe. nicht einmal mehr den Dienstboten ihren Liedlohn

auszahle; Oe. möge sich bei den Dominikanern in Landshut in Kost und Herberg geben, widrigenfalls der Lauf der unparteiischen Justiz nicht gehemmt werden könnte. Diese Weisung scheint wieder zurückgenommen worden zu sein, aber ein Bericht der „verordneten Oexlischen Curatores“ an den Kurfürsten vom 12. März 1674 läßt ersehen, welch' trauriger Lebensabend dem früher so angesehenen Staatsmann beschieden war. Sie zeigten an, daß Oe. in der verflossenen Nacht von einer Schwachheit dergestalt überfallen worden sei, daß er wol in Kurzem sein Leben beschließen werde, und fragten, wie es denn mit dem Begräbniß gehalten werden soll, da ja doch Oe. „in publicis ein beriembter und vill lange Jahr gebrauchter Mann gewesen“, und da andererseits seine Kinder, aus Furcht, es möchten ihnen die Begräbnißkosten aufgehalst werden, sich um den Vater durchaus nicht annehmen wollten. Der Kurfürst wies darauf die Regierung an, dafür Sorge zu tragen, daß Oe. ehrlich zur Erde bestattet werde. Aber erst am 27. Mai 1675 starb Oe., nach Anzeige der Curatoren, „vermitels eines ohnfürhergesehenen Schlags“. Der Nachlaß wurde sofort versiegelt und genau inventarisirt, weil die Vermuthung nicht ausgeschlossen war, daß noch amtliche Schriftstücke vorhanden sein möchten; die kurfürstlichen Beamten fanden jedoch zu ihrem Erstaunen nichts als „abgeschabene, zerrissene und ziemblich alte Möbel, abgeschmozte Kleider und unverkaufliche Utensilien“. Der Bericht der Landshuter Regierung (31. August 1675) constatirt, daß der Verstorbene „keinen eigenen Löffel, auch sonst so wenig an Mobilien verlassen, daß sich billig zu verwundern, da er doch früher eine schöne Paarschaft, Argenterey und Malerey gehabt“; es sei zu vermuthen, er habe alles seinen Kindern hinausgeben müssen. — Die Familie Oe. wurde später in den Reichsgrafenstand erhoben und mit dem erblichen Reichspostmeisteramt in kurbairischen Landen belehnt, scheint aber zu Anfang unseres Jahrhunderts erloschen zu sein.

Personalacten und andere Archivalien im k. geh. Staatsarchiv und im k. Kreisarchiv zu München. Heigel.

Oyart: Johann O. von Cölln, auch nur O. von Cölln genannt, und wie wir nach den neuesten Forschungen hinzufügen müssen: „der Aeltere“, ein Niederländer (nach E. Pasqué's Biographie in der Niederrh. Musikztg. 1865 Nr. 4), der in Torgau an der kurfürstl. Capelle im J. 1526 den Organistenposten auf Lebenszeit erhielt. Als im J. 1547 der Kurfürst Johann Friedrich gefangen genommen wurde, war O. einer der Wenigen, die ihrem Herrn treu blieben, und der Kurfürst verordnete, daß er mit seinem Sohne nach Weimar ziehen solle und dort seine Besoldung ihm ausgesetzt werde. Die von Pasqué veröffentlichten Actenstücke erzählen uns nun die alte Geschichte, daß die Besoldung auf dem Papiere sehr gut aussah, aber in Wirklichkeit nicht ausgezahlt wurde und alle Eingaben des schon alternden Meisters nichts halfen, bis ihn 1550 der Tod von allen Sorgen erlöste. — Sein Sohn, Johann Oyart der Jüngere, erhielt nach des Vaters Tode dessen Posten und wurde im J. 1555 vom Herzog Johann Friedrich dem Mittleren von Weimar, auf ein Jahr in die Dresdener Capelle zur weiteren Ausbildung geschickt. Nachdem er dann bis 1566 seinem Herrn gedient hatte, erhielt er den Abschied. Seine ferneren Schicksale sind unbekannt. (Siehe obige Biographie und Monatsh. für Musikg. III, 5.) Rob. Eitner.

Oeynhausen: Ferdinand Ludwig Graf O., häufig „Schulenburg-Oeynhausen“, oder auch nur „Schulenburg“ genannt, österreichischer General-Feldzeugmeister, wurde 1699 als der Sohn des hannoverschen Oberjägermeisters Graf O. geboren. Durch seinen mütterlichen Oheim, den Grafen Johann

Mathias von der Schulenburg, kam er ganz jung in venetianische Dienste; er nahm unter diesem 1716 an der Vertheidigung von Corfu gegen die Türken theil und wurde durch ihn dem Prinzen Eugen von Savoyen empfohlen, welcher O. ein Officierspatent im Infanterieregimente Graf Traun verschaffte; in diesem machte er den Feldzug des Jahres 1719 in Sicilien gegen die Spanier mit. Schulenburg sowol wie Traun liebten und schätzten O., einen gewandten und unterrichteten jungen Mann, sehr; ersterer gestattete ihm den Namen Schulenburg dem eigenen hinzuzufügen, ein Vorgang, über welchen amtlich nichts bekannt ist, und bedachte ihn in seinem Testamente mit einer jährlichen Rente von 3500 Gulden Conventionsmünze. Bei solchen Gönnern konnte rasche Beförderung nicht ausbleiben. Bereits 1733 commandirte O. als Oberst das Regiment Traun. Mit diesem zog er in den polnischen Erbfolgekrieg, welcher zum Theil auf italienischem Boden ausgefochten wurde. In der Schlacht bei Bitonto am 25. Mai 1734 wurde er gefangen genommen, muß aber sehr bald ausgewechselt worden sein, denn schon am 29. Juni desselben Jahres nahm er an der Schlacht bei Parma Theil, wurde 1735 Generalwachtmeister und erhielt ein eigenes Infanterieregiment. In dem unglücklichen Türkenkriege der Jahre 1737—39 focht er an der Spitze einer Brigade, wurde Feldmarschall-Lieutenant, ging dann nach Wien und verheirathete sich mit einer geborenen Gräfin Kottulinsky, Wittwe des Fürsten Josef Johann Adam von Liechtenstein, mißfiel dadurch den beiderseitigen Verwandten, namentlich seinem alten Gönner Schulenburg, und kehrte daher nach Italien zurück. Im österreichischen Erbfolgekriege machten es die Verhältnisse Maria Theresia sehr wünschenswerth, den König von Sardinien als Bundesgenossen zu gewinnen. Sie betraute O. mit dieser Aufgabe, indem sie ihn als ihren Repräsentanten nach Turin sandte. Er brachte den sogenannten Provisional-Tractat zu Stande, welchen er mit dem sardinischen Minister, dem Marquis d'Ormea, am 1. Februar 1742 unterzeichnete; derselbe stellte vorläufig die beiderseitigen militärischen Leistungen fest; Sardinien erklärte infolge dessen an Spanien den Krieg. In dem bald darauf eröffneten Feldzuge stand O., „zu dessen Tüchtigkeit man besonderes Vertrauen hatte", zuerst unter Traun im Modenesischen, am 8. Februar 1743 befehligte er in dem siegreichen Treffen bei Campo Santo gegen den Marquis de Gages den rechten Flügel. Im Schlachtberichte wird sein Name mit Auszeichnung genannt. Als Traun dann nach Deutschland berufen ward, zog O. mit diesem über die Alpen, zuerst nach dem Elsaß gegen die Franzosen, im Herbst aber nach Böhmen gegen die Preußen. Diese traten jetzt den Rückzug an; hinter der Elbe machten sie Halt. O. erhielt den Auftrag, den Uebergang über dieselbe zu eröffnen; die sämmtlichen Grenadiere (17 Compagnien), 2000 Füsiliere und 800 Reiter wurden ihm unterstellt. Der erste Versuch, welchen er am 15. November bei Przelantsch machte, schlug fehl; am 19. aber gelang derselbe bei Teltschitz trotz Wedells, „des preußischen Leonidas", heldenmüthigen Widerstandes. Die Räumung Böhmens war die Folge. Im J. 1745 war er wieder in Italien und übernahm hier an des abberufenen Fürsten Lobkowitz Stelle vorläufig das Commando der österreichischen Truppen, welche, mit den sardinischen unter König Karl Emanuel III. vereint, gegen die Spanier, Franzosen und bald auch Genuesen im Felde standen. Seine Kriegführung war aber nicht glücklicher als die seines Vorgängers. O. und der König wurden Schritt für Schritt zurückgedrängt und auf den Besitz von Theilen Piemonts und der Lombardei beschränkt. Im September trennte sich O. vom Könige, um die letztere zu decken; der König hatte es ihm unter der Bedingung zugestanden, daß er wieder zu ihm stieße, sobald er seiner bedürfte. Diese Trennung war es, worauf ihre Gegner gewartet hatten. Sobald sie geschehen

war, griffen sie den König an und schlugen ihn am 27. September bei Bassignano, O. kam zu seinem Beistande zu spät. Mitte October übernahm Fürst Wenzel Liechtenstein das Commando. O. gelang es, sich in Wien zu rechtfertigen und im folgenden Jahre, 1746, erhielt er von neuem ein Commando in Italien. Es handelte sich darum, Genua wiederzugewinnen, von wo die Einwohner die Oesterreicher unter Botta vertrieben hatten. Vier Monate verstrichen unter den Vorbereitungen. Als O. endlich mit 24,000 Mann von Novi aufbrach, hätte ein Handstreich ihn möglicherweise noch in den Besitz setzen können, aber eine solche Kriegführung lag nicht im Geiste der Zeit. O. schritt zu einer Belagerung, zu welcher ihm die Mittel fehlten, zumal da die englische Flotte die Verbindung mit der Stadt von der Seeseite nicht genügend absperrte. Daß O. auf dem Marsche dahin einen gefährlichen Sturz mit dem Pferde that, beeinträchtigte außerdem seine Wirksamkeit. Die Genuesen, durch des Herzogs von Boufflers Mitte Mai erfolgte Ankunft noch mehr ermuthigt, lehnten alle Anträge auf Unterwerfung, zu welcher man österreichischerseits gern die Hand geboten hätte, ab. O. mußte, wohl oder übel, zur Belagerung schreiten. Am 21. Juni war er endlich dabei, Ernst zu machen, als die Nachricht kam, daß die Franzosen, nachdem die Friedensunterhandlungen in Breda fehlgeschlagen waren, durch die Riviera, wo die Sarden standen, vordrängen. O. brach nun eilfertig die Belagerung ab. Ein Kriegsrath, den er überhaupt gern berief, hatte zugestimmt. Die Einwendungen des Königs veranlaßten ihn freilich gleich darauf, den voreiligen Schritt theilweise rückgängig zu machen; als dieser dann aber seine Truppen abberief, führte er ihn ganz aus. In der Nacht zum 19. Juli zog er nach Novi ab. Wiederum ward er nach dem Mißlingen dieses Unternehmens abberufen und wiederum ging er nach Wien, um sich zu rechtfertigen. Er ward nun aber nicht mehr im Felde verwendet, zog sich nach Graz zurück und starb am 16. Februar 1754 zu Wien infolge jenes Sturzes mit dem Pferde. Ein Jahr vor seinem Tode war er zur römisch-katholischen Kirche übergetreten.

Leben des Grafen J. M. von der Schulenburg, Leipzig 1834. — Graf Thürheim, Feldmarschall Graf Abensberg-Traun, Wien 1877. — v. Arneth, Maria Theresia's erste Regierungsjahre, II. III, Wien 1864, 1865.

B. Poten.

Oeynhausen: Georg Ludwig Graf, kurfürstlich braunschweig-lüneburgischer Generallieutenant, am 10. Mai 1734 als der Sohn des Oberjägermeisters Graf Friedrich Ulrich O. geboren, trat 1748 als Fähnrich in die hannoversche Fußgarde, erhielt in der unglücklichen Schlacht bei Hastenbeck am 26. Juli 1757 die Feuertaufe, ward bald nachher als Capitänlieutenant zur Leibgarde zu Pferd versetzt und nahm in verschiedenen Stellungen, theils in der Front, theils in der Adjutantur, am siebenjährigen Kriege theil. In der Schlacht bei Minden am 1. August 1759 war er Ordonnanzofficier des Oberbefehlshabers Herzog Ferdinand von Braunschweig, später dessen persönlicher Adjutant. In den Krieg gegen Frankreich in den Niederlanden, zu welchem das Kurfürstenthum seit dem Frühjahre 1793 ein „Auxiliarcorps" stellte, rückte er als Generalmajor mit dem Leibgarderegiment, befehligte später eine Cavalleriebrigade und focht bei Famars (23. Mai) und Hondschoote (6—8. September). Den Feldzug von 1794 eröffnete der neue französische Oberbefehlshaber Pichegru mit einem angriffsweisen Vorgehen auf der ganzen Linie; am 26. April nahm General Bertin die von einer hannoverschen Abtheilung unter General von Wangenheim besetzte Stellung von Moucron, welche das hinterliegende wichtige Courtray deckte. Am 27. Nachmittags erhielt O. den Befehl, an des schwer erkrankten

Wangenheim Stelle das Commando von dessen Truppen zu übernehmen und jene Stellung „es koste was es wolle“ zurückzuerobern. Es war eine schwierige Aufgabe. O. bemerkte in seinem dem Feldzeugmeister Graf Clerfait erstatteten Berichte, daß nur seine Zusicherung, die Flügel der angreifenden Truppen decken zu wollen, „ihn wegen eines solchen gewagten Unternehmens vorwurfsfrei machen könne“. Er hatte nur 3600 Mann, welche durch vorangegangene Kämpfe arg mitgenommen waren, zu seiner Verfügung. Aber sie lösten die ihnen gestellte Aufgabe glänzend; in der Frühe des 28. aufgebrochen, befand sich O. gegen Mittag im Besitz der Stellung; nicht lange nachher traf Clerfait mit Verstärkungen ein, deren es bedurfte, um dieselbe zu halten; am folgenden Tage ging sie freilich wieder verloren. Später ward O. mit einer Sendung nach England beauftragt. Nach der im Sommer 1803, infolge der Besitznahme des Landes durch die Franzosen erfolgten Auflösung der Armee, welcher er zuletzt als Generallieutenant und Chef des 7. Cavallerieregiments, Dragoner, mit der Garnison zu Nienburg an der Weser angehört hatte, zog er sich auf sein Gut Bierde bei Walsrode im Lüneburgischen zurück, wo er am 11. März 1811 gestorben ist.

Mittheilungen der Familie. — L. v. Sichart, Geschichte der Königlich-Hannoverschen Armee, 4. Theil, Hannover 1870.

B. Poten.

Oeynhausen: Karl v. O., königl. preußischer Berghauptmann, ausgezeichneter Bergmann und berühmter Geologe, war als jüngerer Zwillingsbruder des gleichfalls im Bergfache thätigen und durch eine geologische Arbeit bekannten Friedrich v. O. auf dem väterlichen Gute Grevenburg bei Steinheim im damaligen Bisthum Paderborn am 4. Februar 1795 geboren und erhielt im elterlichen Hause eine sehr sorgfältige Erziehung. Schon frühzeitig erwachte in beiden Brüdern auf Ausflügen zu Verwandten nach Eisleben, an den Harz und ins Mansfeldische, wo sie durch die dortigen Bergwerke mächtig angeregt wurden, die Neigung, sich dem Bergfache zu widmen. Nach einem späteren Besuche des Lyceums in Mannheim, dann des Gymnasiums in Stuttgart, wo ihr früherer Hauslehrer als Professor lehrte, gingen die Brüder 1811 nach Eisleben, um während des sog. praktischen Jahres die bergmännischen Arbeiten kennen zu lernen. Sie bestanden dann 1812 ihr Examen als Bergeleven und bezogen 1813 die Universität Göttingen, wo sie namentlich unter Hausmann, Blumenbach, Stromeier und Gauß sich den naturwissenschaftlich-mathematischen Studien widmeten. Nach kurzer Unterbrechung durch militärische Dienstleistungen vollendeten sie ihre begonnenen Studien in Göttingen. Karl v. O. wurde sodann 1816 dem schlesischen Oberbergamte zu Brieg zur weiteren Ausbildung zugewiesen und 1817 zum Bergreferendarius ernannt. Er machte sich hier in größtem Eifer mit dem Steinkohlenbergbau von Waldenburg und dem Zinkbergbau von Tarnowitz sehr genau bekannt, besuchte die benachbarten polnischen Steinkohlenwerke und das berühmte Salzwerk Wieliczka, beschäftigte sich aber überdies auch sehr fleißig mit geologischen Aufnahmen und Untersuchungen in Oberschlesien. Seine erste Publication war eine technische Abhandlung über den Effect der Wagen auf Schienenwegen (Karsten's Arch. IV, 1. Folge). Nachdem O. 1820 das Bergassessorexamen wohlbestanden hatte, erhielt er eine Verwendung in Bochum, wo er sich ganz besonders eingehend mit dem Bergbau und mit der Administration beschäftigte. Mehrere Aufsätze bergtechnischen Inhalts wie „Ueber das bei dem Märkischen Steinkohlenbergbau gebräuchliche Gezähn“, „Ueber die Bestimmung des Capitalwerthes von Steinkohlenzechen“, „Ueber Fördermethoden auf den Steinkohlengruben im Märkischen“ fanden Aufnahme

in Karsten's Archiv für Berg- und Hüttenwesen (Bd. VII). Auch besorgte O. die Ausarbeitung der früher in Schlesien gemachten geognostischen Beobachtungen, welche er unter dem Titel: „Versuch einer geognostischen Beschreibung von Oberschlesien“ nebst Karte 1822 erscheinen ließ. Die Beschäftigung mit dem Steinkohlenbergbau an der Ruhr hatte in O. den Wunsch erzeugt, des Vergleiches wegen auch die großartigen Veranstaltungen der Steinkohlenbergwerke bei Aachen und in Belgien kennen zu lernen. Dieser Wunsch wurde 1822 durch die dienstliche Ermächtigung zu einer Instructionsreise erfüllt. O. war auf diesen Reisen von dem damaligen Bergeleven H. v. Dechen, dem gegenwärtigen Nestor deutscher Geologen, begleitet und blieb fortan mit diesem durch gemeinschaftliche Arbeiten und Verwandtschaftsverhältnisse in innigster Freundschaft verbunden. Auf dieser Reise wurden zunächst die Eifel, dann die Kohlenbergbaue bei Aachen, in Belgien und in Nordfrankreich und auch Paris besucht, um hier für den zweiten Theil der Reise nach den Salinenbezirken von Lothringen, Württemberg und Baden sich vorzubereiten, wobei der damals in Paris sich aufhaltende A. v. Humboldt die Reisenden durch Empfehlungen förderlichst unterstützte. In Saarbrücken gesellte sich der Referendarius v. Roche als Dritter zu den beiden Forschern, welche nun der Reihe nach die Salinen in Lothringen besuchten und, um sich über die Lagerungsverhältnisse des Steinsalzvorkommens zu orientiren, ausgedehnte geologische Untersuchungen am Fuße der Vogesen bis Basel anstellten. Sodann wurden die Studien auf den rechtsrheinischen Salinen, namentlich in Dürrheim und Wimpfen, fortgesetzt und die geologischen Untersuchungen bis in den Thüringer Wald ausgedehnt. Nach Berlin zurückgekehrt, erstattete O. 1823 einen eingehenden Reisebericht, mit Vorschlägen behufs Vornahme von Tiefbohrungen auf Steinsalz in Norddeutschland. Ein Theil dieses Berichtes gelangte in Karsten's Archiv (VIII, 52) zur Publication. Außerdem erschienen nach und nach mehrfache Mittheilungen über die Ergebnisse dieser Reise, wie: „Barometrisches Nivellement während meiner geognostischen Reise durch Lothringen, Elsaß, Baden und Württemberg im Jahre 1823“ (Hertha I, 1825) und gemeinschaftlich mit v. Dechen und v. Roche „Geognostische Umrisse der Rheinlande zwischen Basel und Mainz mit geognostischer Karte der Rheinlande“ (1825), auf welcher die zuerst von L. v. Buch als Keuper bezeichnete obere Abtheilung der Trias zur Darstellung gebracht wurde. Meist in Karsten's Archiv abgedruckt finden sich weiter: „Benützung der Hochofengichtflamme zum Kalkbrennen“, „Der Bleiglanzbergbau von Commern“, „Der Steinkohlenbergbau in Belgien und Nordfrankreich“, „Die Dachschieferbrüche von Fumay und Château Salm“, „Die Gewinnung des Alauns bei Lüttich“, „Die Steinbrüche bei Falkenberg und Mastricht“, „Die Marmorbrüche in Belgien“, „Die Feuersteinbrüche zu Nouvelle“. Dazu kommen in Nöggerath's Rheinland-Westphalen: „Allgem. Bemerkungen über Galmei-, Eisenstein- und Bleierzformation in der Gegend von Aachen“ und in Hertha (Bd. II—XIII): „Geognostische Beobachtungen über das Schiefergebirge in den Niederlanden und am Niederrhein“ mit geognostischer Karte. Seit 1824 zum Oberbergamtsassessor befördert, wurde O. nunmehr beauftragt, um die für eine Bohrung nach Steinsalz günstigste Stelle zu ermitteln, erst in der Wesergegend Untersuchungen anzustellen, dann Pommern (1826) geognostisch zu untersuchen, worüber eine Beschreibung (Karsten's Archiv XIV) erschienen ist. Zur näheren Belehrung besuchte O. 1826 in Begleitung seines Freundes v. Dechen nunmehr auch England und Schottland und machte hier eingehende bergtechnische und geognostische Studien. Auch über diese Reise erstattete O. mehrfache veröffentlichte Berichte, wie: „Effect der Dampfmaschinen zur Wasserhaltung auf den Kupfer- und Zinngruben Cornwall“, „Vorkommen und

Gewinnung von Stein- und Kochsalz in England", „Ueber Schienenwege" (Karsten's Archiv XIX), „Der Tunnel unter der Themse in London" (Verhandl. d. Gewerbevereins VII), „Die Kettenbrücke von Menaistreet", „Die gußeiserne Drehbrücke von Vanarie" (das. VII—IX). Eine besonders wichtige Abhandlung, „Der Steinkohlenbergbau in England" (Karsten's Archiv V, VI neue Folge) und „Geognostische Beobachtungen über mehrere englische Gebiete" (das. I und II), stammen gleichfalls aus dieser Zeit. 1828 zur Dienstleistung erst auf kurze Zeit nach Bonn und dann nach Dortmund berufen, wurde O. 1827 zum Oberbergrath ernannt und 1830 nach Halle beordert. In dieser Zeit beschäftigte ihn insbesondere der unter seiner Leitung 1830 begonnene Bohrversuch auf Steinsalz bei Rehme, auch nachdem er 1831 wieder nach Bonn versetzt worden war. Bei dieser Bohrarbeit führte O. mehrfache wesentliche Verbesserungen der Bohrapparate ein (Karsten's Archiv XXI) und erreichte auf diese Weise eine Bohrlochtiefe von 2220 Fuß, ohne aber, wie gehofft wurde, Steinsalz zu finden. Dafür entschädigte aber eine erbohrte warme Salzquelle, welche zur Errichtung eines Bades benutzt wurde. Dieses Bad erhielt O. zu Ehren den Namen Bad Oeynhausen. Von Bonn aus begann O. eine genaue geognostische Durchforschung der Umgegend des Laacher Sees und lieferte später eine geognostische Karte dieser Gegend in 8 Blättern, nachdem er bereits seit 1841 als geheimer Bergrath zur Dienstleistung ins Ministerium nach Berlin berufen worden war. Hier rückte er 1845 zum geheimen Oberbergrath und 1847 zum Berghauptmann vor und wurde als solcher zur Direction des schlesischen Oberbergamtes in Brieg (seit 1850 nach Breslau verlegt) berufen. In dieser Stellung widmete er seine Thätigkeit besonders der Förderung des schlesischen Steinkohlen- und Galmeibergbaus und nahm vielfach an legislatorischen Arbeiten Theil. Bereits 1855 kehrte O. als Vorstand des Oberbergamts wieder nach Dortmund in die Nähe seiner Heimath zurück, wo er sich namentlich des Steinkohlenbergbaus lebhaft annahm. Schon seit 1852 kränkelnd, ließ er sich 1864 in den Ruhestand versetzen und zog sich auf das Familiengut Grevenburg zurück. Bei seiner Außerdienststellung wurde er in Anerkennung seiner großen Verdienste mit der Verleihung des Sterns zum Rothen Adlerorden II. Cl. mit Eichenlaub geehrt. Nur wenige Monate war jedoch dem allgemein geachteten Manne gegönnt, sich seiner Muße zu erfreuen, indem er am 1. Februar 1865 einem asthmatischen Leiden erlag. O. zeichnete sich als Beamter durch seine tiefe, allseitige Fachkenntniß und ein seltenes Geschick, sie auch praktisch zu verwerthen, durch unermüdliche Thätigkeit und strenge Pflichterfüllung, als Gelehrter durch seine scharfe Beobachtungsgabe und rasche Orientirung auf dem Gebiete der Geologie in gleicher Weise aus. Seine zahlreichen bergtechnischen und geologischen Publicationen liefern nur einen schwachen Beweis von dem umfassenden Wissen und Können dieses Mannes.

Zur Erinnerung an C. v. Oeynhausen, Essen.

v. Gümbel.

Oyta: Heinrich v. O. s. Heinrich von Oyta, A. D. B. XI, 641.

Wir benutzen den Anlaß dieser Verweisung, um den älteren Artikel noch durch folgende Bemerkungen zu ergänzen.

Sein im Oldenburgischen gelegener Geburtsort heißt jetzt Friesoythe. — Er war neben seiner schon früher (a. a. O.) erwähnten Schrift „De contractibus", der einzigen aus seinen zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten, welche zum Druck gelangte (nur in der Kölner Ausgabe der Werke Gerson's vom J. 1483 f. Bd. IV, S. 224 ff.), auch auf den Gebieten der Theologie und der Philosophie thätig. Als Theologe gehörte er ebenso wie sein Freund Heinrich v. Langenstein

(s. A. D. B. XVII, 672) zu Denjenigen, welche eine Reform der Kirche durch ein allgemeines Concil erwarteten, und wurde daher von seinen Gegnern verketzert. Die „Conclusiones“, wegen deren er auf Veranlassung des Albert von Böhmen nach Rom citirt wurde, sind handschriftlich in München und in Wien vorhanden; doch führte daraus Flacius Illyricus (s. A. D. B. VII, 94 f.) in seinem Catalogus testium veritatis (Ausgabe von 1666, S. 775) einige Stellen an, welche er in seinem Kampfe gegen die Papisten verwerthen konnte. Auch die übrigen theologischen Schriften Oyta's, namentlich der Commentar zu Petrus Lombardus, sowie Contra Judaeos, De quatuor notabilibus (d. h. zur Tugendlehre) und seine viel gerühmten Predigten sind noch ungedruckt (Handschriften in München und Wien). In der philosophischen Litteratur gehörte er zu den sog. Modernen, d. h. zur nominalistischen Richtung, wie dieselbe in Wien kurz vor ihm durch Albert von Sachsen (s. A. D. B. I, 182) vertreten worden war. Seine Commentare zu mehreren Werken des Aristoteles finden sich handschriftlich in der Leipziger Universitätsbibliothek, Einiges auch in München und in Wien.

Prantl.

P.

Paalzow: Christian Ludwig P., juristischer Schriftsteller. Von seinen Lebensverhältnissen ist nur wenig zur allgemeinen Kunde gelangt. 1753 zu Osterburg in der Altmark geboren, studirte er zu Halle die Rechtswissenschaft, wurde 1787 Criminalrath bei dem kurmärkischen Kammergerichte in Berlin, 1798 Kriegs- und Domänenrath, sodann zweiter Justitiar und Kammerfiskal zu Marienwerder und starb (muthmaßlich dortselbst) am 20. Mai 1824. — P. entfaltete schon frühzeitig schriftstellerische Thätigkeit; seine ersten Versuche waren keine selbständigen Arbeiten, sondern Uebersetzungen oder Herstellung von Sammelwerken; später trat er jedoch selbstschaffend auf, und verbreitete sich über die mannigfachsten Stoffe, wie aus dem von Madai bei Ersch und Gruber (III. Sect. 8. Thl. S. 8) mitgetheilten Schriftenverzeichnisse hervorgeht, welches Verzeichniß etwas gekürzt sich auch in Pierers Universal-Lexicon findet. —

Paalzow's erstes sechstheiliges Werk erschien zu Berlin 1777—81 unter dem Titel: „Berühmte Rechtshändel bei verschiedenen Parlamenten in Frankreich; aus dem Französ. 2c. 2c." Diesem folgte: „Linguets' interessanteste Rechtshändel" (1778), welche Uebersetzung von der allgem. deutschen Biblioth. (Band 38 S. 431) als eine dem Sinne und Geiste des Originals angepaßte gelobt wird. — Ferner sind zu erwähnen: „Politische und gelehrte Anekdoten unserer Zeit", 4 Bde. (1780—83), „Magazin der Gesetzgebung", 2 B. (1780), „Merkwürdige Rechtsfälle" (1789), „Die Juden" (1799), „Geschichte der religiösen Grausamkeit" (1800), „Magazin der Rechtsgelehrsamkeit", 7 B. (1801), „Handbuch für praktische Rechtsgelehrte", 2 Bde. (1802. 2. Aufl. 1810), „Commentar über die Criminal-Ordnung für die preußischen Staaten", 2 Theile. (1807), „Kriegs- und Friedensrechte der Franzosen" (1815. 2. Aufl. 1821), „Berichtigungen" hiezu (1816. 2. Aufl. 1821). P. beschloß seine reiche litterarische Wirksamkeit 1822 mit einer Arbeit „Ueber teutsche Gesetzbücher und den Inquisitionsproceß, ingleichen über das öffentliche gerichtliche Verfahren, Polemik des 16. Jahrhunderts."

Ersch und Gruber a. a. O. — Oettinger, Moniteur des dates, s. v. Paalzow.

Eisenhart.

Paalzow: Henriette P. wurde als das jüngste von drei Kindern des Kriegsraths Wach gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1788) zu Berlin

geboren. Der Vater war ein tüchtiger Geschäftsmann, dem die Bildung seiner Zeit nicht fehlte, der aber dennoch an manchen Vorurtheilen eigensinnig festhielt und der Bildung und Erziehung seiner Kinder strenge Grenzen zog. So hielt er für seine beiden Töchter die Unterweisung im Lesen und Schreiben und in den weiblichen Handarbeiten für völlig ausreichend und wies jede Sehnsucht derselben, diese eng gezogenen Grenzen zu durchbrechen, mit aller Entschiedenheit zurück. Nur mit dem Sohne, dem später berühmt gewordenen Maler Wilhelm Wach wurde bald eine Ausnahme gemacht und besonders sein auffallendes Zeichentalent frühe schon durch entsprechenden Unterricht unterstützt. Dieser war es denn auch allein, der durch Mittheilungen aus seinem Verkehr mit der Welt und aus den eifrig gesammelten Geistesschätzen den Gesichtskreis der Schwestern erweiterte. So wuchs Henriette, ein mit natürlichen Anlagen und einer reichen Phantasie begabtes Kind, eigentlich in ihr widerstrebenden Verhältnissen auf, obwohl sie sich dieses Mißverhältnisses erst spät, und ohne dadurch in der Liebe zu ihren Eltern beirrt zu werden, inne ward; und lediglich aus der eigenen Schöpferkraft einer glücklichen Natur bildete sich im Gegensatz zu jenen Verhältnissen die schwärmerisch bewegte Seele eine Welt, in welcher sie bald heimischer wurde, als in der ihr äußerlich gegebenen, und in dieser Richtung ward sie, da die ältere Schwester sich früh verheirathet hatte, von dem Bruder unterstützt. Beide gaben sich in der vollen Kraft der Jugend einem idealen Leben hin, welches sie für immer von der guten alten Zeit emancipirte. Eine besondere Quelle des Glücks entsprang für Henriette aus dem Umstande, daß ihr Bruder durch immer bedeutendere künstlerische Leistungen sich auszeichnend, sich damals im Hause des Vaters ein Atelier gründete. Dadurch erhielt sie Gelegenheit, ihre Liebe zur Kunst zu bilden und zu befestigen, so daß dieselbe als ein nicht mehr zu Entbehrendes in ihr Bewußtsein überging. Immer mehr bildete sich auch aus ihr selbst ein entschiedenes Urtheil heraus, und ihre von einem auffallenden Scharfblick unterstützte feine Combinationsgabe lernte bald das Gute vom Mittelmäßigen und Schlechten mit großer Sicherheit absondern. Um diese Zeit lernte die Prinzessin Wilhelm (die ältere) von Preußen unsere Henriette im Atelier ihres Bruders kennen und wurde so unwiderstehlich von der Erscheinung des jungen Mädchens angezogen, daß sie bei jedesmaligem Besuch um die Gegenwart desselben bat. Die Rückwirkung blieb nicht aus. Begeistert für alles Schöne und Hohe, nährte Henriettens Seele eine glühende Liebe zu dieser edlen Frau — und nach und nach befestigte sich in beiden eine Zuneigung und wahre Freundschaft, die fürs Leben dauerte, und die auf Henriette einen nachzuweisenden Einfluß bis zu ihrem Tode übte. Das Jahr 1813 sprengte den Freundeskreis unserer Dichterin. Nicht dem Bruder allein drückte sie mit Begeisterung die Waffen in die Hand, der Krieg warf auch die ersten frischen Keime zukünftigen Glückes dem jungen Mädchen zerknickt in den Schoß und begrub die Hoffnungen und Träume einer seligen Jugendzeit. Damals griff Henriette oft zur Feder, um ihren Gedanken Form und Ausdruck zu geben. Aber nichts genügte ihr darin, und was entstand, wurde wieder verworfen. Mit wahrer Leidenschaft dagegen erfaßte sie die Musik und, weil ihr da ein guter Lehrer zu Hilfe kam, namentlich das Studium des Generalbasses. Sie machte Fortschritte, componirte ihre Lieblingslieder ganz meisterhaft und bildete ihre schöne, umfangreiche Stimme zu größter Vollkommenheit aus. In ihrem 28. Jahre heirathete Henriette auf Wunsch ihrer Familie den Major Paalzow. Hatte sie es aufgegeben, selbst glücklich zu sein, so hielt sie es in der Selbsttäuschung ihres edlen Herzens wol für möglich, andere noch glücklich zu machen. Indeß erwies sich dieser Schritt nur zu bald als verfehlt, und nachdem sie mit ihrem Gatten fünf Jahre verbunden gewesen war und während dieser Zeit in Westfalen und am Rhein

gelebt hatte, löste sie das Band der Ehe und kehrte zu ihrer Mutter nach Berlin zurück. Nach dem Tode der letzteren bezog sie mit ihrem, damals aus Italien zurückgekehrten Bruder Wilhelm ein Haus, und den Geschwistern wurde so ein Traum ihrer ersten Jugend erfüllt: sie konnten ein gemeinsames Leben beginnen und genießen. Die verwandte Richtung ihres Geistes und Geschmacks gab demselben bald einen Reichthum, über welchen die Wünsche dieser beiden Künstlerseelen nicht hinausgingen. Selbständig und frei, wurde auch ihr äußeres Leben immer mehr ein Abdruck ihres Geistes. Vorzugsweise mit ernsteren Studien beschäftigt, suchte Henriette auch in ihren geselligen Verkehr die Vertreter von Kunst und Wissenschaft hineinzuziehen, und besonders der freundschaftliche Umgang mit Wilhelm v. Humboldt und seiner Familie wurde von beiden Geschwistern mit großer Liebe cultivirt. Nicht also in Kampf und Entbehrung, sondern in harmonischer Ruhe wurde Henriettens Dichtertalent geboren; denn um diese Zeit begann sie, einem inneren Drange folgend, zu schreiben, und der Genuß dieses geheimen Schaffens bildete mehr und mehr den Kern ihres damaligen Lebens. Es entstand, von niemand gewußt und geahnt, ihr erster Roman „Godwie Castle. Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham“, mit dem sie zugleich ihre schriftstellerische Thätigkeit abzuschließen gedachte. Eine bedenkliche Krankheit, die im Frühjahr 1835 eine schmerzhafte Operation nöthig machte, verschob die Veröffentlichung des Romans bis ins Jahr 1836. Zur Aufhilfe ihrer Gesundheit ging die Verf. im Herbst 1836 nach Köln am Rhein, wo sie fast ein Jahr weilte. Hier versuchte sie sich auch in einem Drama „Maria Nadasti“, das sie nur als eine Probe ansah, die sie ihren Fähigkeiten stellte und daher auch nie für die Oeffentlichkeit bestimmte. Wider ihren Willen erschien es 1845 in Robert Hellers Taschenbuch „Perlen“ abgedruckt. Nach ihrer Heimkehr gestaltete sich ihr äußeres Leben auf das glücklichste. Die Salons der vornehmen Gesellschaft waren ihr geöffnet, und zuweilen sah sie auch größere gesellige Kreise bei sich, die sich aus den hervorragendsten Künstlern, Dichtern und Gelehrten Berlins zusammensetzten. Dies ganze, unendlich anregende Leben eröffnete ihr wieder eine neue Welt, und sie fühlte, daß ihr Talent mit ihrem ersten Werke doch nicht begraben sei. Bald hatte sie neuen Stoffen neues Leben gegeben, und so erschienen 1839 ihr Roman „Sainte-Roche“ und Ende 1842 der Roman „Thomas Thyrnau“. Nach Beendigung des letzteren vergingen Jahre, in denen die Verf. so krank war, daß jeder Sommer einen langen Badeaufenthalt nothwendig machte, und sie nur wenig oder gar nicht zum Schreiben kam. Doch erschien zwischendurch Ende 1844 der Roman „Jakob van der Nees“. Der plötzliche Tod ihres Bruders Wilhelm im Herbste 1845 beugte sie auf das tiefste, und sie fühlte dadurch ihr Leben derartig zerrissen, daß sie meinte, der Schmerz müsse sie vernichten. Dennoch kämpfte ihr Geist noch zwei Jahre gegen die zunehmende Kränklichkeit des Leibes, bis sie endlich am 30. October 1847 im 60. Lebensjahre von dieser Erde schied. — Henriette Paalzow's Romane haben eine sehr verschiedene, oft einander gerade widersprechende Beurtheilung erfahren, woraus Heinrich Kurz sehr richtig den Schluß zieht, daß die Schriftstellerin weder übermäßiges Lob, noch übermäßigen Tadel verdiene. Sie war weder so genial, wie sie den Einen erschien, noch so talentlos, wie die Andern behaupteten. Diejenigen, welche ihre Romane für historische halten, haben ja recht mit ihrem Vorwurf, daß die Dichterin das geschichtliche Material, das den Romanen zu Grunde liegt, auch nicht annähernd bewältigt habe; aber die Romane der P. sind eben keine historischen, sondern nur Familienromane, da die in ihnen eine Rolle spielenden historischen Persönlichkeiten nur in Beziehung zu Privatverhältnissen erscheinen. Ferner hat die Thatsache, daß die Romane der P. eine besonders bevorzugte Lectüre am preußischen Königshofe bildeten, manchen Kritiker zu dem Urtheile

Veranlassung gegeben, daß die Dichterin nur für hocharistokratische Kreise geschrieben habe, daß sie in diesen Kreisen allein eine freie und lebendige Entwickelung des rein Menschlichen finde, und daß sie nur auf der Höhe der Gesellschaft eine Freiheit von aller Roheit und allem niederen Treiben erblicke. Aber nichts lag der Dichterin ferner. Wenn sie als bürgerliche Frau aus bürgerlicher Familie in ihren Romanen die Etikette und Convenienz bis ins kleinste beachtete, so lag dies in ihrer ganzen Erziehung und Charakterbildung; sie hatte eben von Jugend auf nichts anderes gesehen als die strengste Beobachtung der edelsten Formen, und sie hat sich, wie sie selbst bekennt, in den letzteren bewegt, „ohne je zu glauben, daß eine gesellschaftlich höher stehende Klasse dies alles für sich allein beanspruche“. Uebrigens läßt sie ja selbst in manchen vornehmen Personen ihrer Romane die gemeinste Gesinnung in Erscheinung treten, wie z. B. im Roman „Sainte-Roche“, der ganz besonders den Kampf zwischen dem rein menschlichen Leben und seiner Corruption in den höheren Kreisen zum Gegenstande hat. Der Erfolg der Paalzowschen Romane lag in erster Linie in der würdigen Haltung und der sittlichen Größe und Reife, welche die Schriftstellerin in jeder Zeile offenbart. Außerdem besitzt sie die Gabe psychologischer Entwickelung, besonders weiblicher Gemüther; ihre Schilderung der Charaktere ist fast immer eine gelungene; das aristokratische Leben in England zur Zeit der Stuarts (in „Godwie Castle“), die französische vornehme Gesellschaft in Frankreich zur Zeit Ludwigs XIV. (im „Sainte-Roche“), die Zustände in Böhmen seit dem 30jährigen Kriege (im „Thomas Thyrnau“) sind mit großer Wahrheit aufgefaßt und dargestellt; die Verschlingung der Begebenheiten ist spannend, so daß das Interesse von einer Situation zur andern steigt; die Beschreibung der Aeußerlichkeiten, wie der Costüme, der Toiletten, der Landschaften und besonders auch der Architecturen ist sorgfältig, wenngleich hier oft eine zu große Breite den Eindruck schmälert: alle diese Vorzüge verdecken manche kleinen Mängel und erklären das lange andauernde Interesse, das vom Publicum den Paalzowschen Romanen geschenkt wurde.

Ein Schriftstellerleben. Briefe der Verfasserin von „Godwie Castle“ an ihren Verleger. Breslau 1855. Brümmer.

Paar: Johann Christoph Freiherr v. P. war der dritte Sohn des Freiherrn Johann Baptist v. Paar und dessen Gemahlin Afra Sidonie, Freiin v. Haim. Infolge der vielen treuen Dienste, welche er Kaiser Ferdinand II. geleistet hatte, wurde er dessen geheimer Rath. Nachdem er im J. 1622 von Johann Jacob Magno das oberste Reichspostamt gekauft hatte, erhielt er 1623 die Bestätigung aller mit demselben verbundenen Privilegien. Das Jahr darauf wurde er mit dem obersten Hofpostmeisteramte für Ungarn, für Böhmen und Mähren, sowie für das Erzherzogthum Oesterreich, aber nicht auch für Schlesien belehnt. Die Bestätigung dieses Lehens erfolgte 1630 mit der Bestimmung, daß immer der älteste des Geschlechtes sich obrister Erbpostmeister, die jüngeren hingegen nur Erbpostmeister nennen sollten. Im J. 1629 hatte P. auch das innerösterreichische Postamt, welches schon durch sechs Decennien bei seiner Familie gewesen war, dazu bekommen. 1636 erhielt er auf dem Reichstage zu Regensburg die Grafenwürde; das Diplom selbst aber wurde erst am 21. October 1652 ausgestellt, so daß er sich ihrer, da er schon 1636 starb, nicht mehr bediente. Er war mit Catharina Freiin v. Herbersdorf vermählt und hinterließ aus dieser Ehe einen Sohn, Namens Karl. Schlitter.

Pabst: Heinrich Wilhelm P., k. k. Ministerialrath, geb. 1798 zu Maar bei Lauterbach im Großherzogthum Hessen, † am 10. Juli 1868 zu Hütteldorf bei Wien. In früher Jugend kam er auf die Güter des Freiherrn v. Riedesel,

unter dessen Leitung er sich zum Landwirth ausbildete. Später verwaltete er mehrere Güter desselben. 1821 bewog ihn der Drang nach weiterer Ausbildung, seinen bisherigen Wirkungskreis zu verlassen; er machte Reisen durch Deutschland und Belgien. Zurückgekehrt, besuchte er das damals erst kurze Zeit bestehende landwirthschaftliche Institut Hohenheim. Schwerz lernte ihn bald schätzen und gab ihm Gelegenheit, sich als Lehrer zu versuchen. 1823 nahm er die Stelle als Buchhalter und Lehrer an der gedachten Anstalt und bald auch die Leitung der zweiten Classe der hohenheimer Ackerbauschule an. 1824 wurde er von dem König von Würtemberg zum Oekonomierath ernannt. Nach Schwerz's Abgang von Hohenheim 1829 fiel P. der größte Theil der Landwirthschaftslehre zu, da der nachfolgende Director v. Ellrichshausen nicht selbst docirte. Eine unangenehme Stellung zu Letzterem bestimmte P. 1831 den Ruf als Oekonomierath in großh. hessische Dienste anzunehmen und das beständige Secretariat des landw. Vereins zu übernehmen. Noch in demselben Jahre eröffnete er in Darmstadt eine landw. Lehranstalt. 1839 erhielt er von der preußischen Regierung einen Ruf als Nachfolger Schulze's zur Direction der landw. Akademie Eldena. Aus dieser Stellung trat er als geh. Finanzrath und Referent für Landesculturangelegenheiten in das preußische Ministerium, gab aber diese Stellung 1846 wieder auf, um dem Ruf als Director der hohenheimer Akademie zu folgen. 1850 ging er nach Ungarisch-Altenburg, um die Leitung der dortigen landw. Lehranstalt zu übernehmen. Aus dieser Stellung schied er 1860 wieder, um als Ministerialrath und Referent für landw. Angelegenheiten in das Ministerium für Landesculturangelegenheiten in Wien einzutreten. 1867 ließ er sich pensioniren. P. war einer der Gründer der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe. Er machte mancherlei Erfindungen und Verbesserungen in landw. Geräthen, was namentlich den flandrischen Pflug und den Exstirpator anlangt. Nächstdem hatte er wesentliche Verdienste um die Hebung der Rindviehzucht. Der 1868 in Wien tagenden Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe sollte er als erster Präsident vorstehen, doch ereilte ihn der Tod kurz vor Zusammentritt dieser Versammlung. Als Schriftsteller war P. sehr fruchtbar. Schon 1823 trat er mit der Schrift „Ueber die Verbesserung der Landwirthschaft im Großherzogthum Hessen" hervor. Ferner schrieb er „Beiträge zur höheren Schafzucht", 1826; „Allgemeine Grundsätze des Ackerbaus", 1832; „Landwirthschaftliche Betriebslehre", 1834, 2. Aufl. 1842; „Anleitung zur Rindviehzucht", 1829, 3. Aufl. 1859; „Anleitung zur Kartoffelcultur", 1846; „Lehrbuch der Landwirthschaft", von dem sechs Auflagen erschienen sind; „Landwirthschaftliche Erfahrungen von Hohenheim", 1849; „Anleitung zur zweckmäßigsten Cultur und Benutzung des Flachses", 1848; „Landwirthschaftliche Taxationslehre", 1853; „Landwirthschaftliche Fortbildungsschulen und Wanderlehrer", 1867; gab heraus „Zeitschrift für die landw. Vereine im Großherzogthum Hessen", 1831—39; „Allgemeine Wochenschrift für Land- und Hauswirthschaft", 1831 u. f.; „Bericht über die Verhandlungen des baltischen landw. Vereins", 1841; „Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Landwirthe in Dresden", 1838.

Löbe.

Pabst: Hermann P. wurde am 4. Januar 1842 in Burg (Provinz Sachsen) geboren, wo sein Vater Rector der Bürgerschule war, seiner Familie aber durch frühzeitigen Tod entrissen wurde. Nach erster Vorbildung auf der Schule seiner Vaterstadt empfing er seine weitere Ausbildung in Schulpforte, von welcher Anstalt er im Herbste 1859 mit dem Zeugniß der Reife entlassen wurde. Zunächst widmete er sich in Bonn philologischen Studien, namentlich zog ihn Ritschl an, doch hat er auch Dahlmann noch gehört, sowie auch die Uebungen des philologischen Seminars mitgemacht. Im Herbst 1860 siedelte er

nach Göttingen über, wo Waitz ihn ganz für das Geschichtsstudium gewann, ihm auch während drei Jahren die Theilnahme an seinen historischen Uebungen gestattete. In diesen legte er schon im ersten Semester eine Abhandlung über die principes der Germanen vor, die manche eigenthümliche, von der herrschenden Lehre abweichende Ansicht enthielt, aber ungedruckt geblieben ist. P. wandte sich, von Waitz veranlaßt, sofort einer größeren Aufgabe zu, die er in verhältnißmäßig kurzer Zeit beendete, der „Geschichte des langobardischen Herzogthums", die im zweiten Bande der Forschungen zur deutschen Geschichte (1862) gedruckt wurde, und ein glänzendes Zeugniß für die kritische Begabung des jungen Forschers ablegte. Durch Waitz wurde P. weiter veranlaßt, nachdem Usinger von der Herausgabe der von Siegfried Hirsch unvollendet hinterlassenen „Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II." zurückgetreten war, den zweiten Band dieses Werks (Berlin 1864 erschienen) herauszugeben. Es war dabei noch viel eigene Arbeit zu leisten. Nicht bloß daß der Text revidirt werden mußte, ganze Partien fehlten noch in ihm und wurden erst von P. hinzugefügt (Ober- und Mittelitalien von 1004—1012 und Heinrichs Römerzug), die Anmerkungen mußten richtig gestellt und vermehrt, Excurse hinzugethan werden. Mit dem Jahre 1864 war P. als Hilfsarbeiter bei den Monumenta Germaniae eingetreten. In Berlin promovirte P. am 6. Februar 1864 mit seiner Abhandlung „De Ariberto II. Mediolanensi primisque medii aevi motibus popularibus". Beachtenswerth in dieser Arbeit ist namentlich das erste Capitel, das die Quellen behandelt, und den Beweis von der ehemaligen Existenz größerer hildesheimer Annalen erbrachte. Pertz, der Leiter der Monumenta Germaniae, vertraute P. bald die Ausgabe des Liber pontificalis an. Eine Reihe der wichtigsten Handschriften konnten von P. in Berlin selbst, wohin sie gesandt wurden, verglichen werden. Zwischenarbeiten waren die Ausgabe der Diurnali di Messer Mattheo di Giovenazzo, die bereits im November 1864 beendet wurde (Mon. Germaniae, Scriptores, Bd. 19), und der Fundatio Monasterii Gratiae Dei (ebenda Bd. 20). P. hatte die unangenehme Erfahrung zu machen, daß das erstgenannte, von ihm für echt gehaltene Werk, im J. 1868 von Bernhardi als eine moderne Fälschung nachgewiesen wurde, aber keinen Augenblick schwankte er, nachdem er sich von der Richtigkeit dieser Darlegung überzeugt hatte, auch öffentlich in den Göttinger Gelehrten Anzeigen seinen Irrthum einzugestehen.

Vom 1. April 1865 an genügte P. seiner Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger im Garde-Füselier-Regiment. Er hatte anfänglich gehofft, nicht für tauglich zum Militärdienst befunden zu werden, war doch seiner Größe nur ein wenig mehr als das Militärmaß vorschrieb, und war er doch im höchsten Grade kurzsichtig. Einmal aber eingestellt, wurde er mit Leib und Seele Soldat. Den Feldzug von 1866 machte er, anfänglich als Unterofficier, dann als Vicefeldwebel im 12. Grenadierregiment mit, unversehrt blieb er in allen Gefechten und Schlachten, an welchen dieses tapfere Regiment betheiligt war. Auf dem Heimmarsch, noch auf österreichischem Boden, erfolgte seine Beförderung zum Reserveofficier.

Nach seiner Rückkehr wurden die für den Liber pontificalis begonnenen Arbeiten rüstig weiter gefördert. Aber auch die Habilitation an der Berliner Universität nahm P. in Angriff, und verfertigte zu diesem Behuf die längere Abhandlung über die Brauweiler Geschichtsquellen, die im 12. Bande des Archivs für ältere deutsche Geschichtskunde gedruckt worden ist, und die sich dadurch auszeichnet, daß die zahlreichen Urkundenfälschungen für dieses Kloster in das rechte Licht gesetzt, aus ihnen dann Aufklärungen in Bezug auf die chronicalische Thätigkeit der Brauweiler Mönche gewonnen wurden. Schon hatte P. diese Arbeit der philosophischen Facultät eingereicht, als er von Pertz im Beginn des Jahres 1869 den Auftrag erhielt, die italienischen Bibliotheken für den Liber

pontificalis auszunützen, zugleich in den verschiedenen Archiven Italiens für die Sammlung von Kaiserurkunden zu arbeiten. Ein lang genährter Herzenswunsch ging damit für P. in Erfüllung. In Rom, wo er zunächst längeren Aufenthalt nahm, fühlte er sich bald heimisch, voll und ganz ließ er die Fülle der neuen Anschauungen auf sich wirken. Alle seine Briefe an die Mutter, an Pertz und die Freunde sprachen von dem Glück, das ihm beschieden. Während der Sommermonate 1869 bereiste P. die Archive Italiens, und hat er namentlich in Siena reiche Ausbeute gefunden. Im Winter 1869 kehrte er wieder nach Rom zurück, ganz mit der Vergleichung der Handschriften für die Papstleben beschäftigt. Bis zum Sommer dehnte sich die Arbeit aus, fast war sie vollendet, als der ausbrechende Krieg ihn eiligst in die Heimath und zu seinem Regiment zurückrief. Mit diesem rückte er aus, um nicht wieder heimzukehren! Bei dem Sturm auf die Spicherer Höhen war er unverletzt davongekommen, freudig schrieb er den Tag darauf an Pertz, daß er zum Bataillons-Adjutant ernannt sei. Am 16. August, bei dem heißen Ringen der brandenburgischen Regimenter in der mörderischen Schlacht von Mars la Tours, traf ihn eine Kugel in den Kopf. Er war sofort todt. Wol durfte sein Lehrer Waitz (Forschungen z. deutschen Gesch. 10, 668) bezeugen: „In ihm verliert die Wissenschaft einen der talentvollsten, hoffnungsreichsten unter den jüngeren Historikern!" Wilh. Arndt.

Pabst: Joh. Heinrich P., geb. am 25. Januar 1785 zu Lindau bei Hildesheim, † am 28. Juli 1838 in Döbling bei Wien, Sohn eines Landmannes, besuchte die Schulen in Duderstadt und Heiligenstadt, worauf er die Universität Göttingen bezog, wo er Medicin studirte und an dem Philologen Heyne einen helfenden Gönner fand. Nachdem er dort 1807 promovirt hatte, begab er sich im Herbst 1808 nach Wien, wo er zunächst die Stelle eines Erziehers bei dem Freiherrn v. Moser übernahm; im Frühjahr 1809 kam er als Bataillonsarzt nach Linz, dann nach Pest und Erlau, woselbst er durch Krankheit genöthigt war, seinen Abschied zu nehmen, worauf er (1810) wieder nach Wien in das Moser'sche Haus zurückkehrte. Nachdem er durch eine Flechtenkrankheit ein Auge verloren hatte und hiedurch (1815) sein Plan, Geistlicher zu werden, gescheitert war, lebte er in stiller Zurückgezogenheit; entscheidend aber für seine schriftstellerische Thätigkeit war, daß er im Winter 1824/25 Ant. Günther kennen lernte, dessen eigenthümliche Auffassung der Philosophie ihn mächtig anregte, sowie er seinerseits wieder auf Günther zurückwirkte. Letzterer nämlich hatte bereits seit 1818 in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur einige Sprühfunken von sich ausgehen lassen, sowie P. schon früher in Sartori's „Vaterländischen Blättern" (1809—14) in katholischer Schulphilosophie mit einer Hinneigung zu Schelling sich als Dilettant hatte vernehmen lassen. Nun aber ergab sich eine Personalunion der beiden Denker, wobei Günther durch seine eigenartige speculative Theologie mitwirkte, während P. einigermaßen Kenntnisse in den Naturwissenschaften beisteuerte, sowie der Veterinärarzt Joh. Imman. Veith als dritter im Bunde beitrat. Es handelte sich um den Plan, im Gegensatze gegen den Pantheismus jeder Art, besonders gegen den Hegel'schen, der Philosophie völlig neue Wege zu bahnen, auf welchen das Wissen und der Glaube, d. h. aber nur der katholische Glaube, zu einer höheren Einheit vereinigt werden sollten. So fallen in die nämlichen Jahre, in welchen Günther's Hauptwerke erschienen (s. A. D. B. X, 153), auch die Schriften Pabst's, und während durch Günther's bajazzoartige Schreibweise Manche zurückgeschreckt wurden, wirkte P. in der That fördernd für Verbreitung der Günther'schen Philosophie. In der Schrift „Der Mensch und seine Geschichte, ein Beitrag zur Philosophie des Christenthums" (1830, 2. Aufl. 1847) versteht P. unter Geschichte grundsätzlich nur den theologischen Begriff der Erlösung und entwickelt theosophische Erörterungen über

Trinität und Weltschöpfung, deren Schluß der Mensch als vollendete Objectivirung Gottes sei, woran sich entsprechende Lehrmeinungen knüpfen über ein immerwährendes Menschensein des Heilandes, sowie über die zwei Naturen in Christus und über einen Parallelismus zwischen Sündenfall und Versuchung Jesu. Hierauf folgte „Gibt es eine Philosophie des positiven Christenthums?“ (1832 in der Bonner Zeitschr. f. Phil. u. kath. Theol.), worin unter heftiger Polemik gegen Kant und gegen einen kantianischen Recensenten der vorgenannten Schrift der gleiche Standpunkt wiederholt und eine auf Descartes beruhende Auffassung der menschlichen Erkenntniß entwickelt wird. Im J. 1833 erschienen die von P. gemeinschaftlich mit Günther verfaßten „Januskopfe für Philosophie u. Theologie“. Näher an katholische Mystik streift „Ein Wort über die Ekstase“ (1834); ein viel gelesenes Buch aber war seiner Zeit „Adam und Christus. Zur Theorie der Ehe“ (1835), woselbst P. abermals seine theosophische Christologie darlegt, derselben aber die Wendung gibt, daß Christus „das Sacrament im Geschlechte“ sei, worauf er eine Erörterung über die einzelnen Sacramente und schließlich über die Ehe folgen läßt, deren monogamische Form als Erscheinung der Immanenz und Identität den Gegensatz bilde gegen Mannigfaltigkeit und Wechsel des natürlichen Geschlechtslebens; am Schlusse aber wird der Coelibat als „Affirmation des zweiten geistigen Adams, d. h. Christi“, construirt. Das letzte, was P. schrieb, waren zwei Aufsätze im Jahrg. 1838 der genannten Zeitschrift, deren einer wieder Philosophie der Geschichte betrifft, während der andere über Goethe handelt. Im selben Jahre siedelte er von Wien nach Döbling über, woselbst er einem mehrjährigen Nierenleiden erlag.

Neuer Nekrolog d. Deutschen, Jahrg. 1838, Bd. II, S. 250 ff.

Prantl.

Pacassi: Johann Baptist v. P., Architekt und Astronom, geb. 1758 in Görz, † am 8. Juni 1818 in Wien. Als Sohn jenes Hofarchitekten v. P., welcher sich durch die Einführung der Steinkohlen in die österreichischen Staaten um diese ein großes Verdienst erworben hatte, wurde der junge v. P. einer sehr sorgfältigen Erziehung theilhaftig. Er besuchte zuerst das Löwenburgsche Institut in Wien, sodann die dortige „savoyische“ Akademie und betrieb auf dieser eifrig das mathematische Studium unter der Leitung des damals sehr geachteten Professors Scherffer. Zunächst wendete er sich der juristisch-diplomatischen Laufbahn zu, arbeitete bei verschiedenen Gesandtschaften und bethätigte sich auch schriftstellerisch — seine bezüglichen Abhandlungen erschienen zu Wien in den Jahren 1775, 1777, 1780, 1786 — bei der Behandlung von Fragen des öffentlichen Rechtes. Nachdem er jedoch 1797 zum Wasserbauinspector ernannt war, wendete er sich völlig diesem seinem neuen Berufe zu; 1811 ward er Director des k. k. Wasserbauamts in Wien und leitete als solcher die Herstellung der Franzensbrücke und der Donaucanal-Quais. Er starb nach kurzer Krankheit in dem hohen Range eines Hofbaudirectors. — Seine Mußestunden widmete v. P. der Malerei, in welcher er es zu großer Vollkommenheit brachte, mehr aber noch den mathematischen und astronomischen Studien. Mit Euler, Kästner und Lambert trat er in Briefwechsel, auch wurde er Mitglied der Berliner Akademie. Mehrere Werke des Erstgenannten übersetzte er ins Deutsche, so namentlich die berühmte „Theoria motuum planetarum et cometarum“ (1782). Seine selbständigen Arbeiten erschienen größtentheils in den Nova Acta der St.-Petersburger Akademie, in Bodes astronomischem Jahrbuch und in den Wiener Physik. Arb. einträchtiger Freunde; Erwähnung verdienen darunter der für die Vorgeschichte der elliptischen Functionen nicht unwichtige Aufsatz „Ueber die Rectification elliptischer Bogen und über die Quadratur sphäroidischer Dreiecke“, eine Lösung des Keplerschen Problems, ein an das Olbers’sche erinnerndes, dasselbe an Schärfe und Kürze

jedoch nicht erreichendes Verfahren zur Bestimmung einer Kometenbahn und endlich der Vorschlag, aus vier gegebenen Oppositionen die Bahn eines Planeten zu berechnen. v. P. nahm auch theil an der Herausgabe der Hellschen „Ephemeriden“, eines in jener Zeit viel verbreiteten astronomischen Kalenders.

Oesterreichisches Pantheon, 4. Band. — De Cadelli, Scriptores Friulani-Austriaci, S. 173 ff. — v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 21. Bd. — Mädler, Geschichte der Himmelskunde, 2. Bd. S. 535.

Günther.

Pachel: Leonhard P., einer der zahlreichen deutschen Buchdrucker, welche bald nach Erfindung der Druckerkunst in Italien sich niederließen und über deren Lebens- und Geschäftsverhältnisse wir verhältnißmäßig wenig erfahren. Derselbe stammte aus Ingolstadt und trat um 1478 zu Mailand in Verbindung mit Ulrich Scinzenzeller auf. Gegen Ende des Jahrhunderts verschwindet Scinzenzeller, und wir finden P. mit einem Magister Joannes de Lignano verbunden, mit dem er eine Vita St. Nicolai Tolentinatis in italienischer Sprache druckt. Im Jahre 1511 gibt er allein eine Rhetorica des Cicero heraus, dann hört man nichts mehr von ihm. Aus verschiedenen Schlußschriften seiner Drucke können wir schließen, daß er nicht vermögend gewesen ist und oft nur mit Hilfe edeldenkender Männer, welche die Kosten des Druckes bestritten, seine Verlagswerke herausgeben konnte. P. wandte meistens gothische Lettern an, ein Umstand, der trotz seiner zahlreichen Verlagswerke, ihm nur Schaden bringen mußte, da zu jener Zeit sich die Italiener schon mehr der Antiquaschrift zugewandt hatten. Dem gelehrten Stande angehörend, er nannte sich Magister, wird er sich schwer von den gewohnten heimischen Schriftzeichen haben trennen können. Sein Signet, das sich nur auf wenigen seiner Drucke findet, ist ein Kreuz mit Doppelbalken, von welchen der obere größer als der untere ist, der Namen trägt unten zwei zurückgebogene Verlängerungen, zu beiden Seiten befinden sich die Buchstaben L. P.

Argelatus, Philippus, bibliotheca scriptorum Mediolanensium etc., 2 voll. Mediolani 1745.

Pallmann.

Pachelbl-Gehag: Heinrich Christian Friedrich v. P.-G. ward als Sohn des pfalz-zweibrückener Gesandten und bevollmächtigten Ministers zu Paris, Georg Wilhelm v. P.-G., am 27. Juni 1763 in Zweibrücken geboren und starb am 19. Februar 1838 in Berlin. Die Familie Pachelbl stammt aus Böhmen und ist ein altes egersches Patriciergeschlecht, welches in den Hussitenkriegen nach Wunsiedel auswanderte; einem Mitgliede derselben, Wolfgang P. verlieh Karl V. 1528 den Adel und als Anerkennung seiner Diensttreue einen goldenen Pelikan im blauen Felde zum Wappen, derselbe ward 1530 Bürgermeister zu Wunsiedel, desgleichen sein Sohn Wolf Alexander von 1561 an. Von seinen zahlreichen Kindern zog Wolfgang nach langen Reisen als Gesandter des Kaisers 1584 nach Eger, der alten Heimath des Geschlechts zurück und erwarb außer ländlichen Besitzungen ein Haus auf dem Ring. Sein Bruder Alexander, geb. 1548, hatte bereits das Gut Gehag erworben und beide Brüder, die eifrige Lutheraner waren, erhielten vom Kaiser Rudolf II., datirt Prag am 19. Juni 1610, ein Diplom, worin das vorige confirmirt und sie und ihre Erben mit der Freiheit, sich v. Gehag nennen zu dürfen, begnadigt wurden. In einem zweiten, 1619 erkauften Hause am Ring ward Wallenstein später ermordet. Wolfgang starb 1620 mit Hinterlassung eines Sohnes Wolf Adam, der 1620 seinem Vater als Bürgermeister in Eger folgte, aber, da er die erzwungene Bekehrung Egers zum Katholicismus als eifriger Protestant nicht dulden wollte, vom Kaiser Ferdinand 1629 abgesetzt und mit Sequestrirung des Vermögens verbannt wurde. Fortan lebte er zu Gehag und Wunsiedel, woselbst er 1649 als brandenburgischer Rath

und Vice-Hauptmann starb. Sein vorgenannter Onkel Alexander wurde Bürgermeister zu Wunsiedel und starb daselbst 1629 kinderlos. Einer seiner Söhne, Wolf Gabriel, war Geheimer Rath am markgräflichen Hofe zu Anspach und ist als scharfsinniger Gelehrter bekannt. Dieser Zweig starb in der männlichen Linie 1747 aus. Fortgepflanzt wurde das Geschlecht durch Christoph, den ältesten Sohn des oben genannten Wolf Alexander. Unter seinen Nachkommen, die sich meist dem geistlichen Stande widmeten, tritt Johann P., 1653 in Nürnberg geboren, als berühmter Orgelspieler und Componist auf. Ein anderer war Georg Wilhelm, pfalz-zweibrückener Gesandter und bevollmächtigter Minister in Paris; ihm wurde auf Veranlassung des Pfalzgrafen Christian IV. 1759 der ursprüngliche Adel restituirt. Dessen Sohn war der im Eingang erwähnte Heinrich Christian Friedrich. Er besuchte vom 9. bis 15. Jahr das Gymnasium in Zweibrücken, sodann zwei Jahre das akademische Erziehungsinstitut zu Colmar im Ober-Elsaß und studirte von Ostern 1781 bis 1784 auf den Universitäten Gießen und Göttingen. Am 23. April 1785 wurde er Assessor bei der herzoglichen Regierung zu Pfalz-Zweibrücken, zugleich auch Kammerjunker und Attaché beim Departement der auswärtigen Geschäfte. Im September 1788 folgte er einem Rufe der königlich schwedischen Krone, trat als Referendar zu Stralsund ein und wurde am 21. November 1789 Regierungsrath. Im J. 1810 ward er zum Kanzler ernannt und für seine ausgezeichneten Dienste in der Verwaltung des hohen Postens am 26. November 1810 mit dem Nordstern-Orden und im März 1813 mit dem Großkreuz desselben belohnt. Nach dem Uebergang des Landes an Preußen machte ihn Friedrich Wilhelm III. am 17. Januar 1816 zum Ritter des Rothen Adler-Ordens zweiter Classe und ernannte ihn am 23. October 1817 zum Chefpräsidenten der neu organisirten Regierung in Stralsund. Am 3. Mai 1825 trat er in den Ruhestand und lebte fortan mit litterarischen Arbeiten beschäftigt in Berlin. Seine frühesten schriftstellerischen Leistungen, welche Biederstedt aufzählt, betreffen Verwaltung und Verfassung Schwedisch-Pommerns, das Verfahren des Marschall Davoust gegen ihn hat er selber in Rühs und Spieckers Zeitschrift für die neueste Geschichte, Bd. 4, Stück 4, S. 32—38 dargestellt; später übersetzte er v. Lundblad's Geschichte Karl X von Schweden.

Biederstedt, Nachrichten u. s. w. 1822 S. 98/99. — Privatmittheilungen des Enkels, Herrn Kammerherrn und Major a. D. v. P.-G.

Häckermann.

Pachelbel: Johann P., geb. am 1. September 1653, † am 3. März 1706 in Nürnberg. Die Reichsstädte Deutschlands waren es, welche neben den fürstlichen Höfen vorzugsweise die Künste, insbesondere die Tonkunst förderten und unterstützten und so begegnen wir denn in der deutschen Musikgeschichte vielen Namen, deren Träger ihnen entstammten oder doch einen segensreichen Wirkungskreis in ihnen fanden. Wie in früherer Zeit Augsburg und Nürnberg durch ihren Kunstsinn hervorragten, so bis in unsere Tage Frankfurt a. M., Hamburg, Bremen. Nun waren es zwar nicht immer die glänzendsten Erscheinungen ihrer Zeit, die hier eine bescheidene, thätige, im Verkehr mit Handwerkern einfach bürgerliche Existenz fristeten, wol aber waren es sehr häufig solche, die rastlos lehrten, sammelten, sichteten und dadurch nicht selten zu den nachhaltigsten und fruchtbringendsten Resultaten und zu einem weithinaus besten Klang behauptenden Namen gelangten. Der größte dieser in städtischen Diensten stehenden Musiker war Seb. Bach; ihm aber reihen sich viele an, die durch ihre Werke und ihre Kunstübung hochberühmt und sehr einflußreich wurden. Unter den letzteren nimmt P., der angesehene und „bestverdiente“ Organist bei St. Sebald in Nürnberg, ein Freund D. Buxtehudes in Lübeck (s. A. D. B. III, 667) und mit

ihm einer der beachtenswerthesten Vorgänger des unerreichten Leipziger Thomascantors, eine ehrenvolle und hervorragende Stelle ein. Er erhielt eine gründliche wissenschaftliche Erziehung, machte das Laurenzer Gymnasium durch, und wurde, da er große Lust zur Musik verspüren ließ, von dem damaligen St. Sebalder Schulcollegen, H. Schwemmer (1621—96), einem Schüler J. Erasmus Kindermanns, Organist zu St. Aegidi (s. A. D. B. XV, 762), auf verschiedenen Instrumenten, namentlich dem Clavier unterrichtet. Schwemmer zählte zu den geachteten Tonsetzern des 17. Jahrhunderts und war besonders als Lehrer ausgezeichnet, denn außer P. waren N. Deinl, J. Krieger, J. Gabr. Schütz, Max Zeidler u. a., alle bedeutende Nürnberger Musikdirectoren, Organisten, Componisten und Instrumentisten seine Scholaren. Auch das ist bezeichnend für dies reichsstädtische Musikleben, daß man bei den Anstellungen fast immer die Stadtkinder bevorzugte, so daß in gewissen Familien die Musikübung sich fortpflanzen und man wirklich von Tonschulen mit bestimmt ausgeprägtem Charakter sprechen konnte. Namentlich lagen nach dieser Richtung in Nürnberg die Verhältnisse günstiger als irgend sonst wo. Die altberühmte, weitausgedehnte Reichsstadt zählte viele Kirchen und da in allen protestantischer Gottesdienst stattfand, so war für jede derselben ein besonderer Organist und ein Cantor, für die größern auch ein Musikdirector nöthig. Die Carriere für die bestqualificirten Musiker begann in der Regel in der Walburgs-, Spitals-, h. Geists-, Jacobs-, Frauenkirche; angesehenere Stellungen boten die Aegidien- und Lorenzerkirche; die einflußreichste die Sebalderkirche. Nun waren zwar die meisten dieser Beamtungen nur sehr gering bezahlt, ja oft waren es ehrsame Handwerker, welche sie versahen, was übrigens in einer Stadt, in der die Meistersinger so lange sich in Ansehen erhielten, nicht überraschen darf. Aber eine gewisse Sicherung der Existenz und die mit allen diesen Stellungen verbundenen freien Amtswohnungen fesselten immer tüchtige Kräfte, denen zudem mit den Jahren ein Vorrücken in Aussicht stand, an die Heimat. Bis zu den Tagen Pachelbels können wir eine stattliche Reihe hochangesehener Namen, allen voran die drei Söhne des aus Böhmen eingewanderten Instrumentisten Isaac Hasler, Hans Leo (1564—1612), Jacob und Caspar († 1618) anführen. Nur der letztere derselben blieb in Nürnberg und pflanzte da sein Geschlecht fort. — Nach der Einführung der Reformation tritt uns zunächst Seb. Heyden (1493—1561), Rector bei St. Sebald, entgegen. Dann der als Capellmeister in Frankfurt a. M. verstorbene J. A. Herbst (1588—1660). Sein Zeitgenosse war J. Staden (1579—1634), anfangs fürstlich brandenburgischer Hoforganist in Bayreuth, seit 1620 Organist bei St. Sebald. Sein Sohn Siegm. Gottl. (Theophilus) Staden (1607—55), der Componist des ersten deutschen Singspiels „Seelewig“, wurde sein Amtsnachfolger. Dessen Collegen an den übrigen Kirchen waren Val. Dretzel, Casp. Neumeier, Nic. Deinl, David Schädlich und J. Ben. Hasler. Es folgen nun J. Eras. Kindermann, H. Schwemmer, P. Heinlein (1620—86), G. Casp. Weber (1632—95), Alb. Mart. Lunßendörfer, J. Löhner (1645—1705), J. Mart. Rubert (geb. 1615, starb als Organist in Stralsund 1676) u. a.

Nachdem P., bevor er Nürnberg für lange Zeit verließ, noch die Vorlesungen im Auditorio Aegidiano fleißig besucht hatte, bezog er die Universität zu Altdorf, als angehender Studio bereits zugleich den Organistendienst daselbst versehend. Seine finanziellen Mittel scheinen jedoch nicht ausreichend gewesen zu sein, ihm längeren Aufenthalt hier zu ermöglichen, weshalb er schon nach neun Monaten nach Regensburg übersiedelte, wo man ihn in Ansehung seiner hervorragenden Capacitäten, als überzähligen Alumnus gerne in das dortige Gymnasium poeticum aufnahm. Drei Jahre weilte er hier, neben wissenschaftlichen Studien eifrigst die Unterweisung des angesehenen, sich momentan hier

aufhaltenden Contrapunctisten Prentz benutzend. In jeder Hinsicht wohl vorbereitet ergriff er eines Tages eine sich ihm bietende Gelegenheit, auf der Donau nach Wien hinabzufahren. Bald ward ihm hier die Auszeichnung, als des berühmten Hoforganisten K. Leopolds I., J. Caspar Kerll (A. D. B. XV, 628, Schüler Valentini's in Wien und Carissimi's und Frescobaldi's in Rom) Gehilfe und Stellvertreter bei St. Stephan angestellt zu werden. Der Umgang mit diesem größten deutschen Musiker bot ihm aufs neue beste Gelegenheit, sich als Orgelspieler wie als Tonsetzer zu vervollkommnen. Im J. 1675 erhielt er unter sehr annehmbaren Bedingungen einen Ruf als Organist des Herzogs Joh. Georg von Sachsen nach Eisenach. Doch scheinen sich im Verlaufe der nächsten Jahre, insbesondere nach dem Hinscheiden des Herz. Bernhard von Jena, die musikalischen Verhältnisse nicht wünschenswerth gestaltet zu haben, weshalb P. nach drei Jahren diese Stellung mit einer ähnlichen an der Predigerkirche in Erfurt, in welcher Stadt er nun zwölf Jahre „zu jedermanns Vergnügen löblich waltete", vertauschte. Hier verheirathete er sich mit der Tochter des Stadtmajors Gabler; dann als er seine Frau und seinen einzigen Sohn durch den Tod verloren hatte, mit der Tochter des Kupferschmieds Trummert, die ihm sieben Kinder (fünf Söhne und zwei Töchter) gebar, welche alle den Vater überlebten. Wie in Eisenach entließ man ihn auch in Erfurt nur sehr ungern, als er 1690 einem Rufe der verwitweten Herzogin Magdalena Sybilla von Würtemberg, in deren Diensten einst auch der berühmte Froberger gestanden hatte, als Hofmusiker und Organist nach Stuttgart folgte. Man rühmte von Erfurt aus nicht nur sein musikalisches Geschick, sondern auch sein „treu-aufrichtiges Gemüte und seine durch Leben und Wandel bethätigte Gottesfurcht, Ehr- und Redlichkeit". Leider war seines Bleibens in Stuttgart nicht lange. Schon einmal, im J. 1688, waren die Franzosen unter dem Mordbrenner Melac in Würtemberg eingefallen und hatten unter Peyssonnel Stuttgart gestürmt und drei Tage lang geplündert. 1692 kehrten sie zurück. Was fliehen konnte, floh. Viele der zurückgebliebenen Bewohner wurden von den übermüthigen Siegern verjagt, unter ihnen auch P., der nun mit Frau und Kindern und ohne Hilfe und Unterstützung in dem vom Kriege schwerheimgesuchten Lande wochenlang umherirrte. „Doch half ihm Gott bald wieder." Die Herzogin, seine guten Qualitäten laut anerkennend, hatte ihn auf seine Bitten am 1. October 1692 aus ihrem Dienste entlassen. Am 8. November schon wurde er zum Organisten in Gotha ernannt. Unmittelbar darauf, am 2. December erhielt er auch einen Ruf nach Oxford, der später wiederholt wurde; aber P. lehnte beidemale, seiner zahlreichen Familie wegen, ab, ihm zu folgen. Ebensowenig war er zu bewegen, wieder nach Stuttgart, von wo dringende Einladungen zur Rückkehr eintrafen, zurückzukehren. Als in Nürnberg 1695 der Organist bei St. Sebald, G. Casp. Wecker, starb und man ihm, der sich einen ehrenvollen Künstlerruf in seinen bisherigen Bedienstungen gegründet hatte, diese Stelle anbot, übernahm er sie freudig, nur um in seiner lieben Vaterstadt wieder leben und wirken zu können. „Mit welchem Ruhme er diesem Amte vorstand, ist fast weltkundig. Er zuerst hat in Deutschland die Ouverturenart auf dem Clavier eingeführt und die Kirchenmusik vollkommener gemacht."

Schon im 16. Jahrhundert begegnen wir einer großen Zahl tüchtiger Organisten, nicht nur in Deutschland, auch in Italien, den Niederlanden und in Frankreich. Die Orgel war das Concertinstrument dieser Zeit; doch hat man sich die Organisten, die im Gegensatz zu andern Instrumentisten, den Spielern von Saiten- und Blasinstrumenten, so genannt wurden, auch immer als treffliche Clavierspieler zu denken. Einer der ausgezeichnetsten Organisten, ein Schüler der Venetianer Gios. Zarlino und Andr. Gabrieli, J. P. Sweelinck (1560—1621)

wirkte in Amsterdam; in Rom genoß der Organist an der Peterskirche, Girol. Frescobaldi (1587—1640), ein Schüler Fr. Millevilles, eines weitverbreiteten Rufes. Sein bedeutendster Schüler war der berühmte J. J. Froberger (starb 1667). Aus Sweelincks Schule stammte, außer vielen andern angesehenen Künstlern, der Vater des deutschen protestantischen Orgelspiels, Sam. Scheidt in Halle (1587—1654), auf dessen Schultern wieder Buxtehude und P. und die meisten der zahlreichen Organisten des 17. Jahrhunderts stehen. P. war einer der ersten Componisten, welche die Schranken der alten Tonlehre, die so lange das Schaffen früherer Meister beengt hatten, durchbrachen. Er bediente sich fast ausnahmslos der modernen Dur- und Mollgeschlechte. Seine Thätigkeit und sein Vorgehen erscheinen ferner deswegen so wichtig, weil er die musikalischen Formen erweiterte, bedeutsamere, durch innere Geschlossenheit und charakteristische Färbung sich auszeichnende Themen erfand, deren Durchführung er verständig und planmäßig zu gruppiren, zu gliedern und zu entwickeln wußte und weil er namentlich seinen Choralvorspielen eine ideellere Bedeutung, als man bisher gewohnt war, zu geben vermochte. Seine Chorcompositionen sind bei aller Frische und Lieblichkeit doch würdig und nicht selten von großer und glänzender Wirkung, dabei immer melodisch und sangbar. Das Erhabene und Kräftige gelingt ihm ebenso, wie das Zarte und Heitere. Durch alle seine Gesänge weht ein Geist des Wohlwollens, ein Liebreiches; zudem erfüllt sie die anmuthendste Mannigfaltigkeit. Das Gesangmäßige offenbart sich selbst in seinen Orgelstücken, die nicht wie bei andern Tonsetzern, damals vom Orgelmäßigen, heute vom Claviermäßigen beeinflußt wurden und sind. P. verschied 11 Jahre nach seinem letzten Amtsantritte unter dem leisen Singen seines Lieblingsliedes: „Herr Jesu Christ, meins Lebens Licht“. Unter seinen Kindern that sich seine älteste Tochter „eine sonderbar-künstliche Jungfer, auf welche er ein Ansehnliches mit aller Lust gewandt und die ihn mit ihren seltenen Wissenschaften sehr ergötzte“, hervor; ebenso zeichnete sich sein ältester Sohn, von dem nachher noch die Rede sein wird, als tüchtiger Orgelspieler aus. — In neuester Zeit wurden viele von Pachelbels bisher ungedruckt und unbekannt gebliebenen Orgel- und Gesangcompositionen in verschiedenen Sammelwerken (siehe Th. Busby, Allg. Geschichte der Musik, L. 1821; Fr. Commer, Musica sacra, Bd. I und III, Berl.; F. Fischhof, Class. Studien für Pianoforte, Wien; G. W. Körner, der Orgelvirtuos, Erfurt; F. Riegel, Praxis Organoedi in Ecclesia, Brixen; Schlesinger, Anthologie classique; Trautwein, Collection de morceaux classiques et modernes; C. von Winterfeld, der evangelische Kirchengesang, Bd. II, L. 1845 u. s. w.) veröffentlicht. Zu seinen Lebzeiten erschienen: 1) in den Tagen, da in Erfurt eine ansteckende Seuche viele Menschen hinraffte (darunter auch Pachelbels Frau und Sohn): „Musikalische Sterbens-Gedanken“ aus 4 variirten Chorälen bestehend, für Clavier, Erfurt 1683; 2) „Musikalische Ergetzung“, aus 6 verstimmten Partien von 2 Violinen und G.-B. (Generalbaß), Nürnb. 1691; 3) „Choräle zum Präambuliren“, acht an der Zahl. Nürnb. 1693; 4) Hexachordum Apollinis sex arias exhibens organo pneumatico, vel clavato cymbalo, modulandas, quarum singulis suae sunt subjectae variationes, philomusorum in gratiam adornatum. Studio ac industria: Ioannis Pachelbel Nurembergensis, in aede patriae Sebaldina organoedi. 1699 (das Titelblatt ist von Corn. Nic. Schurtz gestochen. Das 44 S. umfassende Werkchen ist „denen Wol Edlen, und vortrefflichen Herren, Hr. Ferd. Tob. Richter, Ihrer K. K. Majest. best-meritirtem Hof- und Cammer-Organisten. Und H. Dietr. Buxtehude, der Haupt-Kirche zu St. Marien, in Lübeck, best-meritirtem Organisten und Directori Musices. Beiden Weltberühmten Musicis, seinen HochgeEhrtesten Herren und Hochwerthesten Gönnern“ dedicirt). Fünf 4 oder 8tactige Arien werden hier je 6 mal variirt. Nur die letzte Aria

Sebaldina hat 12 Tacte und 8 Variationen. Aus dem für geübte Spieler bestimmten, im galanten Stile geschriebenen und mit üppigem Figurenwerk, wie er es liebte, ausgestatteten Hefte kann man den Stand der gleichzeitigen Claviertechnik überzeugend erkennen. Irgendwelchen musikalischen Werth oder tieferen Gehalt haben die hier gebotenen Tonsätze jedoch nicht. — Ein beachtenswerthes handschriftliches Werk Pachelbels besitzt die großh. Bibliothek in Weimar: „Tabulaturbuch geistlicher Gesänge D. Martini Lutheri, und anderer gottseliger Männer, sambt beigefügten Choralfugen, durchs gantze Jahr. Allen Liebhabern des Claviers componiert.“ 1704. Von den 274 Melodien dieses Manuscriptes sind jedoch nur 160 von P. selbst bearbeitet. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Orgelcompositionen hat s. Z. G. W. Körner in Erfurt begonnen. Es muß hier noch bemerkt werden, daß P. der muthmaßliche Sänger der beliebten Choralmelodien: „Was Gott thut, das ist wolgethan“, und „Wo soll ich fliehen hin“ sein dürfte. — Wilhelm Hieronymus P., ältester Sohn des Johann P., geb. um 1685 in Erfurt, † als Amtsnachfolger seines Vaters (?) in Nürnberg, war auch dessen Compositions- und Clavierschüler. Er erhielt zuerst die Organistenstelle in der Nürnbergschen Vorstadt Wöhrd und, zur großen Freude des sterbenden Vaters, einen Tag vor dessen Tode, die bei St. Jacob in Nürnberg. Von seinen Compositionen erschienen: „Musikalisches Vergnügen“ bestehend in einem Praeludio, Fuga und Fantasia (in C) sowol auf die Orgel als auch auf das Clavier, den Liebhabern der Musik vorgestellt und componirt.“ Nürnb. 1725. Und „Fuga in F dur fürs Clavier.“ Ebenda. Alle seine übrigen Tonsätze scheinen Manuscript geblieben zu sein, bis auf einige Orgelstücke, z. B. eine Fuge in h, welche in den letzten Jahrzehnten G. W. Körner in Erfurt veröffentlicht hat. Schletterer.

Pachelbel: Wolf Adam P. v. Gehag, geb. 1599, † 1649. — Der Sohn eines der reichsten und angesehensten Patriciergeschlechter der vormals deutschen Reichsstadt Eger, erschien Wolf Adam P. schon von Geburt berufen, in der bedeutsamsten Epoche der so wechselvollen Geschichte seiner Vaterstadt und ihres ausgedehnten Stadtgebietes eine hervorragende Rolle zu spielen. Die besten Naturanlagen, geweckt und gefördert von einer trefflichen Erziehung; eine glühende, werkthätige Liebe zur Heimat und zur Freiheit, wie zum evangelischen Glauben: die schönsten Bürgertugenden einer angeblich „guten alten“ Zeit vermochten gleichwohl nicht die Sturmfluth aufzuhalten, unter deren welterschütternder Brandung die politische, nationale und confessionelle Selbständigkeit einer großen deutschen Gemeinde zu Grunde ging und ihre Führer alle nach hartem, verzweifeltem Widerstande mit sich begrub.

Als Stammvater des Geschlechtes P. (eigentlich „Bachelbel“) gilt ein freier deutscher Bauer dieses Namens im Dorfe Oschwitz bei Arzberg-Schirnding im Egerer Weichbild. Er wird urkundlich zum ersten Male im Jahre 1390 genannt. Der Bach, an dem das Gehöfte des jungen „Elbel“ (mundartlich für „Albrecht“) gelegen war, gab ohne Zweifel dem Besitzer und seiner Familie die regelrechte Taufe, die freilich nicht verhüten konnte, daß die ursprüngliche und auch später noch sehr häufige Form „Bachelbel“ nach und nach bleibend in „Pachelbel“ umgewandelt wurde. (Die Formen „Pachhälbel u. dergl. sind nachweisbar uncorrect.) Ein Hans P. lebte vor 1440 bereits in Eger und erwarb liegenden Grund daselbst. Ulrich, sein Sohn, wurde in den Jahren 1473—1516 wiederholt in den „äußeren Rath“ der Stadt gewählt, jedoch mit Unterbrechungen, da er während dieser Zeit öfter im benachbarten Wunsiedel verweilte, woselbst er sich auch mit Catharina Frießner vermählte. Der älteste Sohn dieser Ehe, Wolfgang, blieb in Wunsiedel und wurde dort Bürgermeister. Drei jüngere Söhne, Niklas, Georg und Johann, verwalteten das väterliche Gut in Eger;

deren Brüder Andreas und Thomas wandten sich dem geistlichen Stande zu und gingen nach Rom, während Erasmus als „Magister“ in Leipzig lebte. Von Ulrichs zahlreicher Nachkommenschaft hinterließ nur Wolfgang einen männlichen Erben, Alexander, der aber seinen Wohnsitz nicht in Eger nahm, wie denn nach Georg's Tode im Jahre 1530 die Familie P. für einen Zeitraum von fünfzig Jahren gänzlich aus Eger verschwunden zu sein schien. Bis dahin hatte auch schon ein kaiserliches Diplom, d. d. Speyer, 23. Juli 1528, der Familie P. einen Wappenbrief verliehen, als dessen „Kleinod“ in blauem oder lazurfarbenem Schilde „ein gelb- oder goldfarbener Pelikan mit aufgethanen Flügen“ figurirte, „welcher mit dem Schnabel die Brust eröffnet; auf dem Schild ein Stechhelm, beiderseits mit gelber oder blauer Helmdecken, darauf abermals ein gelber Pelikan, wie im Schild.“

Erst Alexander's ältester Sohn, Wolfgang II., kehrte nach vielen großen Reisen und manigfachen Erlebnissen in Diensten Erzherzog Karl's von Steiermark und der Kaiser Maximilian und Rudolf II. nach Eger zurück. Er selbst berichtet, daß er seine Jugend „in Hispania, Italia, Gallia, Engeland, Niederland und anderen mehr fremden Nationen um Erlernung der Sprachen, freien Künste und ehrbaren löblichen Tugenden zugebracht“ und alsdann an Erzherzog Karl's Hof gezogen, der ihn „in dero Geschäften nach Frankreich verschickt“, woselbst er die ihm aufgetragenen Befehle „zu Ihrer Fürstl. Durchlaucht gnädigstem Contento verrichtet.“ Hierauf, erzählt Wolfgang weiter, sei er mit Kaiser Maximilian's II. Gesandten, Hans Kowenzl, Ritter des Deutschen Ordens und Erzherzog Karl's Geheimem Rathe, nach Polen und endlich mit dem kaiserlichen Orator Friedrich von Breuner nach Konstantinopel gegangen, wo er „vor einen etlicher Sprachen kundigen Agenten im Schreiben, Concipiren und Transferiren vieler geheimen Sachen gebraucht“ wurde. „Als aber gemeldter Herr Orator Breuner zu Konstantinopel Todes verschieden, habe ich mich gen Jerusalem begeben und nach solcher meiner glücklichen Wiederkunft in Deutschland in Ihrer kaiserl. Majestät Stadt Eger niedergelassen.“ Es war im Jahre 1584.

Stadt und Kreis Eger oder „das Egerland“, vormals im Besitze der Babenberger-Amerdaler, dann der Vohburger, seit 1149 ein Hausgut der Hohenstaufen, war unter den letzten Kaisern dieses Hauses unmittelbares Reichsland geworden. Noch bei Lebzeiten Konradin's im Jahre 1266 durch Ottokar II. von Böhmen in Besitz genommen, jedoch im Kriege mit Rudolf von Habsburg an das Reich zurückgegeben, war es von 1279—1291 und von 1301—1315 wieder unmittelbares Reichsland, bis es im Jahre 1315 Ludwig von Baiern an den König von Böhmen verpfändete. Seitdem war das Egerland mit Böhmen, „jedoch nicht mit dem Staate, sondern mit der Krone von Böhmen“, verbunden gewesen, „mit allen Territorialrechten und dem Vorbehalt der Reichshoheit“, gleichwie die Grafschaft Glatz und andere Ländergebiete. Mit ängstlicher Sorgfalt hatten die Bürger von Eger ihre Freiheiten jederzeit gewahrt und so auch „alle Könige und Kaiser das geschlossene Territorium des Egerlandes, seine staatsrechtliche Stellung, sowie die besonderen Rechte der Stadt und des Landes von Eger in Majestätsbriefen anerkannt.“ Nichtsdestoweniger war die Aussicht auf eine Wiedereinlösung Eger's zum Reiche immer mehr geschwunden, zumal seitdem die deutschen Kaiser zugleich Könige von Böhmen waren. Es fehlte darum nicht an mancherlei Versuchen, Eger in ein engeres Verhältniß zu Böhmen zu bringen und von den böhmischen Landtagsschlüssen abhängig zu machen als ein der Krone Böhmen „auf ewig versetztes Pfand.“ Der Gemeinde den alten reichsstädtischen Charakter zu wahren, galt demgemäß als die vorzügliche Auf-

gabe der Egerer Stadtvertretung, in welche Wolfgang P. alsbald berufen wurde, um schon im Jahre 1600 zum Bürgermeister gewählt zu werden, nachdem er zwei Jahre zuvor durch die Heirath mit Ursula, der Tochter des Bürgermeisters Franz Juncker von Oberkunreut, zu den vornehmsten Familien der Stadt und des Landes Eger in die engsten Beziehungen getreten war.

Noch war die gewissenhafte Wahrung des städtischen Interesses allerdings vollkommen vereinbar mit dem schuldigen Gehorsam gegen den Landesherrn, wenn dieser, wie Kaiser Rudolf II., die verbrieften Rechte der Stadt und Landschaft unangetastet ließ. Es konnte und durfte daher Wolfgang P. in einer Eingabe vom Jahre 1610 an diesen Monarchen mit Genugthuung betonen: „Allda (zu Eger) bin ich in den Rathsstuhl gezogen und vor zehn Jahren zum Bürgermeisteramt befördert worden, darin ich bis dato verharre und mich in gemeiner Stadt und Kreises Eger fürgefallenen angelegenen Sachen stets unverdrossen, mühsamlich in viel Wege gebrauchen lassen, fürnehmlich aber Eurer Majestät primari Interesse und die allergnädigst begehrte Contribution treulich und fleißig befördert und also Eurer Majestät und dem hochlöblichen Hause Oesterreich über vierzig Jahre alle treue, emsige und unverdrossene Dienste geleistet.“ Er hätte mit gutem Grund noch hinzufügen können, daß, als vor kurzer Zeit (im Frühjahr 1608) die böhmischen Stände zum Schutze ihres Königs gegen Erzherzog Matthias rüsteten, auch die Egerer sofort dabei waren, dem bedrängten Landesherrn Kriegshilfe zu leisten, nicht ohne eifriges Zuthun ihres Bürgermeisters Wolfgang P. Ein kaiserlicher Gnadenbrief d. d. Prag, 19. Juni 1610, ertheilte ihm und dem Sohne seines bereits verstorbenen Bruders Hans, namens Alexander, das Recht, sich „von Gehag“ (einem Dorf und Rittersitz bei Eger, als Eigenthum der Familie P.) zu nennen und zu schreiben, und „verbesserte“ zugleich deren Geschlechtswappen in der Weise, daß der Stechhelm über dem Wappenschilde „in einen freien adeligen gekrönten Turnirhelm verändert, geziert“ u. s. w. wurde.

Dieses Diplom empfing Wolfgang P. persönlich in Prag, woselbst er als Abgesandter des Kreises Eger in einer für die damals streng lutherische Ritterschaft und Stadtgemeinde dieses Kreises hochwichtigen Mission verweilte. Es galt, bei dem Kaiser und den böhmischen Ständen, denen der bekannte Majestätsbrief vom 9. Juli 1609 volle Religionsfreiheit gewährt hatte, auch für das Egerland die gleiche Bürgschaft zu erlangen. Die böhmischen Stände aber dachten, die Gelegenheit zu nützen, um Eger zum völligen Anschluß an Böhmen zu nöthigen. Dazu verstand sich der deutsche Bürger unter keiner Bedingung. Und so blieb seine Gesandtschaft ohne den gewünschten Erfolg, obwohl er im nächsten Jahre wieder nach Prag kam und das Anliegen der Seinen den Wortführern der Stände eindringlich auseinandersetzte und einer derselben, der greise Budowetz von Budowa, gegen den Grafen Heinrich M. Thurn erklärte: „wir müßten Schelme und lose Bösewichter sein, wenn wir ihnen solche christliche Bitte versagen sollten.“ — Sie wurde versagt; die Egerer beharrten auf ihrer politischen Stellung, der festen Ueberzeugung: eins mit dem „Reiche“ jedweder Gefahr, auch für den evangelischen Glauben, gewachsen zu sein. Darum begnügte man sich nicht, als Matthias König von Böhmen geworden war, mit der Bestätigung der alten Egerländer Privilegien seitens der böhmischen Hofkanzlei, sondern suchte und erwirkte denn auch die gleiche Confirmation bei der Reichshofkanzlei, denn Privilegien des „Reiches“ konnte ein böhmischer König füglich nicht rechtskräftig bestätigen. Die Gefahren aber wuchsen von Jahr zu Jahr für Stadt und Land. Der Prager Fenstersturz gab das Zeichen zu allgemeiner Erhebung in Böhmen. Eger war klug genug, lange Zeit eine reservirte Haltung einzunehmen, wozu gewiß der alternde, bedächtige Wolfgang P. wesentlich bei-

trug. Verheißungen und Drohungen, mit welchen die Prager Stände nicht sparten, vermochten ihn nicht zu einem übereilten Schritt zu drängen. Doch konnte er nicht hindern, daß, als Friedrich von der Pfalz, der Gegenkönig, auf seinem Einzuge in Böhmen den Weg nach Eger nahm, eine städtische Deputation denselben feierlich einholte. Ein halbes Jahr später leistete Eger zu Prag die begehrte Huldigung — ohne Zustimmung Wolfgang's, der kurz zuvor, am 3. April 1620, im Alter von 75 Jahren gestorben war. Seiner glücklichen Ehe mit Ursula von Juncker entstammten die Söhne Wolf Adam und Alexander, denen er außer einem wohnlichen Patricierhause (Nr. 3), neben dem Stammhause der Juncker am oberen „Ring“ der Stadt gelegen, die Rittergüter Gehag und Harleß, vor Allem aber den hochgeehrten Namen eines vielverdienten Patrioten hinterließ.

Wolf Adam P., der am 28. Mai 1599 die Taufe erhalten hatte, war, wie bemerkt, im väterlichen Hause und in der Fremde einer ausgezeichneten Erziehung theilhaft geworden. Schon 1619, am 5. Mai, nahm er — noch „legum studiosus“ — die ehrbare und tugendsame Jungfrau Barbara, einzige Tochter weiland des „ehrenfesten und fürnehmen Herrn“ Franz Flentz, zum Weibe, die ihm als Heirathsgut das damals einem vollständigen Neubau unterzogene stattliche Haus Nr. 492 am unteren „Ring“ zubrachte: das nachmals bekannteste, denkwürdigste Gebäude Eger's — Wallenstein's Todeshaus. Es lag kein Segen auf den Mauern, die P. nur kurze Zeit bewohnte, denn schon im Jahre 1620, bald nach des Vaters Heimgang, verlor Wolf Adam auch die jugendliche Gattin durch den Tod, was ihn bestimmte, deren Erbe seinem Vetter, (dem im Diplom vom Jahre 1610 genannten) Alexander käuflich zu überlassen und das väterliche Haus zu beziehen. Dahin führte er 1621, im Februar, des ältesten Bürgermeisters Sebastian Rößler in Wunsiedel Tochter, Anna, als Gemahlin heim, während der Vetter Alexander zur selben Zeit sich mit seiner Base Magdalene, der Tochter des Egerer Bürgermeisters Adam Juncker von Oberkunreut, vermählte. Wolf Adam zeugte in zweiter Ehe, so viel bekannt, vier Kinder, deren ihn aber keines überleben sollte.

Wie im häuslichen Kreise hatten indessen auch in der Oeffentlichkeit die Verhältnisse die denkbar größten Wechselfälle erlitten, und Wolf Adam, schon 1620, kaum einundzwanzigjährig, in die Gemeindevertretung seiner Vaterstadt berufen, konnte sich ihnen nicht entziehen, auch wenn er dies gewollt hätte, was keineswegs der Fall war. Die Schlacht auf dem Weißen Berge hatte zu Gunsten Ferdinand's II. und der katholischen Waffen entschieden, und wie an die böhmischen Stände trat an die Egerer die Frage der Umkehr mit bitterem Ernst heran. Ein Rescript des mit kaiserlicher Commission betrauten Kurfürsten von Sachsen forderte Eger zur Unterwerfung und Anerkennung des Kaisers als „des einzig rechtmäßig succedirenden, gekrönten und gesalbten Königs von Böhmen“ auf. Eine Versammlung der Ritterschaft und der Gemeinde am 22. December 1620 sollte die Antwort geben. Bei der Abstimmung aber wurde eine absolute Mehrheit nicht erzielt. Georg Christoph von Trauttenberg auf Wildstein, das Haupt der Ritterschaft, und Wolf Adam P. aus der „geschworenen Gemeinde“ votirten dafür, „als ehrbare aufrichtige Deutsche bei König Friedrich, dem Pfalzgrafen, dem man einmal die Pflicht geleistet, standhaft zu verharren“, mit der Erklärung, wie immer, so auch hier „den schlichtesten Weg gehen“ zu wollen. Die Votanten hatten damit ihr Loos geworfen. — Nur allzu bald wurde auch dem Vertrauensseligsten vollkommen klar, daß die Sache des „Winterkönigs“ unrettbar verloren war. Das Aeußerste abzuwenden, mußte sich Eger bequemen, Kur-Sachsen um Schutz anzurufen, dem siegreichen Kaiser

aber die Unterwerfung anzubieten. Welch' günstige Gelegenheit für die böhmische Hofkanzlei, ihren langgehegten Plan zu verwirklichen und Eger endlich in ein enges Abhängigkeitsverhältniß zu Böhmen zu bringen! Die Gefahr stieg auf's Höchste. Mit Hingebung und Ausdauer fand sich Wolf Adam P. immer unter den Ersten in der Bekämpfung des drohenden Unheils. Zahllose Gesandtschaften wurden abgeordnet, bei welchen er niemals fehlte. So finden wir ihn im Jahre 1623 wiederholt in Prag und Regensburg, immer und überall die aus der Stellung Eger's „als einer Pfandschaft der Krone Böhmen vom heiligen römischen Reich" nothwendig resultirenden Rechte gegen jeden Widersacher schlagfertig und redegewandt vertretend. Am 23. Mai 1623 erfloß ein kaiserliches Indulgenz-Patent, mit welchem den Bürgern und der Landschaft Eger in Ansehung dessen, daß sie „an dem böhmischen fürgangenen Unwesen keinen Gefallen getragen", dasjenige, „worin sie in Zeit gewährter Rebellion der Sachen zu viel gethan oder zu weit gegangen sein möchten", verziehen und „zu Gnaden gewendet" wurde. Am 17. Juli 1625 erfolgte die kaiserliche Bestätigung der Stadtprivilegien. Schon im Vorjahre hatte Wolf Adam als einer der Bürgermeister die unmittelbare Leitung der städtischen Angelegenheiten übernommen, um diese Würde fünf Jahre zu bekleiden. Alljährlich wählte damals und in der Folgezeit die Stadt vier Bürgermeister, deren jeder durch ein „Quartal" als „Amts"- oder Ober-Bürgermeister fungirte.

Die Tage der Prüfung waren für Eger nach Confirmation der Stadtprivilegien durch den Kaiser nicht vorüber — im Gegentheil. Mochte man doch in der nächsten Zukunft vermeinen, es wäre Eger einer der auserwählten Punkte, um die sich von Zeit zu Zeit die Weltgeschichte zu bewegen scheint. Der Träger dieser Geschichte der Jahre 1625—34 war Wallenstein. Fünfmal in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum kaum eines Decenniums bot Eger dem gewaltigen Friedland, auch zu längerem Aufenthalt, ein gastliches Obdach. Es sah den Aufgang, wie den Zenith und den Niedergang der so räthselhaften Doppellaufbahn seines blendenden Gestirnes.

Zum ersten Male am 31. Juli 1625 begrüßten den Generalissimus vor den Thoren von Eger die Bürgermeister Adam Juncker von Oberkunreut, Andreas Cramer, Georg Frießel und Wolf Adam P., welch' Letzterer eben kurz zuvor dem Erstgenannten das „Amt" übergeben hatte, „solches künftig Quartal Trinitatis zu versehen." Seine Herberge nahm der Feldherr zunächst im Hause Pachelbel's (Nr. 3 des oberen Ringes), um jedoch alsbald Hoflager und Hauptquartier im nahen Schlosse Groß-Lehnstein, einer Besitzung des Egerer Bürgers Georg Erhard Werndl von Dölitz, aufzuschlagen. Hier blieb er bis zum 3. September. Dem „Schöpfer kühner Heere" hatte ein Monat genügt, dem Kaiser eine Armee auf die Beine zu stellen. Es braucht nicht ausdrücklich gesagt zu werden, daß Stadt und Land Eger als allgemeiner Musterplatz dieser Armee, trotz aller Mannszucht, die geübt wurde, ganz außerordentliche Lasten getragen hatten. Wieder und wieder war Wolf Adam P. genöthigt gewesen, der bedrängten Gemeinde namhafte Geldopfer zu bringen. — Das ungleich größere Uebel aber, ja das Verderben selbst, kam erst nach dem Abzug der Friedländer Armada in Gestalt einer Reihe kaiserlicher Reformationspatente. Vergebens weigerte der Stadtrath die Publicirung dieser an die königlich böhmischen Städte adressirten, daher für Eger nicht rechtsverbindlichen Patente; ebenso vergeblich widerstrebte er der Ausfolgung des in städtisch-lutherische Hände übergegangenen deutschen Ordenhauses in Eger: ein kaiserlicher Commissär erlegte den Kaufpreis, den die Stadt vor Zeiten dafür bezahlt hatte; anstatt eines neuen Reformationspatentes aber erschien im Mai 1628 eine eigene Reformations-Commission, die im August ihre Thätigkeit begann und instructionsgemäß sofort die

Abschaffung der evangelischen Prädicanten verfügte. Abermals gingen Deputationen an den Kaiser, wurden jedoch nicht vorgelassen. Wohl aber kam ihnen der Bescheid, daß es „Ihrer Majestät endlicher Will und Meinung, alle ihre getreuen Unterthanen zu der Religion, in welcher Sie gedächten selig zu werden, zu bringen, und weil nun die katholische die alleinseligmachende wäre, hätte Ihre Majestät sich resolvirt, einen Ehrbaren Rath sammt der Stadt Eger auch dazu zu leiten.“ Ein vertrauliche Stimme fügte bei, daß kein Ausweg bleibe, als katholisch zu werden, „denn dieser Kaiser und dessen Räthe diese Maximam hätten, wer nicht katholisch wäre, könnte auch nicht getreu sein.“ Nicht genug damit. Auch in politischen Dingen sollte eine gründliche Aenderung vorgenommen werden. Bei aller formellen Anerkennung der privilegirten Stellung der Stadt wurde dieselbe von der kaiserlichen Regierung thatsächlich wie eine der königlich böhmischen Städte behandelt und zunächst insbesondere zu allen Steuerleistungen dieser Städte herangezogen. Die Aufregung war eine ungeheure. Nach vielen mündlichen und schriftlichen Protesten ging Wolf Adam P. wieder nach Wien — aber auch er konnte nicht bis zum Kaiser gelangen, trotz größter Anstrengung; im Vorzimmer ward er von einem der Minister mit den Worten abgespeist: „Ihr wollt eine Reichsstadt sein, da Ihr doch eine Pfandschaft seid. Ihr müßt Ihrer Majestät folgen und, was sie begehret, leisten; Sie sein wahrlich mit Euch nit zufrieden.“ — Dem Abgeordneten wurde wie zum Hohn ein Exemplar der eben vollendeten „Vernewerten Landes-Ordnung des Königreiches Böhmen“ zur Publicirung übergeben, welche Zumuthung jedoch mit der bündigen Erklärung erwidert wurde: Eger und Egerland vermögen eine böhmische Landes-Ordnung nicht anzuerkennen, „dieweil sie an den böhmischen Rechten nicht participiren, weder in privatis noch publicis.“ Darauf gab wieder ein kaiserliches Rescript an die böhmische Statthalterei die unzweideutige Antwort (1629), es sei beschlossene Sache, „das Egerland mit Böhmen dauernd zu vereinigen, zuvor aber die katholische Lehre als die allein herrschende daselbst einführen.“

Man war nicht wählerisch in Anwendung der Mittel, um den nächsten Zweck zu erreichen: die roheste Gewalt war Alles, was man nöthig hatte. Gebrauchte man aber ihre ganze Härte gegen die protestantischen Häupter, so war damit zugleich in politischer Richtung das Spiel so viel wie gewonnen. Die Rechnung konnte kaum einfacher lauten. Bewegliche Intercessionen des Kurfürsten von Sachsen für seine „Religionsverwandten“ in Eger fanden keine Beachtung. In dem Leiter der Egerer Reformations-Commission, Barthel Brunner von Wildenau, einem gebürtigen Egerer, war das richtige Werkzeug zur Durchführung der gehegten Absicht gefunden; er ließ an Rücksichtslosigkeit nicht das Geringste zu wünschen übrig. Sein grimmigster Haß wandte sich gegen die „widerspänstigen“ Bürgermeister Adam Juncker, Wolf Adam P. und Matthes Dietl. Er erwirkte ein kaiserliches Edict vom 3. April 1629, mit welchem befohlen wurde, die Genannten, da sie „im Reformationswerk allerhand Hindernisse thun und ihrer Schuldigkeit nicht nachkommen wollen“, ohne Verzug ihrer Dienste nicht nur zu entsetzen, sondern auch ihre Raitung zu legen anzuhalten, nach Zurücklassung des Quotienten aus der Stadt zu weisen, dagegen aber die Erneuerung des Rathes vorzunehmen.“ Der Quotient, zu dessen Erlegung die Exilirten verhalten wurden, bestand in dem fünften Teile ihres Vermögens; er betrug, soweit es sich um städtischen Grund und Boden handelte, bei P. 8600, bei Adam Juncker sogar 20000 Gulden. Schon am 4. Mai 1629 vollzog Barthel Brunner die angeordnete „Veränderung des Rathes“; P. war seiner Bürgermeisterwürde entkleidet. Da er sich weigerte, das „Abzugsgeld“ gutwillig zu entrichten, mußte er in den Kerker wandern. Sein städtisches Haus wurde

sequestrirt und der Quotient auf solche Weise sichergestellt; dann durfte er die Stadt verlassen. Er ging nach Gehag. Doch sollte er auch dort nicht bleiben. Die Reformations-Commission bestand auf der Veräußerung seiner Güter inner- und außerhalb der Stadt, schon wegen des Fünftelabzugs, und gebot mit Decret vom 5. November 1629, „daß er hievorigen Decretis schuldige Folge leiste und zwischen dato und dem Achten dieses" — also längstens innerhalb dreier Tage — „sich aus der Stadt und dem Kreise Eger begeben, vorher aber, seines ferneren nichtigen Einwanderns ungeachtet, wegen des fünften Theils in der Losung gebührende Richtigkeit machen solle, mit der Verwarnung, da er solchem wie bishero nicht nachkäme und ihm ein Widriges, als er sich einbildet, begegnete, daß er Niemandem als sich selbsten werde die Schuld zuzumessen haben." — Und so mußte denn P. abermals zum Stabe greifen; man weiß nicht, wohin er sich wandte. Gewiß ist nur die traurige Thatsache, daß ihm bald nachher die ganze Familie hinwegstarb: die alte Mutter, der Bruder, die Gattin und sämmtliche Kinder. — Auch Adam Juncker und Alexander Pachelbel und viele andere vornehme und angesehene Bürger wanderten aus. Unter den wenigen höhergestellten Persönlichkeiten, die sich „bekehrten", befand sich auch Georg Erhard Werndl auf Dölitz und Groß- und Klein-Lehnstein, der sich bald darauf zum Bürgermeister und gar zum Mitglied der Reformations-Commission ernennen ließ. Selbstverständlich lag von nun an das Stadtregiment ausschließlich in katholischen Händen; die Pfarrkirche wurde den Jesuiten übergeben.

In diese Zeit fallen rasch nach einander Wallenstein's zweiter und dritter Aufenthalt in Eger. Er kam von Karlsbad her, um über Regensburg sich zur Armee nach Memmingen zu begeben. Sechs Fürsten und hundertfünfzig Edelleute mit siebenhundert Pferden, sechzig Packwagen und mehr als vierzig Kutschen und Staatskarossen waren außer einer starken berittenen Leibgarde sein glänzendes Geleite, mit dem er am 28. Mai 1630 den Einzug in Eger hielt. Wieder war Pachelbel's Haus am oberen Ring, das nun leer stand, sein Quartier, von dem er schon am nächsten Tage wieder auszog. Nach Regensburg aber war ein großer Fürstentag berufen; und Niemand wußte besser als Wallenstein, was dort berathen und beschlossen werden sollte. Die Concentrirung seiner Heere in nicht gar zu großer Entfernung von Regensburg war keine zufällige. Wol nur ein Wink hätte genügt, den dortigen Fürstentag dem Kaiser gefügig zu machen — vorausgesetzt, daß dieser Kaiser überhaupt wollte. Er zog es vor, sich dem Willen der Kurfürsten zu beugen. Wallenstein wurde gestürzt, und widerstandslos zog sich der Abgedankte in das Privatleben zurück. Ueber Sulzbach, wo er wochenlang krank darniedergelegen hatte, traf er am 30. October 1630 wieder in Eger ein, auch diesmal nicht ohne großes und reiches Gefolge, das sich, Alles in Allem mit mehr als achthundert Pferden, in der ganzen Stadt vertheilte, während er wiederum in dem ihm wohlbekannten Hause Pachelbel's, des exilirten Bürgermeisters — nun selbst eine gefallene Größe — die Nachtherberge nahm. Ort und Zeit waren geeignet, Reflexionen anzustellen.

Dem Generalissimus wurde eine Genugthuung zu Theil, wie er kaum gehofft haben mochte. Doch auch für P., den armen Emigranten, sollten noch Tage kommen, die eine gewisse Vergeltung brachten. Seit Wallensteins Abgang war von den ligistisch-kaiserlichen Waffen alles Glück gewichen; bei Breitenfeld erlitten sie eine entscheidende Niederlage. Kursachsen, das mit Schweden gemeinsame Sache gemacht, marschirte in Böhmen ein. Prag wurde genommen, und ihm folgte eine Stadt nach der anderen im Nordwesten des Landes. Am 13. December 1631 fiel auch Eger durch Ueberrumpelung und erhielt eine sächsische Besatzung. Man sagt, der Handstreich wäre von Egerer Exulanten geplant gewesen, und nennt dabei in erster Reihe Wolf Adam P. Beweise sind

für diese Behauptung nicht zu erbringen. Wohl aber kehrte P. mit vielen anderen emigrirten Mitbürgern noch im December 1631 nach Eger zurück und gewiß in der Hoffnung, zu bleiben. Er kam zur rechten Zeit, die Stadt vor schweren Verlusten zu bewahren. Die allgemeine Plünderung, die ihr drohte, wurde nur durch seine Bemühung abgewendet. Uebrigens fiel fast die ganze Stadt wieder dem Protestantismus zu. Man entließ die Jesuiten und gewährte den Katholiken nur eine Kanzel und einen Altar in der Pfarrkirche. Zur Erhaltung der Garnison mußte eine Steuer ausgeschrieben werden, zu deren Aufbringung der Commandant eine Commission für Stadt und Kreis einsetzte. Wolf Adam P., hiezu berufen, weigerte sich, die Stelle anzunehmen, bis der Stadtrath seine Zustimmung gegeben habe. „Weil man aber gesehen“, berichteten später entschuldigend die katholischen Bürgermeister der Regierung, „daß es damals nit anders hat sein können, haben wir lieber einen Patrioten, dessen Treue uns bekannt, als einen fremden hungrigen Bruder annehmen wollen, wie ihm denn die ganze Stadt das Zeugniß gibt, daß er die Grenzen der Commission getreulich observirt und die Stadt vor einer Generalplünderung abgehalten hat. Ueber sein Verhalten“, fügten sie hinzu, „haben wir uns nit zu beklagen; hätten vielmehr gewünscht, daß er die katholische Religion angenommen; wäre gemeiner Stadt nit übel gestanden, indem er ein gelehrter und glimpflicher Mann gewesen.“ — Wahrlich ein ehrenvoller Nachruf.

Die Herrschaft der Sachsen in Böhmen und damit die neue Ordnung der Dinge in Eger währte nicht lange. Mit neuen, fast unbeschränkten Vollmachten übernahm Wallenstein abermals das Commando über die kaiserlichen Truppen. In wenigen Wochen war Böhmen vom Feinde gesäubert. Am Abend des 16. Juni 1632 erschien Generalwachtmeister Heinrich Holk (A. D. B. XII, 735 ff.) mit bedeutenden Streitkräften und insbesondere mit einer großen Anzahl schwerer Geschütze vor den Wällen von Eger, deren Besatzung er, nachdem die Aufforderung zur Uebergabe abschlägig beschieden worden war, „durch Spielung der Stücke und Werfung Granaten und Feuerkugeln“ dermaßen in Angst und Schrecken setzte, daß Oberst Dietrich von Starschedel, der Befehlshaber, schon am Abend des 19. Juni sich mit Accord ergab und Tags darauf die Stadt den Kaiserlichen räumte. Sechs Tage später — am 26. Juni 1632 — marschirte Wallenstein an der Spitze einer Armee von 40000 Mann wieder in Eger ein, um von hier aus dem Kurfürsten von Baiern und dessen geschlagenem Heere die Hand zu reichen, dem siegreichen Schwedenkönig aber vor Nürnberg ein donnerndes Halt zu gebieten. Wallenstein stand auf der Höhe seines Ruhmes und Glückes. Sein heftigster und gefährlichster Gegner, Maximilian von Baiern, die Seele des Regensburger Fürstentages, der ihn gestürzt hatte, kam ihm gedemüthigt, ein Flüchtling, hilfesuchend entgegen. In Eger fand die Begegnung statt. Beide Fürsten stiegen von den Pferden, sich zu umarmen; Beide „verkehrten ihre passiones in Freundlichkeit.“ Dennoch wollten etliche „curiosi“ dabei vermerken, „daß Ihro kurfürstliche Durchlaucht die Kunst zu dissimuliren besser als der Herzog gelernet.“ Am 29. Juni ging der Zug der wieder vereinigten ligistisch-kaiserlichen Heeresmacht über Mitterteich, Neustadt und Pfreimdt gegen Nürnberg.

In Eger hielt neuerdings die katholische Gegenreformation triumphirend ihren Einzug. Wer von Protestanten nicht bereits geflohen war, beeilte sich, den kaiserlichen und kirchlichen Strafgerichten zu entrinnen. Zum zweiten Male mußte Wolf Adam P. in's Exil; sein Hab und Gut in Eger wurde confiscirt. Fünfhundert Glaubensgenossen aus Stadt und Land theilten sein Schicksal. Er ging nach Wunsiedel, wo auch sein Vetter Alexander lebte und eben damals Bürgermeister wurde. Zum Syndicus der Stadt ernannt, entschloß sich Wolf Adam

nochmals zur Ehe und nahm die Witwe Anna Maria Kotz von Metzenhofen zum Weibe. Friede und Ruhe fand er deshalb nicht. Auch nach dem stillen Wunsiedel drang der fortdauernde Kriegslärm. Schweden und Kaiserliche suchten es mit schweren Plagen heim. Alexander P., der Bürgermeister, wurde bei einem Ueberfall seitens der Kaiserlichen im Jahre 1633 mit noch anderen Bürgern als Geisel fortgeführt und nach Eger geschleppt, wo er zwölf Wochen gefangen gehalten wurde, bis ein Lösegeld von 4000 Thalern gezahlt war. Er starb noch in demselben Jahre. Seine Witwe Magdalene, geb. Juncker, blieb im Besitz des Hauses Nr. 492 am unteren Ring zu Eger, das jedoch nach wie vor wegen der Emigrationsgebühr durch die Stadtverwaltung sequestrirt wurde.

In diesem Hause war es, wo Wallenstein am 24. Februar 1634 sein — letztes — Nachtlager aufschlug. Gordon und Leslie, die Meuchelmörder, hatten es so bestimmt, und Walther Butler, der ihn geleitete, war es zufrieden; alle Gelegenheit des Raumes war den Verschworenen günstig. Schwer krank an Leib und Seele, doch nicht gebrochen, wohl aber gehaßt und gefürchtet wie nur Wenige, kehrte der nun „geweste" kaiserliche oberste Feldhauptmann mit wenigen Getreuen dahin zurück, wo er zum andern Male vor nicht zwei Jahren — „nächst Gott und seiner gebenedeiten Mutter Maria" die ganze Hoffnung seines Kaisers — mit vielen Tausenden ausgezogen war. Der ihn jetzt als Bürgermeister der Stadt empfing, war nicht (wie Schiller dichtet) der exilirte Wolf Adam P. In der letzten „Verneuerung des Rathes" waren die gut katholischen Männer Adam Schmiedel, Paul Juncker, Hans Georg Meindl und Georg Erhard Werndl als Bürgermeister bestellt worden. Der Letztgenannte hatte am 16. December 1633 von seinem Vorgänger die Geschäfte eines Amts- oder Ober-Bürgermeisters übernommen und führte dieselben bis zur nächsten „Verneuerung" am folgenden 8. März, bei der er abermals bestätigt wurde. Wallenstein's Wirth im Namen der Stadt war also diesmal derselbe Georg Erhard Werndl auf Dölitz, der ihn im Sommer 1625 auf Schloß Lehnstein bewirthet hatte. Der Gast lag in der Nacht des 25. Februars 1634 ermordet von den Offizieren, denen er am meisten vertraut hatte. Drei Jahre später endete Georg Erhard Werndl, der Convertit, durch Selbstmord. Wallenstein's Todeshaus kam 1642 durch Kauf in die Hände der Jesuiten, um nach dem Bau eines neuen Jesuitencollegiums in Eger an die Stadtgemeinde überzugehen.

Wolf Adam P. fand es gerathen, im Jahre 1635 seine Güter Gehag und Harleß im Egerland zu veräußern, und kaufte dafür das Gut Bernstein bei Wunsiedel, wohin er sich zurückzuziehen dachte, gab aber diesen Gedanken wieder auf, als Markgraf Christian von Baireuth ihn (1640) in seine Dienste nahm und mit dem Titel eines „hochfürstlichen Rathes und Mitbeamten der sechs Aemter Müffling" zum Vice-Hauptmann in Wunsiedel ernannte. Auch auf diesem Posten erwarb er sich durch seine außerordentlichen Kenntnisse und Erfahrungen, sowie durch seltenen Eifer und Fleiß das größte Lob und wurde ganz besonders von ihm gerühmt, „er habe gegen alle Wechselfälle jederzeit treffliche Rathschläge zur Hand" (ut in manu semper prompta adversus quoslibet casus haberet consilia. Pertsch, origg. Voitlandiae [1677], p. 173). Als im April des Jahres 1641 Johann Banèr nach einem vergeblichen Zuge in die Oberpfalz und an die Donau unter vielen Verwüstungen sich gegen Thüringen wandte und in Oberfranken den General Adam Pfuel mit etlichen Regimentern zurückließ, begab sich Wolf Adam P. zu diesem nach Hof und bestimmte ihn, nicht, wie er dachte, in Wunsiedel, sondern südlich davon in Redwitz eine feste Stellung zu nehmen. Seit dem Verkauf seines väterlichen Erbes im Egerland hatte er aber

keineswegs auch schon jeden Gedanken an die Rückkehr in die alte Heimat aufgegeben. Er stand erwiesenermaßen ununterbrochen in brieflichem Verkehr mit sehr vielen Egerer Exulanten, die sich alle unablässig mit diesem Gedanken trugen und nichts versäumten, ihn zu verwirklichen. Im Monat Mai 1636 bewogen sie noch einmal den Kurfürsten von Sachsen, sich für sie beim Kaiser zu verwenden und denselben nachdrücklich zu bitten, „sich gefallen zu lassen, daß die Egerischen Emigranten das verlorene exercitium Augsburgischer Confession . . wiederum überkommen, der Regreß zu ihren Gütern ihnen wiederum vergönnet und sie dabei kaiserlich gehandhabt werden mögen.“ Vergebens. Die seit dem Jahre 1643 eröffneten Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück weckten neue Erwartungen und ließen sogar hoffen, die seit Durchführung der Gegenreformation in Eger stillschweigend kassirte Reichsunmittelbarkeit der Stadt dennoch wiederzugewinnen. Am 3. November 1645 wurde der Reichsdeputation zu Osnabrück eine Beschwerdeschrift überreicht, die nach präciser, klarer Darlegung des fraglichen Rechtsstandpunktes der der Krone Böhmen „cum jure relutionis et aliis reservatis pfandweise eingeräumten“ Stadt Eger, „von deren der Egerische, auf des Heiligen Römischen Reiches ohnmittelbarem Grund und Boden, außer des Königreiches Böhmen Bezirke gelegene Kreis den Namen hat“, mit dem Petitum schloß, „diese der betrübten Egerischen Emigranten Sache gnädig in solche Consideration zu fassen, damit sie wieder zu ihrem Bürger-, Ehren- uud Inwohnerstand neben Weib und Kindern gelangen, ihr Hab und Gut in Eigenthum und Genieß, wie vordessen, annehmen, des ihnen ohne Fug bei dem gezwungenen Exilio abgedrungenen fünften Theils ihres Vermögens ohne Abzug oder Entgelt wieder habhaft gemacht und so fürders in dem ungehemmten Gebrauch des Exercitii der evangelischen Religion Augsburgischer Confession, wie sie solchen vorhero gehabt und der ihnen in Kraft kaiserlicher Commission in annis 1620 und 1621 theuer und mit hoher Zusage versprochen worden, restituirt und dabei für und für unbeeinträchtigt gelassen werden mögen.“ — Verfasser dieser und aller späteren Eingaben, die noch von den „Egerischen Emigranten“ ausgingen, war höchstwahrscheinlich Wolf Adam P.; gewiß stand er ihnen, wie den kurfürstlichen Intercessionen, sehr nahe. Die gestellte Bitte fand auf Seite der protestantischen Reichsstände und der Schweden die gebührende Rücksicht; sie bildete im Laufe der Friedensverhandlungen eine immer wieder berathene ständige Frage. Noch im November 1645 ersuchten jene Stände in einem „Gutachten“ den Kaiser, die Exulanten zurückkehren „und sonderlich die Stadt Eger in ecclesiasticis et politicis in vorigen Stand völlig wiederum restituiren zu lassen.“ Es folgte ein überaus umständlicher, langwieriger Schriftenwechsel.

Ein wichtiges Kriegsereigniß schien plötzlich eine günstige Wendung herbeizuführen. Am 17. Juli 1647 fiel Eger nach längerer, harter Belagerung durch Karl Gustav Wrangel in schwedische Hände. „Ich muß betonen“, berichtet der Eroberer an den Reichsmarschall Oxenstjerna, „daß der betreffende Commandant mir einen solchen Widerstand gemacht hat, wie ich ihn lange Zeit vorher vor mir nicht gefunden habe.“ Man schrieb katholischerseits dieses Unglück dem Anstiften der Egerer Exulanten zu, vorzüglich wieder dem rührigen Wolf Adam P. Auch diese Verdächtigung konnte niemals erwiesen werden. Bestimmt versprachen sich jene Exulanten von dem eben eingetretenen Umstand einen erfreulichen Rückschlag auf die zu Osnabrück in Verhandlung stehende Frage, deren Beantwortung über ihr und ihrer Familien Wohl und Wehe für alle Zeit entscheiden sollte. Er brachte auch den Vortheil, daß sich die Exulanten wieder daheim zusammenfanden, um die weiter einzuleitenden Schritte gemeinsam zu berathen. Allen voran, erwies sich noch einmal Wolf Adam P. als thätiger, gewandter

und unerschrockener Verfechter des guten alten Rechtes seiner geliebten Vaterstadt; bereitwillig erkannte die neue, ob auch kleine, doch nicht bedeutungslose evangelische Gemeinde seine Führerschaft. Eines kam den kaiserlichen Commissären in Osnabrück sehr zu statten, daß sie mit Grund sich auf die Thatsache berufen durften, daß die Stadt Eger selbst, die längst katholisirte, gar nicht darnach Verlangen trage, wofür sich die wenigen Protestanten daselbst und ihre Freunde unter den protestantischen Reichsständen und den Schweden so eifrig verwendeten. So kam es, daß nach vielfältigen Disputationen und Schreibereien bei dem Friedensschlusse die Egerer Angelegenheit nebst anderen offen gebliebenen Fragen den Friedensexecutions-Verhandlungen überwiesen wurde, welche „demnächst“ zu Nürnberg zu eröffnen wären; „bis dahin aber solle Stadt und Kreis Eger sowohl in ecclesiasticis als politicis in den Stand des Jahres 1624 gesetzt werden.“ — Wolf Adam P. sah darin, wie auch die Folge lehrte, einen gänzlichen Mißerfolg; er hatte den Glauben an die Zukunft dessen, wofür er zeitlebens gestritten und gelitten, für immer verloren; sein Geist war umnachtet. Nach Wunsiedel zurückgekehrt, hatte er nur den einen Wunsch, zu sterben. Er stürzte sich aus dem Fenster seines Hauses, fand aber nicht den Tod; die gebrochenen Glieder wurden geheilt. Am 17. Juni 1649 fand man den Entseelten im Walde von Wunsiedel. Die einstige Reichsstadt Eger war zu politischer, nationaler und religiöser Unfreiheit verurtheilt. — Wolf Adam P. hinterließ drei Söhne: Julius Heinrich, geb. 1639; Johann Christoph, geb. 1642, und Wolf Gabriel, geb. 1649, laut der Matrik: nach dem „leidigen“ Todesfall seines Vaters. Ihr Geschlecht blüht noch in mehreren Linien.

Nach Urkunden der kaiserl. Archive zu Wien, des Stadtarchivs in Eger und im Privatbesitz (z. Th. von Herrn Stadtpfarrer Fr. Pachelbel v. Gehag in Lindau und Herrn Archivar H. Gradl in Eger gef. zur Verfügung gestellt). — Vergl. J. G. v. Meiern, Acta pacis Westphalicae publ. (1734—36). — V. Prökl, Eger und das Egerland (1845; 2. Aufl. 1877). — Fr. Kürschner, Eger und Böhmen (1870). — Adam Wolf, Geschichtl. Bilder aus Oesterreich (1878). — H. Gradl, die Chroniken der Stadt Eger (1884).

Hallwich.

Pachelbl: Wolfgang Gabriel P. v. Gehag, geb. am 10. Juni 1649 zu Wunsiedel, † am 26. November 1728 zu Onolzbach, Sohn Wolfgang Adams (s. o.), erhielt die Vorbildung in Baireuth, legte die juristischen Studien in Jena und Leipzig zurück, erwarb an letzterer Universität 1678 die juristische Doctorwürde, trat im folgenden Jahre als Anleiter (Advocat) beim Landgericht in Ansbach ein, wurde zugleich markgräflicher Rath in Onolzbach, nach kurzer Zeit Beisitzer, im J. 1703 erster, 1705 brandenburgisch-culmbachischer Geheimrath. Er war ein angesehener Mann und stand mit verschiedenen bedeutenden Zeitgenossen, darunter Leibnitz und Hert, im Briefwechsel. Seine litterarische Thätigkeit umfaßt vorzugsweise das Staatsrecht und die Staatsverwaltnng, daneben besondere brandenburgische Angelegenheiten, auch einzelne historische Dinge, darunter als absonderlich die „diss. historico-juridica de originibus electorum, deque etiam Christi nativitate non junioribus cet.“ Hal. Magd. 1705. 4°, worin die Kurfürsten in die älteste Zeit versetzt werden und das Burggrafenthum Nürnberg bereits im 9. Jahrhundert als Kurfürstenthum erscheint. Jugler zählt 41 Schriften auf, während Moser und Pütter in ihren staatsrechtlich-litterarischen Schriften keine angeben. Seine Doctordissertation „de prohibitione nuptiarum in gradu secundo lineae inaequalis“, Lips. 1728 ist die einzige aus dem Kirchenrechte.

Jugler, Beiträge, V, 295. — Fikenscher, Gel. Baireut, VII, 4.

v. Schulte.

Pachmann: Theodor Ritter v. P., geb. am 9. November 1801 als Sohn des gräflich Kolowrat'schen Amtmanns Johann Anton P. zu Horatitz in Böhmen, † zu Wien am 11. Februar 1881. Nach erlangter Vorbildung in dem Geburtsorte besuchte er das Gymnasium zu Komotau in Böhmen, von Herbst 1821 an die Universität zu Prag, auf der er sowol die philosophischen, als juristischen Studien bis zum Herbst 1825 zurücklegte. Hierauf arbeitete er in einer Advocatenkanzlei und beschäftigte sich mit Privatunterricht. Nachdem er in Prag am 16. Juli 1828 zum Dr. jur. utr. promovirt worden war, erhielt er infolge der Bewerbung die Stelle als „supplirender“ Professor des römischen und kanonischen Rechts in Wien, nach kurzer Zeit des ordentlichen in Olmütz, im J. 1850 in Wien. In dieser Stellung blieb er bis zu seiner auf Grund des Gesetzes, das nach Vollendung des siebzigsten Lebensjahres die gesetzliche Pensionirung der Professoren ausspricht, diese aber schon mit 65 gestattet, im J. 1870 ausgesprochenen Pensionirung. Vom Fürsterzbischof von Olmütz hatte er den Titel Consistorialrath erhalten, in Wien den eines Regierungsraths; er gehörte zu den Personen, welchen der Kaiser Maximilian von Mexico sofort seinen neuen Orden verlieh (Commandeurkreuz des Guadelupe-O.); bei seiner Pensionirung wurde er in den erblichen Ritterstand erhoben. Seine litterarische Thätigkeit war anfänglich dem österreichischen Civilrechte zugewandt, später auch dem kanonischen und römischen. Dahin gehören Abhandlungen „über die Verjährung in Oesterr.“, über österr. Eherecht, Dienstbarkeiten, Pflichttheil, Vermächtnisse, Interusurium u. s. w., die in der österr. jurist.-polit. Zeitschrift von Wagner und Dolliner, später auch in dem Magazin und Archiv von Haimerl gedruckt sind. Dem römischen Rechte ist eine „Vorschule des röm. R.“ gewidmet. Dem Kirchenrechte gehören außer dem Handbuche an einzelne Aufsätze in der theol. Zeitschr. von Pletz, eine Broschüre über die dogmatische Frage von der päpstl. Unfehlbarkeit und insbesondere über die Gründe dagegen. Der Schwerpunkt seiner litterarischen Thätigkeit liegt im „Lehrbuch des Kirchenrechts mit Berücksichtigung der auf die kirchlichen Verhältnisse bezugnehmenden österreichischen Gesetze und Verordnungen.“ 1849—1853, 3 Bde. 3. Aufl. 1863—1866. Während in der ersten Auflage fast nur die staatlichen Verordnungen, oder doch so wesentlich den Stoff hergaben, daß das kanonische Recht keine Rolle spielte, zeigen die folgenden, namentlich die letzte, mit der seit 1851 und besonders dem Concordate eingetretenen Aenderung eine eigenthümliche Wandelung. P. war seiner Anlage und Bildung nach Josefiner, freilich nicht so ausgebildet wie Rechberger, daneben Stockösterreicher, dem eigentlich jeder nicht österreichische Einfluß ein Dorn im Auge ist und wenn er auch vom Papste kommt. Der Einfluß Helfert's, kirchliche Beschäftigung und die Entwickelung seit 1848 machten ihn zu einem leisen Anhänger der Kirchenfreiheit. Dieser Zwiespalt zeigt sich in seinem Buche, das bisweilen rein josefinisch, bisweilen curialistisch athmet. In seiner Methode und im Stoffe ist er das Muster des vormärzlichen österreichischen Gelehrten, der viele positive Kenntnisse hat, vor allem im österreichischen Rechte, aber der systematischen, vor allem historischen Ausbildung entbehrt. Die Art wie die Quellen und Geschichte behandelt wird, ist hieraus erklärlich. Dazu gesellen sich eine Sprache, die oft mehr als barok ist, vielfach eine Art der Begründung, welche kaum faßbar ist, endlich der Mangel allseitig quellenmäßiger Studien. Wissenschaftlich ist das Lehrbuch unbedeutend und hat mit dem Fortfall des alten Stoffes der Staatsgesetze auch seine praktische Brauchbarkeit verloren. Auf die Entwickelung in Oesterreich ist aber P. seit 1850 nicht ohne allen Einfluß gewesen. Als Lehrer war er wegen seiner derben Sprache und der nicht sparsamen Angriffe auf Collegen bei den Studenten sehr beliebt; der feine ihn in jeder Hinsicht riesig überragende Phillips hatte allmählich im Kirchenrechte viel weniger Zuhörer. Wirkte

er als Lehrer nicht geradezu ultramontan, so bereitete er aber doch den Boden für die Aufnahme kirchlicher Ansprüche, vor allem war er ein Herold dafür, daß das, was das Staatsgesetz thut, im ganzen wohlgethan ist, befähigte also die Jugend in dem Halten zu dem herrschenden System mit einer kleinen Neigung nach der Kirche. Hierfür wirkte er noch mehr in Zeitschriften, besonders dem „Volksfreund“ in Wien. Als Muster sei der Separatabdruck „Freimüthige Worte gegen die Concordats-Verlästerung“ Wien 1867 angeführt. Als Mensch war P. nach jeder Richtung hochachtbar. — Die biographischen Mittheilungen ruhen auf eigenhändiger Aufzeichnung Pachmann's. v. Schulte.

Pachmayr: Marianus P., Benedictiner, geb. am 22. October 1728 zu Kematen in Oberösterreich, † 17. Juni 1805 zu Weißkirchen bei Wels. Marianus ist sein Ordensname, sein Taufname war Johann Georg. Er studirte am Gymnasium und Lyceum zu Kremsmünster, trat dort in den Orden ein, legte 13. November 1748 die Gelübde ab, setzte seine Studien in Kremsmünster und in Salzburg fort und wurde 1. Mai 1754 zum Priester geweiht. Er lehrte 1754—61 in seiner Abtei Philosophie, Mathematik und Physik, seit 1757 auch Geschichte und wirkte dann an verschiedenen Orten, zuletzt in Weißkirchen als Seelsorger. Gedruckt ist von ihm „Historico-chronologica series abbatum et religiosorum monasterii Cremifanensis“, Steyr 1777—82, vier Theile in Folio, nicht gedruckt ein Chronicon celebris asceterii Cremifanensis. Er hat auch Statuten einer projectirten „Akademie der Fleißigen“ hinterlassen.

Scriptores ordinis S. Bened. qui 1750—1880 fuerunt in Imp. Austr.-Ung., 1881, p. 329. — Wurzbach 21, 168. Reusch.

Pack: Otto v. P. wurde als Sproß eines alten Meißnischen Adelsgeschlechts um 1480 geboren und bezog 1499 die Universität Leipzig, um, unterstützt von einem (wohl älteren) Bruder, die Rechte zu studiren. Er erwarb den juristischen Doctortitel und trat — wir wissen nicht wann — in den Dienst des Herzogs Georg von Sachsen ein, dessen besonderes Vertrauen er erwarb; seit 1519 finden wir ihn von Georg zu den wichtigsten Geschäften verwandt. Auf vier Reichstagen während der Jahre 1522—1526 vertrat er seinen Herrn, in dessen Auftrag er außerdem in den kirchlichen und politischen Händeln der Zeit zahlreiche Missionen übernahm. Allein Pack täuschte das Vertrauen des Herzogs, indem er, um sich Geld zu verschaffen, mannigfache Betrügereien und schnöde Fälschungen ausführte. U. a. gab er vor, dem Herzog achttausend Gulden zur Einlösung des an das Stift Merseburg verpfändeten Amts Weißensee vorstrecken zu sollen, wofür ihm dann Georg das Amt als Unterpfand eingeben werde; das wußte er durch gefälschte Briefe mit des Herzogs Namen und unter dessen Siegel (zu welchem er als Kanzleiverweser in Abwesenheit des eigentlichen Kanzlers Zutritt hatte) um so glaublicher zu machen und erschwindelte auf diesem Wege von Privaten wie von Stadtgemeinden größere und kleinere Summen. Fast noch ärger war, daß er im Jahre 1527 den Beitrag des Bischofs von Merseburg zu den Reichsauflagen, der ihm zur Ablieferung übergeben war, unterschlug. Augenscheinlich war der äußere Anlaß zu allen diesen Manipulationen die Geldverlegenheit Pack's, der wohl von Hause aus mittellos war und mit seinem Beamteneinkommen nicht Haus zu halten verstand; dazu kam aber auch eine Neigung zur Intrigue, welche beinahe etwas Krankhaftes hat (auch körperlich scheint Pack öfter leidend gewesen zu sein, wie bei der Leipziger Disputation 1519 und auf dem Speirer Reichstage 1526); offenbar hatte er seine Freude daran, auf krummen, für ihn lebensgefährlichen Wegen zu wandeln; auch wußte er mit unglaublicher Gewandtheit Jahrelang der Entdeckung seiner Betrügereien vorzubeugen. Aber wie sollte die Sache schließlich auslaufen? Mußte nicht doch

eines Tages alles ans Licht kommen? Dies war die Lage Otto's v. P., als er jene Händel anzettelte, die seinen Namen auf die Nachwelt gebracht und Deutschland i. J. 1528 dicht an den Bürgerkrieg herangeführt haben. P. nämlich suchte Anfang 1528 mit dem jungen, heißblütigen Landgrafen Philipp von Hessen, dem Vorkämpfer der Evangelischen, Verbindung und wußte demselben einzureden, daß König Ferdinand, Kurfürst Joachim von Brandenburg und Herzog Georg von Sachsen, welche im Mai 1527 in Breslau bei einander gewesen waren, dort mit anderen katholischen Ständen ein Bündniß zur Bekriegung und Ausrottung der Evangelischen geschlossen hätten. Steht es heute wohl bei allen Forschern — aus äußeren und inneren Gründen — fest, daß ein solches Bündniß nicht existirt hat, so war doch die Sachlage im Reiche danach angethan, dem frechen Betrüger, der übrigens auch die betr. Bündnißurkunde für 10,000 Gulden im Original zu liefern versprach, Glauben zu schenken. Philipp kam selbst nach Dresden, wo ihn P. zwar nicht das Original, aber eine angeblich beglaubigte Abschrift sehen ließ, die den Landgrafen zunächst völlig von der Existenz des Bündnisses überzeugte. Er eilte nach Weimar, wo er sich mit dem Kurfürsten von Sachsen verständigte; dann rüstete er, um dem drohenden Angriff zuvorzukommen, und fiel, kaum daß seine Rüstungen vollendet waren, den Bischöfen von Würzburg und Bamberg, welche ebenfalls Theilnehmer des Bündnisses sein sollten, ins Land, indem er zugleich die angebliche Bündnißurkunde nach der von P. gelieferten Abschrift veröffentlichte (Mai 1528). Inzwischen hatte er P., der sich wieder zu ihm begeben, auf dessen Bitte nach Ungarn zu Johann Zapolya, dem Gegner König Ferdinand's, entsandt; P. hatte versprochen, bei dieser Gelegenheit auch Sachsen zu berühren, um das Original zu holen. Allein er wagte es nicht, sich dort blicken zu lassen; vermuthlich hoffte er, zunächst von dem Landgrafen die ihm vorläufig versprochenen 4000 Gulden entgegenzunehmen und verließ sich für das weitere auf seinen erfinderischen Geist, der ihn bisher nie im Stich gelassen hatte. Allein Philipp's schnelles Losschlagen machte einen Strich durch seine Rechnung. Die der Theilnahme am Bündniß bezichtigten Fürsten, besonders auch Herzog Georg, versicherten unter entrüstetem Protest ihre Unschuld und die Fälschung der Urkunde; der Landgraf mußte seinen Gewährsmann nennen, zur größten Ueberraschung des Dresdner Hofes. Jetzt freilich kamen alsbald auch die früheren Betrügereien und Fälschungen Pack's an das Tageslicht. Dringend verlangte Herzog Georg die Auslieferung des ungetreuen Beamten; aber Philipp verweigerte dieselbe; er fürchtete wohl, sich übereilt zu haben, aber er war doch noch keineswegs überzeugt, daß Pack's Angaben völlig erdichtet seien. Auch hatte er diesen früher seines Schutzes versichert. So ließ er nur zu, daß mit P., den er allerdings festzunehmen Sorge getragen hatte, in Gegenwart sächsischer Bevollmächtigter in Kassel ein Verhör angestellt wurde (Juli 1528), bei welchem der Angeschuldigte seine Angaben über das Bündniß aufrechterhielt. Schließlich wurde P. vom Landgrafen seines Gewahrsams entlassen (Juni 1529), freilich nur, um von nun an das elende Leben eines vogelfreien gehetzten Flüchtlings zu führen, da Georg alles aufwandte, um ihn in seine Hände zu bekommen. Wir finden P. in Wittenberg, Magdeburg, Lübeck; nirgends mochte er rasten; überallhin folgten ihm die Briefe des schwer beleidigten Gebieters; endlich, 1536, wurde P. in den Niederlanden in Begleitung englischer Gesandten aufgegriffen. Auf Betreiben Herzog Georg's machte man ihm wegen des Betruges von 1528 den Proceß; auf die Folter gespannt, bekannte P. jetzt, jene Bündnißurkunde gefälscht zu haben; er suchte zwar die Sache so darzustellen, als habe der Landgraf ihn halbwegs zu der Fälschung gezwungen, aber das konnte sein Schicksal nicht wenden. P. wurde durch Urtheil der niederländischen Regierung vom

8. Februar 1537 wegen Verraths und Anstiftung von Empörung dem Tode durch das Beil bestimmt und noch an dem nämlichen Tage hingerichtet.

Materialien zur Geschichte Pack's und der „Pack'schen Händel" in den Archiven von Dresden, Weimar, Marburg (Ergänzungen auch im hess. Sammtarchiv zu Marburg). Die Kasseler Verhörsakten gedr. J. W. Hoffmann, Samml. rarer und ungedr. . . . Nachrichten I. 1736, S. 69 ff. — Die Folteraussagen Gudenus, Cod. dipl. Mogunt. IV, S. 636 ff. —

Litteratur: W. Schomburgk, Die Pack'schen Händel. Ein Beitrag zur Gesch. Herz. Georg's von Sachsen. (Histor. Taschenbuch 1881, S. 175 ff.) — H. Schwarz, Landgraf Philipp von Hessen und die Pack'schen Händel (Histor. Studien XIII, 1884); das Werk richtet sich gegen den mit Recht einstimmig verurtheilten und abgewiesenen Versuch von St. Ehses, Gesch. der Pack'schen Händel, 1881, den Landgrafen Philipp als Veranlasser der Fälschung zu erweisen; noch kläglicher die neueste Leistung von Ehses: Landgraf Philipp von Hessen und Otto von Pack. Eine Entgegnung. 1886.

Friedensburg.

Padel: Jurgen P., geb. am 23. April 1505 zu Riga, † am 5. October 1571 eben dort. P. war der Sohn eines wohlhabenden Rigaer Kaufmanns, studirte seit 1526 in Wittenberg, kehrte darauf in seine Vaterstadt zurück, wo er 1536 zum Rathsherrn, 1547 zum Bürgermeister und 1551 zum wortführenden Bürgermeister gewählt wurde, ein Amt, das er bis zu seinem Tode bekleidete. Abgesehen von seiner Verwaltungsthätigkeit kommt ihm Bedeutung zu als Verfasser eines Tagebuches, das im Auszuge erhalten ist und von Caspar P. (der vielleicht sein Sohn war) fortgesetzt worden ist. Jurgen's Tagebuch reicht in der uns erhaltenen Gestalt von 1539 bis in das Ende der 60er Jahre und geht dann unmerklich in das Tagebuch Caspar Padel's über, mit welchem es in der Abschrift, eventuell im Auszuge oder in der Verarbeitung des Rigaer Bürgermeisters Caspar vom Hoffe verbunden ist. Die letzte Eintragung ist vom 4. December 1593. Der Werth dieser Aufzeichnungen, auf welche der um die livl. Geschichte hochverdiente verstorbene Stadtbibliothekar G. Berkholz († 1886) als erster die Aufmerksamkeit lenkte, liegt in der chronologischen Genauigkeit und sachlichen Zuverlässigkeit derselben. Sie sind eine unentbehrliche Quelle für die Geschichte der zwei Menschenalter, die sie behandeln. Eine sorgfältige Ausgabe des Textes nebst Einleitung findet man in den Mittheilungen aus der livl. Geschichte. Bd. XIII, S. 291 bis 434 aus der Feder H. J. Böthführ's. Schiemann.

Paganus: Peter P., mit seinem eigentlichen Familiennamen Dorfheilge, geb. zu Wanfried in Hessen am 30. März 1532. Studierte in Marburg, wo er 1550 Magister wurde; ging dann nach Holland und über Italien nach Wien, wo er zum poëta laureatus gekrönt wurde; 1561 wurde er Professor der Dichtkunst und Geschichte in Marburg, hier namentlich sein Talent zu Gelegenheitsgedichten entfaltend und lateinische Carmina didaktisch-philosophischen und historischen Charakters schmiedend. Sein bedeutendstes Werk dürfte sein die erst lange nach seinem Tode († am 29. Mai 1576 zu Wanfried) veröffentlichte „Praxis metrica h. e. phrases, elegantiae et vocabulorum authoritates et inventiones poeticae, ex praecipuis Poetarum coriphaeis congestae". Frankf. 1609.

F. W. Strieder, Grundl. zu einer Hess. Gelehrten- und Schriftstellergesch. Bd. IX. Joachim.

Pagenstecher: Arnold Alexander P. Die Pagenstecher sind ein angesehenes Geschlecht aus dem Münsterlande; der früheste urkundlich nachweisbare Ahnherr war Joachim (Jochem), der um 1360 als Patricier und Bürgermeister zu Warendorf, einem Städtchen Westfalens lebte, wo sich mehrere seiner Nachkommen niederließen. Der Vater Arnold Alexanders war Alexander Gisbert P.

D. U. J., welcher kurz nach seines Vaters, Johann P. Tod 1651 dessen Amt als Kanzler zu Bentheim erhielt, dasselbe jedoch nach dem Uebertritte des Grafen v. Bentheim zum Katholicismus (1668) niederlegte, und kurbrandenburgischer Resident am pfalz-neuburgischen Hofe zu Düsseldorf, dann Curator der Universität Duisburg wurde, wo er am 28. Juni 1688 im 73. Lebensjahre das Zeitliche segnete. Dessen mit Barbara (nach van der Aa Anna Maria) v. Rodenberg zweitehelich erzeugter Sohn Arnold Alexander erblickte am 27. Februar 1659 zu Bentheim das Licht der Welt; begann seine Studien in Cöln, setzte sie in Gröningen und Leyden unter Böckelmann fort, besuchte hierauf die Universitäten von Helmstädt, Jena, Leipzig und Prag, promovirte 1680 zu Utrecht mit der Dissertation „de jure virginum“ als Doctor beider Rechte, practicirte zu Cleve als Anwalt, wurde 1681 am Arnoldinum zu Steinfurt Professor der Rechte und griechischen Sprache und kam nach sechsjähriger ausgezeichneter Dienstleistung als Professor der Ethik und Politik (1686 oder 1687) nach Duisburg, wo er später als außerordentlicher Professor auch juristische Vorlesungen hielt. Von dort wurde er ziemlich gleichzeitig nach Franeker, Marburg, Heidelberg, Frankfurt a. O. und Gröningen gerufen; er entschied sich für Gröningen, wo er am 26. Juni 1696 (nach Rotermund 1694) wie in Duisburg mit einem feierlichen Redeacte von seinem Lehrstuhle Besitz nahm. — In Gröningen führte er fünfmal (1697, 1705, 1709, 1712, 1715) das Rectorat, und ging nach langjähriger, fruchtbarer Lehrthätigkeit am 27. October 1716 mit Tod ab. Von den Zeitgenossen als Zierde der Universität gepriesen, war Arnold Alexander ein Mann von hervorragender Begabung und vielseitigem Wissen, der sich mit Geschick in deutschen, holländischen, italienischen, lateinischen, auch griechischen Gedichten versuchte, und vermöge seines gefeierten Namens auch außerhalb des Heimathgaues hohes Ansehen genoß. Von seinen zahlreichen bei Rotermund Bd. V. S. 1389, Strieder X. 230 und van der Aa, Th. 15, S. 25 aufgeführten Schriften haben einige mehrerer Auflagen erlebt; so: „Aphorismi ad Instit.“ (Duisb. 1690 12⁰. ed. 5 Franeker 1705 12⁰, ed. 6 Harderov. 1748, 8). — „Sicilimenta ad Comp. jur. Schützio-Lauterb.“ (Colon. 1694 ed. 3 ib. 1699). — „Admonit. ad Pand.“ (Colon. 1706 ed. 4 Grön. 1715. — ed. 5 Harderov. 174). „Manualium ad instit. etc. repetita praelectio“ (Grön. 1710 12⁰ Frankf. 1724, 12⁰). — Zu seinen ersten Arbeiten zählt der „Irnerius injuria vapulans s. Comment. ad Authent.“ etc. (Duisb. 1691 4⁰; 3. s. verm. Aufl. Grön. 1702 4⁰). Dem Streite, in den er hiedurch mit dem Holländer Cornel Bynkershoek über den Verfasser der Authentica gerieth, hat er zu danken, daß er frühzeitig der gelehrten Welt genannt und bekannt wurde; doch haben in diesem Streite beide Theile die Grenzen der Mäßigung und des Anstandes völlig aus dem Auge verloren. Die Ehe Alexanders mit der Richterstochter Katharina Schlüter aus Gronau war mit zwölf Kindern gesegnet, von denen drei Söhne des Vaters Laufbahn betraten (siehe unten). Die (im Drucke erschienene) Leichenrede auf letzteren hielt 1716 der Gröninger Professor Isingk; in dieser so wie in der von Arnold Alexander P. 1694 verfaßten Rede „Memoria Böckelmani“ finden sich mancherlei Aufschlüsse über Pagenstecher's Lebensumstände; dessen Brustbild schmückt als Titelkupfer den 30. Th. der Gelehrten Fama.

Neben Arnold Alexander ist auch dessen jüngster Bruder Werner Justin P. zu erwähnen. Um 1670 geboren und auf mehreren Hochschulen gebildet, wurde er nach größeren Reisen 1695 Professor der Rechte zu Duisburg, dann Geheimrath, auch Lehenpropst daselbst und häufig zu diplomatischen Sendungen verwendet. 1727 zum Vicekanzler in Marburg ernannt, resignirte er 1736 und starb 1742. Nach dem Schriftenverzeichniß bei Rotermund (III 1397) schrieb

er: „Principia Justin. nova juxta seriem Instit.“ 1698 12° und einige römisch-rechtliche Abhandlungen. —

Von den drei Söhnen Arnold Alexanders, welche den juristischen Lehrstuhl betraten, ist der bedeutendste der älteste derselben, Johann Friedrich Wilhelm P. zu Steinfurt am 25. Juli (nach van der Aa am 23. Juli in Duisburg) 1686 geboren, begann er seine Studien in Bremen, hörte als Jüngling von 15 Jahren (1701) zu Gröningen theologische, dann unter Anleitung seines Vaters und Isinks, juristische Vorlesungen, erwarb daselbst 1705 die Würde eines Doctors beider Rechte, wurde schon 1707 im Alter von 20 Jahren außerordentlicher Professor der Rechte in Marburg, und ging im nächsten Jahre als ordentlicher Professor und Geheimsecretär nach Steinfurt, wo er auch die Professur für Geschichte und Alterthümer erhielt, und 1720 zum Regierungsrath und (nach Dunkel, histor. Nachr.) zum Gografen befördert wurde. Am 13. Juni 1721 betrat er in Folge eines 1720 an ihn ergangenen Rufes den Lehrstuhl zu Harderwyck mit einer Ansprache, welche wie die meisten seiner Reden, an seine früheren theologischen Studien erinnerte. In Harderwyck hielt P. nach dem Weggange von Rungius und Sieben neben juristischen Vorlesungen solche über Litteratur und schöne Wissenschaften, bekleidete viermal das Rectorat (1723, 1728, 1735, 1741) und schloß dort seine zweite Ehe mit der Professorstochter Amalie Pasor. P. starb am 3. November 1746 (nach van der Aa 2. November 1744) und wurde als einer der bedeutendsten Lehrer der Hochschule von seinen Zuhörern aufrichtig betrauert, deren Mehrzahl ihn zeitlebens als ihren zweiten Vater verehrt hatte. Seinen Kindern hinterließ er zwar einen gefeierten Namen, aber keine irdischen Güter. Die übliche Leichenrede hielt am 19. November Professor Gerhard Schröder.

Johann Friedrich Wilhelms schriftliche Arbeiten umfaßten auch die schönen Wissenschaften; so schrieb er: „de Mercurio Trysmegisto“ (1708 4°) „Oratio de pyxide Pandorae“ (1708) und sein 1703 12° zu Duisburg verlegtes „Libellus de barba“ wurde zu Lemgo 1715 und 1746 aufs neue herausgegeben. Hauptsächlich aber beschäftigte er sich mit juristischen Dissertationen, und veröffentlichte eine Sammlung derselben in vier Bänden unter den Titeln: „Jurisprudentia polemica“ (1724 4°, 1730 4°) und „Selectae juris quaestiones“ (III Partes 1730, 1736 und 1743). Ferner „Enchiridion politices“ (1743) und „Tabula juridica exhibens differentias in spinosa materia“ (1741, 4°). Die in Dunkels hist.-crit. Nachr. II 829 über diesen Gelehrten enthaltenen Angaben bedürfen mancher Berichtigung.

Der zweite Sohn Arnold Alexanders, Heinrich Theodor P., geb. zu Gröningen am 7. December 1696, starb zu Duisburg am 8. Juni 1752; studierte hauptsächlich bei seinem Vater die Rechte, erwarb 1715 den Doctorhut, wurde nach des Letzteren Tod (1716) Lector Juris, 1719 ordentlicher Professor der Geschichte und Beredtsamkeit, auch außerordentlicher Professor der Rechte am akademischen Gymnasium zu Lingen, 1721 ordentlicher Professor der Rechte und Politik in Hamm, und übersiedelte 1728 in gleicher Eigenschaft nach Duisburg. Einem nach dem Tode seines Bruders Johann Friedrich Wilhelm 1747 ergangenen Rufe der hohen Schule zu Harderwyk leistete er keine Folge, muthmaßlich weil ihm die erbetene Entlassung verweigert wurde. Er entfaltete eine rege litterarische Thätigkeit und befaßte sich eingehend mit den Schriften des römischen Juristen Sextus Pomponius. Hierher gehören: „Comment. in Sexti Pomponii ICti, quae in Pandectis Justiniani reliqua sunt P. I“, 1723, auctior 1725, P. II. 1725 — P. III. 1723. P. IV. 1733 und 1735. Ferner gab er unter dem Titel: „Jus Pegasianum“ etc. (1741 4°) die in den Pandecten enthaltenen Sentenzen des Pegasus heraus; endlich veranstaltete er eine Sammlung

verschiedenartiger Dissertationen, die er: „Dissertationum varii argumenti *ΕΝΝΕΑΣ*“ (1746) bezeichnete.

Auch die beiden Söhne Heinrich Theodor's — Johann Alexander Winand und Andreas Wilhelm, — welche aus dessen 1721 mit einer Tochter des preußischen Residenten v. Scherpenzeel in Amsterdam geschlossenen Ehe hervorgingen, wählten die akademische Laufbahn. Der ältere (Johann Alexander Winand), 1722 in Hamm geboren, studierte in Duisburg, promovirte 1748 in den Rechten und war dortselbst als ordentlicher Professor längere Zeit Amtsgenosse seines Vaters. Während des siebenjährigen Krieges ging er nach Wageningen a. Rhein, von dort wurde er im October 1757 als Rechtslehrer nach Harderwyck gerufen und hielt daselbst am 14. Januar 1758 seine Antrittsrede über die Rechtsgelehrtheit des Tertullian (Harderov. 1768). Als ein bedeutender Lehrer der Hochschule empfing er durch deren Curatoren von Zeit zu Zeit Beweise der Anerkennung; so wurde ihm der Titel eines professor primarius verliehen, und 1765 erhielt er den Auftrag über Lehenrecht und Rechtsphilosophie Vorträge zu halten. In Folge hohen Alters legte er am 11. Juni 1794 mit dem Titel eines prof. honorarius sein Amt nieder und starb im 74. Lebensjahre am 23. (nach van der Aa am 25.) August 1796. P. benützte bisweilen Promotionen hervorragender Studierender oder ähnliche Anlässe, um über wichtige Angelegenheiten öffentlich zu sprechen, und sind bei van der Aa (S. 31) die Titel sechs derartiger Reden unsers Gelehrten aufgeführt; der schriftliche Nachlaß besteht aus mehreren Dissertationen.

Dessen ältesten Sohn aus der Ehe mit Maria Elisabet van Groin, Theodor Johann, also einen Ur-Urenkel des eingangsbesprochenen Alexander Gisbert P., treffen wir ebenfalls in den Reihen der gelehrten Juristen. Er studierte 1768 zu Gröningen, promovirte daselbst am 17. Mai 1776 als Doctor beider Rechte, und war wiederholt für den juristischen Lehrstuhl in Deventer in Aussicht genommen. Später wurde er mit einem höheren Richteramte betraut, dem er, wegen seiner Kenntnisse und Unparteilichkeit allgemein verehrt, bis zu seinem Tode vorstand.

Theodors jüngerer Onkel, der vorgenannte Andreas Wilhelm P., ist um 1724 zu Hamm geboren; nahm 1745 in Duisburg den Doctorgrad, ging 1748 als außerordentlicher Professor nach Marburg, wurde 1750 Regierungs- und Consistorialrath, wo er kaum 28 Jahr alt, 1752 unverheirathet das Zeitliche segnete. Er schrieb, wie alle Docenten jener Zeit, einige Dissertationen und Programme, deren Verzeichniß bei Strieder zu finden, Bd. 8, S. 246—247.

Um die glänzende Reihe hervorragender Rechtsgelehrter aus der Familie P. zu erschöpfen, übrigt noch den dritten und jüngsten Sohn des obenerwähnten Alexander Arnold, Ernst Alexander Otto Cornelius (auf den Titeln seiner Schriften meist nur Ernst Alexander genannt) zu besprechen. Am 7. December 1697 in Gröningen geboren, besuchte er als Schüler seines Vaters die dortige Universität, wurde 1716 daselbst Doctor beider Rechte, dann Doctor juris, und 1721 Nachfolger seines Bruders Heinrich Theodor auf dem Gymnasium zu Lingen. Dort lehrte er als ordentlicher Professor Geschichte und Beredtsamkeit, als außerordentlicher die Rechtswissenschaft. Nach wenigen Jahren berief ihn Fürst Wilhelm von Nassau in gleicher Eigenschaft nach Herborn, wo er auch die Syndikatsgeschäfte besorgte; 1733 wurde er vom Fürsten Christian zum Rath ernannt, in welcher Stellung er seine beiden vorgenannten Brüder überlebte. Ernst Alexander starb am 3. August 1753. — Das unter dem Titel: „Juris tractatuum sparsim hucusque editorum, nonnulli sequentes“ 1734 und 1735 erschienene Sammelwerk enthält im ersten Bande acht, im zweiten sechs Abhandlungen, — wohl die meisten und gediegensten des Verfassers.

(Ueber die Familie Pagenstecher:) Strieder, hess. Gel.-Gesch. Bd. 10, S. 221—25. (Ueber Arnold Gisbert, — Werner Justin — Andreas Wilhelm) Strieder a. a. O. 228. 221. 245. — (Ueber Alexander Arnold — Johann Friedrich Wilhelm — Heinrich Theodor — Johann Alexander Winand) Strieder a. a. O. S. 230. 232. 233. 245, namentlich aber J. A. van der Aa, biogr. Woordenboek 15. Bd., S. 24. 29. 27. 31 und die dort sehr erschöpfend mitgetheilte biographische Litteratur. — (Ueber Theodor Johann und Ernst Alexander) van der Aa a. a. O. S. 31 u. 28. Ueber letztern und andere Glieder der Familie auch Meusel, Lex. X, 266—271. Eisenhart.

Pagenstecher: Jakob Friedrich Moritz P., Forstmann, geboren am 3. März 1793 zu Dillenburg (damals nassauisch), † am 8. März 1864 zu Wiesbaden. Er erhielt seine Schulbildung im elterlichen Hause (sein Vater war Kammerassessor, später Geh. Regierungsrath) und studirte vom 17. Jahr ab Forstwissenschaft zunächst auf der Akademie Herborn — später mit einigen Unterbrechungen bis zum Frühjahr 1813 auf der Universität Gießen. Noch in demselben Jahre wurde er zum Forstgehülfen bei dem Forstinspectionsbureau Dillenburg und zugleich Revierförster des dasigen Reviers ernannt. Die kriegerischen Ereignisse des verhängnißvollen Jahres vereitelten jedoch die wirkliche Uebernahme dieser Stellung und veranlaßten P. als Freiwilliger unter das Jägercorps einzutreten, bei welchem er den Feldzug 1813/14 als Oberjäger mitmachte. Bis 1818 verblieb er — seit 27. August 1814 zum Secondelieutenant befördert — im Militärdienste. Zu Anfang 1818 wurde er zum Forstassistenten in Hachenburg ernannt, 1826 in gleicher Eigenschaft nach Wiesbaden versetzt und wenige Monate später zum Verwalter des Langenhainer Reviers befördert. 1835 kam er als Oberförster nach Springen mit dem Wohnsitze in Schwalbach; 1840 erhielt er, als erster Forstabschätzungscommissär für den Oberforst Dillenburg, die Waldsteuerregulirungsarbeiten übertragen; 1844 wurde er durch das Forstmeisterpatent ausgezeichnet und 1845 zum Oberforstbeamten für den Inspectionsbezirk Idstein ernannt. Den Schlußstein seiner forstlichen Laufbahn bildet endlich seine Ernennung zum Referenten des nassauischen Forstwesens bei der Herzogl. Landesregierung mit dem Titel: Oberforstrath (durch Decret vom 30. October 1859), in welcher Eigenschaft er zugleich Vorsitzender der forstlichen Prüfungscommission wurde, welcher er schon seit 1846 angehörte.

P. nimmt unter den nassauischen Forstwirthen eine hervorragende Stelle ein. Als Wirthschaftsbeamter führte er in Nassau zuerst die Baumrodung ein (in Langenhain) und forstete (im Springer Revier) ausgedehnte Flächen mittelst Waldfeldbaubetriebs erfolgreich auf. Als Taxator verfiel er auf die höchst glückliche Idee, durch Zerlegung des Gesammtetats in einen Holz- und Laubetat, der innigen Wechselwirkung zwischen Streunutzung und Holzzuwachs einen praktischen Ausdruck zu verschaffen. Erhöhte Laubstreuansprüche der Bevölkerung wurden nämlich durch eine Herabminderung des Holzetats ausgeglichen. Während seiner Wirksamkeit als Oberforstbeamter gründete er einen Forstlese- und Forstverein, welcher noch heute besteht. Als Dirigent der Forstverwaltung nahm er den hauptsächlichsten Antheil an einer Reihe segensreicher Reformen der Forstverwaltung, z. B. an der Emanirung eines neuen Forststrafgesetzes, dem Erlaß von Instructionen für Gemeindebehörden und Förster, der Regelung der Dienstzeit des Forstpersonals und dergl. mehr. Die Nothwendigkeit der ständigen Fürsorge des Forstmanns für den Wald nach allen Richtungen hin und den Erfolg eines derartigen intensiven Bewirthschaftungssystems pflegte P. durch den Spruch auszudrücken: „Wohin ein Forstmann sieht, da wächst ein Baum!“ Im Ganzen hat P. dem Staate über 50 Jahre lang treue Dienste geleistet, allerwärts anregend, mit der glücklichen Gabe ausgestattet, sich rasch in die gegebenen Verhält-

nisse zu finden, Fehler der Wirthschaft leicht zu entdecken und die geeigneten Gegenmittel ausfindig zu machen.

Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 1860, S. 97 und 1864, S. 317. — Forstliche Beilage des Wochenblatts des Vereins nassauischer Land- und Forstwirthe Nr. 19 von 1864 (ad Wochenblatt Nr. 29 vom 16. Juli desselben Jahres). — Fr. v. Löffelholz-Colberg, Chrestomathie. II. S. 402, Nr. 714a, Bemerkung 325 (Todesjahr unrichtig). — Privatmittheilungen. R. Heß.

Pagenstecher: Friedrich Hermann Alexander P. wurde am 21. April 1828 zu Wallau geboren, woselbst sein Vater Friedrich P. (s. o.) damals als Oberförster angestellt war. P. erhielt seinen ersten Unterricht in dem Leyendecker'schen Institute zu Wiesbaden, besuchte später das Gymnasium zu Weilburg, wo er 1846 das Maturitätsexamen absolvirte. Er widmete sich darauf dem Studium der Medicin auf den Universitäten Gießen, Heidelberg und Würzburg und wurde 1849 zum Doctor promovirt. Im Winter 1849/50 bestand P. sein erstes Staatsexamen in Wiesbaden; 1851 ging er nach Paris, um sich dort mit besonderem Eifer dem Studium der Augenheilkunde unter den damaligen Koryphäen Demarres und Sichel zu widmen. 1852 wurde er als Accessist im Civilhospital zu Wiesbaden angestellt und erwarb sich bald eine ausgedehnte Praxis, besonders in der Augenheilkunde. 1853 gründete er die Augenheilanstalt zu Wiesbaden, ein Wohlthätigkeitsinstitut, das vorzugsweise durch freiwillige Beiträge unterhalten wird. Anfänglich nur in bescheidener Weise und mit geringen Mitteln gegründet, wuchs es unter Pagenstecher's Leitung zu einem großartigen Hospitale heran, das bei seinem Tode über 75 Betten für Augenkranke verfügte. Hier bewies sich P. nicht nur als ein eminent hervorragender Operateur und vorzüglicher Therapeut, sondern er verstand es auch, seine reichen Erfahrungen und Beobachtungen in zahlreichen wissenschaftlichen Mittheilungen niederzulegen. Im Verein mit mehreren Assistenten gab er seine „Klinischen Beobachtungen aus der Augenheilanstalt zu Wiesbaden" heraus. Die von ihm angegebene und mit großem Glück ausgeführte Operation des grauen Staars in geschlossener Kapsel wird noch heute als die idealste aller Methoden anerkannt. Seine in die Augenheilkunde eingeführte und nach ihm benannte gelbe Präcipitatsalbe ist zur Zeit in allen Augenkliniken der Welt im Gebrauch. Sein Hauptverdienst gipfelt jedoch in seiner praktischen Thätigkeit, durch die er sich schon nach kurzer Zeit einen Weltruf erwarb, sodaß Augenkranke aus allen Ländern bei ihm Heilung suchten und fanden. P. starb am 31. December 1879 im besten Mannesalter. Durch einen unglücklichen Zufall auf der Jagd traf ihn die Kugel des eignen Gewehres und bewirkte eine tödtliche Kopfverletzung, der er am zweiten Tage unterlag. Hermann Pagenstecher.

Pagenstecher: Heinrich Karl Alexander P., Arzt, Abgeordneter zum deutschen Parlament und zur zweiten badischen Kammer, geb. 11. Juli 1799 zu Herborn, † zu Heidelberg am 20. März 1869, einziges Kind von Ernst Gerhard P. (Strieder, Grundl. z. e. hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte X, p. 235), welcher, als letzter, eine Professur an der Akademie Herborn erhalten, sich mit Henriette Dorothea, jüngster Tochter des Superintendenten Otterbein in Burbach vermählt hatte und am 2 Juni 1818 als Bibliothekar in Wiesbaden starb. — Bei Unvollkommenheit der Schule verdankte P., was an Bildung er später hervorragend besaß, im Keime dem Vater, in der Ausführung seinem eignen regen Sinne, der Pietät gegen Bildung jeder Art, dem, daß in keinem Alter er versäumte, aus Arbeit und Genuß zurückzukehren zu emsiger Forschung. — Mit 16 Jahren in Heidelberg Student der Medicin, erhielt er für die Schrift „de metastasi" die goldene Medaille und promovirte am 2. October 1819. Zufälligkeiten führten ihn unter die Teutonen oder Schwarzen. Erhabene

Ideen, lautere Sitten fesselten ihn, mehr einzelne überlegene Männer, besonders K. Follen; alles praktisch demagogische stieß ihn ab. Daß er Sand's Brief an seine Mutter einer Zeitung in Speyer übergab, und Briefe an Burschenschaftler in Freiburg brachten ihn in Untersuchungshaft. Zu seinen Acten sagte Goethe: „diese jungen Leute sind einzeln ganz brav und gut; ihr Zusammenhang, ihre Freundschaft ist es die sie ruinirt." — Dem jungen Doctor förderte Paris die medicinische Einsicht durch Lehrer, welche ihr Fach ohne gelehrte Vertiefung energisch handhabten; Italien erhob ihm über das Gewöhnliche die ästhetische Ausbildung. Er bestand 1820 das nassauische Staatsexamen, in der alten Gelehrtenfamilie der erste Arzt, kam 1821 als Medicinalassistent nach dem Städtchen Nassau und vermählte sich am 27. Februar 1823 mit Julie Jung aus Elberfeld. Das Anerbieten eines Lehrstuhls in Dorpat, zwar abgelehnt, entschied zur Uebersiedelung in einen größeren Wirkungskreis, nach Elberfeld, wozu P. 1824 das preußische Staatsexamen ablegte. — Er mußte seine Existenz neu aufbauen. Viele Jahre nährte, trotz Ueberanstrengung und der Gattin entsagender Sorge, die Arbeit nicht die Familie. Aber die Thätigkeit in allen Schichten des Volks ließ ihn mit Elberfeld verwachsen, die Muße gestattete ihm Vertiefung der Studien und schriftstellerische Arbeiten. Er ward endlich der angesehenste Arzt des Wupperthals. 1842 gründete er den ärztlichen Verein des Regierungsbezirks Düsseldorf, 1847 die Wittwenkasse. Diese Epoche krönten das Doctorjubiläum, die Einführung der älteren Söhne in die Praxis, die silberne Hochzeit, welche ein Fest der Stadt war. — Am selben Tage brachte die Nachricht von der Revolution in Paris neue, politische Aufgaben, denen sein patriotisches Herz sich nicht entziehen wollte. Er leitete einige Versammlungen und als der zum Vorparlament abgeordnete A. v. d. Heydt verlangte, daß P. ihm mitgegeben werde, nahm er das an. Im Fünfzigerausschuß, der Abtheilung für das Auswärtige präsidirend, verlebte er hoffnungsreiche Wochen. Zum Parlamente wurde er für Elberfeld und Barmen einstimmig gewählt auf das Programm der Einheit Deutschlands unter Preußens Führung. Er gehörte in Frankfurt zur Casinopartei und saß im volkswirthschaftlichen Ausschuß. Unschöpferische Unklarheit einerseits, Conventkünste im Bunde mit mordlustigem Pöbel der Gallerie und der Gasse andrerseits lähmten die Arbeit hingebender Vaterlandsfreunde. Bei der Unmöglichkeit, die preußische Spitze zu erreichen, brachte P. mit Lette den Antrag auf eine provisorische Trias ein, welche ebenso vom Ausschuße durch Dahlmann empfohlen wurde. Gagerns kühner Griff, daß das Parlament die Executive selbst schaffen müsse, ein nicht gut zu machender Fehler, zwang, sich zur Wahl des Erzherzogs Johann zu bequemen, mit welcher eigentlich niemand zufrieden war, nicht einmal die Oesterreicher, weil sie nur ein Provisorium war. Zumal bei der Verhandlung über den Waffenstillstand von Malmoe sah P., daß es sich nicht mehr um Verfassung und Einheit, sondern darum handle, ob Fürstengewalt oder Umsturz siegen werde. Um nicht der Gefahr zu weichen, verließ er Frankfurt erst am 2. November. Elberfeld empfing ihn festlich; seine Rede zähmte auch die Herzen der Arbeiter. Doch war seine Zeit vorbei. Mit den politischen Freunden blieb er verbunden, lehnte aber ab, nach Gotha zu gehen. — Diejenigen, welche die Reichsverfassung aufs Aeußerste bekämpft hatten, schrieben sie nach der Verwerfung in Berlin auf die Fahne. Dies verworrene Verhältniß schuf, ungeschickte Maßregeln entwickelten den Elberfelder Aufstand vom Mai 1849. Vor Tausenden von Zuzüglern flüchteten die Einwohner. Auf Bitten sich ermannender Bürgerwehrleute und der reuigen Landwehr erwirkte P. in Berlin, daß man der Stadt Zeit ließ. Er steckte einigen Führern Reisegeld zu, die Schaaren verliefen sich. — Noch einmal stieg P. in der Choleraepidemie von 1849—50 in die Hütten der Armuth, ohne

Zagen und Ermüden, bis ihn selbst und die Seinen die Seuche ergriff. Bedeutende Mittel brachte er 1850 für Schleswig-Holstein zusammen. — Als durch den Tod des ausgezeichneten Schwiegervaters 1852 ihm zufallendes Vermögen es gestattete, schuf er sich einen idyllischen Ruhesitz in Heidelberg, wo er, trotz schwerster Schicksalsschläge, in anspruchslosem Verkehre mit ausgezeichneten Freunden schöne Jahre verlebte. Widerstrebend, wurde er noch einmal zu politischer Thätigkeit herangezogen, zuerst als Vorsitzender der Durlacher Conferenzen, im erfolgreichen Kampfe gegen die beschlossene Kirchenordnung und das Concordat, dann 1863 als Abgeordneter zur zweiten Kammer für Weinheim-Ladenburg. Die Regierung war ihm sympathisch, die Kammern gaben ihm Freunde und Anregung. Aber einen Ersatz für die Hoffnungslosigkeit der deutschen Zustände gab ihm diese Thätigkeit ebenso wenig als Aemter in Gemeinde und Kreis, welche man dem beliebten Manne übertrug. — Der Abgeordnetentag und der Protestantentag in Frankfurt, unter seiner Theilnahme, die Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig, bei welcher ihm die Festrede übertragen war, die neuen Schleswig-Holsteincomités nach dem Tode des Königs von Dänemark bezeichneten ein Erwachen des Volksgeistes, aus welchem P. den ersten Impuls zur Neugestaltung Deutschlands zu hoffen nicht aufhörte. Als Preußen sich zur Abrechnung mit Oesterreich bereit stellte, nach sorgfältiger Vorbereitung der Mittel, als P. einsah, wie nun nicht widerspruchsvolle Stimmungen, sondern die Thaten entscheiden würden, nicht einen Augenblick zweifelnd, wohin Verstand und Herz riefen, da war in anderen das noch nicht gereift und er sah, wie Bluntschli und Jolly in der ersten, so sich in der zweiten Kammer mit Hoffnugen und Sympathie vereinsamt. Der kurzen Nacht folgte der Tag der Entscheidung. Die Kammersitzung, welche dem Ministerium Mathy-Jolly die Grundlagen der neuen Militärverfassung gewährte, war die letzte, an welcher P. Theil nahm. Er meinte, daß man die Vollendung des norddeutschen Bundes zur deutschen Einheit mit Geduld erwarten müsse, sah mit Bekümmerniß den Liberalismus auf abschüssige Bahnen gerathen, erlebte nicht mehr, daß neue, größere, größte Kriegsthaten Preußens und Deutschlands auch diese politische Epoche zu höchster Befriedigung und höchstem Ruhme schlossen. Pagenstecher's wichtigste medicinische Arbeiten sind: „Beiträge zur näheren Erforschung des Asthma thymicum (Behandlung mit Zincum hydrocyanicum)." Heidelberger Annalen 7. Bd. 2. H. S. 256—294. 1831. „Die asiatische Cholera in Elberfeld vom Herbst 1849 bis zum Frühling 1850." Elberfeld 1851.

Heinr. Alexander Pagenstecher.

Pahl: Johann Gottfried v. P. wurde geboren am 12. Juni 1768 in Aalen, einer der kleinsten schwäbischen Reichsstädte, als Sohn eines Lebküchners und Kaufmanns. Am Geburtsort selbst nur nothdürftig für die Hochschule vorbereitet ging er nach Altdorf, um dort protestantische Theologie zu studiren, allein das Versiegen seiner Mittel zwang ihn vor der Zeit die Hörsäle zu verlassen und auf Pfarrvicariaten ein spärliches Auskommen zu suchen, die Lücken seiner Kenntnisse aber durch Privatfleiß auszufüllen. Die religiösen Anschauungen der Aufklärungszeit und die politischen Ideen, mit welchen die französische Revolution die Welt erfüllte, sagten seinem hellen Kopfe zu und gaben den Grundton ab für seine ersten litterarischen Hervorbringungen. Angeregt durch seinen Jugendfreund, den Philosophen Jakob Salat und den Rektor Gräter in Hall entschloß er sich nämlich früh zu schriftstellerischer Thätigkeit. Von seiner abgelegenen Dorfpfarrei Neubronn (N.-W. von Aalen) aus schleuderte er die Pfeile seiner Satyre einerseits gegen die unnatürlichen Vorrechte des Adels und die heillose Maitressenwirthschaft im benachbarten Herzogthum Württemberg, andererseits griff er durch das Buch „Leben und Thaten des Paters Simpertus" (1799) die

Obscuranten an, wie sie damals in den Hochstiften Ellwangen und Augsburg sich breit machten; denn auch im katholischen Lager hatte P. persönliche Verbindungen mit freier denkenden Männern wie Sailer, Weber, Zimmer in Dillingen angeknüpft und ihre Bedrücker waren auch die Zielscheibe seiner Geschosse. Das Hereinbrechen der französischen Heere unter Moreau (1796), welches über seinen Wohnsitz und über dessen Umgegend schweres Ungemach brachte, gab ihm Veranlassung, in den „Materialien zur Geschichte des Kriegs in Schwaben" Alles zu sammeln, was er in seinem Kreise erlebte und in Erfahrung bringen konnte. Diese als Vorarbeit für einen Geschichtschreiber der Revolutionskriege schätzbare Stoffsammlung setzte P. später, als wieder Franzosen mit den Oesterreichern kämpfend den schwäbischen Boden betraten, in seinen „Denkwürdigkeiten zur Geschichte von Schwaben während der beiden Feldzüge von 1799 und 1800" fort. Da er aber die Kriege dieser Jahre überhaupt in ihrem ganzen Verlauf auch außerhalb Schwabens mit Aufmerksamkeit verfolgte, stellte er sich außerdem die Aufgabe, ein größeres Geschichtsbild von denselben nach Art der Posselt'schen Annalen zu entwerfen („Geschichte des französischen Revolutionskriegs", 3 Bde., 1799—1801). So wurde immer mehr die Zeitgeschichte das Feld seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Nebenher gingen jedoch publicistische Arbeiten, wie der „Patriotische Appel", zu welchem P. durch den Friedenscongreß von Luneville und die ihm folgenden Regensburger Verhandlungen angeregt wurde. Ihm, dem Pfarrer und Amtmann eines ritterschaftlichen Dorfes, eingekeilt zwischen anderen reichsunmittelbaren Herrschaften, reichsstädtischen Gebieten, geistlichen Fürstenthümern mußte die Zerrissenheit des deutschen Reichs in ihrer ganzen Tragikomik täglich vors Auge treten. So galt denn jener Aufruf der Neuorganisation des Reichs, um zu retten, was noch zu retten war, die Glieder des Reichskörpers fester an einander zu schließen und seine Kräfte zu concentriren. In demselben Jahr (1801), in welchem dieser vielbeachtete Reichsverfassungsentwurf erschien, gründete P. eine Wochenzeitung, in welcher er die Begebenheiten der Zeit in übersichtlicher Darstellung zusammenzufassen und durch politische und staatsrechtliche Erörterungen, statistische Zusammenstellungen und historische Rückblicke zu erläutern suchte, — die „Nationalchronik (später blos Chronik) der Teutschen". Da abgesehen von dem belehrenden Inhalt ein aufgeklärter Geist, ein gemäßigt-liberaler Standpunkt und deutsch-nationale Gesinnung in dem Blatte walteten, sammelte sich um dasselbe bald ein Kreis gebildeter Leser vorzüglich im südlichen Deutschland, auf dem linken Rheinufer und in der Schweiz. Das Blatt hatte während der wenigen Jahre seines Bestehens Ereignisse zu besprechen wie den Zusammenbruch des deutschen Reichs, die Gründung des Rheinbundes, die Niederlagen Preußens — lauter Stoffe von höchstem publicistischem Interesse; das moralische Urtheil über die Gewalthaber durfte freilich nur mit äußerster Vorsicht gefaßt, das Festhalten an der Einheit der Nation nur schüchtern als Ideal hingestellt werden, wenn der Herausgeber sein Blatt nicht der schärfsten Censur, ja sich selbst persönlicher Verfolgung anheimfallen lassen wollte. P. kannte das aus Erfahrung. Hatte ihn früher sein Eifer gegen die „Obscuranten und Stabilitätsritter" auf die Proscriptionsliste der österreichischen Polizei gebracht, so gerieth er jetzt bei der napoleonischen durch böswillige Denunciation in den Verdacht, Verfasser des Buchs „Teutschland in seiner tiefen Erniedrigung" zu sein und erhielt die Einquartierung eines französischen Offiziers, der sein Treiben beobachtete und die Nationalchronik eifrig durchforschte, aber schließlich nichts von einem Aufrührer an P. entdecken konnte. Die Lage verschlimmerte sich noch dadurch, daß der Verlagsort der Chronik Gmünd und der Wohnsitz Pahl's selbst zum würtembergischen Gebiet geschlagen wurde, dessen Herrscher ebenso dienstbeflissen gegen Napoleon als despotisch gegen seine Unterthanen war. Zu-

sehends mehrten sich nun die Censurstriche in der Chronik und als P. eines Tages Angesichts eines Kriegs zwischen Napoleon und Oesterreich letzteres als eine keineswegs gering zu schätzende Kriegsmacht schilderte, verschloß König Friedrich dem „im Fach der Politik herumirrenden Dorfpfarrer" den Mund, indem er das weitere Erscheinen der Chronik verbot (Jan. 1809). So wieder auf das Bücherschreiben verwiesen fand P. für gut ein Werk über den „Krieg in Deutschland im Jahre 1809" unter dem Pseudonym Alethinos in München erscheinen zu lassen, wandte aber dann mehrere Jahre hindurch der Zeitgeschichte den Rücken, um in der „Herda" (4 Bde. 1811—1815) Bilder aus der deutschen Vergangenheit zu entwerfen. Als Napoleon geschlagen war und die Abrechnung mit Frankreich herankam, erhob auch P. seine Stimme für die Zurückforderung des Elsaßes (in Rottecks deutschen Blättern). Wie diese so wurden auch andere Hoffnungen der Patrioten nach den Befreiungskriegen nicht erfüllt. P. beklagte dies, aber er sah wenigstens die wesentlichsten Volksrechte gewährleistet Seitens der süddeutschen Staaten, deren Regierungen Repräsentativverfassungen eingeführt hatten und auf dem constitutionellen Weg ehrlich fortzuwandeln schienen. Um für seinen gemäßigten Liberalismus ein Organ zu schaffen, gab P. in den Jahren 1820—24 die „Neue Nationalchronik der Teutschen" heraus, welche übrigens der alten weder in der Bedeutung des Stoffs noch in der Kraft der Sprache gleichkam. Erst im höheren Alter erhielt P. Gelegenheit seinen Standpunkt auch in parlamentarischer Thätigkeit zu erproben, indem die Ernennung zum Generalsuperintendenten des Jaxtkreises ihm im J. 1832 Sitz und Stimme in der zweiten Kammer des würtembergischen Landtags verschaffte, in welcher er als Altliberaler eine Mittelstellung zwischen den Parteien einnahm. Seiner theologischen Richtung nach war er Rationalist, jedoch duldsam gegen Andersdenkende und nur denen, welche die Volksaufklärung geflissentlich hindern wollten, muthig entgegentretend (vergl. sein Buch „über den Obscurantismus, welcher das teutsche Vaterland bedroht" 1826). Vom rationalistischen Gesichtspunkte aus behandelte P. auch das Kirchenrecht, als das Aufrücken zu höheren Kirchenämtern in ihm das Bedürfniß weckte, sich auf diesem Gebiet heimisch zu machen und im Zusammenhang damit in einem Buche „das öffentliche Recht der evangelisch-lutherischen Kirche in Teutschland" kritisch darzustellen. P. starb zu Stuttgart den 18. April 1839. Es war ihm noch vergönnt gewesen, vor Eintritt des Greisenalters die letzte Hand an seine „Geschichte von Württemberg" (6 Bde. 1827—31) zu legen, welche durch ihre lichtvolle und gewandte Darstellung in vielen Familien sich einbürgerte, ohne jedoch auf tieferem Quellenstudium zu ruhen. Dagegen hinterließ er als unfertiges Manuscript die „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und meiner Zeit", welche von seinem Sohn Wilhelm, Rector des Lyceums in Tübingen, herausgegeben wurden (1840). Sie schilderten immerhin die an Erlebnissen und Beziehungen reichere Hälfte seines Lebens (bis 1814) und wurden als werthvoller Zuwachs zu der deutschen Memoirenliteratur willkommen geheißen. Sein Bild stach Bockerodt nach einer Zeichnung von Fischer.

Außer den soeben erwähnten Denkwürdigkeiten vergl. die Lebensabrisse im Schwäb. Merkur vom 3—5. Juni 1839 und im Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 17., (1839) Thl. 1, S. 383—391. — Gust. Bacherer, Salon deutscher Zeitgenossen, Thl. 1, 1838 S. 93—314. — Desselben Stellungen und Verhältnisse, Bd. 1, S. XLVIII—LXIV (wo sich Briefe Pahl's an Salat finden). Heyd.

Pair: Jakob P., geb. um 1550 in Augsburg, † als Organicus et Symphonetes des Pfalzgrafen Philipp Ludwig in Lauingen, aus der damals lutherischen Linie Pfalz-Zweibrücken. Alle Zeitgenossen sprechen mit Ausdrücken hoher Achtung von P., den sie als einen vorzüglichen Musiker und großen

Künstler auf der Orgel rühmen. Sohn des Augsburger Organisten bei St. Anna, Peter Paix, der 22. Febr. 1557 „in Gott seligklich entschlaffen“ ist, also zu einer Zeit, da der Knabe den treuen Unterricht desselben so nöthig gehabt hätte, mag ihm, einem Musikantenkinde, ungewöhnliche musikalische Beanlagung von Haus aus beschieden gewesen sein. Wir wissen von seinen nähern Lebensumständen so viel wie nichts. In noch jugendlichem Alter stand er bereits in pfalzgräflichen Diensten. Aber aus seinen Publicationen vermögen wir ebenso seine Kunst und persönliche Leistungsfähigkeit, wie den Stand damaliger Musikübung überhaupt zu beurtheilen. Jedenfalls zählt er zu den bedeutendsten und angesehensten Organisten (d. h. zu den Künstlern auf Tasteninstrumenten) des 16. Jahrh. Er theilt diesen Ruhm mit einigen andern beachtenswerthen zeitgenössischen Musikern, mit Elias Nicolaus, genannt Ammerbach, Organist an der Thomaskirche in Leipzig, der 1571 eine „Orgel- oder Instrument-Tabulatur“, drucken ließ, und mit Bernh. Schmidt, Bürger und Organist in Straßburg, der 1577 „Zwei Büchern Einer Neuen Kunstlichen Tabulatur auf Orgel und Instrument“ herausgegeben hat. Sam. Schmidt, der größte Orgelmeister Deutschlands, war noch nicht geboren; die deutsche Musik stand noch vorwiegend unter dem Einfluße der „Italos“ (wie M. Prätorius sich ausdrückt): Claudius Merlotti, gen. Merulo und J. Gabrieli. Ersterer, der als Hoforganist des Herzogs Ranuccio Farnese in Parma (1604) starb, hatte einen Franzosen, Menon, zum Lehrer, letzterer seinen Oheim Andrea, der wiederum einen Niederländer, den berühmten Gründer der venetianischen Schule, Adrian Willaert, als Meister verehrte. So vereinen sich friedlich im Austausche des Wissens und Könnens und im Streben nach einem einheitlichen und höchsten Ziele auch auf dem Gebiete der Kunst alle Nationalitäten. A. Gabrielis Schüler waren u. a. H. L. Hasler aus Nürnberg und J. P. Sweelinck aus Deventer (der Lehrer S. Scheidts); J. Gabrielis berühmtester Schüler war der nachmalige kurfürstliche Hofcapellmeister H. Schütz (Sagittarius) aus Köstritz, der bedeutendste Vorgänger J. S. Bachs. Merulo und Gabrieli schrieben bereits selbständige Orgelwerke; der erste, ein gewandter „Colorist“, cultivirte mehr die Toccatenform, der andere, dem Gesangartigen sich zuneigend, mehr die Canzonenform. Die Orgelstücke der deutschen Meister bestehen nach diesen Vorbildern vorläufig fast nur aus Arrangements. Einerseits werden mehrstimmige kirchliche Tonsätze, andererseits Tänze und Volkslieder für die Orgel bearbeitet und ohne einen strengen Unterschied zwischen dem Charakter und der Herkunft der einzelnen Nummern zu machen, in der Kirche und der Kammer harmlos als Vortragsstücke benutzt. Man muß dabei bedenken, daß die Orgel und alle damals gebräuchlichen Tasteninstrumente: Clavicymbel, Spinet, Symphonie, Virginal u. s. w., noch sehr unvollkommene Instrumente waren. — Paix's Publicationen bestehen aus folgenden wichtigen, mit Ausnahme der sechsten, alle in Lauingen bei Leonh. Steinmichel gedruckten und bei Georg Willers verlegten Sammlungen: 1) „Ein schön nütz vnd gebreuchlich Orgel-Tabulaturbuch, darinnen etlich der berümbten Componisten beste Motetten mit 12, 8, 7, 6, 5 und 4 Stimmen außerlesen, dieselben auf alle fürneme Festa des gantzen Jahrs, vnd zu dem Chormas gesetzt. Zuletzt auch allerhand der schönsten Lieder, Pass'è mezzo und Däntz, alle mit großem Fleiß Coloriert. Zu trewen Dienst den Liebhabern dieser Kunst, selbst Corrigiert vnd in Truck verwilligt von Jacobo Paix Augustano, diser Zeit Organist zu Laugingen.“ Am Ende der Vorrede: 22. Febr. 1583. (58 Bog. Fol. — Dies dem D. J. Lobbetius dedicirte Werk enthält gegen 70 Gesänge, Lieder und Tänze: 18 von O. Lassus, 12 von Palestrina, je 2 von L. Senfl, Crequillon und Utental, je 1 von Riccius, Cirler, Striggio, Ciprian de Rore, Jannequin, Ivo de Vento, Clem. de Bourges und Giles Paix (?) und 5 von

J. Paix.) „Die angehängten italienischen, deutschen und niederländischen Tänze, z. B. „der Keyserin Tantz, Schirazula Marazula, Padoane Venetiana, Saltarelli, Ungareschi“ u. s. w. und selbst die verschiedenen Volkslieder, z. B. „Es war eins Bauern Döchterlein“, die man hier in Gesellschaft geistlicher Festgesänge findet, beweisen, daß unsere guten Alten wenig eklich bei Auswahl ihrer Orgelstücke oder vielmehr, daß alle Musikarten vor 200 Jahren über einen Leisten gemacht waren.“ (Gerber.) — 2) „Selectae artificiosae et elegantes Fugae dvarum, trivm, qvatuor, et plvrivm vocvm, partim ex veteribus & recentibus Musicis summa diligentia & accurato iudicio collectae, partim Compositae à J. P.“ (kl. hoch 4°. — Erschien in drei Auflagen, die zweite 1587, die dritte 1594. — 38 Fugen zu 2, 3, 4 bis 7 Stimmen von L. Daser, Jac. Hobrecht, Greg. Maier, Ant. Brumel, O. Lassus, Okeghem, Giles Paix, P. Platensis (de la Rue), Jodocus Platensis (Josquin), Senfl und 12 vom Herausgeber. Außerdem finden sich Trios, geistliche deutsche Lieder u. a., letztere meist nur einstimmig; bei den mehrstimmigen stehen sich die Stimmen gegenüber. Das Werk ist dem Patricier Marcus Thenn gewidmet, dessen Familie heute noch in Augsburg blüht. 3) Missa ad imitationem Motettae: in illo tempore Joh. Montanis quatuor vocum. 1584 (4° obl.). 4) „Missa parodia (ad imitationem moduli) Mutetae: Domine da nobis, Thomae Crequillonis, senis vocibus“ 1587 (4° obl.). — 5) „Missae Helveta artificiosae et elegantes fugae 2, 3, 4 et plurium vocum.“ 1590. — 6) „Thesaurus motettarum, neuerlesener zweiundzwanzig herrlicher Motetten.“ 1589. (Fol. Straßburg bei Bernh. Jobin.). — 7) Ein Tractat: „Kurzer Bericht aus Gottes Wort und bewährter Kirchen-Historien von der Musik, daß dieselbe fleißig in den Kirchen, Schulen und Häusern getrieben, und ewig soll erhalten werden.“ 1589 (4°). — 8) „Ein Fugenbuch mit Noten und Buchstaben nach der Ordnung der 12 Tonarten.“ 1588 (8°). (Die vollständigen Titel von Nr. 3—8, resp. die betreffenden Originalausgaben, liegen nicht vor.) Schletterer.

Palcko: Franz Xaver Karl P., Maler und Radirer, war der Sohn des Breslauer Malers Anton Palcko oder eigentlich Polke. Franz Karl hat nach Heineken erst diesen letztern Namen in Palcko umgewandelt, damit er italienischer klinge. P. wurde 1724 zu Breslau geboren, kam nach Preßburg zu seinem älteren Bruder Franz Anton, der auch Maler war, in die Lehre, dann besuchte er die Akademie zu Wien besonders unter Bibiena's Leitung, später Italien. In Wien, wo er sich zunächst aufhielt, malte er Altarblätter und Cabinetsstücke, die ihm einen Ruf nach Dresden eintrugen, wo er 1752 den Titel eines k. polnisch-sächsischen Hofmalers erhielt. Später begab er sich nach München und wurde daselbst 1764 kurfürstlich bairischer Hofmaler. Er starb zu Prag 1767. P. radirte ein Paar unbedeutende Blätter, auch seine conventionellen Historien genießen heutzutage keinen Ruf mehr. Von seinem Sohne Xaver P., der Mitglied der k. Akademie zu Wien war, sind zwei Radirungen bekannt. W. Schmidt.

Paldamus: Hermann P., geistreicher Philolog und Pädagog, ward als Sohn eines wohlhabenden Arztes am 20. Juli 1805 zu Bernburg in Anhalt geboren und starb als Gymnasialprofessor und Prorector am 16. October 1854 zu Greifswald. Frühe des Vaters beraubt, erhielt er seine Vorbildung für die gelehrten Studien auf dem städtischen Gymnasium, that sich durch Anlagen wie Lerneifer hervor und bezog Michaelis 1822 mit ehrenvollem Abgangszeugniß die Universität. Sein akademisches Triennium absolvirte er von 1822 bis 1825 ausschließlich auf der Universität Halle und wandte sich mit vollem Eifer dem Studium der classischen Philologie zu. Einen allbeherrschenden Einfluß gewann auf seine Geistes- und Charakterbildung der berühmte Professor der

Alterthumswissenschaften Karl Reisig, dessen Vorlesungen er sämmtlich besuchte; die lebensfrische, aus der Anschauung des classischen Alterthums hervorgegangene Bildung des Lehrers gab auch dem geistig sittlichen Wesen des Schülers für alle Folge die Richtung. Unter dem Decanat Grubers am 8. October 1825 auf Grund der Dissertation: „De Propertii aliorumque multorum scriptorum quibusdam locis critica et exegetica“ zum Doctor der Philosophie promovirt, übernahm er im folgenden Winterhalbjahr freiwillig einige Lehrstunden an der Hauptschule der Francke'schen Stiftungen und begab sich sodann nach Berlin. Hier ward er Mitglied des pädagogischen Seminars für gelehrte Schulen und unterrichtete von 1826—28 am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, von da bis 1830 als Schulamtscandidat am Grauen Kloster. Während seines Aufenthaltes in Berlin begann er zugleich, von Reisig angeregt, seine schriftstellerische Thätigkeit und veröffentlichte: „Sext. Aurel. Propertii carmina cum potiore scripturae discrepantia, praestantiss. V. V. D. D. conjecturis suisque observationib. criticis“, 1827, sowie „Caj. Tranq. Suetonii Vitae selectae in usum scholarum“ 1829. Diese Erstlingsschriften mögen zu seiner Berufung an das städtische Gymnasium in Greifswald mitgewirkt haben. Ostern 1830 trat er das Conrectorat daselbst an, rückte 1835 ins Prorectorat auf und ward zugleich zum königl. Gymnasialprofessor ernannt. Bis an sein Lebensende hat er in solcher Stellung eifrig und anregend gewirkt, indem er zugleich von 1832—42 an der Universität als Privatdocent Vorlesungen zumeist über römische Schriftsteller hielt; neben solcher zwiefachen Lehrthätigkeit war er in mehr oder minder engem Anschluß an seine amtliche Wirksamkeit unausgesetzt als Schriftsteller thätig. Von zahlreichen Recensionen in philologischen Zeitschriften abgesehen, verfaßte er eine Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen zu jährlichen Programmen der Anstalt; hierher gehören: „De pervigilio Veneris“, 1830; „De repetitione vocum in sermone graeco et latino“, 1836; „De Cornelio Celso“, 1842; „Horatiana“, 1847 und „De imitatione Horatii“, 1851. Erwuchsen eine „Römische Erotik“ (1833) und eine Abhandlung „Ueber Ursprung und Begriff der Satire nebst Probe Horazischer Scholien“ (1834) aus und mit seiner akademischen Stellung, so ward die in anmuthigem und elegantem Latein verfaßte „Narratio de Carolo Reisigio Thuringo“, welche nach dem Vorbilde altholländischer Philologen dem unvergeßlichen Lehrer ein biographisches Denkmal setzt, als Festschrift des Gymnasiums zum Amtsjubiläum des Schul- und Consistorialrathes Dr. Friedrich Koch 1839 veröffentlicht und um die lateinischen Gedichte Reisig's vermehrt in demselben Jahre monographisch herausgegeben. Als letzte und lange vorbereitete Frucht seiner Studien erschienen im Verlage von Tauchnitz: „Vergilii Maronis opera“, in typographischer Ausstattung eine editio nitidissima. Die Vollendung einer Ausgabe des Papinius Statius hinderte der Tod. — Der Schwerpunkt seines fünfundzwanzigjährigen pädagogischen Wirkens liegt in der Vielseitigkeit der geistigen Anregung und in der innigen Verschmelzung antiker und moderner Bildung und Auffassung, welche in allen von ihm verwalteten Unterrichtsgegenständen den Schülern zugeführt ward. Ein geistvoller Epicuräismus charakterisirte sein Leben und Wesen und er zählte zu den Pflegern des classischen Alterthums, welche sich demselben voll und ganz hingegeben.

H. Lehmann, Geschichte des Gymnasiums zu Greifswald, 1861, S. 133; fortlaufende Chronik des Greifsw. Gymnasiums in den Programmen von 1833 bis 1855; Schulacten des Bernburger und des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums sowie des Grauen Klosters zu Berlin; Privatmittheilung. — Dr. Hermann Paldamus. Ein pädagogisches Zeitbild (vom Unterzeichneten). Separatabdruck aus dem Greifswalder Sonntagsblatt 1884, Nr. 7—17.

Häckermann.

Pálffy: Nikolaus II., auch der Aeltere, Graf P. v. Erdöd, Freiherr v. Bibersburg und Stampfen, kaiserlicher Generalfeldmarschall und Generalcapitän des Kreises diesseits der Donau, Ritter des goldenen Sporns, wurde als Sohn Peter Pálffy's v. Zelina und dessen Gattin Sophie, Freiin v. Dersffy (Dewsffy) zu Zerdichely im December 1552 geboren und nach seinem auf dem Schlosse zu Bibersburg am 23. April 1600 erfolgten Tode in der St. Martinikirche zu Preßburg bestattet. Pálffy's Geschlecht bezeichnet als Vorfahren die Herren und Grafen von Altenburg und Hochberg, von welchen Konrad v. Altenburg 1028 als Abgesandter des Kaisers Konrad II. nach Ungarn gekommen sein soll, wo dessen Nachkommen anfänglich den Namen ihrer Herrschaft Herdervari auch als Familiennamen gebrauchten. Erst mit dem Sohne des Paul Conth v. Herdervari, welcher ebenfalls Paul hieß und Pauls Sohn — Pálffy — gerufen wurde, festigte sich letztere Bezeichnung als bleibender Geschlechtsname. Das Prädicat Erdöd und das diesbezügliche Wappen wurde jedoch von Paul III. P. nach dessen Verehelichung mit Clara, geborenen Erdöd von Csorna angenommen. Jedenfalls war schon damals das Geschlecht der P. ein angesehenes und erhielt dasselbe mit Nikolaus II. P., eines seiner ritterlichsten, vom Kaiser und den Zeitgenossen hochgeschätztesten Mitglieder und in dessen 1600 zum Reichsgrafen erhobenen Sohne Stephan II. den dauernden Begründer des Geschlechtes der Grafen P. Wie mehrfach berichtet wird, erfreute sich Nikolaus II. P. einer höchst sorgfältigen Erziehung und dann der baldigen Aufnahme in das Gefolge des Kaisers, in welchem Verhältnisse er sich auf wiederholten Reisen in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland eine hervorragende Selbständigkeit, mehrfache Sprachenkenntnisse und frühzeitige, lehrreiche Erfahrungen erwarb. Seiner oft bethätigten, hingebungsvollen Treue zum Kaiser, sowie seinem Heldenmuthe und seiner Wirksamkeit bei Bekämpfung der Türken dankte er aber eine selten große Reihe rasch aufeinander folgender Gnadenbezeigungen und Vertrauensstellungen, und zwar: 1580 die Ernennung zum Obergespan des Preßburger Comitats und zum Schloßhauptmann des königlichen Schlosses zu Preßburg; 1581 die nachträgliche Zuerkennung der schon von seinen Vorfahren genossenen freiherrlichen Würde, sowie die Verleihung des Reichsbaronates als Erzkämmerer des Königreichs Ungarn; 1582 die Erhebung zum wirklichen geheimen Rath; 1584 die Ernennung zum Obergespan des Komorner Comitats und zum Commandanten der Festung Komorn; 1587 die Bestallung mit den Preßburger Gütern nebst den Schlössern zu Preßburg und den Gütern zu St. Georgen und Pösing nebst dem Titel eines ungarischen Erbgrafen; 1589 die Zuweisung des Commandos der Festung Neuhäusel und des Generalcapitanats des Kreises diesseits der Donau; 1592 die Aufnahme in den böhmischen Landstand; 1594 die Bestimmung zum Obersten der bergstädtischen Militärgrenzen und zum Commandanten der Festung Gran; 1595 die Führung des Generalcapitanats der bergstädtischen Grenzen; 1598 die Berufung zum niederösterreichischen Landstande und die Erhebung zum Generalfeldmarschall; 1599 die geschenkweise Ueberlassung der Obergespanswürde und der Schloßhauptmannschaft zu Preßburg. Und läßt sich nun auch einstweilen nicht vollkommen bestimmt nachweisen, was P. in jeder der genannten Positionen geleistet, so ist es doch zweifellos, daß er namentlich von 1593 an bis 1598 die ihm überwiesenen Landstriche und Orte gegen die allseits verwüstend vordrängenden Türkenhorden todesmuthig, ausdauernd und erfolgreich vertheidigte und schützte. Während dieser Zeit soll P. in 27 wichtigeren Kämpfen siegreich gewesen sein und steht hievon in besonders anerkannter Erinnerung vorerst die 1593 am 3. November stattgehabte Vernichtung der Janitscharen in der Schlacht bei Stuhlweißenburg, in welcher er seinen Streitern mit hinreißendem Beispiele voranging und wobei sein

Pferd verwundet und seine Sturmhaube durch vielfache Kolbenschläge stark geschädigt wurde. Ebenso aneifernd war Pálffy's Verhalten bei der Belagerung und Erstürmung von Fülek am 11—26. November, denn dort hatte er ohne Rücksicht auf das mächtige Feuer des Feindes die Belagerungsarbeiten sowie die Thätigkeit der Büchsenmeister sorgsamst geleitet und die entscheidenden Angriffe persönlich veranlaßt und überwacht. Nachdem nun P. im J. 1593 noch einige kleinere Orte genommen, beantragte er 1594 im Kriegsrathe einen Eroberungszug gegen Neograd, welcher ihm auch anvertraut wurde. Schon am 12. März löste P. sein diesfalls gegebenes Wort durch Eroberung der Feste ein, worauf er bei Gran in den Monaten Mai und Juni mit bewährtem Muthe kämpfte, einen glücklichen Angriff auf das Lager des Feindes am Raabflusse machte und ungeachtet der hiebei erlittenen Verwundung am Fuße noch Párkány erstürmte, Waitzen besetzte und sich an dem scharfen Treffen bei Keresztes betheiligte. Rühmlich war weiterhin sein unerschrockenes Eingreifen 1595 bei der Einschließung von Gran am 21. Juni, später bei der Niedermetzelung des türkischen Ersatzheeres, sowie bei der Eroberung von Visegrad am 25. August; dann im J. 1596 bei Erlau am 18. September, Keresztes am 23. und 24. October und gelegentlich des gelungenen, zur Befreiung von Gefangenen unternommenen „Streiffs" gegen Waitzen; ferner im J. 1597 bei Dotis am 23. Mai und bei Raab September bis October. Den lebhaftesten Dank der gesammten Christenheit brachte ihm aber vornehmlich die im Vereine mit Adolf Schwarzenberg vollführte Bewältigung der Türkenschaaren bei Raab und die Wiederbesetzung dieser als Vormauer in Geltung gestandenen Feste am 29. März 1598. Dieselbe fiel, indem beide Führer die wohlbedachten Pläne zur Ueberrumpelung in treuer Uebereinstimmung geheim hielten, im nächtlichen blutigen Ringen selbst- und neidlos das sich gestellte Ziel anstrebten, und weil P., als seine Reiter vor dem ungewohnten Kampfe zu Fuß zurückschreckten, der Erste vom Pferde sprang und voranstürmend durch das gesprengte Stuhlweißenburger Thor alles zum letzten entscheidenden Kampfe begeisterte. Hiedurch befreit von schweren Sorgen erbaten und erwirkten Ungarns, Niederösterreichs und Böhmens Stände beim Kaiser reichen Lohn für P.; zur mahnenden Erinnerung an den Tag selbst ließ Kaiser Rudolf an allen Kreuzungen Denksäulen mit der Inschrift: „Sag' Gott dem Herrn Lob und Dank, daß Raab ist kommen in Christenhand" errichten. Für die Abwendung weiterer Einbrüche der Osmanen wurde aber P. neuerlich ausersehen, er sollte mit Rath und That dem Kaiser zur Seite stehen und war dies auch sein fester Wille, den jedoch wider Erwarten sein im 48. Lebensjahre erfolgter Tod zur Betrübniß Aller brach. Tief erschüttert, gedachten bei dieser Kunde sowohl der Kaiser als Papst Clemens VIII. mit großer Anerkennung des tapfern Vertheidigers der Christenheit; theilnahmsvoll wendete sich das allgemeine Mitgefühl Pálffy's Wittwe, geborenen Maria Magdalena Fugger aus Augsburg und ihren sieben Kindern zu und ehrenvoll besagt Pálffy's Grabstein in der St. Martinskirche zu Preßburg unter anderm: „cujus, par generi et titulis, virtus rem Hungaricam difficillimis temporibus, cum omnium admiratione et gratulatione conservavit et amplificavit".

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich, 21. Th. Wien 1870. — Kepner, Thaten berühmter österr. Feldh. 1. Bd. 1. Abth. Wien 1808. — Hormayr's Archiv f. Geschichte &c. Wien 1826. — Taschenbuch f. vaterländ. Gesch. v. Hormayr u. Mednyansky, Wien 1828. — Weingärtner, Unter Habsburgs Banner, Teschen 1882. — Schweigerd, Oesterreichs Helden und Heerführer, 1. Bd. Wurzen 1852. — (Adam), Erinnerungsblätter f. d. Sammlung von Bildnissen berühmter österr. Feldherrn. (Als Manuscript vor 1805 gedruckt.) — Ortelius redivivus etc. Frankfurt 1665.

Sch.

Pálffy: Nikolaus IV. Graf P. zu Erdöd, Ritter des goldenen Vließes, k. k. Generalfeldmarschall und Palatin von Ungarn, Inhaber eines ungarisch-nationalen Fußregiments, geb. am 1. März 1667, † am 20. Februar 1732, war der Sohn des Kronhüters und Obristlandkämmerers von Ungarn, Nikolaus III. Graf P. und zählt als Militär, vornehmlich aber als charakterstarker, einflußreicher Staatsmann unter der bedeutenden Zahl ausgezeichneter Mitglieder des Geschlechts P. zu den denkwürdigsten. Pálffy's früher, freiwilliger Eintritt in die Kriegsdienste des Kaisers wurde durch seine Vorliebe für den Militärstand veranlaßt und durch die zu jener Zeit Ungarn bedrohenden inneren und äußeren Gefahren beschleunigt. Und da P. gleich bei seinen ersten Verwendungen vor dem Feinde Muth und Einsicht bewies, so gelangte er schon vor dem Jahre 1683 an die Spitze des Pálffy'schen Haidukencorps, eines Vorläufers der jetzigen Husarenregimenter. Mit diesem soll er sich bei dem Entsatze von Wien 1683 und dann in den nächstfolgenden Feldzügen bis 1687 mehrfach so brav gehalten haben, daß ihm im letzgenannten Jahre das Commando der wichtigen Festung Gran anvertraut wurde. Später betheiligte er sich, wenngleich schon damals infolge einer im Kampfe mit den Türken erlittenen Verwundung etwas hinkend, an den Unternehmungen des Herzogs Karl von Lothringen, 1688 befand er sich unter Kurfürst Max Emanuel von Baiern vor Belgrad, wo er mit seinen Reitern die Türken zum Verlassen der ersten Laufgräben zwang. Besonders genannt wird er auch in den Schlachten bei Batočina (Patačin) an der Morava am 30. August und bei Nissa (Nisch) am 24. September 1689. Für sein Verhalten in dem letztgenannten Kampfe wurde P. vom Kaiser mit einem „Allerhöchsten Dankbriefel" ausgezeichnet, worauf er im J. 1690 zum Generalfeldwachtmeister vorrückte und noch in diesem Jahre bei Belgrad, 1691 bei Slankamen nächst Peterwardein anerkennenswerthe Dienste leistete. Nun folgten rasch nacheinander Pálffy's weitere Ernennungen: 1692 zum Feldmarschallieutenant und Commandanten von Kaschau, 1693 zum Obristlandeskämmerer in Ungarn, 1694 zum Obergespan und Schloßhauptmann von Preßburg, 1699 zum Feldzeugmeister, 1700 zum wirklichen geheimen Rath, 1701 zum Kronhüter und Obrist der kaiserlichen Leibgarde zu Fuß (Trabantengarde), 1711 zum Obriststallmeister der Kaiserin Eleonore und zum Ritter des goldenen Vließes, 1713 zum Palatin von Ungarn, 1718 zum Generalfeldmarschall. Auch während dieser Zeit ist P. wiederholt bei der Bekämpfung der Türken mit guten Erfolgen thätig gewesen; ferner erwarb er sich überdies große Verdienste um die Vertheidigung Ungarns dadurch, daß er eine zweckmäßige und rasche Bewaffnung der Truppen bewirkte und für entsprechende Vorräthe in den königlichen Land- und Feldzeughäusern sorgte; von vorwiegender Bedeutung scheint aber sein Eingreifen auf dem Gebiete der Landesverwaltung und dann auf jenem der Staatsgeschäfte gewesen zu sein. In letzterer Hinsicht ehrt ihn vor Allem seine im Vereine mit dem Cardinalerzbischofe von Kalocsa Emerich Graf Czaky in der Preßburger Landtagssitzung am 30. Juni 1722 zu Stande gebrachte einhellige Annahme der pragmatischen Sanction, denn hiemit hatte er zur Durchführung eines der hervortretendsten geschichtlichen Acte wesentlich beigetragen und wie Kaiser Karl VI. im Handschreiben vom 4. Juli 1722 „seinem Nickerl" bekannt gibt, dessen väterlichen Wunsch vorzüglich gefördert. Von gleichfalls nicht geringer Erheblichkeit war andererseits Pálffy's vertraulicher Briefwechsel mit dem Prinzen Eugen von Savoyen über die Art des Umsichgreifens des Aufstandes unter Rákoczy in der Zeit von 1704 an. P., welcher seit dem Jahre 1680 mit Elisabeth, geborener Freiin von Weichs verehelicht gewesen und mit ihr die sogenannte ältere Nikolaische Linie des Geschlechtes P. begründet hatte, starb zu Preßburg und wurde in der im Franziskanerkloster zu Malaczka befindlichen Familiengruft beigesetzt.

Nach hinterlassenen Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen bewahrte P. zeitlebens gesinnungstüchtige patriotische Charaktereigenschaften, sanftmüthigen und freigebigen Sinn und war als Kenner der Wissenschaften stets bemüht, gelehrte Bestrebungen zu unterstützen. Namentlich bemerkenswerth in letzterer Richtung ist Pálffy's Begünstigung des eine Zeit lang mißverstandenen und angefeindeten, später aber vom Kaiser und Papste auszeichnend geachteten lutherischen Geistlichen und Historiographen, Mitgliedes der Akademieen von Berlin, London und Petersburg, Mathies Bel, † 1749.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr. 21. Th. Wien 1870. — Arneth, Pz. Eugen von Savoyen. 1. Bd. Wien 1858. — Hormayr und Mednyansky, Taschenbuch für vaterländ. Gesch. 9. Jahrg. Wien 1828. — Schweigerd, Oesterreichs Helden u. Heerführer. 2. Bd. Wurzen 1853. — Reilly, Biogr. d. berühmtesten Feldh. Oesterreichs. Wien 1813. — Mittheilungen des k. k. Kriegsarchivs. Feldzug 1689. Wien 1877. Sch.

Pálffy: Johann IV. Graf P. v. Erdöd, Ritter des goldenen Vließes, Banus von Kroatien, Palatin und Judex curiae von Ungarn, k. k. Generalfeldmarschall, von der Kaiserin Maria Theresia mit dem Beinamen „Vater“ geehrt, geb. am 20. August 1663, † am 24. März 1750, trat im J. 1681 als Volontär in kaiserliche Kriegsdienste und soll schon 1683 bei Wien mitgekämpft haben. 1686 befand sich P. als Rittmeister bei der Belagerung und Erstürmung von Ofen, 1688 führte er bereits als Oberst und Inhaber das jetzige Husarenregiment Nr. 9, 1689 erwarb ihm sein Verhalten in Serbien bei Batoschina (Patačin) am 30. August und bei Nissa (Niš) am 24. September, ferner am Schlusse des Jahres zunächst des Rheins bei Philippsburg mehrfache Anerkennung, worauf er 1693 zum Generalmajor und 1700 zum Feldmarschalllieutenant und Inhaber des 1801 reducirten Kürassierregiments Nr. 4 ernannt wurde. Nun begann Pálffy's vorwiegend denkwürdige, neuerer Zeit erst theilweise erforschte Wirksamkeit. Diese äußerte sich 1701 zur Zeit der kriegerischen Operationen durch gewandte Truppenführung und scharfe Voraussicht bei dem Uebergange über die tridentinischen Alpen, beim Vorrücken gegen Legnago, dann gelegentlich der Allarmirung des mailändischen Gebietes, sowie in den Gefechten bei Carpi am 9. Juli, bei Bovolone am 12. Juli, in der Schlacht bei Chiari am 1. September u. s. w. Nicht minder hervortretend kennzeichnete sich P. aber auch durch die Entfaltung aller sonstigen militärischen Tugenden und ritterlichen Charaktereigenschaften. Und als er daher schon 1702 infolge des Einflusses der Mansfeldischen Partei zur Armee nach Deutschland versetzt wurde, da bedauerte Prinz Eugen rückhaltlos den Weggang des ihm stets zugethanen leistungsfähigen Generals und ehrte P. dadurch, daß er ihn zu seinem und des Heeres Vertreter beim Kaiser bestimmte. Nachdrücklicherer Sorgfalt hätte diese ernste Mission nicht anvertraut werden können. Ueberall nämlich, wo Hilfe zu erwarten war, hat P. die Bedürfnisse der Truppen Eugens wärmstens und umsichtig klargelegt; dem Monarchen aber, bei dem er „wohlgelitten gewesen“, schilderte P. die Nothlage der Kriegsmacht, wie er meldete, besonders dann „höchst nothkläglich“, als ihn der Kaiser hierzu mit den Worten ermunterte: „Es bleibt bei uns allein und Ihr habt Euch nicht zu fürchten.“ Seine Schuld war es sicher nicht, daß Prinz Eugen noch keine ausgiebige Besserung seiner Lage gefunden hatte, als P. im Juli 1702 zur Armee in Deutschland abreisen mußte. Dort wurde er im September mit der Deckung des schwäbischen Kreises beauftragt. Bei der geringen Anzahl von Truppen, die ihm zur Verfügung standen, konnte er aber anfänglich dem Gegner nicht Stand halten; erst als er dessen Manöver und Kampfesart erkannt, gelang es ihm, denselben bei Nördlingen aufzuhalten und zurückzuwerfen. Auch an dem Feldzuge 1703 nahm

P. im Kampfe selbst, sowie durch Ertheilung wohlbedachter Entwürfe und Rathschläge lebhaften Antheil. Im April sicherte er durch Streifungen gegen Berngau und Sulzburg die Flanke des in die Oberpfalz marschirenden Corps Styrum; der Ueberfallversuch auf Ulm in der Nacht vom 8. zum 9. Mai erfolgte auf sein wiederholtes und bestbegründetes Anrathen und scheiterte nur an dem verspäteten Eintreffen der Angriffsinfanterie; für die Schlacht bei Schwenningen und Höchstädt am 20. September ertheilte er gleichfalls rechtzeitig die trefflichsten Weisungen und jagte persönlich mit fünf preußischen Schwadronen einen Theil der französischen Reiter in einen tiefen Morast. „Und weil ihnen da zu Pferde nicht beizukommen gewesen, so habe ich", meldet P., „meine Leute absitzen, die Franzosen theils gefangen nehmen, die Uebrigen massacriren, die Pferde, so herauszubringen gewesen, mitnehmen, die andern, die tief im Morast gesteckt, niederschießen lassen und vier Estandarten erobert." Hiermit schloß Pálffy's Wirksamkeit in Deutschland; — anfangs December 1703 übernahm er, mit Rücksicht auf seine persönlichen Vorzüge und seine im Felde geleisteten hervorragenden Dienste auf Vorschlag des Prinzen Eugen die Leitung von Kroatien als Banus. In dieser Stellung erwarb sich P. in der Zeit von 1703—11 das große Verdienst, nicht nur durch das wiederholte Aufgebot von Grenzmilizen, sondern auch durch offensive Kriegführung und kluges Verhalten überhaupt zur Bewältigung des von Franz Leopold Rakóczi und seinen Anhängern hervorgerufenen Aufstandes wesentlich beigetragen zu haben. Die Zahl der entscheidenden Kämpfe, welche er hierbei theilweise selbständig geleitet, war wohl eine verhältnißmäßig geringe (1704 auf der Murinsel, bei Tyrnau, St. Gotthard; 1705 bei Raab, Bibersburg; 1706 bei Gran; 1707 bei Kapuvár; 1708 bei Trencsin, Szedlicsne, Neuhäusel; 1710 bei Neuhäusel); um so vielfältiger und bedeutungsvoller, hier jedoch auch nur im allgemeinen andeutbar, ist aber die lange Reihe von Streifzügen und Operationen gewesen, welche unter seiner Führung in dem weiten Gebiete von Croatien bis an die Waag, von Steiermark bis gegen die Theiß stattfanden und wobei P. meistentheils durch nicht geregelte Commandoverhältnisse sowie wegen mangelhafter Betheilung seiner Truppen mit Geld, Bekleidung, Beschuhung, Proviant ꝛc. im freien Handeln unausgesetzt behindert war. Dennoch gelang es P., der 1705 zum General der Cavallerie, 1707 zum Generalfeldmarschall, 1710 zum Oberbefehlshaber erhoben worden ist, den Widerstand der Malcontenten zu schwächen, worauf Rakóczi in Erkenntniß des Ansehens, welches P. als Feldherr, Staatsmann, Vertrauter des Kaisers und Königs und rechtschaffener, feuriger Patriot bei allen Parteien genoß, mit diesem am 30. April 1711 den Frieden von Száthmár vereinbarte. Nur wenige Jahre jedoch konnte nun P. seine Aufmerksamkeit der Verwaltung des Landes zuwenden; schon 1716 stand er wieder vor dem Feinde als Interimscommandant der Armee bei Futak, in dessen Nähe er am 3. August mit 1500 Reitern einem aus 20000 Mann bestehenden Corps Türken den ganzen Tag Stand hielt und am 5. August in der Schlacht bei Peterwardein, am 1. September bei Temesvár zur Erreichung der Erfolge des Tages nachdrücklich und ausdauernd thätig war. Auch das Jahr 1717 hielt P. im Felde und hat ihm die Schlacht bei Belgrad am 16. August die Gelegenheit geboten, sich mit überraschender Schnelligkeit in der Flanke der Türken zu postiren, diese ohne Zögern entschlossen anzugreifen und trotz hartnäckiger Gegenwehr zu vertreiben. Als jedoch die Vorverhandlungen zum Passarowitzer Frieden begannen, da kehrte P. neuerlich auf seinen Posten als Banus zurück und widmete sich bis 1735 den Pflichten als Landesverweser sowie der Bewerkstelligung der Annahme der pragmatischen Sanction. Das Jahr 1736 brachte ihm dagegen nochmals eine Verwendung gegen die Türken. Er übernahm das Commando der bei Bacs

und Futak sich sammelnden Hilfsarmee; als er aber mit derselben, eingeengt von Instructionen und Cautelen, nichts besonders leisten konnte, da wurde er 1737 dieses Postens enthoben. In diesem Zeitpunkte offenbarte sich Pálffy's Charakter im glänzendsten Lichte; entsagend jeder Klage oder Empfindelei blieb er der unerschütterlich treugesinnte Diener seines Regenten und des Vaterlandes. Und als ihm Kaiser Karl VI. kurz vor seinem Tode die Erbin seiner Staaten zu schützen empfahl und Kaiserin Maria Theresia bald darauf P. mit unbeschränkter Vollmacht als Palatin, Oberbefehlshaber der Truppen und ihren Vertreter nach Ungarn entsandte, da rechtfertigte er das in ihn gesetzte Vertrauen trotz der Beschwerden seines hohen Alters in vollem Maße. Seinem Ansehen und Einflusse war es zu danken, daß sich in Ungarn bald nach dem Einfalle König Friedrich II. in Schlesien nicht nur der Wille kundgab, der Königin bewaffnete Hilfe zu leisten, sondern daß das gehoffte Ergebniß weit übertroffen wurde; er war es auch, der die Anerkennung Franz von Lothringens als Gemahl der Kaiserin erwirkte und die begeisterte Art ihrer Krönung ins Werk setzte. Ja, er wollte, als sich 1742 bezüglich der Verwendung ungarischer Truppen außer Landes Schwierigkeiten ergaben, diesen Zwischenfall dadurch beheben, daß er das Commando des Insurrectionsaufgebotes für sich erbat. Damals war es, daß Maria Theresia mit nachstehenden Zeilen und den hierin erwähnten Geschenken P. beglückte. Sie schrieb: „Mein Vater Pálffy! Ich sende Euch dieses Pferd, welches nun allein von dem Eifrigsten meiner Unterthanen bestiegen zu werden würdig ist. Empfanget zugleich diesen Degen, um mich wider meine Feinde zu beschützen und nehmet diesen Ring als das Kennzeichen Meiner gegen Euch tragenden Zuneigung an". Maria Theresia war es auch, welche erleichterten Herzens die Kunde hinnahm, es habe P. auf den Rath seiner Freunde und in Erkenntniß seiner stetig zunehmenden Körperschwäche das seinen Ruf und sein Leben schädigende Commando an Eszterházy überlassen. Denn sie wußte ja, daß Pálffy's edles Walten ihrem und ihres Hauses Wohl sowie dem Gedeihen Oesterreichs und Ungarns bis an sein Lebensende geweiht bleiben werde. Und so geschah es auch und es liegt in dem Gedanken an Johann IV. Grafen P. die Erinnerung an eine der gesinnungstüchtigsten Gestalten in der Geschichte Oesterreichs, an einen ungarischen Patrioten im besten Sinne des Wortes.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich. 21. Th. Wien 1870. — Arneth, Maria Theresia's erste Regierungsjahre. Wien 1863/5. — (Kepner), Thaten etc. österr. Feldherrn. Wien 1808. — Schweigerd, Oesterreichs Helden etc. 3. Bd. Wurzen 1854. — Hormayr, Taschenb. f. vaterl. Gesch. 9. Jahrg. Wien 1828. — Reilly, Biogr. d. berühmt. Feldh. Oesterr. Wien 1813. — Feldzüge d. Pz. Eugen v. Savoyen. I. Ser. 3.—9. Bd. Wien 1876/83 u. II. Ser. 1. Bd. Wien 1885. — Fessler, Gesch. v. Ung. 9. Th. Leipzig 1825. — Angeli, der Krieg mit der Pforte, in Mitth. d. k. k. Kriegsarchivs. Wien 1881.

Sch.

Palitzsch: Johann Georg P., Astronom, geb. am 11. Juni 1723 zu Prohlis in Sachsen, † am 22. Februar 1788 zu Leubnitz (ebendaselbst). P. war seines Zeichens ein schlichter Landmann, der sich durch eigene Kraft in verschiedenen Wissenschaften beträchtliche Kenntnisse erwarb und es bis zum Correspondenten der St. Petersburger Akademie und der Royal Astronomical Society in London brachte. Er beschäftigte sich viel mit Naturkunde und legte sich eine durch Reichhaltigkeit ausgezeichnete Naturaliensammlung nebst botanischem Garten an; mehr Fleiß noch wendete er auf die Astronomie und verfertigte sich mehrere seiner Instrumente selbst. Auch in der damals herrschenden Wolf'schen Philosophie war er vollkommen heimisch. Mit einem achtfüßigen Fernrohr pflegte er namentlich die veränderlichen Sterne zu beobachten, und in der That gelang es

ihm, die Periode von β Lyrae und von Algol zu erkennen, allerdings in Gemeinschaft mit Montanari, Pigott und Chr. Kirch. Als er am 25. December 1758 wieder in gewohnter Weise den gestirnten Himmel untersuchte, bemerkte er einen Nebelstern, der sich fortbewegte und den er für einen Kometen hielt. Eben damals erwartete man die Wiederkehr des von Halley berechneten und seitdem dessen Namen tragenden Kometen; P. kam auf die Vermuthung, sein Fund könne am Ende der gesuchte Fremdling sein, und fragte deswegen bei Chr. Hoffmann (dem damaligen Professor der Astronomie im benachbarten Dresden) um Rath an. Dieser bestätigte vollkommen die ihm bekannt gegebene Muthmaßung, und bald trafen auch von anderen Fachmännern Mittheilungen in gleichem Sinne ein; immerhin ging Palitzsch's Entdeckung derjenigen der übrigen Astronomen nahezu um einen vollen Monat voran.

Nouvelle Biographie Générale, 39. Band. — Wolf, Geschichte der Astronomie, S. 418, 703, 738. — Maedler, Geschichte der Himmelskunde, 2. Band S. 22, 548. Günther.

Pallas: August Friedrich P., Arzt, Sohn von Simon P. (s. u.), ist am 5. September 1731 in Berlin geboren und hatte, nach Beendigung seiner medicinischen Studien, 1754 in Leyden mit Vertheidigung seiner Dissertation „de variis calculum secandi methodis“ (abgedr. in Haller, Collect. diss. chirurg.), in welcher er eine vollständige kritische Geschichte des Steinschnittes und der damals üblichen Methoden dieser Operation giebt, die Doctorwürde erlangt. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, wurde er zum Professor der Chirurgie an dem Collegium medico-chirurgicum ernannt und ist in dieser Stellung bis zur Auflösung des Instituts verblieben. Außer der genannten Dissertation und mehreren theils casuistischen, theils kritischen Artikeln in verschiedenen medicinischen Zeitschriften hat er ein s. Z. geschätztes „Lehrbuch der Chirurgie“ (1764, in 2. verbesserter Auflage 1776) verfaßt. Als Wundarzt erfreute er sich eines großen Rufes; sein Tod ist am 5. Mai 1812 erfolgt. A. Hirsch.

Pallas: Peter Simon P., einer der hervorragendsten wissenschaftlichen Reisenden, Natur- und Völkerforscher des vorigen Jahrhunderts, geb. zu Berlin am 22. September 1741, † in seiner Vaterstadt am 8. September 1811. P.' Vater war ein auch wissenschaftlich thätiger Chirurg, und bekleidete in seinen letzten Jahren die Stelle eines Professors der Chirurgie am Collegium medico-chirurgicum zu Berlin (s. u.). Seinem Berufe folgte der ältere Bruder August Friedrich (s. o.). Von väterlicher Seite war P. ostpreußischen Stammes, während seine Mutter der französischen Colonie Berlins angehörte. Die Erziehung, welche P. genoß, war eine vorzügliche. Erst leiteten sie Hauslehrer, später, und zwar schon von 1754 an, besuchte er Vorlesungen des Collegium medico-chirurgicum. Mit besonderem Erfolge trieb er bei Meckel Anatomie und bei Roloff, dem Schwager Lieberkühns, Physiologie. Eine Vorliebe für die Anfertigung anatomischer Präparate hat er sich immer bewahrt und schrieb später auch Einiges über diesen Gegenstand. In Botanik hörte er Gleditsch und in Zoologie war er sein eigener Lehrer. Mit 15 Jahren stellte er eigene Untersuchungen über die Lebensart der Raupen und ihre Sinnesempfindungen an und entwarf ein neues System der Vögel, dem er vorzüglich die Form des Schnabels zu Grunde legte. Als frühreifen, früh selbständig denkenden Schüler zeigt ihn auch die Beherrschung seiner Muttersprache, des Französischen, Englischen und Lateinischen. Rudolphi findet in Aufsätzen aus seinem 15. Jahre „eine Bestimmtheit und Reinheit des Ausdruckes, wie sie damals gewiß selten war“. Seine Niederschriften sind schon in dieser Zeit bald in französischer, bald in englischer Sprache verfaßt. Schon der Jüngling schrieb prunklos mit einer aus-

gesprochenen Neigung für klare, einfache, bestimmte Ausdrucksweise. Eine besondere Vorliebe für scharfsinnige Etymologien wird ihm nachgerühmt. Den Winter von 1758 auf 59 verbrachte P. in Halle, wo er hauptsächlich Segner's Unterricht in Mathematik und Physik genoß, den Sommer 1759 finden wir ihn in Göttingen, wo die berühmte Bibliothek ihn vor allem fesselte, das darauffolgende Jahr in Leyden, wo er am 27. December die Inauguraldissertation „De infestis viventibus intra viventia" vertheidigte. Diese Arbeit überragt alles auf dem Gebiete der Parasitenkunde vorher Geleistete und bahnte zugleich eine bessere Classification der Würmer an, als Linné sie gegeben hatte. Nachdem P. die damals noch in erster Linie stehenden Museen und Bibliotheken Hollands ausgenützt hatte, ging er im Juli 1761 nach London. Ellis, Baker, Solander, Collinson gehörten hier zu seinen Bekannten, er besuchte Oxford in Gesellschaft seines Freundes Volkmann, machte Studien an der Küste von Sussex und bei Harwich und hat selbst in seinen Tagebüchern diesem Aufenthalte einen wesentlichen Antheil an seiner allgemeinen Geistes- und Charakterbildung zugeschrieben. „Mich dünkt, ich ward in der englischen Luft gesetzter, nachdenkender und witziger." Dem Wunsche seines Vaters, ihn als Arzt sich niederlassen zu sehen, zuwider, beschäftigte er sich nach der Rückkehr so vorwiegend mit naturgeschichtlichen Studien, daß er 1763 eine „Fauna Insectorum Marchica" schreiben konnte, welche viele von den anziehenden Beobachtungen über die Lebensweise der Insecten enthielt, die P. später im Stralsundischen Magazin veröffentlichte. Der Verfasser hielt indessen, abweichend von seinen Freunden, die Arbeit nicht für reif und sie ist nie gedruckt worden, wiewohl Rudolphi urtheilt, daß sie spätere Werke gleichen Inhaltes übertroffen haben würde. Im Juli 1763 reiste P., nachdem er endlich die Einstimmung seiner Eltern gewonnen, der ärztlichen Praxis zu entsagen, nach Holland, wo er im Haag seinen Aufenthalt nahm. P. war in demselben Jahre von der Royal Society zu London und der Röm. Kais. Akademie der Naturforscher zum Mitgliede gewählt worden. Sein Name wurde in den Kreisen der Naturforscher mit Ehren genannt und er durfte hoffen, mit einem wissenschaftlichen Auftrage für eine größere Reise betraut zu werden, wenn er erst den holländischen und englischen Gelehrten sich noch näher bekannt gemacht haben würde. Vielleicht dachte er in erster Linie an eine amerikanische Reise, deren Wunsch er noch als Greis im Herzen trug. Zunächst erweiterte er seine Kenntnisse durch fleißiges Studium der Sammlungen und gab Beweise der Förderung, welche er durch dieselben der Wissenschaft zuführte. 1766 erschien im Haag die damals vollständige Aufzählung der sog. Pflanzenthiere als „Elenchus Zoophytorum". Das Buch, welches dem Holländer Gaubius zugeeignet ist, zeigt in der anziehenden Einleitung, welche von dem Unterschiede der Pflanzen und Thiere und von dem Wesen der Gesammtheit der organischen Natur handelt, den Museumszoologen und Artenkenner von der philosophischen Seite. P. zeigt hier Anläufe, die ihn beim Verharren in der ruhigen Gelehrtenarbeit zum würdigsten Fortarbeiter an dem von Linné begründeten Bau gemacht haben würden und jedenfalls würde sein großes Kupferwerk über Zoophyten, von welchem der Elenchus nur den Vorboten bilden sollte, die Esper'schen „Pflanzenthiere" weit hinter sich gelassen haben. Mit maßvoller Kritik Linné und Ellis entgegentretend, gewann sich P. durch dieses Werk den Ruhm eines der selbständigsten unter den jüngeren Forschern. Fast zu gleicher Zeit erschienen die „Miscellanea zoologica", ein Werk, welches P. besonders der Kupfer wegen nicht ganz genügte, von dem es aber hinreichend ist, zu sagen, daß A. von Haller es in der Bibliotheca Anatomica als opus quantivis pretii bezeichnet. Hervorragend ist darin die Monographie der Antilopen, die Anatomie des Hyrax und einige Beiträge zur Kenntniß der Würmer und Weichthiere, welche beweisen, daß nicht

erst Cuvier es war, welcher die selbständige Bedeutung der Mollusken im System des Thierreiches erkannte. In den Thierbeschreibungen erwies sich P. als Meister. „Wir haben keinen Schriftsteller", urtheilte ein halbes Jahrhundert später Rudolphi, „der bessere, lichtvollere Beschreibungen der Thiere gibt. Er übergeht alles Ueberflüssige, mischt nie fremde Dinge ein und ist ohne Weitschweifigkeit genau." Als nach dreijährigem Aufenthalt in Holland P. seinen Wunsch, eine große wissenschaftliche Reise zu machen, der Erfüllung nicht näher rücken sah, kehrte er nach Berlin zurück, wo 1767 seine „Spicilegia Zoologica" erschienen, welche A. v. Haller Anlaß gaben, ihn den berühmtesten Begründern der vergleichenden Anatomie anzureihen. Kurz darauf veröffentlichte er die zwei ersten Bände des Stralsundischen Magazines, welche eine Reihe von Arbeiten seiner Feder enthalten. Und in dieselbe Zeit fällt wohl auch die Uebersetzung des Handbuches der Medicin von Brooke, die P. wohl anfertigte, um nicht alle Fühlung mit der Brotwissenschaft zu verlieren.

Zu dieser Zeit genehmigte die Kaiserin Katharina einen Plan zu wissenschaftlichen Reisen in wenig bekannten Theilen des russischen Reiches. Der Zustand und die Erzeugnisse dieser Provinzen sollten erforscht und beschrieben werden. Vor allem wünschte man eine große Expedition nach Sibirien zu senden, man wandte sich an Ludwig in Leipzig, um einen wissenschaftlichen Führer für dieselbe zu erlangen, und dieser empfahl P. Am 30. April 1768 empfing er von der K. Akademie zu St. Petersburg den Ruf, als ihr ordentliches Mitglied die sibirische Reise zu unternehmen. Er ging sofort nach St. Petersburg, wurde zum Professor der Naturgeschichte ernannt, und trat wenige Wochen nach seiner Ankunft mit siebenunzwanzig Jahren eine der wissenschaftlich erfolgreichsten Reisen des 18. Jahrhunderts an. P. verließ am 21. Juni St. Petersburg, wo er sich nur im Fluge umgesehen und rasch vorbereitet hatte. Den ihm vorausgegangenen Lepechin und Güldenstädt folgend, ging er geraden Weges nach Moskau, von da über Wolodimer, Kasimof, wo er die tatarischen Baureste untersuchte und abbildete, Murom, die von Mordwinen bewohnten Gegenden an der Pjana und Mokscha, Pensa nach Simbirsk, hielt sich auf dem Wege nach Stawropol einige Zeit bei dem Staatsrath von Rytschkow auf Spaskoje auf, untersuchte die Schwefel- und Erdölquellen am oberen Sok und kehrte Ende October nach Simbirsk zurück, nachdem er die Reste von Bolgari zum ersten Male genau beschrieben hatte. In Simbirsk verbrachte er den Winter hauptsächlich mit zoologischen Beobachtungen und hier war es, wo er eingehende Kenntnisse der südrussischen Fischfauna und Fischerei schöpfte. Am 10. März 1769 machte sich P. auf, beobachtete den Eintritt des Eisganges und das Erscheinen des Frühlings in Samara und kehrte Ende April über Sysran und Sernoi Gorodok nach dieser Stadt zurück, um vor der Reise in die Kalmückensteppe noch Krasnojarsk und das untere Sok-Gebiet behufs botanischer Forschung zu untersuchen. Er ging über Borsk, längs der samarischen Linie, überstieg den Obstschei Syrt, besuchte Tatistschewa und Orenburg, von hier aus das Salzwerk von Ilezk und die alten Kupfergruben von Saigatschei Rudnik. Im Juli machte P. eine Reise die Jaik'sche Linie entlang nach Orsk und ging sogleich nach der Rückkehr in das Gebiet der Jaikischen Kosaken, von deren Leben und Verfassung er eine anziehende Schilderung entwirft, in welcher die Beschreibung des Fischfanges im Jaik (Ural) besonders eingehend ist. Eine gleichfalls ausführliche Schilderung der in diesem Gebiete lebenden Kalmücken nimmt den Umfang und die Gründlichkeit einer ethnographischen Monographie an, in welcher das Meiste von dem niedergelegt ist, was P. auch bei späteren Gelegenheiten über die Kalmücken erfuhr und beobachtete. Am 12. August wurde

die Reise nach Gurjef fortgesetzt. Eine kleinere Zusammenstellung von Beobachtungen über die Kirgisen, die Beschreibung verschiedener Salzseen, besonders des Inderskoj Osero, eines merkwürdigen Aussatzfalles, der Ruinen von Saratschik beleben die Darstellung der einförmigen Fahrt am Jaik hin. In Gurjef traf P. mit Euler, Professor Lowiz und dessen Assistenten Inochodzof zusammen, auf deren Aufnahmen wohl die Karte der Jaik-Mündungen basirt ist, welche P. in der Reisebeschreibung mittheilt. Von Gurief aus wurden Untersuchungen über die Schwankungen des Spiegels des Kaspisees und über die Insel Kamennoi angestellt und am 31. August die Rückreise angetreten, welche über Kargala, wo eine tatarische Niederlassung beschrieben wird, durch eine von Baschkiren bewohnte Gegend nach Ufa führte. Am 2. October eingetroffen, bezog hier P. sein zweites Winterlager, das bei der Ungesundheit der Lage dieser Stadt, einem ungewöhnlich trüben und stürmischen Winter und einer Ueberschwemmung, welche bis in den Mai dem Reisenden alle größeren Ausflüge unmöglich machte und ihm endlich noch die Weiterreise erschwerte, zu den unangenehmsten gehörte. P. konnte nicht so zahlreiche Beobachtungen über die Thierwelt dieses Steppengebietes anstellen, wie er gehofft hatte. Eine Reihe phänologischer Beobachtungen, und eine Studie über die ufischen Tataren füllen die Lücke aus. Noch Mitte Mai 1770 verließ P. Ufa und besuchte zunächst die Eisenwerke im südlichen Ural, wobei Beobachtungen über merkwürdige Höhlen und über die Baschkiren mit unterlaufen. Weiterhin werden Angaben über die Meschtscherek, den brennenden Berg bei Sulpa, Alaun-, Glimmer- und Thongruben, Eisen-, Kupfer- und Silberbergwerke des Ural eingeschaltet. Am 23. Juni befand sich P. in Jekatarinenburg, besuchte in den darauf folgenden Tagen einige Goldbergwerke der Umgebung und ging dann, zahlreiche Bergwerke besuchend und untersuchend im Ischimgebiet über Troizkaja Krepost hinaus nach Süden, bis eine durch die Hitze und den Salzstaub der Steppe verursachte Augenkrankheit ihn zwang, am 26. August bei Ujskaja zurückzukehren. Er ging nach Tscheljabinsk, um daselbst den Winter zuzubringen und besonders den zoologischen Studien obzuliegen, welche ihm stets die liebsten waren. Mit Beobachtungen über die Fauna, besonders den Vogelzug, und die Seen der Umgebung beschäftigte er sich bis zum Winter und trat im December noch eine Reise nach Tobolsk an, auf welcher er seinen Arbeitsgenossen Lepechin in Tjumen überwinternd fand. Mit diesem verabredete er, nachdem nun das Orenburgische Gebiet im Wesentlichen der Aufgabe gemäß, welche die Akademie gestellt hatte, erforscht war, den Plan der weiteren Reise in Sibirien, für welches Land die Steller'schen und Gmelin'schen Aufnahmen, von denen übrigens werthvolle Theile verloren gegangen waren, nicht mehr genügten. Es wurde bestimmt, während Lepechin den nördlichen Ural und die Länder am Weißen Meere übernahm, daß P. die von Gmelin weniger besuchten oder seit dessen Anwesenheit erheblicher veränderten Theile Sibiriens bereisen und dabei den Bergwerksgebieten, sowie der neuen Südgrenze besondere Aufmerksamkeit zuwenden sollte. Demgemäß sandte er zunächst seinen Gehilfen Sujef Ende Februar zur Erforschung des nördlichen Ob nach Beresof, von wo derselbe bis an's Eismeer zu gelangen versuchen sollte. P. empfing in Tscheljabinsk noch die Besuche von Falk und Georgi, welche nun gleichfalls eine sibirische Reise antraten, und machte sich am 16. April auf den Weg. Sein bisheriger Gefährte Rytschkow trennte sich hier von ihm, um einen militärischen Zug in die Kirgisensteppe mitzumachen. Ueber Kaminsk und Swerinogolofsk wollte er den salzigen Theil der Steppe zwischen Ischim und Irtysch durchreisen, sah sich aber schon am Tobol wegen Unsicherheit des Ischimgebietes, in welchem feindliche Kirgisen streiften, und Erkrankung seines Gehülfen Sokolof genöthigt, nach Kaminsk zurückzugehen, um von da

aus den gewöhnlichen Weg längs dem Tobol nach Omsk einzuschlagen. Auf diesem Wege verlor er in Sujersk am 3. Mai seinen Gehilfen Schumskoj. Am 17. Mai in Omsk angelangt, fand P. bei den dortigen Behörden nicht die erhofften Erleichterungen seiner Reise und setzte ziemlich enttäuscht am 22. seinen Weg über Korjäkofsk und Semipalatinsk nach Krasnojarsk an der Uba fort: Von Dysenterie heimgesucht, machte er den letzten Theil des Weges von Schulba an krank und lag 18 Tage in dem an sich schon ungesunden Krasnojarsk. Die geplante Reise nach Ust-Kamenogorsk mußte er seinem Gehilfen Sokolof überlassen. Gekräftigt setzte er am 17. Juli die Reise nach dem Altai fort, besichtigte die neuen Ansiedelungen der Verschickten an der Uba und kam am 27. Juli in Smeinogorsk an, wo er mit dem Oberbergmeister Leube die Erzvorkommen des sog. Schlangenberges untersuchte, wegen fortdauernder Schwäche aber nicht im Stande war, die höchsten Theile des Gebirges zu erreichen. Am 22. traf er in Barnaul ein, dessen Hüttenwerke genau beschrieben werden, ebenso wie die des von hier aus besuchten Nowo-Paulowsk und der sog. Sibirischen Münze zu Nischno-Susunsk. Am 8. September wurde Tomsk erreicht und von da der Weg über Atschinsk, durch Niederlassungen der Katschinzischen Tataren fortgesetzt, bei Abakansk der Jenissei überschritten und da in dieser ganzen Gegend kein zum Winterquartier passender Ort zu finden war, über die Eisenwerke am Jesagasch und weiterhin den Jenissei hinab Krasnojarsk am 10. October erreicht. Hier verweilte P. bis zum 7. März 1772 und ging dann mit einigen bisherigen Begleitern des krank zurückkehrenden Falk, unter welchen Georgi, nach Irkutsk, wohin Sokolof zum Zweck der Jagd schon vorausgegangen war, während Sujef über Jenisseisk nach dem unteren Jenissei abging. Georgi blieb in Irkutsk zurück, welches am 14. März erreicht worden war, um die Ufer des Baikal zu erforschen. In Irkutsk war es, daß P. die Fleisch- und Hauttheile einer im Winter 1771/72 am Wilni gefundenen Rhinocerosleiche erhielt und die Wissenschaft dankt einem glücklichen Zufall und Pallas' nie ruhendem Forschungsgeiste die erste genaue Beschreibung eines so merkwürdigen Fundes. Am 22. März wurde Irkutsk wieder verlassen, am 24. der Baikal auf Schlitten nach Posolsk zu überschritten und auf der eben aufgehenden Selenga am 26. Selenginsk erreicht. Am 6. April kam der Reisende nach Kjachta, dessen Lage und Handel, ebenso wie des gegenüberliegenden chinesischen Grenzplatzes Maimatschin eingehend beschrieben wurden. Ueber Kuitun ging dann die Reise durch burätisches Gebiet über den Jablonoi Chrebet unter großen Strapazen in frischem und schmelzendem Schnee nach Akschinsk am Onon, welches am 19. Mai erreicht ward. P. ging unter fortwährenden Sammlungen und Aufzeichnungen, die das Material zu wichtigen Monographien lieferten, wie der des Dschiggetai, des Argali, der Steppen-Antilope, des Erdhasen, bis nach Tschindanturuk, von wo an der Aga und Ingoda hin der Rückweg nach Selenginsk angetreten wurde. Nur 4 Tage rastete P. und machte sich am 24. Juni zu einer neuen Reise nach Kjachta auf, um seine chinesischen Aufzeichnungen zu vervollständigen und die südlicheren Striche an Selenga und Tschikoi kennen zu lernen. Neuerdings nach Selenginsk zurückgekehrt, trat P. am 4. Juli seine Reise an den Baikal an, an dessen Ufern er sich mit Erforschung der Fischfauna, der Fischereien und der Flora beschäftigte. Am 22. Juli verließ er Irkutsk und kam über Udinsk und Kansk am 1. August nach Krasnojarsk, wo er einige Wochen mit Ordnung der Notizen und Sammlungen verbrachte und den Bericht des vom untern Jenissei rückkehrenden Sujef empfing, welcher übrigens in der Reisebeschreibung nur eine kleine Stelle einnimmt. Am 19. August trat P. seine Reise nach dem Sajanischen Gebirge und der chinesischen Grenze an, besuchte unterwegs die Bergwerke von Karysch, die sagaiischen Tartaren, die Baltiren, Koibalen und auf der Rück-

reise die maïnskischen Bergwerke. Auf dieser Reise hatte er das Glück, den sibirischen Steinbock kennen zu lernen, von welchem eine genaue Beschreibung gegeben ist. Am 23. September kehrte P. mit anbrechendem Winter nach Krasnojarsk zurück, wo er die Rückkehr Georgi's und seiner Gehilfen erwartete. Er benutzte die Zeit, um Lager versteinerter Hölzer am Jenissei und die berühmt gewordene Masse gediegenen Eisens bei Ubaiskoja zu untersuchen und hatte Anfangs December Gelegenheit, die Eigenschaften des gefrorenen Quecksilbers zu studiren. Den Schluß seines Berichtes von diesem Jahr bilden Mittheilungen über die Reisen seiner Gehilfen im daurischen Gebiete. Seinen Wunsch, schon frühe im Jahre 1773 nach Europa, zunächst nach der Kama zurückzukehren, konnte er wegen verspäteter Rückkunft Georgi's erst am 22. Januar ausführen. An diesem Tage verließ er Krasnojarsk auf dem Wege nach Tomsk und traf am 4. Februar in Tara ein, wo er nun mit Gmelin, welcher nachkam, bis Ende dieses Monates verweilte, um im Fluge noch einmal auf Winterwegen das issetskische Gebiet zu durchziehen und am 12. März die Kama bei Sarapul zu erreichen. Auf dem letzten Theil dieses Weges hatte er Gelegenheit gefunden, die Wotjäken und Tscheremissen kennen zu lernen und begab sich dann nach Kasan um Vorbereitungen für die Sommerreise zu treffen, welche am 21. April 1773 mit einer Fahrt an der Kama abwärts begann. Erst auf der Orenburger Straße, dann von Dimskaja aus westlich führte der Weg über das Steppengebirge (Obstschei Syrt) an den Uralfluß, dann auf dem astrachanischen Karawanenwege am Kuschum hin südlich in die Sandwüste Naryn, nach den Steinsalzlagern von Tschaptschatschi und über Tschernojarsk nach Sarepta. Im Sarpa-Gebiete untersuchte er die alten Ufer des Kaspisees. Die Gehilfen Bykow und Sokolof hatten indeß die kumanische Steppe und das untere Wolgagebiet in botanischer und zoologischer Hinsicht durchforscht und trafen mit P. Ende Juli in Zarizyn zusammen. Den 4. August ging P. Wolga aufwärts zur Untersuchung der Steppe, welche am linken Ufer sich hinzieht und der neu angelegten deutschen Kolonien oberhalb Dmitrefsk und Saratof. Am 18. reiste er nach Zarizyn zurück, besuchte den Altan-Noor, und blieb dann den Winter in jener Stadt, wo im October auch Georgi eintraf. Von Zarizyn und der Umgebung wird eine sehr eingehende Schilderung entworfen. Im folgenden Jahre 1774 begann P. seine Reisen mit einem Ausfluge an der Achtuba nach den Resten einer alten Nogaierhauptstadt, nach dem Bogdo Ola und den benachbarten Salzseen. Am 25. Mai nach Zarizyn zurückgekehrt, trat P. die Rückreise nach Petersburg im Anfang des Juni an, nicht ohne unterwegs noch eine reiche Zahl von Beobachtungen zu machen. Er vermied den von Gmelin und Güldenstädt schon vor ihm gemachten Weg, ging über Nowochopersk nach Moskau, wo er den kaiserlichen Befehl empfing, der alle im weiten Gebiete des Reiches im Auftrage der Akademie reisenden Forscher zurückrief. Nachdem er sich in Moskau des Umganges des Staatsrathes Müller erfreut, ging er, zum ersten Male ohne Aufzeichnungen zu machen, geraden Weges nach Petersburg, wo er am 30. Juli eintraf „mit einem zwar entkräfteten Körper und schon im dreyunddreißigsten Jahre grauenden Haare, aber doch frischer als ich früher in Sibirien gewesen“. Pallas' Körper war von Natur keineswegs sehr kräftig. Die mehr als sechsjährige Reise hatte ihn durch immer wiederkehrende Ruhranfälle und ebenso hartnäckige Augenentzündungen so geschwächt, daß nun eine längere Erholungspause eintreten mußte. P. ordnete seine Geschäfte, wobei sich ergab, daß seine Reise noch nicht ganz 1000 Rubel pro Jahr, einschließlich der Kosten für den Zeichner, Jäger und Ausstopfer gekostet hatte. Dabei lagen, abgesehen von den zahlreichen Beobachtungen, welche später verarbeitet wurden, die zwei ersten Bände der Reisebeschreibung bereits vor, und der weitaus größere Theil des dritten

wurde gleich nach der Rückkehr zu St. Petersburg in Druck gegeben. 1771, also ungewöhnlich rasch, hatten die Aufzeichnungen Pallas' zu erscheinen begonnen, welche auch in den folgenden Abschnitten der Reise frisch wie sie im Sommer in den Tagebüchern verzeichnet worden waren, in der Muße des Winterquartiers druckfertig gemacht wurden. So ist der erste Band in Ufa, der zweite in Selenginsk abgeschlossen worden und den dritten schrieb P. fast ganz in Zarizyn nieder und nur äußere Umstände, unter welchen P. die Herstellung der Landkarten nennt, verzögerten das Erscheinen dieses letzteren bis zum Jahre 1776. Eine solche Arbeitsweise war nur bei rastloser Thätigkeit und nie ermüdender Gabe und Lust der Beobachtung im Stande, so werthvolle Ergebnisse zu liefern, wie wir sie in diesen drei großen Quartbänden mit über 2000 Textseiten und zahlreichen Karten und Kupfern besitzen. Sie entsprach den Wünschen der Akademie, welche, entgegen ihrem früheren Programm, vorwiegend auf Antreiben Orlows seit Pallas' Eintritt eine raschere Nutzbarmachung der Forschungsergebnisse ihrer seit 1768 in alle Theile des Reiches entsandten Reisenden verlangte, aber wir dürfen wohl sagen, daß sie auch der vielseitigen, beobachtungsfreudigen Natur Pallas' genug that, welcher gerade auf diese erste, schwierigste seiner Reisen in späteren Jahren mit Freude und Stolz zurücksah. Da sein sibirisches Forschungsgebiet sich theilweise mit demjenigen seines Vorgängers Gmelin deckte, betont er selbst bei Gelegenheit die unvergleichlich beschränktere Aufgabe, die dem letzteren gestellt war und wie derselbe selbst sich enge Grenzen gezogen. P. beobachtete alles, und verzeichnete alles, sicher, daß auch das Unbedeutende dereinst von Gewicht sein könnte, und erwies sich durch die seltene Verbindung von Gründlichkeit und Vielseitigkeit, Originalität und Gelehrsamkeit als der seinen Aufgaben am besten gewachsene von allen den wissenschaftlichen Reisenden, welche seit Gmelin das russische Reich durchforscht hatten. P. arbeitete sich ungemein rasch in die Mannigfaltigkeit seiner Aufgabe hinein. Als Zoolog war er von Petersburg abgegangen, als fertiger Botaniker und Ethnograph, als hervorragender Statistiker im weiten Sinne Schlözers, als Geolog und Mineralog kehrte er zurück.

Den Vorschriften gemäß trugen Pallas' Reisen stets auch den Charakter von „ökonomischen" Reisen, wie man sie damals zu nennen pflegte. Die wirthschaftliche Lage der bereisten Gegenden, die bemerkenswertheren Industrien, besonders aber alles, was im Thier-, Pflanzen- und Steinreich sich als irgend einem wirthschaftlichen Zwecke nutzbar zu erweisen schien, wurde so genau verzeichnet, daß heute schon Pallas' Reisewerke als Beiträge zur Wirthschaftsgeschichte des russischen Reiches gelten. Mit ihren zahllosen Anregungen, die Gaben der Natur besser auszunutzen, greifen sie häufig über das einfach Praktische hinaus. Keine Nährpflanze, die auch nur entfernt möglich scheint, Arzenei- und Färbepflanzen, nutzbare Mineralien, Fische u. s. w. werden unerwähnt gelassen. Man findet kurze Abhandlungen über die russischen Färbepflanzen, über die Schwefel- und Asphaltquelle am Sok, die Schwefellager von Sernoi Gorodok, größere über die Fischereien bei Simbirsk und im Kaspisee, den bucharischen Handel Orenburgs, die Salzwerke von Ilezk, die Bergwerke des südlichen und mittleren Ural, den asiatischen Handel von Troizkaja Krepost und Semipalatinsk, die sibirische Rinder- und Pferdepest, die Salzseen von Gurief, die issetische Provinz, den Störfang im Irtysch und die Fischerei im Ob, die Jagd im unteren Obgebiet, die damals neuen Ackerbaukolonien an der Uba, die altaiischen Bergwerke, die wirthschaftliche Lage von Krasnojarsk, den Handel mit China über Kjachta, die ostsibirischen Bergwerke, die damals junge Kolonie Sarepta und die Colonien oberhalb Dmitrefsk und die Salzlager und Salzseen der Steppen des unteren Wolgagebietes.

Was P. auf diesen Reisen zur Ethnographie beigetragen, ist zunächst in den Völkerschilderungen seiner Reisewerke zu suchen, wo Mordwinen, Tschuwaschen, Tataren, Kalmücken, Nogaier, Kaukasusvölker, endlich verschiedene Zweige des russischen Volkes mehr oder weniger eingehend beschrieben werden. P. beobachtet Körperliches und Geistiges gleich scharf und schildert ohne alle Uebertreibung. Es gilt in der That von seinen Völkerschilderungen, was wir mit Rudolphis Worten oben (S. 83) von seinen Thierbeschreibungen gesagt haben. Die größeren Monographien, wie er sie über Kalmücken, Tataren, die Völker am unteren Ob nach Sujefs Ergebnissen, die Chinesen von Maimatschin, die daurischen Tungusen, die sagaiischen Tataren, Beltiren, Koibalen und andere Stämme des sajanischen Gebirges liefert, haben ihren Werth noch nicht verloren. Von der Sprache der Koibalen hat P. das erste Wörterverzeichniß geliefert. Ausführlicher werden ferner die katschinzischen Tataren, dann auf der südlichen Reise 1773 die Wotjäken und Tscheremissen, die kunduroskischen Tataren behandelt. Besondere Beachtung findet der monogolische Buddhismus und nach Gmelins Vorgang das Schamanenthum. Die prähistorischen Studien konnten in unseren Tagen an den Nachrichten mit anknüpfen, welche P. von den Alterthümern des südlichen Rußlands gegeben. Er verfehlt nie die alten tatarischen Befestigungen zu beschreiben, er hat die erste eingehende Schilderung von Bolgari gegeben, man verdankt ihm den Hinweis auf den alten, sog. tschudischen Bergbau, mannigfach anregend und inhaltreich sind seine zahlreichen Angaben über sog. tschudische Gräber, die Beschreibung der Trümmer von Ablaikit, der alten Gräber im sajanischen Gebirge und am Jenissei und alter Bewässerungsanlagen im unteren Wolgagebiet.

In der Vorrede zu den „Reisen in verschiedenen Provinzen des Russischen Reiches“, der ersten Frucht seiner großen Reisen, hat P. gewissermaßen ein Programm entworfen. Den Grundsätzen, welche er darin ausspricht, verdanken seine Werke ihren dauernden Werth. Er sagt hier: „Da ich auf alles aufmerksam zu seyn gesucht habe, so darf ich hoffen, daß meine Arbeit nicht unter die Zahl der überflüssigen oder verwerflichen Schriften wird gesetzt werden, wenn ihr gleich alle Zierlichkeit in der Schreibart und andere Vollkommenheiten mehr fehlen sollten ... Mich dünkt, die Haupteigenschaft einer Reisebeschreibung ist die Zuverlässigkeit.“ P. hat, um sein Programm zu verwirklichen, sich eine Arbeitsmethode geschaffen, welche den Reiseweg und seine nächsten Umgebungen keinen Moment außer Acht läßt. Er strebt ein im weitesten Sinn geographisches Croquis an, allerdings mehr noch naturgeschichtlich als topographisch gehalten. Die tüchtige naturgeschichtliche Vorbildung, welche P. mitbrachte, die ethnographische Schulung, welche er sich bald erwarb, befähigte ihn, rasch zahlreiche Betrachtungen über das Thier- und Pflanzenreich anzustellen, wobei indessen auch die Mineralogie und Geologie nicht leer ausgingen, und zugleich über die Völkerverhältnisse soviel mitzutheilen, als er erreichen konnte. Er blickte auf den späteren Reisen tiefer in diese letzteren als auf den früheren und so sind auch seine späteren Reisen ethnographisch ergiebiger gewesen als die erste. Was P. auffiel, das zeichnete er an Ort und Stelle ein, und gab es dann in wenig veränderter Gestalt in Druck. Seine Reisewerke sind daher keine litterarischen Leistungen von besonderem Werthe, es kennzeichnet sie eine Ueberfüllung mit thatsächlichen Angaben der trockensten Art und der allerverschiedensten Gattung. Es sind wenig mehr als etwas gesäuberte, sehr reiche Tagebücher. Aber da und dort leuchtet ein Gedanke durch, welcher zeigt, daß P. nicht nur ein Sammler von Thatsachen war. Die einzige Bemerkung in den sehr trockenen Tagebuchblättern der ersten in Eile ausgeführten Reise von Petersburg nach Moskau im Sommer 1768, daß südlich von den Waldaibergen die granitischen Gerölle selten werden oder verschwinden, die nördlich davon so vorherrschend vertreten sind,

und daß an ihre Stelle versteinerungsführende Formationen treten, wirft ein Licht auf eine große Zahl von Thatsachen, die an und für sich bedeutungslos daliegen. Und an solchen Geistesblitzen, die, so wie dieser die Lehre von den eiszeitlichen Geröllderken vorverkünden, einige der wichtigsten Entdeckungen vorahnen lassen oder vorbereiteten, ist bei P. nie Mangel, am wenigsten auf dem damals selten mit großem Aufwand an Geist behandelten Gebiete der Pflanzen- und Thierkunde. Hier war vor allem P. kein Orthodoxer in Fragen der Artbildung, Kreuzung, Anpassung. In sibirischen Pflanzenformen wollte er durch klimatische Einflüsse abgewandelte europäische Arten erkennen. Sehr lehrreich ist seine Darlegung der Gründe des großen Pflanzen- und Thierreichthumes des daurischen Gebietes, wo er mit wahrer Freude reiche Ernten hielt, dann die Erörterung der Gründe, warum er die Grenze der sibirischen Flora anders ziehe als Gmelin u. dgl.

In Petersburg zur Ruhe gekommen, anerkannt, in seinen Arbeiten und Bestrebungen unterstützt, konnte sich P. nun seit 1774 zwei Jahrzehnte lang wesentlich ungestört der Verarbeitung seiner Reiseergebnisse und neuen selbständigen Forschungen widmen. Das Datum der Vorrede zum letzten Band der Reisen, der 10. Februar a. St. 1776, bezeichnet den Beginn der selbständigen, reiferen, geordneteren Publicationen. Zuerst erschien im gleichen Jahre der 1. Band der „Sammlungen historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften“, dem der 2. Band 1801 folgte: eine Zusammenstellung theils schon im Reisewerk gegebener, aber hier berichtigter und vermehrter ethnographischer, historischer, wirthschaftlicher und linguistischer Daten über diese damals in diesen Beziehungen noch äußerst wenig bekannten Völker. Im October 1777 schrieb P. die Vorrede zu „Novae species quadrupedum e glirium ordine“, welche auf Anregung Schrebers 1778 in Erlangen erschienen. Ueber Systematik, Anatomie und Lebensart der von ihm beobachteten Nager gab hier P. zahlreiche neue Aufschlüsse. Rudolphi urtheilt noch 1812: Eine solche Monographie haben wir über keine andere Ordnung der Säugethiere. Mittheilungen über die thierische Wärme und über Eigenthümlichkeiten der Lebensweise dieser Thiere, damals so wenig beachtete Dinge, rechtfertigen den Ausdruck des ebengenannten Beurtheilers, es sei der Geist, der in dieser Monographie wohne, den meisten Naturforschern fremd geblieben. 1781 und 82 erschienen in Erlangen zwei Hefte „Icones Insectorum praesertim Rossiae Sibiriaeque peculiarium“. Vom dritten Heft ging ein Theil des Manuscriptes auf dem Wege nach Deutschland verloren, so daß nur noch ein Bruchstück 1798 zur Veröffentlichung kam. Die beiden Arbeiten und neben ihnen eine große Zahl akademischer Abhandlungen und kleinerer Studien, die z. Th. in den „Nordischen Beiträgen“ stehen, sollten die „Fauna Rossica“ vorbereiten, ebenso wie eine Reihe botanischer Studien bestimmt war, die Grundlage einer „Flora Rossica“ zu bilden, welche 1784 und 1788 in zwei der Kaiserin Katharina gewidmeten Bänden erschien. Die im Gebiete der russischen Monarchie wildwachsenden Bäume und Sträucher waren hierin der Mehrzahl nach beschrieben, die weniger bekannten abgebildet. Das Werk sollte noch mehrere Bände umfassen und waren die Tafeln der P. in besonders hohem Grade interessirenden Rhabarberarten schon fertig, als aus unbekannten Gründen die Veröffentlichung unterbrochen wurde. Dadurch ist die Wissenschaft auch der Arbeit über die Pflanzengeographie des russischen Reiches verlustig gegangen, welche ursprünglich sich anschließen sollte. P. hat in zahlreichen Einzelveröffentlichungen die Lücke, welche diese Unterbrechung ließ, wenigstens in etwas ausgefüllt. 1800 erschienen die mit vortrefflichen Kupfern nach der Natur ausgestatteten „Species Astragalorum“, welche allein 40 neue Arten brachte. 1803 die „Illustrationes plantarum imperfecte vel nondum cognitarum“ mit Abbildungen des

geschickten leipziger Malers Geißler, der ihn auf der taurischen Reise begleitet hatte, und dessen Hand die reizenden Vignetten der taurischen Reisebeschreibung und viele Illustrationen naturgeschichtlicher Monographien entstammen, ein Werk, das leider ebenfalls, nachdem 59 Tafeln erschienen waren, Fragment blieb. In seinem letzten Jahre endlich erlebte er die Freude, von der Fauna Rossica, welche er zuletzt in Berlin überarbeitet hatte, eine Anzahl Aushängebogen zu erhalten. Das Werk erschien zu St. Petersburg in Pallas' Todesjahr. Weit ab von seinen Forschungsgebieten liegt das groß angelegte „Linguarum totius orbis vocabularia comparativa“, von welchem zwei Bände 1787 und 89 erschienen, während der Schlußband nie veröffentlicht wurde. Auf besonderen Wunsch der Kaiserin unternommen, welche sich selbst mit der Sammlung von Sprachproben zunächst des russischen Reiches beschäftigte, sollte es eine ausgewählte Reihe von Begriffen in ihren Sprachformen über die ganze Erde hin verfolgen. P., der den wissenschaftlich nicht ganz zweifellosen Plan der Kaiserin wohl nicht mit großer Freude ausführte, gab sich gewaltige Mühe, 153 osteuropäische und asiatische Sprachen nach vorwiegend handschriftlichen Quellen zu bearbeiten, mag aber das Seinige beigetragen haben, daß die amerikanischen und afrikanischen Sprachen nicht auch noch in ähnlicher, zuletzt doch unfruchtbarer Weise durchgearbeitet wurden. Von 1781—83 und von 1793—96 erschienen die zwei Reihen der „Neuen“ und „Neuesten Nordischen Beiträge“, in deren drittem Bande P., dessen eigenstes Werk auch diese Reihe war, wiewohl er sich nicht auf dem Titelblatte nennt, sein physikalisch-topographisches Gemälde von Taurien, daneben in allen Bänden wichtige kleinere Monographien, wie die des Yak, des Korssak, die tangutischen Nachrichten über Tibet u. v. a. veröffentlichte. Daneben bringen diese acht Bände aus ungedruckten Schriften und Briefen Mittheilungen über die Reisen Stellers, Lechows, Sievers', Engelmanns, Schangins u. a., denen P. zahlreiche Bemerkungen und Nachträge zugefügt hat. Wenn man die ganze Reihe dieser Zeitschrift überblickt, deren letzter Band zugleich der Schlußstein von Pallas' Thätigkeit in und für Rußland genannt werden kann, gewinnt man den Eindruck, daß sie eines der zweckmäßigsten Unternehmen war, die auf diesem Felde damals möglich waren. Die „Nordischen Beiträge“ bewahren eine große Reihe von Documenten zur Länder- und Völkerkunde des großen Reiches, welche ohne sie großentheils verloren gegangen sein würden. Ihre mannigfaltigen Mittheilungen, besonders auch die kleineren, haben fruchtbare Anregungen in wissenschaftlicher und wirthschaftlicher Beziehung gegeben, da über der Forschung die Ausnützung der Schätze nie übersehen wurde. Und endlich waren besonders die größeren Beiträge, welche P. selbst lieferte, Muster der Schilderung und Darstellung, so daß bis heute diese Zeitschrift eine werthvolle Quelle für Naturgeschichte, Ethnographie und Geographie darstellt.

Unter den größeren akademischen Abhandlungen nennen wir hier zwei, welche die Kraft und Richtung des Geistes von P. einigermaßen ermessen lassen. Zuerst die Betrachtungen über Gebirgsbildung, welche 1777 in den Schriften der petersburger Akademie erschienen. P. stellte hier das Gesetz auf, daß in jedem Gebirge den Kern granitische Gesteine bilden, welchen Schiefer und weiter nach außen hin Kalksteine umgeben, und lenkte damit die Betrachtungen des Gebirgsbaues in die Bahn der Vergleichung und der systematischen Unterscheidung der Gesteine. Das Werkchen hat viel Anerkennung gefunden. Ein Franzose, der diese Betrachtungen übersetzte und 1779 in Paris herausgab (wenige deutsche Bücher erfuhren eine so baldige Uebertragung in die Sprache, die damals die ganze gebildete Welt sprach) sagt geradeheraus: „Die Schrift ist uns unbekannt, es ist aber nothwendig, sie zu kennen“, und Cuvier stellte sie in seinem Rückblick auf die Fortschritte der Naturwissenschaften seit 1789 an die Spitze der Schriften,

welche die Wissenschaft von der Zusammensetzung und Bildung der Gebirge begründet haben und erklärte sie für die Grundlage und den Ausgangspunkt der Arbeiten von de Saussure, Deluc, Werner. Auf biologischem Gebiete tritt ähnlich bedeutend die bei Anwesenheit des Prinzen Heinrich von Preußen in der Akademie gelesene Abhandlung „Ueber die Ausartungen der Thiere“ hervor, welche wie die vorige zunächst auf einer größeren Anzahl von eigenen Beobachtungen beruhte als damals irgend ein anderer Naturforscher aufweisen konnte. Zusammen mit einem hohen Grade von Unabhängigkeit der Meinung ist dieser Reichthum an originalen Thatsachen das Merkmal dieser und ähnlicher Arbeiten von P. Die Fülle von Anschauungen und Gedanken, über welche P. verfügte, wird stets auch in zahlreichen zufälligen Anmerkungen kund, mit denen er solche größere Abhandlungen begleitet und in denen selbst über weiter abliegende Gegenstände lichtbringende Bemerkungen fallen. Ich erinnere hier nur an die Betrachtungen über die Ursachen des sibirischen Klimas, über Tiefseetemperaturen, über den Ursprung der Menschenrassen, über zu vermuthende Hochländer in Centralafrika, über die Bildung von Sandlagern, über innerasiatische Vulkane, über den Zusammenhang zwischen Fossilresten und heutigen Tiefseebewohnern, über den Ursprung der wohlerhaltenen Mammuth- und Rhinocerosreste im Eise Sibiriens, endlich über den alten Zusammenhang des schwarzen Meeres mit dem Kaspisee — Betrachtungen, welche sämmtlich jenem einzigen akademischen Vortrage über Gebirgsbildung ein- und angefügt sind. Jede einzelne von ihnen würde dem gelehrten Zeitgenossen Pallas' den Stoff zu einer Abhandlung geliefert haben. Es gilt genau dasselbe von seiner Thätigkeit in den „Nordischen Beiträgen“, wo er selbst solche Arbeiten, die, wie Fischers „Ueber den wahrscheinlichen Ursprung der Amerikaner“, nicht blos halb vergessen waren, sondern auch seinem Arbeitsfelde ferne lagen, richtig zu würdigen wußte und zur verdienten Geltung brachte.

P., der sich mit Recht sehr häufig und mit Offenherzigkeit gegen die Erfinder leichter Hypothesen ausspricht, und am häufigsten gegen Buffon, der zu jener Zeit mit seinem großen Einflusse auf die Phantasie seiner Zeitgenossen das schlechteste Beispiel gab, entbehrte selber keineswegs der schöpferischen Phantasie, wie vor allem sein Versuch einer Erklärung der Oberflächengestalt der Erde zeigt, der einen Anhang seiner kleinen Arbeiten über Gebirgsbildung bildet und in einzelnen Andeutungen auch in dem großen Reisewerke hervortritt. Im Lichte des Wissens seiner Zeit ist dieses der bestbegründete und umfassendste Versuch zur Erklärung von Verhältnissen, welche allerdings auch heute der vollen Erklärung noch harren. P., der, vorzüglich durch seine Studien über den Ural und die sibirischen Gebirge zu der sichern Annahme gelangt war, daß alle höheren Gebirge ursprünglich Granitinseln in einem Ocean von größerem Niveau als heute gewesen seien, läßt die Thonschiefer aus der Zersetzung dieser Gebirge durch das Wasser entstehen, wobei die anschwemmenden organischen Reste das Material für die Vulkane lieferten, welche ihrerseits die frühesten Niederschlagsbildungen in Schiefer verwandelten und Kalkgebirge auswarfen. Endlich folgte aber ein Ausbruch vulkanischer Kräfte, stärker als alle früheren, dessen Spuren in den Vulkaninseln Südasiens noch übrig sind, und dem ein gewaltsames Zurückfluthen des Meeres gegen Norden und in deren Gefolge Neubildungen und Zerstörungen nachzitterten, wie sie die Erde früher und nachher nicht gesehen hat. Auf diese gewaltige Katastrophe sind die Tertiär-Gebirge des Nordens, mit ihren Thier- und Pflanzeneinschlüssen tropischen Ursprungs, die im sibirischen Eis begrabenen Riesensäugethiere, die verhältnißmäßige Seichtigkeit des nördlichen Polarmeeres, zahlreiche Meerbusen, auch das Mittelmeer mit dem Schwarzen Meer und dem Kaspisee, die Tiefländer im Süden und Osten der Hochgebirge Südasiens und Südamerikas, die schroffen Landspitzen im Süden der Continente und Halb-

inseln zurückzuführen. Man kann über den Werth dieser später von Reinhold Forster aufgenommenen Ansichten streiten, sie stellten zu ihrer Zeit eine erste allgemeine Erklärung der Erdformen auf und haben Männer, wie Buch und A. v. Humboldt anzuregen vermocht. Der Geologie wandte P. in seinen spätern Jahren eine tiefer eingehende Aufmerksamkeit zu, welche durch die Untersuchung der uralischen und altaischen Erzlagerstätten, wohl zum ersten Male geschärft worden war. In der Krim trieb er mit Vorliebe geologische Studien und dieselben haben sich der Wissenschaft förderlich erwiesen. Die Vorliebe für mächtige Fluthen, Gebirgseinstürze u. dgl. war ja mehr als verzeihlich bei Männern, die in dem weitem Rahmen, den ihr Blick umspannte, die einzelnen kleinen Erscheinungen nicht festzuhalten vermochten. Wo er konnte, lieferte P. Beiträge zur Einzelkenntniß der Länder, und zahlreiche Monographien beweisen, daß er sich strenge an die Aufgabe der genauen Schilderung hielt, ohne sich von jener Vorliebe abziehen zu lassen. In jener biologischen Abhandlung legte P. Beobachtungen vor, welche zur Kritik der Begriffe, Art, Spielart, Rasse in dem oben angedeuteten Sinne anregen sollten. Seine Schlüsse kamen indessen seiner Zeit noch zu frühe und haben theilweise erst viele Jahrzehnte später ihre Wirkungen geübt und Bestätigung gefunden. Pallas' Anschauung, daß es artlose Formen gebe, z. B. Hausthiere, welche den Charakter der Art verloren haben, nur noch artlose Rassen darstellen, gehört zu den prophetischen, welche in das rechte Licht erst in dem Zeitalter der Entwickelungslehre gestellt worden sind. Unmittelbar wirkt Pallas' beständig rege Aufmerksamkeit auf die Fossilreste. Wenn hier P., ähnlich wie auf dem naturgeschichtlichen Gebiete, im nie ruhenden Forschungsdrang, wohl über die Grenzen, die seiner Zeit gezogen waren, hinausschweifen wollte und einige gewagte Hypothesen, wie die, welche er über die Nummulitenbildung oder die großen Fluthen, welche die Elefanten- und Nashornreste nach Nordsibirien gebracht haben sollten, aufstellte, so hat doch seine eingehende Beschreibung von Schichtenfolgen und organischen Einschlüssen die stratigraphische Geologie vorbereitet. Seine Wiederaufnahme der Tournefortschen These vom einstigen Zusammenhang des Schwarzen und Kaspischen Meeres sucht er durch Vergleichung fossiler und recenter Muscheln des fraglichen Gebietes zu beweisen. Nicht minder fruchtbringend war seine genaue Darstellung recenter oder doch junger Vorgänge, wie er sie besonders in der Schilderung der Steppenseen, der Salzbildung in den Steppen, der Zeugnisse für die mit Unrecht von Zeitgenossen als unwahrscheinlich verspottete alte Verbindung des Schwarzen Meeres mit dem Kaspi- und Uralsee bewährte. P. ist als Begründer der modernen Ethnographie gefeiert worden, was in Ansehung älterer Verdienste, die Kämpfer, Cranz u. dgl. beanspruchen dürfen, zuviel gesagt ist. Doch hat P. zweifellos das Verdienst, die Methode scharfer und allseitiger Beobachtung der Thatsachen aus seinen naturgeschichtlichen Arbeiten auf die ethnographischen übertragen zu haben. Und jedenfalls verdient das Lob eines Cuvier citirt zu werden, welcher von Pallas' Werk über die Mongolen sagt, es sei vielleicht die classischste Schrift, die über ein Volk in irgend einer Sprache existire. Der ungewöhnliche, fast beispiellose Reichthum an Thatsachen in den Schriften von P. macht den Mangel exacter Messungen um so empfindlicher. In dieser Beziehung steht P. ebensoweit hinter seinen Zeitgenossen A. v. Humboldt, L. v. Buch, Wahlenberg, de Saussure zurück, als er sie an Fülle und Vielseitigkeit der Beobachtung übertrifft. P. machte seine Beobachtungen mit dem schon zu seiner Zeit veralteten Delisle'schen Thermometer leider nicht regelmäßig. Seine vortrefflichen Schilderungen des Klimas an der unteren Wolga und in Taurien ruhen auf phänologischer Basis. Den Luftdruck bestimmte er nicht, also auch keine Höhen. Er nahm auch keine magnetischen Beobachtungen vor und die Grundlagen zu seinen Karten sind, wo nicht andere ihm exacteres Material lieferten,

Schätzungen, wie bei seinen Karten des Sok, der Uralmündung, des Bogdoin-Dabassu, während diejenige des Steppengebietes zwischen Ural und Wolga, des südlichen Ural u. a. auf fremden Aufnahmen beruht. Ausgenommen sind Pallas' eigene genaue Beobachtungen über Gesteine und Erzvorkommen, welche in der Karte des uralischen Bergreviers eingetragen sind und diese dadurch zu einem interessanten Versuche stempeln, eine geologische und Mineralkarte des südlichen Ural zu schaffen. Wo neue geographische Aufnahmen vorlagen, wie im Irtischgebiet, hat P. nur die nothwendigsten geographischen Angaben gemacht. Die, rein geographisch genommen, wohl hervorragendste Errungenschaft der Pallas'schen Sibirienreise, der Nachweis, daß der Karische Busen um eine ganze Reihe von Tagereisen zu weit östlich angesetzt worden, gehört seinem Begleiter Sujef. Mit Geist hat er indessen die vorhandenen Messungen zur Richtigstellung der von Ides, Lange u. A. verbreiteten Irrthümer über die Höhe des Ural und der nordasiatischen Gebirge benutzt. Nichts Näheres wissen wir über Pallas' Thätigkeit in der Commission zur kartographischen Aufnahme von Rußland, in welche er 1777 berufen ward. Noch einmal entsagte P. der ungemein fruchtbaren wissenschaftlichen Thätigkeit, welcher er in Petersburg seit der Rückkehr von der sibirischen Reise sich gewidmet hatte, soweit ein ausgedehnter Verkehr es erlaubte, um eine letzte große Reise anzutreten. Die Reise nach dem südlichen Rußland und in die Halbinsel Krim, welche 1793 und 94 unternommen wurde, sollte zunächst der Erholung dienen. „Des Getümmels und der übertriebenen Geselligkeit der großen Residenzstadt des Russischen Reiches überdrüssig", so beginnt der Bericht, welchen P. 1799 über dieselbe herausgab. Allein der Wunsch, wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen, stand jedenfalls hart hinter dieser Erwägung. P. wünschte vor allem seine Sammlung von Pflanzen zu vervollständigen und nahm deshalb den vorzüglichen Maler Geißler mit, dessen farbige Vignetten vor allem den Reisebericht in einer ungemein anziehenden Weise zieren und ergänzen. Die Reisenden — P. mit Frau und Tochter und dem Maler — verließen Petersburg am 1. Februar 1793, um über Moskau und Pensa die Wolga zu erreichen. In Pensa wurde ein Aufenthalt gemacht, den in der Reisebeschreibung eine Skizze der Naturverhältnisse des Gouvernements bezeichnet. Am 12. März wurde Saratow erreicht und von da an theils auf, theils an der Wolga hin der Weg durch das deutsche Koloniegebiet nach Zarizyn genommen. Vom letzteren Orte aus machte nun P. Ausflüge nach Sarepta, Astrachan, in die nahe gelegene Kirgisensteppe, wo P. vielfach Gelegenheit fand, frühere Beobachtungen zu bestätigen oder zu verbessern, und neue Studien u. a. über die Salzseen zu machen. Pallas' Tochter war indessen zu Sarepta an den Blattern erkrankt und als sie genesen war, wurde die Reise über Astrachan auf dem sog. kislaischen Wege am kaspischen Meere hin, durch die Manytschniederung nach Georgiefsk fortgesetzt, von wo Ausflüge u. a. nach den Beschlan gemacht wurden. Die Reise ging dann über Tscherkask nach Taganrog, wo ein genauer Plan für die Weiterreise in das erst jüngst eroberte, nur mit wenig Verwaltungseinrichtungen und noch weniger Straßen versehene Taurien entworfen werden mußte. Am 21. October erst konnte die Reise über Mariupol nach dem Berdaflüßchen fortgesetzt werden und P., der anhaltend über seine „baufällige Gesundheit" zu klagen hatte, war froh, am 30. October im Winterquartier in Simferopol einzutreffen. Schon am 8. März folgte er aber dem ungeduldigen Wunsche, endlich die taurische Halbinsel näher kennen zu lernen und begab sich zunächst nach Bachtschisarai, von da nach Sebastopol, dessen Umgebung und vorzüglich die alte Veste Inkerman er eingehend beschreibt. Es folgte dann eine Bereisung des südlichen Randgebirges der Krim und des Tschatyrdag, welche er, wiedergenesen und von der Freude an der milden Natur, der reichen Vegetation und dem an-

ziehenden Bau des Gebirges geschwellt, mit jugendlichem Eifer und fast der ganzen früheren Elasticität durchführte. Außer den botanischen und geologischen Verhältnissen fesselten seine Aufmerksamkeit auch hier die ethnographischen und geschichtlichen Thatsachen. Seine Bemerkungen über die Bergtataren und die genuesische Feste Soldaja bezeugen es. Den Hochsommer widmete P. dem Innern und dem Ostrand der Halbinsel. Er besuchte Karabussar, die sog. Alte Krim, Kaffa, Kertsch, Jenikale, die Halbinsel Taman, deren geographische und geologische Verhältnisse genau untersucht wurden. Am 18. Juli 1794 trat P. die Rückreise an, ging über Koslof, Perekop, Nikolajef, Elisabetgrad und durch Kleinrußland nach Poltawa, dann über Kursk, Orel, Tula nach Petersburg, wo er am 14. September eintraf.

In der Verarbeitung der Ergebnisse dieser zweiten Reise in den „Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reiches in den Jahren 1793 und 1794" (2 Bde. 1799 und 1805) folgte P. dem Beispiel des älteren Gmelin, indem er die botanischen und zoologischen Ergebnisse absonderte und in die Reisebeschreibung bloß die allgemeineren Schilderungen des Naturcharakters und der Naturerscheinungen, Betrachtungen über Ursachen und Folgen der letzteren, Beschreibungen von Alterthümern, kleinere ethnographische Excurse und besonders aber in ausführlicherer Darlegung die Würdigung der wirthschaftlichen Verhältnisse aufnahm. Wie die ganze Reise bequemer, ruhiger durchgeführt ward, ist auch die Darstellung minder gedrängt, wiewohl sie nirgends in Breite oder Wortluxus verläuft. Das Naturgefühl, das Interesse am Historischen treten indessen mehr hervor. Wir nennen von den eingehenderen und theilweise monographienartigen Abschnitten die Beschreibung des Gouvernements Pensa, die Mittheilungen über das Fortschreiten der Colonisation an der unteren Wolga, über Wein- und Seidenbau im gleichen Gebiete, die Schilderung des blühenden Zustandes der Colonie Sarepta, des Handels und der Fischerei von Astrachan, der orientalischen Krappfärberei, des Weinbaues von Tscherepacha, der Indier (Multaner) in Astrachan, die Sammlung von historischen Nachrichten über Persien, über die Geschichte des großen Diamanten des Schah Nadir, die Mittheilungen über die Turkmenen von Kisljar, die zahlreichen Beobachtungen über den alten Zusammenhang der beiden Meere, die Beschreibung der Colonien an der kaukasischen Linie, der Ruinen von Madschary, die ein ganzes Capitel füllenden Nachrichten über die Völker des Kaukasus, über die Gräbersteinbilder der südlichen Steppen, die Schilderungen von Tscherkask und Taganrog, besonders des Handels der letzteren Stadt, die Schilderungen von Simferopol und Sebastopol und ihrer an Resten des classischen Alterthums so reichen Umgebungen, die geologischen Untersuchungen über das südliche Küstengebirge der Krim, über Erdfälle und Erdbeben dieser Halbinsel, die Erörterungen über Einführung des Seidenbaues in der Krim, die wirthschaftliche Lage von Kertsch, die Erdölfunde bei letzterer Stadt, die Schlammvulkane in der Nähe derselben, die Neubildung einer durch unterirdische Kräfte aufgeworfenen Insel im Asow'schen Meere. Sehr eingehend sind endlich die die Schlußcapitel des 2. Bandes bildenden „Allgemeinen Bemerkungen über die Krymische Halbinsel", welche sich über die Ethnographie und Lebenslage der Tataren und besonders über die wirthschaftlichen Verhältnisse verbreiten. Der Abschnitt über Wein- und Obstbau wird noch heute geschätzt. Das „Physikalisch-Topographische Gemählde von Taurien" ist der veränderte Abdruck des gleichnamigen Aufsatzes, welcher unter Beifügung „aus dem Tagebuch einer im Jahre 1794 gethanen Reise" im dritten Band der „Neuesten Nordischen Beyträge" erschienen war. Es ist das die erste Frucht der taurischen Reise und der ganze Inhalt des Aufsatzes ist beträchtlich erweitert in die vorerwähnte Reisebeschreibung mit aufgenommen

worden. Als Naturgemälde eines verhältnißmäßig wenig ausgedehnten Gebietes, das damals zu den wenigst bekannten gehörte, hat dieses Werkchen indessen den Vorzug einer gewissen Geschlossenheit. P. konnte seine Fähigkeit, die verschiedensten Aufgaben zu bewältigen, in der geologischen, botanischen, zoologischen und ökonomischen Schilderung eines nicht zu großen, aber fast unbekannten Gebietes bewähren. Man sieht mit Interesse, wie er selbst seine Theorien der Gebirgsbildung auf einen gegebenen Fall von beschränkter Größe anwendet, und wenn man nicht geneigt ist, ihm auf dem Wege so kühner Hypothesen zu folgen, wie die des Einsturzes „taurischer Alpen", welche die Granitfelder der Nogaiischen Steppe erklären soll, so verweilt man um so lieber bei den eingehenden Schilderungen thatsächlicher Vorkommnisse, wie z. B. der Schlammvulkane von Kertsch oder der Salzseen am Siwasch, von Perekop und anderen Orten.

P. fühlte sich nach dieser Reise ruhebedürftig und zugleich bezaubert von der Schönheit der taurischen Halbinsel. Er hatte dort wieder viel an Fieber gelitten, hoffte aber Heilung von dem Einflusse des milden Klimas und einer ungestörten ländlichen Thätigkeit. Katharina II., von diesen Wünschen unterrichtet, schenkte ihm 1795 die Dörfer Schülü und Aithodor nebst Fruchtgärten bei dem letzteren Orte, Weinbergen bei Sudagh und ein Haus in Simferopol, außerdem eine Summe von 10000 Rubel zur Einrichtung. Noch im August desselben Jahres siedelte P. über, wohnte zuerst in Simferopol, dann inmitten seiner Weingärten bei Sudagh. Als 1805 seine Tochter, welche an den russischen General von Wimpfen verheirathet gewesen war, verwittwet auf das Gut Kalmukkara in der Krim zog, nahm P. seinen Wohnsitz in der Nähe dieses einzigen, sehr geliebten Kindes und seines Enkels. Neben dem Weinbau, dem sich P. mit großem Eifer widmete, beschäftigten ihn in der Krim einige der wissenschaftlichen Arbeiten, von denen oben die Rede war. Auf kleinere Reisen, die er gelegentlich während dieses Aufenthaltes unternahm, führen manche eingehendere Mittheilungen in den „Bemerkungen" (s. o. S. 94) zurück. Mit zunehmenden Jahren empfand er indessen immer mehr die Abschließung von der civilisirten Welt, welche durch die Kriegszeiten noch verschärft wurde, und vom wissenschaftlichen Verkehr, und wohl auch die Unzuträglichkeit des theils rauhen, theils wechselhaften Klimas der Halbinsel, wie er es selbst meisterhaft im zweiten Band der „Bemerkungen", wesentlich weniger günstig indessen als im „Physikalisch-topographischen Gemälde" geschildert hat. Auch blieben ihm unangenehme Erfahrungen nicht erspart. Er wurde in einen Proceß wegen eines Theiles seines Besitzthums verwickelt, von welchem er einen andern Theil seiner zweiten Frau, die er 1786 geheirathet hatte, und die ihn überlebte, schon im Anfang seines Aufenthaltes überwiesen hatte. Ebenso wie seine erste Frau, die nach 15jährige Ehe 1782 gestorben war, seine Gefährtin auf der ersten Reise, war diese zweite Frau es auf der taurischen Reise gewesen. Im Frühjahr 1810 verließ P. Kalmukkara und siedelte nach Berlin über, wo er zuerst bei seinem Bruder, dann in eigener Behausung wissenschaftlichen Arbeiten und dem Verkehre mit Freunden und Fachgenossen lebte. P. verbrachte heitere, ruhige Tage in Berlin. „Ich habe ihn nie in übler Laune gefunden", schreibt Rudolphi, der mit dem Philologen Schneider, dem Hofapotheker Meyer aus Stettin, dem Entomologen Tilesius und dem Botaniker Willdenow Pallas' nächste Umgebung in der Zeit dieses Berliner Aufenthaltes ausmachte. Den einzigen Verdruß bereiteten ihm Entstellung oder Verkennung seiner Ansichten und Urtheile oder Oberflächlichkeiten, wie er sie besonders in der 1810 erschienenen Clarke'schen Reise durch Rußland in größerer Zahl zu tadeln fand. Unterstützt durch die wissenschaftlichen Hilfsmittel, welche ihm in Berlin zur Verfügung standen, schloß er hier die Fauna asiatico-rossica ab, deren I. Band in seinem Todesjahr erschien, und beschäf-

tigte sich außerdem hauptsächlich mit den Sammlungen von der Billings'schen Sibirienreise, zu welcher er selbst den vortrefflichen Plan entworfen hatte. Eine Arbeit über die von dieser Reise stammenden Labraciden ist der letzte Beitrag aus Pallas' Feder zu den Mémoires der Petersburger Akademie. P. starb am 8. September 1811 in den Armen seiner Tochter zu Berlin. Als Ursache seines Todes wird ein kaltes Fieber angegeben, welches nicht zum Ausbruch kommen konnte. Bei klarer Besinnung, wenn auch das Gedächtniß manchmal nachließ, schied er aus der Welt. Auf dem Sterbebette vertheilte er seine kleineren Sammlungen unter seine Freunde, und es soll ihn mehr als alles getröstet und erleichtert haben, als diese ihm versprachen, seine Manuscripte zu ordnen und sobald wie möglich herauszugeben. Wenige Tage vor seinem Tode hatte er in Briefen an den Staatsrath Fuß und den Minister Rassumowsky von den Theilnehmern und Förderern seiner Thätigkeit in Rußland sich verabschiedet. Er wurde am 12. September auf dem Hallischen Kirchhof bestattet, da er in seinem letzten Willen ein Familienbegräbniß in der Kirche abgelehnt hatte. Ebenso verbat er sich jedes prunkende Denkmal, sondern wünschte nur einen einfachen Denkstein. Auf Anregung der Petersburger Akademie setzte diese und ihre Berliner Schwestergenossenschaft 1835 auf Pallas' Grab ein Denkmal mit der von P. einst selbst bestimmten Inschrift: „Multas per terras jactatus ut naturam rerum indagaret hic tandem requiescit". Neben P. ruht auf eigenen Wunsch sein Freund und Biograph Rudolphi, der in seiner am Tage Friedrichs des Großen 1812 in der Akademie zu Berlin gelesenen Denkrede P. ein schönes litterarisches Denkmal gesetzt hat. Ein anderes Denkmal ist seine Naturaliensammlung, welche vor seiner Abreise nach der Krim die Kaiserin ankaufte, während seine Bibliothek nach Charkow kam.

Fassen wir die Ergebnisse der so ungemein regen und vielseitigen Thätigkeit des bedeutenden Mannes noch einmal zusammen, so ist zunächst das reine Aeußerliche hervorzuheben, daß P. 18 selbstständige Werke hinterlassen hat, wobei Werke, an deren Herausgabe er sich betheiligte (Güldenstädt's zweibändige Reise durch Rußland und im caucasischen Gebirge 1787 und 1791 hat P. selbstständig herausgegeben und mit einer Biographie Güldenstädt's versehen) nicht gezählt sind. Die Zahl seiner selbstständigen wissenschaftlichen Abhandlungen beträgt gegen 100. Nicht weniger als 39 derselben bergen allein die Bände der Schriften der Petersburger Akademie. Die Geschichte der Zoologie, Botanik, Geologie, Ethnographie und Geographie zählt P. unter die Großen, welche gleicherweise durch Aufdeckung neuer Thatsachen und Findung neuer Ideen die Wissenschaft gefördert haben. Wenn P. das Schicksal hatte, mehrere Werke als Bruchstücke liegen bleiben zu sehen, so ruht der Grund wesentlich in den zu großen Anforderungen, die an seine bekannte Arbeitskraft und Vielseitigkeit gestellt wurden. Die Nachwelt hat dieses nicht gehindert, seine Bedeutung voll anzuerkennen, und auch die Mitwelt, wiewol nicht alle Seiten der Thätigkeit Pallas' nach vollem Verdienst würdigend, hat ihm Zeichen genug von den tiefen Wirkungen gegeben, die er hervorgebracht hat. Die Schriften Pallas' übten schon früh eine weitreichende Wirksamkeit, die sich nicht auf enge Kreise beschränkte. Von vielen erschienen Uebersetzungen. Selbst die großen Reisewerke wurden mehrmals in Frankreich herausgegeben. Damals wurden Reisebeschreibungen viel mehr gelesen und ausgenutzt als heute; waren sie doch die einzigen Quellen für eine Menge geographischer, naturgeschichtlicher und völkerkundlicher Thatsachen, deren keine Specialforschung sich bis dahin bemächtigt hatte. Es ist nicht zuviel, was der anonyme Herausgeber des 1773 in Frankfurt und Leipzig erschienenen Auszuges aus Pallas' Reisen (unter dem Titel „Merkwürdigkeiten der Morduanen, Kasaken, Kalmücken, Kirgisen, Basch-

kiren &c.") in seiner Vorerinnerung sagt, wenn er die Reise Pallas' in die südlichen Gegenden des russischen Reiches „eines der vorzüglichsten deutschen Werke dieses Jahrhunderts" nennt, ein Buch, durch welches Erdbeschreibung, Naturkunde, Geschichte, ja selbst Philologie und Litteratur ein Merkliches gewonnen haben. Und der gewichtige dritte Band war damals noch gar nicht erschienen. Auch die taurische Reise hat bis in unsere Zeit hinein Anerkenner und Leser gefunden. Allerdings sind Pallas' Reisewerke nicht bequem zu lesen. P., welcher seine Hauptwerke deutsch geschrieben hat, gehört nicht zu den ersten Stilisten seiner Zeit. Sein Stil ist kein Kunststil. In den früheren Arbeiten, besonders in der großen Reisebeschreibung, überwiegt durchaus das Sachliche die Form und in den beiden ersten Bänden hat die Composition entschieden etwas Ueberhastetes. Viel seltener als seine Zeitgenossen wird er subjectiv. Der Freude an der Schönheit der Natur gibt er ganz selten Ausdruck, am meisten noch in der Reise nach Taurien, aber auch hier stets beiläufig nur und kurz. In den sorgsam vorbereiteten akademischen Schriften ist sein Stil gedrängt, ohne jede hohle Stelle und überall scheint der Ueberfluß des Wissens und des Geistes durch. Neben der allgemeinen wissenschaftlichen und litterarischen Wirksamkeit steht Pallas' tiefgehender Einfluß auf Pflege und Blüthe der Wissenschaften in Rußland. In Pensa u. a. O. konnte P. auf seiner späteren Reise ins südliche Rußland den günstigen Einfluß selbst constatiren, welchen seine und seiner Genossen Reisen von 1768—1774 auf die Entwickelung des Interesses für Naturgeschichte und überhaupt Erforschung des russischen Reiches geübt hatten. Und noch jüngst theilte uns ein so hervorragender Kenner der Geographie seines Vaterlandes, wie Professor Woeikof in St. Petersburg, mit, daß die Kenntniß vieler Theile des südöstlichen Rußlands noch heute zum größten Theile auf Pallas' Arbeiten ruhe. Dieser Thätigkeit fehlte es auch nicht an äußerer Anerkennung. Er wurde 1782 zum Collegienrath, 1793 zum Staatsrath ernannt, er war einer der ersten Ritter des Wladimir-Ordens und in der Akademie der Wissenschaften war er es, der bei Festsitzungen zu Ehren fürstlicher Personen in der Regel die großen Vorträge in französischer Sprache zu halten hatte. P. war ferner Mitglied der Akademien von Berlin, London, Paris und Stockholm. Von den Anerkennungen, welche seine Uebersiedelung nach der Krim begleiteten und ermöglichten, haben wir gesprochen. Er fühlte sich Katharina II. gegenüber zu Dank verpflichtet und gibt demselben in der damals in Rußland üblichen bezw. vorgeschriebenen Weise Ausdruck. Er hat ihr und dem Kaiser Paul seine Hauptwerke gewidmet. Das hinderte ihn indessen nicht, von Mißständen offen zu reden, z. B. in dem großen Reisewerk die Auswahl der Colonisten für Sibirien in ihrer ganzen Grausamkeit bloßzustellen. Cuvier hat es als bezeichnend für Pallas' ruhigen Charakter gehalten, daß er keine litterarischen Fehden geführt habe. Indem P. zahlreiche Einzelergebnisse der Beobachtungen und Sammlungen Anderer verwerthet, maßte er nichts sich an, was er nicht selbst gefunden. Milde und Gerechtigkeitsliebe zeigt sich auch in der Sorgfalt, mit der P. die Ergebnisse seiner Gehilfen Sokolof und Sujef, wo immer diese selbstständig auftraten, als besondere Einschaltungen mittheilt, die billige Beurtheilung seines Vorgängers Gmelin, das Lob, das er Leuten ertheilt, die ihn selbst nicht glimpflich behandeln, wie seinem zeitweiligen Begleiter Rytschkof. Ein hohes Maß von Bescheidenheit ließ P. seine wichtigsten Entdeckungen ruhig und zurückhaltend vortragen. Es ist bezeichnend, daß sogar die Schaffung und Benennung neuer Gattungen ihn nicht reizte. Seine Lebensart war die eines Weisen von ruhigem Gemüth.

Bilder von P.: Stich nach einer Büste von Riese vor der Denkrede von Rudolphi 1812. Stich in den Ephemeriden 1800.

Quellen: Rudolphi, Peter Simon P. Ein biographischer Versuch. Vor-

gel. in d. öff. Sitz. d. K. Akademie der Wissenschaften. Berlin. (Abgedr. in Beyträge zur Anthropologie und allgemeinen Naturgeschichte. 1812.) — Meusel, Gel. Teutsch. VI. X. XV. — Cuvier, Eloges historiques II. 1819. — Allgemeine Zeitung October 1811. Nr. 281, 283, 285. — Clarke, Travels in various Countries of Europe etc. I. 1810. — Bernoulli, Reisen. IV.

Friedrich Ratzel.

Pallas: Simon P., Arzt, 1694 in Berlin geboren, ist daselbst bis zu seinem, am 24. Juli 1770 erfolgten Tode als Professor der Chirurgie an dem Collegium medico-chirurgicum und erster Wundarzt an dem Charité-Krankenhause thätig gewesen und hat sich als kühner Operateur rühmlich ausgezeichnet. Die von ihm verfaßten chirurgischen Lehrbücher: „Anleitung zur praktischen Chirurgie" (1763, 1770) — „Ueber die chirurgischen Operationen" (1763, mit einem Anhange 1770) — „Anleitung die Knochenkrankheiten zu heilen" (1770) enthalten manches dem Verfasser Eigene und geben neben Empfehlung einzelner sehr gewagter Operationen (so namentlich in Bezug auf die Anzeigen zur Trepanation) viele einsichtsvolle Lehren in Bezug auf die Operation des Blasensteins, auf die Indication zum Kaiserschnitt, auf die Behandlung von Knochenbrüchen und Verrenkungen u. a.

A. Hirsch.

Pallavicini: Carlo P. (Pallavicino), geboren zu Brescia, war einer der beliebtesten Operncomponisten seiner Zeit, dessen Werke namentlich in Venedig von 1666—1687 zur Aufführung kamen. Ein genaues Verzeichniß derselben giebt Fétis in seiner Biographie universelle des musiciens (Paris 1864, VI, 437). Vom Jahre 1667 an wird P. als Vicecapellmeister, seit 1672 als Capellmeister der kurfürstl. sächsischen Capelle erwähnt. Urkundlichen Nachrichten zufolge lebte er 1673 noch in Dresden, scheint aber bald nachher seine Stellung aufgegeben zu haben und nach Italien zurückgegangen zu sein. Im Jahre 1683 engagirte ihn Kurfürst Johann Georg III. abermals als Capellmeister einer für Dresden bestimmten italienischen Oper. In der ihm in Venedig ausgestellten Bestallung heißt es, er sei zum Capellmeister ernannt worden „in Betracht seiner guten Wissenschaft und weil er bei Unsers in Gott höchstselig ruhenden Herrn Vaters Gnaden in unterthänigsten Diensten gewesen 2c.: er soll sich auf Unser Begehren bei Uns in Unserer Residenz Dresden einfinden, tüchtige Sänger und Cantatricen, da wir deren zu denen Opern, so Wir präsentiren lassen möchten, gnädigst verlangen werden, mit sich bringen; jedoch soll ihm, wenn Wir seiner nicht mehr bedürftig, sich wiederum in Italien zu begeben, gnädigst vergönnt sein. Außer Ersatz der Reisekosten ward ihm eine jährliche Besoldung von 400 Thalern bewilligt. Während des Carnevals 1686 fanden nun in Dresden mehrere italienische Opernvorstellungen statt, welche großes Aufsehen erregten, umsomehr, da zum erstenmale eine Sängerin, Margherita Salicola, darin auftrat. Dr. Carl v. Weber hat in seinen Beiträgen zur Chronik Dresdens (Leipzig 1859 S. 69 flg.) höchst interessante Einzelheiten über das Engagement dieser Sängerin erzählt. Nach Beendigung der italienischen Opernvorstellungen war P. jedenfalls wieder nach Italien zurückgegangen, denn vom 1. Januar 1687 an stellte man ihn von Neuem als „Camerae ac Theatralis Musicae Praefectum" mit 1200 Thlr. Gehalt an. Am 2. Februar 1687 Abends 6 Uhr ward nun zum ersten Male die dreiactige italienische Oper (Drama per Musica) „La Gerusalemme liberata" von Giul. Cesare Corradi, componirt von P., gegeben: „so bis Abends 3/4 10 Uhr gewähret"; in ihr feierte die Salicola als Armide neue Triumphe. Das Jahr darauf, am 29. Januar 1688 starb P. in Dresden, wurde Sonnabend den 4. Februar nach Kloster Marienstern gebracht und dort begraben. Die königl. Musikaliensammlung in Dresden besitzt als sehr interessantes Unicum die Partitur von Pallavicinis Oper

La Gerusalemme liberata, sowie das mit einer deutschen Uebersetzung gedruckte Textbuch. Die Oper ward in Hamburg italienisch 1694, in deutscher Uebersetzung von Fiedler 1695 unter dem Titel Armide gegeben (vergl. Allgem. musikal. Zeitung 1877 und 1878). Eine Oper Antiope von P., gedichtet von dessen Sohn Stefano, an deren Vollendung der Componist durch den Tod verhindert worden war, beendigte der bekannte Kurfürstl. Sächs. Vicecapellmeister Nicolaus Adam Strungk. Die Oper wurde im Februar 1689 mit großem Erfolg viermal in Dresden gegeben. Partitur und das mit einer deutschen Uebersetzung versehene Textbuch besitzt ebenfalls die Musikaliensammlung des Königs von Sachsen. Ueber ein Oratorium von P. „Il Trionfo della Castita", welches Burney in Partitur kennen lernte, urtheilt derselbe nicht günstig. Als Operncomponist stand P. vollständig auf der Höhe seiner Zeit, ohne jedoch irgendwie epochemachend aufzutreten. Der schon erwähnte Sohn Pallavicinis war am 31. März 1672 zu Padua geboren und zu Salo im Collegium der P. P. Somaschi erzogen worden. Der Knabe machte solche Fortschritte, daß er bereits im Alter von 10 Jahren in der Philosophie disputirte. Nach beendeten Studien ging er mit seinem Vater nach Dresden (1686), wo er, erst 16jährig, zum Hofpoeten ernannt wurde und seine erste Oper „l'Antiope" dichtete. Nach dem Tode Johann Georg III. trat er in die Dienste Johann Wilhelms (Kurfürsten von der Pfalz) als Hofpoet und Secretair; nach dessen Tode (1716) kam er um 1718 in gleicher Eigenschaft wieder nach Dresden, wo er im April 1742 starb. Unter seinen vielen Werken wird besonders eine Uebersetzung des Horaz gerühmt. Opere del Signore Steffano Benedetto Pallavicini. Venezia 1744. Fürstenau.

Palleske: Emil P., dramatischer Vorleser und Schriftsteller, geb. am 5. Juni 1823 in Tempelburg in Pommern, † am 28. October 1880 in Thal bei Eisenach. P. verlebte eine frohe, von beengenden Fesseln freie Kinderzeit, bevor er das Gymnasium in Stettin bezog. Beglückt denkt er noch am Ende seiner Laufbahn jener sonnigen Tage, die seinem Gemüth die Gabe, in dieser Welt immer nur die „liebe weite Gotteswelt" zu sehen, und seiner Seele hohen idealen Schwung verliehen, der sich nie verleugnete. Früh erwachte in ihm die Zuneigung für die dramatische Kunst und nur der Wunsch der Mutter ließ ihn, mit dem Vorsatz Theologie zu studiren, nach Berlin ziehen. Dort aber gewann er es nicht über sich, den eigenen Drang zu ersticken, studirte Philologie und Geschichte, namentlich die Geschichte des Dramas und bereitete sich durch das Studium größerer Rollen zum Schauspieler vor. Denn als solcher wollte er Erfahrungen sammeln, um sie später als dramatischer Dichter zu verwerthen. Es gelang ihm, dem gefeierten Schauspieler Theodor Döring nahezukommen, aber was ihm einst sein Gönner, der Bischof Ritschl in Stettin, als unerläßlich für den guten Redner bezeichnet hatte und was ihm fehlte, das Zungen-R, machte Döring jetzt auch zur Vorbedingung für den guten Schauspieler. Mit unermüdlichem Fleiß gelang es P., den Mangel zu beseitigen und nun verschaffte ihm Döring ein Engagement bei Director Voigt in Posen (1845). 1846 trat er in großen Helden- und Characterrollen am Stadttheater zu Stettin auf und erhielt infolge dieser Leistungen einen Ruf an das Hoftheater in Oldenburg als zweiter Characterspieler. Die an diesem, damals musterhaften Kunstinstitut, dem Stahr und Mosen nahestanden, verlebten Jahre wurden in vieler Beziehung die wahre Schule auch für den Vorleser P. Als Schauspieler gelang es ihm nicht, eine Bedeutung zu erringen, das äußerlich Wirksame war ihm auf diesem Gebiet versagt, er verinnerlichte die ihm gewordene Aufgabe so stark, daß er den plastischen und mimischen Ausdruck darüber vernachlässigte. Um so eindringlicher wirkte er bereits damals als Vorleser und nicht nur der Erfolg, den er als solcher beim Großherzog, bei Collegen und in befreundeten Familien fand, ließ ihn endlich den schauspielerischen

Beruf aufgeben, um den des Vorlesers zu ergreifen; auch die dankbare Aufgabe, ein ganzes Drama wiederzugeben, die Freiheit in der Wahl des Vorzutragenden, die größere Ungebundenheit der äußeren Lebensverhältnisse, wissenschaftliche und dichterische Neigungen wirkten bei diesem Wechsel bestimmend mit. Ein Ziel, welches P. lange vorgeschwebt hatte und welches in nichts Geringerem bestand, als dem deutschen Volk ein griechisches Theater mit freiem Eintritt zu erwirken und diesem Theater eine Tragödie im griechischen Sinne und mit Chören zu schenken, ward mit jenem Wechsel natürlich dauernd aufgegeben, aber besser als in dem Ringen nach so Unerreichbarem, erfüllte er in seinem neuen Wirken die Aufgabe, die ihm die höchste galt: den Lebensfunken des Ideals zur Flamme zu entfachen und sein Dasein allen sichtbar werden zu lassen. 1851 zog P., der sich bereits 1848 in Paris vermählt hatte, nach Berlin über, später lebte er in Weimar und siedelte sich endlich in dem reizenden thüringischen Waldort Thal an. Von 1850—80 las P. an mehr als 3000 Abenden und nicht nur in Deutschland und Oesterreich, auch in Holland und England, in Rumänien und Rußland recitirte er mit stets sich gleichbleibendem Beifall die Hauptdramen Shakespeares und unserer Classiker, die Sophokleischen Dramen und Scherenbergs Schlachtenbilder und seit 1864 auch die Dichtungen Fritz Reuters. Seine Auffassung des Vorgetragenen war stets bedeutend, der Vortrag selbst in Aussprache, Stimmverwendung und Steigerung ein wahrhaftes Kunstwerk, dessen Wirkung so wenig dem feingebildeten Kenner wie dem einfachen Mann gegenüber versagte. Er belebte die Dichtungen und verlieh ihnen durch die einheitliche Auffassung oft noch größere Wirkungen als sie die Bühnenaufführung zu geben vermag. Wie tief er in das Wesen seiner Kunst eingedrungen ist, wie hoch er aber auch ihren Werth und ihren Einfluß schätzte, beweist sein letztes Werk: „Die Kunst des Vortrags“ (Stuttgart 1880), von dem 1884 eine zweite von Herm. Fischer durchgesehene Auflage herausgegeben worden ist. Weit größere Kreise als dieses Buch hat Palleske's Schrift „Schillers Leben und Wirken“ (Berlin 1858, 12. v. H. Fischer herausgegebene Aufl., Stuttgart 1886) gezogen, das namentlich durch die wohlthuende Wärme der Behandlung und die Frische der Darstellung ein Volksbuch im besten Sinn geworden ist. 1879 gab P. als eine weitere Frucht seiner Beschäftigung mit Schiller unter dem Titel „Charlotte“, Gedenkblätter an Charlotte v. Kalb heraus. Die Dramen, welche P. nach Ausgabe seiner Schillerbiographie in den 50er Jahren hat erscheinen lassen, fanden achtungsvolle Aufnahme, ohne sich dauerndes Leben sichern zu können. Weitaus das reifste und gelungenste ist „Oliver Cromwell“ (Berlin 1857); im „König Monmouth“ (Berlin 1853) fesselt die treffliche Characteristik und auch „Achilles“ (Göttingen 1855) weist, obgleich in der Anlage nicht glücklich, gute Eigenschaften auf. Doch nicht auf schriftstellerischem und poetischem Gebiete, so Gutes P. auch auf ihm geleistet, liegt der Schwerpunkt seiner Thätigkeit, sondern in seinem Wirken als Vorleser. Richtig sagt einer seiner verständigsten Beurtheiler (Beibl. z. Magdeb. Ztg. Nr. 13, 1881): Tausende haben sich an seinem Talent erfreut, Tausenden hat er das Verständniß für die Heroen unserer Geisteswelt eröffnet und wenn er die Seele der Hörer durchdrang mit dem Lichte aus den Höhen, wenn er das schlafende Gedankenleben wachrief durch sein mächtiges, dem Dichter entliehenes Wort, wenn er unseren großen Todten neu belebte durch kraftvollen Seelenlaut, dann durfte er wohl mit Recht an die Wirkung seiner Existenz, an seine Mission glauben.

Joseph Kürschner.

Palm: Hermann P., Litterarhistoriker, in Grunau bei Hirschberg, wo sein Vater Lehrer war, am 16. Februar 1816 geboren und von 1829—1836 auf den Gymnasien in Hirschberg und Schweidnitz für die Universität vorgebildet, studirte in Breslau Philosophie und deutsche Philologie und wurde, nachdem

er 1843 sein Oberlehrerexamen bestanden und am Friedrichsgymnasium in Breslau sein Probejahr abgelegt hatte, 1846 als letzter College an das Magdalenäum berufen. 1868 zum Professor ernannt und 1881 zum Prorector an dieser Anstalt befördert, nöthigte ihn zunehmende Kränklichkeit 1883 seine Emeritirung nachzusuchen, die ihm in der ehrenvollsten Weise gewährt wurde. Es war ihm vergönnt, seine kritische Ausgabe der Werke des Andreas Gryphius noch vor seinem Tode vollendet zu sehen. Nach langen Leiden entschlief er 1885 am 25. Juni ins bessere Leben. P. war Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften: die Königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften hatte ihn zum correspondirenden, der oberlausitzische zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt und 1871 die philosophische Facultät der Universität Breslau ihm ihr Doctorat honoris causa verliehen. Seine litterarische Thätigkeit bewegte sich vorzugsweise auf dem Gebiete der deutschen, namentlich schlesischen Literaturgeschichte. Seine Arbeiten über den Zittauer Rector Christian Weise, Paul Flemming, das deutsche Drama in Schlesien bis auf Gryphius, Martin Opitz, Janus Gruterus, Daniel von Czepko sind von bleibendem Werthe und erschienen gesammelt bei Morgenstern in Breslau 1877 unter dem Titel: „Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts.“ Die Publicationen des litterarischen Vereins in Stuttgart enthalten drei seiner editorischen Arbeiten: „Paul Rebhuns Dramen“ 1858, „der Veter Buoch“ aus einer mittelhochdeutschen Breslauer Handschrift 1863 und die Werke des Andreas Gryphius in 3 Bänden, 1878, 1882, 1885. Auch besorgte er nebenbei, nachdem Passow 1864 gestorben war, die 14. Auflage des Pischon'schen Leitfadens, 1874. Seine Forschungen über die Lebensgeschichte des Martin Opitz nöthigten P., die politische Geschichte Schlesiens in den Kreis seiner Studien einzubeziehen und gaben ihm Veranlassung zu einer die Ereignisse in Schlesien vor und im dreißigjährigen Kriege behandelnden Reihe von Aufsätzen, die er in der Zeitschrift für Geschichte und Alterthum Schlesiens veröffentlichte, wie denn auch die vom schlesischen Geschichtsverein veranstaltete Ausgabe der Acta publica, deren erste vier Bände er selber edirte, durch ihn in Anregung gebracht worden ist. Als Mitarbeiter an der Allgem. Deutschen Biographie hat er neben einer Reihe kleinerer Beiträge über Eichendorff, Gryphius und Kopisch größere Artikel geliefert.

Schlesisches Sonntagsblatt 3. Jahrgang Nr. 22.

Schimmelpfennig.

Palm: Johann Jacob P., geb. am 9. Juni 1750 zu Schorndorf in Würtemberg, Buchhändler in Erlangen, trat zum ersten Male im J. 1779 (nach den Meßkatalogen) als Verleger auf und verlegte bis zu seinem am 14. September 1826 erfolgten Tode 793 Werke. P. zeigte sich aber auch für seinen Beruf schriftstellerisch thätig. Außer einem „Verzeichniß seines dermaligen Vorrathes älterer und neuerer Bücher aus allen Wissenschaften nach alphabetischer Ordnung.“ 6 Bde., 1810—1812, gab er noch mehrere bibliographische Handbücher heraus: „Versuch einer medicinischen Handbibliothek.“ 1788. — „Versuch einer Handbibliothek der ökonomischen Literatur.“ 1790. — „Versuch einer Handbibliothek der juristischen Literatur.“ 1791. — „Handbibliothek der theologischen Literatur.“ 3 Bde. 1792/93. Am bekanntesten und werthvollsten ist sein im J. 1795 in Verbindung mit Heinrich Bensen herausgegebenes: „Neues Archiv für Gelehrte, Buchhändler und Antiquare.“ Dann hat er noch, als mit Beginn des Jahrhunderts eine Aenderung in den Verhältnissen des Buchhandels sich fühlbar machte, ein Gutachten hierüber erscheinen lassen unter dem Titel: „Beytrag zu den Vorschlägen, welche zu Folge der in der Jubilate-Messe 1802 gehaltenen Buchhändler-Versammlung von jedem Mitgliede der Buchhändlerstandes gefordert worden sind.“ Das Geschäft Palm's,

welcher der Lehrherr seines unglücklichen Neffen Johann Philipp P. gewesen war, ging nach seinem Tode in den Besitz seines Neffen und Schwiegersohnes Christoph Ludwig P. über. Ein zweiter Schwiegersohn, Johann Ernst August Enke, hatte im J. 1815 die Sortimentsbuchhandlung übernommen, die er unter der Firma Palm & Enke weiterführte, eine Firma, die als geachtete und hervorragende Verlagsbuchhandlung noch heute besteht.

N. Nekrol. d. D. Jahrg. 1826. Pallmann.

Palm: Johann Philipp P. wurde am 18. December 1766 in Schorndorf in Würtemberg als Sohn eines Apothekers geboren, besuchte die Volksschule daselbst und erlernte dann bei seinem Oheim, dem Buchhändler Johann Jacob Palm in Erlangen, den Buchhandel. Auf einer Reise nach Leipzig zur Ostermesse lernte ihn der Buchhändler Stein in Nürnberg kennen und bot ihm eine Stelle als Gehilfe in seinem Geschäfte an. Nachdem sich P. mit der Tochter Steins verheirathet hatte, wurde er Besitzer der Stein'schen Buchhandlung in Nürnberg. Im J. 1806 erschien im Verlag dieser Firma eine kleine Broschüre ohne Angabe des Verfassers, Verlegers oder Druckers unter dem Titel „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung". Die 144 Seiten starke Schrift beleuchtete mit reifem politischen Verständniß die traurige Lage Deutschlands, geißelte in scharfer Weise das Betragen der französischen Truppen in Baiern und verurtheilte in derber Art das Wesen und Handeln Napoleons. Im Uebrigen zeichnet sich die Schrift in keiner Weise durch formelle Vorzüge oder Tiefe der Gedanken aus. Sie erhielt aber eine ungewöhnliche Bedeutung durch die Folgen, die ihre Veröffentlichung hatte und die für P. verderblich wurden. Ein Exemplar derselben war von P. der Stage'schen Buchhandlung in Augsburg geliefert und von dieser einem Geistlichen zugeschickt worden, bei welchem sich französische Officiere im Quartier befanden, die der deutschen Sprache mächtig waren. Diese äußerten ihren Unwillen über den Inhalt der Schrift, und setzten die französische Regierung von derselben in Kenntniß. Von dieser war es bald durch den Geschäftsführer der Stage'schen Buchhandlung ermittelt, daß P. der Verbreiter der Flugschrift war. Infolgedessen erschienen am 28. Juli vier schwarzgekleidete Herren in der Stein'schen Buchhandlung in Nürnberg, fragten nach dem Vorrath jener Schrift und stellten eine Haussuchung an, mußten aber, ohne ein Exemplar gefunden zu haben, sich wieder entfernen, da der Gehilfe Palm's, Pech, die Exemplare bei Seite geschafft und der Drucker Hessel in Altdorf auf dessen Anrathen einen ganzen Ballen davon in seinen Brunnen versenkt hatte. P., der damals zur Messe in München war, kam hierauf am 9. August nach Nürnberg und bat die damalige Behörde der Buchhändler, das Vormundamt zu Nürnberg, um eine gerichtliche Untersuchung, die aber aus unbekannten Gründen abgelehnt wurde. Als P. davon Kenntniß erhalten hatte, daß der Geschäftsführer der Stage'schen Buchhandlung in Augsburg, v. Jenisch, wegen Verbreitung dieser Schrift verhaftet worden war, begab er sich am 15. August zu seinem Oheim nach Erlangen, welche Stadt damals noch unter preußischem Schutze stand, während Nürnberg schon seit einiger Zeit von den Franzosen besetzt war. Trotzdem er von seinen Freunden gewarnt war, kehrte er doch schon nach einigen Tagen nach Nürnberg zurück, ließ sich aber nicht öffentlich sehen, weil der französische General Frère öfter nach ihm gefragt hatte. Als eines Tages ein ärmlich gekleideter Knabe mit der Bitte um einen Beitrag zur Unterstützung einer alten Soldatenwittwe in die Stein'sche Buchhandlung kam und darauf drang, P. selbst zu sprechen, ließ derselbe, nichts Schlimmes ahnend, den Jungen vor sich kommen, zumal das Zeugniß, das dieser vorlegte, von angesehenen Bürgern Nürnbergs unterzeichnet war. Kaum hatte sich aber dieser Knabe entfernt, so kamen auch schon zwei französische Gensdarmes in die Buch-

handlung, drangen sofort in Palm's Zimmer und forderten ihn auf, sie zum französischen General zu begleiten. Auf dessen Befragen erwiderte P., daß er jene Schrift nur zur Weiterbeförderung von unbekannter Hand erhalten habe, worauf ihm befohlen wurde, sein Haus nicht mehr zu verlassen. Wenige Stunden darauf wurde ihm durch einen französischen Officier mitgetheilt, daß seine Wohnung nicht genug Sicherheit böte, infolgedessen P. in ein verschlossenes Zimmer des Rathhauses gebracht wurde. Am andern Morgen, nachdem man ihm noch gestattet hatte, von Gattin und Kindern Abschied zu nehmen, wurde er in Begleitung zweier Gensdarmes und des ihm auf Bitten seiner Gattin als Rechtsanwalt beigegebenen Dr. v. Holzschuher in einem Wagen zu dem Marschall Bernadotte nach Ansbach abgeführt. Hier erklärte man ihm, daß Alles verloren sei, da seine Verhaftung sich auf einen unmittelbaren Befehl aus Paris begründe, und brachte ihn in ein gemeines Gefängniß. Nachdem sein Rechtsanwalt das nöthige Reisegeld verschafft hatte, da er sonst hätte zu Fuß reisen müssen, brachte man ihn nach der österreichischen Stadt Braunau, wo er am 22. August eintraf. Unterdessen hatte Palm's Gattin an den französischen Minister Otto in München ein Bittschreiben eingereicht, das unbeantwortet blieb und dem Minister Berthier eine Bittschrift übergeben lassen, auf die der Bescheid erfolgte, daß alles vergebens und nichts mehr rückgängig zu machen sei. In Braunau wurde die Sache mit der größten Eile betrieben. Die mittels kaiserlichen Decrets vom 7. Juli 1806 ernannte Commission, die auf Befehl vom 12. August des Reichsmarschalls Fürsten von Neuschatel sich in Braunau zu constituiren hatte, verurtheilte nach nur zweimaligem Verhör, wobei ein Vertheidiger nicht zugelassen worden war, bereits am 25. August den Buchhändler P. wegen Verbreitung von Schandschriften, welche gegen den Kaiser Napoleon gerichtet waren, zum Tode. P., welcher seine Unschuld auf das Klarste bewiesen zu haben glaubte, war der Ueberzeugung, daß er nun bald gänzlich frei gelassen werde. Als am 26. August Vormittags 11 Uhr sein Gefängniß geöffnet wurde, hoffte er nach Nürnberg zurückkehren zu dürfen, statt dessen wurde ihm das Todesurtheil bekannt gemacht, das an demselben Tage Nachmittags 2 Uhr vollzogen wurde. P. hatte sich vorher noch einen Geistlichen erbeten, auch an seine Angehörigen noch einen schmerzerfüllten Abschiedsbrief geschrieben, sich überhaupt standhaft und männlich gezeigt. Trotz der Fürbitten der Frauen und Kinder von Braunau wurde er auf Befehl des Festungscommandanten St. Hilaire unter starker militärischer Bedeckung und in Begleitung von zwei Geistlichen auf einem Leiterwagen vor das Salzburger Thor gebracht, wo das ganze in Braunau garnisonirende französische Militär aufgestellt war. Seiner Bitte entgegen wurden dem Verurtheilten die Augen verbunden; kaum hatten sich die Geistlichen entfernt, als sechs Soldaten in kurzer Entfernung mit zitternden Händen auf ihn abfeuerten. P. war schlecht getroffen, schrie laut auf und sank auf das Angesicht zu Boden. Sofort gaben drei andere Soldaten ihren Schuß ab, trafen aber ebenfalls schlecht und nun liefen zwei Soldaten herbei, setzten ihre Gewehre an die Stirn Palm's, feuerten ab und machten den Kopf zerschmetternd seinem gräßlichen Leiden ein Ende. Der Leichnam wurde auf Veranlassung des Magistrats von Braunau von dem Todtengräber auf dem katholischen Gottesacker bestattet und ihm in dieser Stadt im J. 1866 ein Denkmal gesetzt. P. hätte vielleicht sein Leben retten können, wenn er den ihm bekannten Verfasser genannt hätte, aber er that dies nicht, um diesen dem sicheren Tod zu entreißen. Als Verfasser der Schrift ist früher Graf Julius v. Soden genannt worden, doch hat derselbe dies entschieden verneint; dagegen dürfte die Autorschaft dem Johann Konrad von Yelin, damaligen Kammerassessor zu Ansbach, mit Sicherheit zugeschrieben werden.

Joh. Phil. Palm, Buchhändler zu Nürnberg. Auf Napoleons Befehl hingerichtet zu Braunau. Ein Beitrag zur Geschichte des letzten Jahrzehnds. Nürnberg 1814. — Fr. Schultheis, Glaubwürdige aus bis jetzt unbekannten Quellen nachgewiesene Mittheilungen über den Verleger und Verfasser der Schrift Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. Nürnberg 1860. — Heinr. Merkens, Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. Würzburg 1877. — Aus den Voracten zum Braunauer Blutgericht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung ꝛc. ꝛc. J. Braun.

Palm: Johann Friedrich P., Philologe und Schulmann (1813—71). Als der Sohn eines evangelischen Pfarrers in Dautzschen, Kreis Torgau, wurde P. am 2. October 1813 im großväterlichen Pfarrhause in dem benachbarten Städtchen Prettin geboren. Nach häuslicher Vorbereitung übergab ihn der Vater 1826 der Nicolaischule in Leipzig, welche er Ostern 1832 verließ, um sich dem Studium der Theologie und Philologie — ebenfalls in Leipzig — zu widmen. Der Einfluß G. Hermanns, der ihn bald in seine griechische Gesellschaft aufnahm, zog ihn mehr und mehr von theologischen Studien ab und der Sprachwissenschaft zu; den von Hermann begünstigten Plan, eine akademische Laufbahn einzuschlagen, mußte P. aber aufgeben, als der Tod seines Vaters 1834 ihn in die Nothwendigkeit versetzte, für seinen und der Seinigen Unterhalt sorgen zu müssen. Er übernahm daher Ostern 1835 eine Stelle als Adjunct an der Leipziger Nicolaischule und wurde 1837 an dieser zum ordentlichen Lehrer ernannt. Sein hervortretendes Lehrtalent und seine wissenschaftliche Tüchtigkeit, von der u. A. eine Herodot-Ausgabe (zuerst 1839) Zeugniß ablegte, veranlaßte die königl. sächsische Regierung, ihn bereits im December 1842 als Professor an die Landesschule in Grimma zu versetzen, wo er sich rasch eine hervorragende Stellung zu erwerben verstand. In weiteren Kreisen erregte er durch seine Betheiligung an dem damals lebhaft entbrannten Streite über das Verhältniß und den Werth humanistischer und realistischer Bildung, namentlich durch seine Schrift „Ueber Zweck und Methode des Unterrichts in den classischen Sprachen" (1848) ein gewisses Aufsehen. — Im October 1850 wurde er als Rector des Gymnasiums nach Plauen berufen und löste hier die schwierige Aufgabe, einer anscheinend dem Untergange verfallenen Anstalt neues Leben einzuflößen, mit hervorragendem Geschick; auch die durch die Bedürfnisse der Fabrikstadt wünschenswerth gewordene Erweiterung der Schule durch Anfügung von Realclassen hat er, wenn auch gegen seine Neigung, glücklich durchgeführt. Sein Wunsch, die Leitung eines reinen Gymnasiums zu übernehmen, ging in Erfüllung, als ihm im October 1861 die Direction des Gymnasiums in Bautzen übertragen wurde. Diese Anstalt hat sich seiner belebenden Kraft bis zu seinem Tode erfreuen dürfen; u. A. ist die Beschaffung eines neuen Schulhauses wesentlich sein Verdienst. Er starb am 14. Februar 1871. Selbständige wissenschaftliche Arbeiten hat er während seiner Rectoratszeit nicht mehr veröffentlicht; er war aber wesentlich betheiligt an der Neugestaltung des griechischen Wörterbuchs von Passow, dessen 5. Auflage er selbst mit herausgab. 1864 veröffentlichte er einen Lebensabriß seines Freundes Fr. Kraner in der Ausgabe von dessen Schulreden.

K. Schubart, Gedächtniß-Rede auf J. F. P. im Programm des Gymnasiums in Bautzen 1871. R. Hoche.

Palmer: Christian David Friedrich P., geb. zu Winnenden (Würtemberg) am 27. Januar 1811, † als Professor der evangelischen Theologie zu Tübingen am 29. Mai 1875, war der Sohn von Johann David P., einem tüchtigen Mädchenschullehrer in Winnenden, und von Christiane Friederike Frie-

singer. Ein munterer Knabe, mit guter, doch nicht allzurobuster Gesundheit ausgerüstet, wuchs er fröhlich heran, umgeben von der treuesten Vater- und Mutterliebe, welche dem einzigen Kinde die beste Erziehung zu geben suchte. Wegen seiner guten Begabung zum Theologen bestimmt, auf welchen Stand auch die fromme Tradition des Hauses, über die ein leiser pietistischer Hauch gebreitet war, hinwies, durchlief er die Pflanzstätten der würtembergischen Theologen, das niedere Seminar (Schönthal) 1824—28 und das höhere (Stift) zu Tübingen 1828—32 und machte im Sommer 1832 sein erste Prüfung mit Auszeichnung. Philologischen Studien war er nicht besonders zugewandt, weit mehr den philosophischen und am meisten den theologischen; von den damaligen Professoren (Steudel, Baur, Kern, Schmid) hatte der Letztere den meisten Einfluß auf den fleißigen arbeitsgewandten Studenten; die praktische Theologie, welche Schmid vertrat, war das Feld, für welches P. einen empfänglichen Boden, eine natürliche Anlage in sich trug, ihr wandte er sich mit besonderer Vorliebe zu. Von seinem Großvater mütterlicherseits hatte er eine vorzügliche Begabung für Musik ererbt, schon mit fünf Jahren lernte er Clavierspielen, in Schönthal erlernte er überdies Violoncell und Flöte, bald spielte er auch die Orgel. Dieser Lieblingsneigung, bei welcher er sich aber wol hütete, daß sie nicht zur beherrschenden Leidenschaft wurde, widmete er die meisten Freistunden, versuchte sich auch damals schon an kleinen Compositionen; auch während der Universitätszeit blieb er seiner Musica getreu und wenn er sich von studentischen Verbindungen entfernt hielt, so schloß er sich um so enger an einen kleinen Freundeskreis, der besonders durch diese Kunst zusammengehalten wurde. Mit Friedrich Silcher gab er 1829 den Anstoß zur Gründung der noch blühenden akademischen Liedertafel, in angesehenen Familien ertheilte er Clavierunterricht, auch seine nachherige Frau lernte er bei dieser Gelegenheit kennen. Ausgestattet mit einem sehr reichen Maaß theologischer Kenntnisse, verließ er die Universität, wurde bis April 1834 in Bissingen bei Kirchheim u./T., dann bis November 1836 in Plieningen bei Stuttgart Vicar. In dieser praktischen Thätigkeit legte er die ersten verheißungsvollen Proben seiner reichgesegneten erfolgreichen praktischen Wirksamkeit ab; seine natürliche rednerische Begabung unterstützt von einem außerordentlich treuen Gedächtniß und von soliden Studien, machte ihm das Predigen zu leichter, freudiger Aufgabe; mit Meisterschaft wußte er schon damals die Sprache zu handhaben, die klare angenehme Diction trug dazu bei, den ernsten, echt evangelischen Inhalt um so eindringlicher zu machen; auch der Pflege der Schule, der Seelsorge nahm er sich eifrig an, ebenso wenig vernachlässigte er die Musik (Gründung von Kirchengesangvereinen), dem eingezogen lebenden Geistlichen flogen die Herzen der Gemeinde zu. Schwere innere theologische und religiöse Kämpfe hatte P., wie es scheint, nicht zu bestehen; er war eine harmonisch angelegte Natur, die ihren harmlosen Kindessinn nicht gegen die theologische Scholastik preisgab; an Hegel hatte er wenig Gefallen gefunden, Schleiermacher's Einfluß bewahrte ihn vor Einseitigkeit, die tiefe Erfassung der theologischen Probleme verdankte er den bei ihm gewonnenen Einwirkungen. Seine Grundrichtung aber war eine biblisch-kirchliche, mit allen Fasern seines Herzens und Gemüthes hing er an seinem evangelischen Glauben; der würtembergische Pietismus, der Tübinger Supranaturalismus, wie er in Storr und Steudel vertreten war, der biblische Realismus, wie ihn J. A. Bengel gelehrt, waren die bestimmenden Factoren seiner theologischen Entwicklung, dabei wahrte er sich aber entschieden seine Selbständigkeit und gehörte nie einer bestimmten Partei an. Im Sommer 1836 bestand er die zweite Dienstprüfung, im November desselben Jahres trat er als Repetent in das theologische Seminar in Tübingen ein, 30. Januar 1839 wurde er zum Helfer in Marbach ernannt. Ruhig und

einfach, wie der Mann selbst war, verfloß sein Leben in der Heimathstadt Schiller's. 25. April 1839 heirathete er Wilhelmine Bossert, mit welcher er sich im Jahre vorher verlobt hatte. Die bescheidenen Verhältnisse von Haus und Gehalt störten den anspruchslosen Sinn der Gatten nicht, die reichliche Muße, welche ihm das kleine Amt ließ, benutzte der unendlich fleißige, stets thätige Mann zur Ausarbeitung der Werke, welche seinen theologischen und akademischen Ruf begründeten. Seine ungemeine Leichtigkeit im Arbeiten, das rasche Erfassen der Hauptpunkte eines Gegenstandes, die schöne Gabe, das Erfaßte klar, lichtvoll in fließender Sprache darzustellen, die Lebendigkeit und Beweglichkeit seines Geistes trieben ihn mit einer gewissen Naturnothwendigkeit zu schriftstellerischer Thätigkeit; mit nie ermüdender Feder ist er derselben zeitlebens treu geblieben. Zahllose Artikel in den verschiedensten kirchlichen und pädagogischen Zeitschriften, auf die verschiedensten Gebiete der Ethik, der praktischen Theologie, der Hymnologie, des Schulwesens, der Musik sich ausdehnend, legen rühmlichstes Zeugniß ab von seiner großartigen Belesenheit, seiner warmen Theilnahme für Kirche und Schule, seinen gediegenen Kenntnissen, seiner milden friedliebenden Auffassung, wie von seiner männlichen Entschiedenheit und seinem treffenden, nicht verletzenden, aber offen ausgesprochenen Urtheile. So enthielt z. B. Tholuck's literarischer Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft 1838 Recensionen über: Rothe, die Anfänge der christlichen Kirche und ihre Verfassung; Drey, Apologetik als wissenschaftliche Nachweisung der Göttlichkeit des Christenthums; 1839 Hirscher, christliche Moral; 1842 eine Abhandlung über Fr. W. Krummacher als Prediger; 1843 Frz. Theremin als Prediger; 1846 Pestalozzi und die christliche Pädagogik; der süddeutsche Schulbote seit 1838 beinahe in jedem Jahrgange Recensionen und Abhandlungen, so 1838 und 1839 Recensionen über musikalische Werke; Kritiken über Jugend- und Kinderschriften; 1839 eine Abhandlung über Mittel und Wege den Schönheitssinn der Kinder zu wecken; 1846 Mißverhältniß der Arbeit auf dem Felde der Erziehung zum Erfolg und des Erfolgs zur Arbeit; 1845 über Lehre und Erziehungsweise der Jesuiten; 1847 die Schule der Philanthropisten; 1848 der Pietismus in der Pädagogik; 1849 über Nationalbildung; 1851 die Poesie im Schulamt u. s. w.; die Studien der evangelischen Geistlichkeit Württembergs 1839 eine theologische Abhandlung über die Kirche; die in Kiel erscheinenden theologischen Mitarbeiten im Jahrg. 4, Andeutungen über eine wissenschaftliche Erörterung der christlich-ethischen Grundbegriffe; ferner über die dogmatische Construction der Lehre von der Aneignung des Heils und der Heilsordnung; die theologischen Studien und Kritiken 1843 eine Abhandlung über die neueren Reformen der Gesangbücher und Liturgien vom theologischen Standpunkt aus. Diese Proben genügen, um Palmer's rastlose Thätigkeit, Productivität und Vielseitigkeit zu kennzeichnen, alle die hier genannten und in anderen Zeitschriften (allgemeinen Schulzeitung, Christoterpe ꝛc.) zerstreuten Studien waren nur Bausteine und Spähne von größeren selbständigen Werken. Herbst 1840 wurde er von Tholuck zur Abfassung einer Homiletik aufgefordert. In einem Zug mit freudigem Herzen, wie er selbst bekennt, schrieb er sie nieder, Sommer 1841 war das Manuscript fertig, 1842 erschien dies erste größere Werk, 1844 folgte ihm die evangelische Katechetik. Beide Schriften tragen ganz das Gepräge ihres Verfassers: des evangelischen bibelgläubig vielbelesenen und allseitig gebildeten Christen, welcher Praxis und Wissenschaft harmonisch vereinigt und gesundes christliches Leben in Kirche und Schule pflanzen will. Der evangelischen Kirche, den Geistlichen und Lehrern wird hier ein klar aufgebauter Grundriß der Bedeutung und der Geschichte dieser beiden Disciplinen gegeben, diese selbst werden in den Zusammenhang der übrigen Wissenschaften eingegliedert und geben in ihrer systematischen

Darstellung ebenso die Principien, wie die praktischen Winke für die Thätigkeit des evangelischen Predigers, Seelsorgers und Lehrers. Die wiederholten Auflagen der Homiletik 1845, 1850, 1857, 1867, der Katechetik 1846, 1856, 1864, 1875, stets verbessert, durchgearbeitet, auf den neuesten Stand der Wissenschaft gebracht, beweisen die Beliebtheit und praktische Brauchbarkeit der beiden Werke. P. selbst galt seit dem Erscheinen der ersten Auflage als Autorität in diesem Gebiete. Aber auch auf anderen machte sich sein Einfluß in hervorragender Weise geltend. Das evangelische Würtemberg befand sich seit Ende der dreißiger Jahre in einer lebhaften Agitation wegen der Einführung eines neuen Gesang- und Choralbuches, sowie einer neuen Liturgie. In einer Abhandlung in den Studien der würtembergischen Geistlichkeit (Bd. 12) kritisirte P. den Entwurf des neuen Gesangbuches; seine von biblischem Geiste durchwehte Anschauung gepaart mit Verständniß für den poetischen und erbaulichen Charakter der Lieder, sein pietätsvoller maßhaltender Conservatismus gegen die alten Lieder fand großen Anklang, directen Einfluß hatte er nicht, da er in die Gesangbuchscommission nicht berufen wurde. Dagegen trat er 1843 in die Commission für das Choralbuch als berufener Meister; Psalmen und prophetische Stücke der heiligen Schrift für vierstimmige Chöre in Musik gesetzt, hatte er schon herausgegeben, mit Entschiedenheit vertrat er (Kocher und Silcher gegenüber) das Recht, ja die Nothwendigkeit des einstimmigen Choral-Kirchengesangs (die Erfahrung und Praxis gab ihm in der Folge vollständig Recht). Bei der Auswahl und Harmonisirung der Choräle war er sehr thätig und die letzte Revision des Choralbuches wurde in seinem Hause in Tübingen vollendet. Ebenso stand er der neuen Liturgie im Allgemeinen sehr sympathisch gegenüber und freute sich über den gesunden evangelischen Geist derselben. Er vertrat die Einheit der Formularien bei den Cultushandlungen, stellte die alten Liturgien als Muster für alle Zeiten auf, machte auch als praktischer Mann auf bequeme Einrichtung für den Gebrauch aufmerksam. Auch in den Streit über den Pietismus griff P. schriftstellerisch ein, 1839 erschien seine Schrift: An Freunde und Feinde des Pietismus; im Allgemeinen eine Vertheidigung des Pietismus, aber maßvoll und besonnen, durchaus nicht blind gegen die Fehler desselben, in welchem P. andererseits ein Licht und Salz der evangelischen Kirche anerkannte. In das Ende seines Marbacher Aufenthalts fällt auch die Herausgabe seiner evangelischen Casualreden (1842), eine Sammlung, welche bis 1855 12 Bände umfaßte, Predigten der verschiedensten Verfasser in sich vereinigte, und in ihren wiederholten Auflagen ungemein viel Anregung und Belehrung schuf. Auch an dem Zustandekommen des Predigtbuches zu Gunsten des Pfarrwaisenvereins, zu dessen Gründung 1841 P. wesentlich beitrug und der „Zeugnisse evangelischer Wahrheit“ hatte er lebhaften Antheil. Obgleich in weiten Kreisen bekannt als vorzüglicher Kanzelredner, anregender Lehrer, sehr tüchtiger Theologe wurde P. doch noch nicht mit der Würde und Stelle betraut, für welche er seiner ganzen Individualität nach eigentlich bestimmt war, der eines Professors der Theologie. Sommer 1839 wurde ihm die Professur in Zürich angetragen, welche Strauß und Elwert inne gehabt; er lehnte ab und bereute es nie; er war ein zu treuer Sohn seiner Heimath und seiner vaterländischen Kirche, als daß er sich in den schwierigen Schweizer Verhältnissen wol befunden hätte. Dagegen wurde er am 30. Mai 1843 zum zweiten, am 18. October 1848 zum ersten Diakonus, am 7. Juni 1852 zum Decan in Tübingen ernannt. Mit gewissenhafter Treue widmete er sich diesen geistlichen Aemtern, die ihm neben der stets wachsenden Seelsorge die Führung der Kirchenbücher, das Inspectorat über die Volksschulen, Theilnahme am Ehegericht, sowie an mehreren Vereinen brachten, aber seine vorzügliche Arbeitskraft verstand allen Ansprüchen des Amtes zu genügen,

seine ruhige Besonnenheit erhielt ihm auch in den schwierigen Jahren von 1848 und 1849 das Vertrauen der Gemeinde. Immer bereit als Prediger auszuhelfen, fand er Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten, Abhandlungen, Recensionen, auch die Musik wurde in keiner Weise vernachlässigt. 1847 übernahm er die Vorstandschaft des Oratorienvereins und bis zu Fr. Silcher's Tod (26. August 1860) blieb er dessen treuer Freund und Berather. Mit der Universität, deren damalige theologische Lehrer noch theilweise seine Lehrer gewesen waren, trat er in nähere Verbindung, als er 1846 den Lehrauftrag zu einer Vorlesung über Pädagogik erhielt. Es war dies gewissermaßen das Vorspiel der eigentlichen akademischen Thätigkeit, welche ihm nach dem Tode von Schmid zufiel. Auf den einstimmigen Vorschlag der Facultät wurde er zum Professor der praktischen Theologie und Moral ernannt (7. Juli 1852). P. hatte damit erlangt, was ihm gebührte, einen Ruf nach Halle hatte er 1847 abgelehnt, ebenso eine Anfrage wegen der Stiftsprädicatur in Stuttgart, endlich 1853 einen Ruf als Oberhofprediger nach Dresden. 1853 erwarb er sich rite den theologischen Doctorgrad in Tübingen. Fast 23 Jahre lang hatte P. seinen Lehrstuhl inne, segens- und erfolgreich in hohem Maße ist sein langjähriges Wirken gewesen. Sämmtliche Gebiete der praktischen Theologie (Homiletik, Katechetik, Pädagogik, Pastoraltheologie, Kirchenrecht) umfaßte seine Lehrthätigkeit, regelmäßig las er über Moral, exegetische Vorlesungen über neutestamentliche Schriften (Marcus, Lucas, Johannes, 1. Corinther-, Philipper- und Colosserbrief) schlossen sich an, einmal trug er die theologische Encyclopädie vor, im Winter 1859/60 hielt er für Studirende sämmtlicher Facultäten Vorträge über Religion, Christenthum und Kirche. Seine Vorlesung über Geschichte der Tonkunst sollte besonders den Geistlichen zu Gute kommen, wie die Darstellung der in Würtemberg heimischen Sekten und Gemeinschaften besonders den würtembergischen Theologen galt. Seine Vorlesungen zeichneten sich sämmtlich aus durch große Klarheit, reiche Belesenheit und genaues Vertrautsein mit dem Gegenstand, die Leichtigkeit, mit welcher in den systematischen der künstlerische Aufbau ausgeführt wurde, die Ruhe und Sicherheit, mit welcher die schwierigsten Probleme behandelt wurden, machten oft den Eindruck geringerer Tiefe; die wissenschaftliche Tüchtigkeit Palmer's wurde daher auch häufig von den Studirenden nicht in dem Maaße gewürdigt, wie die Vorlesungen nach dem Reichthum des Inhalts verdient hätten; sie waren aber wie seine Bücher außerordentlich instructiv und sind unzähligen in ihrem amtlichen Leben von großem Nutzen gewesen. Sein theologischer Standpunkt blieb der positiv biblische, ohne daß er sich einer bestimmten Richtung oder Partei anschloß; gegen seines Kollegen Baur kritische Resultate verhielt er sich ablehnend, ebenso aber auch gegen Beck's weitgehenden biblischen Realismus, auch gegen den Pietismus, mit welchem er sonst viel Verwandtes hatte, wahrte er seine theologische Selbständigkeit; ein Vortrag 1872 im Königsbau zu Stuttgart gehalten über: „Die Deutung der biblischen Weissagung auf Ereignisse und Zustände der Gegenwart“ trug ihm harte Angriffe ein, welche ihn tief betrübten. Seiner ganzen Natur nach war er gegen engherziges Hochkirchenthum, während er den immer weitergehenden Ansprüchen Rom's gegenüber seinen protestantischen Standpunkt entschieden geltend machte. Einen höchst bedeutenden Theil seiner akademischen Thätigkeit bildete die Vorstandschaft über das evangelische Predigerseminar; hier in der Verbindung von Theorie und Praxis zeigte er seine volle Meisterschaft; in der Leitung der homiletischen und katechetischen Uebungen in der kleinen Schloßkapelle, in der Kritik der Predigten und Kinderlehren erkannte man seine ungemein reichen Kenntnisse, seine Gewandtheit und Leichtigkeit zu disponiren und die Hauptsachen hervorzuheben. Die große Schaar von Studirenden aus Württemberg und andern Ländern,

welche seiner sicheren Leitung sich anvertrauten, und welchen er in seinen jährlichen Abschiedspredigten die Würde ihres Berufes zeigte und denen er in seinen stark besuchten Sonntagspredigten in der Georgenkirche Muster von gediegenen und erbaulichen Predigten gab, hat im späteren Amte seine Winke und Lehre dankbar befolgt. Dieser angestrengten Lehrthätigkeit ging eine ebenso reiche schriftstellerische zur Seite; eifrigst betheiligte er sich als Mitherausgeber und treuer Mitarbeiter an der Encyclopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, herausgegeben von K. A. Schmid 1859—78 (81 Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten der Pädagogik, Kirchengeschichte, Musik, Ethik z. B. J. V. Andreä, Aufklärung, J. A. Bengel, Charakter, Clavierspiel, Ehe, Erziehung, Gebet, Gesang, Katechetik, Musik, Nachahmung, Pädagogik, Pietismus, Selbstgefühl, Sitte, Staat, Taufe, Unterricht, Volkslied 2c.), sowie in der Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche von Herzog, 1854—1866 (81 Artikel ebenfalls aus den verschiedensten systematischen und historischen Gebieten der Theologie und Philosophie z. B. Beredtsamkeit, Geistliche, P. Gerhard, Homiletik, Katechese, Kirchenlied, Liturgie, H. Müller; Palästina, Pastoraltheologie, Reinhard, Seelsorge, Fr. v. Spee, Wahrheit, Württemberg, Bach, Dann, Flattich, Knapp, Schnurrer, Sekten, Todesstrafe 2c.). Die von ihm in Gemeinschaft mit Dorner, Ehrenfeuchter, Liebner, Wagenmann, Weizsäcker 2c. herausgegebenen Jahrbücher für deutsche Theologie enthielten werthvolle Abhandlungen von ihm z. B. Zur praktischen Theologie 1856, Brenz als Prediger und Katechet 1871, die Objectivität der Exegese 1870, die Moral des Jakobusbriefs 1865, das Vorbild Jesu 1858, die christliche Lehre vom höchsten Gut 1860, Gesetz und Erlaubtes 1869, die Deutung der biblischen Weissagung 1872. Zu den stets wiederholten Auflagen seiner Homiletik und Katechetik gesellten sich als neue Werke: „Evangelische Pastoraltheologie“ 1860, „Die Moral des Christenthums“ 1864, „evangelische Hymnologie“ 1865 und die zwei Predigtsammlungen: „Ein Jahrgang evangelischer Predigten“ 1857, „Predigten aus neuer Zeit“ 1874, sowie eine Sammlung von Vorträgen u. d. T.: „Geistliches und Weltliches für gebildete christliche Leser“ 1873. Kleine Aufsätze, Recensionen und Kritiken fanden ihren Weg in andere Zeitschriften (Studien und Kritiken, Darmstädter Kirchenzeitung, mancherlei Gaben und ein Geist, süddeutscher Schulbote, neue Blätter aus Süddeutschland, allgemeine musikalische Zeitung). In liebenswürdiger Gefälligkeit spendete P. aus dem so reichen Maße seines Wissens gern Beiträge für öffentliche Vorträge in Tübingen, z. B. über Abraham a Santa Clara, Bach, Haydn, ebenso zu den in Stuttgart veranstalteten Königsbauvorträgen, z. B. über den eigenthümlichen Charakter der evangelischen Theologie in Würtemberg. Auch die Musik wurde ebenso eifrig gepflegt, wie früher, seine Lieblingscomponisten blieben Haydn und Mozart, Händel und Mendelssohn; Bach und Schumann traten gegen diese zurück und mit Wagner befreundete er sich erst, nachdem er Lohengrin gehört hatte. Von der Leitung des Oratorienvereins trat er bald nach Silcher's Tode (26. August 1860) zurück, der ganz anders geartete Scherzer war ihm nicht sympathisch. An den öffentlichen Angelegenheiten des Landes betheiligte er sich, wenn auch nicht in hervorragender Weise, so doch gern und eifrig, die erste Landessynode 1869, in welche er als Mitglied der Facultät eintrat, wählte ihn zu ihrem Vicepräsidenten. Von politischen Agitationen hielt er sich fern, der Unmuth über den Krieg von 1866 verschwand in dem Siegesjahre 1870—71, die Tübinger Bürgerschaft, seine patriotische Gesinnung ehrend, gab ihm ein schönes Zeichen ihres Vertrauens und wählte ihn 1870 in die würtembergische Abgeordnetenkammer, aber nach zwei Jahren legte er sein Mandat nieder, weil es das Halten der geliebten Vorlesungen zu sehr beeinträchtigte. Hochangesehen, allgemein beliebt und geachtet, glücklich im Kreise seiner Familie (zwei Söhnen,

zwei Töchtern), in treuem Verkehr und gutem Einvernehmen mit seinen Collegen brachte er seinen Lebensabend dahin, 1857 hatte er das akademische Rectorat inne, 1853, als er den Ruf nach Dresden abgelehnt, hatte ihm ein hoher Orden den Werth gezeigt, welchen man auf sein Bleiben im Lande lege. Die sonstige Wanderlust der Schwaben war ihm fremd, er schweifte nicht gern ins Weite; größere anstrengende Gänge waren ihm schon in der Jugend ein Gegenstand des Schreckens; auch zu der Reise, welche sonst die würtembergischen Theologen nach vollendeter Studienzeit zu unternehmen pflegen, hatte er sich nicht aufgerafft und seine späteren Erholungsreisen führten ihn nie weit von der Grenze des Vaterlandes fort. Eine gewisse Bequemlichkeit, welche in einer nicht ganz kräftigen Constitution ihre Erklärung fand, machte sich bei ihm geltend, die Musik mit allem Schönen, was sie ihm bot, fesselte ihn sehr viel an das Zimmer. In den vierziger Jahren war er mit Kopfweh viel behaftet, später nahm häufig wiederkehrende Heiserkeit seiner sonst sonoren Stimme ihren Klang. Charfreitag 1875 hielt er seine letzte Predigt, unmittelbar nachher legte er sich auf das Krankenlager, von dem ihn nach schweren, geduldig getragenen Leiden (Typhus) am 29. Mai der Tod erlöste. — Mannigfach und weitgreifend ist Palmer's Bedeutung, er war ein schwäbischer Vermittlungstheologe im besten Sinn des Wortes, der seinen evangelischen biblischen Glauben treu festhaltend, eine schöne harmonische Vereinigung von Wissenschaft und Praxis, Christenthum und allgemeiner Bildung repräsentirte; durch seine schriftstellerische und akademische Thätigkeit hat er den Disciplinen, welche er lehrte, ihren gebührenden Rang im Reiche der Wissenschaft gegeben, unzähligen Geistlichen und Lehrern war er dadurch Lehrmeister und Vorbild und wenn sich sein Wirken nicht in dem Gründen einer bestimmten Schule ausdrückte, so war es doch besonders für seine vaterländische Kirche unendlich wichtig, langhin nachwirkend. Palmer's Schriften sind schon erwähnt; sein Schwiegersohn Jetter gab aus seinem Nachlaß 1877 die Schrift heraus: „Die Sekten und Gemeinschaften Würtembergs“.

Quellen: J. Knapp, Christian Palmer, eine Skizze, im evangelischen Kirchen- und Schulblatt für Württemberg 1876—81; derselbe Ch. P. in Realencyclopädie von Herzog. 2. Aufl. Bd. 11, S. 708 ff. Worte der Erinnerung an Chr. P. Tübingen 1875. Weizsäcker, Zur Erinnerung an Dr. Chr. P. in: Jahrbücher für deutsche Theologie. Bd. 20. Nekrologe im schwäbischen Merkur 1875, Nr. 162 (J. Hartmann); Staatsanzeiger, besondere Beilage 1875, Nr. 18 (H. Weiß); Allgemeine Zeitung 1875, Nr. 168 (Diestel); Protestantische Kirchenzeitung 1875, Nr. 24; Süddeutscher Schulbote 1875, Nr. 15 ff. (R. Kübel). Theodor Schott.

Palotta: Matteo P., nach seiner Vaterstadt auch Il Palermitano genannt, wurde daselbst im J. 1688 geboren und ward frühzeitig für den Priesterstand bestimmt. Seine Liebe zur Musik führte ihn nach Neapel, wo er im Conservatorio San Onofrio ernste Studien betrieb. Nach seiner Rückkehr und abgelegter Prüfung wurde er zum Canonicus secundarius (Weltpriester) ernannt und gab sich nun ganz der Composition strenger Kirchenvocalmusik hin. Zugleich schrieb er eine höchst verdienstliche Abhandlung „Gregoriani cantus enucleata praxis et cognitio“ (über Guido's Solmisation und Lehre von den Kirchentönen). Kaiser Karl VI., durch seine Werke aufmerksam gemacht, berief ihn nach Wien, wo er nach Befürwortung des Hofcapellmeisters Fux im Februar 1733 nach seinem eigenen Wunsche als Componist für Gesangmusik a capella in der kaiserl. Hofcapelle mit 400 fl. jährlichen Gehalts angestellt, 1741 entlassen, aber 1749 reactivirt wurde. Er starb in Wien am 28. März 1758 im 70. Lebensjahre (Wiener Diarium). — Palotta's Werke: Messen, Motetten, Offertorium zu 4

bis 8 Stimmen zeichnen sich bei aller contrapunctischen Strenge durch freie Entfaltung des Hauptgedankens und seiner Nebensätze, durch stetige Bewahrung des echten Kirchenstyles und natürlich fließende Führung der Stimmen aus und erinnern in mancher Beziehung an Caldara. Zeugniß davon geben die noch vorhandenen Manuscripte in der kaiserlichen Hofbibliothek und im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien. C. F. P.

Palthen: Johann Philipp P., Historiker und Sprachforscher, aus einer alten von der Wetterau nach Mecklenburg und Pommern eingewanderten Gelehrtenfamilie, welche sich im geistlichen und Lehrfache, sowie in der Verwaltung auszeichnete, war der Sohn des Hofgerichtssecretärs Johann P. († 1708), aus dessen Ehe mit der Tochter des Wolgaster Rathsherrn Michael Hoppe, Dorothea H., und wurde am 26. Junius 1672 zu Wolgast geboren. Nach Vollendung der Schul- und Universitätsstudien in Greifswald (1688—91) hatte er das Glück, mehrere einflußreiche Gönner zu finden, welche ihn in seiner litterarischen Thätigkeit unterstützten und zu einer amtlichen Stellung beförderten. Zu diesen gehörte namentlich der anfangs als Pastor an der Jacobikirche zu Hamburg und seit 1701 als Generalsuperintendent zu Greifswald wirkende Dr. Joh. Friedrich Mayer (s. A. D. B. XXI, 99), mit welchem er Holland, Dänemark und Schweden bereiste, sowie der brandenburgische Geheimerath Sam. v. Pufendorf, welcher durch seine Gemahlin mit der Familie P. verwandt war, und durch seine Empfehlung den schwedisch-pommerschen Generalgouverneur Grafen Niels Bielcke bewog, den erst 22 Jahre zählenden jungen Gelehrten (1694) zum Professor math. et mor. in Greifswald zu ernennen. In der folgenden Zeit (1697 bis 1698) begleitete er auch die Söhne des Grafen Bielcke auf einer größeren Reise nach Frankreich und England, wo er in Paris die berühmten Gelehrten Joh. Mabillon, Stephan Baluze, Joh. Harduin, Ludw. Du Four, Abt von Longuerue, und Pet. Dan. Huet, theils persönlich, theils nach ihrer litterarischen Bedeutung kennen und schätzen lernte. Anscheinend durch Du Fours Studien über Tatian angeregt, nahm er während seines Aufenthaltes in Oxford (1698), nach dem Manuscript des Franziscus Junius, eine Abschrift von der althochdeutschen Uebersetzung der Tatianischen Evangelienharmonie, welche er im J. 1706 in Greifswald im Druck herausgab. In seiner weltmännischen Bildung, ebenso wie in seinen historischen und philologischen Kenntnissen durch diese Reisen gefördert, kehrte er im J. 1699 in die Heimath zurück und empfing zugleich die Professur für Geschichte an der Greifswalder Universität. Nachdem er von 1694—1701 in fortgesetztem Briefwechsel mit Dr. J. Fr. Mayer gestanden hatte, erhielt er im J. 1701 diesen hervorragenden Theologen als Amtsgenossen, und dadurch nicht nur Gelegenheit, dessen umfangreiche Bibliothek zu benutzen, sondern auch sich mit diesem vielseitigen Gelehrten zu litterarischen Unternehmungen zu vereinigen. Zu diesen gehörte (1704) die Gründung einer gelehrten Gesellschaft, deren Thätigkeit jedoch, anscheinend unter dem Einfluß der pietistischen Streitigkeiten und der drohenden Kriegsgefahr bald wieder erlosch. Dagegen hatte P. das Glück, durch den Regierungsrath Magnus v. Lagerström die Mittel zur Herausgabe der erwähnten Evangelienharmonie zu erlangen. Seine übrige Thätigkeit war zwischen seinen Vorlesungen, der Herausgabe kleinerer Schriften und eifrigen historischen Studien in den pommerschen Archiven getheilt. Von diesen betreffen die beiden ersten Richtungen seines Wirkens Natur- und Staatsrecht, allgemeine und deutsche Geschichte, sowie die Schriften des Hugo Grotius; obwohl er in der Vorrede zum Tatian als Zweck der Herausgabe jener althochdeutschen Uebersetzung u. A. hervorhebt, die damalige Sprache zu veredeln und von Fremdwörtern zu befreien, so bediente er sich selbst dennoch in seinen eigenen Werken der lateinischen Sprache. Seine historischen

Studien in den pommerschen Archiven sammelte er in mehreren Urkunden- und Regestenbüchern, welche zum Theil in den Bibliotheken von Greifswald, Stralsund und Putbus erhalten sind. Mit regelmäßiger Handschrift sorgfältig ausgeführt, und genau den Originalen entsprechend, gelten sie mit Recht als Musterwerke für die Nachwelt. Zum Druck gelangte während seines Lebens nur die von ihm aus jenem Urkundenschatze entnommene Geschichte der Greifswalder Nikolaidomkirche, 1704, später auch (1756) eine Rede über das Kloster Eldena. Er starb im blühenden Alter von 37 Jahren am 26. Mai 1710; sein Portrait, im Besitz der Universität, ist durch geistvolle Züge und lebendigen Ausdruck bemerkenswerth.

Charisius u. Dinnies, stemmata Sund., wo die Verwandtschaft mit Sam. Pufendorf und dem Frankfurter Juristen Zacharias Palthen erwähnt ist. — Kosegarten, cod. Pom. dipl. Vorr. p. XLIII; Gesch. d. Univ. I, 281. — Höfer, Die deutsche Philologie, Univ. Festrede, 1856—57, S. 25, Anm. 8, wo als Geburtsjahr, statt 1662, das Jahr 1672 zu berichtigen ist. — Aug. Balthasar, v. d. Landesgerichten S. 223. — Rituale Academicum, p. 465. — Biederstedt, Nachr. v. Neuvorpommerschen Gelehrten, Einl. S. IX. — Goedeke, Grundr. z. Gesch. d. Deutschen Dichtung, 2. Aufl. S. 19. — Ein Verzeichniß von Palthen's Schriften findet sich in Jöcher's Gelehrten-Lexikon und Dähnert's Katalog der Univ.-Bibl.; ein Abdruck der Evangelienharmonie in Schilter's thesaurus II, h. v. Scherz; seine Urk.- u. Reg.-Samml. sind erwähnt Pyl, Gesch. d. Kl. Eldena, S. 551; seine Briefe, im Original a. d. Univ.-Bibl., sind zum Theil abgedr. bei Dähnert, Pom. Bibl. II, S. 447—458. Pyl.

Paltz: Johann v. P., Augustiner, † am 13. März 1511 zu Mühlheim. Sein Familienname war Jenser; v. Paltz nannte er sich nach seinem Geburtsorte Paltz oder Palenz im Trierischen (nach anderen war er ein Schwabe). Er trat zu Erfurt in den Orden der Augustiner-Eremiten, wurde dort 1483 Doctor der Theologie und lehrte dort auch mit Unterbrechungen im Kloster, vielleicht auch an der Universität. Er war ein Gehülfe des Generalvicars der (reformirten) sächsischen Congregation seines Ordens, Andreas Proles, bei der Durchführung und Ausbreitung der strengeren Observanz und wirkte in diesem Sinne 1475 (als Prior) in Neustadt, 1491 in Herzberg, 1499 in Mühlheim (Thal-Ehrenbreitstein), 1505 in Sternberg in Mecklenburg. 1490 wurde er von dem päpstlichen Legaten, Raymund Payraudus, Bischof von Gurk (später Cardinal) beauftragt, das von Alexander VI. ausgeschriebene Jubiläum (zur Bestreitung der Kosten des Türkenkrieges) zu verkündigen, und wirkte nun als Ablaßprediger in Sachsen und dem nördlichen Böhmen. 1502 predigte er ein zweites Jubiläum. Von 1507 an lebte er in dem Kloster zu Mühlheim. Unter Zugrundelegung seiner Jubiläumspredigten schrieb er „Die himmlische Fundgrube“, mit einer Widmung an den Kurfürsten Friedrich und den Herzog Johann von Sachsen, zuerst 1490 zu Erfurt gedruckt. Eine bedeutend erweiterte lateinische Ausgabe des Werkes veröffentlichte er mit einer Widmung an den Erzbischof von Köln, Hermann Landgrafen von Hessen, zu Erfurt 1502 unter dem Titel: „Coelifodina absconditos scripturae thesauros pandens“, dazu ein „Supplementum Coelifodinae“, Erfurt 1504 (in diesem theilt er auch zwei Predigten von Andreas Proles und kleine Abhandlungen des Augustiners Johann von Dorsten über die Reliquie vom Blute Christi zu Gotha und über den Ablaß mit; der vollständige Titel heißt: „Supplementum de exercitibus infernalibus ipsas sacratissimas indulgentias impugnantibus et de modo expugnandi eos per bumbardas de turri Davidica emittendas). Alle drei Werke sind bis zum Jahre 1517 wiederholt (zu Erfurt, Leipzig, Augsburg und Straßburg) gedruckt

worden. Die beiden lateinischen sind interessant, weil sie eine ausführliche Darstellung der ganzen Lehre vom Ablaß enthalten, wie sie in den letzten Jahrzehnten vor Luthers Auftreten von streng kirchlichen Theologen vorgetragen wurde (s. Auszüge bei Kapp, eine zusammenhängende Analyse bei Kolde und Bratke, s. u.). Gedruckt ist von P. außerdem „De septem foribus seu festis gloriosae Virginis" 1491, vielleicht auch „Hortulus aromaticus gloriosae Virginis", nicht gedruckt eine kleine Abhandlung „De conceptione sive praeservatione a peccato originali S. Dei genetricis Virginis Mariae". — P. ist oft verwechselt worden mit einem gleichzeitigen Johann (Gethink von) Paltz (Pals, Balcz), der dem Orden der Augustiner-Chorherren (Canonici regulares S. Augustini) angehörte, Doctor decretorum, seit 1504 Propst des Klosters zum neuen Werke (in opere novo) bei Halle, auch Archidiakonus des Bezirks Halle und bei den Erzbischöfen von Magdeburg, Ernst von Sachsen († 1613) und Albert von Brandenburg sehr angesehen war; er schloß sich 1524 Luther an (Mencken, Scriptores II, 1519).

J. Chr. Dreyhaupt, Pagus Neletici . . . Beschreibung des Saalkreises, 1749, I, 704. — J. E. Kapp, Nachlese zur Ref.-Gesch. IV, 424. — (Weller) Altes aus allen Theilen der Geschichte, 1762, I, 290. — Ossinger, Bibliotheca Augustiniana, 1768, S. 652. — Th. Kolde, Die deutsche Augustiner-Congregation, 1879, S. 174 u. f. — E. Bratke, Luthers 95 Thesen und ihre dogmenhistor. Voraussetzungen, 1884, S. 53 ff., 111 ff. Die Ausgaben der Fundgrube und der Coelifodina bei Panzer, Weller u. Kolde, S. 181.

Reusch.

Paludanus: Johann P. heißt der Verfasser von Versen (Reimen), in welchen der Inhalt jedes Capitels der Bibel kurz angegeben ist und welche unter dem Titel: „Kleine Bibel" zu Tübingen 1589 in Octav erschienen. Der Verfasser wird identisch sein mit dem niederländischen Schulmann und Dichter, den Jöcher anführt, der im 16. Jahrhundert in Gent, Dornick und Mons als Lehrer wirkte. Hat er auch, wie Rotermund meint, einen von Uffenbach angeführten Brief eines Johannes Paludanus an Heinrich Smetius geschrieben, so müßte er im J. 1605 in Wittenberg gewesen sein.

Jöcher III, Sp. 1212. — Rotermund zum Jöcher V, Sp. 1465. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., II, S. 171.

l. u.

Pamelius: Jacob P., kathol. Theolog im 16. Jahrhundert, machte sich als Gelehrter einen Namen, besonders durch mehrere patristische Arbeiten. Er stammte aus dem adligen Geschlechte der Barone von Pamele und ward 1536 zu Brügge geboren. Vorgebildet im Cistercienserkloster zu Namur, studirte er neun Jahre Philosophie und Theologie zu Löwen unter Ruardus Tapper und Jodocus Ravestein; besuchte auch die Vorlesungen der Sorbonne zu Paris und noch verschiedene Universitäten. Nach Löwen zurückgekehrt, ward er hier Licentiat der Theologie und 1561 Canoniker an der St. Donatianskirche zu Brügge, wie auch nachher an St. Gudula zu Brüssel und St. Johann zu Herzogenbusch. Mit besonderer Vorliebe pflegte er das Studium der Kirchenväter und brachte allmählich eine bedeutende Anzahl patristischer Handschriften zusammen, deren er mehrere mit gelehrten Notizen und kritischen Anmerkungen bereichert, herausgab. Daher ward er für spätere Forscher, wie Rega, le Prieur, Lombert und Fell ein tüchtiger Führer auf dem bisher wenig bearbeiteten Felde der Patristik. Besonders bearbeitete er die Schriften Tertullians und Cyprians, welche er aus neu entdeckten Handschriften herausgab. Der Sieg der Reformation zu Brügge trieb ihn nach St. Omer, wo er bald eine Stelle als

Archidiacon erhielt. Kurz nachher ernannte Philipp II. ihn zum Propst von St. Salvator zu Utrecht und 1587 zum Bischof von St. Omer. Er starb aber schon selbigen Jahres noch vor Antritt dieses Amtes zu Bergen im Hennegau. Die vornehmsten unter seinen zahlreichen Schriften sind folgende: „Liturgica Latinorum", Colon. 1571 und 1609. 2 tom. 4⁰.; „Relatio ad Belgii ordines de non admittendis una in republica diversarum religionum exercitiis", Antv. 1589; „Micrologus de ecclesiasticis observationibus", Antv. 1589; „Cassiodori divinae lectiones", Antv.; „Catalogus commentariorum veterum selectorum in universa biblia", Antv.; „Cypriani opera omnia", Antv. 1568, 1589. Paris 1574 fol.; „Tertulliani opera", Paris 1590 fol.; „Vita Tertulliani et adnot. ad opera ejus", Paris 1635 fol.; „Conciliorum paralipomena"; „Rabbani opera", Colon. 1626; „Commentarii Pamelii in libro Judith"; „Commentarii in epist. ad Philemonem"; „Liturgica Graecorum"; „De Graecae ac Latinae ecclesiarum in missae sacrificio concordia". — Diese drei letzten Schriften sind niemals im Druck erschienen.

Baronius, Annal. eccles. Saec. II. — Foppens, Bibl. Belgica I. p. 532/533, wo auch sein Bildniß zu finden ist. — Saxe, Onomasticon III, p. 438. — van Heussen u. van Rhyn, Oudh. v. Utrecht, I. Bl. 200, 201. — van der Aa, Biogr. Woordenb. van Slee.

Päminger: Leonhard P., lateinisch Paminger, sonst auch Bamminger, Paming und sogar Panniger genannt, wurde am Sonntag Lätare (den 29. März) 1495 zu Aschach (Aschau) an der Donau (zwischen Passau und Linz) geboren, wo sein Vater Andreas P. Senator war. Er zog im J. 1513 zu seiner weiteren Ausbildung nach Wien und hat dann vom Ende des Jahres 1516 an in Passau gelebt. Hier verwaltete er ein Schulamt und hatte dabei wahrscheinlich eine Schreiberstelle oder dgl. (totius vitae curriculum in functione Scholastica et Tabellionatus officio .... trivit); bei seinem Tode wird er Secretär zu St. Nicolai (ad D. Nicolaum Secretarius) genannt. P. war zweimal verheirathet; aus seiner ersten Ehe überlebten ihn zwei Söhne, Sophonias (s. u.) und Sigismund († 1571). Nach dreiwöchentlicher Krankheit starb er am 3. Mai 1567 in seinem 73. Lebensjahre. P. scheint sich früh der Reformation angeschlossen und dann sein Leben in steten Kämpfen für dieselbe zugebracht zu haben. Mit Luther, Melanchthon, Veit Dietrich und anderen Männern der Reformation hat er nach dem Zeugnisse seines Sohnes in Briefwechsel gestanden; als Dichter geistlicher Lieder und vor allem als tüchtiger Tonsetzer ist er dann in weiteren Kreisen, namentlich nach seinem Tode, bekannt geworden. Zu seinen Lebzeiten scheint außer einer Reihe 4- und mehrstimmiger Sätze über deutsche und lateinische geistliche Lieder in den Sammelwerken von Ott (1537. 1544), Petrejus (1538. 1542), Schmeltzel (1544), Montanus und Neuber (1553. 1559) und Forster (1559) wenig von ihm gedruckt zu sein; bei einem Liede, das etwa im J. 1540 zu Augsburg gedruckt ist, und das Wackernagel (Bibliographie S. 169, Kirchenlied IV, S. 93), ihm zuschreibt, „Hier ruh ich in dem Staub der Erd", bleibt es doch fraglich, ob die Initialen L. P. auf unsern P. zu beziehen sind. Dagegen haben nach seinem Tode seine Söhne, besonders der ältere, der seinen Bruder überlebte, vieles aus seinem Nachlaß drucken lassen. Schon im Todesjahre des Vaters gaben sie mehrere Schriften von ihm heraus, u. a. einen Bericht über die Irrthümer, die in der Lehre vom Abendmal eingerissen, ferner ein Gespräch eines Christen mit einem Wiedertäufer (in Reimen) u. s. f.; in der Vorrede zu der letztgenannten Schrift sagen sie, daß sie im Nachlaß ihres Vaters acht Bände lateinischer und deutscher auserlesener guter und geistlicher Gesänge mit 4, 5, 6 und mehr Stimmen von

ihm selbst componirt (für seine contrapunctische Kunst zeugt ein „O profunditatem“ zu 16 Stimmen mit dem „Deo gratias“ zu 36 Stimmen, gedruckt in den Cantiones triginta sel . . . per Clementem Stephani Buchaviensem, Nürnberg b. Ulr. Neuber 1568), außerdem dreizehn oder vierzehn geistliche und weltliche Comödien (es sind Uebersetzungen von Plautus, Terenz, Macropedius u. a.) gefunden hätten, daß aber die Herausgabe dieser Werke ihr Vermögen überstiege. Nach Jahren haben sie doch noch manches drucken lassen; so erschienen vor allem seine „Cantiones ecclesiasticae“ für 4 bis 6 Stimmen in 4 Theilen, Nürnberg 1573—1580, sodann im J. 1587 ebenda „Poematum libri duo“ und einiges andere. Hingegen ist eine als „Bibelwerk“ bezeichnete größere Arbeit, die schon Leonhard P. herausgeben wollte, und um deren Drucklegung sich dann sein Sohn Sophonias vielfach bemühte, nie erschienen, obschon der Druck, wie es scheint, schon begonnen hatte; es wird sich schwerlich noch ausmachen lassen, welcher Art dieses Werk gewesen ist.

Walther, Musikalisches Lexicon, S. 460. — Theophili Sinceri neue Sammlung von lauter alten und raren Büchern, 1733, S. 336 ff. — Dunkel, historisch-critische Nachrichten, I (1753), S. 693. — Gerber, Lexicon der Tonkünstler II (1792), S. 74. — Rotermund zum Jöcher V, Sp. 1472. — Kobolt, Ergänzungen zum Baierischen Gelehrten-Lexikon, 1824, S. 222 f. — Wackernagel, Bibliographie, S. 169. — Derselbe, Das deutsche Kirchenlied, I, S. 471—473; IV, S. 93 f. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., S. 185, (111 u. 295 f.). — Caecilia, Zeitschr. (v. Dehn) 26. Bd. S. 199. — Ambros III, 395. — Eitner, Bibliogr. der Musiksammelwerke, 1877, S. 771 f. l. u.

Päminger: Sophonias P., auch Paminger und Peminger, Sohn des Vorigen, wurde am 5. Februar 1526 zu Passau geboren, besuchte die Lorenzschule zu Nürnberg und bezog darauf die Universität Wittenberg, wo er im Juni 1545 inscribirt wurde. Vom Jahre 1549 an war er Lehrer an der Nicolaischule seiner Vaterstadt, mußte dann aber im J. 1559, als eine Verfolgung über die Evangelischen in Passau ausbrach, nach Straubing flüchten, von wo er im J. 1562 nach Regensburg zog. Er hat dann noch oftmals seinen Aufenthalt wechseln müssen und in mehreren Städten ein Schulamt gehabt oder vom Privatunterricht gelebt. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Nürnberg, wo er im Juli 1603 starb. Daß er verschiedene Werke seines Vaters herausgegeben hat, ist schon im vorigen Artikel erwähnt; als Schriftsteller ist er deshalb mehrfach mit seinem Vater verwechselt. Er selbst hat sich vor allem als Schulmann ausgezeichnet; in einer Schrift über die Einrichtung gelehrter Schulen („Reformatio et constitutio sive ordinatio scholae latinae“, Ratisbonae 1576) hat er seine pädagogischen Ansichten ausgesprochen. Außerdem hat er vor allem auch eigne lateinische Poesien, zum Theil Gelegenheitsgedichte, veröffentlicht. In Leonhard Päminger's Ecclesiasticae cantiones finden sich auch Compositionen seiner drei Söhne Balthasar, Sigismund und Sophonias. Des letzteren Schwiegersohn war der Generalsuperintendent in Oettingen, Eberhard Herrnschmidt (Vorfahre von Joh. Dan. H., s. A. D. B. XII, 221).

Foerstemann, Album academiae Vitebergensis, p. 224. — Dunkel, historisch-critische Nachrichten I, S. 693 ff. — Jöcher III, Sp. 1214. — Rotermund zum Jöcher V, Sp. 1472 ff. — Historia bibliothecae Fabricianae, pars V, p. 287 sq. — Eitner, Bibliogr. d. Musiksammelw. S. 770 ff. l. u.

Pancratius: Michael P., Doctor beider Rechte, † als Bischof der evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen und Pfarrer in Birthälm am 11. Juli 1690. Die sächsische Nation in Siebenbürgen, die ihren siebenhundertjährigen volksthümlichen Bestand zu einem großen Theil ihrem, selbst in der Zeit, da das Land unter türkischer Oberherrlichkeit stand, nie unterbrochenen innigen geistigen Zusammenhang mit dem deutschen Mutterland verdankt, hat sich zu aller Zeit einer stillen, wenn auch an Zahl nicht sehr großen, doch in einzelnen Persönlichkeiten wiederholt sehr bedeutsamen Einwanderung aus Deutschland zu erfreuen gehabt. Auch P. gehört einem solchen Hause an. Sein Großvater, Georg P., entstammte einer adeligen Familie in Oesterreich, war am Anfang des 17. Jahrhunderts mit den Truppen des kaiserlichen Generals Basta nach Siebenbürgen gekommen und nach dem Abzug dieser hier zurückgeblieben. In Mühlbach, im Sachsenland fand er eine neue Heimath. Sein Sohn Martin P. wurde 1637 Pfarrer in Kelling und hinterließ bei seinem Tode (1644) Michael P. (geb. am 28. September 1631) als dreizehnjährigen Knaben. Diesen nahm die Schule von Heltau in ihre Pflege, aus der er 1648 nach Klausenburg, 1649 nach Preßburg, 1650 nach Tyrnau ging. Von 1652 an hat er Wien, Nürnberg, Wittenberg besucht; eine längere Reise führte ihn später zu zehn weitern Hochschulen; 1659 begleitete er von Hamburg zwei Söhne des Ritters Joachim v. Brockdorf auf die Universität Rostock, promovirte hier 1661 zum Doctor beider Rechte und hielt Vorlesungen über Geschichte und Rhetorik. Da riefen ihn 1667 die evangelischen Stände von Oberungarn an das neu gegründete Gymnasium von Eperies, dessen Erbauung der Graner Erzbischof Georg Szeleptscheny nicht hatte hindern können. Am 18. October hielt P. hier eine der Eröffnungsreden und lehrte in der Folge praktische Philosophie, die Rechte, Geographie und Geschichte. Schon im folgenden Jahr folgte er dem Ruf in das Hermannstädter Rectorat, in das er am 9. Januar 1669 feierlich eingeführt wurde. Nach anderthalb Jahren wurde er zum Pfarrer von Neudorf, 1671 zum Stadtpfarrer von Mediasch gewählt; am 5. November 1686 stellte ihn die geistliche Synode durch die Berufung zum „Bischof" — die Stelle war zugleich mit der Pfarre von Birthälm verbunden — an die Spitze der evangelischen Kirche. Das war in demselben Jahr, als eben der erste Act in der orientalischen Frage durch die Wiedereroberung Ofens aus der Gewalt der Türken begonnen hatte. Die Schwere der Zeit, in der Siebenbürgen aus der Schutzherrlichkeit des Sultans in die des Hauses Oesterreich nun bald mit raschen Schritten überging, legte dem Land große Lasten auf, die am drückendsten auf die sächsische Nation und ihre Geistlichkeit fielen. Schon im Mai 1686 hatten die Stände auch auf den Clerus des Landes eine außerordentliche Steuer aufgeschlagen, auf den katholischen 100, den unitarischen 600, den reformirten 1000, den evangelischen (sächsischen) 14 000 Thaler. Da ähnliche Forderungen sich jährlich wiederholten, drohte vielen sächsischen Pfarren die Gefahr der Verödung; es ist ein Verdienst von P., der durch gerechte Vertheilung der Last diese zu erleichtern suchte, daß jene den Muth nicht ganz verloren und ein noch größeres, daß er durch ein ernstes, immer wieder auf den Grund der alten Ordnungen zurückweisendes Kirchenregiment, den sittlichen Geist innerhalb der Kirche streng aufrecht zu halten suchte und den centrifugalen Kräften, die bei der Noth des Tages in der Vereinzelung und in der Lockerung der kirchenregimentlichen Einheit das Heil suchten, mit Erfolg Widerstand leistete. Von dem Umfang und der Tiefe seiner kirchenrechtlichen Kenntnisse, auf welchen er hierbei fußte, zeugen die Acten seiner Amtsführung, die, auch culturgeschichtlich höchst lehrreich, in einem Sammelband erhalten sind, und dazu ein umfangreicher Foliant, der nebst einigen Originalien eine sehr große Zahl Abschriften von Urkunden, Synodalverhandlungen und werthvollsten anderweiten kirchenrechtlichen Acten, größten=

theils von P. selbst geschrieben, enthält, die umfassendste Sammlung bis zu dieser Zeit, beide Bände mit vielen Stücken, die sich sonst nicht erhalten haben und auch dadurch ein nicht hoch genug zu schätzendes Quellenwerk für das evangelisch-sächsische Kirchenrecht Siebenbürgens bildend. Das gesammte Material wird gegenwärtig in der Handschriftenabtheilung der Bibliothek der evangelischen Landeskirche A. B. in Hermannstadt aufbewahrt.

Johann Seiverts Nachrichten von Siebenbürgischen Gelehrten. Preßburg 1785. — J. S. Klein, Nachrichten von den Lebensumständen evangelischer Prediger in Ungarn. Leipzig 1789, II, 337. — Jos. Trausch, Schriftsteller-lexicon der Siebenb. Deutschen. Bd. III. Kronstadt 1871. — G. D. Teutsch, Die Bischöfe der evang. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen in: Statistisches Jahrbuch der evang. Landeskirche. A. B. in Siebenb. 1. Jahrgang. Hermannstadt 1863. G. D. Teutsch.

Pander: Heinrich Christian v. P. wurde am 12/24. Juli 1794 in Riga geboren als der Sohn eines geachteten und wohlhabenden Banquiers. Nachdem er eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten und das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, bezog er im zweiten Halbjahr 1812 die Universität zu Dorpat um Medicin zu studiren; allein bereits 1814 verließ er Dorpat und setzte seine Studien in Berlin, dann in Göttingen fort. Obgleich sein Vater es wünschte, daß er praktischer Arzt werden sollte, so ergab er sich dennoch ganz dem Studium der Naturwissenschaften. Infolge eines ihm angebornen Bedürfnisses nach Gründlichkeit vertiefte er sich ganz in die Vorbereitungswissenschaften, sammelte sich mannigfache Kenntnisse in verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften, und ließ schließlich die Medicin bei Seite liegen. Im März 1816, traten einige, damals in Deutschland studirende Liv-, Est- und Kurländer zu einem Congreß in Jena zusammen; hier trafen sich P. und K. E. v. Baer, die sich von ihrer Studentenzeit in Dorpat her noch kannten und hier wurde P. durch die Mittheilungen Baers über Würzburg und über Döllingers anregende und erfolgreiche Unterrichtsmethode veranlaßt, nach Würzburg zu gehen. Im Spätfrühling 1816 kam P. nach Würzburg und begann hier auf Döllingers Anregung die denkwürdigen Untersuchungen über die Entwickelung des Hühnchens im Ei, welche die Bahn für eine lange Reihe späterer Forschungen bildeten. Döllinger hatte das Verdienst der Anregung und Leitung des ganzen Unternehmens, P. das der gründlichen, unermüdlichen Durchführung und d'Alton lieferte auf Pander's Kosten die künstlerisch ausgeführten Kupfertafeln. Die in großartigem Maßstabe angestellten Untersuchungen wurden zuerst in der Doctordissertation Panders „Historia metamorphoseos quam ovum incubatum prioribus quinque diebus subit“ (Wirceburgi 1819) und dann in einer besondern Arbeit „Beiträge zur Entwickelung des Hühnchens im Ei“ Würzburg 1817 veröffentlicht. Diese beiden Abhandlungen Panders gaben nicht nur eine genauere Geschichte der ersten Entwickelung des Hühnchens, als man sie bisher besaß, sie sind auch dadurch vor Allem von großer Tragweite, weil hier die ursprünglichen, von Wolff geahnten Primitivorgane, welche der Bildung der Organsysteme zu Grunde liegen, durch Beobachtung nachgewiesen werden. Nach der Ansicht Kölliker's hat die Entwickelungsgeschichte durch P. einen solchen Fortschritt gemacht, daß man unbedingt die ganze neuere Entwickelungsgeschichte von ihm an datiren würde, wenn nicht aus Pander's eignen Worten hinreichend klar wäre, daß er von Wolff ausging. P. ist berühmt geworden durch seine Theorie der Zusammensetzung des Wirbelthierkeimes aus blattförmigen Schichten und diese Theorie ist bereits bei Wolff bestimmt angedeutet. P. war der erste, der die großen Ideen Wolff's an der Hand der Beobachtung als wahr erwies. Später trat dann K. E. Baer in der glänzendsten Weise in die Fußtapfen Wolff's und Pander's. Nach Abschluß der Würzburger

Untersuchungen machte P. in Begleitung d'Alton's eine Reise durch Holland, England, Frankreich und Spanien, vorzüglich um die größten anatomischen Museen Europa's zu studiren und um Seethiere an der Meeresküste zu untersuchen. Als Frucht dieser Reise erschien: „das Riesenfaulthier Bradypus giganteus abgebildet, beschrieben und mit verwandten Geschlechtern verglichen von P. und d'Alton", Bonn 1821. Diesem Werke folgte in ähnlicher Form eine Beschreibung der Skelette der Pachydermen, der Raubthiere, Wiederkäuer, Nagethiere und Edendaten in 12 Lieferungen, Bonn 1821—25. — Nach Rußland zurückgekehrt, betheiligte sich P. 1820 an der Expedition nach Buchara, welche unter dem W. Staatsrath v. Negri und Georg Baron Meyendorff stand. Zu der Beschreibung, welche Meyendorff später herausgab (Voyage à Boukhara, Paris 1826, deutsch von Scheidler 1826) lieferte P. einen Beitrag: „die Naturgeschichte der Bucharei". Nach der Rückkehr wurde P. am 20. October 1821 Adjunct der k. Akademie d. Wissensch. zu St. Petersburg, 1823 außerordentliches, am 15. Februar 1826 ordentliches Mitglied für Zoologie. Hier begann er das zoologische Cabinet zu ordnen, die einzelnen Gegenstände systematisch zu bestimmen; dabei untersuchte er mit der größten Ausdauer die geologischen Formationen der Umgegend von St. Petersburg und die fossilen Thierreste in denselben. So wurde er durch seine „Beiträge zur Geognosie des russischen Reichs" (St. Petersburg 1830) der Begründer der Kenntniß der Formation, welche man jetzt die silurische nennt; Strangways und Eichwald hatten bereits einige Vorarbeiten dazu geliefert. Im J. 1827 gab P. aus unbekannten Gründen seine Stellung bei der Akademie auf und zog auf sein väterliches Landgut Zarnikau bei Riga, um hier als Landwirth zu leben. Allein das naturhistorische Interesse zog ihn von der Landwirthschaft ab: der Sandboden Livlands enthält sehr mannigfache Bruchstücke von Schilden und Zähnen vorweltlicher Thiere, deren Bestimmung sehr schwierig war, da sich gar keine Skeletttheile auffinden ließen. P. erkannte zuerst, daß jene Reste untergegangenen Arten von Knorpelfischen angehört haben müßten; konnte sich aber zu einer Publication nicht entschließen, so daß Murchison ihm zuvorkam in der Charakteristik dieser jetzt sogenannten Devonischen Formation mit ihren gepanzerten Knorpelfischen. Im J. 1842 zog P. wieder nach St. Petersburg, um eine amtliche Stellung beim Bergwesen einzunehmen. Er führte in der Folge in Livland, Estland, in Mittelrußland und am Ural mehrere geologische Untersuchungsreisen aus, deren Hauptzweck es war, den paläontologischen Charakter der alten Formationen genau kennen zu lernen und nach sicherster Feststellung des geologischen Horizonts, den die Kohlenlager Rußlands einnehmen, diejenigen Punkte zu wählen, an denen Versuchsbaue auf Steinkohlen anzulegen wären. P. gab auch in praktischer Hinsicht erfolgreiche Aufklärungen über die Gliederung und den Bestand des uralischen Steinkohlengebiets. P. starb in St. Petersburg am 10/22. September 1865. An litterarischen Arbeiten sind noch zu erwähnen: „Geognostische Untersuchungen längs der Petersburg-Moskauer Eisenbahnlinie und in einigen Kreisen der Gouvernements Wladimir und Kaluga" (aus dem Russischen übers. in Ermann's Archiv für wissenschaftl. Kunde Rußlands. Bd. VI, 250—256) und „Ueber die Möglichkeit, die wirkliche Kohlenformation mit Steinkohle unter den Permischen Schichten, an dem Ostrande des Mittel-Russischen Bergkalkbeckens zu finden" (Ermann's Archiv. Bd. XIX, 241—260); „Monographie der fossilen Fische des Silurischen Systems der russisch-baltischen Gouvernements, d. i. geognostische Beschreibung der russ.-balt. Gouvernements." St. Petersburg 1856. — Bei dem Tode Pander's schrieb sein ehemaliger Studiengenosse und Jugendfreund K. E. v. Baer über ihn: die Wissenschaft verlor in ihm einen Mann, der ihr bis zu seinem letzten Athemzuge so treu und innig ergeben war, wie es nur sehr selten vorkommt. Sie war ihm

die Geliebte seines Herzens. Nie konnte er sich entschließen, die Wissenschaft zur Besserung der eignen Stellung zu benutzen — das würde ihm als Entheiligung geschienen haben. Vielmehr opferte er ihr mehr als er gesollt hätte. Leider hatte er nicht einmal den wenigstens verzeihlichen, vielleicht löblichen, jedenfalls wirksamen Ehrgeiz nach wissenschaftlichem Ruhm zu streben. Leider — muß man sagen, denn bei seinen vielfachen Kenntnissen und seinem lebhaften Interesse hat er manche Untersuchungen längere Zeit verfolgt, ohne die Resultate zu veröffentlichen. Ihm war es nur um die Erkenntniß selbst zu thun und ein Bedürfniß, die begonnene Untersuchung unermüdlich fortzusetzen. Nie aber kam er in Versuchung zu ergänzen und zu vervollständigen, wo andere schon den Grund gelegt hatten; nur was ganz neu und unverstanden oder sehr lange vernachlässigt war, zog ihn unwiderstehlich an. Ueberholte ihn dabei ein andrer und brachte die Sache zum Abschluß, so war er ebenso befriedigt, als ob er selbst zum Abschluß gekommen wäre. Ungeachtet dieser nicht nur materiellen, sondern auch moralischen Uneigennützigkeit hat P. die Naturwissenschaften in zwei verschiedenen Gebieten, in der Entwickelungsgeschichte der Thiere und in der Geologie, sehr wesentlich gefördert.

Recke-Napiersky, III, S. 360. — Beise, II, 90. — Riga'sche Biographien, III. Bd. S. 98—100. Riga 1884. L. Stieda.

Pankratius: Andreas P. (auch Pangratius), lutherischer Theolog, Prediger und Erbauungsschriftsteller des XVI. Jahrhunderts. — Von seinem Leben ist wenig Sicheres bekannt. Er wurde geboren 1529 (oder 1531) zu Wunsiedel im Vogtlande (jetzt K. Bayern), studirte vermuthlich in Wittenberg, wo er besonders an Georg Major sich angeschlossen zu haben scheint, war zuerst Diakonus zu Pressath in der Pfalz, dann Prediger zu Amberg in der Oberpfalz, wo er bei Pfalzgraf Ludwig, dem Sohne des Kurfürsten Friedrich III., in besonderer Gunst stand. Als aber Friedrich 1566 in Amberg erschien, um hier statt des lutherischen das reformirte Bekenntniß einzuführen oder wenigstens die Lehre und die Ceremonien der oberpfälzischen mit denjenigen der rheinpfälzischen Kirche in Einklang zu bringen, so wurde M. Andreas P., der schon zuvor in Heidelberg zu wiederholten Malen vor dem Kurfürsten sein lutherisches Bekenntniß mit Entschiedenheit und Gewandtheit vertheidigt hatte, nach mehreren resultatlosen Disputationen mit dem heidelberger Professor Kaspar Olevianus und den kurfürstlichen Räthen, trotz der dringenden Fürsprache des Prinzstatthalters Ludwig und des Pfalzgrafen Richard, seines Amtes entsetzt (October—December 1566). Er ging nun als Prediger, Superintendent und Inspector des Gymnasiums nach Hof im Vogtlande, wo er nicht ganz 10 Jahre lang mit großem Eifer, Treue und Erfolg wirkte und am 27. September 1576 nach kurzer Krankheit starb, bald nach der Rückkehr von einem Convent in Ansbach (17. September), wo über die Concordienformel verhandelt worden war. (Die Annahme von Beck, Erbauungslitt. I, 327, daß P. 1581 zum Lehrer des Pfalzgrafen Friedrich berufen sei und erst 1584 ein Pfarramt in Hof übernommen habe, scheint auf einer Verwechslung zu beruhen.) P. galt bei seinen Zeitgenossen als ein ebenso frommer wie gelehrter Mann, von strengster lutherischer Rechtgläubigkeit, von hervorragender homiletischer und poetischer Begabung, von musterhafter Treue in seinem geistlichen Hirten- und Seelsorgerberuf. Ein Landsmann und Amtsnachfolger von ihm, Dr. Johann Streitberger von Hof († 1602 als Generalsuperintendent von Culmbach) rühmt ihn als ein Licht und eine Zierde der Kirche, als einen unvergleichlichen Mann, der durch seine Weisheit, Frömmigkeit Gelehrsamkeit und besonders durch seine erfolgreiche Gemeindeleitung in zehnjähriger Wirksamkeit die größten Verdienste um die Kirche zu Hof sich erworben. Seine eigenen Predigten und Predigtentwürfe, von denen mehrere Sammlungen

gedruckt sind (z. B. „Katechismuspredigten“ in 5 Theilen nach der rhetorischen Disposition; „christliche Leichpredigten“ in 4 Theilen, herausg. von Codomann 1592; neue Ausg. von Draudius 1608—10 in 2 Theilen; „fünfzehn Predigten von der Pestilenz“; „Kurze Erklärung der Sonn- und Festtagsevangelien“), gehören zwar ihrem Inhalte nach nicht gerade zu den bedeutendsten ihrer Zeit, da sie mehr einen trocken lehrhaften als erbaulichen Charakter tragen (Zezschwitz nennt ihn einen dialektischen Formkünstler ohne rechte Weihe und Kraft, einen Vorläufer der Scholastik auf dem Gebiet des lutherischen Predigtwesens). Desto mehr aber ist er in formeller Beziehung in der Geschichte der Homiletik einflußreich, ja gewissermaßen epochemachend geworden durch die strenge Durchführung der „thematisch-synthetischen“ oder (wie sie geradezu nach seinem Namen genannt worden ist) Pankratianischen Predigtmethode. Er hat diese zwar keineswegs erfunden, lehnt sich vielmehr an ältere Vorgänger, besonders wie es scheint an Georg Major in Wittenberg an; aber er hat jene Methode nicht blos in seinen eigenen vielgelesenen und mehrfach aufgelegten Predigtbüchern durchgeführt, sondern auch in einem eigenen Lehrbuch der Homiletik sie theoretisch zu begründen versucht u. d. T: „Methodus concionandi, monstrans veram et necessariam artis rhetoricae in ecclesia usum et docens omnes s. conciones ad praecepta ejus ita accommodare et disponere, ut labore docentium minore, fructu vero auditorum majore publice proponi possint. Cum praef. G. Majoris.“ Wittenberg 1571. 8^0; denuo rec. 1594. 8^0. Mag es auch zweifelhaft sein, ob diese schulmäßige Ausgestaltung der Homiletik als Fortschritt oder als Rückschritt in der Geschichte der christlichen Predigt zu betrachten ist, jedenfalls zeigt schon obiger Titel, daß es des Verfassers ernste Absicht war, durch seine theoretische Anweisung wie durch die von ihm herausgegebenen Predigten und Predigtdispositionen (z. B. „Sylva thematum ect.“ Wittenberg und Frankfurt) der Gemeinde sowol als den Predigern zu dienen. Und denselben Zweck verfolgt P. auch mit demjenigen seiner Werke, das in wiederholten, zum Theil umgearbeiteten und vermehrten Ausgaben seinen Namen jahrhundertelang im Gedächtnisse der Prediger und Gemeinden, wenigstens des lutherischen Frankenlandes, erhalten hat, — mit seinem „Haus- und Kirchenbuch oder kurzen Summarien und Gebetlein über die Sonntags- und Festtagsepisteln und Evangelien, sowol für christliche Hausväter als für Geistliche“ Hof 1572. Nürnberg 1574. 91. Neue vermehrte Aufl. Nürnberg 1613. 62; letzte Ausgabe 1771 (vgl. über dieses Werk und seine verschiedenen Ausgaben Waldau, Medicus, Beck a. a. O.). Ursprünglich nur für das christliche Haus bestimmt als Anleitung für Hausväter, ihre Kinder und Hausgenossen mit dem Worte Gottes bekannt und zum Verständniß der Predigt geschickt zu machen, erfuhr diese Arbeit des P. im Lauf der Zeit, besonders im 17. und 18. Jahrhundert, immer zahlreichere Einschaltungen homiletischen, katechetischen und liturgischen Inhalts, so daß aus dem Hausbuch ein vollständiges, die Evangelien und Episteln des Kirchenjahrs nebst Auslegungen und Gebeten, Liedern, Katechismusfragestücken, Beicht- und anderen Predigten umfassendes Kirchenbuch wurde, das in verschiedenen Orten, besonders im Nürnbergischen und Fränkischen, lange Zeit im öffentlichen Gebrauch blieb. Auch als geistlicher Dichter hat sich P. versucht z. B. durch ein Lied über den 147. Psalm: „Lobt den Herrn“ und Anderes.

Ein Verzeichniß seiner Schriften s. bei Jöcher-Rotermund III, 1220. V, 1483. — Ueber sein Leben vgl. Freher, theatr. erud. S. 244. — Zedler, Univ.-Lex. 25, S. 500. — Waldau, neue Beiträge zur Geschichte der Stadt Nürnberg III, 141 ff. — Fikenscher, gel. Fürstenthum Baireuth. Bd. VII, S. 16 ff. — Medicus, Gesch. der ev. Kirche in Baiern. Erlangen 1863. S. 127 ff. — Beste, Kanzelredner der luth. Kirche II, 230 ff. — Hermann

Beck, Erbauungslitteratur der ev. Kirche Deutschlands I. Theil, S. 327 ff. Erlangen 1883. — Kluckhohn, Friedrich der Fromme. S. 265 ff.
Wagenmann.

Pangkofer: Joseph Anton P. wurde am 21. Juli 1804 zu Riedenburg an der Altmühl als der Sohn eines Patrimonialgerichtshalters geboren, betrieb seine Gymnasial- und Lycealstudien zu Amberg und studirte dann auf den Universitäten Landshut und München. Anfangs widmete er sich der Jurisprudenz, wandte sich dann allgemein wissenschaftlichen und Kunststudien zu und wurde auch zum Doctor der Philosophie promovirt. Noch in München veröffentlichte er ein Bändchen Poesien „Krystalle“ (1827), denen er später eine neue Auswahl (1839) folgen ließ. Im J. 1830 wurde P. als Nachfolger seines Vaters Oekonomie- und Rentenverwalter auf dem v. Kaiserstein'schen Gute Hexenacker bei Riedenburg, trat aber nach dem Tode seiner Gattin und nach Verkauf des Gutes 1837 in das Privatleben zurück, weilte eine Reihe von Jahren in Regensburg, später in München und beschäftigte sich nur litterarisch. Seine Thätigkeit war eine vielseitige, bedingt durch seine Beziehungen zu den verschiedensten litterarischen, historischen, naturwissenschaftlichen u. a. Vereinen in Regensburg, Würzburg, Prag und Leipzig. Hervorzuheben sind seine mit J. R. Schuegraf verfaßte „Geschichte der Buchdruckerkunst in Regensburg“ (1840) und die kurz vor seinem Tode gegründete Monatsschrift „Deutschlands Mundarten“, welche mit größerer Wissenschaftlichkeit von K. Frommann (VI, 1854—59) fortgesetzt wurde. An Dichtungen veröffentlichte er noch „Gedichte in hochdeutscher und altbayrischer Mundart“ (1842); „Jesu geheimes Leben, ein Epos in Legenden und Paramythien“ (1844); „Gedichte in altbayrischer Mundart“ (II, 1845—47. Neue Folge 1854). Nächst v. Kobell war P. seiner Zeit der vortrefflichste Dialektdichter im altbayrischen Idiom. „Seine Dichtungen, zumal die erzählenden, zu objectiver Rundung herausgebildet, sind meist naiv-innige, naturfreudige, dem Volksgeist abgelauschte, die Zustände als rein menschliche unbefangen wiederspiegelnde Darstellungen, die bei aller Treuherzigkeit doch einen Anflug von Ironie und Genre-Derbheit verrathen.“ P. starb zu München am 15. September 1854 an der Cholera.

F. A. Greger, Sonette von bayrischen Dichtern. III, S. 181 ff. — J. Hub, Die deutsche komische und humoristische Dichtung. III, S. 313. — K. Frommann in der Monatsschrift „Deutschlands Mundarten“, Jahrg. 1854, Heft 3.
Franz Brümmer.

Pannartz: Arnold P., der erste Buchdrucker Italiens, stammte aus Prag und wurde wahrscheinlich auf Veranlassung deutscher Mönche von dem Cardinal Johannes a Turrecremata in Gemeinschaft mit seinem Fachgenossen Konrad Schweinheim (aus Schwanheim bei Frankfurt a. M.) nach dem Benedictinerkloster Subiaco berufen, um daselbst eine Druckerei einzurichten. Anfangs des Jahres 1464 mögen beide dort eingetroffen sein und sich sogleich ans Werk gemacht haben, denn mit dem Ende dieses oder mit Beginn des folgenden Jahres erschien bereits bei ihnen des Donatus' lateinische Syntax für Knaben, welcher dann im Laufe des Jahres 1465 zwei größere Werke: Cicero, de oratore, und die Schriften des Lactantius folgten. Da alle diese Druckwerke die in Deutschland bis zu jenem Zeitpunkte unbekannte Antiquaschrift aufweisen, so ist anzunehmen, daß sie ihre Lettern selbst schnitten und somit ganz auf sich selbst angewiesen die Druckerei von Grund aus aufrichteten. Dieser Mangel an Gehilfen in dem schwer zugänglichen, entlegenen Bergstädtchen und der dadurch erschwerte Absatz ihrer Verlagswerke mag die beiden thätigen Männer bewogen haben, im J. 1467 ihren Wohnsitz nach Rom zu verlegen und, der Einladung der Brüder Pietro

und Francesco de' Massimi folgend, in dem berühmten Palast derselben ihre Druckerei aufzuschlagen. Auffällig ist, daß sie in Rom neue Lettern anwandten, deren Schnitt noch mehr die reine Antiqua zeigte als die in Subiaco gebrauchten. Trotz ihres außerordentlichen Fleißes, es waren bei ihnen von Beginn ihrer Thätigkeit bis zum Jahre 1472 siebenunddreißig Werke, meistens lateinische Schriftsteller, in 12 475 Exemplaren, erschienen, jedes einzelne Werk in einer Auflage von 275 oder 300 Exemplaren, konnten sie keine Erfolge erzielen und stellten im Frühjahr 1472 mit dem fünften Bande der Bibelerklärung des Nicolaus de Lyra ihre Arbeit ein. Ihr Freund und Beschützer Johann Antonius de Buxiis, Bischof von Aleria und Secretär der Vaticanischen Bibliothek, der viele ihrer Druckwerke mit einem Vorwort eingeführt hatte, richtete in der Vorrede des genannten Buches unterm 20. März 1472 an Papst Sixtus IV. die dringende Bitte, den beiden Buchdruckern zu helfen. Sie hätten im Schweiße ihres Angesichts und mit schweren Kosten diese nützliche Kunst unter seinem Vorgänger eingeführt und hätten sich dadurch um die Wissenschaft hoch verdient gemacht. Nichtsdestoweniger seien sie unverschuldet ins Unglück gekommen, an Geist und Körper gelähmt müßten sie jetzt seine Hilfe in Anspruch nehmen. Ihr großes Haus sei voll von gedruckten Bogen, aber leer an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen. Sie wollten ihm gern soviel Bücher geben als er haben wolle, wenn er ihnen nur mit einer kleinen Anstellung die Möglichkeit böte, sich und die ihrigen zu ernähren. Dieser Hilferuf scheint wenig Erfolg gehabt zu haben; denn beide trennten sich. P. betrieb allein eine Druckerei weiter. Schweinheim versuchte seine Kräfte und Kenntnisse im Verein mit einem gewissen Domitianus Calderinus zur Herstellung des geographischen Werkes von Ptolomäus zu verwerthen, dessen Karten er in Kupferhochschnitt, ähnlich dem Holzschnitt, anfertigte. Beide Unternehmer starben im J. 1475 und P. vollendete 1478 das schöne Werk. Da er sich hier Arnold Bucking nennt, so wurde die Meinung hervorgerufen, es habe auch einen Drucker dieses Namens gegeben. Dem ist aber nicht so, P. und Bucking sind ein und dieselbe Person, und der Ptolomäus war sein letztes Werk, denn mit dem genannten Jahre 1478 verliert sich von ihm jede Spur.

Carlo Fumagalli, dei primi libri a stampa in Italia etc. Lugano 1875. — Eduard Frommann, Aufsätze zur Geschichte des Buchhandels im 16. Jahrhundert. Heft 2: Italien. Jena 1881. Pallmann.

Pannasch: Anton P., dramatischer Schriftsteller, geboren in Brüssel am 25. Januar 1789. P. gehört wegen seiner eigenthümlichen Lebensschicksale sowie infolge seiner zweifellos hohen Begabung auf dem Gebiete der dramatischen Poesie zu den interessantesten Persönlichkeiten des vormärzlichen Oesterreich. Sein Vater war Officier gewesen und stand bei der Geburt des Sohnes im Dienste des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen zu Brüssel. Es machte nicht wenig Aufsehen als er, der Protestant war, eine Wienerin, welche er vorher nicht gesehen hatte, ja deren Wahl er einem nach Wien reisenden Freunde überließ, im Procurationswege heirathete, eine Ehe, deren Geschichte die gewandte Feder des Sohnes in dessen Memoiren (veröffentlicht in Frankls Sonntagsblättern und Bäuerle's Theaterzeitung vom J. 1844) schilderte. Anton P. kam, bald nachdem in Brüssel die Revolution ausgebrochen, wobei der kurz zuvor geborene Knabe das Bürgerrecht von Brüssel erhielt, mit seiner Mutter nach Wien, wohin der Vater schon vorausgezogen war. Er erhielt daselbst eine treffliche Ausbildung und kam sodann in die k. k. Militärakademie nach Wiener Neustadt, woselbst er sich neben seinen militärischen Studien mit der Lectüre der neuen Dichter, insbesondere Klopstock's, Goethe's und Schiller's beschäftigte und sogar schon einige Dramen schrieb, welche in der Akademie selbst zur Aufführung gelangten.

1809 wurde P. Officier in der k. k. Armee, wurde dem achten Armeecorps zugetheilt und zeichnete sich bei den Kämpfen in Polen durch Muth und Tapferkeit aus, nicht minder später in Ungarn gegen die im Lande arg hausenden Räuberschaaren. Nach kurzem Aufenthalt in Wien führte P. das Waffenhandwerk wieder in den Kampf, wobei er im J. 1813 dem Generalstab zugetheilt war und auch an dem Einzuge der Alliirten in Paris mit Theil nahm. Später finden wir ihn noch bei der Niederwerfung der Revolution in Neapel kriegerisch thätig, er wurde 1826 Hauptmann im Regimente Erzherzog Karl, 1836 Major, 1841 Oberstlieutenant. Nach seiner Versetzung in den Ruhestand 1844 wurde sein Name im Jahre 1848 viel genannt, nachdem er zum Obersten der Nationalgarde gewählt und ernannt worden war. Doch bekleidete er diese Stelle nur kurze Zeit, da er den ordnungslosen Geist, welcher in der Nationalgarde eingerissen war, verabscheute. Genaue Daten von hohem Interesse, warum er diese Oberstenstelle niedergelegt enthält das Vorwort zu dem fachmännisch jedoch eigenthümlich abgefaßten „Exercier-Reglement für die Nationalgarde (besser Volkswehr)“ Wien 1849, welches P. herausgab. Er starb am 6. October 1855, nachdem er zuletzt eine Stelle im Archive des Kriegsministeriums zu Wien bekleidet hatte.

Unter seinen militärwissenschaftlichen Werken sind außer dem erwähnten noch zu nennen: „Terrainlehre und Terrainbenutzung“ (1834. 2. Aufl. 1852); „Vorpostendienst“ (1846), sowie einige kleineren Arbeiten und Publicationen in Zeitschriften. Eine Zeit lang redigirte P. die „österreichische militärische Zeitschrift“. Von besonderer Bedeutung erscheinen die Dramen dieses begabten Mannes, welche seit 1817 sämmtlich im Wiener Burgtheater zur Aufführung gelangten. Der Einfluß der classischen Dichter, deren Zeitgenosse er war, macht sich in allen derselben bemerkbar, insbesondere einige historischen Stoffe fanden in ihm einen gewandten Bearbeiter. So vor allem das kräftig entworfene Drama „Czerny Georg“ (1847), welches eine Episode aus der serbischen Revolution behandelt und zur oftmaligen Aufführung gelangte. Kräftiges Leben pulsirt in diesem auch bühnengewandt verfaßten Schauspiele, dessen Heldengestalten mit vortrefflicher Wirksamkeit gezeichnet sind. Dasselbe gilt von den dramatischen Dichtungen „Alboin“ und „Maximilian in Flandern“ (1835), sie gemahnen nicht selten an die Kraft und Derbheit Grabbe's, besonders „Alboin“, welches Stück über 20 Mal im Burgtheater aufgeführt wurde. Zarter und an die dramatischen Dichtungen Friedrich Halms erinnernd zeigt sich das lyrische Drama „Clemence-Isaure“ (1835), welches im J. 1837 zur ersten Aufführung gelangte und zur Zeit der Troubadours in Toulouse spielt. Eine prägnante Charakteristik bieten schon die älteren Dramen „Der Findling“ und „die Grafen Montalto“, beide enthalten im „Theater von Pannasch“ (1826). Der Vollständigkeit wegen seien noch die Schauspiele „die Christnacht“ (1837) und „Johnsons Tod“ (1839), die Lustspiele „die Wette“ (1839) und „der Erbgraf“ (1845), sowie die „Erinnerungen an Italien in Briefen und vermischten Gedichten“ (1826), endlich ein reichhaltiger Nachlaß bemerkenswerther dramatischer Producte erwähnt. Alle diese Werke lassen es bedauern, daß der Name und die Werke von P. nicht auch heute noch und in weiteren litterarischen Kreisen bekannt geblieben sind.

Wurzbach, biograph. Lexikon, XXI. — Autobiographische Arbeiten. — Goedeke, Grundriß. Bd. 3. S. 849. A. Schlossar.

Panneels: Wilhelm P., Maler und Radierer, geb. in Antwerpen um 1600. Das Jahr seines Todes ist unbekannt. Er war ein Schüler des Rubens und auf diesen Umstand legte er einen hohen Werth; auf Blättern nach Rubens pflegte er zuweilen zu zeichnen: fec. Discipulus ejus. Wie alte Nachrichten verbürgen, war er auch Maler, doch läßt sich kein Bild mit Sicherheit als sein Werk nachweisen. Im Aetzen erreichte er eine hohe Fertigkeit und Feinheit, doch

läßt die Zeichnung zuweilen zu wünschen übrig. Er arbeitete sehr rasch; auf dem Blatte: Jupiter mit Juno im Olymp, nach Rubens steht: in horas V, in fünf Stunden (fertig gemacht). Im Hinblick auf Rembrandt's sogenannte Senft-Brücke ist es nicht viel staunenswerth. Es sind 36 Blätter von ihm bekannt, darunter 31 allein nach Rubens. Zu den besseren gehören: „Esther vor Ahasverus", „Herodias mit dem Haupte des Johannes" (er scheint eine Judith von Rubens — im Museum zu Braunschweig — mit geringer Aenderung in eine Herodias verwandelt zu haben), „Himmelfahrt der Maria", „Toilette der Venus", „Cimon und Pero" und namentlich das Portrait seines Meisters im Sechseck. Später besuchte er Deutschland, kam nach Baden, wo er sein Blatt mit dem h. Georg dem Markgrafen dedicirte, dann nach Frankfurt und Mainz, wo er im Dienste des Kurfürsten stand. In Frankfurt radirte er: „Sturz des Phaeton", nach eigener Erfindung, wahrscheinlich nach einem Deckenbild, das er daselbst selbst auch gemalt hat.

S. Immerzeel. Kramm. Hymans, la gravure dans l'école de Rubens.

Wessely.

Panniger: Leonhard P., s. **Päminger**, Leonhard.

Panofka: Heinrich P., Violinist, Gesanglehrer, Musikschriftsteller und Componist, geboren am 2. October 1807 in Breslau, wurde von seinem Vater, der sich in wohlhabenden Verhältnissen befand, zur juristischen Laufbahn bestimmt, erhielt aber bereits als Knabe Violinunterricht und machte so rapide Fortschritte, daß er schon im Alter von zehn Jahren sich öffentlich hören ließ. Obgleich der Vater das gesteckte Ziel nicht aus den Augen ließ, sorgte er doch dafür, daß sein Sohn auch musikalisch durch die besten Lehrer in allen Fächern der Kunst ausgebildet wurde. Nachdem P. 1824 die Breslauer Universität auf Wunsch des Vaters bezog, um Jura zu studiren, stimmte er doch den Willen desselben endlich zu seinen Gunsten um und ging nach Wien, um bei dem damals berühmten Violinisten Mayseder Unterricht zu nehmen und bei Hoffmann die Composition zu studiren. Im Jahre 1827 trat er dann mit brillantem Erfolge in Wien auf und errang sich dadurch den Ruf eines bedeutenden Virtuosen, den er dann in München und Berlin auszubeuten suchte. Doch seine geistigen Anlagen wiesen ihn weder auf die Bahn eines Virtuosen, noch auf diejenige eines Componisten und als er 1831 durch den Tod seines Vaters in den Besitz eines ausreichenden Vermögens gelangte, vernachlässigte er beide Fächer und wandte sich mehr der wissenschaftlichen Seite der Kunst zu. Die Bekanntschaft mit A. B. Marx in Berlin mochte wol das Interesse für diese Seite der Kunst in ihm erweckt haben und die Aufforderung desselben an seiner Musikzeitung mitzuarbeiten erfaßte er mit großem Eifer. 1832 überredete ihn zwar sein Freund Wenzelaus Hauck, ein tüchtiger Pianist, zu einer Concerttour durch Deutschland, doch das Wanderleben als Virtuose sagte ihm so wenig zu, daß er es bereits im Jahre 1833 aufgab und wieder nach Berlin zurückkehrte, wo er in dem Hause seines Bruders eine zweite Heimath fand. Als dieser aber 1834 starb, wandte er sich nach Paris. Hier lernte er den Gesanglehrer Bordogni kennen und sein Interesse wandte sich nun ausschließlich dem Gesangfache zu. Der Umgang mit den sich damals in Paris aufhaltenden ersten Gesangsgrößen, wie Rubini, Lablache, Donzelli, David, den Sängerinnen Fodor, Sontag u. a. nahm ihn dermaßen gefangen, daß sein ganzes Streben der Ausbildung der menschlichen Stimme sich zuwandte. Auch setzte er alle Hebel in Paris in Bewegung, um dort ähnliche Gesangvereine wie die in Deutschland zu gründen, wobei ihm besonders die Berliner Singakademie als nachahmungswerth vor Augen stand. Theils allein, theils mit dem Fürsten von Moskowa (Sohn des Marschalls Ney) versuchte er ein Gesangsinstitut zu

gründen, doch waren alle Bestrebungen in dieser unruhigen politischen Zeit in Paris etwas Dauerndes zu schaffen, vergeblich. Einige Gesangsaufführungen setzte er allerdings durch, doch bestand sein Programm so ausschließlich aus Compositionen des 16. und 17. Jahrhunderts, daß die Pariserinnen an den ferneren Uebungen wohl den Geschmack verloren haben mögen. P. schien die Pariser Luft nicht mehr zu behagen, er nahm daher das Anerbieten des Directors der italienischen Oper in London, Herrn Lumley, die Direction des Chores zu übernehmen im Jahre 1848 an. In London war damals die Elite europäischer Sänger versammelt, so Jenny Lind, Fraschini, Coletti, Staudigl, Gardoni u. a. und P. empfing hier von neuem Anregung die Kunst des Gesanges zu studiren. Eine Reihe von Gesangsstudienwerken, die er in dieser Zeit herausgab, geben Zeugniß von seinen Beschäftigungen, darunter die in London bei Ewer & Co. erschienene „Practical singing tutor", ferner die Vorschule: „Abécédaire vocal", die „24 vocalises progressives" und die „12 vocalises d'artiste"; andere Solfeggien für Contralto, für Baß, „Erholung und Studien", „86 nouveaux exercises" u. a. Nach dem Staatsstreich von 1852 kehrte P. doch wieder nach Paris zurück und gab im Jahre 1855 oder 56 sein am weitesten bekannt gewordenes und geschätztes Werk: „L'art de chanter" heraus (Paris bei Brandus). Diese Gesangschule wurde ins Italienische (Mailand bei Ricordi) und ins Deutsche übersetzt (Leipzig bei Rieter-Biedermann) und herausgegeben und rief anfänglich unter den Fachmännern eine lebhafte Opposition hervor, da dies Werk, wie Aug. Gathy in der Neuen Zeitschrift für Musik schreibt, durch die kecken Neuerungen großes Aufsehen erregte und bei vielen in unkritischer Gewohnheit beharrenden Nachbetern des Hergebrachten, ja durch die Zeit gleichsam Geheiligten, eine gewaltige Entrüstung hervorrief. Als sich aber die ersten Institute, wie das Pariser Conservatoire, die Akademie der schönen Künste, Autoritäten wie Fétis, Roger, Tamburini dafür erklärten, so gewann das Werk immer mehr Boden und legte den Grund zu der heutigen Gesanglehre auf physiologischen Studien. Seit 1866 soll P. in Florenz gelebt haben. Das Datum seines Todes ist nicht bekannt geworden. Außer den Gesangschulwerken gab er auch eine Anzahl Violincompositionen heraus, die aber mehr in die frühere Zeit seines Lebens fallen. Als opus 48 berichtet die Leipziger Musikzeitung über eine „Grande Sonate dramatique pour Violon et Piano" (Wien bei Haslinger), von der sie aber wenig erbaut ist. Erfindung und Ausarbeitung zeigen so wenig Originelles, bewegen sich nur in ausgetretenen Wegen, daß der Eindruck wenig anregend ist. In späteren Jahren wandte er sich der geistlichen Gesangmusik zu, von denen auch einige in Paris erschienen, in Deutschland aber nicht bekannt geworden sind. Mit besonderer Vorliebe beschäftigte er sich mit den musikalischen Tagesfragen und seine zahlreichen Artikel waren in den Musikzeitungsredactionen gern gesehene Gäste. Die Neue Zeitschrift für Musik, von Rob. Schumann 1834 gegründet, zählte ihn vom ersten Jahrgang ab zu ihren Mitarbeitern, ebenso stand er mit französischen Musikzeitungen und mit dem Tageblatte Temps in lebhafter Verbindung. Rob. Eitner.

Panofka: Theodor Sigismund P., geboren in Breslau am 25. Februar 1800, † in Berlin am 20. Juni 1858. Von begüterten Eltern abstammend trat er aus dem Privatunterricht im October 1812 in das Friedrichsgymnasium seiner Vaterstadt ein und verließ dasselbe wol vorbereitet, um am 1. April 1819 in Berlin das Studium der Philologie zu beginnen. Dort schloß er sich vor allen an Böckh und Raumer an, die ihm ihre Freundschaft dauernd erhielten und schon den Studenten auch im häuslichen Verkehr gern förderten. Als Mitglied des philologischen Seminars promovirte der junge Gelehrte am 17. Juli 1822 auf Grund einer fleißigen und tüchtigen Dissertation „Res Samiorum"

(Berolini ap. Maurer. 59 S. 8). Seine Untersuchung über Zeit und Leben des Polykrates sowie über die samische Künstlerschule haben bleibenden Werth. Nach der Vollendung seiner Studien zog ihn der Wunsch, an Ort und Stelle mit der Alterthumskunde sich vertraut zu machen nach Italien, einem damals für gelehrte Reisende schwerer zugänglichen Lande. Durch den von einem Vormunde, seinem Oheim, gelieferten Vorschuß unterstützt traf P. im Herbst 1823 in Rom ein. Seine philologische Vorbildung erleichterte die Aufnahme in den Kreis hochbegabter Kunstfreunde, unter denen Stackelberg eine hervorragende Stellung einnahm. Bunsen, für alles Edle begeistert, Kestner, eine feinsinnige, großherzige und liebenswürdige Natur*), würdigten den jungen Ankömmling ihrer Freundschaft; es wurde eifrig Griechisch getrieben, und in der jungen hyperboreisch-römischen Gesellschaft, die auch Gerhard unter ihren Mitgliedern zählte, entwickelte sich ein reges Leben. P. zog es weiter nach Süden. Im Jahr 1824 ging er nach Neapel, von dort in Gesellschaft von Kestner und Stackelberg nach Sicilien. In Palermo lernte er den Herzog Serra di Falco kennen, welcher sein großes Werk über die Alterthümer seiner heimathlichen Insel vorbereitete. An ihn richtete er von Neapel aus am 25. Februar 1825 seine erste italienische Schrift „Sopra una iscrizione del teatro Siracusano“ (poligrafia Fiesolana 1825. 43 S. 8). Sie bewies eine gründliche Kenntniß der Geschichte von Syrakus, welche auf die Erklärung der Eigennamen im Theater im wesentlichen richtig angewandt wurde, aber auch jene Neigung zu etymologischen Spielereien, welche ihn später auf seltsame Abwege führen sollte.

Ein mehrjähriger Aufenthalt in Neapel stempelte ihn zum Archäologen. Mit den bedeutendsten einheimischen Gelehrten vertraut, ein aufmerksamer Beobachter der neuen Funde, fleißiger Besucher der öffentlichen und Privat-Sammlungen, erwarb er sich eine ausgebreitete Kenntniß namentlich der unteritalischen Vasen, worin ihn von seinen Zeitgenossen keiner übertraf. Eine reife Frucht seiner Studien war das erst 1828 erschienene Verzeichniß der antiken Bildwerke von Neapel, in dessen erstem und einzigen Bande Gerhard die Marmorwerke, P. die große Vasensammlung beschrieb, der erste wissenschaftliche Katalog, lange Zeit der beste Führer zu den unerschöpflichen Schätzen des Museums. Die herkulanische Akademie ehrte ihn durch den Titel eines Correspondenten, und noch lange nachher belohnte ihn im Jahre 1849 ein neapolitanischer Orden. Dort machte er im Jahre 1825 die Bekanntschaft des ausgezeichneten Kunstkenners, des Herzogs von Luynes, und bald darauf die folgenreichere des mächtigen Herzogs von Blacas, der sich bald entschloß, ihm die Herausgabe seiner reichen Kunstschätze anzuvertrauen. Um dieselbe Zeit veranlaßte ihn der Auftrag, einen Katalog der von dem in Rom verstorbenen preußischen Generalconsul Bartholdy hinterlassenen Sammlung, jetzt im Berliner Museum, zu verfertigen, zur Rückkehr nach Rom und Berlin, wo im Jahre 1827 sein „Museo Bartoldiano“ herauskam, voll von gelehrten Bemerkungen und künstlerischen Beobachtungen. Die Verbindung mit Blacas entschied seinen ferneren Lebenslauf. Nachdem er 1826 in Paris die Sammlung besichtigt hatte, begleitete er den Herzog auf dessen Gesandtschaftsreise nach Neapel und blieb dort sowie in Paris bis zur Julirevolution sein Hausgelehrter, zugleich mit dem großen Kreise von Alterthumsfreunden, an denen die Hauptstadt damals reicher war als irgend eine andere Stadt, Rom vielleicht ausgenommen, in regem Verkehr. Die Jahre in Paris bis 1834 waren wol die glücklichsten seines Lebens. Mit vollen Zügen

*) Ich darf wol der herrlichen Abende in Kestner's Hause 1838—39 gedenken, worin Goethe's Briefe vorgelesen, mit beiden Abeken, Papencordt, mir griechische Dichter, Aristophanes u. A. behandelt, Kunstwerke vorgezeigt wurden.

genoß er die Annehmlichkeiten der Weltstadt, von vornehmen Kunstfreunden geschätzt, von den Gelehrten wegen seiner classischen Kenntnisse und seines Scharfsinns gewürdigt, von anhänglichen Schülern, wie dem ausgezeichneten Forscher de Witte, verehrt. Aber auch bittere Erfahrungen blieben ihm nicht erspart. Daß seine 1826 herausgegebenen Vasi di premio keinen durchschlagenden Erfolg erzielten, konnte er verschmerzen, da seine Uebersiedelung sie ins Stocken brachte; empfindlicher war die durch das freiwillige Exil seines Gönners verursachte Unterbrechung des Musée Blacas, wovon nur die erste Lieferung 1830 von ihm besorgt wurde; aber die tiefste Demüthigung bereitete ihm die schonungslose Kritik, welche der ausgezeichnetste Gelehrte Frankreichs Letronne seinen „Recherches sur les véritables noms des vases grecs“, Paris, Debure 1829 fol. entgegensetzte. Es war ein berechtigter Versuch, die willkürlichen und rein äußerlichen Benennungen des italienischen Kunsthandels durch classische Namen zu ersetzen, aber er wurde übereilt und willkürlich ins Werk gesetzt. Bekanntlich ist die Unterscheidung noch jetzt so zweifelhaft, daß man zu der rein mechanischen Bezeichnung durch Ziffern seine Zuflucht genommen hat. Indessen ermüdete Panofka's Eifer nicht. Mit Ch. Lenormant vertiefte er sich in die arkadischen Mythen, und im Jahre 1834 gab er die „Antiques du cabinet du comte de Pourtalès-Gorgier“, Didot fol. mit schönen Abbildungen heraus. Es war sein letztes Werk in Paris. Eine schwere Krankheit trieb ihn nach Bonn; er sollte sein Vaterland nicht wieder dauernd verlassen.

Vorher hatte er sich um die Wissenschaft ein großes hoch anzuschlagendes Verdienst erworben. Als sich die hyperboreische Gesellschaft in Rom 1828 zu der weltgeschichtlichen Gründung des archäologischen Instituts erhob, begrüßte P. das Unternehmen von Neapel aus mit Freuden: es verstand sich gleichsam von selbst, daß ihm in Paris die Stelle als auswärtiger Secretär der französischen Section übertragen wurde. Dort sorgte er nicht allein eifrig für Subscribenten und litterarische Beiträge, sondern überwachte mehrere Jahre hindurch die Redaction und den Druck der Annalen, sowie den Stich der Monumente. Ja er ging in seinen Bemühungen soweit, daß er das Deficit, welches die Existenz der Anstalt mitunter bedrohte, durch namhafte Vorschüsse deckte. Der Verkehr mit Rom und Berlin, mit Bunsen und Gerhard, war nicht leicht, und das reizbare Temperament, sowie das Selbstbewußtsein des Halbfranzosen machte sich in Klagen und Vorwürfen über Verzögerungen, Einförmigkeit, Weitschweifigkeit der Publicationen Luft, und nur die unerschütterliche Freundschaft sowie die geduldige Gewandtheit Gerhard's verhinderten einen Bruch; aber P. gebührt die Anerkennung, daß er in hohem Maße dazu beitrug, das Institut über Wasser zu halten. Mehrmals dachte Bunsen, der ihn stets als Freund behandelte, daran, ihn als Secretär für Rom selbst zu gewinnen, auch zeigte sich P. nicht abgeneigt, der Einladung zu folgen. Aber schließlich entschied er sich im Januar 1835 zur Uebersiedelung nach Berlin, wo er im Winter 1836 mit dem knappen Gehalt von 250 Thlr. als Assistent des Museums angestellt wurde. Erst im Jahre 1847 hat er Rom wieder gesehen.

Seine Stellung in Berlin war nicht die günstigste. Fast ein Fremder geworden, mißtrauisch gegen die methodische Strenge seiner Landsleute, von dem hohen Selbstgefühl erfüllt, daß er neben Gerhard die ausgebreitetste Kenntniß der Monumente besaß, fand er nicht die erwartete Anerkennung. Zwar wurde er auch an der Universität in die Lage gesetzt, einzelne Studirende in seine Wissenschaft einzuführen, auch erzeigte ihm die Akademie der Wissenschaften schon 1836 die Ehre der Mitgliedschaft; auch blieb sein Verhältniß zu Gerhard ungestört. Aber häusliches Ungemach, die Kränklichkeit einer Schwester, bedrängte ihn, seine Schwerhörigkeit nahm zu, die Stellung am Museum, wo er erst 1856 Conservator der

Vasensammlung wurde, konnte ihm nicht genügen, und seine Geltung unter den Fachgenossen ging langsam, aber stetig abwärts. So vergrub er sich in seine Bibliothek, wo ich ihn mehrmals verdrossen aber mittheilsam getroffen habe, und nahm nur an den Zusammenkünften der italienischen, sowie der archäologischen Gesellschaft persönlich Theil. Diese hatte Gerhard 1841 begründet, P. wurde ihr und der 1843 ins Leben getretenen archäologischen Zeitung eifrigster Mitarbeiter. Als Gelehrter und Schriftsteller blieb er unermüdlich thätig. Außer dem stattlichen Buche über „Terracotten des königlichen Museums“ 1842 und der geschmackvollen Auswahl von Monumenten, die er unter dem Titel „Bilder antiken Lebens“ 1843 herausgab, hat er zwar kein größeres Werk mehr veröffentlicht, desto fruchtbarer aber erwies er sich in einzelnen Abhandlungen, die in den abwechselnd mit Gerhard verfaßten Winckelmannsprogrammen, den Institutsschriften, größtentheils in den Abhandlungen der Berliner Akademie ihren Platz fanden. Darunter verdienen seine glücklichen Bemerkungen von Parodien und Caricaturen des Dramas ausgezeichnet zu werden; überall (z. B. bei Asklepios) zeigt sich große Belesenheit und Beherrschung des Materials, Gemmen und Münzen nicht ausgeschlossen; die Versuche Plinius und Pausanias archäologisch zu erklären haben keinen besonderen Erfolg gehabt. Ueberhaupt führte ihn sein Scharfsinn je länger je mehr in die Irre; er verlor sich in Grübeleien, etymologischen Spitzfindigkeiten, willkürlichen Combinationen, so daß auch gute Gedanken nur verzerrt zum Ausdruck gelangten. So hat er Eigennamen mit künstlerischen Darstellungen geschickt verbunden, aber in der Ausführung sich zu seltsamen, nicht selten sprach- und sachwidrigen Behauptungen verirrt. Es genügt, aus einer Abhandlung der Akademie vom Jahre 1850 (Eigennamen mit *ΚΑΛΟΣ*), den Pythoschlüssel Pythokles, den Bleiber oder Freier (*Μεμνῶν*) Memnon als Beispiele anzuführen. Wenn er daselbst S. 53 „den Mangel einer richtigen Methode“ als Hauptschuld verunglückter Erklärungen rügt, so hat er sich selbst das Urtheil gesprochen. Durch diese Wunderlichkeiten, denen Gerhard u. a. aus Schonung nicht widersprachen, hatte eine schwüle Unsicherheit der archäologischen Hermeneutik gedroht, bis 1852 Otto Jahn in seiner Ausgabe der ficoronischen Cista seine vernichtende Stimme erhob. P. ließ sich nicht irre machen: er fuhr bis an seinen Tod, 20. Juni 1858, in der alten Weise fort.

Seine wissenschaftliche Bedeutung fällt überwiegend in frühere Jahre, die jetzige Generation weiß wenig von ihm. Aber eine gerechte Würdigung wird ihm in jener Zeit ein großes Verdienst nicht absprechen. Wenn man auch von den schönen Worten seines Freundes: „Panofka's Verdienst ist in der Geschichte der Forschung begründet, die er zu seiner Zeit mächtig anregte, erweiterte und emporhob“ das letzte Prädicat nur bedingungsweise gelten läßt, so darf man die ersten unvermindert unterschreiben: sie reichen hin sein Andenken in Ehren zu erhalten.

Gerhard, Allgemeine Zeitung, 13. Juli 1858 Beilage zu Nr. 96. — Lenormant, Union, 20. août 1858. — De Witte, Notice sur Théodore Panofka, Bruxelles 1859 (Annuaire de l'Académie de Belgique 1859). — Michaelis, Gesch. des Deutschen archäol. Instituts, Berlin 1879.

Urlichs.

Pantaleon: Heinrich P., Historiker des 16. Jahrhunderts. Am 13. Juli 1522 als der Sohn eines der evangelischen Lehre zugethanen Bürgers zu Basel geboren, erregte er schon früh durch seine Begabung die Theilnahme des Schulmeisters Anton Wild und des Rathsherrn Rudolf Frey. Doch schien es seinem Vater gerathener, den vierzehnjährigen Knaben das Buchdruckerhandwerk erlernen zu lassen, da er hier ja nebenbei den Wissenschaften obliegen könne. Da dies sich aber bald als unmöglich erwies, sandte er den Lernbegierigen nach Freiburg,

wo er ein Jahr unter Johann Pedius zubrachte. Ein ferneres Jahr durfte er in Basel studieren, dann aber ging er, dem Drängen des Vaters folgend, im Herbst 1539 nach Augsburg, um in die Werkstatt seines Verwandten, des Buchdruckers Melchior Krießstein, einzutreten. Dem drückenden Zwange entriß ihn bald Sixt Bircks (s. A. D. B. II, 656) Vermittlung, der ihn einem italienischen Arzte Cäsar Delphinus als Schreiber und Dolmetscher empfahl. So besuchte er mit diesem Ingolstadt und Wien und wandte sich dann mit dem ersparten Lohne nach Heidelberg, wo er am 14. October 1540 immatriculirt und im Juni 1541 Baccalaureus wurde. Ein Jahr später kehrte er in die Vaterstadt zurück und erhielt durch die Verwendung seines Studiengenossen Konrad Lykosthenes freie Wohnung im Collegium, hielt auch schon Vorlesungen über die Satiren des Persius. Nachdem er dann am 25. April 1544 die Magisterwürde erhalten, wurde er am 22. Juli desselben Jahres als Professor an dem neugegründeten Pädagogium, einer Mittelstufe zwischen der Schule und der Universität, angestellt und gründete 1545 (22. Januar) mit Cleophe Kösin seinen Hausstand. Um dieselbe Zeit trat er auch mit schriftstellerischen Arbeiten an die Oeffentlichkeit und suchte, nachdem er am 25. Juni 1545 als Diakon zu St. Peter bestellt worden war, durch Vorlesungen und theologische Disputationen Schüler um sich zu sammeln, 1547 wurde er Decanus Artium, 1548—1551 bekleidete er noch die Professur der Dialektik. Diese emsige Thätigkeit konnte aber nicht verhindern, daß ihm 1552 bei der Erledigung der Pfarrstelle zu St. Peter ein andrer Bewerber vorgezogen wurde, obwohl er sich kurz zuvor zum Licentiaten der Theologie hatte promoviren lassen. Als Grund dieser Zurücksetzung gibt er selbst an, er habe „in seinen Predigen gar zu schnell geredt, also das fromme gelehrte Leüt vermeinet, er were zu anderen Empteren tauglicher“; in Wirklichkeit wurde ihm wohl seine häufige Theilnahme an allerhand Volkslustbarkeiten — „denn er was von natur frölich“ — als ein Mangel an geistlicher Würde angerechnet. Er legte seine Predigerstelle nieder und nahm seine medicinischen Studien wieder auf. Auf einer Reise durch Südfrankreich, auf der er mit Felix Platter zusammentraf, ließ er sich am 21. September 1553 in Valence zum Doctor Medicinä promoviren, und prakticirte dann daheim ohne öffentliches Amt drei Jahre lang. Erst 1556 erfolgte sein Wiedereintritt in die Universität, er erhielt die Professur der Dialektik, 1557 dann die der Physik und verwaltete 1558 das medicinische Decanat. Von da ab scheint sein Leben ohne weitere Veränderungen verflossen zu sein. Er starb am 3. März 1595 an der Wassersucht, ein Vierteljahr nachdem er mit seiner Frau, die ihm zwölf Kinder geboren, die goldene Hochzeit gefeiert hatte. —

Die schriftstellerische Thätigkeit, welcher P. von seinem 22. bis zum 60. Jahre neben seinen Berufsgeschäften oblag, war eine außerordentlich rege. „Er was zur arbeit erboren“, so charakterisirt er sich selber im J. 1570, „und mochte diese gantz wol erleiden, also daß er jetz in die 16 jar täglich zu morgen auff die fünff oder sechs stund ordenlich geschriben, und zwen bogen verteutschet, oder für sich selbs zusamen gestellet.“ Durch seinen Folianten füllenden Sammelfleiß erinnert er an den Züricher Polyhistor Konrad Gesner (s. A. D. B. IX, 107), mit dem er freilich hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Bedeutung nicht auf dieselbe Stufe gestellt werden kann; mit seiner raschen Productionslust hielt die Kritik nicht gleichen Schritt. Es war ihm genug, das Material zusammenzubringen und mit seinem angeborenen Ordnungssinn zu classificiren, die oft trüben Quellen genauer zu prüfen war nicht seine Sache. Immerhin hat er an der Förderung des Geschichtsstudiums und an der Belebung des historischen Sinnes im Volke einen nicht zu bestreitenden Antheil. Sein Portrait von 1565 zeigt breite,

arbeitgefurchte Züge, von einem dunklen Bart umrahmt. — Von seinen Werken sei zuerst seine lateinische Komödie „Philargyrus“ (1546) erwähnt, eine Jugendarbeit, welche die protestantische Rechtfertigungslehre am Beispiele des Zöllners Zachäus darlegt; die Methode der Charakteristik erinnert nach Scherers Urtheil an den Lazarus des Joh. Sapidus (1539); merkwürdig ist Felix Platters Nachricht, daß bei der Aufführung nicht blos Baseler Studenten, sondern auch Professorstöchter mitwirkten. Philologischer Art waren die für Frobens Verlag besorgten Ausgaben griechischer und lateinischer Autoren, von Homer bis auf Theodorus Metochita und Wilhelm von Tyrus. Die Beschäftigung mit den Kirchenvätern brachte ihn auf den Gedanken, eine „Chronographia Ecclesiæ Christianæ“ (1550, 1551, 1568) zu schreiben, d. h. eine Tabelle der Kirchengeschichte, welche die Kaiser, die großen Theologen, die Secten und Orden, die Concile und die Päpste in Columnen nebeneinander stellt. Aehnlich angelegt war sein Geschichtskalender („Diarium historicum“ 1572), in welchem er die wichtigeren Facta, Feste und astronomischen Notizen in den Rahmen eines Jahres zusammenfaßte; die Einleitung legt seine Berechnung der Daten des Alterthums dar, „id quod ob mensium et dierum varietatem admodum fuit difficile“. Unter Pantaleon's zahlreichen Verdeutschungen historischer Werke (von Cromer, Fox, Gillet, Herberstein, Jovius, Nauclerus, Vergerius, Vives) ragt seine Uebersetzung von Sleidans Geschichte Karls V. hervor (1556, 1557, 1562); er hängte derselben zwei, dann drei neue Bücher an, die er jedoch nur als Materialsammlung für einen künftigen Fortsetzer Sleidans angesehen wissen wollte. Selbständiger ist seine „Geschichte des Johanniterordens“ (1581), für die ihm der Ordensmeister Georg Bombast von Hohenheim Material zur Verfügung gestellt hatte. Halb historischen Charakter trägt auch die Beschreibung der Stadt und Grafschaft Baden im Aargau (1578), welche, wie die medicinischen Erörterungen über den Nutzen des Bades und die diätetischen Rathschläge zeigen, besonders für Kurgäste bestimmt war; interessant ist darin die Schilderung des Badelebens; den bekannten Brief Poggios vom J. 1416 wiederholt P. mit einer zornigen Bemerkung über den frivolen Sinn des Italieners. Pantaleon's Hauptwerk aber war die „Prosopographia heroum atque illustrium virorum totius Germaniæ“, lateinisch 1565—66, deutsch 1567—1570 und 1588 erschienen. Der Plan war ein umfassender und neuer; die ganze deutsche Geschichte von der Urzeit an sollte in Form von Biographien vorgeführt werden, P. wollte hier dasselbe leisten, was Plutarch, der jüngere Plinius und Jovius für ihre Landsleute gethan hatten. Die Volkssagen von Dietrich von Bern, Hildebrand, Siegfried, Herzog Ernst scheidet er von vornherein aus, ebenso die Heiligenlegenden, während Tuisko, der Urenkel Noah's, und die fabelhaften Königsreihen der Folgezeit, natürlich auch Tell und Winkelried, als historische Personen gelten und sogar in Abbildungen vorgeführt werden. Diese Holzschnitte (die erste Auflage sagt noch vorsichtig: vivis heroum imaginibus, quantum fieri potuit, passim illustratum) sind aber auch bei den historischen Personen des 16. Jahrhunderts durchweg Phantasieportraits, die in den verschiedenen Auflagen gewechselt werden. Der erste Band beginnt mit Adam, der zweite mit Karl dem Großen, der dritte mit Maximilian I. Dieser letzte Band, der dem Verfasser seitens des Kaisers Maximilians II. die Ernennung zum Poeta laureatus und Pfalzgrafen eintrug, ist der werthvollste, da P. hierfür Mittheilungen von Zeitgenossen, die er 1565 auf einer Reise gesammelt, benutzte. Indes hat er seine Arbeit doch zu leicht genommen, wie zahlreiche Versehen beweisen, vgl. z. B. D. Jacoby, G. Macropedius, Progr. Berlin 1886 S. 7. Die Werke der Schriftsteller werden nicht aufgeführt, auch ist die chronologische Anordnung nicht streng durchgeführt; indeß muß man berücksichtigen, daß die Arbeit der erste Versuch derart in einem nicht kritisch

gestimmten Zeitalter war. Naiv klingt seine Mahnung an die Mitlebenden, denen er etwa zu viel Lob zugemessen, sich dieser Ehre in Zukunft würdig zu erweisen. Redlich hat er sich bemüht, unparteiisch Katholiken und Protestanten aufzunehmen und „einem jeden seine Tugend zuzueignen“.

Pantaleon's Selbstbiographie am Schlusse der Prosopographia. — Herzog, Athenæ Rauricæ p. 258—261 (1778). — Rotermund's Forts. zu Jöcher 5. — Escher bei Ersch und Gruber III, 10, 441—443 (1838). — Scherer, Wagner's Archiv für die Gesch. d. Sprache 1, 495 f. (1874). — Thomas und F. Platter, bearb. von Boos S. 145, 211 f. (1878). — Baumgarten, Ueber Sleidan S. 101 (1878). — Töpke, Die Matrikel der Universität Heidelberg 1, 576 (1884). J. Bolte.

Pantke: M. Adam P., schlesischer Litterar- und Kirchenhistoriker, Pastor in Klein-Kniegnitz bei Nimptsch, war der Sohn eines Kretschmers in Breslau und am 1. Juni 1676 daselbst geboren. Nachdem er zuerst das Magdalenäum und von 1685—1693 das Elisabethan besucht hatte, ging er Michaelis 1693 auf die Universität nach Leipzig, wurde am 30. September 1695 Baccalaureus und am 30. Januar 1696 Magister, worauf er am 11. September 1696 seine historische Dissertation „de nobilitate Vratislaviensium erudita“ als Präses rühmlich vertheidigte. Nach Beendigung seiner Studien kehrte er 1697 nach Breslau zurück, wurde vom Rath als Katechet an der Barbarakirche angestellt und 1701 als Pastor substitutus cum jure succedendi nach Klein-Kniegnitz berufen. Dort ist er, mehrfache Berufungen in andere Aemter dankbar ablehnend, den 28. Februar 1732 gestorben. Als Katechet hatte er die Breslauer Kirchenbibliotheken fleißig benutzt und ein bedeutendes litterar- und kirchenhistorisches Material zusammengebracht, welches er später sichtete, bearbeitete und in Druck gab. Seine Schriften behandeln vorzugsweise die Breslauer Predigergeschichte und sind für dieselbe grundlegend. Es sind die folgenden: „Professores theologiae gymnasiorum Vratislaviensium“. Vratisl. 1713—15. 4. „Schediasma de Silesia, benevola virorum insignium in Marchia Brandenburgensi natorum nutrice et fautrice.“ Bregae 1714. 4. „Die Pröpste zu St. Bernhardin.“ Brieg 1714. 8. „Die Ecclesiasten zu St. Elisabeth.“ Brieg 1715. „Die Pastoren zu St. Elisabeth.“ 1730. 8. „Die Pastoren zu St. Maria Magdalena.“ 1730. 8. und nach seinem Tode von seinem Sohne herausgegeben, die „Lebensbeschreibungen aller Breßlauischen Kirchenlehrer rc.“ Breslau 1756.

Leichenpredigt von Joh. Christ. Hildebrand. Leipzig 1732. 14 Bg. fol. Schimmelpfennig.

Panzer: Hans P. (Banzer), Kürschner und Meistersinger in Danzig oder Augsburg, erfand und componirte die zwanzigzeilige neue Jünglingsweise; daß Augsburg's berühmter Dichter, Mag. Joh. Spreng († 1601), diese Form alsbald benutzte, mag für Ansässigkeit in Augsburg zeugen. Gedichte Panzer's, durchweg biblische und legendarische Stoffe behandelnd, sind aus den Jahren 1583 bis 1596 bekannt. Er liebte es, seine Bare aus drei verschiedenen Gesetzen zusammenzustellen.

Goetze, Neues Lausitzisches Magazin 53, 106 ff. — Germanist. Stud. II, 222. — Berliner Ms. germ. Fol. 25, S. 371. — Birners Hs. (Jena), S. 346b. — Weimar. Hs. Fol. 419, S. 384b. Roethe.

Panzer: Paul P., deutscher Dramatiker, aus Nürnberg, bekannt als Verfasser einer Tragödie von den dreizehn türkischen Fürsten (Tübingen 1595), in welcher die Geschichte des osmanischen Reiches von Osman (Ottomannus), der „Wurzel des erschröcklichen türkischen Reiches“, an bis auf den damals regierenden

Sultan Murad II. in 22 Acten in fast ungenießbarer Weise abgehandelt wird. Versbau und Sprache hart und ungeschickt, des Verfassers Absicht zwar wolgemeint, aber ganz verfehlt; die einzelnen Acte stehen völlig unvermittelt neben einander. Die am Ende befindliche, in Prosa verfaßte „Vermanung an die Teutschen“ enthält den nationalen Gedanken von der Pflicht der deutschen Nation, mit altbewährter Mannheit den Kampf gegen die Feinde der Christenheit aufzunehmen. — Goedeke 2, 387. H. Holstein.

Panzer: Friedrich P., Architekt und Sagenforscher, 1794—1854. Als der Sohn eines evangelischen Pfarrers wurde P. in Eschenfelden im Amte Sulzbach in der bayrischen Oberpfalz am 22. October 1794 geboren. Nach vollendeten Gymnasialstudien widmete er sich der Baukunst und wurde zuerst 1818 als Ingenieur bei der K. Bau-Inspection in Speyer angestellt, dann aber rasch durch die verschiedenen Stufen der Baubeamten-Laufbahn in Würzburg, Bamberg und Nürnberg hindurch geführt und schließlich zum Oberbaurath im Ministerium in München ernannt, wo er am 16. November 1854 starb. So anerkannt seine Verdienste in dieser amtlichen Thätigkeit auch sind, so liegt seine allgemeine Bedeutung doch wesentlich auf dem Gebiete der deutschen und vornehmlich der bairischen Sagenforschung. Angeregt durch die Sammlungen und Arbeiten der Brüder Grimm und durch die Forschungen seines Freundes und Landsmannes A. Schmeller hatte er schon früh begonnen, die im Munde des bairischen Volkes lebenden Sagen, um die sich vor ihm kaum jemand gekümmert, zu sammeln, zu ordnen und zu erklären; seine zahlreichen Dienstreisen wurden für ihn gleichzeitig Forschungsreisen, die „Naturgeschichte des Volkes“ zu ergründen. „An Donau, Inn und Waldnaab“ fand er vornehmlich „noch jungfräulichen Boden, unaufgelockerte Menschenart, noch unverbrauchte Leidenschaft, welche herbe und süß zugleich schmeckt gleich dem Dufte ihres unausgehauenen Waldes“. Die ungewöhnlich umfassende classische Bildung, welche er besaß, befähigte ihn, die von ihm gefundenen Sagen bis in das Alterthum zurück zu verfolgen, den deutschen Mythus durch einen griechischen zu erklären, „an eine Sage aus dem Böhmerwalde eine Stelle aus Herodot oder Pausanias zu rücken“. — Als Frucht dieser eifrigen Studien veröffentlichte er 1848 den ersten Band „Bayrische Sagen und Gebräuche“, die er als „Beitrag zur deutschen Mythologie“ bezeichnete und Jakob Grimm widmete; fast der ganze Band ist der Sage „von den drei Schwestern“ gewidmet, in denen er jene „itisi, nornir, fatae, parcae, μοῖραι u. s. w.“ nachwies, „welche der Aberglaube bisweilen jetzt noch als geisterhafte Wesen auf den berüchtigten Stätten erscheinen läßt, wo der Gottheit unnahbarer Tempel stand“. Der zweite Band der „Bayrischen Sagen und Gebräuche“, welcher die Sagen von den Heiligen, den Teufeln, Geistern u. drgl. enthält, auch umfangreiche Nachträge zum ersten Bande bietet, war im Drucke schon fast vollendet, als P. starb; die Herausgabe besorgte nach seinem Tode auf seinen Wunsch Ernst Ludwig Rochholz in Aarau 1855, die sehr umfassenden Register hat A. Elsperger hergestellt.

E. L. Rochholz in der Bevorwortung des 2. Bandes der Sagen. — Allgemeine Zeitung, Beilage zu Nr. 245, 1855. R. Hoche.

Panzer: Georg Wolfgang Franz P., einer der verdienstvollsten deutschen Bibliographen, wurde am 16. März 1729 zu Sulzbach in der Oberpfalz geboren. Sein Vater, der kurfürstliche Hof- und Regierungsrath Dr. jur. Bernhard P., ließ seinem Sohne eine sorgfältige Erziehung ertheilen, bis dieser im J. 1747 die Universität Altdorf bezog, um daselbst philosophische und theologische Collegien zu hören. Nach zweijährigem Besuch dieser Hochschule und eifrigem Studium schied P. von derselben mit der philosophischen Magisterwürde, welche er sich durch eine Dissertation „de falsis conclusionibus ex attri-

butis divinis" errungen hatte. Am 15. December 1751 wurde er Pfarrer zu Etzelwang, einem nürnbergischen Dorfe, wo er bis zum Jahre 1760 verblieb, nachdem er die ländliche Einsamkeit zu vielseitigen Studien benutzt hatte. Am 29. August des genannten Jahres wurde er Diacon an der Hauptpfarrkirche zu St. Sebald in Nürnberg, zwölf Jahre darauf, am 2. April 1772, übertrug man ihm das Senoriat seines Capitels und am 8. Februar des folgenden Jahres wurde er zum Schaffer oder Hauptpastor dieser Kirche ernannt. In dieser seiner Stellung machte er sich um manche kirchliche Verbesserungen verdient, so um Abschaffung unnöthiger Gottesdienste, Einführung einer allgemeinen Beichte und eines neuen verbesserten Gesangbuches. Nebenher fand er aber auch noch Zeit zu einer umfangreichen litterarischen Thätigkeit, deren Verdienst von Mit- und Nachwelt anerkannt wurde. Denn als ihm am 20. Juni 1799 von der philosophischen Facultät der Universität Altdorf der Glückwunsch zur fünfzigjährigen Magisterwürde ausgesprochen wurde, übersandte ihm zugleich die theologische Facultät das Diplom eines Doctors der Theologie. Außerdem war P. Mitglied der Altdorfer und Leipziger deutschen Gesellschaft, der Nürnbergischen Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Industrie, des Pegnesischen Blumenordens, dessen Vorsteher er 1789 geworden war, und Aufseher der Nürnberger Stadtbibliothek. Nachdem P. am 6. Januar 1802 sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum und am 16. October desselben Jahres seine goldene Hochzeit gefeiert hatte, lebte er stets mit Studien und Arbeiten beschäftigt noch drei Jahre; am 9. Juli 1805 machte ein Schlaganfall seinem thätigen Leben ein Ende. P. hinterließ eine reichhaltige, werthvolle Bibliothek, seine vortreffliche Bibelsammlung hatte er bereits 1780 im Ganzen an den Herzog von Würtemberg verkauft; sie bildet heute noch einen wichtigen Bestandtheil der Stuttgarter Bibliothek. Diese seine Büchersammlungen hingen innig mit seiner litterarischen Thätigkeit zusammen, denn sie sind theilweise die Quellen seiner bibliographischen Handbücher, welche ihm stets seinen Ruhm in der deutschen Litteratur sichern werden. P. hat außer mehreren Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften ungefähr 45 selbständige Werke veröffentlicht, von denen die wichtigsten und bedeutendsten die auf Bibliographie bezüglichen sind. Seine übrigen Veröffentlichungen sind einige lateinische Gelegenheitsschriften, Uebersetzungen, zum Theil geographischen Inhalts, aus dem Englischen und Französischen, mehrere theologische Werke und einige kleinere Schriften über Ulrich von Hutten. Unter den bibliographischen Werken hat man drei Gruppen zu unterscheiden, die eine beschränkt sich auf die ältesten Bibelausgaben, die andere befaßt sich mit der älteren deutschen Litteratur seit Erfindung der Buchdruckerkunst und die dritte verbreitet sich über das Gesammtgebiet der Litteratur bis 1536. Außerdem wäre noch eine Buchdruckergeschichte Nürnbergs und ein lateinischer beschreibender Katalog der Bibliothek des Gottfried Thomasius, 27,251 Nummern in 3 Bänden, zu erwähnen. Die Titel der verschiedenen bibliographischen Werke Panzer's sind: „Litterarische Nachricht von den allerältesten gedruckten deutschen Bibeln aus dem fünfzehnten Jahrhundert, welche in der öffentlichen Bibliothek der Reichsstadt Nürnberg aufbewahrt werden", Nürnberg 1777, 4°; „Geschichte der Nürnbergischen Ausgaben der Bibel von Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten", Nürnberg 1778, 4°; „Ausführliche Beschreibung der ältesten Augsburgischen Ausgaben der Bibel, mit litterarischen Anmerkungen", Nürnberg 1780, 4°; „Versuch einer kurzen Geschichte der römisch-katholischen deutschen Bibelübersetzung", Nürnberg 1781, 4°; „Entwurf einer vollständigen Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Dr. Martin Luthers vom Jahre 1517—1581", Nürnberg 1781, gr. 8°, zweite mit Zusätzen vermehrte Ausgabe, Nürnberg 1791, 8°; „Annalen der älteren deutschen Litteratur oder Anzeige und Beschreibung derjenigen Bücher, welche

von Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1526 in deutscher Sprache gedruckt worden sind“, 2 Bände, Nürnberg 1788 und 1805, 4°; „Annales typographici ab artis inventae origine usque ad annum MDXXXVI“, 11 voll. Norimbergae 1793—1803, 4°. Jedes dieser Bücher zeugt von riesiger Arbeitskraft und tiefer Gründlichkeit des Verfassers, und sie werden alle immer noch als Quellenwerke benutzt, da bis heute sich niemand gefunden hat, der durch eine bessere Bearbeitung des Stoffes sie in Schatten gestellt hätte.

Will, Gg. Andreas, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon. 4 Theile. Nürnberg 1755—1758, 4°. — Nopitsch, Christian Conrad, Fortsetzung des Will'schen Gelehrten-Lexikons. 4 Bände. Nürnberg 1802—1808, 4°.

Pallmann.

Panzer: Georg Wolfgang Franz P. wurde am 31. Mai 1755 zu Etzelwang in der Pfalz geboren, woselbst sein Vater Prediger war. Schon vom Jahre 1760 an besuchte er die Schule zu Nürnberg und bezog 1774 die Universität zu Altorf, um Medicin zu studiren, und 1775 die Universität Erlangen. Neben der Medicin widmete er sich mit großem Eifer den Naturwissenschaften, namentlich der Botanik und Entomologie und begann schon früh Pflanzen und Insecten zu sammeln. Nachdem er im Jahre 1777 sein Doctor-Examen mit Auszeichnung bestanden hatte, besuchte er zu seiner weiteren Ausbildung die klinischen Anstalten zu Wien und Straßburg und unternahm alsdann eine längere Reise in die Schweiz, wo er besonders botanische Studien machte, und wurde nach seiner Rückkehr praktischer Arzt in Nürnberg. Als solcher machte er sich namentlich durch die Einführung der Schutzpocken-Impfung sehr verdient. Trotz seiner umfassenden Berufsthätigkeit fand er noch Zeit, sich mit der Naturgeschichte zu beschäftigen. Seine ersten Schriften behandeln die Botanik: „Observationum botanicarum specimen“ 1781; „C. v. Linné's vollständiges Pflanzensystem“ 1782; „Versuch einer Geschichte der Laub- und Lebermoose“ 1787. Ferner lieferte er Beiträge zu Sturm's Flora von Deutschland und später veröffentlichte er noch: „Ideen zu einer künftigen Revision der Gräser“ 1813. Außerdem machte P. sich sehr verdient um die Entomologie. Seine erste Arbeit darüber war eine Uebersetzung von Joh. Euseb. Voet „Beschreibung und Abbildung hartschaliger Insecten“ 1785—1798. Ein sehr verdienstvolles Werk war ferner „Faunae Insectorum Germaniae initia“, Heft 1—110 mit je 24 illum. Kupfertafeln“ 1785—1798, welches später von Heinrich Schäffer fortgesetzt wurde. Ferner veröffentlichte er auf entomologischem Gebiete „Entomologia germanica“ 1795; „System. Nomenclatur über Schäffer's Abbildungen der Insecten“ 1804; „Kritische Revision der Insectenfauna Deutschlands“ 1805; „Entomol. Versuch, die Jurineischen Gattungen der Linneischen Hymenoptera nach dem Fabrizius'schen System zu prüfen“ 1806; „Index entomologicus“ 1813 und zahlreiche kleinere Abhandlungen. Im Jahre 1798 wurde P. Stadt- und Land-Physikus in Hersbruck bei Nürnberg. Zahlreiche Akademieen und Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Infolge seiner ausgebreiteten Verbindungen brachte er ein reichhaltiges, über 200 Foliobände umfassendes Herbarium und eine sehr bedeutende Insectensammlung zusammen. P. starb am 28. Juni 1829. W. Heß.

Pape: Ambrosius P., deutscher Dramatiker, geb. 1553 zu Magdeburg, Schüler Georg Rollenhagen's in dem altstädtischen Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte in Wittenberg, war seit 1577 Pfarrer in Klein-Ammensleben im Magdeburgischen, trat um 1608 in den Ruhestand, lebte in Magdeburg, wo er nach 1612 als verstorben bezeichnet wird. Seine Dramen behandeln meist biblische Stoffe: Kampf zwischen David und Goliath (Magd. 1575), ein Weihnachtsspiel von der gnadenreichen Menschwerdung und frölichen Geburt Christi

(Magd. 1582), das Laster des Ehebruchs, das an dem Beispiele David's sehr ernsthaft gezeigt wird (Magd. 1602), der Prophet Jonas (Magd. 1605, in 2. Auflage 1612). Das Spiel vom Glück und Zustand eines rechten Christen (Magd. 1612) gehört zur Everyman-Gruppe. Zwei andere „Mundus immundus, eine Action, wie die jetzige Welt gesinnt ist" und ein Drama von der Tyrannei des Herodes sind verloren gegangen. In allen Dramen ist die Handlung in ermüdender Breite ausgesponnen; das Laster des Ehebruchs ist in zwei Spielen dargestellt, von denen das erste für große Schulen und vornehme Städte, „da die Jugend und Bürgerschaft in vielen Sachen sich üben und eine bequeme Ergötzlichkeit haben kann", das zweite für ein geringeres Bühnenpersonal bestimmt war. Die Sprache ist belebt und nicht ungeschickt, einige Chorlieder zeugen von nicht gewöhnlicher dichterischer Begabung. Sein mit Teufelsscenen ausgestattetes Weihnachtsspiel, das ursprünglich auf zwei Theile berechnet war und das bis zur Anbetung der Hirten reicht, wurde 1585 von Georg Pfund (Pondo) benutzt. Im Jonas erhält der sonst etwas spröde Stoff durch die malerische Schilderung eines Seesturmes und das Auftreten des Neptun, Aeolus und Vulcan antiken Anstrich, Leben und Bewegung, während anderseits die Einführung witziger und humoristischer Partien namentlich in dem allegorischen Drama vom rechten Christen dem sonst ernst gerichteten Verfasser nicht gelungen ist. Gegen die Anklage, daß er als Geistlicher mit seinem Spiel vom Ehebruch das Laster statt ihm zu wehren vielmehr befördern werde, wußte er sich tapfer zu vertheidigen. „Aliud est praescribere, aliud describere." Er habe keine Form oder Modell vorgeschrieben, wie ein Meister seinem Schüler zu thun pflege, sondern er habe den Lauf der Welt beschrieben zur Warnung und nicht zur Befolgung. Dies könne auch aus der Erwähnung des Teufels gefolgert werden, aus dessen Reden man ersehe, daß solch Wesen ihm mißfalle und in keinem Wege gebilligt werde, sondern jeder gottlosen Person werde eine namhafte Strafe angehängt. P. ist auch in der Teufelslitteratur mit einer Schrift vom Bettel- oder Gartteufel (Magd. 1586) aufgetreten, und als theologischen Schriftsteller lernen wir ihn durch einen Tractat von der Vergebung der Sünden (1600), einen Bericht von den schwangeren und gebärenden Weibern (1586, 1587) und von den Kindelbieren (1588) kennen. Die Absicht, eine Sprichwörtersammlung zu liefern, kam nicht zur Ausführung.

Goedeke 2, 367. — Bolte, Märkische Forschungen 18, 214. — Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachforschung 9, 97. H. Holstein.

Pape: Samuel Christian P. wurde am 22. November 1774 zu Lesum bei Bremen geboren. Sein Vater, der Pastor Heinrich P. daselbst, der sich durch zahlreiche Schriften theologischen Inhalts bekannt gemacht hat, wurde später nach dem bremischen Dorfe Wulfsbüttel und 1783 nach Visselhövede bei Verden versetzt. Als ein schöner, in kräftiger Gesundheit blühender Knabe wuchs Christian P. in öder Haidegegend heran, bis er 1785 auf das Gymnasium in Bremen kam, das er bis 1791 besuchte. Hierauf widmete er sich noch einige Jahre im elterlichen Hause den Studien, besonders der hebräischen Sprache, und bezog dann die Universität Göttingen, wo er seinen dreijährigen theologischen Kursus mit einer Uebersetzung des „Hiob" zum Abschluß brachte, welche Joh. Gottfr. Eichhorn mit einer Vorrede beehrte (1797). Heimgekehrt, durchlebte P., durch äußere Unfälle gebeugt, trübe Zeiten. Ende 1797 übernahm er eine Hauslehrerstelle in Grasbergen, einem trübseligen Orte, der ihm nur Himmel und Erde zeigte, bis er 1801 die Stelle eines zweiten Predigers in Nordleda im Lande Hadeln erhielt. Sterbefälle in seiner Familie, zumal der 1808 erfolgte Tod seiner Gattin, verkümmerten sein Leben und steigerten seine wehmüthige Stimmung zur düstersten Niedergeschlagenheit. Zwar schien er nach

einer zweiten Vermählung froheren Tagen entgegenzugehen; aber wiederholte Trauerfälle gaben seiner Melancholie neue Nahrung; dazu gesellte sich eine Brustkrankheit, die ihn fast menschenscheu machte, und am 15. April 1817 schied er von dieser Erde, erst 42 Jahre alt. Seine „Gedichte“, von Friedrich de la Motte Fouqué gesammelt und mit einem biographischen Vorwort versehen, erschienen 1821. „Der Grundton derselben ist recht eigentlich elegisch, und wo Pape's mehr gesunde geistige Natur die kranke zu überwinden vermag, da ist er ganz Dichter, ob auch noch die Accorde seines irdischen Leides verhallend nachzittern. Die milde wohlklingende Sprache verleiht den Gedichten einen vorzüglichen Reiz und gewinnt das Herz für die trübe Stimmung des Sängers. Besonders treten die drastisch-skizzirten Romanzen und Balladen des Dichters, ob auch einseitig in Hinsicht auf ihre Gegenstände, durch volksthümlich-einfache Darstellungskunst charakteristisch hervor. Einige darunter sind sogar Kleinodien echter Romanzenpoesie.“ — Pape's jüngster Bruder Ludwig Matthias Heinrich P. hat sich gleichfalls als Dichter nicht unvortheilhaft bekannt gemacht. Er wurde am 14. Januar 1802 zu Visselhövede geboren, kam, 13 Jahre alt, in das Pensionat des Pfarrers Wallbaum zu Groß-Berkel und 1817 auf das Gymnasium zu Verden, von wo er 1820 zur Universität Tübingen überging, um Theologie zu studiren. Hier entstand auch der größte Theil seiner unter dem Titel „Christusharfe“ veröffentlichten religiösen Gedichte (1823). In Leipzig brachte er seine Studien zum Abschluß, machte 1827 sein Examen in Stade und übernahm dann eine Hauslehrerstelle in Poggemühlen. Am 16. Juli 1828 ordinirt, ward er Adjunct des Propstes Ehlers in Sittensen, ein Jahr darauf Adjunct am Dom in Verden und im September 1829 zweiter Prediger in Buxtehude. Seit 1843 Senior und erster Prediger daselbst, wirkte er in seiner Gemeinde mehr als 42 Jahre. Er starb an den Blattern am 27. Mai 1872. Von seinen poetischen Erzeugnissen sind noch erschienen „Der Beruf des Geistlichen“, ein Gedicht (1830); „Lieder und Elegien“ (1834); „Epigramme“ (1834); „Gnomen“, drei Bücher poetischer Sprüche aus dem Leben und aus der Schule (1850).

Ign. Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter, Bd. I, S. 291 ff. — Jul. Graefe, Bremer Dichter des 19. Jahrhunderts. Bremen 1875, S. 261 ff. — Mittheilungen aus der Familie.

Franz Brümmer.

Pape: Georg (Jürgen) P., der erste Rathsbuchdrucker Hamburgs, trat um 1650 als Buchdrucker auf und entwickelte eine geringe Thätigkeit als Verleger, denn die Meßkataloge verzeichnen seinen Namen nur zweimal: im J. 1651 mit sechs Verlagswerken und 1659 mit einer Veröffentlichung. Unfälle zwangen ihn zuletzt, sein Gewerbe aufzugeben, das er bis zum September 1668 innegehabt hatte; am 18. d. M. ernannte der Rath einen anderen Drucker zum Rathsbuchdrucker.

J. M. Lappenberg, Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg. Hamburg 1840.

Pallmann.

Pape: Georg Friedrich P., geb. zu Arnsberg in Westfalen im J. 1766 (nach den Einträgen im Sterberegister zu Trier), nach Anderen (Hüffer, rheinisch-westfälische Zustände zur Zeit der französischen Revolution, S. 34) zu Bracht im Kreise Eslohe ums J. 1762, wurde auf dem von Prämonstratensermönchen geleiteten Gymnasium zu Wedinghausen für das Studium vorbereitet und bezog die Universität Bonn, woselbst er erst der Jurisprudenz, dann der Theologie sich widmete. Von Bonn zurückgekehrt, trat P. im J. 1784 in das Kloster in Wedinghausen ein und ward Lehrer an demselben Gymnasium, dessen

Schüler er einst gewesen. Zur weiteren Ausbildung nach Bonn zurückgesandt, machte P. die Bekanntschaft des seit 1789 nach Bonn berufenen ehemaligen Franziskanermönchs Eulogius Schneider, dessen rationalistischer Richtung er sich anschloß. Was P., nach Wedinghausen zurückgekehrt, in der Bibelexegese vortrug, das konnten die Oberen nicht billigen, was zur Folge hatte, daß er den Gedanken faßte, aus dem Orden auszutreten. Kaum war sein Freund und Lehrer Schneider nach Herausgabe eines allseitig verworfenen Katechismus nach Straßburg übergezogen und dort zum Vicare des constitutionellen Bischofs bestellt worden, so duldete es den P. nicht länger in Wedinghausen; er entfloh zu seinem Freunde, bei welchem einige Theologen gleicher Gesinnung, so Anton Dereser aus Bonn und Anton Johann Dorsch aus Mainz sich bereits eingestellt hatten. Auf Empfehlung der Genannten erhielt P. am 1. Februar 1792 an dem Colmarer Seminar eine Stelle als Professor, vicaire directeur, die er jedoch noch in demselben Jahe aufgab, um mit Dorsch und Friedrich Cotta nach der von den Franzosen eroberten Stadt Mainz zu ziehen und dort den Club der Freunde der Freiheit und Gleichheit nach französischem Muster einzurichten. Ueberall sich vordrängend, zeichnete P. auf der Rednerbühne und in der Presse, als Herausgeber der Mainzer Nationalzeitung, sich besonders durch seinen Haß gegen die Religion und gegen die Fürsten aus; als richtiger Jacobiner ließ er es sich nicht nehmen, gegen die den Franzosen abgeneigte Bevölkerung von Stadt und Land zu hetzen und namentlich bei der Leitung von Wahlen mit Drohungen und Beängstigungen vorzugehen. In weiteren Kreisen wurde P. bekannt durch eine an den König von Preußen gerichtete, durch den Druck verbreitete Zuschrift vom 20. December 1792 („Offenherzige Zuschrift an Friedrich Wilhelm Hohenzollern, dermalen König aus Preußen"; abgedruckt in Klein, Geschichte von Mainz während der ersten französischen Occupation, S. 299—301), worin er in unverschämter Weise den König von einem Zuge gegen Mainz abzuhalten versuchte. Nachdem „der Republikaner P., Correspondent des heimlichen Clubs in den Preußischen Staaten" Alles durcheinander gehetzt, hielt er es für rathsam, vor Einnahme der Stadt Mainz sich auf die Flucht zu begeben. Bei der zweiten Einnahme der Stadt Mainz durch die Franzosen zog er es vor, den Schauplatz seiner früheren Thätigkeit zu meiden und anderwärts sein Glück zu versuchen. Er ging nach Köln als Commissär des Vollziehungsdirectoriums und schwang sich dort bis zur Stelle eines Präsidenten des peinlichen Gerichts auf. Als er sich in dieser Stellung nicht halten konnte, zog er erst nach Paris, dann nach Trier, woselbst er als Advocat wirkte bis zu seinem am 11. Mai 1816 erfolgten Tode.

Vergl. Klein, l. c. S. 178, 185, 299, 324, 325, 328, 349. — Remling, die rheinische Pfalz u. s. w. I. S. 282, 283, 294. — Getreues Namensverzeichniß der in Mainz sich befindenden 454 Clubbisten mit Bemerkung derselben Character, S. 10. — Revolutions-Almanach von 1794, S. 113 ff.

Bockenheimer.

Pape: Heinrich P., Organist zu Altona in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Er war ein Schüler des berühmten Organisten an der Petrikirche in Hamburg Jacob Praetorius (oder Schultze). Mit Johann Rist in Wedel war er befreundet; er heirathete dessen Schwester Gesa und hat für eine Anzahl Rist'scher Lieder die Compositionen verfertigt, so z. B. für einige Lieder in den Passionsandachten, die zuerst im J. 1648 erschienen, ebenso für einen Theil der Lieder im deutschen Parnaß, 1652.

Walther, musikalisches Lexicon, S. 461. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., IV, S. 119. — Hansen, Johann Rist und seine Zeit, S. 141 u. 344. — Döring, Choralkunde, S. 116.

l. u.

Pape: Johann Georg Wilhelm P., Dr., namhafter Lexicograph, geb. zu Berlin am 3. Januar 1807, † daselbst am 23. Februar 1854. P. kam in früher Jugend nach Culm in Westpreußen, wo sein Vater, nachdem er als Soldat dem Vaterlande treue Dienste geleistet, eine kleine Anstellung an dem dortigen Cadettenhause erhalten hatte; daselbst erhielt P. auch den ersten Unterricht. Das Interesse, welches die Lehrer und der Leiter der genannten Anstalt an dem Knaben nahmen, gab ihm Gelegenheit seine trefflichen Anlagen zu entwickeln, und er fand an einem Herrn v. Scheliha einen wohlwollenden Gönner, der ihm seine persönliche Unterstützung und Fürsprache zuwendete, so daß P. 1820 zu seiner weiteren Ausbildung nach Berlin gesendet in die Untertertia des Gymnasiums zum grauen Kloster eintreten konnte. Hier machte P. bei unermüdlichem Fleiße unter der Leitung eines Bellermann, Fischer, Giesebrecht, Heinsius, Köpke, Stein und anderer Männer so rasche und treffliche Fortschritte, daß er schon an Ostern 1825 als Selectaner und Primus omnium das Gymnasium absolvirte und die Berliner Universität bezog, wo er sich dem Studium der Theologie und Philologie widmete. Angeregt durch Boeckh's, Lachmann's und Bernhardy's Vorträge wandte P. sich indessen bald mit steigender Vorliebe ganz der classischen Philologie zu, bestand nach Beendigung des akademischen Trienniums das Examen pro facultate docendi und trat sodann 1828 als Candidatus probandus in das Lehramt an dem Gymnasium zum grauen Kloster ein. Schon nach Verlauf der ersten Hälfte seines Probejahres wurde P. durch Köpke, welcher die außerordentliche didaktische Befähigung desselben erkannte, zum Collaborator befördert. Eine wissenschaftliche Arbeit, seine „Lectiones Varronianae", erwarb ihm 1829 in Halle die philosophische Doctorwürde; ein Jahr später wurde P. zum ordentlichen Lehrer und am 31. Juli 1837 zum Professor an dem erwähnten Gymnasium ernannt, eine rasche, aber der Würdigkeit der Leistungen Pape's entsprechende Laufbahn. — Neben einer sehr anstrengenden und mit äußerster Pflichttreue geführten Lehrthätigkeit fand P. noch Zeit und Kraft zu hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen, die in ihrer Art umfassende und andauernde Studien erfordern; P. wandte seine Thätigkeit mit Neigung und Erfolg dem Gebiete der Lexicographie zu. So erschien von ihm 1836 zuerst sein „Etymologisches Wörterbuch der griechischen Sprache", sodann 1837 ein Programm „de inveniendis Graecae linguae radicibus", Arbeiten, die von gründlichster Forschung zeugen. Sein Hauptwerk, „Griechisch-deutsches Handwörterbuch", erschien 1842, das als ein wesentlicher Fortschritt im Fache der Lexicographie zu bezeichnen ist und schon 1849 und 1850 eine zweite Auflage erforderte; diesem Werke hatte P. gleichzeitig ein eigenes „Wörterbuch der griechischen Eigennamen" beigegeben, das besonders in der Neugestaltung, die es durch G. E. Benseler erhalten hat (2 Bde., Braunschw. 1863—70), als eine sehr dankenswerthe Ergänzung des Passow'schen Werkes betrachtet werden muß. Hieran schloß sich sein 1845 erschienenes „Deutsch-griechisches Wörterbuch zum Schulgebrauch", das mannigfache kritische Anfechtungen insbesondere von V. Chr. Fr. Rost erfuhr, das aber ebenso wie das „Griechisch-deutsche Wörterbuch", zumal nach den von M. Sengebusch geschehenen Bearbeitungen, sich als treffliches Hilfsmittel im Gebrauche erhalten und bei manchem Mangel im Einzelnen auch seine bedeutenden Vorzüge hat. — Diese umfängliche wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit beeinträchtigte aber keineswegs Pape's Wirksamkeit als Lehrer; mit der Gediegenheit seines Wissens und mit einer vortrefflichen Lehrmethode verband P. eine fromme, sittlich ernste, liebevolle Gesinnung, die ihren Einfluß auf die ihn umgebende Jugend übte, ferner eine wissenschaftliche Gründlichkeit, die sich seinen Schülern mittheilte, und eine seltene Hingabe an seinen Beruf, die ihn zuletzt noch bei schwerem körperlichen

Leiden, das ihn zum Gehen unfähig machte, den Unterricht bis drei Wochen vor seinem Tode fortsetzen ließ. Zu Anfang des Jahres 1852 hatten sich die Anfänge eines Rückenmarkleidens bei P. gezeigt, das rasch in bedenklicher Weise zunahm und das, wiewohl zwei Jahre lang hin und wieder einige Hoffnung auf Genesung vorhanden schien, doch schließlich mit solcher Heftigkeit sich steigerte, daß er ihm im 48. Lebensjahre erlag.

Chronik des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, Programm, Jahrg. 1854, S. 36. — Heindl, Biographien der ber. u. verdienstv. Pädagogen und Schulmänner, S. 348 ff. — Geschichte der classischen Philologie in Deutschland von C. Bursian. Zweite Hälfte, S. 757. Binder.

Pape: Karl Ferdinand P., Astronom, geb. am 4. Januar 1834 zu Verden, gest. am 27. Mai 1862 zu Altona. P. bestimmte sich frühzeitig dem astronomischen Studium und wurde nach vollendeter Universitätszeit zunächst als Rechner bei der dänischen Gradmessung beschäftigt, dann aber (September 1856) als Observator an der Sternwarte in Altona angestellt. Er beobachtete und berechnete mit Vorliebe kleine Planeten und Kometen und publicirte die Ergebnisse seiner Forschungen theils in den „Astron. Nachrichten“ theils im Berliner Jahrbuch. Als besonders verdienstlich ist trotz einiger Ausstellungen Bredichins die im Jahrgang 1859 der ersterwähnten Zeitschrift niedergelegte „Untersuchung über die Erscheinungen des großen Kometen von 1858“ (Donati-Komet) anerkannt worden. Aus einer wichtigen Reihe von Versuchen und Beobachtungen über die sogenannte „persönliche Gleichung“, durch welche die Richtigkeit jeder von zwei verschiedenen Persönlichkeiten gleichzeitig gemachten Wahrnehmung entstellt zu sein pflegt, ist P. durch seinen frühen Tod abberufen worden.

Poggendorff, Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, 2. Bd., Sp. 354. — Wolf, Geschichte der Astronomie, S. 611, S. 721. — Maedler, Geschichte der Himmelskunde, 2. Bd., S. 408, S. 461. — Astronomische Nachrichten, 57. Bd., S. 321. Günther.

Pape: Ludwig P., Componist und Violinist der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er war am 14. Mai 1809 zu Lübeck geboren, studirte unter dem dortigen Organisten M. A. Bauck, trat dann als Violoncellist in die Theatercapelle des Königstädtischen Theaters zu Berlin, bildete sich später mehr als Violinist aus und erhielt in Hannover eine Anstellung, darauf in Frankfurt a. M. Auch als Solist auf der Geige scheint er mehrfach aufgetreten zu sein, denn sein Violinspiel wird als äußerst fertig und geschmackvoll geschildert. Im J. 1833 ging er sogar auf Kunstreisen, ließ sich aber bereits in Lübeck fesseln, indem er die Stellung eines ersten Violinisten annahm. 1845 wurde er in Oldenburg zum Hofcomponisten ernannt und einige Jahre später siedelte er nach Bremen über, wo er am 9. Januar 1855 starb. P. entwickelte als junger Mann ein reges Compositionstalent und erregte allgemeines Aufsehen. Sein ernstes Streben den Classikern nachzueifern, verbunden mit gründlichen Studien, erweckte Interesse und ließ eine schöne Zukunft erblicken. Bereits 1835 erschienen als opus 6 ein Quartett und Quintett für Streichinstrumente und die Allgemeine musikalische Zeitung in Leipzig ist voller Lobes: „Klare Ideen, leicht fließender Zusammenhang und geschickte Fortspinnung derselben durch sichere Festhaltung und gediegene Einheit, aus der sich ungesucht und ungetrübt das anziehend Mannigfache wie von selbst entwickelt“, so schreibt sie Bd. 37, Sp. 340 in ihrer schwülstigen, damals als gelehrt geltenden Weise. Eine im J. 1840 in Bremen aufgeführte Militär-Sinfonie wird in gleicher Weise gelobt und besonders erwähnt, daß das Publikum mehrere Sätze da Capo verlangte und der Componist selbst, als er sich zeigte, mit Orchestertusch und jubelnden Zu-

rufen begrüßt wurde. „Die Sinfonie ist so frisch, so wohldurchdacht und glücklich erfunden, daß eine weitere Verbreitung derselben im Interesse der Kunst höchst wünschenswerth ist. Das Ganze ist herrlich gehalten, namentlich weht besonders in den beiden ersten Sätzen eine Beethoven'sche Luft, ja ein Beethoven'scher Geist", sagt sie am Ende ihrer Besprechung. Diese Bewunderung hält noch bis zum Jahre 1847 vor, bis der revolutionäre Geist die Menschen aus dem Halbschlafe rüttelt und auch die Kunst mit anderen Augen ansehen läßt. Eine neue, im Gewandhause in Leipzig 1847 aufgeführte Sinfonie, erfährt ein geradezu umgekehrtes Urtheil. Die Themata erscheinen dem Recensenten schwach und unbedeutend, die Reminiscenzen an Mozart und Beethoven sind bedenklich, Licht und Schatten fehlen, sowie „überraschende und sich steigernde Veränderungen". Um den Umschlag in der Gesinnung einigermaßen zu verdecken, giebt er dem Componisten am Schlusse noch die Versicherung, daß er ihn für ein bedeutendes Talent hält, was leider mehr ironisch als besänftigend wirkt. Ebenso abweisend wird (1848) ein Lied beurtheilt. Die neue Zeit scheint ihn ganz fallen gelassen zu haben, denn sein Name verschwindet von da ab aus den Zeitschriften. Interessant ist die Beobachtung, wie sich die gleiche Erscheinung bei allen Componisten dieser Zeit wiederholt. Wie durch Mendelssohn's und Weber's Auftreten, vereint mit den Bestrebungen die Classiker allgemein bekannt zu machen, alle anderen Componisten, die bis dahin verehrt und beliebt waren, in den Hintergrund gedrängt, sie anfänglich bekrittelt und dann völlig vernachlässigt werden. Die einst so Gepriesenen sinken wie mit einem Zauberschlage in völlige Vergessenheit hinab. R. Eitner.

Papencordt: Felix P., Geschichtsschreiber. Geb. im J. 1811 zu Paderborn, erhielt er nächste Ausbildung an dem Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog sodann die Universität Bonn. Hier trat er in nähere Beziehungen zu B. Niebuhr, der seit dem J. 1823 von Rom an dem Sitze der rheinischen Hochschule seinen Aufenthalt genommen hatte und in einer freien Stellung zur Universität vielbesuchte Vorträge hielt. Dieser Verkehr Papencordt's mit dem ausgezeichneten Geschichtsschreiber erweckte in ihm eine Vorliebe zu historischen Studien, die für seine Zukunft entscheidend wurde. Als er Bonn mit München vertauschte, gewann es unter dem Einflusse Schellings allerdings den Anschein, als sollte die Philosophie ihn seinen historischen Neigungen abtrünnig machen, und zwar in dem Grade, daß, nachdem er von München nach Berlin übergezogen war und er sich hier die philosophische Doctorwürde erwarb, dies durch eine Abhandlung über Demokrit und die atomistische Philosophie geschah. Gleichwohl trug zuletzt die ältere Vorliebe für die Geschichte unter Ranke's Einwirkung den Sieg über die Nebenbuhlerin davon. P. entschloß sich jetzt, der Muse der Geschichte treu zu bleiben und seine Kraft bald möglichst an einem würdigen Stoff zu versuchen. Ein solcher bot sich in einer Preisaufgabe, welche im J. 1833 die Pariser Akademie der Inschriften gestellt hatte; sie galt der Geschichte Nordafrika's unter der Herrschaft der Vandalen. Zur Erforschung des Mittelalters hatte er sich ja von Anfang an hingezogen gefühlt. Seine Anstrengung wurde mit dem glücklichsten Erfolg gekrönt; es wurde seiner Arbeit der Preis zuerkannt. Noch im J. 1837 ließ er sie in deutscher Bearbeitung u. d. T.: „Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika" erscheinen und erntete für diese seine erste wissenschaftliche Leistung den lauten Beifall der Fachmänner. Dieser sein erster Erfolg hatte ihm zugleich die Mittel eröffnet, einen längst gehegten Wunsch auszuführen und zur Fortsetzung und Erweiterung seiner Studien einen längeren Aufenthalt in Rom zu nehmen; es war ihm, der von Haus aus dem katholischen Bekenntnisse angehörte, durch die Domherrn von Ermland ein Stipendium des Collegiums Preukkianum verwilligt worden. Damit hängt

es zusammen, daß er, dem Wortlaut der Statuten jener Stiftung entsprechend, in dem Kloster S. Andrea delle fratte Wohnung nahm. Dieser römische Aufenthalt Papencordt's ist für die weitere Richtung seiner historischen Arbeiten maßgebend geworden. Er hat damals den Plan gefaßt, eine Geschichte Roms im Mittelalter zu schreiben und seine ganze Kraft auf die Lösung dieser großen Aufgabe zu vereinigen. Der Aufenthalt in Rom, der mehrere Jahre dauerte und den er für seinen hohen Zweck gewissenhaft ausnutzte, hatte ihn in jeder Beziehung gefördert und seinen Geist gereift. Er war in fruchtbare Berührung mit vorzüglichen Männern gekommen, u. a. mit Bunsen, und seine edle Persönlichkeit hatte überall den gewinnendsten Eindruck gemacht. So kehrte er im J. 1840 mit reicher Ausbeute nach Berlin zurück. Die Laufbahn, die er verfolgen wollte, hatte er jetzt gewählt: es war die des forschenden Gelehrten, aber auch zugleich des akademischen Lehrers. Eben jetzt erschien, als Frucht seiner Reise und als Vorläufer seines geplanten umfassenden Werkes, seine Monographie über Cola di Rienzi, den römischen Volkstribun, und wurde mit unverkürzter Anerkennung aufgenommen. Und nun schien sich seine Zukunft so ganz nach seinen Wünschen gestalten zu wollen. Er wurde im Frühjahr 1841 zum außerordentlichen Professor (der Geschichte) an der Universität Bonn ernannt. Seine wissenschaftlichen Leistungen, seine vortreffliche Persönlichkeit hatten diese Beförderung bewirkt. Indeß, es war ihm nicht bestimmt, aus der Zeit der Saat in die der Ernte einzutreten. Anfangs April verließ er Berlin, um den erwünschten Wirkungskreis anzutreten; aber auf der Reise ereilte ihn am 27. April zu Warburg in Westfalen der Tod und schnitt ein hoffnungsreiches Leben plötzlich unbarmherzig ab. Der Zustand der Gesundheit Papencordt's hatte freilich seine Freunde schon längst ein zu frühes Ende befürchten lassen. Er aber hat der Nachwelt einen reinen Namen und fest begründete Hoffnungen hinterlassen. Sein gediegenes größeres Werk über die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter hat im J. 1855 C. Höfler aus seinem Nachlaß herausgegeben.

S. Preußische Staatszeitung, Jahrgang 1841, Nr. 116. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 19. Jahrgang (1841), 1. Th., S. 428—429.

Wegele.

Papeus: Petrus P., Dramatiker, aus Flandern, verfaßte als Schulrector in Meenen (Westflandern) eine lateinische Komödie Samarites (Colon. 1539), welche vom barmherzigen Samariter handelt. Die an Johann Fallvell, Propst von Formosele, gerichtete Vorrede vom 22. Juni 1537 nennt dieselbe incondita et rudis, denn P. mußte die Abfassung beschleunigen, da die Aufführung bereits am 25. Juni stattfinden sollte. Soweit bekannt, ist P. der erste, der diesen biblischen Stoff dramatisch behandelt hat. Da sich jedoch dieser für eine dramatische Behandlung wenig empfahl, so benutzte P. zur Einkleidung den Gnapheus'schen Typus des Akolastus, indem er seinen jungen Aegio in die Gesellschaft von Schmarotzern gerathen läßt. Diese verleiten ihn schließlich, Jerusalem zu verlassen, um ein in Jericho wohnendes junges Mädchen Sarcophilia, das ihm schon einmal vermittelst der Zauberkünste des Kupplers Diabolus mit drei Räubern tanzend gezeigt worden ist, aufzusuchen und sich mit ihm zu vergnügen. Auf dem Wege nach Jericho wird er auf Anstiften des Diabolus von jenen drei überfallen und ausgeplündert. Mit dem 5. Acte setzt nun die biblische Erzählung ein. Dieser entspricht die Deutung: der Vater ist Gott, Aegio der Mensch, Eubulus die Vernunft, der die Zwietracht säende Teufel siegt über den Menschen, der von Christus, dem barmherzigen Samariter, aus Mitleid zu Gnaden angenommen wird. Wenn Petrus als der Wirth gedeutet wird, der den Verwundeten beherbergt, so beweist dies den katholischen Standpunkt des Verfassers. Die vier ersten Acte sind von außerordentlicher

Frische und Lebendigkeit. Besonders wirkungsvoll sind die Klage des Vaters Megadorus über den der Versuchung unterlegenen Sohn, die Ueberredungskünste der Schlemmer, die eindringlichen Warnungen des Erziehers Eubulus, die verzehrende, durch einen köstlichen Liebesbrief der Sarcophilia gesteigerte Liebesgluth des Aegio, die lebhaft an des Corn. Crocus Joseph erinnert. Der auch in sprachlicher Hinsicht hervortretende Werth des Dramas war schon früh erkannt. Es findet sich neben Gnapheus' Akolastus und Crocus' Joseph in der als Schulbuch verbreiteten Brylinger'schen Sammlung von 10 Komödien, welche 1541 in Basel erschien. Auch wurde dasselbe von Alexander Vanegas zu Toledo mit einem Commentar versehen (1542). Die unter gleichem Titel 1614 zu Erfurt erschienene Komödie des David Lipsius ist eine neue Auflage der Papeus'schen Komödie, in welcher die auf Petrus gedeutete Stelle des Schlußredners fehlt und am Ende sieben Verse hinzugefügt sind. Daß der gekrönte Dichter und Doctor der Philosophie und Medicin zu Erfurt diese Arbeit als seine eigene betrachtet wissen wollte, geht aus den am Ende abgedruckten Gedichten seiner Freunde hervor, obgleich der Titel den Ursprung andeutet: Comoedia nova sacra, quam praeeunte sacra scriptura eruit, Papaejanis delineamentis recensuit, optimis quibusque comicorum flosculis adornavit David Lipsius.

Foppens, Bibl. Belg. 998. — Jöcher-Rotermund 5, 1526. — Goedeke 2, 137.

H. Holstein.

Papin: Denis P., geb. am 22. August 1647 zu Blois, † etwa 1714, wahrscheinlich in Deutschland (nach Eug. et Em. Haag, la France protestante Vol. VIII, die Angabe des Todesjahres 1710 u. A. in Ersch u. Gruber, Encykl. ist jedenfalls unrichtig, da P. noch 1712 mit Leibnitz correspondirte). P. studirte erst Medicin und war praktischer Arzt in Paris; beschäftigte sich aber unter Chr. Huyghens, dessen Gehülfe und Mitarbeiter bei einigen Untersuchungen er wurde, mit der Physik. Wie Huyghens verließ er Paris mit der Aufhebung des Edictes von Nantes und ging zu Rob. Boyle nach London. Mit diesem gemeinsam hat P. viele Untersuchungen, namentlich über Gase und Dämpfe angestellt und wurde von Boyle 1681 zum Mitgliede der Royal Society vorgeschlagen. Von London ging P. zu Sarotti in Venedig, kehrte aber 1684 nach London zurück, wo er bis zu seiner Ernennung zum Professor der Mathematik und Physik in Marburg durch den Landgrafen Karl von Hessen, 1688, blieb. Diese Professur bekleidete P. bis 1707. Im Jahre 1699 war er Correspondent der Pariser Akademie geworden. Sein Schicksal nach 1707 ist unbekannt. Ein Verzeichniß der zahlreichen Arbeiten Papin's findet sich in Poggendorff's biographisch-literarischem Wörterbuche II. 355 ff. Am bekanntesten ist P. durch die Erfindung des Digestors oder Papinianischen Topfes mit dem Sicherheitsventil und durch die Idee den Wasserdampf als Triebkraft zu benutzen, geworden. Wahrscheinlich hat Boyle zuerst vorgeschlagen die Erhöhung der Siedetemperatur des in einem verschlossenen Gefäße erhitzten Wassers zur Lösung ꝛc. von Körpern zu benutzen, welche bei gewöhnlicher Siedetemperatur nicht gelöst werden. Aber P. gab zuerst das hierzu taugliche Geräth an, welches gegen die Gefahr des Zerplatzens durch das bei allen Dampfmaschinen so wichtig gewordene Sicherheitsventil geschützt wurde. Wegen seiner Untersuchungen über die Elasticität des Wasserdampfes und die Condensation desselben bei der Abkühlung ist P. als Erfinder der ersten sogenannten atmosphärischen Dampfmaschine mit Kolben zu nennen, denn er zeigte, wie ein Kolben in einem Cylinder durch den Wasserdampf in die Höhe getrieben, und wie der Kolben nach Condensirung des Dampfes vom Drucke der Luft wieder zugestoßen wird. P. hat sogar nach Haag l. c. 1707 ein Dampfboot gebaut, mit welchem er auf der Fulda von Cassel nach Münden fuhr, wo es ihm von den Schiffern aus Neid zertrümmert ward. Ueber die

Construction der hierbei verwendeten Maschine ist nichts Näheres bekannt. Außerdem sind noch andere Arbeiten Papin's erwähnenswerth. Er ist der Erfinder des Tellers an der Luftpumpe. Er erfand den Wasserhammer, welcher noch jetzt bei den physikalischen Vorträgen zur Demonstration der niedrigen Siedetemperatur des Wassers im luftleeren Raum benutzt wird. Ferner hat P. noch zwei Vorschläge gemacht, welche, obgleich er sie nicht zu einem praktischen Ergebniß ausbilden konnte, doch als die ersten Anfänge jetzt ausgeführter Vorrichtungen zu betrachten sind. Erstlich hat er nämlich vorgeschlagen, die Explosion von Schießpulver zum Treiben eines Kolbens in der Maschine zu benutzen, was erst zu Versuchen mit anderen explosiven Substanzen, dann weiter bis zur heutigen Gaskraftmaschine geführt hat. Zweitens wollte er den Druck comprimirter Luft, oder auch den Druck der Atmosphäre gegen verdünnte Luft benutzen, um durch lange Röhrenleitungen eine Bewegung fortzupflanzen. Seine eigenen Versuche, so wie die Anderer nach ihm, schlugen fehl. In der atmosphärischen Eisenbahn haben wir die Anwendbarkeit des Papin'schen Gedankens im Großen kennen gelernt, und benutzen denselben bei den pneumatischen Glockenzügen und der pneumatischen Briefbeförderung. Der ideenreiche Mann soll in Dürftigkeit gestorben sein.

Eine Biographie Papin's, welche mir nicht zugänglich gewesen ist, erschien 1847 zu Blois: Bannister, Denis Papin, sa vie et ses écrits. 8°.

Karsten.

Papke: Jeremias P., Mathematiker und Theologe, aus einer alten Greifswalder Familie, wurde am 9. August 1672 geboren und widmete sich, seit dem 5. Mai 1691, auf der Pommer'schen Hochschule, und (1695) in Wittenberg mathematischen und naturwissenschaftlichen, sowie theologischen Studien, bei welchen er, gemäß der auf beiden Universitäten herrschenden Richtung, die kirchliche Orthodoxie und deren Polemik gegen den Pietismus vertrat. Durch diese Gesinnung dem Hauptführer der Orthodoxen, Dr. Joh. Fr. Mayer (S. d. A.), empfohlen, erlangte er, nachdem letzterer (1701) zum General-Superintendenten und Prokanzler der Universität Greifswald ernannt war, durch dessen Einfluß (1702) die nach des Prof. Joach. Rosenow's Tod erledigte Professur der Mathematik. In dieser Stellung behandelte er in Vorlesungen und kleineren Schriften mathematische, astronomische und naturwissenschaftliche Fragen, und bekundete sein hohes Interesse für letztere auch durch Erwerbung des werthvollen biblischen Kupferwerkes von Scheuchzer und Pfeffel, welches nach seinem Tode im Besitze seiner Angehörigen verblieb. Seine orthodoxe Richtung trat erst nach Mayer's Tode (1712) hervor, und wandte sich Anfangs gegen den interimistischen Gen.-Sup. Br. H. Gebhardi († 1729), und später gegen dessen Nachfolger M. Chr. Rusmeier und Jak. Heinr. Balthasar. Vergeblich versuchte der Gen.-Sup. Alb. Joach. Krakevitz die orthodoxen und pietistischen Gegensätze zu versöhnen. P. beharrte, unterstützt von seinem Verwandten, dem Bischof M. Carl Papke v. Schonen, auf seinem Standpunkte, und wußte auch auf einer Reise nach Cassel den späteren König Friedrich von Schweden für sich zu gewinnen. Nach dem Tode von Krakevitz († 1732), und seines Nachfolgers Lütkemann († 1738), erlangte jedoch die Partei des Pietismus, namentlich auch durch Unterstützung des Prof. und Hofgerichtsdirectors Phil. Balth. Gerdes, die Oberhand; ihre Hauptführer Rusmeier (1740—45) und Jak. Heinr. Balthasar (1746—63) empfingen die General-Superintendentur, Papke dagegen wurde (1735) seines Amtes entlassen, und begab sich nach Stockholm, wo er noch 20 Jahre hindurch seine polemische Thätigkeit gegen den Pietismus fortsetzte und erst Ende März 1755 im 83. Lebensjahre starb.

Aug. Balthasar, v. d. Landesgesetzen, S. 60 ff., ius pastorale, I, 77 ff. — Kosegarten, Gesch. d. Univ. I, 277—288. — Pyl, Aug. Balthasar's Leben, Pom. Gesch. Denkmäler, V, 35—56. — Biederstedt, Leben neuvorpomm. Gel., S. 11 ff. — Ein Verzeichniß von Papke's Schriften findet sich bei Vanselow, Gel. Pommern, S. 148; Dähnert, Katalog, II, 263 und in Jöcher's Gel.-Lex.

Pyl.

Pappe: Johann Joseph Christian P., Schriftsteller, eines Predigers Sohn, geb. zu Altenrode bei Aschersleben 1768, gebildet auf der Schule zu Klostenbergen, sowie auf den Universitäten Halle und Wittenberg, woselbst er 1798 zum Dr. phil. promovirt wurde. — Als er sodann die Studien eines jungen Edelmannes zu leiten übernommen hatte, kam er mit demselben wiederum nach Klosterbergen, wo er mit dem Director der Anstalt, dem rühmlich bekannten Philologen Dr. Joh. Gurlitt, in nähere Bekanntschaft trat, mit dem er hierauf in Hamburg wieder zusammentraf, als er (P.) um 1801 durch Victor Klopstock (des Dichters Bruder) hierher berufen wurde zur Redaction der Hamburger Neuen Zeitung und Adreßcomptoir-Nachrichten, welche Thätigkeit er bis 1811 ausübte. In diesen Jahren redigirte er auch die damals bei Bohn in Hamburg erscheinende Allgemeine Deutsche Bibliothek, bis dies kritische Institut an Nicolai in Berlin zurück gelangte. 1813, während Hamburg's vorübergehender Befreiung von der französischen Herrschaft, redigirte er auch den unparteiischen Correspondenten, sodann aber die Hamburger wöchentlichen Nachrichten 1814 bis 1816. — Im J. 1816 begründete er die bis 1842 bestandene, vielgelesene Zeitschrift „Lesefrüchte vom Felde der neuesten Literatur des In- und Auslandes", eine nicht ohne Geschick und Geschmack erlesene Auswahl aus den besten Erzeugnissen der neuesten (hauptsächlich schönwissenschaftlichen) Literatur. Auch als Uebersetzer aus dem Französischen und Englischen war er thätig, sowie als Mitarbeiter an Meusel's gelehrtem Deutschland, an Koch's allgem. lit. Anzeiger und anderen Werken. Er starb zu Hamburg am 19. December 1856.

S. Hamb. Schriftstellerlexikon V, 646, 647. — Lesefrüchte 1842, Bd. IV. — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 20, 1842, I, Nr. 17.

Beneke.

Pappenheim: Gottfried Heinrich Graf zu P., wenn nicht einer der Hauptbelden des dreißigjährigen Krieges, so doch in zweiter Reihe vornan stehend auf katholischer Seite — „die Blume der Ritterlichkeit, die, in Schlachtfeldern verwildert, auf blutigem Boden sich kräftigte zur Ehre der Heiligen, für deren Sieg er das Banner erhoben". Geb. am 29. Mai 1594 in dem Städtchen Pappenheim a. d. Altmühl, dem Hauptort der gleichnamigen Herrschaft, entstammte er einem uralten Adelsgeschlechte, das neben dem Vorzug des erblichen Besitzes der Reichsmarschallswürde sich zahlreicher Sprößlinge rühmen durfte, welche den Kaisern im Laufe der Jahrhunderte namhafte Waffendienste geleistet. Aus einem Mal an der Stirn, das, scheinbar ein paar kreuzweise gelegte rothe Schwerter darstellend, bald für gewöhnlich wohl verschwand, bei heftigen Gemüthsbewegungen aber oft noch im Mannesalter zum Vorschein kam, wurde auch ihm sein militärischer Beruf prophezeit. Indeß bestimmten ihn Mutter und Vormund, nachdem er bereits im siebenten Jahre den Vater verloren, für eine mehr wissenschaftliche Laufbahn. Sorgfältig erzogen, wurde er um das Jahr 1608, als erst Vierzehnjähriger, auf die berühmte, zuvor schon von Wallenstein besuchte Universität Altdorf geschickt und nach nur kurzer Studienzeit als Adliger von Stande, der Sitte der Zeit gemäß, von den servilen Professoren zum Rector Magnificus daselbst erkoren. In Tübingen vollendete er seine Studien, worauf er, dem Beispiel seiner Standesgenossen folgend, sich für mehrere Jahre auf Reisen nach den wichtigsten Culturländern Europas, nach den Niederlanden, Frankreich,

Spanien und Italien begab. Des Lateinischen mächtig, erlernte er unschwer die Sprachen dieser romanischen Länder; doch vergaß er dabei nicht, seine Anlagen zu ritterlichen Uebungen auszubilden. Gar manches blutige Abenteuer scheint er damals schon erlebt zu haben; u. a. wußte er von einer Begebenheit mit vier Cavalieren in Spanien zu erzählen, von denen er zwei mit seinem Degen sofort niedergestoßen, den dritten zu Boden gestreckt und den vierten in die Flucht gejagt haben will. Sein Aufenthalt an den Hauptstätten der katholischen Glaubensrichtung übte offenbar aber noch eine andere nachhaltige Wirkung auf ihn aus: ähnlich dem Mortimer der „Maria Stuart“ brachte der als Protestant geborene und erzogene P. von dort einen Eifer für die nämliche Richtung mit, der fortan fast die vornehmste Triebfeder seiner Handlungen bildete. Nachdem er 1614, in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre, öffentlich zur katholischen Kirche übergetreten, diente er ihr in der That mit einer Verehrung, einer Hingebung und einem Fanatismus, wie sie, um von Wallenstein ganz zu schweigen, keiner all der übrigen zeitgenössischen Convertiten in nur annäherndem Maße gezeigt hat. Von Kaiser Matthias an den Hof zu Prag gezogen und zum Reichshofrath ernannt, schien er in dieser Stelle — mehr als seiner juristischen Kenntnisse, wol gerade seines Glaubenseifers wegen — glänzende Aussichten zu haben. Dennoch duldete es ihn dort nicht lange; noch vor Ausbruch des großen deutschen Krieges vertauschte er, seinen wahren Beruf erkennend und dem Drange seines Genius folgend, die Feder mit dem Schwert und nahm zunächst Dienste bei König Sigismund von Polen, dem Blutsfreund des österreichischen Erzhauses und dem Todfeind des Schwedenkönigs Gustav Adolf. Kaum aber entbrannte in Böhmen der Kampf, als er den Waffen der katholischen Liga folgte und ihr thatkräftiges Haupt, Maximilian von Baiern, als seinen Herrn erkannte. Unter Tilly zog er demgemäß nach dem böhmischen Kriegsschauplatz, focht, schnell zum Oberstlieutenant avancirt, am 8. November 1620 in der Entscheidungsschlacht am weißen Berge bei Prag und blieb, mit vielen, zum Theil schweren Wunden bedeckt, wie todt auf dem Felde liegen. Er meinte im Fegefeuer zu sein und kam in Gefahr, von Soldaten der eigenen Partei beim Plündern erschlagen zu werden. Ein kaiserlicher Reiter rettete und ein erfahrener Wundarzt heilte ihn, so daß er schon im nächsten Frühjahr von neuem ausmarschiren konnte. Unter den ligistischen Obersten in Tilly's Armada bald der Infanterie, bald der Cavallerie zugezählt, half er nun den Grafen Ernst von Mansfeld in der Pfalz und am Oberrhein bekämpfen. Trotz mancher glänzenden Waffenthat, bei der sein Name mit Auszeichnung genannt wird, scheint aber sein militärischer Ehrgeiz nicht befriedigt worden zu sein. Bereits im Januar 1622 bat er von Weinheim aus um seine Entlassung und erhielt dieselbe auch. Nach seinem Wiedereintritt im September harrte er, den Befehlen Tilly's gehorchend, noch die nächstfolgenden Jahre, bis Anfang 1625 aus. Doch seine Augen richteten sich mittlerweile auf die Verwickelungen in Oberitalien und im Veltlin; Bruch und offenen Krieg zwischen den dabei betheiligten Großmächten Frankreich und Spanien vorhersehend, hoffte er in letzterem mehr Lorbeern erringen zu können. Nicht im Zweifel über die zu ergreifende Partei — er betrachtete mit deutschem Nationalbewußtsein die Franzosen als Erbfeinde und verehrte die Spanier als nächste Bundesgenossen des Kaisers, als Vorkämpfer seiner Kirche —, bat er den Kurfürsten von Baiern jetzt nochmals um seinen Abschied sowie um die Erlaubniß, für König Philipp ein Corps von ein paar Tausend Mann im Lande ob der Enns zu werben. Beides ward ihm gewährt und die Verstärkung, die er damit dem Herzog von Feria, dem spanischen Gouverneur in Mailand, zuführte, erwies sich als sehr bedeutungsvoll. Wenn auch nicht im Stande, die Spanier auf den übrigen

Punkten, wo die Franzosen angriffen, vor herben Verlusten zu bewahren, rettete er jenen doch gerade den wichtigen Posten, den Feria ihm anwies. Es war Riva am Comer-See — durch die fast ein Jahr lang dauernde Vertheidigung dieser verschanzten Position gegen die vereinigte Macht der Franzosen und Graubündtner gründete P. überhaupt erst seinen Waffenruhm. Ihm selber allerdings genügte sein Erfolg keineswegs; er dachte an Rückeroberung des den Spaniern bis auf eben diesen Punkt entrissenen Veltlins; er würde am liebsten an der Spitze einer kühnen Schaar von einigen tausend Reitern unmittelbar in Frankreich eingefallen sein und, bis nach Narbonne oder weiter vordringend, die ihm verhaßte Nation für ihre „Insolenz“ gezüchtigt haben. Unzufrieden, wenn er auch später noch sich mit Stolz „Ihrer königl. Majestät zu Hispanien bestallten Obristen“ nannte, verließ er die Stätte seiner bisherigen Thätigkeit, als im Frühjahr 1626 ein für den König wenig günstiger Friede derselben ein Ziel setzte. Aber schon winkte ihm, mehr als früher, auf dem heimathlichen Boden oder doch in dessen Nähe die Gelegenheit sich auszuzeichnen. Noch bevor er Italien verlassen, richtete er an den Baiernfürsten aus eigener Initiative schriftliche Vorschläge, wie der damals in Oberösterreich wüthende Bauernaufstand niederzuwerfen und die von den Rebellen soeben belagerte Hauptstadt Linz zu entsetzen sei. Den Grund dieses Aufstands bildeten die Religionsbedrückungen Kaiser Ferdinands II., welchem die zahlreiche protestantische Landbevölkerung dort im Lande ob der Enns ohnehin grollte, da er dasselbe dem von ihr außerordentlich gehaßten und gefürchteten Kurfürsten pfandweise übertragen hatte. Eben durch letzteres Verhältniß kam indeß P. mit Maximilian nun wieder in nähere Beziehungen, während er darauf brannte, seinem Kaiser und der von ihm zielbewußt erstrebten Gegenreformation in den österreichischen Erbländern zum Siege zu verhelfen. Sein Wunsch, den Krieg gegen die Oberennser zu führen, wurde durch persönliche Umstände noch erhöht; galt es ihm doch, zugleich mit seinem Stiefvater, dem bairischen Statthalter Grafen Herberstorff in Linz, seiner dort bedrohten Mutter und zwei Schwestern zu Hilfe zu kommen. Nicht zu hoch wird von P. die Zahl, zu welcher die Aufständischen angewachsen waren, auf 80 000 Mann angegeben; den Bauern hatten sich zahlreiche mißvergnügte Herren und Edelleute angeschlossen. Bei abwechselndem Waffenglück war die Lage, zumal auch im Hinblick auf den gleichzeitigen Einbruch Mansfelds in Schlesien und Ungarn und auf Bethlen Gabor's feindselige Haltung, eine äußerst gefährliche. Noch kurz vor Pappenheim's Eingreifen schlugen die Bauern das in Oberösterreich einrückende kaiserliche Corps des Herzogs Adolf von Holstein und die bairischen Hilfstruppen des Generals Lindlo bis zur Vernichtung. So war es denn die nächste Aufgabe des jungen Helden, der, von Maximilian freudig begrüßt, inzwischen (15. Juli 1626) schon zum bairischen General-Wachtmeister ernannt worden war, als nunmehriger Chef der Unternehmungen gegen das Land ob der Enns den Schimpf der kaiserlichen und bairischen Waffen zu rächen, den Geist der durch die Niederlagen entmuthigten Truppen wieder aufzurichten. Und das Glück war ihm hold. Den Feind durch eine wohlgelungene Kriegslist täuschend, machte er sich (Anfang November) den Weg nach Linz frei und hielt, da ohnehin die Belagerung schon aufgehoben war, ungehindert seinen Einzug in diese Stadt. Darauf vereinigte er ligistische und kaiserliche Truppen und ging ohne Säumen zum Angriff über. Mit der Schlacht bei Efferdingen, die er den Bauern am 9. November lieferte, wurden die Leidenschaften dieses Krieges erst vollends angefacht. Er selber berichtete, daß sie sich nicht wie Menschen, sondern wie höllische Furien gewehrt, daß sie sich, ohne ach oder weh zu sagen, hätten niederschlagen lassen wie die Hunde. Was ihnen am militärischer Rüstung und Schulung abging, ersetzten sie durch den Muth und die Wuth ihrer Verzweiflung.

Nach heißem und überaus blutigem Ringen erlagen sie dennoch dem kampfgeübten Feldherrn, der, einer der Vordersten im Handgemenge, den Tod der Schmach einer nochmaligen Niederlage vorgezogen haben würde. Noch ein zweites, ja noch ein drittes und ein viertes Treffen — bei Gmunden, Vöcklabruck und Wolfseck — folgten in den nächsten vierzehn Tagen. P. nennt, in seinen Rapporten über diese, die Bauern rasende, wüthende Bestien; niemals, behauptete er, ein hartnäckigeres und grausameres Gefecht als das zu Gmunden erlebt zu haben. Fortgesetzt siegreich, ward er darum nur um so stolzer und schonungsloser. Nicht genug, daß tausende von gefallenen Bauern die Schlachtfelder bedeckten — er ließ zum abschreckenden Beispiel die Köpfe ihrer Hauptanführer in Linz auf die Thürme stecken. Verarmt und verwüstet lag Oberösterreich da; aber, von seinen Soldaten besetzt, leistete es keinen Widerstand weiter; unterworfen und schnell entwaffnet — so überlieferte der Sieger es dem kaiserlichen Strafgericht. Seine Aufgabe war erfüllt und er zog (Anfang 1627) von dannen. Jedoch die Trauerlieder der Bauern hielten, ihn als den „leidigen Teufel" bezeichnend, das Andenken an seine Schreckensgestalt lebendig. —

Alles Bisherige ist gleichwohl nur gewissermaßen ein Vorspiel der tief einschneidenden Lebensthätigkeit dieses fanatischen Kriegsmanns gewesen. Ein neuer Schauplatz bot sich ihm nach kurzer Frist, nach einem vorübergehenden Zuge gegen den alten Markgrafen von Baden-Durlach und dessen Land, im niedersächsischen Kriege dar. Wenn auch Tilly das Haupt und den Führer der an diesem betheiligten protestantischen Stände, König Christian IV. von Dänemark bereits bei Lutter a. B. auf's empfindlichste geschlagen, demnach einen Stand nach dem anderen zur Unterwerfung unter den Kaiser gebracht, den König selbst zum Rückzug weit gegen Norden genöthigt hatte: so war bei der Hartnäckigkeit des Letzteren das Ende des Krieges doch nicht abzusehen. Des Königs Muth hielt nicht zum Wenigsten der Umstand aufrecht, daß in den braunschweigischen Landen noch ansehnliche Festungen von seinen Truppen behauptet wurden. Insbesondere Wolfenbüttel, der vornehmste Waffenplatz und zugleich die Residenz des Herzogs und Kreisdirectors Friedrich Ulrich, trotzte unter dem Commando des Grafen von Solms den andringenden Ligisten mit zäher Kühnheit; militärisch und politisch wurden ihnen von dort aus noch große Ungelegenheiten bereitet. Und so erschien die Einnahme Wolfenbüttels dem Kaiser ebenso wie der Liga als ein vor Allem dringendes Gebot. Sie zu bewerkstelligen, ward P. von Tilly ausersehen, als er im August in Niedersachsen eintraf. Durch den oberösterreichischen Krieg zur ligistischen Fahne zurückgeführt und jetzt dem Anschein nach ihr unverbrüchlich treu, durch den oberitalienischen Krieg im Festungskampf geübt und vorzüglich bewährt, war er in Tilly's Heer ohne Frage der geeignetste, der rechte Mann an jenem Platze. Anfangs September begann er mit 22 Compagnien zu Fuß und 22 zu Pferde die Belagerung, die, beinahe vier Monate während, erst zu glücklichem Ende geführt wurde, nachdem er durch Abdämmung der Ocker die Gassen und Märkte der Stadt unter Wasser gesetzt und dasselbe, den Einwohnern ihr Gewerbe zum Stillstand bringend, in die Erdgeschosse der Häuser getrieben. Bis dahin hatte Solms in täglichen starken Ausfällen die Festung zu Pappenheim's eigener Bewunderung vertheidigt. Ja, noch weitab vom Gelingen, hatte dieser es förmlich als ein Glück gepriesen, den Kampf mit des Königs besten Soldaten zu führen, und sich dabei einen eigenthümlichen, wie er es nannte, alt abenteuerlichen Rittersbrauch gefallen lassen. „Wenn das Treffen vorüber und unsere schweißigen Köpfe abgewischt, so kommen wir dann zusammen auf dem Feld, discurriren, essen und trinken und lobt Einer des Anderen ritterliche Thaten, als wenn wir die besten Freunde wären; wenn wir dann wieder von einander scheiden, geht es nicht ohne fröhliches Scharmütziren

ab.“ Ein so furchtbarer Feind P. auch war: ihm imponirte der sich heldenmüthig wehrende Gegner im selben Maße, wie er den aus Muthlosigkeit unterwürfigen verachtete. Als nach dem Fall der übrigen Plätze endlich auch Wolfenbüttel sich nicht mehr halten konnte, als Wassers- und Hungersnoth die Belagerten zu parlamentiren zwang, da bewilligte er, wenngleich erst nach schwierigen Verhandlungen, in der Capitulation vom 18. December 1627 der Besatzung freien Abzug mit allen soldatischen Ehren. Den Landesfürsten Herzog Friedrich Ulrich aber tractirte er hinfort wie einen Gefangenen, obwohl derselbe, im Gegensatz zu dieser dänischen Besatzung, die Uebergabe der Festung von vornherein betrieben und den katholischen Angreifern mehr als nöthig zu Gefallen gethan hatte. P. sah hierin eben doch nur eine unaufrichtige und feige Devotion, wie er denn überhaupt den niedersächsischen Kreisständen Mißtrauen und Mißachtung in gleichem Maße zeigte. Ein kühner Kriegsmann, glaubte er über die Häupter der elenden Fürsten schon hinwegschreiten zu dürfen. Und kein Geringerer als der kaiserliche Obergeneral, Wallenstein, bestärkte ihn darin, indem er, seine Hand nach dem Herzogthum Mecklenburg ausstreckend, Tilly das Fürstenthum Calenberg und P. das Fürstenthum Wolfenbüttel zu verschaffen gedachte. Wenn darin auch für diesen eine hohe Anerkennung lag und er gleichsam als der dritte im Bunde der Kriegshäupter erschien, so hatte Wallenstein doch offenbar noch seine besonderen Absichten. Er wollte, die natürliche und stets wachsende Eifersucht der ligistischen Fürsten gegen die von ihm vertretene Kaisermacht vor Augen, die beiden Feldherren der Liga seiner Sache und seiner Person soviel als möglich verpflichten, sie in gewissem Maße vielleicht schon zu sich herüberziehen; er wollte auf Kosten des reichsfürstlichen Princips eine bis dahin unbekannte Militäraristokratie unter der eigenen Aegide errichten. Neben der Verdrängung der Herzoge von Mecklenburg wäre auch die Beseitigung des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, auf welche Tilly's und Pappenheim's Erhöhung begründet werden sollte, ein entschiedener Schlag gegen den ganzen angestammten Reichsfürstenstand mit Einschluß der Liga gewesen. Weit entfernt nun zwar, in Wallenstein's Sinne die Liga kränken zu wollen, ging P. dennoch um so begieriger auf das Anerbieten des kaiserlichen Generals ein, als es seiner persönlichen Ehrsucht in hohem Grade schmeichelte. Energisch arbeitete er, von Wallenstein aufgestachelt, auf die Aechtung und Absetzung jenes von ihm für unfähig, falsch und treulos erklärten Fürsten hin und ließ sich, im eigensten Interesse, zu einem schlimmen Inquisitionsverfahren wider ihn gebrauchen. Friedrich Ulrich sollte, trotz seiner notorischen Kaisertreue, mit Hilfe erpreßter Zeugenaussagen durchaus zu einem Verräther gestempelt werden. Es beweist Pappenheim's Eifer, daß er, als Präsident der Untersuchungscommission, nach einem wie es scheint endlosen und doch das gewünschte Resultat nicht völlig herbeiführenden Inquiriren sich in Person an den kaiserlichen Hof begab, um den Reichshofrath, dessen nominelles Mitglied er immer noch geblieben war, für seine Intentionen zu gewinnen. In diesem Zeitraum scheint er selbst noch einmal, seines ehemaligen Berufs gedenkend, sich in erster Linie als Jurist gefühlt zu haben, so überaus verdächtig immer seine Thätigkeit war. Die nach der Eroberung Wolfenbüttels einer längeren Erholung sehr bedürftigen Truppen hatte er Winterquartiere in der Altmark beziehen lassen; dort aber blieben sie auch noch im folgenden und sogar im nächstfolgenden Sommer (1628, 29) liegen. Wohl entsprach seinem unermüdlichen Thatendrang diese Inactivität am wenigsten, ja mit großem Verdruß empfand er ihre lähmende Wirkung. Der Dänenkönig hielt die Waffen aufrecht, aber die Verhältnisse brachten es mit sich, daß zunächst nur gleichsam ein halber Krieg, ein schleppender Festungskrieg geführt wurde, der die katholischen Streitkräfte zu zersplittern und zu ermüden drohte. Wohl

ward auch für diesen Krieg Pappenheim's Erfahrung und Thatkraft in Anspruch genommen. Wallenstein selber bat ihn von Tilly sich aus, um die holsteinischen Plätze Glückstadt und Krempe zu recognosciren und sein Gutachten betreffs ihrer Festigkeit sowie der Aussichten auf ihre Einnahme abzugeben. P. that dies im September 1628 und bewirkte damit nicht zum Wenigsten den zwei Monate später erfolgenden Fall von Krempe. Bei alle dem, und obwohl auch Tilly ihn wiederholt die untere Elbe und die Häfen an der Nord- und Ostsee recognosciren ließ, befand sich P. doch nicht in voller freudiger Wirksamkeit. Es war, als wenn die Aufgaben ihm nicht mehr genügten, und jedenfalls meinte er nun Muße genug übrig zu haben, um sein juristisch-politisches Intriguenspiel gegen den unglücklichen Herzog von Braunschweig in Prag und in Wien persönlich weiter zu verfolgen. Einen Urlaub, den er sich von Tilly angeblich zu einer neuen Reise nach Italien erbeten, benutzte er im Frühjahr 1629, ohne sich über Wien hinaus zu begeben, hauptsächlich zu dem oben erwähnten Zweck. Seine und in diesem Punkt zugleich Wallenstein's Erwartung wurde nichtsdestoweniger getäuscht. P. drang mit der Anklage gegen Friedrich Ulrich nicht soweit durch, daß dessen Absetzung ausgesprochen wurde. Weder der Reichshofrath noch der Kaiser selbst wollten ihm Ansprüche zugestehen, wie sie nur der fast allmächtige Wallenstein für seine Person allein erheben durfte. Tilly war aber überhaupt zu ehrlich und zu uneigennützig, als daß er den gewaltthätigen Sturz eines Reichsfürsten als Staffel zu eigener Erhebung gebraucht haben würde. Ja, kaum erkannte er die wahre Absicht von Pappenheim's Aufenthalt in Wien, als er durch ein warnendes Schreiben an den Kurfürsten von Baiern die Intrigue vollends zerstörte. Maximilian ehrte P. außerordentlich; schon im September des vergangenen Jahres hatte er den noch jugendlichen Mann zum ligistischen Generalfeldzeugmeister ernannt; aber niemals würde sein Hoheitsgefühl und seine reichsfürstliche Collegialität das, was hier im Werke war, geduldet haben. „In dem Tone eines erzürnten Souverains“ verwies er P. (April 1629) sein eigenmächtiges Inquisitionsverfahren — und das Spiel war aus. Wie sehr den ehrbegierigen Streber das Mißlingen nach soviel Mühe und Arbeit verdroß, läßt sich wohl auch daraus ersehen, daß er sofort wieder daran dachte, die bairisch-ligistischen Dienste mit den spanischen zu vertauschen. Seine Unterhandlungen mit dem königlichen Gesandten in Wien führten indeß zu keinem Ziele. Genöthigt, auf seinen Posten, nach seinem Hauptquartier Gardelegen zurückzukehren, näherte er sich dagegen in der Folge um so mehr seinem großen Gönner Wallenstein, dessen Glanz an und für sich den bescheideneren Tilly, wie insgemein, so zumal in Pappenheim's Augen verdunkeln mochte.

Wider sein Vermuthen machte der nunmehr mit Dänemark geschlossene Friede dem deutschen Krieg noch immer kein Ende. Das gleichzeitig vom Kaiser erlassene Restitutionsedict war nur zu geeignet, die Flammen, auch wo sie schon im Erlöschen begriffen, auf's Neue anzufachen, während Wallenstein auf eigene Faust, durch die in schroffer Form gestellte Forderung einer starken Einquartirung die auf ihre Freiheiten trotzige Stadt Magdeburg in einer Weise provocirte, welche dort an der Elbe einen überaus erbitterten Blokadekrieg zur Folge hatte. Und wieder gab dieser Krieg die Gelegenheit, die Intervention Pappenheim's herbeizuführen. Wallenstein bat ihn, mit einem Theil seiner Truppen, sich noch einmal von Tilly aus, um Magdeburg zur Nachgiebigkeit zu bringen. Sehr wahrscheinlich, daß P., auf seine fortificatorischen Kenntnisse und mehr noch auf den Effect seiner erprobten Belagerungskunst bauend, die Blokirten durch Abgraben des Elbstromes ebenso zu bezwingen hoffte, wie er die in Wolfenbüttel Belagerten durch Abdämmung der Ocker bezwungen hatte. Als aber kriegerische Verwicklungen rings um die Grenzen des deutschen Reichs, besonders der in

Italien wieder ausgebrochene und den Kaiser jetzt in unmittelbare Mitleidenschaft ziehende Krieg dem Generalissimus dringend rathsam erscheinen ließen, den Streit mit Magdeburg durch gütliche Verhandlungen, wenn auch vorläufig noch mit Aufrechterhaltung seiner Forderung beizulegen, da bestimmte er P. sogar zum diplomatischen Friedensvermittler. Dieser jedoch meinte wohl, als er im September zu Klein-Ottersleben mit den städtischen Gesandten zusammenkam, auch schon durch bezügliche Drohungen mit Worten und Demonstrationen das gewünschte Ziel erreichen zu können. Er wollte, versicherte er ihnen, sich den Kopf zwischen die Füße legen lassen, wenn er nicht binnen vierzehn Tagen durch Abstechung des Wassers u. s. w. die Stadt erobert haben werde. Allein er täuschte sich über die Widerstandsfähigkeit der Bürger, welche, selbst nicht zur Leistung einer größeren Abfindungssumme geneigt, mit täglich wachsender Erbitterung durch kühne verzweifelte Ausfälle denen von Wolfenbüttel es nachzuthun bestrebt waren. Da ließ Wallenstein, bei Weitem weniger optimistisch als P., seine Ansprüche fallen, und unter Bedingungen, die Niemand schmerzlicher als dieser wie eine Niederlage empfinden mußte, erfolgte zu Anfang October die Aufhebung der Blokade. Kein Zweifel, daß P. seitdem einen unversöhnlichen Groll gegen das „hochmüthige“ Magdeburg im Herzen trug. Indeß, die anderweitigen Verwicklungen und Wirren, derentwegen es einen so günstigen Frieden erhalten, berührten unabwendbar auch seine Seele immer stärker — neben den italienischen, und mehr bereits als diese, die niederländischen. Von jeher hatte er die Holländer als die Rebellen des Königs von Spanien und als die Patrone aller deutschen Rebellen verabscheut, und jetzt mußte er sehen, wie dieselben durch ein paar glänzende Siege und Eroberungen, die sie damals über die Spanier davongetragen, eine Uebermacht und einen Uebermuth gewannen, bedrohlich nicht allein für Belgien, sondern für Rheinland-Westfalen, für ganz Nordwestdeutschland. Nachrichten über Nachrichten trafen in Bezug auf ihre Bewegungen und vermeintlichen Absichten gegen Ende des laufenden und im Frühjahr des nächsten Jahres (1630) ein, die, so übertrieben, ja so willkürlich sie auch waren, P. mit wachsender Besorgniß und verstärktem Ingrimm erfüllten. Da entwarf er, noch in seinem altmärkischen Hauptquartier Gardelegen, Pläne, die nach seiner Versicherung innerhalb eines Jahres zu völliger Unterdrückung jenes „aufwieglerischen“ Volkes führen mußten und welche, dem König von Spanien übersandt, von Letzterem so ernst genommen wurden, daß er den ligistischen General um jeden Preis an sich zu fesseln wünschte. Wohl würde P. selbst nunmehr lieber denn je sich den Spaniern gewidmet und ihrer ermattenden Kriegsführung frische Impulse gegeben haben, wenn nicht in nächster Zeit schon neue außerordentliche Aufgaben auf deutschem Gebiet an ihn herangetreten wären. Zwar nur nebensächlich erscheint es, wenn der Kaiser durch eine Acte vom 20. März 1630 ihn nebst einigen anderen glaubenseifrigen Männern zum Executor des Restitutionsedicts in den Stiftern Magdeburg und Halberstadt mit der besonderen Tendenz, seinem Sohne, dem Erzherzog Leopold Wilhelm, die Huldigung als Erzbischof und Bischof dort zu erwirken, bestimmte. Ferdinand II. kannte und würdigte die mit der Hingebung an die katholische Kirche eng gepaarte Kaisertreue Pappenheim's; nicht weniger zum Dank für diese als zur Belohnung seiner militärischen Leistungen hatte er ihn, den bisherigen Freiherrn, bereits am 19. Mai 1628 in den Reichsgrafenstand erhoben, ihm außerdem auch eine reiche Dotation an Geld und Gut zugewiesen. Ohne ihn der Liga entziehen zu wollen, war er überzeugt, auf P. stets vornehmlich rechnen zu dürfen. Daß er in dem hier vorliegenden Fall sich täuschte, war gleichwohl nur seine, des Kaisers eigene Schuld. Im Princip stand P. mit ihm durchaus auf dem Boden jenes ominösen Edicts; das Recht und die Pflicht, die geistlichen Güter von den Ketzern zurückzufordern, war auch für

P. über jeden Zweifel erhaben. Man müsse, sagte er im Hinblick darauf, den Baum mit der Wurzel ausgraben. Aber so einsichtig zeigte er sich doch, daß er gerade deshalb die Nothwendigkeit betonte, günstigere Zeiten abzuwarten und, anstatt immer neuer Verwicklungen, erst ein großartiges allgebietendes Uebergewicht der katholischen Waffen in Deutschland zu schaffen, wie es, trotz der vorausgegangenen Siege, Angesichts der von außen drohenden Gefahren keineswegs vorhanden war. Während er (Mai 1630) sich nur vorübergehend an der „Apprehension" des Stiftes Halberstadt im Namen des Kaisers und des Erzherzogs betheiligte, enthielt er, noch durch die Holländer nach Westdeutschland abgezogen, sich gänzlich der ihm für das Erz- und Primatstift Magdeburg angetragenen Commission, so daß ein anderer höherer Officier hiermit betraut werden mußte. Bald jedoch nahm die folgenschwere, von ihm längst geahnte Invasion Gustav Adolf's seine Aufmerksamkeit, nahmen die kriegerischen Erhebungen, die sie in Norddeutschland hervorrief, seine Kräfte völlig in Anspruch. Sowie überhaupt nun die holländische Gefahr von der schwedischen überflügelt wurde, trat naturgemäß für P. das Gebot, sich eben dieser entgegenzustellen, ganz und gar in den Vordergrund.

Der Plan des Schwedenkönigs, den strategisch und politisch überaus wichtigen Elbstrom zu gewinnen, ihn soweit als möglich dem Kaiser und der Liga zu verschließen, während er selbst sich in den Ostseeküstenländern Schritt für Schritt erobernd festsetzte, fand die eifrigste Unterstützung von Seiten des Herzogs Franz Karl von Lauenburg und des ehemaligen Administrators Christian Wilhelm von Magdeburg. Ersterer bemächtigte sich, nachdem er einige tausend Mann zusammengebracht, im September der Städte Boitzenburg, Lauenburg und Neuhaus an der unteren Elbe. Letzterer hatte sich schon im Voraus insgeheim in Magdeburg eingeschlichen, diese noch unter dem herben Eindruck der Wallenstein'schen Blokade stehende, dazu in Folge des Restitutionsedicts tief erregte Stadt mit Hilfe kühner Demagogen seinem Willen im Namen des Königs unterworfen, darauf unverweilt die Fahne des Aufstands erhoben und in übereilten Ausfällen ebenso leichte wie vergängliche Eroberungen ringsumher im Erzstift gemacht. Während die Kaiserlichen, immer stärker herbeiziehend, einen Platz nach dem anderen ihm wieder abnahmen und die lärmende Hauptstadt schon mit einer neuen Blokade bedrohten, erbat sich P. von Tilly die Erlaubniß, mit wuchtigen Schlägen über den Herzog Franz Karl herzufallen und seiner Unternehmung ein schleuniges Ende zu bereiten. So zwang er ihn denn (October), die bezeichneten Plätze zu verlassen und auf Ratzeburg zu retiriren; dort nahm er ihn, als er zu Schiffe von dannen flüchten wollte, noch rechtzeitig gefangen. Mit seiner erfolgreichen Festsetzung im Lauenburgischen gewann er aber selbst nun einen Posten an der Elbe, durch welchen er dem König den Paß nach Magdeburg hinreichend verlegte und den Aufstand des Administrators isolirte. Doch blieb er auf halbem Wege um so weniger stehen, als Gustav Adolf inzwischen einen seiner ersten Officiere, seinen Hofmarschall Falkenberg nach Magdeburg gesandt hatte, um mit Umsicht und Energie die Leitung dieses Aufstands zu übernehmen und das alte Bollwerk des Lutherthums recht zur Basis seiner eigenen Operationen zu machen. P. erkannte sofort, wieviel von Magdeburgs Besitz für den schwedisch-deutschen Krieg abhing. Das Fundament des ganzen Krieges nannte er es und er war überzeugt, daß mit dieser Feste der König stehen oder fallen würde. Strategische und politische, religiöse und persönliche Gründe ließen, in Eins gleichsam zusammenfließend, ihn mit Begier die Führung des Kampfes gegen Magdeburg erstreben. Erzketzer und Erzrebellen waren ihm die Bürger, die er überdies nach der vergeblichen und, wie er wußte, nur der auswärtigen allgemeinen Gefahren wegen aufgehobenen Blokade von 1629 jetzt nachträglich zu

demüthigen und ernstlich zu züchtigen gewillt war. Sehr begreiflich, wenn unter solchen Umständen Tilly dem eben damals (im Spätherbst 1630) zum ligistischen Feldmarschall ernannten P. das ersehnte Commando mit Vorliebe anvertraute. Allein, bei Weitem mühsamer, als er erwartet, fand Letzterer die Aufgabe, Magdeburg zu nehmen. Nach einem glücklichen Debut gegen das Städtchen Neuhaldensleben, das er den Aufständischen zu deren schwerem Schaden schnell entriß, schloß er mit Beginn des neuen Jahres (1631) die Metropole ein, so gut es ging, jedoch ohne Aussicht auf baldige Eroberung. Denn nicht bloß, daß Tilly, nach der Absetzung Wallenstein's jetzt der oberste Feldherr auch der Kaiserlichen, mit der großen Hauptmacht der combinirten Armeen gegen Gustav Adolf direct in's Feld rücken und daher P. vor Magdeburg mit nur mäßigen, gegenüber den weitläufigen Anlagen dieser Festung jedenfalls ungenügenden Kräften zurücklassen mußte. Auch der lange anhaltende Winterfrost erschwerte ungemein die nöthigen Schanzenarbeiten im Felde, die Vorbereitungen zur Belagerung. Der neue Feldmarschall, der zu dieser ohne Umstände überzugehen gewünscht hätte, sah sich denn in der That vorläufig und für unberechenbare Zeit auf eine nochmalige Blokade beschränkt. Die Eifersucht des kaiserlichen Statthalters im Erzstift, des Grafen Wolf von Mansfeld, trug nur noch mehr zur Hemmung seiner Bewegungen bei. Ja, Tilly ward, zum Nachtheil für das Vorhaben und entgegen seiner ursprünglichen Absicht, aus höheren politischen Rücksichten genöthigt, das Commando vor Magdeburg zwischen den beiden Ehrgeizigen zu theilen; er that es, indem er dem Einen das rechte, dem Andern das linke Elbufer zuwies. Der feindliche Gegensatz der beiden trotzigen Charaktere ließ aber wenig Gutes erwarten, wie denn von einem gemeinsamen Vorgehen kaum die Rede war. Während Mansfeld's langsame Bedächtigkeit P. zur Verzweiflung bringen konnte, dachte dieser feurige, übereifrige Krieger wiederholt wohl daran, den Sturm auf die Wälle und Mauern auch ohne die unentbehrlichsten Vorbereitungen und Sicherheitsmaßregeln, mit seiner unzureichenden Schaar zu wagen; nur Tilly's Verbote hielten ihn davon zurück. Vergeblich suchte der Ungeduldige dann wieder Falkenberg durch großartige Verheißungen und Bestechungen auf seine Seite zu ziehen; er mußte, von ihm abgewiesen, sich eine schnöde Antwort gefallen lassen. Im Uebrigen waren es ebenbürtige Gegner: Falkenberg in der Vertheidigung gleich unermüdlich und tüchtig, wie P. im Angriff, in der — wenn auch bloß partiellen — Umzingelung des von den Städtern besetzten Terrains; Fehler beging freilich dieser wie jener. Unter so bewandten Verhältnissen würde indeß die Blokade der reichlich mit Lebensmitteln versehenen Stadt sich vielleicht endlos hingezogen haben, wenn nicht Tilly, den P. schon zu Anfang März gegen dies „Centrum mali“ herbeirief, sich einen Monat später mit der gesammten Heeresmacht dorthin gewandt hätte, nachdem er fruchtlos bemüht gewesen, den König zwischen Oder und Elbe zum Stehen wie zum Schlagen zu bringen. Und jetzt erst änderte sich die Situation; Dank dieser Uebermacht, die binnen Kurzem die Zahl von 30 000 Mann erreichte, konnte der Feldmarschall, der unter den Augen des Oberfeldherrn schnell die wichtigsten Außenwerke der Feinde erstürmte, in den ersten Tagen des Mai die förmliche Belagerung beginnen. Wohl schmerzten ihn die Verluste, die Gustav Adolf in der Zwischenzeit den Kaiserlichen an der Oder zufügte, und in gar trüber Stimmung beklagte er bitter die durch seine fürstlich-ligistischen Herren im ungeeignetsten Zeitpunkt bewirkte Entlassung Wallenstein's als des Einzigen, dessen zwingende Autorität das Unheil zu verhüten im Stande gewesen wäre. Aber die Besorgniß, daß der König mit erhöhtem Muthe zum Entsatz der Elbfeste herbeieilen werde, verdoppelte auch Pappenheim's großen Eifer. In Tilly's Heer bildete sein früheres Blokadecorps, das er in täglichen Exercitien zu einer Mustertruppe herangebildet, den eigentlichen Kern; und während

er jetzt Laufgräben anlegte, Batterien errichtete, unter unaufhörlichem Schießen sich in die Festungswälle eingrub, bereitete er dasselbe stündlich auf die blutige Entscheidung, auf den nahen Sturm vor. Tilly schwankte, ob er einen solchen, ehe noch Bresche gelegt, wagen oder ob er vor des Königs drohendem Anmarsch die Belagerung aufheben sollte. P. war es, der dies verhinderte. Große Vortheile auf seiner, der Neustädter Seite ließen ihn allerdings die anderweitigen Schwierigkeiten, zumal die auf der Sudenburger, wo sein Antipode Mansfeld befehligte, mit gewohnter Rücksichtslosigkeit übersehen. Immer beibt die Erstürmung Magdeburgs am Morgen des 10./20. Mai recht eigentlich Pappenheim's Werk und, vom Standpunkte seiner Partei aus, sein Verdienst. Ungerecht hingegen ist es, wie noch heute so häufig geschieht, den Eroberer als den Zerstörer dieser Stadt zu brandmarken. Da nach der Ersteigung des Walles, die in Wirklichkeit eine Ueberrumplung war, ein erbitterter Widerstand von Seiten Falkenberg's folgte und im nächsten Moment Alles auf dem Spiele stand, ließ P., um durch Verwirrung der Feinde diesen Widerstand zu brechen, ein paar Häuser am Thatort, bei der Hohen Pforte in Brand stecken. Niemals geleugnet und als taktische Maßregel weder unerlaubt noch an sich auffällig, hat diese Handlung gleichwol dem glühenden Haß der magdeburg-schwedischen Partei gegen ihren grimmigsten Dränger offenbar den eigentlichen Vorwand zu der schweren Anklage gegeben, daß er auch die nachfolgende umfassende Brandstiftung, die totale Zerstörung der Stadt planmäßig anbefohlen habe. Wie sich für letztere aber eine andere Urheberschaft nachweisen läßt, so läßt sich auch behaupten, daß P. mit Tilly strategische und außerdem noch starke persönliche Gründe hatte, das besiegte Magdeburg als Stadt und Festung zu erhalten. Wohl hatte er, wie gesagt, es erobern wollen, um die Bürgerschaft zu züchtigen, jedoch nicht weniger auch, um es zu besitzen und seinen Besitz eben der großen Partei, für die er kämpfte, sowie sich selber dauernd nutzbar zu machen. Ja, je näher er während der mühseligen Belagerung seinem Ziele kam, um so entschiedener war, da er nach seinen eigenen Worten in seinem Interesse durchaus nicht blind sein wollte, sein Wunsch, sich vom Kaiser Hab' und Gut der Rädelsführer zur Belohnung schenken zu lassen. Auf einer schwarzen Liste hatte er Taxwerth und Einnahmen von bürgerlichen Gütern, auf einer andern die „zu confiscirenden Herrlichkeiten der Stadt", ihre Regalien und Steuern, so das „Ziseamt", das jährlich 30—50 000 Thaler einbringen müßte, den Brückenzoll mit 4000, das Fähramt und Ziegelamt mit mehr als 20 000 Thalern, in Summa Objecte, die „wohl auf eine Million Goldeswerth" verzeichnet. Ueber Alles dies hoffte P., der auch Burggraf von Magdeburg werden wollte, in Zukunft theils für sich, theils für das gemeine Wesen disponiren zu können. Und so erklärt es sich denn auch, wenn er in seinen Berichten, den Sieg über Magdeburg mit lebhaftem Frohlocken schildernd, im Tone des Bedauerns fortfuhr, daß die vielen — wie er überzeugt war, von den Bürgern angestifteten — Feuer „in wenigen Stunden diese schöne Stadt mit all ihrem großen Reichthum in die Asche gelegt". Er empfand das mit Tilly als einen „ex malitia" geführten Schlag, ohne im ersten Moment, neben den materiellen Verlusten, die seiner Partei in strategischer Hinsicht so überaus schädlichen Wirkungen der Zerstörung schon ganz zu übersehen. Tilly's scharfer strategischer Blick rettete die mit ihrem Sieg in arge Verlegenheiten gerathene Armee vor dem Verderben, in welche Pappenheim's Befangenheit und gleichzeitig seine Tollkühnheit sie gestürzt haben würde. Denn nicht, wie dieser wollte, fiel jener mit einseitiger Ausbeutung des Schreckens der Eroberung und ohne Rücksicht auf den Schwedenkönig alsbald über die Leipziger Schlußverwandten, die stark rüstenden protestantischen Stände in Mitteldeutschland her. Tilly's Aufmerksamkeit blieb, während er sich allerdings in dem verwüsteten und sämmtlicher Vorräthe dadurch

beraubten Magdeburg mit seiner Hauptarmee nicht halten konnte, zwischen den Ständen und dem König mit zwingender Nothwendigkeit getheilt. Und P. selber gab ihm nachher Recht, als er, auf halbem Wege, aus Thüringen nach der Elbe mit etwa 7000 Mann zurückgeschickt, in den ersten Tagen des Juli gerade noch zur Zeit im Magdeburgischen wieder ankam, um den im Vordringen begriffenen Schweden Halt zu gebieten und mit dem Erzstift zugleich die auch nach der Zerstörung als Elbpaß höchst bedeutsam erscheinende Hauptstadt zu decken. Gustav Adolf würde, wenn Tilly sich voreilig mit den unbotmäßigen Ständen in Thüringen und Hessen, dem ursprünglichen Wunsche Pappenheim's entsprechend, gemessen und in Krieg verwickelt hätte, Raum und Zeit zu der wichtigsten, durch die Zerstörung ungemein erleichterten Eroberung und Festsetzung am Elbstrom gewonnen haben und der kaiserlich-ligistischen Streitmacht darauf unschwer in den Rücken gefallen sein. Schnell bekehrte sich der Feldmarschall zu der besseren Einsicht des Höchstcommandirenden. Aber freilich, im ferneren Verlauf der Dinge konnte der Eine so wenig wie der Andere dem genialen königlichen Feldherrn in seiner festen Stellung zu Werben beikommen, konnte Keiner verhindern, daß derselbe über ihre Häupter hinweg mit Bernhard von Weimar, mit Wilhelm von Hessen und vor Allem dann mit dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen die folgenreichsten Beziehungen knüpfte. Der Einfall der beiden katholischen Generale in das Kurfürstenthum, die Einnahme von Merseburg und Leipzig (Anfang und Mitte September) fand statt, als das schwedisch-sächsische Bündniß bereits beschlossen und unabänderlich war. P. nannte nun zwar den Kurfürsten verblendet, bedauerte ihn scheinbar, daß er seines Landes Unglück und Ruin nicht sähe, und war in Wirklichkeit über diese Wendung hoch erfreut, da hiermit das gute Recht zum Angriff auf Sachsen gewonnen war. Selbst aber ein Verblendeter, zweifelte er keinen Augenblick, in der bevorstehenden Feldschlacht den Sieg davonzutragen. Ja, mit verwegenem Ungestüm, durch eine verfrühte und sehr bedenkliche Cavallerieattaque beschleunigte er am 7./17. September in der Ebene von Leipzig eigenmächtig die Schlacht, die, wenngleich unvermeidlich, von Tilly dennoch bis zum Eintreffen der erwarteten Verstärkungen verschoben worden wäre. Und mehr noch, er zwang dadurch den Oberfeldherrn, eine trefflich gewählte, vortheilhafte Position zu verlassen. Wenn man P. darum auch noch nicht die Hauptschuld an dem Verluste dieser Hauptschlacht zuschreiben darf, so ist sein Verfahren vom militärischen Standpunkt aus doch überaus tadelnswerth gewesen. Einigermaßen sühnte er seine Schuld, indem er, Wunder der Tapferkeit verrichtend und der Letzte auf dem Schlachtfeld, die Reste der Geschlagenen sammelte und rettete. Sein Rückzug nach Halberstadt verdient so hinwieder das größte Lob. Und einen neuen Ruhmeskranz flocht er sich, als es in der nun folgenden Epoche, während Gustav Adolf's unaufhaltbarem Siegeszug nach dem Rhein und nach Oberdeutschland darauf ankam, in Niedersachsen und Westfalen im Rücken des Siegers zu agiren, daselbst ein neues Corps zu bilden und die Nebenheere des Königs sowie seiner sich aller Orten erhebenden norddeutschen Verbündeten mindestens dergestalt zu beschäftigen, daß sie unfähig blieben, die im Süden sich ausbreitenden Schweden durch Zuzüge zu verstärken. P. war eine derartige Aufgabe um so erwünschter, als sie ihm Gelegenheit gab, endlich einmal wieder selbständig und ohne das stete Einreden Tilly's, dessen Umsicht und Einsicht er rühmend anerkannte, dessen Bedächtigkeit er aber Unentschlossenheit schalt, auf großem Felde zu operiren.

Bezeichnend ist es, daß seine erste bemerkenswerthe That in diesem neuen Abschnitt der Befreiung Magdeburg's galt, welches nach der Lage seiner traurigen localen Verhältnisse von Mansfeld blos mit einer schwachen Garnison besetzt, in seiner Verwüstung nicht mehr im Stande erschien, sich nur auf kurze

Zeit gegen ein 8—10,000 Mann starkes Corps des schwedischen General Banér zu halten. P., nachdem er in der Eile aus den westfälisch-niedersächsischen Besatzungen der Liga die entbehrlichsten Truppen herausgezogen, rückte, um die von Mansfeld schon eingeleitete Capitulation zu vereiteln, gegen Neujahr 1632 mit kaum 5000 Mann herbei. Indem er aber vor sich her verbreiten ließ, daß er mit 20,000 Mann zum Entsatz komme, nöthigte er durch dieses „Strategema" den besorgten Banér zur Aufhebung der Belagerung noch vor seiner Ankunft. Seine Absicht war allerdings nun, nicht sowohl die unhaltbar gewordene Stadt als die Besatzung zu retten. Mit schwerem Herzen hatten sich inzwischen die katholischen Mächte, Kaiser und Liga, hatte auch Tilly sich gestanden, daß alle auf Magdeburg verwandte Mühe nach der Zerstörung nur vergeblich und es daher das Beste sei, die Festungswerke vollends zu schleifen. Eben das führte P. alsbald in so radicaler Weise aus, daß auch hier aus einer militärisch gebotenen Handlung auf seine angebliche Zerstörungswuth geschlossen worden ist. Er that mit bestem Gewissen nur das Unvermeidliche: Magdeburg wurde aufgegeben und verlassen und sollte, nach gleichzeitiger Demolirung der Elbbrücke, auch den Feinden so viel als möglich nutzlos gemacht werden. Nicht lohnt es sich, die folgenden Unternehmungen des Feldmarschalls ausführlich aufzuzählen. Genug, er hielt die Ehre der katholischen Waffen aufrecht, bot mit beschränkten Kräften den Generalen Tott und Baudissin, den Fürsten Wilhelm von Hessen und Georg von Lüneburg, so gut es ging, Trotz, behauptete insbesondere siegreich die Stellung an der Weser und stärkte sich allmählich durch neue Werbungen, indem er freilich kaum erschwingliche Contributionen in den längst ausgesogenen Ländern, namentlich von den Städten erhob. Seine Absicht, den Zuzug zu Gustav Adolf zu verhindern, erreichte er indeß nur unvollkommen, wohingegen der Abmarsch so bewährter Führer wie Banér's und Wilhelm's von Hessen ihm größere Freiheit, ihm die Fähigkeit gab, zum Ersatz für verlorenes Terrain wieder anderes zu erobern. Von Stade bis nahe an Kassel, von Hildesheim bis nach Mastricht gingen, um nur Einzelnes hervorzuheben, seine ruhelosen Streifzüge. Bei der Solidarität der Interessen, dem inneren Zusammenhang der schwedischen und der holländischen Operationen wurde in diesem nie ermüdenden Geiste nochmals, und mächtiger als vordem, der Wunsch rege, sein eigenes Operationsgebiet bis in die Niederlande hinein auszudehnen. Noch gegen Ende des Jahres 1631 hatte er der spanischen Infantin in Brüssel seine Dienste angeboten und sie nahm dieselben mit Eifer an, als die Holländer unter dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien im darauf folgenden Sommer Mastricht, diese Festung ersten Ranges, von deren Erhaltung die Rettung Belgiens abzuhängen schien, belagerten. Sie ließ P., um seinen Anmarsch zu beschleunigen, zur Befriedigung seiner über Soldrückstände murrenden Truppen 500,000 Reichsthaler anbieten; auch sollten zu besonderem Reiz für seine Ehrsucht ihm alle Plätze in der Pfalz überlassen werden, die, vormals in des Königs von Spanien Gewalt, von ihm in Zukunft zurückerobert werden würden. Im August 1632 erschien P. mit 15,000 Mann an der Maas im Angesicht des staatischen Heeres. Schnell warf er die Maske der zum Schein beobachteten Neutralität ab und brach diese auf eigene Faust, indem er, seine Ehre für die Befreiung Mastrichts verpfändend, zum Zeichen der erklärten Feindschaft seine Geschütze gegen das verschanzte Lager des Oraniers richtete. Am 17. unternahm er den berühmten Sturm auf das letztere, mit unvergleichlichem Heldenmuth und dennoch vergeblich — die spanische Heerführung ließ den deutschen Feldherrn, der hier 1500 Mann opferte, wider Pflicht und Versprechen, ja mit förmlichem Hohn im Stich. Somit unvermögend, sein Wort einzulösen, den unabwendbaren Verlust von Mastricht vor Augen, trat er, voller Ingrimm und mit äußerster Geringschätzung über jene

Heerführung sprechend, alsbald seinen Rückzug nach Deutschland an. Wohl wünschte die Infantin und König Philipp selbst ihn zu halten und zu verstärken. Er aber mochte nach den letzten Erfahrungen von seiner Sympathie für die Spanier nun doch einigermaßen geheilt sein. Und ihres Undanks nicht genug; sein eigenmächtiger Zug gegen die Holländer, durch den er Westfalen und Niedersachsen in gefahrvoller Weise entblößt, neben anderem Ungemach seine Festung Wolfenbüttel einer Belagerung durch Herzog Georg von Lüneburg ausgesetzt hatte, wurde von Seiten des Kaisers wie der ligistischen Fürsten höchst ungnädig aufgenommen. Hieß es doch, daß Wallenstein, der, längst mit außerordentlichen Vollmachten als kaiserlicher Generalfeldhauptmann restituirt, nach Tilly's tödtlichem Abgang nun auch Pappenheim's nächster Vorgesetzter war, ihn vor ein Kriegsgericht stellen wollte. Aus dem Lager vor Nürnberg, von Gustav Adolf festgehalten, hatte er wie der Kurfürst von Baiern an P. geschrieben, gerade als dieser nicht blos ligistische, sondern — durch eine auf Wallenstein's persönliche Empfehlung noch während der Belagerung Magdeburgs erfolgte Ernennung — auch kaiserliche Feldmarschall im Anzug auf Mastricht begriffen war. Beide hatten ihn aufgefordert, sich nach völliger Sicherstellung Wolfenbüttels mit seiner Armee zum Anmarsch auf Nürnberg, zu ihrer unmittelbaren Unterstützung gefaßt zu halten. Ihre Aufforderungen waren umsonst gewesen — und was stand jetzt nicht außer Wolfenbüttel Alles auf dem Spiele! P., klagte der Kurfürst von Köln, habe durch seinen Eigensinn die westfälischen Stifter und Länder in die äußerste Gefahr gestürzt, sein eigenes Erzstift und das ganze Reich „in neue Commotion" gebracht. Was er verschuldet und versäumt, das wollte P. freilich dann mit ehrlichem Bestreben, mit seiner ganzen Energie wieder gut machen. Und die Fehler seiner Gegner, die sehr zur Unzeit sich getheilt hatten, kamen ihm dabei über Erwarten zu statten, so daß er in kurzer Frist (bis Anfang October) nicht allein die an der Weser und in Westfalen bedrohten Plätze rettete, Baudissin zu einem fluchtartigen Rückzug nach Hessen zwang, Wolfenbüttel durch einen nächtlichen Ueberfall des Belagerungsheeres entsetzen ließ, sondern auch noch als positiven Gewinn die Einnahme der längst von ihm begehrten, „mächtigen und reichen" Stadt Hildesheim erzwang. Allein, während er Erfolg auf Erfolg davontrug, brachte sein eigenwilliger Charakter ihn schon auf's Neue in Gefahr, eine schlimme Insubordination zu begehen. Von Maximilian dringend zur Rettung Baierns vor Gustav Adolf's Invasion herbeigerufen, vom Kaiser zur Vereinigung mit Wallenstein, von diesem selbst zu gleichem Zweck noch einmal citirt, war er fortan unwiderruflich dazu ausersehen, wider die schwedische Hauptarmee, wohin sie sich auch wenden würde, eine entscheidende Verstärkung in's Feld zu führen; denn alle irgend sonst entbehrlichen Kräfte galt es gegen den gewaltigen Feind mit Hintansetzung jedes Nebenplans zu concentriren. P. aber, zu lange an ein selbständiges Auftreten gewöhnt, wünschte gar sehr, sein eigener Chef zu bleiben und schrieb aus Hildesheim (11. u. 16. October) an den Baiernfürsten wie den Kaiser, daß, wenn nur ihm 6500 Mann Verstärkung zugeschickt würden, er sich getraute, den König nach Niedersachsen an sich zu ziehen. Die Wahrheit ist, daß Gustav Adolf, voll Hochachtung vor Pappenheim's Talenten, mit Besorgniß auf seine Operationen blickte; wie aber hätte er darum den kaiserlichen Generalissimus auch nur einen Moment außer Acht lassen dürfen! Wallenstein war es, der den König nach sich zog, um auf kursächsischem Boden sich in blutiger Feldschlacht mit ihm zu messen; und hierauf sich vorbereitend, sandte er, während er marschirte, wiederholt ernstliche Befehle an den Feldmarschall, unverzüglich aufzubrechen und ihm über Thüringen nach Leipzig und Merseburg entgegenzueilen. Mißtrauisch und ungeduldig wegen seines Zögerns, erklärte der gestrenge Friedländer, wenn auch sonst ihm persönlich zugethan,

seine gefahrvollen „Indecencen“, seine Eigenmächtigkeit nicht leiden zu wollen. P. kam nun allerdings und vereinigte sich mit Wallenstein am 4. November in der Ebene zwischen den beiden genannten Orten; allein in einem allgemeinen Kriegsrath zu Weißenfels wußte er dann trotzdem mit seiner Ansicht durchzudringen, daß dem mittlerweile schon bis Naumburg avancirten und dort verschanzten König in so vortheilhafter Stellung, bei der vorgerückten Jahreszeit nicht wohl beizukommen, dagegen der von holländischer Seite in große Gefahr gebrachten Stadt Köln auf's schleunigste beizuspringen sei. So setzte er es in der That noch einmal durch, daß er — und diesmal von Wallenstein selber, der nun auch die Schlacht nicht für so nahe bevorstehend hielt — Ordre zum Aufbruch nach der Weser und weiter zum Succurs für Köln empfing. Immerhin, um ihn nicht zu bald aus der Nähe zu verlieren, gab Jener ihm gleichzeitig den Auftrag, unter Beihilfe etlicher auserlesener Regimenter zunächst das von den Schweden besetzte Halle nebst der Moritzburg einzunehmen. Indeß gerade die Absendung Pappenheim's hatte jetzt eine für seinen eigenen Plan vernichtende Wirkung; gerade durch sie wurde, wie nicht zu bezweifeln, Gustav Adolf erst recht bestimmt, unverweilt zum Angriff überzugehen; Pappenheim's Abwesenheit ließ ihn den Sieg hoffen. Der umsichtige kaiserliche Generalissimus erkannte, als beide Theile bei Lützen sich entgegengerückt waren, noch bei Zeiten das Vorhaben seines königlichen Feindes und schickte durch Eilboten den dringlichsten Befehl an P., Alles stehen und liegen zu lassen und mit gesammter Truppenzahl umzukehren. Welchen Verlauf aber würde die Schlacht des nächsten Tages — 6./16. November — genommen haben, wenn nicht wider des Königs Verhoffen starke Herbstnebel seinen Angriff um mehrere Stunden verzögert hätten! P., der sich der Stadt Halle bereits bemächtigt, folgte dem letzten Befehl, es ist wahr, ohne Zaudern; denn in diesem großen Moment kam auch für ihn jedes andere Interesse zum Schweigen. Die Gefahr reizte ihn, und erfüllt von längst genährter Begier, auf den König zu stoßen, eilte er mit seinen acht Reiterregimentern in vollem Galopp, das nachrückende Fußvolk weit hinter sich lassend, dem Schlachtfeld entgegen. Und so konnte er, wenn auch der Kampf inzwischen begonnen, in denselben noch rechtzeitig und auf's Wirksamste, eben auf der Seite, wo der König kämpfte, eingreifen. Ein persönliches Rencontre fand dennoch nicht statt; in geringer Entfernung von einander wurden beide wohl zur nämlichen Stunde — gegen 2 Uhr Nachmittags — in ritterlichem Streit auf den Tod getroffen. Der Kampf tobte weiter, während Gustav Adolf auf dem Felde sein Leben aushauchte und P. hinweggebracht werden mußte. Früh am nächsten Morgen ist auch er seinen Wunden auf der Pleißenburg zu Leipzig erlegen. Wallenstein hat ihn nachher im Kloster Strahow zu Prag mit gebührenden Ehren begraben lassen. Eine Wittwe, seine zweite Gemahlin, aus dem gräflich Oettingischen Geschlecht, und ein vierzehnjähriger Sohn aus erster Ehe, für welche Wallenstein als Testamentsvollstrecker und Curator dann auch zu sorgen hatte, weinten um den — nur 38 Jahre alt gewordenen — Helden, zugleich mit zahllosen Parteigenossen, die ihn bewundernd verehrt und aus deren Seele der Praemonstratenser Bandhauer geraume Zeit später das treffende Wort gesprochen: „Ihrer Römisch Kaiserlichen Majestät und der katholischen Kirche Feinde hat er verfolget, wo er gekonnt; aber seit der Zeit, daß er bei Lützen in der Schlacht geblieben, ist ihm noch Keiner also nachgefolget.“

Diesem Ruhm entsprach nur zu sehr ein von Seiten der Gegenpartei in Deutschland und im ganzen evangelischen Europa gehegter Abscheu. Charakteristisch für letzteren ist des holländischen Dichters Vondel „Grafschrift voor den Graaf van Pappenheim“, welche, zum Schein aus Magdeburg datirt, ihn als Erzfeind, als Pest und Fluch des menschlichen Geschlechts bezeichnete. Unaus-

löschlich haftete P. doch einmal in den Augen der protestantischen Welt der Makel des Zerstörers und des Mörders jener einst weltberühmten Commune an. Und ob ihm gleich darin Unrecht geschehen — das Odium des Glaubensverfolgers, des erklärten Vorkämpfers papistischer Geistesknechtschaft, des Anhängers und Kampfgenossen der spanischen Tyrannen fiel mit niederdrückender Wucht auf sein Andenken, es blieb und bleibt auf demselben lasten. Bei all seiner, bis zu den Tagen von Mastricht bewiesenen Vorliebe für die Spanier möge ihm aber dennoch das Lob gegönnt werden, ein deutscher Patriot, wenn auch in seiner Art, gewesen zu sein. Wohl allen Ernstes gedachte er die Majestät des alten Kaiserreichs wiederherstellen zu helfen. Kaiser und Reich waren ihm, neben der römisch-katholischen Kirche, die heiligsten Begriffe; und wie er, monarchischen Geistes, die Stärkung der kaiserlichen Macht trotz jenes undeutsch gewordenen Ferdinand II. für identisch mit der Stärkung des Reiches hielt, so erschien ihm auch die Erhöhung und Ausbreitung seiner Kirche, deren Vogt nach mittelalterlichen Begriffen der Kaiser war, zugleich als religiöse und patriotische Pflicht. Dahingestellt muß bleiben, wie weit dabei der moderne Jesuitismus, dem Tilly und dem Ferdinand selber huldigte, P. beherrscht habe. Bigot im Grunde seines Herzens und jeden Augenblick sich der Mission bewußt, mit seinem Schwert in den „bisher irrigen" deutschen Landen den Boden für die „Süßigkeit" der alleinseligmachenden Kirche vorzubereiten, unterschied er immer doch sehr wohl zwischen dieser und den einzelnen Geistlichen. Er verlangte des großen Zwecks halber gerade auch von den letzteren außerordentliche Opfer an Geld und Gut, schalt die seufzend Widerstrebenden geizige Pfaffen und warf ihnen die Beschuldigung in's Gesicht, daß „das teuflische Sonderinteresse dem Dienste Gottes vorgezogen werde". Stets rigoroser, nachdem in den früheren Jahren seine voreilige Hoffnung auf den deutschen Frieden wiederholt getäuscht worden war, erwartete er weder noch wünschte er Friedenstractate und Vergleiche; denn dadurch würde die Wurzel des Uebels nicht ausgerottet. Jedem Compromiß auf's Entschiedenste abhold, sah er die einzige Möglichkeit, um den Krieg zu beendigen, in einem absoluten, die Unterliegenden zu Boden werfenden Siege, die Bedingungen dieses Sieges aber, neben der göttlichen Gnade, die er für sich ohne Weiteres in Anspruch nahm, in den ungeheuersten Rüstungen, im Uebersetzen des Feindes, wie er es nannte, in einer schon durch ihre Waffen vernichtenden Ueberzahl. Wallenstein's System zu dem seinigen machend, wollte er so einen Kriegszustand ohne Schonung; allein er ging über Wallenstein weit hinaus, indem er darauf verzichtete, „dieser Leute Gemüther mit Gutem oder Bösem, mit Liebe oder Zwang zu gewinnen"; der Ueberwinder habe die Gesetze nach seinem Gutdünken zu dictiren. In Wirklichkeit scheute er somit nicht davor zurück, daß Deutschlands protestantische Hälfte in eine Einöde verwandelt werde. — Von dem dunklen Hintergrunde dieses grauenhaft fanatischen Princips hebt sich nichtsdestoweniger seine ritterliche Persönlichkeit glänzend ab. Hart bis zur Grausamkeit, wenn er zu züchtigen beschloß, und oft vor unpolitischer Barmherzigkeit gegen die „Feinde der Kirche" warnend, ist P. dennoch kein Alba gewesen. Wäre es gleich so, wie die Chronik erzählt, daß seit dem Tage seiner Geburt Niemand ihn mehr habe weinen sehen: die Stimme des Mitleids, ein menschlich Rühren, mindestens Wehrlosen und bis zur Unschädlichkeit Geschlagenen gegenüber, ein gewisser Edelmuth hat auch in Pappenheim's Brust sich geregt. Und auch andererseits ehrt es ihn nur, wenn er der Tapferkeit der Gegner, die er zu zerschmettern wünschte, in seinen Berichten volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, wenn er den Heldenmüthigen in Momenten der Waffenruhe seine Achtung unumwunden aussprach, ja mit ihnen dann wohl wie mit Freunden, jedenfalls wie mit Männern, die seiner würdig waren, ritterlich mit Rittern umging. Ihm selber ist von den Größten seiner Feinde nicht geringere Ehre widerfahren.

Gustav Adolf — der bei allen inneren Gegensätzen ihm an jugendfrischer Thatkraft so ähnlich, mit ihm auch völlig gleichaltrig gewesen — nannte diesen Tapfersten der Tapferen vorzugsweise den Soldaten und pries ihn, wie es heißt, den schwedischen Officieren als das Vorbild aller Krieger. Sprechende Zeugen seiner Bravour waren die Narben, die sein Antlitz bedeckten und ihm den Beinamen „Schrammhanß" verschafften; an seiner Leiche zählte man über hundert, von Wunden, welche er im offenen Kampfe empfangen hatte. Sehr erklärlich, wenn eine so martialische Persönlichkeit, begeistert und begeisternd, der Abgott der eigenen Soldateska war; freilich war er dies auch noch aus anderen Gründen, seiner umfassenden Fürsorge und seiner ungemessenen Freigebigkeit wegen, auf sein Volk verwandte er Alles. Ein Irrthum indeß ist es, wenn man von ihm sagt, daß er für seine Person jeden Gewinn verachtet, kein Privatinteresse, keinen Eigennutz gekannt habe. Er straft die so Urtheilenden Lügen durch obiges Selbstbekenntniß, daß er in seinem Interesse „nicht gerne blind" sei, durch seine unaufhörlichen Gesuche bei Kaiser und Liga und wohl auch bei den Spaniern um Güter und einträgliche Ehren zur Erkenntlichkeit für seine Dienste. Das Fürstenthum Wolfenbüttel, die Burggrafschaft zu Magdeburg hatte er so wenig, wie Wallenstein seine zahlreichen Herrschaften, bloß dem Titel nach besitzen, vor Allem in Magdeburg hatte er reich werden wollen. Nachträglich noch klagend, daß seine italienische Campagne, seine Eroberung Oberösterreichs ihm nichts eingebracht, hatte er in einem Moment, wo er den nutzlosen Plan, König Christian IV. auf seinen Inseln zu bekriegen, entwarf, sich der Vorsicht halber gleich im Voraus das ansehnliche fruchtbare Fünen als Recompens ausgebeten. Genöthigt, sich mit kleineren, immerhin recht stattlichen Schenkungen zu begnügen, hinterließ er seiner Familie allerdings keine Schätze. Aber Habgier schließt Verschwendung nicht aus — und offenbar achtete P. den Werth von Geld und Gut um so geringer, als er ihm aus dem Raube des Krieges, aus Confiscationen wie aus Contributionen, aus Brandschatzungen und Plünderungen massenhaft zuströmte. Dabei ist es denn ganz wahrscheinlich, daß er das ihm zugeschriebene Wort gebraucht habe, nicht in den Kisten beim Golde liege der Name: um Fürst und Vaterland verdient! Seinen Ehrgeiz an sich hat Niemand bezweifelt; aber daß er auch da mit dem idealen Ruhme sich keineswegs begnügte, daß er Rang und Ansehen in immerwährender Steigerung suchte, beweist sein rast- und schrankenloses Streben nach neuen Auszeichnungen. Nicht zufrieden mit dem schnellen Avancement, das er, wenngleich in erster Linie seinen kriegerischen Leistungen, so doch großentheils auch seiner Herkunft und seinen Protectionen verdankte, bewarb er vom fernen Kriegsschauplatz sich brieflich bei Kaiser und Liga um höhere, kaum noch vacant gewordene Aemter. Und welche Cumulation er ohne Scrupel in's Auge faßte, zeigt, daß er einige Monate nach seiner Ernennung zum Feldmarschall — seinem Wunsche nach hätte er selbst diese Würde um mehr als Jahresfrist zuvor empfangen müssen — als der nominell damals älteste Reichshofrath vom Erzstift Magdeburg aus die gerade erledigte Stelle des Präsidenten dieses kaiserlichen Tribunals beanspruchte. Diesmal doch kam er zu spät, sie war schon vergeben. Zur Erhöhung seines äußeren Glanzes hatte er außerdem den König von Spanien, bereits zwei Jahre vor seinem Zuge nach Mastricht, mit seinem ganzen kecken Selbstbewußtsein um das goldene Vließ ersuchen lassen. Wäre der Kaiser willens gewesen, ihn statt Wallenstein zu seinem Generalissimus zu ernennen: nicht einen Augenblick würde P. gezögert haben, anzunehmen. Ob er zum commandirenden General geschaffen war, ist aber eine andere Frage. — Kein bloßer Haudegen, wie man sich ihn vorzustellen pflegt, war P. jedenfalls ein ebenso gebildeter wie geistvoller Officier. Außer seiner allgemeinen zeigt er seine technische Bildung vornehmlich in der — zwar noch nicht übermäßig entwickelten

— Fortifications- und Belagerungskunst. Vor Magdeburg, brüstete er sich, habe er als Ingenieur, Schanzmeister und Minirer das Meiste allein thun müssen; mit einiger Geringschätzung sprach er sogar von der bekannten Kunst der niederländischen Ingenieure. Er durfte sich ferner rühmen, ein Meister in geschickten Handstreichen und glücklichen Kriegslisten zu sein. Kein Zweifel jedoch, daß er, über das Gebiet der Taktik hinaus, sich auch für einen bedeutenden Strategen hielt. Eine Reihe von Denkschriften liegt vor, in welchen er, unaufgefordert, seinen fürstlichen Herren die großartigsten Vorschläge zur Eroberung von Städten und Ländern machte. Mit einer weiten Perspective, in großen politischen Combinationen sich ergehend — denn stets auch verfolgte er die hohe Politik und ihre Conjuncturen für den Krieg — giebt er da Pläne und Entwürfe, die ein erstaunliches Zeugniß von der Beweglichkeit seines schnell erfassenden Geistes und seiner zuversichtlichen Kühnheit ablegen. Ein scharfer Blick für die von Feinden wie von Freunden begangenen Fehler — amor patriae et religionis, schreibt er, zwängen ihn zu freimüthiger Aufdeckung der letzteren — hinderte ihn nicht, sondern verleitete ihn vielmehr, über unbesiegbare Schwierigkeiten hinwegzusehen und sich selbst mit geringen Mitteln die Ueberwindung solcher zuzutrauen. Eine Kleinigkeit wäre es nach P. gewesen, die Inseln des Dänenkönigs und damit das Herz seines Reiches, zugleich mit dem Sund und einem guten Theil seiner Kriegsflotte in die Hände des Kaisers zu liefern; einmal dachte er sogar daran, diese Flotte mit Hilfe eines Hamburger Kapers zu entführen. Binnen Jahresfrist, wie wir schon wissen, erbot er sich, mit den angeblich von ihm gefundenen Mitteln die über Spanien triumphirenden, im Zenith ihrer Macht stehenden Holländer nach mehr als fünfzigjährigen vergeblichen Kämpfen zu bezwingen und zum Gehorsam zu bringen. Und ähnlich in allem Uebrigen; „keine Schwierigkeiten — meinten seine Bewunderer —, die sein Geist nicht besiegt“, das hieß auf dem Papier besiegt hätte. Seine Gegner, wenn sie auch kaum den zehnten Theil seiner Absichten kennen mochten, spotteten seiner Großsprecherei. Kurzum, mit wenig Kritik und um so mehr Phantasie liebte dieser „Enthusiast, Sanguiniker und Fanatiker“ über die reellen Verhältnisse zu urtheilen, wie er denn auch, die Edelsten schnöden Verraths für fähig haltend, selbst aber einem verrätherischen Beamten geraume Zeit leichtfertig vertrauend, nur ein schlechter Menschenkenner war. Mit so chimärischen und himmelstürmenden Projecten wechselten freilich, wenn er auf das Maß der Verhältnisse einging, wiederum ganz treffliche, durch den Erfolg belohnte strategische Pläne. Im Allgemeinen aber zu vag, zu willkürlich launenhaft und daher viel zu unzuverlässig, wäre er zum Oberbefehlshaber niemals berufen gewesen. In höherem Sinne kein Stratege, dagegen ein brillanter Truppenführer, fühlte er sich doch erst in seinem eigentlichen Element, wenn er in offenem Felde mit dem Feinde die Klinge kreuzen konnte. Allen Waffengattungen hat er gedient; allein im Grunde sehr gegen seine feurige Natur auf den langwierigen, meist langweiligen Festungskrieg jener Zeit hingewiesen und so zum Ingenieur und Artilleristen ausgebildet, steht er uns immer in erster Linie als schneidiger Reiterofficier an der Spitze seines Kürassierregiments, der berühmten „Pappenheimer“ vor Augen. Und sein verwegener Ungestüm beeinträchtigt den Glanz dieses Bildes nicht, so lästig, ja gefährlich auch derselbe, neben seinen sonstigen Eigenmächtigkeiten, seinen Vorgesetzten gelegentlich werden konnte. „Dieser Mensch — soll allerdings Tilly nach seiner verhängnißvollen Attaque bei Beginn der Schlacht von Leipzig ausgerufen haben — wird mich noch um Ehre und Reputation und den Kaiser um Land und Leute bringen.“ Wie weit er jedoch P. hierbei im Verdacht hatte, ihm vorsätzlich abgeneigt zu sein, ist schwer zu sagen. Schon frühe eine eigenthümliche Mittelstellung zwischen dem ligistischen und dem kaiserlichen Feldhauptmann ein-

nehmend, zeigte P. in Bezug auf Ersteren, obwohl officiell ihm die größte Ehrfurcht erweisend, sich nicht selten mißvergnügt und wandte seine Sympathien seit dem Fall von Wolfenbüttel mehr und mehr Letzterem, dem ihm in ganz anderer Weise imponirenden Friedländer zu. In gleichem Maße sind aber beide Obergenerale ihm selbst mit seinen großen Vorzügen und nicht geringen Fehlern gerecht geworden. Mit eben diesen, mit der Summe seiner Leistungen bleibt er, kraftstrotzend und durch und durch originell, auch seines Fanatismus ungeachtet eine der interessantesten Erscheinungen des dreißigjährigen Krieges und wohl der Kriegsgeschichte überhaupt.

Khevenhiller's Annales Ferdinandei IX—XII; Conterfet II. — Kriegsschriften, herausgegeb. von baierischen Officieren. München 1820. Heft I, II und V. — Heß, Gottfr. Heinr. Graf zu Pappenheim. Leipzig 1855 (in Anlehnung an Hormayr's Pappenheim-Artikel in Ersch' und Gruber's Allgem. Encyklopädie III. 11. Leipzig 1838). — Wittich, Magdeburg, Gustav Adolf und Tilly. Berlin 1874. — Vgl. Förster, Albrecht von Wallenstein's Briefe. Berlin 1829. Bd. II, S. 261 f. — Von der Decken, Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg. Hannover 1833. Bd. I, S. 259 f., S. 278 f. — G. Droysen in der Zeitschrift f. Preuß. Gesch. und Landesk. VIII. 1871; IX. 1872. — Benutzt sind insbesondere auch Manuscripte der Staatsarchive zu München, Wien, Dresden und Brüssel. Wittich.

Pappenheim: Matthäus v. P., zur Biberbachschen Linie seines Geschlechts gehörig, wurde am 1. Juli 1458 geboren. Er wendete sich dem Studium der Wissenschaften zu und erwarb sich in Paris 1482 die Würde eines Doctors beider Rechte. 1492 wurde er Propst bei St. Gertraud in Augsburg, 1494 Canonicus am dortigen Dom und wieder zwei Jahre darauf Canonicus am Stift zu Ellwangen. Ob er hernach noch eine andere kirchliche Stellung eingenommen hat, vielleicht zu seinem Canonicat am Dom zu Augsburg zurückgekehrt ist, läßt sich nicht mit Sicherheit ermitteln; bei seinem Tod erscheint er als canonicus Augustanus. Daß er schon 1499 oder 1511, wie Jöcher behauptet (s. Literatur), der überhaupt über ihn meist Unrichtiges schreibt, gestorben sei, ist falsch. Er starb vielmehr sicher im J. 1541, denn in dem noch anzuführenden Buche über das Herkommen seiner Familie (de origine etc.) heißt es ausdrücklich: „1541 reverendus vir et dominus Matheus Marescalcus in Biberbach j. u. doctor et canonicus, autor hujus libri, obiit in Treushaim, ubi et sepultus est, die Veneris ante festum Galli.“ (Treushaim jetzt Druisheim und Biberbach, beide im bair. Bez.-A. Wertingen im Kreis Schwaben.) Er betrieb mit Vorliebe historische Studien, eine Neigung, der wir eine Anzahl geschichtlicher Schriften verdanken, welche freilich erst nach seinem Tode durch den Druck veröffentlicht wurden. In erster Linie ist hierbei die Geschichte seiner eigenen Familie zu nennen, sie führt den Titel: „De origine et familia illustrium dominorum de Calatin, qui hodie sunt domini a Pappenheim, S. R. Imp. marescalci haereditarii.“ Die Herausgabe dieser Schrift mit einer deutschen Uebersetzung und einem Anhang ließ sein Familiengenosse Johann v. Pappenheim von einem Sachverständigen (historiarum studioso) 1554 besorgen, gedruckt wurde sie von Philipp Ulhardt. Die vier zunächst zu nennenden Schriften nahm 1600 Freher in sein Sammelwerk: Germanicarum rerum scriptores auf, nämlich „Chronica Australis“ von 852—1326 in 2 Abtheilungen. Von Bedeutung ist nur der zweite Theil, der eigentlich nur eine Partie des ersten genauer behandelt, unter dem besonderen Titel: „Australis historiae pars plenior“ von 1276—1303. Der Verfasser, der ein flüssiges und correctes Latein schreibt, steht hier ganz auf der Seite der Habsburger, zu vergl. seine Verurtheilung des Königs Adolf v. Nassau. Ferner: „Ex chronica Augustensi antiqua excerptum etc.“

von 973—1104, eine unbedeutende und magere Compilation der Reichsgeschichte jenes Zeitraumes, in welcher er an einzelnen Stellen der Wendenchronik Helmold's (Helmoldi Chronica Slavorum) folgt, ohne sich z. B. dessen feindselige Beurtheilung Heinrichs IV. anzueignen. „Alia pars chronicae monasterii SS. Udalrici et Afrae etc.“ von 1152—1265 enthält nur eine kurze Aneinanderreihung annalistisch geordneter Begebenheiten aus der Stauferzeit. Endlich „Chronica Elwangensis monasterii excerptum etc.“ von 1095—1477, besteht aus dürftigen chronistischen Notizen, die sich auch da nicht erweitern, wo sie das 15. Jahrhundert betreffen. Man sieht, daß P. ein Freund geschichtlicher Dinge war und es liebte, Chroniken, die ihm zur Hand kamen, zu „excerpiren“, von einer selbständigen Thätigkeit ist keine Rede. Er verstand es dagegen, gewissenhaft genealogischen oder verwandten Fragen nachzugehen: auf diesem Gebiet lag seine Stärke. Dies beweist schon die angeführte Geschichte seiner eigenen Familie; in dieser Richtung bewegen sich auch die folgenden Schriften: „Tractatus seu historia de origine progressuque baronum de Geroldsheim.“ — „De antiquitate et initio civitatis episcopatusque Augustensis“. — „Genealogiae S. Udalrici, S. Simperti etc.“ — „Catalogi episcoporum, praepositorum, canonicorum August.“ — „Chronik der Truchsesse von Waldburg.“ F. A. Oefele (s. unten Veith) schreibt ihm auch noch die Autorschaft einer Abhandlung zu: „De suprema potestate papae vicarii Petri apostoli.“ Von seinen näheren Lebensumständen ist wenig bekannt; das Wenige, was wir wissen, entnehmen wir seinen Schriften über seine Familie; in dieser machte ihm besonders sein streitsüchtiger Oheim Tristam viel zu schaffen. Im Umgang mit gelehrten und gleichgesinnten Freunden bestand seine Freude. Er gehörte zu dem Augsburger Humanistenkreis, dessen Haupt Konrad Peutinger war. Der Letztere schätzte das Wissen Pappenheim's und zog ihn öfters brieflich über wissenschaftliche Fragen zu Rath. Auch der bekannte Ingolstädter Theologe Dr. Eck schätzte P. und nannte ihn 1515 in einer öffentlichen Rede unter den durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Zeitgenossen. Mit dem baierischen Geschichtsschreiber Aventin stand er in brieflichem Verkehr. Wir besitzen noch einen Brief vom 10. Dec. 1526 (Werke Avent. I, 625), worin P. und Konrad Adelmann von Adelmannsfelden gemeinsam den baierischen Forscher auffordern, die glänzenden Resultate seiner ausgedehnten historischen Studien baldigst zu veröffentlichen.

Veith, Bibl. Aug. II. — Jöcher, Allg. Gel.-Lexikon. — Freher, Germanicarum rerum scriptores. — Pl. Braun, Gesch. d. Bisch. v. Augsburg.

Wilhelm Vogt.

Pappenheim: Samuel Moritz P., Arzt, den 8. April 1811 in Breslau geboren, hatte daselbst Medicin studirt und war 1835 nach Vertheidigung seiner Dissertation „De caloris capacitate rudimenta“ zum Doctor promovirt worden. Er habilitirte sich darnach als Arzt in seiner Vaterstadt, beschäftigte sich aber, als Assistent von Purkinje, vorzugsweise mit histologischen und physiologischen Arbeiten, deren Resultate er theils in monographischen Schriften, so namentlich „Zur Kenntniß der Verdauung im gesunden und kranken Zustande. Ein physiologischer Versuch“ (1839). — „Die specielle Gewebelehre der Gehörorgane nach Structur, Entwickelung und Krankheit“ (1840) und „Die specielle Gewebelehre des Auges mit Rücksicht auf Entwickelungsgeschichte und Augenpraxis“ (1842), theils in Journalartikeln in verschiedenen naturwissenschaftlichen und medicinischen Zeitschriften veröffentlicht hat. Infolge übermäßiger geistiger Anstrengungen bei seinen Studien hatte sich bei P. eine psychische Störung entwickelt, welche seine Aufnahme in eine Heilanstalt nöthig machte. — Nach seiner Wiederherstellung ging er 1845 nach Paris und kehrte, unter Flourens' Leitung, zu seinen physiologischen Studien zurück; in den Jahren 1846—1848 veröffentlichte er eine Reihe physiologischer Arbeiten in den Comptes-rendus der Akademie

der Wissenschaften und 1847 erhielt er den ersten Preis für die von diesem Institute ausgeschriebene und von ihm gelöste Preisaufgabe „Ueber die Zeugungsorgane in den fünf Wirbelthier-Klassen“. Infolge eines Zerwürfnisses mit Flourens, das sich übrigens wahrscheinlich aus einer krankhaft gereizten Gemüthsstimmung Pappenheim's erklärt, verließ er 1849 Paris und trat eine wissenschaftliche Reise nach Amerika an, wo er 10 Jahre verweilte und, wie es heißt, behufs sprachvergleichender Studien zahlreiche Indianerstämme besucht hat. Ueber diese Zeit seines Lebens und seine Thätigkeit während derselben herrscht ein vollständiges Dunkel, das P. selbst mit keinem Worte gelichtet hat. Im J. 1859 war er in Havanna am Gelbfieber erkrankt; Landsleute, die ihn hier fast sterbend und in der traurigsten Lage antrafen, nahmen sich seiner an und vermittelten nach seiner Genesung seine Ueberführung über Hamburg nach Breslau. Zwei Jahre später siedelte er nach Berlin über und gab sich nun ganz ungeregelten wissenschaftlichen Studien auf verschiedenen Gebieten der Physik, Anthropologie, Medicin u. a. hin, deren sparsame, kaum nennenswerthe Resultate er in medicinischen Zeitschriften niedergelegt hat. Ein ziemlich bedeutendes Vermögen, welches er von seinen Eltern ererbt hatte, war während seines Aufenthaltes in Amerika vollkommen draufgegangen, sodaß er die letzten 20 Jahre seines Lebens in äußerst dürftigen Verhältnissen verbracht, übrigens aber — in anerkennenswerthem Stolze — die ihm von seinen vermögenden Verwandten gewährte Unterstützung nur so weit benutzt hat, als es zu seiner kümmerlichen Existenz eben nothwendig war. Schwer erkrankt ist P. am 10. Februar 1882 in einem Krankenhause, wo er Aufnahme gefunden hatte, erlegen.

Ueber Pappenheim's Leben vergl. Leopoldina 1882. S. 48, 122.

A. Hirsch.

Pappenheim: Walpurga v. P., auch v. Bappenheim genannt, wird in der Sammlung geistlicher Lieder von Wiedertäufern, welche unter dem Namen „Außbund“ zuerst im J. 1583 erschien, als Dichterin des Liedes: „Du glaubigs Herz, so benedei und gieb Lob deinem Herrn“ bezeichnet. Dasselbe Lied ist aber schon in dem Gesangbuch der böhmisch-mährischen Brüder, welches zu „Jung-Buntzel“ im J. 1531 herauskam, so abgedruckt, daß man es für ein Lied des Herausgebers dieses Gesangbuches, Michael Weiße, halten muß. Es beginnt hier zwar mit den Worten: „O glaubig Herz, gebenedei und gieb Lob deinem Herrn“, aber diese wie die übrigen höchst geringen Abweichungen zwischen beiden Drucken sind doch nicht der Art, daß man daran zweifeln könnte, daß beide ein und dasselbe Lied sind. Da Weiße nicht ausdrücklich sagt, daß er selbst alle Lieder gedichtet oder übersetzt habe, und da auch sonst eins und das andere von den 157 Liedern des Gesangbuches nicht von ihm sind, so kann die Angabe im Außbund wohl richtig sein. Von der Dichterin wissen wir übrigens außer dem Namen so gut wie nichts; sie wird im Außbund als „Edel Jungfrau“ bezeichnet; Koch fügt aus einer uns unbekannten Quelle, die er auch nicht angiebt, noch hinzu, daß sie zu Kalden gelebt habe und mit Pilgram Marbeck befreundet gewesen sei.

Auß Bundt, Das ist etliche schöne christenliche Lieder u. s. f., Basel 1838, S. 351. — Wackernagel, Bibliographie, S. 120 b, unter no. 10. — Derselbe, Das deutsche Kirchenlied III, S. 290 f., no. 333 und 334. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., II, S. 120 u. 145.

l. u.

Pappus: Johannes P., Haupt der Lutheraner in Straßburg, ist am 16. Januar 1549 zu Lindau am Bodensee als Sohn des dortigen Bürgermeisters geboren. Sein streng lutherisch gesinnter Vater sandte ihn (1562) nach Straßburg, damit er unter Marbach (s. A. D. B. II, 290) Theologie

studire; dieser energische Vertreter des Lutherthums flößte ihm seinen zelotischen Geist ein. Nachdem er in Tübingen zum Baccalaureus promovirt, darauf als Hauslehrer den jungen Grafen Falkenstein auf seinen Reisen begleitet, wurde er 1569 Diakonus in Reichenweyer im Oberelsaß. Aber schon im folgenden Jahre erhielt er einen Ruf als Professor der hebräischen Sprache nach Straßburg. Hier gerieth er bald in einen Conflict mit seinem bisherigen Gönner Marbach, der gern seinem Sohne den Lehrstuhl der hebräischen Sprache verschafft hätte und es ihm verwehren wollte, nach Tübingen zu gehen, um sich dort den Grad eines Doctors der Theologie zu erwerben. 1576 erhielt P. durch Vermittelung des Rectors der Straßburger Akademie, Johannes Sturm, den Auftrag, exegetische Vorlesungen über die gesammte heilige Schrift zu halten. Zwei Jahre später wurde er auch noch Pfarrer am Münster. Nun war es sein ausgesprochenes Streben, das alte Straßburger Bekenntniß, die Tetrapolitana zu verdrängen und an dessen Stelle die Concordienformel zur verpflichtenden Norm zu erheben. Hierüber gerieth er in einen überaus heftigen Streit mit Johannes Sturm, der für die Autorität der Tetrapolitana eintrat. In mehr als 40 Schriften bekämpften sich die beiden Gegner und die ihnen anhängenden Theologen. Aus dieser Streitlitteratur sind besonders hervorzuheben die vier von Johannes Sturm verfaßten „Antipappus“, auf die der Angegriffene mit seinen vier „Defensiones“ antwortete. Der Kampf endete 1581 damit, daß P., der in diesem Jahre Präses des Kirchenconvents zu Straßburg geworden war, den Rath zu bewegen wußte, daß dieser den hochverdienten Rector der Akademie seines Amtes enthob. Dem ebenso klugen wie thatkräftigen P. gelang es später (1597) sogar, vom Rath einen Befehl zu erwirken, der allen Calvinisten die Abhaltung von Conventikeln, ja selbst die Theilnahme an einem reformirten Gottesdienst in der Umgebung der Stadt untersagte. Sein Werk sah P. gekrönt, als 1598 der Rath alle Geistlichen der Stadt auf die von ihm nach einem Entwurfe Marbach's verfaßte Kirchenordnung verpflichtete und damit indirect die Concordienformel guthieß, die jene zu ihrer Voraussetzung hatte. P. starb am 13. Juli 1610. Er hat mehr als dreißig Schriften meist polemischen, aber auch exegetischen und kirchengeschichtlichen Inhalts verfaßt. Das ihm oft zugeschriebene bekannte Kirchenlied „Ich hab mein Sach Gott heimgestellt“ scheint vielmehr den Joh. Leon (s. A. D. B. XVIII, 298) zum Verfasser zu haben.

Salig, Vollständige Geschichte der Augsburgischen Confession, Halle 1730. — Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß, 3. Theil, Straßburg 1832. — Ch. Schmidt, Jean Sturm, Straßburg 1855. — Röhrich, Mittheilungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche des Elsaßes. 1. Bd., Paris und Straßburg 1855, S. 303 ff. R. Zoepffel.

Pappus: Leonhard P., Geschichtschreiber. Geboren am 27. Januar 1607 zu Feldkirch in Vorarlberg aus einem angesehenen adlichen Geschlechte, das erst bei seinen Lebzeiten den Beinamen „von Tratzberg“ erhielt, war er ohne Zweifel von Anfang an für die kirchliche Laufbahn bestimmt. Einer seiner Lehrer war der bekannte Vielschreiber und Klopffechter Kaspar Scioppius, der sich später auf diesen seinen Schüler auch viel zu gute gethan hat. Welche hohe Schule P. besucht hat, ist uns nicht überliefert. In den geistlichen Stand eingetreten, sah er sich bei Zeiten darin gefördert und dürften die nahen Beziehungen seiner Familie zu den Habsburgern einiges dazu beigetragen haben. Schon im Jahre 1628 ist ihm ein Canonicat in Constanz zugefallen, ein Jahr darauf die Propstei des Collegiatstiftes St. Johann daselbst; 1633 ernannte ihn Kaiser Ferdinand II. zu seinem geistlichen Rathe, das Jahr darauf wurde er Domherr zu Augsburg u. s. w. Offenbar hat sich P. früh den Ruf eines brauchbaren Geschäftsmannes erworben. Im Jahre 1639 bestellte ihn Kurfürst Maximilian

von Baiern zum Generalvicar „bei unserer anvertrauten Geschäftsarmada“ und fast gleichzeitig die Erzherzogin Claudia, die Wittwe des Erzherzogs Leopold von Tirol, zu ihrem Residenten am kaiserlichen Hofe, und im J. 1646 ernannte ihn Kaiser Ferdinand III. zum Residenten am päpstlichen Hofe. Zuletzt noch erwählte ihn das Domcapitel zu Augsburg, wo er in den späteren Lebensjahren vielfach residirt zu haben scheint, zu seinem Decan, nachdem ihm dieselbe Würde bereits 1645 zu Constanz zugefallen war. Am 6. Juni 1677 ist er in dieser Stadt gestorben. Das bleibende Gedächtniß seines Namens ist jedoch gleichwol nicht an die Thätigkeit geknüpft, die er in den erwähnten Aemtern und Vertrauensstellungen entwickelt hat, sondern in seiner in lateinischer Sprache verfaßten „Geschichte Deutschlands in den Jahren 1617 bis 1641“, der verhängnißvollsten Zeit der deutschen Geschichte. Er zeigt sich hier als gebildeter, gelehrter Mann, der die Welt gesehen und die politischen Geschäfte kennen gelernt hat. Dem kaiserlichen Hause, wie das ja auch die äußere Geschichte seines Lebens bezeugt, ergeben, hat er sich als Geschichtschreiber doch einen wohlthuenden Grad, wenn nicht der vollen Unbefangenheit, so doch der Mäßigung bewahrt. Die Form der Darstellung ist knapp und gewandt, der Stil verräth ein sorgfältiges Studium des Tacitus. Ob auch die Fortsetzung von 1641 bis 1648 von P. herrührt, bleibt zweifelhaft, wenn man auch wiederholt den Versuch gemacht hat, sie ihm zuzuschreiben. Die neueste Ausgabe unter dem Titel: „Epitome Rerum Germanicarum ab anno MDCXVII ad annum MDCXLVIII“ hat, in zwei Theilen (Wien 1856 u. 1858), Ludwig Arndts besorgt und sie mit einer litterarischen Einleitung und erläuternden Anmerkungen versehen. Wegele.

Par: drei Brüder, Franz, Johann Baptista (oder Hans) und Christoph P., auch Pahr oder Parr genannt, waren als Baumeister der Herzoge von Mecklenburg zwischen 1558 und 1573 an Bauten beschäftigt. 1558—1565 baute Franz das schöne Renaissanceschloß von Güstrow für Herzog Ulrich; seit 1562 gibt er auch Rath bei den Schweriner Bauten des Herzogs Johann Albrecht. Johann Baptista baute 1557—1572 für den Letzteren, holte auch selbst dazu Kalk aus Dänemark und Sandstein von Pirna. Er baute den Thurm zu Lübz und leitete seit 1558—1571 den Schloßbau in Schwerin, erbaute namentlich auch die Schloßcapelle, ebenso 1570 die alte Kanzel im Dome zu Schwerin und das fürstliche Renaissancehaus zu Fürstenberg. Johann Albrecht hielt ihn hoch, denn er ließ ihm ein Hofkleid „gleich den Hofjunkern“ reichen. Neujahr 1570 wurde er noch mit 220 Thlr. Gehalt für drei Jahre angestellt, trat aber doch schon 1572 mit Genehmigung des Herzogs in den Dienst des Königs von Schweden. 1578 kam er wieder nach Schwerin zurück. Christoph arbeitete auch seit 1558 neben Johann Baptista am Schweriner Schloß, dann neben Franz am Güstrower, 1563 kaufte er sich in Schwerin an. 1572 und 1573 heißt er dort „Baumeister“ und schuf im Dome den fürstlichen Kirchenstuhl, der jetzt „adelicher Chor“ genannt wird. 1573 hat er den Dienst des Herzogs verlassen. Die Brüder galten als Oberdeutsche.

H. Wilh. H. Mithoff, Mittelalterl. Künstler und Werkmeister. 3. Aufl. 1885. S. 242 ff. (nach Lisch, Jahrb. und Lotz, Statist. d. deutschen Kunst im MA.). Krause.

Paracelsus: s. Hohenheim, Bd. XII, S. 675.

Paradeiser: Georg Freiherr v. P., geboren?, gestorben am 19. Oct. 1601. Er stammte aus einem angesehenen protestantischen Geschlechte Kärnthens. Ueber seine Jugend ist nichts bekannt. Zuerst wird er erwähnt im J. 1594, wo er im Auftrage des Erzherzogs Maximilian in Prag weilte. Der Kaiser überwies ihm im selben Jahre ein Hochzeitsgeschenk, dessen Werth auf eine angesehene Stellung deutet. 1596 wurde er Statthalter zu Segna in Dalmatien und gerieth bei dem Versuche, die Stadt Clissa zu entsetzen, vorübergehend in die Gefangenschaft der Türken. Am 12. September 1598 wurde er zum Befehlshaber der Grenz-

festung Kanisza ernannt. Vergebens drang er sofort auf Verstärkung der Befestigungen und Vermehrung der Besatzung und der Lebensmittel. Als im Mai 1600 die Türken zum Angriff vorrückten, standen P. nur 160 Mann zur Verfügung und da nach erfolgter Einschließung der Festung die Vorräthe rasch zusammenschmolzen, verlangten am 20. October die unter der Besatzung befindlichen Ungarn und Franzosen, daß P. die Festung übergeben solle. Seine Weigerung erwiderten sie mit Todesdrohungen und da auch die deutschen Knechte meuterten, mußte er sich fügen. Der Fall Kanisza's erregte in der ganzen Christenheit die größte Bestürzung und Entrüstung. Man beschuldigte P. des Verrathes und, um sich den Vorwürfen zu entziehen, stellte die kaiserliche Regierung ihn vor ein Kriegsgericht. Seine Vertheidigung fand kein Gehör, ein Fluchtversuch, welchen er in den Kleidern seines Narren unternahm, mißglückte und alle Fürsprache blieb erfolglos. Im April 1601 wurde er des Verrathes schuldig erklärt und am 19. October wurde ihm zuerst die rechte Hand, dann das Haupt abgeschlagen.

Hurter, Gesch. Ferdinand II. Bd. IV. und gleichzeitige Meßrelationen.

K. Mayr-Deisinger.

Paradies: Fräulein Marie Therese P., geb. in Wien am 15. Mai 1759, erblindete in ihrem 4. Lebensjahre. Der Vater, k. k. Regierungsrath, erkannte sehr bald die bedeutenden musikalischen Anlagen seines Kindes und ließ sie von den besten Lehrern der Musik in allen Disciplinen unterrichten. Schon in früher Jugend trat sie als Sängerin in Kirchenconcerten auf, spielte auch fertig die Orgel und errang sich die Gunst selbst der höchsten Gesellschaftskreise, sodaß ihr von der Kaiserin Maria Theresia auf Lebenszeit ein Gnadengehalt von 200 Gld. zugesichert wurde. Im J. 1784 begab sie sich auf Kunstreisen durch ganz Europa und setzte alle Welt durch ihren Gesang und ihr treffliches seelenvolles Clavierspiel in Bewunderung. Ganz besonders staunte man über ihr Gedächtniß, und Zeitgenossen versichern, daß man eine Composition verlangen konnte, die man wollte und sie setzte sich hin und spielte sie in unübertrefflicher Weise. Selbst von Mozart weiß man, daß er sich lebhaft für sie interessirte und sie besonders zu größerem Selbstvertrauen ermunterte. Auch als Componistin war sie außerordentlich thätig, doch ebenso ängstlich, etwas davon ans Licht zu geben. Ein Zeitgenosse erzählt in der Allgemeinen Leipziger Musikzeitung, Bd. 12, Sp. 471 ff., daß er sie einst frug, warum sie keines ihrer Werke herausgäbe? „Würden es mir die männlichen Kunstgenossen verzeihen — antwortete sie ihm — wenn ich als Frauenzimmer es wagte, mich mit ihnen zu messen?“ Ueber die bei Breitkopf (& Härtel) erschienenen 12 deutschen Lieder und Bürger's Lenore äußerte sie sich, es seien unreife Früchte der Jugend. Die Lieder habe sie auf ihrer Reise in Leipzig Breitkopf zum Andenken überlassen „und die Lenore war zum Zeichen der Erkenntlichkeit für die Freundschaft, welche Bürger mir schenkte, bestimmt“. — 1786 kehrte sie nach Wien zurück und betrieb eifrige Studien unter Kozeluch, Righini, Salieri und dem Kirchencapellmeister Friebert. Obgleich sie nur selten öffentlich auftrat, wurde sie desto mehr in geschlossenen Kreisen begehrt und dort entwickelte sie ihr talentvolles Künstlerthum, gepaart mit der größten Bescheidenheit und einer von Allen gepriesenen Liebenswürdigkeit. Nach dem Tode ihres Vaters errichtete sie ein Musikinstitut für junge Mädchen, was bald so in Blüthe kam, daß es ihr eine sorgenfreie Existenz gewährte. Die damaligen Zeitschriften ergehen sich mit großem Lobe über die Art ihres Unterrichtes und über die vortrefflichen Leistungen ihrer Schülerinnen. Von ihren Compositionen werden besonders mehrere Opern erwähnt, die in Wien und Prag 1791, 1792, 1794 und 1797 zur Aufführung gelangten. Urtheile über dieselben sind jedoch nirgends niedergelegt, soweit ich mich in der damaligen noch gering entwickelten Zeitungslitteratur auch umge-

sehen habe. Daß dieselben nur geringen Erfolg erzielten, läßt sich schon daraus entnehmen, daß sie bald wieder von der Bühne verschwanden. Als Titel werden genannt: „Ariadne auf Naxos", Oper in zwei Acten, ferner „Ariadne und Bachus", „der Schulcandidat", „Rinaldo und Armida". Außerdem werden noch eine „Trauercantate auf den Kaiser Leopold II." und „Teutsches Monument auf Ludwig den Unglücklichen" erwähnt. Gedruckt wurden noch einige ihrer ersten Compositionen, die jedenfalls während ihrer Concerttour erschienen und zwar als Opus 1 und 2 je „Six Sonates pour le clavecin. Paris, chez Imbault." Ferner „Douze Canzonettes italiennes avec accompagnement de Pianoforte. London, chez Bland." In wie großer Verehrung sie bis in ihre letzten Lebenstage beim Publicum stand, beweist die Anzeige ihres Dahinscheidens. Ein Wiener schreibt an die Redaction der Allgem. Leipziger musik. Zeitung: „Heute (am 1. Februar 1824) starb im 64. Lebensjahre die berühmte blinde Virtuosin, Fräulein Therese Paradies; sie hinterläßt viele, um ihren Verlust innig trauernde Schülerinnen, in deren dankbaren Herzen ihr theures Andenken noch lange fortleben wird." Rob. Eitner.

Pareus: Daniel P., Philologe, Historiker und Schulmann, 1605—1635, wurde als Sohn von Joh. Phil. P. (s. u.) in Neuhaus in der Pfalz, wo der Vater Rector der lat. Schule war, im J. 1605 geboren, erhielt seine Bildung unter seinem Vater auf den Gymnasien zu Neustadt a. d. H. und Hanau, und scheint dann durch Vermittlung von Gerh. Vossius Erzieher im Hause der Grafen von Isenburg geworden zu sein. Da Vossius' Versuche, ihm eine Professur in den Niederlanden zu verschaffen, fehlschlugen, so ging P. nach Kaiserslautern und errichtete dort eine lateinische Schule, wurde aber — noch nicht 30 Jahre alt — am 17. Juli 1635 ermordet, nach der einen Ueberlieferung bei der Eroberung der Stadt durch die Truppen des Generals Gallas, nach der andern durch Straßenräuber. — Die Zahl seiner schriftstellerischen Arbeiten ist eine sehr bedeutende, er gab den Musaeus 1627 heraus, in demselben Jahre den Herodian, und das „Mellificium Atticum", 1629 den Quinctilianus, 1631 Heliodor's Aethiopica und Lucretius und schrieb Animadversiones zur Sallust-Ausgabe seines Vaters, die noch jetzt von Werth sind. Von seinen historischen Schriften ist die „Universalis historiae profanae medulla" 1631, die „Universalis historiae ecclesiasticae medulla" 1633, vorzüglich aber die „Historia Palatina" 1633 zu nennen, welche die Geschichte der Pfalz bis 1630 behandelt. Von diesem sehr verdienstlichen Buche hat Georg Christian noch 1717 eine neue Ausgabe veranstaltet.

G. Christian, Vorrede zur Hist. Palatina S. 152 ff. — F. A. Eckstein in Ersch und Gruber's Encyklopädie III, 12, S. 33 ff. R. Hoche.

Pareus: David P. (eig. Wängler), reformirter Theologe und treuester Schüler des Ursinus, des Mitverfassers des Heidelberger Katechismus, geb. am 30. December 1548 zu Frankenhausen in Oberschlesien, † am 15. Juni 1622 zu Heidelberg. Schon auf der Schule zu Hirschberg zeichnete er sich durch außerordentlichen Fleiß aus, so daß sein Lehrer Chr. Schilling auf ihn aufmerksam wurde. Als dieser wegen seiner reformirten Abendmahlslehre von da vertrieben am Amberger Gymnasium Unterkunft fand, folgte ihm P. dahin. Von da kam letzterer bald nach Heidelberg, wo er als Alumnus in das Sapienzcolleg Aufnahme fand, dem Ursinus damals vorstand. Unter diesem und den übrigen ausgezeichneten Lehrern Heidelbergs studirte er daselbst Philologie und Theologie. Hierauf wurde er 1571 Prediger zu Schlettenbach bei Weißenburg im heutigen Elsaß, dann nach kurzer Wirksamkeit daselbst Lehrer am Pädagog zu Heidelberg, von wo er aber 1573 an die Gemeinde zu Hemsbach an der Bergstraße berufen wurde. Nach dem Tode Friedrichs III. von der Pfalz fand er 1577 in dem Gebiete des Pfalzgrafen Johann Casimir zu Oggersheim einen

neuen Wirkungskreis, dann zu Winzingen bei Neustadt an der Haardt. * Als nach Ludwigs VI. Ableben Johann Casimir wieder den Calvinismus in Heidelberg restituirte, berief er Pareus zum 2. Lehrer an das Sapienzcolleg, dessen Vorsteher er in der Folge wurde und dann 1598 Professor der Theologie an der pfälzischen Hochschule. In dieser Stellung gewann er bald ein solches Ansehen im In- und Auslande, daß selbst viele Jünglinge aus der Ferne zu seinen Vorlesungen eilten und es für eine große Auszeichnung hielten, wenn sie in seinem unter dem Schloßberge aufgeführten Hause, das er sein Pareanum nannte, eine Aufnahme zum Zusammenleben mit diesem ihrem verehrten Lehrer fanden. Besonders waren es Magyaren und Polen, welche ihn hochschätzten. — P. war bei aller confessionellen Entschiedenheit eine irenische Natur, welche am wenigsten an dem Gezänke so vieler Theologen seiner Zeit Gefallen fand. Gegen die Beschuldigungen eines Polykarp Leyser u. a. Lutheraner, man könne nicht mit den Reformirten gegen die Römischen sich verbinden, mit denen man in vielen Punkten einiger sei als mit jenen, gab er 1615 seine Hauptschrift heraus: „Irenicum sive de unione et Synodo Evangelicorum concilianda, liber votivus paci ecclesiae et desideriis pacificorum dicatus.“ Er stellt in diesem Buche einen Consensus der Lehre beider evangelischen Kirchengemeinschaften fest und zeigt, da erst nach Luthers Tode der Zwiespalt der Lehre von Christi Person und der Prädestination ausgebrochen, daß ursprünglich dieser sich nur auf die mündliche Nießung im Abendmahle erstreckt habe, auch daß die Reformirten nicht die Augsburger Confession verwerfen, sondern vielmehr allein recht auslegen. Doch sollte durch diese Schrift keineswegs irgend einer Abschwächung einzelner Lehrpunkte das Wort geredet werden. Allein trotz seiner Friedensliebe wurde auch P. in theologische Kämpfe verwickelt. Seine Bearbeitung der sog. Neustädter Bibel im J. 1587, in welcher er zu der lutherischen Uebersetzung neue Capitelüberschriften, Zusätze und Anmerkungen setzte, rief die ganze Entrüstung eines Jacob Andreä gegen ihn hervor, der eine „Christl. Erinnerung und Warnung“, Tüb. 1589 dagegen ausgehen ließ. P. antwortete hierauf in „Rettung der zu Neustadt gedruckten Bibel“. Ebenso sah er sich zur Polemik aufgefordert durch Beschuldigungen, welche lutherischer Seits auf dem Reichstage zu Regensburg 1594 laut wurden, die Pfälzer seien nicht als Augsburgische Confessionsverwandte anzusehen. Gegen solche schrieb er seinen „Clypeus veritatis catholicae pro sancta Dei veritate et aeterna Christi divinitate“ und gab solchen zugleich deutsch heraus unter dem Titel: „Summarische Erklärung der wahren katholischen Lehre von den fürnehmsten jetziger Zeit streitigen Religionsartikeln.“ Amberg 1598, worin er die Verwandtschaft der reformirten Lehre mit der altlutherischen, von der die heutigen Lutheraner abgefallen, nachzuweisen sich bemühte. Da er in seinem Commentare zum Römerbriefe in den Fällen, wo der Gehorsam gegen die Obrigkeit mit dem Gewissen in Conflict kommt, einen bedingten Widerstand gegen diese einräumt, so sah er sich darüber von mehreren Seiten angegriffen. Gegen den Papst und die Jesuiten erließ er zum Reformationsjubiläum 1617 eine Schrift, nachdem er bereits 1604 seine „Disceptatio epistolaris“ mit dem Jesuiten Joh. Magirus zu Speyer herausgegeben. Das meiste Verdienst aber hat sich P. erworben durch die Veröffentlichung der in lateinischer Sprache geschriebenen Auslegungen des Heidelberger Katechismus seines Lehrers Ursinus im J. 1600. Das letzte Lebensjahr des P. war noch sehr unruhig. Der Einfall der Spanier in die Pfalz vertrieb ihn im September 1621 aus Heidelberg. Er flüchtete nach dem zweibrückischen Städtchen Annweiler, von wo er in krankem Zustande zu seinem Sohne Philipp, Rector in Neustadt a. d. Haardt, im Januar 1622 eilte und sein Testament aufsetzte. Im Mai reiste er sodann, seinem Herzenswunsche, in seinem Pareanum zu sterben, folgend, nach Heidelberg, da sich eben das Kriegsglück den protestan-

tischen Waffen günstig gezeigt. Kurze Zeit darauf starb er daselbst. Seine Werke hat sein oben erwähnter Sohn zu Frankfurt und Genf 1647—1650 in vier Bänden veröffentlicht. Im 1. Bande gibt dieser eine ausführliche Lebensbeschreibung nebst einem Verzeichnisse der Schriften seines Vaters, welche bei Verwüstung der Pfalz verloren gegangen.

Ersch und Gruber III. Sect. 12. Th. — Herzog's Realencyclopädie. — Bayle. — Niceron, Mémoires. — Vor allen aber die vita des P. in s. opp. Cuno.

Pareus: Johann Philipp P. (Wängler), Philologe, Theologe und Schulmann, 1576—1648, wurde in Hemsbach in der Diöcese Worms, wo sein Vater, der bekannte Theologe David P. (s. o.), Pfarrer war, am 24. Mai 1576 geboren. Die erste Bildung erhielt er auf dem damaligen pfälzischen Gymnasium in Neuhaus und studirte dann, um seines Vaters willen von seinem Kurfürsten reichlich unterstützt, in Heidelberg zunächst im philosophischen Curs. 1598 ging er nach Basel, um Grynäus und Polanus zu hören, und wurde hier am 15. Februar 1599 Magister. Nach einem längeren Aufenthalte in Genf bei Theodor Beza, dann in Freiburg, Tübingen und Straßburg, kehrte er 1600 nach Heidelberg zurück; am 20. December beschenkte ihn hier der bekannte Dichter Paul Schede (Melissus) mit dem poetischen Lorbeerkranze. Kurz darauf wurde er Rector der Schule in Kreuznach, nach wenigen Jahren kam er in gleicher Stellung nach Neuhaus und 1610 nach Neustadt a. d. Haardt. Hier blieb er, um bei den schweren Kriegszeiten in der Nähe seines Vaters zu sein, trotz wiederholter lockender Berufungen an auswärtige Universitäten, namentlich nach Franeker. Die Besetzung und Verwüstung der Pfalz durch die Spanier im Jahre 1622, die ihn auch seine werthvolle Bibliothek kostete, nöthigte ihn jedoch, Neustadt zu verlassen; er fand in Hanau im folgenden Jahre die ersehnte Zufluchtstätte. Hier hatte die Landgräfin Katharina Belgica als Vormünderin ihres unmündigen Sohnes Philipp Moriz die vorhandene lateinische Schule zu einem Gymnasium illustre, der „hohen Landesschule“, auszubilden begonnen und berief nun P. als Professor der Theologie, der hebräischen Sprache und Philosophie; zugleich ernannte sie ihn zum Rector der Anstalt. P. nahm die Berufung mit Freuden an und blieb auch Hanau treu, als ihm von den verschiedensten Seiten glänzende Anerbietungen gemacht wurden, so von Herborn, Lausanne, Harderwyk und Deventer aus. Am 20. April 1647 ertheilte ihm die Baseler Universität den theologischen Doctorgrad; er starb 1648, nachdem er einige Jahre vorher in den Ruhestand getreten war. — Seine zahlreichen Schriften sind vornehmlich philologische; besonders verdienstlich und von dauerndem Werthe sind seine Arbeiten zu Plautus. Auf die „Electa Plautina“ (zuerst 1597) folgte 1610 die erste vollständige Ausgabe der Plautinischen Komödien (1619 die zweite mit neuer Vergleichung der sämmtlichen pfälzischen Handschriften) und 1614 das „Lexicon Plautinum“; die Kritik und Erklärung des Dichters datirt eigentlich erst von diesen Arbeiten, deren Werth und Zuverlässigkeit freilich s. Z. Janus Gruter in leidenschaftlichen Angriffen bestritten, neuerdings aber Fr. Ritschl gebührend anerkannt hat. Weniger bedeutend sind die Arbeiten zu Symmachus: die Ausgabe der „Epistolae“, das „Lexicon Symmachianum“ und die „Calligraphia Symmachiana“, sämmtlich 1617. Außerdem gab er den Terentius 1610, den Sallustius 1617 u. A. heraus. Seine letzte große Arbeit war das „Lexicon criticum s. Thesaurus linguae Latinae“ 1645. Seine theologischen Schriften: „Catechesis religionis christianae“ 1615, „Theatrum philosophiae christianae“ 1623, u. A. sind meist vergessen.

F. A. Eckstein in Ersch und Gruber's Encyklopädie III, 12, S. 31 ff. — Piderit, Geschichte des Gymnasiums in Hanau 1865, S. 48 u. S. 61 ff., wo sich auch ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften befindet.

R. Hoche.

Parhamer: Ignaz P. wurde am 15. Juni 1715 zu Schwanenstadt in Oberösterreich als Sohn wohlhabender, wegen ihrer Rechtschaffenheit und ihres regen Wohlthätigkeitssinnes geachteter und beliebter Bürgersleute geboren. Sehnlichst wünschten sie, daß ihr Sohn sich zum Priester heranbilde. Er genoß die erste Schulbildung in seinem Geburtsorte und absolvirte das Gymnasial- und philosophische Studium in Linz, wohin seine Eltern mittlerweile übersiedelt waren. Seine eigene Neigung bezüglich der Wahl seines zukünftigen Berufes stimmte mit dem Lieblingswunsche seiner Eltern überein. Die von ihm angesuchte Aufnahme in den Jesuitenorden wurde jedoch mit dem Hinweise auf seine schwächliche Gesundheit vorläufig abgelehnt. Er ging zunächst nach Wien, begann hier Theologie zu studiren und fand endlich am 17. October 1734 Aufnahme in das Jesuiten-Collegium zu Trencsin in Ober-Ungarn. Gleich nach zurückgelegten Probejahren im Lehrfache verwendet, lehrte er durch zwei Jahre die Humaniora in Belgrad, ein Jahr lang Poesie und Rhetorik in Erlau und wieder ein Jahr lang die gleichen Fächer in Neusohl. Zu Tyrnau, wo er die theologischen Studien beendete und drei Jahre als Katechet der deutschen Jugend wirkte, wurde er 1744 zum Priester geweiht. In demselben Jahre veröffentlichte er das Buch „das folgsame Kind", dessen zweite Auflage, in Verse gebracht, 1748 erschien. Im J. 1745 hörte P. in Graz das kanonische Recht und war dort als Katechet in der Kirche des Jesuiten-Collegiums thätig. Nach Vollendung des dritten Probejahres zu Judenburg in Ober-Steiermark kam er 1746 nach Wien. Er lehrte hier Dialektik und wurde von der Wiener Universität zum Doctor der Philosophie und Magister der freien Künste promovirt. Seit dem Jahre besorgte er auch den Religionsunterricht in der akademischen Kirche und in der Kirche am Hof zu Wien. Die Kaiserin Maria Theresia übertrug ihm 1748 die Aufsicht über die Trivialschulen. Parhamer's im J. 1750 erschienener „Katechismus für drei Schulen und mit gewöhnlichen Schulgesängen" errang große Erfolge und eine weit über die Grenzen der Wiener Erzdiöcese hinaus reichende Verbreitung. Er wurde wiederholt aufgelegt und in die ungarische, serbische und böhmische Sprache übersetzt. An dieses für jene Zeit sehr verdienstliche Schulbuch schloß sich Parhamer's im J. 1752 veröffentlichter „Historischer Katechismus mit historischen Fragen, Glaubens- und Sittenlehren". Auch Parhamer's Obere bewiesen, daß sie seine Tüchtigkeit würdigten, indem sie ihm ein weiteres Gebiet der Wirksamkeit eröffneten. Er wurde katechetischer Missionär der Wiener Erzdiöcese und bald darauf Superior der katechetischen Missionen in den Diöcesen Wien, Salzburg, Seckau, Görz, Raab und Gran. Er durchpilgerte im Auftrage der Kaiserin diese Gegenden und organisirte in den Hauptstädten der betreffenden Länder „Christenlehr-Bruderschaften", wie sie Papst Paul V. schon 1571 bestätigt und allen Bischöfen empfohlen hatte. Die Kaiserin Maria Theresia, ihr Gemahl und ihre Kinder schrieben sich in das Verzeichniß dieser Bruderschaft ein und unterstützten dadurch wesentlich die Bemühungen Parhamer's. Noch jetzt singt das katholische Volk Oesterreich's bei der Spendung des Segens das von P. eingeführte Lied: „Heilig, heilig, heilig". Der Ruf der ihm eigenen Beredtsamkeit, seine ebenso würdevollen als volksthümlichen Vorträge lockten Alt und Jung von Nah und Fern herbei. Die Kirchen vermochten zumeist die Zuhörerschaft nicht zu fassen. Der Gemahl Maria Theresia's, Kaiser Franz I., wählte ihn im J. 1758 nach dem Tode des Paters Bittermann zu seinem Beichtvater. Es wird auch dem Einflusse des Kaisers zugeschrieben, daß Maria Theresia im J. 1759 P. die Leitung des Wiener Waisenhauses am Rennwege übertrug, dessen Räume sie in der Folge auf Parhamer's Antrag durch Ankauf angrenzender Gebäude erheblich vergrößerte. Das Waisenhaus nahm unter seiner Leitung einen ungewohnten Aufschwung. Ueber seinen Lehr- und Erziehungsplan finden wir detaillirte Angaben

in dem Buche von G. Rieder, die zum großen Theile auf Parhamer's Jahresberichten beruhen. Die Knaben waren in acht, die Mädchen in vier Schulclassen vertheilt. Die Kinder wurden im Lesen, Schreiben und Rechnen, in der Rechtschreibung, der Geographie, dem Zeichnen und der Musik, die Knaben im „Exerzieren und der Kriegskunst", die Mädchen in Handarbeiten unterrichtet. Außerdem hatten sie ein Handwerk, insbesondere die Knaben das von Schneidern, Schuhmachern oder Schreinern zu erlernen, die Mädchen aber mußten die Wäsche zurichten und in Stand halten. Die Knaben waren in eine Abtheilung Kanoniere und drei Compagnien Grenadiere und Füseliere vertheilt, deren jede uniformirt und vollständig ausgerüstet war. Sie vollführten unter Leitung eines kaiserlichen Officiers als Exerciermeisters alle militärischen Uebungen mit Gewehren und Feldstücken. Diese Exercitien und Kirchenparaden, die nicht selten P. „der Kindergeneral" selbst commandirte, übten große Anziehungskraft auf Wiener und Fremde; sie wurden allmählich eine Sehenswürdigkeit Wiens. Der ganze Lehr- und Erziehungsplan Parhamer's fand bei Zeitgenossen und späteren Fachschriftstellern verschiedene Beurtheilung. Es zeigt von richtiger Erkenntniß, wenn P. selbst sagt, die Anstalt habe die Aufgabe, taugliche Beamte und Lehrmeister, gut gesittete Bürger, emsige Arbeiter, vortreffliche Künstler, getreue Dienstboten heran zu bilden. Friedrich Nicolai hebt die allenthalben „sehr mechanische Ordnung in diesem auf alle Weise sehr merkwürdigen Waisenhause" hervor. Er meinte den Kindern anzusehen, daß ihre jugendliche Lebhaftigkeit unter der Last einer militärischen Subordination unterdrückt sei. „Kein Charakter war zu unterscheiden, sondern einer sah aus wie der Andere, Alle steif und wie in einem Rahmen eingespannt". P. selbst sah in den Exercier-Uebungen seiner kleinen Armee kein bloßes Kinderspiel. Er hatte einen pädagogischen Zweck dabei im Auge. Die Kinder sollten Ernst und Höflichkeit im Verkehr, Gehorsam gegen Obere lernen, eine gute Körperhaltung annehmen, besondere Fertigkeit und Geschicklichkeit bekommen, sich an Reinlichkeit gewöhnen, ihr Ehrgefühl sollte geweckt werden. Der Aufschwung des Wiener Waisenhauses unter Parhamer's Leitung zeigte sich auch in der Zahl der dort untergebrachten Kinder, sie stieg von 300 auf nahezu 800, die Stiftungen von 49446 Gulden auf 408.200 Gulden. Auch Kinder aus bemittelten Familien wurden als Kostkinder im Parhamer'schen Waisenhause untergebracht. Nach dem Tode des Kaisers Franz I. wurde P. für einige Jahre Beichtvater der Erzherzogin Elisabeth. Die Kaiserin Maria Theresia und die Erzherzoginnen besuchten wiederholt das Waisenhaus, wohnten dem von P. geleiteten Gottesdienste und den Andachtsübungen bei. Die Erzherzoge Karl Leopold, Ferdinand und Maximilian erhielten in Parhamer's Institute ihren ersten militärischen Unterricht. Die Erzherzoginnen zeichneten ihn durch Erinnerungen und Briefe aus. Auf Parhamer's Kosten ging der Lehrer Anton Felkel bei St. Stefan 1768 in die berühmte Schule nach Sagan, um dort eine bessere Unterrichtsmethode zu lernen, die dann auch im Wiener Waisenhause eingeführt wurde. In der 1774 erschienenen Schrift von der „Beschaffenheit des Waisenhauses Unserer Lieben Frauen am Rennweg" stellte P. die ganze Einrichtung dieser großartigen Humanitäts-Anstalt dar und vertheidigte sie gegen manche laut gewordene Angriffe. P. blieb auch nach Aufhebung des Jesuiten-Ordens unbeirrt Director des Waisenhauses. Maria Theresia anerkannte im J. 1777 sein verdienstliches Wirken durch Verleihung der Titular-Propstei Dròzò in der Erlauer Diöcese und erschien mit den Erzherzoginnen zu seiner Benediction und Infulirung am 27. September. Im Todesjahre der Kaiserin 1780 veröffentlichte P. sein Buch „Schulregel für die Eltern, Kinder und Lehrer". Er wurde im J. 1781 zum Rector Magnificus der Universität Wien gewählt. Papst Pius VI. besuchte das Waisenhaus am 11. April 1782. P. ließ zur Erinnerung einen Denkstein

setzen. Bei der Reform der Humanitäts-Anstalten unter Kaiser Josef II. wurde der Propst P. „Oberdirector der sämmtlichen Waisenhäuser in den k. k. Erbstaaten" im folgenden Jahre auch Director des k. k. Findelhauses und später Director der Stiftungs-Commission. Als P. vom Kaiser Josef II. anstatt der Propstei Drózó und der bisher bezogenen Pension als ehemaliger kaiserlicher Beichtvater die Abtei Lekér in der Diöcese Waitzen erhielt, verwendete er die Einkünfte mehrerer Jahre darauf, die Abtei zu verbessern, Schloß, Kirche und Schule zu restauriren. Als am 20. April 1783 die neue Pfarreintheilung von Wien ins Leben trat, wurde P. auf Wunsch Kaiser Josefs II. Pfarrer an der neuerrichteten Wiener Pfarre im Waisenhause zu Mariä Geburt am Rennweg. Am 2. Juni 1785 errichtete P. in seiner Vaterstadt Schwanenstadt eine Waisenstiftung. Am 14. October desselben Jahres wurde das Parhamer'sche Institut am Rennweg aufgelassen; die Kinder in das neue Waisenhaus in der Währingerstraße versetzt. P. blieb als Pfarrer am Rennwege zurück. Das Scheiden aus dem ihm lieb gewordenen Wirkungskreise inmitten der Waisenkinder scheint dem Greise sehr nahe gegangen zu sein. Er kränkelte von diesem Augenblicke an und starb am 1. April 1786.

Quellen: v. Helfert, die österreichische Volksschule. Geschichte, System, Statistik. 1. Band (Prag 1860). — v. Arneth, Geschichte Maria Theresia's. 4. Band (Wien 1870). — v. Wurzbach, biographisches Lexicon. 21. Theil (Wien 1870). — G. Rieder, Ignaz Parhamer's und Franz Anton Marxer's Leben und Wirken (Wien 1872). — Topographie von Niederösterreich. Herausgegeben vom Vereine für Landeskunde von Niederösterreich. 1. Band. (Wien 1877.)

A. Felgel.

Parish: John P., Kaufmann. Zu denjenigen Notabilitäten Hamburgs, deren Bedeutung nicht nur in ihrem wohlerworbenen Reichthum, sondern in ihrer selbsterworbenen geistigen und moralischen Capacität liegt, gehört auch der Obengenannte, welcher, obgleich kein Hamburger, auch kein Deutscher von Geburt, doch länger als 50 Jahre als ein guter Bürger Hamburgs sich bewiesen hat. Geboren im März 1742 zu Leith in Schottland, anscheinend keiner hervorragenden Familie entsprossen, kam er kaum 15jährig im J. 1756 nach Hamburg, vermuthlich in das Haus und Geschäft eines hier etablirten Landsmanns, vielleicht eines der Mitglieder der privilegirten Englischen Factorei (der sog. Court). Als er später sein eigenes Handelsgeschäft gründete, trat er dieser Genossenschaft nicht bei, sondern zog es vor, dem Gemeinwesen als Bürger anzugehören. Mit guten Naturgaben ausgestattet, deren Cultivirung — auch ohne die Beihülfe höherer Bildungsanstalten (in einer von ihm verfaßten Staatsschrift erklärte er später, etwaige Formfehler entschuldigend, daß er niemals eine andere Bildungsanstalt als die Comptoirschule besucht habe) — ihn bald zu einem klugen, kenntnißreichen Weltbürger förderte, gelang es ihm, sein Haus zu einer respectabeln Größe zu erheben, und seiner Firma eine anerkannte Reputation besten Klanges zu verschaffen. Nachdem sein Haus nun auch die allgemeine Geschäftskrisis von 1799 unerschüttert überstanden hatte, zählte es ohne Frage zu den solidesten des Hamburger Großhandels. Die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika hatte bereits 1793 dem ehrenwerthen P. ihr Consulat in Hamburg (beiläufig: das erste seiner Art in Deutschland) anvertraut, von welchem Posten er jedoch 1796 freiwillig zurücktrat. — Im J. 1801 befand sich Hamburg in großer Bedrängniß, indem die plötzliche Besetzung der Stadt durch dänische Truppen, die Bedrohung des freien Elbverkehrs durch fremde Kriegsschiffe, sowie die nur zu begründeten Gerüchte über eine demnächstige Mediatisirung und Annectirung der Republik Hamburg durch eine der mehreren beutelustigen Monarchieen, den Welthandel der Stadt völlig brach legten. Dem Senat erschien es deshalb angezeigt, durch eine geheime Mission,

und zwar keines Diplomaten, sondern eines sachkundigen gewandten Kaufmanns, das Londoner Cabinet davon zu überzeugen, wie sehr Englands commercielles Interesse dabei betheiligt sei, daß Hamburg schleunig von der dänischen Occupation erlöst werde, und ein freies, selbständiges Gemeinwesen mit anerkannter Neutralität, auch ferner bleibe, wofür Englands Vermittelung bei bevorstehenden Friedenstractaten anzurufen. Diese Mission übertrug der Senat dem zufällig in London anwesenden John P., welcher die schwierige Aufgabe als seine Bürgerpflicht willfährig übernahm und sie mit Geschick in taktvollster Weise erfolgreich zu lösen verstand. In einem amtlichen Schreiben drückte der Senat nach Parish's Heimkehr demselben seine wie der ganzen Stadt Dankbarkeit in anerkennenden Worten aus. — Im J. 1806 feierte P. in seiner Villa zu Nienstedten an der Elbe ein seinem 50jährigen reichgesegneten Aufenthalt in Hamburg gewidmetes Fest. Jedem der zahlreichen Theilnehmer überreichte er eine deshalb geprägte Denkmünze, welche in Gaedechens' Werk über die Hamburger Münzen und Medaillen (I, 194) abgebildet und beschrieben ist. Als entschiedener Feind der französischen Weltherrschaft, war er ein warmer Freund und Verehrer Blücher's, welcher 1806 als Kriegsgefangener in Hamburg lebte und Parish's Gastfreundschaft genoß. Nach dem Frieden 1814 ließ P. eine sowohl Hamburgs Befreiung andeutende, als Blücher's Feldherrnruhm verherrlichende Medaille anfertigen, welche in genanntem Münzwerk (I, 195) beschrieben ist. In demselben Jahre gedachte Hamburgs Senat nochmals Parish's handelspolitische Kenntnisse und Erfahrungen zu benutzen, indem er ihn zum Beigeordneten einer nach London bestimmten Mission ernannte. Doch scheint P. diese Ehre abgelehnt zu haben, da sein ältester Sohn, John P. jun. des Vaters Stelle in dieser Gesandtschaft vertrat. — Später lebte er vorzugsweise in England, nachdem er sein Hamburger Domicil aufgegeben und seine Firma, sein Stadt- und Landhaus seinen Söhnen übertragen hatte. Unter diesen wie später unter seinen Enkeln erhielt das von ihm gegründete Handelshaus noch lange Zeit seinen alten Glanz und wurde erst 1842 aufgelöst. — P. starb zu Bath in England im December 1829. — Sein Name lebt in Hamburg noch jetzt fort in seines Enkels Charles Wittwe, Frau Auguste P. geb. Godeffroy, der Vorsteherin des (Sieveking'schen) weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege, sowie in einer, armen Schulkindern gewidmeten milden Stiftung seiner 1866 gestorbenen Enkelin, Frl. Harriet Parish.

(Zum Theil nach archivalischen Quellen.) Beneke.

Parix: Johann P. nennt sich ein deutscher Buchdrucker des 15. Jahrhunderts in Toulouse. Zwar wird als sein Name oft auch Paris angegeben und als der Ort seiner Druckerthätigkeit wird — und wurde namentlich in früherer Zeit — auch Tolosa in Spanien bezeichnet. Das erste ist vollständig unbegründet, denn unser Meister schreibt sich immer nur Parix. Die andere Angabe hat einen Stützpunkt in dem Umstand, daß in den Schlußschriften seiner Drucke regelmäßig die (lateinische bezw. spanische) Namensform Tholosa oder Tolosa steht, sowie auch darin, daß unter diesen Drucken, die sonst alle lateinische Texte enthalten, auch drei spanische sich finden. Allein für die kleine spanische Provincialstadt ist dies so wenig beweisend, als es die analogen Erscheinungen bei Parix' Berufsgenossen in Toulouse, Heinrich Mayer (s. A. D. B. XXI, 95) sind. Daß vielmehr auch P. so gut wie dieser in Toulouse druckte, geht mit Sicherheit aus der näheren Wohnungsangabe „juxta pontem veterem“, die sich in einem seiner Drucke findet, hervor. Denn wie Desbarreaux-Bernard in der Schrift „L'imprimerie à Toulouse aux XV^e^, XVI^e^ et XVII^e^ siècles, 2. éd. 1868, p. 27 und 59 mitheilt, hat es in Toulouse mehrere Ponts vieux gegeben und existirt dort heute noch eine Rue du Pont Vieux, während von Tolosa Aehnliches sich nicht nachweisen läßt. Auch auf den andern Umstand möchten

wir aufmerksam machen, daß in einem von Parix' Drucken (der „Legenda aurea" des Jacobus de Voragine, s. a.) ein „professor fidei" Jacobi als Corrector vorkommt. In Tolosa hat es nie einen „professor fidei" gegeben, wohl aber in Toulouse, wo an der Universität eine theologische Facultät bestand. Daß an diese Stadt auch bei dem „Tholosa" der Parix'schen Drucke zu denken ist, steht somit außer Frage. Wie lange aber P. in Toulouse als Buchdrucker thätig gewesen, ist weniger sicher. Sein Name kommt überhaupt nur auf Drucken der Jahre 1479, 1480 (vielleicht auch 1481) und — in Verbindung mit dem sonst unbekannten Drucker Stephan Cleblat — 1489 vor. (Falsch ist die Namensform Clebat für den Genossen des P. und unrichtig ist es auch, wenn oben Band XXI, S. 95 gesagt ist, der Letztere, P., habe bis 1486 gedruckt.) Aber wie jedenfalls in der Zwischenzeit zwischen den genannten Jahren, so ist er möglicher Weise auch vor und nach denselben thätig gewesen. Insbesondere ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß die fünf ohne Bezeichnung des Druckers erschienenen Toulouser Drucke, welche Desbarreaux-Bernard a. a. O. S. 35 ff. aus den Jahren 1476—1479 unter dem Titel: „Les ouvriers de Schoiffer (?)" aufführt, aus des P. Presse hervorgegangen sind, wenn sie gleich andere, ältere Typen aufweisen. P. wäre in diesem Fall der Prototypograph von Toulouse. Hievon abgesehen beträgt die Zahl der Drucke, welche sei es nach der Schlußschrift sei es nach den Typen diesem Meister zugehören, nach der Aufzählung bei Desbarreaux-Bernard (bezw. bei Mendez, s. weiter unten) zehn. (In einem derselben nennt sich P. Johannes Theutonicus, welche Bezeichnung also keineswegs, wie vielfach geschieht, auf einen andern, sonst unbekannten Meister zu beziehen ist.) Hervorgehoben mag unter diesen Drucken des Angelus de Gambiglionibus de Aretio Lectura super titulo de actionibus institutionum 1480 werden, welche Desbarreaux-Bernard a. a. O. S. 54 eines der schönsten Druckdenkmale Frankreichs aus den Anfängen der Buchdruckerkunst nennt. Die genannte Zahl bezeichnet übrigens nicht sämmtliche Erzeugnisse von Parix' Presse. Aus ihr ist gewiß noch mancher der undatirten Toulouser Drucke (s. Desbarreaux-Bernard a. a. O. S. 64 ff.) hervorgegangen; von mit des Meisters Namen gezeichneten aber sind dem erwähnten Bibliographen jedenfalls zwei entgangen, des Vincente Arias de Balboa „Comentarios sobre el Ordenamiento de Alcala", Jahr unbekannt, (s. Fr. Mendez, Tipografia española 2. ed. corr. etc. por D. Hidalgo", 1861, p. 292) und des Petrus de Osoma „Commentaria in Sinbolum [sic] quicunque vult," s. a. (s. A. Claudin „Origines de l'imprimerie à Albi", 1880, p. 64 sq. Not. 3), Drucke, welche auch dadurch bemerkenswerth sind, daß in ihnen (jedenfalls im zweitgenannten) neben dem Namen des Druckers auch der Ort seiner Herkunft angegeben ist, nämlich Heidelberg. Auf diese letztere Notiz beschränkt sich zugleich alles, was wir über die persönlichen Verhältnisse des Mannes wissen. Wir können höchstens noch aus dem Nichtvorkommen seines Namens in der Heidelberger und mancher anderen Universitätsmatrikel mit einiger Wahrscheinlichkeit den Schluß ziehen, daß er nicht zu den gelehrten Buchdruckern zählte und daß das Magister, welches er vor seinen Namen setzte, nur den Meister, nicht den Magister artium bezeichnet. Möglich, daß er aus einer der Mainzer Druckerwerkstätten hervorgegangen ist, wiewol es hiefür nach dem, was wir nun über seine Heimat wissen, keine Bedeutung mehr hat, daß der Name Paris (= Parix?), wie v. d. Linde „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst", 1886, III S. 717 mittheilt, in Mainz vorkommt. Zum Schluß müssen wir noch das Signet erwähnen, das in des P. Drucken aus der Zeit seiner Verbindung mit Stephan Cleblat sich findet (vorher scheint er keines gehabt zu haben). Es ist auf schwarzem Grund ein weißes Kreuz mit zwei Querbalken und einem Stern unter denselben. An den Fuß des Kreuzes lehnen sich die Monogramme der Drucker an; aber während links ganz deutlich

S und C zu lesen ist, steht rechts ein eigenthümlich geformtes J und ein ganz unverkennbares R, nicht ein P; höchstens könnte man sagen, daß in dem R auch das P steckt. Und merkwürdig, dasselbe Monogramm (J R), wieder mit dem eigenthümlichen J und wieder an ein weißes, wenn auch etwas anders geformtes und anders gestelltes Kreuz mit zwei Balken angelehnt findet sich in den Drucken des Joh. Rosenbach (s. Mendez a. a. O. S. 60), der von 1494 ab in Barcelona und andern Orten Spaniens als Buchdrucker thätig war. Nehmen wir dazu, daß auch Rosenbach Heidelberg als seine Heimat bezeichnet, so liegt in der That der Gedanke nahe, daß zwischen P. und ihm irgend eine Beziehung bestehen müsse. Durch Vergleichung von Rosenbachs Drucken ließe sich dies vielleicht des Näheren feststellen. Da uns solche aber nicht zu Gebote stehen, so möge es genügen, hier zum ersten Male auf die auffallende Erscheinung hingewiesen zu haben.

Vergl. die oben genannten Schriften von Desbarreaux-Bernard und Mendez, in welchen man auch Reproductionen aus Parix' Drucken und zwar bei Desbarreaux-Bernard Taf. 15 Fig. 2 und bei Mendez S. 379 das besprochene Druckerwappen, bei Ersterem Taf. 1 ff. auch Wasserzeichen und Taf. 7 und 8 Typenproben findet. Steiff.

Parizek: Alexander P. (nach Wurzbach ist der Name in den czechischen Schriften Pařizek gedruckt, was Parzizek zu sprechen ist), katholischer Geistlicher, geb. zu Prag am 10. November 1748, † daselbst am 15. April 1822. Er studirte die Humaniora in Jesuitenschulen, trat mit 17 Jahren zu Leitmeritz in den Dominicanerorden und studirte dann Theologie zu Brünn und Prag. Nachdem er einige Zeit Katechet in Prag gewesen, wurde er 1783 Director der Hauptschule in Klattau. Als das dortige Dominicanerkloster aufgehoben wurde, wurde er Weltgeistlicher. Auf die Empfehlung des Bischofs Kindermann (s. A. D. B. XV, 758) wurde er 1791 zum Director der Prager Musterschule ernannt. 1798 wurde er Ehrendomherr in Leitmeritz, 1802 zu Prag Dr. theol. honoris causa, 1811 Decan der Prager theologischen Facultät, 1816 infulirter Prälat. Er hat mehrere pädagogische und erbauliche Schriften in deutscher und czechischer Sprache veröffentlicht. Seine „Erklärung der sonn- und festtäglichen Evangelien für Schulen" hat fünf, die „Erklärung der Episteln" zwei Auflagen erlebt. Auch seine Gebetbücher, „Gebetbuch für Frauenzimmer" und „Weg zur Seligkeit" waren früher in katholischen Kreisen sehr verbreitet. P. hat auch einige Messen und andere Sachen für Kirchenmusik componirt und viele Zeichnungen und einige Gemälde hinterlassen.

Waitzenegger, Gel.-Lexikon, 2, 84. — Wurzbach, Lexikon 21, 314.

Reusch.

Parkentin: Johann v. P., auch Berkentin geschrieben, aus der bekannten holsteinisch-lauenburgischen Ritterfamilie, war als Johannes V. der 26. Bischof von Ratzeburg und Nachfolger seines am 21. Januar 1479 verstorbenen Vorgängers Johannes IV. Stalkoper aus Wismar, der, obwohl im Geruche in Besitz der Goldmacherkunst zu sein, sein Bisthum stark heruntergebracht hatte. P. gelang es durch ein meist gutes Verhältniß zu den Herzogen von Mecklenburg und Sachsen-Lauenburg sein kleines viel angestrittenes Stift (das heutige mecklenburg-strelitzische Fürstenthum Ratzeburg mit ca. 20 000 Einwohnern) bedeutend zu heben, auch in seinem großen, noch in Mecklenburg zwischen Wismar, Eldena (an der Elde bei Dömitz) und der Elbe belegenen Sprengel wieder seine Rechte zur Ausübung zu bringen, obwohl ein Priester zu Grabow es wagen konnte, von einem bischöflichen Edicte, Malvasier bei der Celebrirung der Messe zu gebrauchen, an den mecklenburgischen Herzog zu appelliren! Er wurde in Betheiligung gezogen bei dem bekannten Sternberger Hostienproceß, der 1492 zur Verbrennung von 27 Juden in Sternberg und

des Priesters Peter Däne (s. A. D. B. IV, 726) 1493 in Rostock führte, und in die Streitigkeiten der Rostocker Domfehde 1486—91. Als kriegführendes Mitglied nahm er theil an der verwüstenden Lübeck-Mecklenburger Fehde von 1505—1507 wegen der Fischerei auf der Stepenitz. Das Wichtigste seiner Bischofszeit ist die Umänderung, transmutatio, des Ratzeburger Domcapitels, welche durch eine Bulle Papst Julius II. vom 22. Mai 1504 erfolgte. Seit der Gründung des Stiftes 1158 (oder 1154) hatte das Capitel durch Bischof Evermod dem Prämonstratenserorden angehört und war bis dahin in der mönchischen Organisation und bei der weißen Prämonstratensertracht geblieben. Erst seit dem Bischofe Stalkoper war ein Beziehen getrennter Curien und das Tragen eines blauen Ueberrockes (almutium) eingetreten; 1504 wurde dann die Verwandlung in ein weltliches Chorherrnstift durchgeführt. P. war angeblich ein Sohn des Detlev v. P. auf Lütgenhof, er ist seit 1460 nachweisbar als Canonicus, zum Bischof wurde er gewählt am 31. Januar 1479, starb am 15. Juni 1511 und wurde im Dom begraben. Als sein Nachfolger wurde am 28. Juni schon Heinrich (III.) Bergmeier (Bergmeyger, Berk-, Barkmeyer), † am 2. October 1524, gewählt; niederer Abkunft aus Hamburg, im Schreibdienste des Herzogs Johann von Lauenburg in die Höhe gekommen.

Ausführliche Darstellung mit Quellennachw.: G. M. C. Masch, Gesch. des Bist. Ratzeburg. S. 371—408. — Potthast, Bibl. Supplem. S. 431.

Krause.

Parleberg: Johann P., Geistlicher und Universitätslehrer für römisches und canonisches Recht, aus einer alten Stralsunder Patricierfamilie, von welcher mehrere Mitglieder in Prag (1377—86) studirten und akademische Grade erwarben, war der Sohn des Stralsunder Rathsherrn Arnold P. (1453—76), aus dessen erster Ehe mit Mynteke Liskow, übersiedelte aber in der Mitte des XV. Jahrhunderts mit mehreren Geschwistern nach Greifswald, wo sich seine Schwester Margarete P. mit Mathias Glewing, aus einer alten durch Stiftungen namhaften Familie, vermählte und sein Bruder Hermann P. von 1476—89 die Rathsherrnwürde bekleidete. Er selbst hatte zur Zeit der Gründung der Greifswalder Universität und des mit dieser verbundenen Domstiftes, seine Studien schon beendet und die drei Grade in der Artistenfacultät bereits erworben, demzufolge er, bei der Einweihung beider Körperschaften, am 19. October 1456, als Magister immatriculirt wurde, und am 12. Juni 1457 die Würde als Domherr bei der Nicolaikirche empfing. Anfangs Mitglied der Artistenfacultät wirkte er in dieser (1456—57) als Examinator und Decan, widmete sich aber zu gleicher Zeit auch juristischen Studien, und hörte die Vorlesungen von Dietrich Zukow und Georg Walter über römisches und canonisches Recht. Nachdem er dann in beiden Rechten die unteren Grade erworben hatte, erhielt er (1461) eine ordentliche Professur für römisches Recht, und schenkte bei seinem Abgange aus der Artistenfacultät an deren Bibliothek mehrere Texte und Commentare zum Aristoteles. In der Folge (1468) zum Doctor legum promovirt, empfing er die obere Leitung der Juristenfacultät und verwaltete (1466—82) wiederholt das Rectorat. In dieser Zeit war sein Ruf als Rechtsgelehrter schon so anerkannt, daß die pommerschen Herzoge Erich II. und Wartislaw X. ihn, mit mehreren ritterschaftlichen und städtischen Abgeordneten, im October 1469 nach Petrikau zum Könige Kasimir IV. von Polen sandten, damit er gegen die Ansprüche der Markgrafen von Brandenburg auf das erledigte Herzogthum Stettin, hinsichtlich welcher ein schiedsrichterlicher Spruch vom polnischen Herrscher erbeten wurde, die Rechte der Wolgaster Linie vermöge seiner juristischen Kenntnisse vertheidige. Als dann, infolge der von seinen Amtsgenossen Mathias v. Wedel (1465), sowie von Georg Walter und Jaroslaw Barnekow (1471) vor Friedrich III. zu Regensburg geführten ähnlichen Verhandlungen, der Kaiser

die streitenden Parteien zu einem Vergleiche nach Röreke bei Schwedt berief, ließen sich die Wolgaster Herzöge, neben Georg Walter und Hermann Schlupwachter (1472) auch durch Johann P. vertreten, und ermächtigten ihn auch zur Vollziehung des am 30. Mai 1472 zwischen Pommern und der Mark geschlossenen Friedens zu Prenzlau. Nach Walters Tode (1475) erhielt er die erste Stelle eines Ordinarius der Juristenfacultät, als welcher er über das Gratianische Decret und die fünf ersten Bücher der Decretalen zu lesen, sowie die Annalen der Universität zu führen hatte, und kurz zuvor (1474), nach Heinrich Bukow's sen. Tode, auch die Würde des Präpositus an der Nicolai-Domkirche. Mit dieser Wirksamkeit vereinigte er noch ein Canonicat in Stettin, die Aemter eines Vicekanzlers und Subconservators der Universität, sowie eines fürstlichen Rathes und Syndicus beim Camminer Domcapitel. In dieser einflußreichen Stellung hatte er wiederholt Gelegenheit, eine schiedsrichterliche Thätigkeit auszuüben, sowie die pommersche Geistlichkeit in ihren Rechten zu schützen, u. a. vermittelte er in dem Processe zwischen dem Rector Prof. Joh. Petri und dem Rathe, sowie in den Streitigkeiten zwischen dem Bürgermeister Nik. Schmiterlow I. und der Bürgerschaft, und zwischen den Parteien innerhalb des akademischen Concils (1481—83); andererseits protestirte er (1481—82), in Gemeinschaft mit dem übrigen pommerschen Clerus, gegen die einseitig vom Papste vollzogene Wahl des Bischofs Marino de Fregeno von Cammin, schützte letzteren jedoch gegen die an ihm in Greifswald verübten Gewaltthaten, wofür der Bischof aus Dankbarkeit die Privilegien der Nicolai-Domkirche vermehrte. Allgemein geachtet und verehrt starb P. am 9. Juli 1483, und wurde in der Nicolaikirche bestattet, in welcher sein Grabstein noch erhalten ist. Auch seine Bücher und seine theils nach G. Walter's Vorlesungen, theils selbständig gesammelten Collegienhefte, welche nach seinem Tode zuerst auf seinen Schüler Joh. Meilof (s. A. D. B. XXI, 218) und den Domprediger Everhard Grothus übergingen, befinden sich im Besitz der Bibliothek der Nicolaikirche.

Quellen: Kosegarten, Gesch. der Univ. I, 89, 93—95; II, 180—196. Balt. Studien, XVI, 2, S. 73—129; XX, 2, S. 169 ff. — Pyl, Pom. Genealogien II, 260—296; Gesch. der Greifswalder Kirchen, 412, 813—817. — Dinnies, stem. Sund.; Mon. Prag. I, 246, 282, 179; II, 125.

Pyl.

Parler oder die Familie der Meister von Gmünd. — Nachdem Grueber unter „Gmünd" nur das wichtigste Glied dieser Familie, Peter, näher behandelt hat, erscheint es zweckmäßig, hier unter „Parler" eine Uebersicht über die ganze Familie zu geben. Sicher ist freilich der Zuname Parler nur bei Peter selbst, bei dem er auch von seiner anfänglichen Parlierstellung herkommen könnte, und bei dessen Söhnen, sowie bei seinem Bruder Michael. Dagegen bleibt die Frage, ob der Stammvater Heinrich auch schon Parler und nicht Arler hieß, bis jetzt ebenso im Streit wie die andere, woher er stammte, solange wir keine absolut zuverlässige Entscheidung über den ursprünglichen Wortlaut der Inschrift bei der Büste des Meisters Peter im Triforium des Domes zu Prag haben. Mir wenigstens will die Frage auch durch Grueber's Angaben noch nicht völlig abgeschlossen erscheinen, und die Kunstgeschichte würde am besten thun, für künftig den Titel „Meister von Gmünd" für die ganze Familie statt des streitigen Arler oder Parler zu acceptiren.

Das erste sichere Glied der Familie ist der Meister Heinrich (I.) Arler oder Parler, der Vater von Meister Peter nach der bereits erwähnten Inschrift, bezüglich dessen Herkunft der Streit herrscht, ob in dieser Inschrift ursprünglich de polonia oder de bolonia oder de colonia zu lesen war. Für das letztere hat sich Grueber entschieden, und ich selbst habe ihm früher zugestimmt. Es ist aber

doch nicht zu verkennen, daß die nachweisbaren Cölner Beziehungen der Familie eigentlich erst in die Lebzeit seines Sohnes Peter fallen; und es spricht viel für die besonders von E. Paulus vertretene Annahme, der Meister sei von Boulogne gebürtig gewesen, weil der Gmünder Bau keinerlei Einfluß des Cölner Stils verrathe, die wahrscheinlich auf Glieder der Familie von Gmünd zurückgehenden Bauten in Reutlingen und Rottweil aber entschieden französische Art an sich haben. Meister Heinrich war thätig in schwäbisch Gmünd (früher Reichsstadt, jetzt Oberamtsstadt des Königreichs Württemberg), vielleicht schon um 1333, jedenfalls aber um 1356, und ist jetzt so gut als urkundlich erwiesen als der Meister der herrlichen Heiligkreuzkirche in Gmünd durch einen Eintrag im Anniversarium dieser Pfarrkirche in dem um 1520 angelegten Pfarrbuch von Gmünd (im Besitz von Commerzienrath Jul. Erhard dortselbst) fol. 21 b. Dort liest man: Anniversarium Magistri Hainrici architectoris ecclesie peragetur In die sancti Galli (= 16. Oct.) cum 1 tt (1 Pfund Heller) ad vigilias. Die Kirche ward im Chor 1351 begonnen, die Einweihung 1410 hat der Meister natürlich nicht mehr erlebt.

Ein Bruder von Meister Heinrich I und namengebender Oheim für dessen Sohn Peter könnte gewesen sein der Meister Peter der Steinmetz, von Reutlingen, auf dessen Tod 1359 eine Stiftung in's Kloster Bebenhausen verfiel. Ihm kann der Abschluß des Baues der Marienkirche, welche 1343 vollendet worden sein soll, und der Anfang der inschriftlich 1358 begonnenen Nikolauskapelle (jetzt katholischer Kirche) in Reutlingen zugeschrieben werden. Daß er Beziehungen zum Bau des Sommerrefectoriums in Bebenhausen (1335) gehabt hätte, wird von E. Paulus bestritten. Die Eingliederung dieses Meisters in unsere Familie ist um so wahrscheinlicher geworden, nachdem neuestens an den spätesten Theilen der Marienkirche, der Westseite, Steinmetzzeichen entdeckt worden sind, welche eine Thätigkeit von Gliedern der Gmünder Familie an diesem Bau erweisen, bis jetzt allerdings nur Gesellenzeichen.

Als der älteste Sohn des Heinrich I. erscheint mir Meister Johannes von Gmünd. Die Annahme von Paulus, der Meister Johannes, der am Bau des 1343—1348 ausgeführten Chores im Kloster Zwettl genannt wird (s. Dom. Avanzo, Zwettl und seine Restaurirungsbestrebungen, in den Berichten und Mittheilungen des Alt.-Ver. zu Wien, Bd. XXII, S. 30, 1883), sei unser Gmünder Meister, wird durch die Wahrnehmung, daß der Grundriß des Chores in Zwettl und seines Kapellenkranzes sich mit dem des Chores der Gmünder Heiligkreuzkirche decke, sehr empfohlen. Urkundlich sicher treffen wir den Meister und seine Frau Katharina in Basel 1357—1359. Er leitet da den durch das Erdbeben von 1356 nothwendig gewordenen Wiederherstellungsbau des Münsters, insbesondere des Chores (vgl. La Roche in den Beiträgen z. Gesch. d. Basler Münsters; III. Das Münster vor und nach dem Erdbeben, Basel 1885). Am 8. Januar 1359 aber wurde Johannes von Gmünd, „ein Bürger von Friburg“, zur Leitung des 1354 angefangenen Chorbaues am Münster in Freiburg im Breisgau angestellt.

Als seine Söhne werden anzusehen sein:

a) Meister Michael von Freiburg, Werkmeister des Doms zu Straßburg 1383—1385, vermuthlich nach dem Oheim Michael (s. u.) genannt und von Freiburg geheißen, weil der Vater jetzt dort seßhaft und der Sohn dort geboren war.

b) Meister Johann von Freiburg, unter dem Namen Giovanni da Firimburg 1390 als einer der deutschen Werkmeister am Dom zu Mailand genannt und wahrscheinlich identisch mit dem daselbst erwähnten „Johann dem Deutschen“, dagegen zu unterscheiden von dem Anni (Annes, = Hans) de Fernach daselbst. Ein Sohn des Johann von Freiburg könnte sein: Meister

Pietro di Giovanni, aus Freiburg gebürtig, Oberhaupt der Hütte am Dombau zu Orvieto 1402 (s. Otte, Handb. d. kirchl. Kunstarchäol., 5. Aufl. II, 525).

Meister Peter von Gmünd, in Prag meist Peter Parler genannt, auf den von ihm oder unter seinen Augen gefertigten Inschriften magister petrus de gemunden lapicida; geboren 1333, vielleicht in Gmünd, 1356—1398 Dombaumeister in Prag, † in Prag um 1398. Ueber ihn und seine Werke hat Grueber oben Band IX, S. 275 ff. ausführlich gehandelt. Ich glaube von ihm darin abweichen zu sollen, daß ich den Meister Peter wohl als Baumeister, Bildhauer und Bildschnitzer ansehe, nicht aber auch als Maler (blos darum, weil einige seiner Statuen bemalt sind) und nicht auch als Graveur und Ciseleur. Der Schild Peters an einem der zwei sehr ähnlichen Reliquienbehälter in Monstranzenform, welche der Domschatz in Prag enthält, wird in diesem Fall richtiger als das Zeichen des Stifters, denn als das des Verfertigers gedeutet werden. So auch der neueste Forscher über Peter von Gmünd, Dr. Adalbert Horčička in seiner Studie: Die Kunstthätigkeit in Prag zur Zeit Karls IV. (im 11. und im 12. Jahresbericht f. d. deutsche Staatsgymnas. in Prag Altst. f. d. Schulj. 1882—1883 und 1883—1884, Prag 1883 und 1884).

Ihm verdanken wir auch die Ergänzung, daß Peter eine Schwester hatte, deren zwei Söhne Nicolaus und Johannes gleichzeitig mit ihm nach Prag übergesiedelt waren. Ferner, daß Peter dreimal verheirathet war; das erstemal mit einer Ludmila, an deren Stelle indessen schon 1359, wo sie genannt wird, die zweite Gattin getreten war, Druda (Gertrud), eine Tochter des in Cöln wohnhaften Steinmetzen Bartholomäus v. Hamm in Westfalen und der Gattin desselben Beatrix. Um 1380 wird die dritte Frau Agnes oder Elisabeth v. Bur genannt. Ihr Sohn Paul war das älteste mehrerer Kinder, von denen wir aber nichts weiter wissen. Die zwei ersten Frauen hatten drei Söhne und eine Tochter (letztere vielleicht allein aus erster Ehe) hinterlassen. Führen wir noch einiges über die Kinder an:

a) Niklas, Parlers Sohn (Nikolas Parler Synek), als Geistlicher an der Teynkirche in Prag und als Canonicus 1380—1398 genannt.

b) Johann oder Hanns Parler (z), Steinmetz. Er ist vielleicht der Johann von Prag, der 1375—1386 das Mittelschiff der Sandkirche in Breslau wölbte. Von 1380 an scheint er in Kuttenberg einige Zeit geweilt und an der St. Barbarakirche dort gebaut zu haben, heirathete dort vor 1383 Helena, Tochter des Gewerken Jessek, eine Wittwe. Schon vor 1388 aber ist er wieder in Prag, wo er 1398 Amtsnachfolger des Vaters war, an der Weiterführung des Langhauses am Dom arbeitete und um 1407 starb. Er hinterließ mehrere Kinder, darunter einen Johannek Parler, der noch 1418 genannt wird.

c) Wenzel Parlerz, Steinmetz, in Prag um 1383—1388 genannt. Der Meister „Wenzla", der um 1411—1419 am Regensburger Dom thätig war und die Veste Ernfels wieder aufbaute, 1419 eine Wittwe Elsbeth hinterlassen hatte, war nach Neumann (Verhandl. des hist. Ver. von Oberpfalz und Regensburg 40, 1886, S. 233 f) kein Glied der Familie von Gmünd, sondern der Stammvater der Roritzer.

d) Die Tochter erscheint 1383 als Gattin des am Dom zu Prag arbeitenden Steinmetzen Michael aus Cöln, der möglicherweise ein Sohn des dortigen Dombaumeisters Michael (1364—1387 genannt) war (s. u.).

e) Paul, Steinmetz, 1383—1388 in Prag genannt, soll 1388 den Bau der Dorotheenkirche in Breslau geleitet haben (?).

Michael von Gmünd, Steinmetz, als Michael de Gmund lapicida dictus parler und als Bruder Peters zwischen 1380 und 1383 zu Prag vorkommend.

Heinrich (II) von Gmünd, trotz allem, was im Wege zu stehen scheint, doch wahrscheinlicher ein Bruder als ein von einem andern Bruder stammender Neffe des Meisters Peter. Um 1380—1383 ist er in Prag beschäftigt. 1387 aber treffen wir ihn als magister Heinricus de gemunden lapicida in Brünn im Dienst des Markgrafen Jodok von Mähren, ohne Zweifel als Leiter am Bau der St. Jakobskirche, neben ihm als seine Gattin Drutginis, Tochter des Cölner Dombaumeisters Michael (s. o.). Auch Schloß Pernstein in Mähren wird ihm zugeschrieben. Vom 28. November 1391 bis 29. Mai 1392 wirkte er als heinrichus da gamundia oder Enrico da Gamodia am Dom zu Mailand, konnte aber ebensowenig als die anderen deutschen Meister dort seine Anschauungen gegenüber denen der italienischen Meister durchsetzen. Er soll sich dann in Bologna niedergelassen haben; in dem Lavabo der Certosa zu Pavia findet sich eine Büste, die dem Enrico da Gamodia zugeschrieben wird, ein ausgezeichnet charaktervolles Gesicht, (Gipsabguß im Besitz von Commerzienrath J. Erhard und in der Heiligkreuzkirche zu Gmünd). Der Enric Alamant (Heinrich der Deutsche), der am Ende des 14. Jahrhunderts das reizende Portal des Doms zu Palma auf den Balearen, die Puerta del Mirador, schuf und eine förmliche Kunstschule auf den Balearen gründete (s. Deutsche Kunst auf den Balearen, im christl. Kunstbl. 1867, S. 49 ff.), wird wohl ebenfalls unser Meister gewesen sein.

Das Stammzeichen der Familie der Meister von Gmünd kann beschrieben werden als ein doppelter rechter Winkelhaken, d. h. an den kürzeren Schenkel eines rechten Winkels, der nach rechts unten gekehrt ist, ist am rechten Ende gegen unten im rechten Winkel wieder ein längerer dem oberen gleicher Schenkel angeschlossen. Bei der Bildung eines Meisterschildes ist das Zeichen so behandelt, daß es (gold auf rothem Schild) oben und unten den Schildrand erreicht. In dieser Form ist es uns, als Meisterzeichen, bekannt: a) auf dem Siegel des Johannes von Gmünd an dem Freiburger Vertrag von 1359; b) gemalt am westlichen Strebepfeiler des südlichen Seitenschiffes vom Dom zu Freiburg, also wahrscheinlich demselben Meister zuzuschreiben; c) unten an der Büste des Meisters Peter von Gmünd im Triforium des Doms zu Prag (Gipsabguß im germanischen Museum zu Nürnberg, im Besitz von Commerzienrath J. Erhard und in der Heiligkreuzkirche in Gmünd); auch an der Wenzelsstatue und an einem Reliquienbehälter daselbst (s. o.); d) (nach Dr. Schulte's Nachweis) auf dem Siegel des Meisters Michael von Freiburg zu Straßburg 1385; e) (nach E. Wernicke's Nachweis) am Dom zu Augsburg unter der Apostelstatue des Philippus im Südportal des Ostchors. Auf welches Glied der Familie es hier geht, ist vorerst ganz unbestimmbar.

Ein Gesellenzeichen gleicher Form kommt z. B. am Chor des Ulmer Münsters vor.

Derselbe Meisterschild, nur dadurch variirt, daß drei kleine Hämmerlein auf dem Doppelwinkel angebracht sind, findet sich, gleichfalls gemalt, zu Freiburg neben dem unter b) beschriebenen. Man hat da wohl an einen der Söhne des Johannes von Gmünd zu denken.

Außerdem kennen wir bis jetzt drei diesem Zeichen nächst verwandte, eines am Thurm der Kapellenkirche von Rottweil als Bildhauerszeichen, mit dem eines in Reutlingen gleich zu sein scheint, ein zweites in Reutlingen, ein drittes (nach Gurlitt's Nachweis) als Meisterzeichen in einer Kapelle der St. Barbarakirche zu Kuttenberg, dieses vielleicht auf den Sohn Peters, Hans Parler, zu beziehen.

Andere von Grueber herbeigezogene Zeichen können höchstens als Zeichen von Gesellen der Gmünder Meister in Betracht kommen.

Irgendwie muß mit den Meistern von Gmünd in nächstem Zusammenhang gestanden sein der Meister Heinrich, der Steinmetz, der am Bau der Eßlinger

Frauenkirche nach 1359 erwähnt wird, und der vermuthlich mit ihm identische Meister Heinrich, der 1386 als Meister des Münsters in Ulm starb; und durch ihn dann auch sein vermuthlicher Sohn, der Meister Heinrich, der um 1386/87 dem ersten in Ulm folgte, in Eßlingen bis 1397 erwähnt wird, in Ulm aber schon 1392 durch Meister Ulrich von Ensingen (wahrscheinlich von Oberensingen bei Nürtingen, 2 Stunden von Eßlingen), möglicherweise seinen Schwiegersohn, abgelöst erscheint. Der Name Heinrich legt die Annahme eines directen verwandtschaftlichen Zusammenhangs nahe, dem steht aber entgegen der Umstand, daß diese Meister nie, wie die sicheren Glieder der Familie, den Beisatz „von Gmünd“ führen. Auch die vermuthlich auf sie sich beziehenden zwei Zeichen im Chor des Ulmer Münsters sind nur etwas entfernter dem Gmünder Stammzeichen verwandt. Wir dürfen daher die Meister von Eßlingen und Ulm wohl nur als Schüler der Meister von Gmünd ansehen.

Vergegenwärtigen wir uns, wie das im bisherigen geschilderte Wirken der Meister von Gmünd in den verschiedenen Zweigen der Familie die ganze Breite des deutschen Reiches von Prag und Brünn im Osten bis nach Straßburg und Freiburg im Westen umspannt, dann wird es uns zur höchsten Wahrscheinlichkeit werden, daß das, was über die Junker von Prag 1486 von Roritzer in Regensburg als über „alte, der Kunst wissende“ und zwischen 1484 und 1487 von Schmuttermayer in Nürnberg als über „große berumbte maistern“ gesagt wird, in Wirklichkeit auf Niemand anders zu beziehen ist, als auf unsere Meister von Gmünd, auf diese Familie, die ja eben in Prag einen Hauptsitz ihres Wirkens und den Sitz ihres bedeutendsten Mitgliedes hatte. Was aber in bereits mehr sagenhafter Weise in Straßburg besonders diesen Junkern von Prag zugeschrieben wird, das fällt in Wirklichkeit, soweit es sich um Bauthätigkeit handelt, wenn nicht etwa zum Theil schon dem Michael von Freiburg, dem Meister Ulrich von Ensingen zu, der 1399—1419 in Straßburg wirkte. Vergebens hat sich J. W. Ranck (Das Straßburger Münster und seine Baumeister, Stuttgart 1883) bemüht, die Leistungsfähigkeit dieses Ulrich möglichst in den Staub zu ziehen, um zwischen seine handwerksmäßige Thätigkeit von 1399—1402 und wieder 1414—1419 hinein die geniale Leistung des Planes zum Münsterthurm durch die Junker von Prag einschieben zu können. Der in Ulm liegende Riß des Ulmer Münsterthurms, der schon länger her auf Ulrich von Ensingen zurückgeführt wurde, der neu veröffentlichte in Bern liegende Riß über den Straßburger Thurmhelm, der gleichfalls viel eher auf Ulrich als auf seinen Sohn Matthäus zurückzuführen sein wird, die Thatsache, daß am Straßburger Thurm das Meisterzeichen Ulrich's prangt, die Thatsache, daß auch der Eßlinger Thurm um 1406—1410 unter seiner Leitung begonnen worden ist: das alles weist genügend nach, was Ulrich leisten konnte und leistete. Daß aber die Sage auch hier an die Junker von Prag dachte, das wird uns genügend erklärt durch das oben Gefundene, daß nämlich auch Ulrich von Ensingen in näherem Zusammenhang mit der Familie von Gmünd gestanden ist.

Nur kurz sei, um die Bedeutung der Familie der Meister von Gmünd recht herauszustellen, darauf noch hingedeutet, daß die Familienbeziehungen, welche in den Gliedern dieser Familie die bedeutendsten deutschen Bauhütten umfaßten, den Grund gelegt haben dürften zu der ein halbes Jahrhundert später 1459 in's Leben getretenen Brüderschaft der deutschen Steinmetzen.

Außer den bei Peter von Gmünd IX, 275 ff. genannten Quellen vgl. B. Grueber, Peter v. G., gen. Parler, in den Württ. Vierteljahrsh. f. Landesgesch. 1878. — Klemm, Die Meister von Gmünd (Arler), in seiner Schrift: Württ. Baumeister und Bildhauer, Stutt., Kohlhammer 1882 (Separatabdruck aus den Vierteljahrsheften v. 1882, I—III). — Der Bau des Domes zu Mailand

(nach einem Vortrag von Schmidt in Wien), in der Deutschen Bauzeitung 1886, Nr. 51. Baugeschichtl. Notizen und Studien von Rud. Redtenbacher, in der Deutschen Bauzeitung 1884. Nr. 82. Klemm.

Parow: Johann Ernst Daniel P. verdienter Theolog, ward am 17. Mai 1771 in Wismar als der Sohn des dortigen Organisten an der St. Georgenkirche Dr. Johann Christoph P. geboren und starb am 19. Februar 1836 zu Greifswald. Seine Vorbildung erhielt er theils auf dem städtischen Gymnasium, theils durch Privatunterricht vornehmlich des wissenschaftlich ausgezeichneten Lehrers am Waisenhause, Schönebeck. Unter besonderer Leitung des Rectors und Professors Johann Daniel Densow, welcher sich durch die Uebersetzung der Naturgeschichte des Plinius einen Namen gemacht, und des Conrectors Ludwig Otto Plagemann, der in der Folge nach Rostock als Rector der dortigen großen Stadtschule berufen wurde, erwarb er die Reife für die akademischen Studien und bezog die Universität Greifswald. Unter Röhl's Anleitung widmete er sich dem Studium der mathematischen und philosophischen Wissenschaften, hörte mit besonderem Eifer Joh. Christoph Muhrbeck's philosophische Vorlesungen, wandte sich unter Overkamp und Trägard dem Studium der classischen und morgenländischen Sprachen zu und besuchte die theologischen Vorlesungen Brockmann's, Piper's und Ziemssen's. Von wesentlichem Einflusse auf seine Fortbildung war nach Quistorp's Tode (1788) die Berufung des Theologen Gottlieb Schlegel von Riga zum Generalsuperintendenten von Pommern im J. 1790, nicht nur durch dessen im Sinne des älteren Rationalismus gehaltene Vorlesungen, sondern namentlich dadurch, daß ihn derselbe zum Erzieher seiner Kinder und zu seinem amtlichen Stellvertreter erwählte. Als solcher hielt er für ihn einen Theil seiner Kanzelvorträge und stand ihm in seinen Correspondenzen und gelehrten Arbeiten als Assistent zur Seite, bis er durch seine Vermählung mit Schlegel's ältester Tochter auch in Familienverbindung mit ihm trat. Seine in der Philosophie und Theologie erworbenen umfassenden Kenntnisse bethätigte er 1795 bei seiner Magisterpromotion durch Herausgabe seiner „dissertatio de pondere et usu argumentorum religionis christianae divinitatem probantium“ und gab gleichzeitig seine „Untersuchungen über den Begriff der Philosophie und den verschiedenen Werth der philosophischen Systeme“ heraus. Im J. 1796 als Adjunct bei der philosophischen Facultät in Greifswald angestellt, las er Philosophie und Theologie, schrieb 1793 den Grundriß der Vernunftreligion, erhielt 1802 das theologische Doctordiplom von Wittenberg, ward 1803 außerordentlicher, 1813 ordentlicher Professor der Theologie, Beisitzer des Consistoriums und Pastor der Marienkirche, erhielt endlich auch die Würde eines Stadtsuperintendenten und Prokanzlers der Universität. Kosegarten bezeichnet ihn in seiner Geschichte der Universität Greifswald als einen der thätigsten und verdientesten Lehrer sowohl durch sorgfältige eigene Studien als durch vielseitige Anregung und Unterweisung nicht nur der akademischen Jugend, sondern auch aller derer, die zu ihm in nähere Beziehung traten. Unter seinen, von Biederstedt aufgezählten Schriften sind, außer den schon genannten namentlich Schlegel's Leben und die Festschrift zur Reformationsfeier 1818 zu nennen. Einen sinnigen Nachruf hat dem unermüdlichen Forscher und Denker als Jugendfreund Karl Lappe in den „Blüthen des Alters“ S. 163 dargebracht.

Theodor Gottlieb P., geboren zu Greifswald am 16. Februar 1808, der älteste Sohn Johann Ernst's, erregte durch hervorragende und eigenthümlich geartete Anlagen des Geistes und Charakters große Erwartungen, erlag aber, seit 1834 am Greifswalder Gymnasium als Lehrer beschäftigt, schon am 19. Mai 1838 einem Brustleiden. Aus seinem Nachlaß gab Ed. Mätzner „Aphorismen“ (1839) heraus, denen eine Biographie vorausgeschickt ist.

Biederstedt's Nachrichten, Stralsund 1822, S. 100 ff. — Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald I, S. 311.

Haeckermann.

Parpart: Adolf Ludwig Agathon v. P., Astronom, geboren am 13. November 1806 auf der Domäne Althausen bei Culm in Westpreußen, † am 20. December 1867 auf seinem ebendort gelegenen Gute Storlus. v. P. besuchte die Schulen in Thorn und Posen, studirte dann je zwei Jahre in Berlin und Warschau Jura und Camerale und trat dann als landwirthschaftlicher Praktikant bei seinem Vater, dem Domänenpächter von Althausen, ein. Der Landwirthschaft blieb er auch in der Folge getreu, indem er 1831 das Rittergut Storlus ankaufte und es bis zu seinem Tode bewirthschaftete. Musik und Astronomie liebte er jedoch daneben leidenschaftlich, und zwar ging sein Können und Wissen nach beiden Seiten hin über das Mittelmaß des Dilettanten hinaus. Er componirte Concerte und Opern und ließ dieselben unter seiner eigenen Leitung in Culm aufführen. In den vierziger Jahren erbaute er auf eigenem Grund und Boden eine wohleingerichtete Sternwarte, deren Zierde ein großer Refractor von Pistor und Martins bildete. Nachricht über die auf diesem Observatorium angestellten Beobachtungen gab eine Veröffentlichung vom J. 1851; außerdem ließ v. P. im nämlichen Jahre seinen „Bericht an die Akademie der Wissenschaften zu Berlin über die auf der Sternwarte zu Storlus während der Sonnenfinsterniß vom 28. Juli 1851 angestellten astronomischen und meteorologischen Beobachtungen" zu Culm erscheinen. Allerdings ist die in dieser Schrift enthaltene Theorie der Protuberanzen nicht haltbar, wie denn überhaupt die für einen Autodidakten wohl erklärliche Neigung zu etwas phantastischen Hypothesen bei v. P. mehrfach hervortritt, namentlich auch in seinen „Untersuchungen am gravizentrischen Indikator" (Culm 1867). Einige Aufsätze (Ueber das Sternschwanken, Ueber die Sonnenphotosphäre u. s. w.) wurden in den Astron. Nachrichten und in Jahns Unterhaltungen abgedruckt. v. P. war einer der Mitbegründer der deutschen astronomischen Gesellschaft.

Viertelsjahrsschrift der astronomischen Gesellschaft, 3. Band, S. 5 ff. — Maedler, Geschichte der Himmelskunde, 2. Band, S. 175, S. 426.

Günther.

Parreut: Johann P., welcher in einer Urkunde des Münchener Universitätsarchives richtiger Johannes de Bairreut genannt ist (also sicher aus Bayreuth gebürtig), hatte neben seinen medicinischen Studien auch das Baccalaureat der Theologie erworben und soll einige Zeit als Prediger in Braunau gewirkt haben. Sicher ist, daß er im J. 1474 als Professor der Medicin an der kurz vorher (1472) gegründeten Ingolstädter Universität angestellt wurde und daneben die Stelle eines Leibarztes bei Herzog Ludwig dem Reichen erhielt, welche ihm auch bei dessen Nachfolger, Georg dem Reichen, verblieb. Er starb in Ingolstadt an der Pest im J. 1495. Sowie manche andere Mediciner jener Zeit hatte auch P. sich mit der damaligen Schulphilosophie beschäftigt und so erschien von ihm eine beachtenswerthe Bearbeitung der ersten Bücher des aristotelischen Organons unter dem üblichen Titel „Textus veteris artis .... item Exercitata secundum doctrinam modernorum" (Ingolst. 1492 und noch drei weitere Drucke: Nürnberg 1494, Hagenau 1501 und Venedig 1507), worin er sich in der damaligen Parteispaltung entschieden auf die Seite der sog. Modernen, d. h. der Occamisten oder Terministen stellte.

Näheres in meiner Gesch. d. Ludw. Max.-Universität, Bd. I, S. 76, Bd. II, S. 91 und in meiner Gesch. d. Logik, Bd. IV, S. 239.

Prantl.

Parrot: Christoph Friedrich P., geboren am 28. Juli 1751 zu Mömpelgard. Er widmete sich in Tübingen der Theologie, daneben auch seinen Lieblingsstudien, Oekonomie und Mathematik, wurde dann Hauslehrer in einigen adeligen Familien, 1782 a. o. Professor der Philosophie in Erlangen, 1801 mit dem Charakter eines Regierungsraths geh. Secretär in Stuttgart, später Oberamtmann, zugleich Kameralverwalter und Amtsschreiber in Schmidelfeld, 1808 Oberamtmann in Marbach, 1810 Oberamtmann in Hornberg; † zu Eßlingen am 28. Februar 1812. Er ist der Verfasser einer Reihe, vorzugsweise mehr populärer Schriften im Gebiet der Mathematik, Physik, Geographie, Astronomie, der Cameral- und Polizeiwissenschaft.

Vgl. Fikenscher, Akad. Gelehrten-Geschichte der Universität Erlangen, Nürnberg 1806, III, 69—73. — Gelehrtes Teutschland, fortges. von Meusel, Bd. 6, Lemgo 1798, S. 33, Bd. 19, 1823, S. 64.

P. Stälin.

Parrot: Georg Friedrich v. P. wurde am 5. Juli 1767 n. St. (nicht am 15. Juli, wie Recke-Napiersky III, 364 schreiben) in der damals würtembergischen, jetzt französischen Stadt Mömpelgard oder Montbeliard im Dep. Doubs geboren, an demselben Ort, wo zwei Jahre später Cuvier das Licht der Welt erblickte. P. besuchte das unter Leitung des Rectors Veron stehende Gymnasium und ging dann 1781, erst 14 Jahre alt, auf die Karlsakademie nach Stuttgart, woselbst gleichzeitig mit ihm Cuvier seine Studien machte. Er beschäftigte sich mit der „ökonomischen" Wissenschaft, trieb aber daneben mit Vorliebe die Mathematik und Physik. Achtzehn Jahre alt verließ er die Akademie und suchte als Privatlehrer in Frankreich sein Brod. Er lebte zwei Jahre im Hause des protestantischen Grafen Herici. Hier machte er die Bekanntschaft des berühmten Astronomen Lalande und erwarb sich dessen Gunst, indem er ihm ein kleines selbstverfaßtes Lehrbuch der Mathematik vorlegte. Lalande wünschte das Büchlein gedruckt zu sehen, doch kam es nicht dazu; durch Nachlässigkeit eines Buchhändlers ging während der damaligen Wirren das Manuscript verloren. Dann lebte P. zwei Jahre lang als Lehrer der Mathematik in Karlsruhe und später in Offenbach am Main, neben seiner Lehrthätigkeit wissenschaftlichen Problemen die freien Stunden widmend. Früh hatte er sich verheirathet; seine Frau, Wilhelmine Lefort, aus der Genfer Familie, welche durch Peter des Großen Günstling bekannt geworden, wurde ihm aber schon 1794 durch den Tod entrissen, nachdem sie ihm zwei Söhne Wilhelm und Friedrich geschenkt hatte. Nach dem Hinscheiden der Frau verließ P. 1795 mit seinen beiden Söhnen die deutsche Heimath und begab sich nach Livland. Er folgte einem Rufe als Erzieher der Söhne des Grafen Carl Sievers in Wenden. In Livland wurde er bald heimisch, verheirathete sich 1797 in Riga mit A. H. v. Hausenberg, nachdem er kurz vorher die Stellung eines beständigen Secretärs der livländischen gemeinnützigen und ökonomischen Societät in Dorpat erhalten hatte. Durch seine litterarischen Leistungen, sowie durch die Thätigkeit, welche er in seinem neuen Amt entwickelte, lenkte er die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise auf sich, so daß er 1800 die Aufforderung erhielt, an der neuzugründenden Universität in Dorpat die Stelle eines ordentlichen Professors der Physik zu übernehmen. P. folgte dem Rufe — für die zu gründende Anstalt war er, der Mann der Wissenschaft und der praktischen Erfahrung, der bewährte Erzieher, eine ausgezeichnete Wahl. Nachdem P. von der Universität zu Königsberg i. Pr. 1801 den Doctortitel erhalten hatte, trat er mit einer Schrift: „Ueber den Einfluß der Physik und Chemie auf die Arzneikunde, nebst einer physikalischen Theorie des Fiebers und der Schwindsucht" (82 S., Dorpat 1802), sein Lehramt an, das er 25 Jahre inne hatte. Die Geschichte der deutschen Universität zu Dorpat während der ersten 25 Jahre ihres

Bestehens ist eng an den Namen Parrot's geknüpft; vielseitig als Organisator, als Lehrer, als Gelehrter hat er gewirkt — die Früchte seiner Thätigkeit sind heute noch zu finden. Es ist sehr zu bedauern, daß nicht einer der Zeitgenossen Parrot's die Verdienste desselben um die Universität in gebührender Weise der Nachwelt überliefert hat; eine ausführliche Biographie Parrot's ist nicht geschrieben worden, ebensowenig als eine eingehende Geschichte Dorpats. Am 21. April 1802 wurde die neubegründete Universität zu Dorpat mit 19 Studenten eröffnet; nach der lateinischen Inaugurationsrede des Prorectors Lorenz Ewers, eines Theologen, hielt P. eine deutsche Rede „Ueber einige Ansichten der Naturkenntnisse, in Ansehung ihres Einflusses auf Menschenkultur, sowohl von der intellectuellen als von der moralischen Seite betrachtet". Als Lorenz Ewers seiner Kränklichkeit wegen sehr bald vom Amt eines Rectors zurücktrat, wurde P. zum Rector erwählt. Am 22. Mai 1802 besuchte Kaiser Alexander auf der Durchreise Dorpat und die neue Universität. P. empfing den Monarchen mit einer französischen Rede, welche sehr wohlgefällig aufgenommen wurde. Hier knüpfte sich zwischen dem edlen Beherrscher des mächtigen Reichs und dem hervorragenden Gelehrten ein Band, wie es wohl selten zwei Personen so verschiedener Sphären vereinigt; ein Band, welches insonderheit der jungen Pflanzstätte der Wissenschaft, der neuen Universität zu großem Segen und bedeutendem Vortheil gereichte. Im October desselben Jahres (1802) reiste P. als Rector nach St. Petersburg, um persönlich dem Kaiser die Bitten der Mitglieder der Universität, bestimmte Vorrechte derselben zu gewähren, an's Herz zu legen. Der hochherzige Monarch erfüllte die Bitten; er unterzeichnete am 12./24. December an seinem fünfundzwanzigsten Geburtstag die Stiftungsurkunde der Universität zu Dorpat. P. hatte das Glück, die Urkunde aus den Händen Alexanders selbst zu empfangen, um sie der Universität zu überbringen. Parrot's Thätigkeit und Einfluß an der Universität ist von hoher Bedeutung gewesen; er war wiederholt Rector; er wirkte mit bei Feststellung der Universitätsstatuten, welche am 12. September 1803 die allerhöchste Bestätigung erhielten, er war Mitarbeiter an einem Entwurf der Verordnungen für die Studirenden. P. war nicht allein Gelehrter, sondern ein ausgezeichneter Geschäftsmann. Er ist im großen wie im kleinen für das Wohl der Universität besorgt und stets zu ihrem Dienst bereit; wiederholt hält er akademische Festreden, widmet den verstorbenen Collegen Nachrufe; aber er verfaßt auch eine Ordnung für die Löschanstalten der Universität und giebt genaue Vorschriften zum Bau eines Thurmes, der zur Aufnahme des Refractors der Sternwarte bestimmt ist. Alle schwierige Verhältnisse, in welche die junge Universität gerieth, löst P. mit Geschick und Umsicht. Er ist wiederholt in St. Petersburg und vermittelt persönlich zwischen der Universität und dem Curator, wenn möglich mit dem Kaiser. — Alexander schenkte ihm volles Vertrauen und P. stand deßhalb in Dorpat in ganz besonderem Ansehen, zumal da er auch mit dem Kaiser Briefe wechselte. Der Inhalt dieser gewiß hochinteressanten Correspondenz ist leider nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen; es ist auch nicht bekannt, wohin nach dem Tode Parrot's die Briefe gelangt sind. P. war aber auch als Lehrer von großer Bedeutung für die Universität — es genügt hier die Bemerkung, daß unter seinen zahlreichen Schülern einige später als Gelehrte sich bekannt gemacht haben. Es sei hier hingewiesen auf seinen Sohn und Nachfolger Friedrich P., auf die nachmaligen Petersburger Akademiker A. R. Kupffer und E. Lenz. — Im October 1826 erbat sich P. seine Entlassung aus dem Amt eines ordentlichen Professors und folgte einem Ruf an die k. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Im Jahre 1840 ließ er sich auch als Akademiker emeritiren und starb hochbetagt auf einer Reise zu Helsingfors am 8./20. Juli 1852.

P. war ein geistreicher Mann von vielseitiger Bildung, ein vortrefflicher Redner und ein fleißiger Schriftsteller. Das Verzeichniß der von ihm verfaßten Abhandlungen, Reden, Monographien und Lehrbücher, wie dasselbe bei Recke-Napiersky sich findet, ist sehr groß. Einiges davon kann angeführt werden: „Theoretische und praktische Anweisung zur Verwandlung einer jeden Art von Licht in eines, das dem Tageslicht ähnlich ist“ Wien 1791. „Esprit de l'education, ou catechisme des pères et des instituteurs“ Francfort sur le Main 1793. „Grundriß der theoretischen Physik zum Gebrauche für Vorlesungen“ 3 Theile, Dorpat 1811 (der 3. Theil unter dem Titel: Grundriß der Physik der Erde und Geologie). „Coup d'oeil sur le magnetisme animal“ St. Petersbourg 1865. „Ueber die Capillarität“ Dorpat 1817. „Entretiens sur la Physique“ Tome I—VI, Dorpat 1819—1824. Außerdem größere und kleinere Abhandlungen im Voigt's Magazin für den neuesten Zustand der Naturgeschichte, in Gilberts Annalen der Physik, in den Schriften der Petersburger Akademie. Ueber Parrot's wissenschaftliche Bedeutung liest man im Rückblick auf die Wirksamkeit der Universität Dorpat 1866, p. 57: „In letzter Beziehung (wissenschaftliche Arbeiten) ist der Antheil hervorzuheben, welchen P. an der Ausbildung der wichtigen Lehre von der Durchdringlichkeit organischer Membranen gebührt, die als Scheidewand zwischen Flüssigkeiten von verschiedener Natur ausgespannt sind. Die große Tragweite dieser Lehre ist freilich erst später erkannt worden, nachdem sie von Dutrochet 1826 unter dem Namen der Endosmose und Exosmose aufgestellt, zur Erklärung für die Bereitung des Saftes in den Pflanzen benutzt wurde, und besonders, nachdem sie in jüngster Zeit durch Graham zu einem neuen Verfahren chemischer Abscheidungen, der Dialyse geführt hat. P. aber hat das Verdienst, den in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Nollet entdeckten Fundamentalversuch nicht nur 1802 wieder aufgenommen und erreicht zu haben, sondern auch der Erste gewesen zu sein, der es aussprach, daß dieser Vorgang zur Erklärung der Secretionen im thierischen Körper dienen könnte und zur Erklärung der Assimilation und Reproduction den Schlüssel bieten würde („Ueber den Einfluß der Physik und Chemie auf die Arzneikunde“, 1802, § 52—56). Gegen Volta's Contacthypothese ferner stellte er die chemische Hypothese auf und sprach dabei einzelne Sätze aus, die später auch von de la Rive-Faraday gefunden worden sind („Skizze einer Theorie der galvanischen Electricität“ in Gilbert's Annalen der Physik Bd. XII, S. 49). Hat er sich hiernach an dem Fortschritt der Wissenschaft in bemerkenswerther Weise betheiligt, und dabei eine die Tragweite einzelner Lehren vorausahnende Scharfheit bewiesen, so war er nicht minder darauf bedacht, von den physikalischen Lehren nützliche Anwendungen zu machen, wie er sich zum Beispiel mit der Verbesserung des Sprachrohrs, der Pumpe, der Farbe, des Blitzableiters u. A. beschäftigt hat.“ L. Stieda.

Parrot: Johann Jakob Friedrich Wilhelm P. wurde in Karlsruhe am 14. October 1791 als Sohn des späteren Akademikers Georg Friedr. P. geboren (siehe diesen), besuchte zuerst die Domschule zu Riga, dann seit dem 15. September 1804 das Gymnasium in Dorpat, aus welchem er am 22. Juni 1807 mit dem Zeugniß der Reife entlassen wurde. Schon in der Schule lenkte er durch seine bedeutende Befähigung und seinen Fleiß die Aufmerksamkeit der Lehrer auf sich, noch mehr aber, nachdem er begonnen hatte, sich dem Studium der Medicin in Dorpat zu widmen. Er erhielt während seiner Studienzeit zwei silberne und eine goldene Medaille für Preisarbeiten; die letzte mit der goldenen Medaille gekrönte Arbeit „Ueber Gasometrie, nebst einigen Versuchen über die Verschiebbarkeit der Gase“, wurde 1813 auf Kosten der Universität gedruckt. Neben Medicin beschäftigte sich P. mit den Naturwissenschaften, vor allem aber mit der Physik; noch Student, folgte er einer Aufforderung des damaligen Pro-

fessors der Mineralogie, Moritz Engelhardt, ihn auf einer Reise in's südliche Rußland zu begleiten, speciell um die Vegetation des südlichen Rußlands, der Moldau und Walachei zu untersuchen und durch correspondirende Beobachtungen dem barometrischen Nivellement des Gebirges mehr Genauigkeit und eine größere Ausdehnung zu geben. Im Februar 1811 gingen die Reisenden durch das Gouvernement Pskow, Witebsk, Mohilew, Minsk, Wolhynien und Podolien nach Kamenez-Podolsk. Dem Vordringen in die Walachei stellten sich Schwierigkeiten entgegen, deshalb wandten sie sich, um ihre Zeit auszunützen in die Krim und verweilten daselbst drei Monate, insonderheit mit der Untersuchung des Gebirges, sowie mit barometrischem Nivellement sich beschäftigend. Dann begaben sie sich anfangs Juli nach Taman, gingen am Kuban hinauf bis Konstantinogorsk und von dort nach Mosdok, und über Wladikawkas in das kaukasische Gebirge, dann von der Quelle des Terek hinab zu seiner Mündung in's kaspische Meer. Auf dieser Reise wurde das Gebirge am Terek und Assai untersucht, der Berg Kasbek erstiegen und seine Höhe gemessen, die Schneegrenze und die Vegetationsstufen bestimmt; ferner wurde der Terek von seinem Ursprung bis zur Mündung, sowie der Landstrich zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere mit zwei correspondirenden, von Station zu Station sich folgenden Barometern nivellirt. Um dieser Messung mehr Vollständigkeit zu geben, um die Erfahrungen über den Einfluß der Witterung, der Temperatur auf den Gang des Barometers zu erweitern, um die Genauigkeit zu prüfen, welche seine Anwendung bei Höhenbestimmungen gestattet, begaben sich die Reisenden, die vorigen Beobachtungspunkte wählend, längs der kaukasischen Linie wieder an das schwarze Meer. Hier blieb Engelhardt zurück, während P. zum kaspischen Meere eilte, weil sie gleichzeitig an beiden Meeren beobachten wollten. Nach beendigter Arbeit fanden sie sich im Winter 1811 in Tscherkask am Don zusammen, kehrten von da über Woronesch, Tula, Twer, Nowgorod und Pskow nach Dorpat zurück. Die Ergebnisse dieser Reise sind niedergelegt in „Reise in die Krim und den Kaukasus von Moritz v. Engelhardt und Friedrich Parrot. Mit Kupfern und Karten. Zwei Theile. Berlin 1815." Der erste Theil enthält den historischen Reisebericht, der zweite Theil Engelhardt's und Parrot's barometrisches Nivellement zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, im Kaukasus und in der Krim beschrieben von P. S. 3—82 und Parrot's Beobachtungen über die Vegetation im Kaukasus S. 83—146. — In Dorpat wurden die unterbrochenen medicinischen Studien wieder fortgesetzt und als während des Krieges in den Hospitälern zu Riga Mangel an Aerzten eintrat, begab sich P. mit einigen Studiengenossen, darunter K. E. v. Baer nach Riga, um daselbst ärztliche Dienste zu leisten. Nachdem P. das medicinische Schlußexamen überaus glänzend bestanden und seine Dissertation „de motu sanguinis in corpore humano" vertheidigt hatte, wurde er am 22. Juni 1814 zum Doctor der Medicin und Chirurgie promovirt. Nun wandte P. sich nach Deutschland und Oesterreich, um seine Studien an verschiedenen anderen Universitäten fortzusetzen; er ging zuerst nach Wien, woselbst er mit Karl Ernst v. Baer zusammentraf und besuchte die großen Hospitäler. Als nach Napoleon's Rückkehr aus Elba der Krieg wieder ausbrach, trat er mit dem Range eines Stabsarztes erster Classe in den Dienst der russischen Armee. Ihm wurde der Auftrag zu Theil, in Meaux ein Militärhospital zu errichten; sobald jedoch der Feldzug beendigt war, nahm er wieder seinen Abschied, um seinen eigentlichen Studien wieder nachgehen zu können. Er besuchte, um seiner wissenschaftlichen Ausbildung willen, die Universitäten und Krankenhäuser in Berlin, Wien, Würzburg, Paris, Mailand, Pavia; dazwischen machte er Reisen, besonders Bergtouren. Im September 1816 verließ er Mailand, um den Monte Rosa zu ersteigen und an demselben die permanente Schneegrenze zu bestimmen. Er

construirte sich zu diesem Unternehmen ein ganz besonderes Barometer. Auf der Reise von Mailand bis zum Monte Rosa vollführte er ein barometrisches Nivellement der ganzen zurückgelegten Wegstrecke; seine Absicht, den Monte Rosa zu ersteigen, gelang nicht; bei einem Versuch kam er mit seinem Begleiter J. v. Zumstein nur 2057 Toisen über dem Meere (die Höhe beträgt 2360 Toisen). Ein Bericht über die Resultate der Reise findet sich unter dem Titel: „Ueber die Schneegrenze auf der mittäglichen Seite des Rosagebirges und barometrische Messungen“ (Journal für Chemie und Physik Bd. XIX). Eine zweite Reise unternahm P. in die Pyrenäen. Er wanderte vom Murgthale aus über Straßburg, Besançon, Lyon, Montpellier nach Toulouse und weiter bis nach Bayonne und von hier in die Pyrenäen; sein Nivellement führte er von St. Jean de Luz dicht am atlantischen Meere bis zum mittelländischen Meere aus. Daneben bestimmte er die Höhe des Montperdu, Maladetta und einiger Pässe. Eine Besteigung des Montperdu (3346,3 m.) wurde mit Glück gemacht; auch den bisher für unbesteigbar gehaltenen Berg Maladetta (3309,6 m.) erstieg er. Dabei untersuchte er das Gebirge der Pyrenäen in geographischer Hinsicht, die daselbst vorkommenden Mineralquellen, die Schneegrenze und die Pflanzenvegetation und vergaß die daselbst wohnenden Menschen nicht. Er schilderte seine Reiseerlebnisse und seine wissenschaftlichen Arbeiten in einem Buche: „Reise in die Pyrenäen“. (Mit 3 lithograph. Abbildungen. Berlin 1823. 169 S.) — Trotz aller dieser nicht der Medicin gewidmeten Studien blieb er dennoch der Medicin treu, kehrte aber nicht zu seinen Verwandten nach Dorpat zurück, sondern ließ sich in Heilbronn als praktischer Arzt nieder. Hier in Heilbronn trat er in nahe Beziehung zu Justinus Kerner, worüber die Tochter des letzteren, Frau Marie Niethammer berichtet (Justinus Kerner's Jugendliebe und mein Vaterhaus. Stuttgart, Cotta 1877, S. 99). Neben der Praxis arbeitete er wissenschaftlich und schrieb: „Ansichten über die allgemeine Krankheitslehre“ (Mitau 1820. 220 S. 8), ferner „Ueber ein zweckdienliches Verfahren bei der sog. Thränenfisteloperation nebst Beobachtungen über die Verrichtung der Thränenwege“ (Hufeland's Journal d. prakt. Heilkunde. 1820. April). Im Sommer 1820 kehrte P. nach Livland zurück, wurde von der Universität Dorpat zum ordentlichen Professor der Physiologie und Pathologie gewählt und trat das Amt am 26. Januar 1821 an. Im August desselben Jahres verheirathete er sich mit der Tochter seines Vaterbruders, welche ihm aber sehr bald (1825) durch den Tod entrissen wurde und ihm ein kleines Töchterchen hinterließ. Obgleich P. sich seiner Professur entsprechend mit medicinischen Vorlesungen und Studien befaßte, auch einige medicinische Abhandlungen herausgab („Abhandlungen über die Unterbindung der bedeutenden Schlagadern der Gliedmassen nach Scarpa“, aus dem Italienischen übersetzt. Berlin 1821. „Ueber die Ernährung neugeborener Kinder mit Kuhmilch“. Mitau 1826. „Ueber die Witterungs- und Krankheitsconstitution der Stadt Dorpat in den Jahren 1822—1824“ in Gemeinschaft mit Sahmen in den vermischten Abhandlungen aus dem Gebiete der Heilkunde. 3. Sammlung. St. Petersburg 1826), so schien ihn die Medicin doch nicht sehr zu fesseln. Er vertauschte seinen physiologischen Lehrstuhl im J. 1826, als sein Vater nach Petersburg übersiedelte, gegen den nun freigewordenen Lehrstuhl der Physik, um sich nun dieser längst geliebten Disciplin ganz hingeben zu können. Im J. 1829 machte P. in Begleitung von vier Studirenden der Universität Dorpat seine denkwürdige Reise zum Ararat („Reise zum Ararat“. 2 Theile. Berlin 1834). Es kann hier auf das Detail der Reise nicht eingegangen werden, es genüge zu erinnern, daß P. nach einmaligem mißlungenen Versuche am 27. September a. St. (9. October n. St.) 1829 am Nachmittag den äußersten Gipfel des Ararat (16 200 par. Fuß) erreichte. Daneben wurde ein erneuertes Nivel-

lement zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere, andere Nivellements zwischen dem Ararat und Tiflis, zwischen Tiflis und dem schwarzen Meere gemacht, ferner magnetisch-geographisch-astronomische und trigonometrische Arbeiten ausgeführt. Eine andere Reise unternahm P. im J. 1837 zum Nordcap, um daselbst Beobachtungen über Pendelschwingungen und über den Erdmagnetismus anzustellen. P. reiste in Begleitung des Candidaten Nöschel von Petersburg aus über Torneo, über das Kjölengebirge nach dem Lyngenfjord und dann bis Alten, theils zu Land, theils zu Wasser; von Alten über Hammerfest zum Nordcap und zurück zu Wasser. Am Nordcap wurde 12 Tage (bis zum 7./19. September) beobachtet und dann die Rückreise auf demselben Wege bewerkstelligt. Parrot's Absicht, auch diese Reise ausführlich zu beschreiben, gelangte nicht zur Ausführung, schwere Krankheit kam dazwischen; nur eine „Kurze Nachricht von meiner Reise zum Nordcap", wurde im Inland 1838, Nr. 1, gedruckt. Krankheit, und zwar wiederholte Krankheit hinderte ihn auch seinen Berufsgeschäften in gewohnter Treue und Thätigkeit nachzugehen. Er hatte am Schlusse des Jahres 1838 eine mehrmonatliche Krankheit zu bestehen; im Frühjahr 1840 brach die Krankheit von neuem aus, während des zweiten Halbjahres 1840 konnte P. nicht mehr seine Vorlesungen halten; am 3./15. Januar 1841 verschied er nach schweren Leiden und langem Todeskampfe. Er hatte sich nach seiner Rückkehr von der Araratreise mit Emilie Krause, Tochter des Dorpater Professors Krause verheirathet, welche er mit 3 Söhnen zurückließ. Die Universität Dorpat, welcher P. von 1821, also 20 Jahre angehörte, verlor an ihm sehr viel: einen ausgezeichneten Lehrer, einen still und fleißig wirkenden Gelehrten und ein für das Wohl und Wehe der ganzen Körperschaft stets besorgtes und überaus praktisches Mitglied. Er war wiederholt Decan der medicinischen und der philosophischen Facultät. Drei Jahre lang leitete er (1831—1833) mit sicherer Hand als Rector die Geschicke der Universität und stand bei seinen Collegen und seinen Mitbürgern in hohem Ansehen. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten, welche er veröffentlicht hat, seien zum Schluß — abgesehen von einigen Reisebriefen und einigen Gelegenheitsreden noch genannt: „Ueber das barometrische Nivellement" (Ledebour's Reise durch das Altaigebirge) I. Bd. Berlin 1829. S. 395—401 und „Von hohlen Electromagneten und der Wirkung innerer Spiralen bei denselben" (Bull. sc. de l'Acad. imp. des Sciences de St. Petersbourg. I. p. 121—125). „Ueber die genauere Temperaturbestimmung des Quecksilbers im Barometer bei Höhenmessungen mittelst desselben" (Bull. de la Soc. Imp. de Nat. de Moscou III. 283—298).

Recke-Napiersky III. S. 374—376. — Beise's Nachtrag. II. S. 94. — Neuer Nekrolog der Deutschen. XIX. Jahrg. 1841, I. Thl. Weimar 1843, S. 110—122. L. Stieda.

Parthey: Gustav Friedrich Konstantin P., Philologe und Buchhändler, geboren am 27. October 1798 zu Berlin, † zu Rom am 2. April 1872. Sein Vater, Daniel Friedrich P., ursprünglich ein Leineweber, hatte sich zum Hofrath im Generalfinanzdirectorium hinaufgearbeitet, die Mutter war die älteste Tochter Friedrich Christoph Nicolai's (s. A. D. B. XXIII, 580). Sie starb bereits 1803, und der Vater heirathete in zweiter Ehe die Wittwe seines verstorbenen Schwagers David Nicolai, Charlotte geborene Eichmann. Gustav P. hatte eine Schwester Lilli, die später den Componisten Bernhard Klein (s. A. D. B. XVI, 78) heirathete, und einen Stiefbruder Moritz. Nach dem Besuch der Hartung'schen Privatschule und des Gymnasiums zum Grauen Kloster, das er als primus omnium Ostern 1818 verließ, bezog er die Universitäten Berlin und Heidelberg, wo er bereits am 12. August 1820 promovirte. Den nächsten Winter verbrachte er in Paris und lernte im Hause der Herzogin von Kurland

(s. A. D. B. V, 357) viele berühmte Personen der vornehmen Gesellschaft kennen. Wiederholte Reisen durch Deutschland, Frankreich, England, Italien, Griechenland, Aegypten und Palästina bereicherten seine Kenntnisse und förderten seine wissenschaftlichen Arbeiten. Er hatte Sinn und Verständniß für die bildenden Künste und die Musik, eine große Bücherkenntniß und regen Eifer zum Sammeln auf mehreren Gebieten der Kunst und Wissenschaft. Die Anregung und den Grundstock zu den Sammlungen gaben ihm die reiche Bibliothek und die Gemälde, Kupferstiche und Handschriften des Großvaters Nicolai, die er mit der ihm vom Großvater überkommenen „pedantischen Ordnungsliebe“ hegte und ergänzte. Nur schade, daß bei der Fülle seiner Interessen keine einzelne der Sammlungen einen hervorragenden wissenschaftlichen Werth erhielt. Sie galten ihm mehr als Mittel zur Förderung seiner eigenen Bildung und zur Erinnerung an seine Reisen. Wie aber Nicolai seine Bibliothek allezeit gern den Freunden öffnete und auf die Vignette, die er in alle seine Bücher klebte, die Inschrift gesetzt hatte: Nicolai et amicorum, so hat auch P. stets seine Sammlungen Gelehrten auf das gefälligste zur Benutzung freigegeben und viele durch bereitwillige Auskunft unterstützt. Auch hat er, und zwar ebenfalls nach Nicolai's Vorgange, wiederholentlich hunderte, ja tausende von Büchern an öffentliche Sammlungen geschenkt, so an die königl. Bibliothek in Berlin, das geheime Staatsarchiv, die deutsche Bibliothek in Flensburg, die Universitätsbibliothek zu Straßburg und das archäologische Institut zu Rom. Seine wissenschaftlichen Arbeiten gehörten bald dem einen, bald dem andern Felde der Forschung an. Es sind meist sehr fleißige, registrirende Arbeiten, in denen oft ein großer gelehrter Apparat gewissenhaft und umständlich beigebracht wird auf Gebieten, die bisher noch wenige Bearbeiter gefunden hatten. Gerade solche Arbeiten entsprachen seiner stillen Natur, während scharfe Kritik oder gar Polemik ihm völlig fern lagen. Auch im äußeren Leben suchte er nie hervorzutreten. Davon hielt ihn eine ihm angeborene Zaghaftigkeit und Schüchternheit zurück, die er selbst öfters nach seiner Bescheidenheit beklagt hat. Die Verwaltung der Nicolaischen Buchhandlung, die er seit seines Vaters Tode (1825) führte, nahm nicht allzuviel Zeit in Anspruch, da er zuverlässige Geschäftsführer hatte. Sein Hauptberuf war ihm sein Privatstudium und der Verkehr mit gelehrten und kunstsinnigen Freunden. Im J. 1824 verheirathete er sich mit Wilhelmine Mitterbacher aus Karlsbad, mit der er bis zu seinem Tode in glücklicher Ehe lebte. Ihr ist auch der erste Band seiner Wanderungen durch Sicilien und die Levante in einem herzlichen Gedichte gewidmet. 1837 ward er zum Mitgliede des litter. Sachverständigen Vereins und 1857 zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften berufen.

Außer einzelnen Abhandlungen in Gubitz' Gesellschafter, C. Köster's zerstreuten Gedankenblättern über Kunst, Berghaus' Annalen der Erdkunde, in den Annali del Instituto Archeol., Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Monatsberichten der geographischen Gesellschaft, in Brandes' litterarischer Zeitung, in der deutschen morgenländischen Zeitschrift, im Archiv für die zeichnenden Künste, im Serapeum und Hermes und den Monatsberichten der Akademie u. s. w., sind namentlich folgende Werke hier zu erwähnen: Millin, mythologische Gallerie, aus dem Französischen übersetzt (1820). „De Philis insula commentatio“ (1830). „Siciliae antiquae tabula“ (1834). „Wanderungen durch Sicilien und die Levante“, 2 Bde. und Bildertafeln (1834—1840). „Das alexandrinische Museum“ (1837. Preisschrift mit einer goldenen Medaille gekrönt). „Vocabularium coptico-latinum et lat-copt.“ (1844). „Itinerarium Antonini Augusti“ (1847, mit Pinder zusammen). „Wenzel Hollar. Beschreibendes Verzeichniß seiner Kupferstiche“ und „Kurzes Verzeichniß der Hollar'schen Kupferstiche“ (1853). „Hermetis Trismegisti Poemander“ (1854). „Die Bildersammlung in Rudolstadt“ (1857). „Iamblichi de

mysteriis liber“ (1857). „Ravennas und Guido“ (1860, mit Pinder zusammen). „Deutscher Bildersaal“ (1861—1864). „Eusebii Pamphili Onomasticon“ (1862, mit Larsow zusammen). „Hieroclis synecdemus“ (1866). „P. Melae de chorographia libri tres“ (1866). „Mirabilia Romae“ (1869). „Dicuili liber de mensura orbis terrae“ (1869). Außerdem sind noch zu nennen das Verzeichniß der Mitarbeiter an der Deutschen Allgemeinen Bibliothek (1842, vom Lehrer Wetzel zusammengestellt) und die als Manuscript für Freunde herausgegebenen anregenden Schriften: „Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe“ (1862, neu abgedruckt 1883) und „Jugenderinnerungen“, 2 Theile (1871) mit dem für ihn bezeichnenden Motto: bene qui latuit, bene vixit.

Fritz Jonas.

Partsch: Paul Maria P., verdienstvoller Mineralog und Geologe, war am 11. Juni 1791 in Wien geboren und widmete sich nach eingehenden Studien dem Fache der Mineralogie und Geognosie, dem er zunächst als Privatgelehrter oblag. Auf großen und vielfachen Reisen sammelte er eine reiche Fülle von Erfahrungen auf mineralogisch-geognostischem Gebiete und wurde dann zuerst als Aufseher, seit 1835 als Custos und Vorstand des k. k. Hof-Mineralien-Cabinets in Wien angestellt. In diesem Dienste verstand es P. durch ausgiebiges und energisches Sammeln von Mineralien, besonders von Meteorsteinen, dann von geognostischen und paläontologischen Gegenständen die ihm anvertraute Sammlung zu einer der reichhaltigsten zu erheben und durch zweckmäßige Aufstellung der Benützung zugänglich zu machen. Seine wissenschaftlichen Publicationen in den von ihm vertretenen Fächern reichen bis in die zwanziger Jahre zurück. Zuerst erschien eine Abhandlung: „Beschreib. Verzeichniß einer Sammlung von Diamanten und der zur Bearbeitung nothwendigen Apparate“, 1822; dann „Bericht über Detonationsphänomene auf der Insel Meleda bei Ragusa“, 1828, „Das k. k. Hof-Mineralien-Cabinet in Wien“, 1828; gemeinschaftlich mit Jacquin verfaßt: „Die artesischen Brunnen in und um Wien“, 1831; „Geogn. und mineral. Anhang zu Pohls Reise im Innern von Brasilien“, 1837, „Geogn. Skizze d. Umg. v. Gleichenberg (in Langers Heilqu. des Thals v. Gleichenberg“, 1836; ferner „die Mineralien-Sammlung im Hof-Mineralien-Cabinet in Wien“, 1843, „Die terminologische oder Kennzeichensammlung daselbst“ 1844, „Geogn. Spezialkarte des Erzh. Oesterreich“, 1843, „Geogn. Karte des Beckens von Wien nebst Erläuterungen“, 1843 u. 1844; mit Haidinger gemeinschaftlich: „Bericht ü. d. Unternehmung e. geolog. Karte d. österr. Monarchie“, 1848, „Commissionsbericht ü. d. vortheilhafteste Ausführung e. geolog. Karte d. österr. Monarchie“, 1849, „Comm.-Bericht, die Betheiligung der k. Akademie d. W. an d. Weltumsegelungs-Exped.“, 1850, „Geogn. Skizze der österr. Monarchie“ (Jahrb. d. geol. Reichsanstalt II, 1851), „Katalog d. Bibliothek d. k. k. Hof-Mineralien-Cabinets in Wien“, 1851 u. a. Besonderes Verdienst erwarb sich P. durch Beobachtungen und Beschreibungen von Meteoriten, über welche er namhafte Mittheilungen veröffentlichte: „D. Meteorite oder die vom Himmel gefallenen Steine i. Hof-Min.-Cabinet“, 1843, „Ue. d. Meteoreisen von Rasgata“ (Sitz.-Ber. d. Ak. d. W. VIII), 1852, „Ue. d. Meteorstein unweit Mezö-Madaras in Siebenbürgen“ (das. XI). 1853, „Ue. d. schwarzen Stein in der Kaaba zu Mekka“ (Denkschr. d. Ak. d. W. XIII), 1856 u. s. w. Auch auf paläontologischem Gebiete war P. thätig; er beschrieb die sog. versteinerten Ziegenklauen a. d. Plattensee (Ann. d. Wiener Museums I), 1836 und bereitete durch reichliche Ansammlung der Petrefacten des Wiener Beckens die von seinem Schüler und Nachfolger M. Hörnes so vortreffliche Beschreibung der Versteinerungen des Wiener Beckens vor, welche Letzterer auf der von P. geschaffenen Grundlage meisterhaft ausgeführt hat. P. war als Mitbegründer der k. Akademie der Wissenschaften

in Wien und als langjähriges Mitglied derselben besonders thätig. Hochgeachtet starb P. am 3. October 1856 in Wien.

Fitzinger, Nekrol. in d. Wiener Ztg. vom 11. Nov. 1856. — W. v. Haidinger im Jahrb. d. geol. Reichsanst. 1856, S. 815.

v. Gümbel.

Parys: Wilhelm van P., Buchdrucker und Verleger zu Antwerpen während des sechszehnten Jahrhunderts von 1575—1586. Seine Unternehmungen sind nicht von hervorragender Bedeutung, bemerkenswerth ist nur ein von ihm im J. 1580 gedrucktes Münzbuch mit zahlreichen Abbildungen: „De figueren van alle goude ende silvere penninghen enz“. Er wohnte auf der „Lombaerde Veste“ im Hause zum goldenen Pelikan, wonach er auch sein Druckerzeichen führte: Einen Pelikan, der seine Jungen füttert, umgeben von einer ornamentirten Umrahmung, zu beiden Seiten geflügelte Genien, die Blumenkörbe auf den Köpfen tragen, das Ganze enthält die Inschrift: „Pellicanus alit suos suo sanguine verus“. Von 1587 ab findet sich der Name seiner Wittwe auf Druckwerken, welche dasselbe Zeichen mit der Angabe des früheren Wohnorts „op de Lombaerde Veste in den gulden Pellicaen“ tragen.

Bibliographie belge. Pallmann.

Pasch: Georg P., gelehrter Theolog. Er war am 23. September 1661 in Danzig geboren. Nach des Vaters frühem Tod sandte ihn die Mutter nach Graudenz. Hier hatte er Gelegenheit die polnische Sprache zu erlernen, so daß er später darin Unterricht ertheilen und predigen konnte. 1678 kam er nach Danzig zurück, vollendete hier den Gymnasialcursus und bezog dann die Universität Rostock, um Theologie zu studieren 1681. Im folgenden Jahre ging er nach Wittenberg, wo er 1684 Magister ward. Seine Lehrer waren hier Calovius, Quenstedt und Dassovius. Er habilitirte sich hier zunächst als Privatdocent und ward 1686 Adjunct der philosophischen Facultät. Er trat darauf eine gelehrte Reise an, besuchte Altorf, Tübingen, Straßburg, Gießen, ging dann nach Kopenhagen, von da nach Holland, Frankreich, England, kam wieder zurück nach Wolfenbüttel, Helmstädt und ließ sich endlich in Kiel nieder, das er schon von Rostock aus kennen gelernt hatte. 1689 ward er hier zum Professor der Moral ernannt, 1701 zugleich zum Professor der Logik und Metaphysik, dazu 1703 auch zum Professor „der geoffenbarten d. h. der in der Bibel enthaltenen Philosophie“, 1706 kam er als extraordinarius in die theologische Facultät, wogegen er die Professur der Moral an Kortholt abgab. Einen Ruf als Kirchenrath und Pastor nach Wismar hatte er abgelehnt. In den letzten Jahren las er neben praktischer Theologie auch natürliche Theologie und Dogmatik. Von seinen Schriften sind etwa zu erwähnen: „De operationibus daemonum“, 1684, „De curiosis hujus seculi inventis“, 1695, „Ed. 2a“, 1700, (vgl. Niceron, Nachr. v. berühmten Gel. VII, 331) — dann auch „Brevis introductio in rem literariam, pertinentem ad doctrinam moralem“, 1706, „De variis modis moralia tradendi liber“, 1707. Er starb erst 46 Jahre alt am 30. September 1707.

Moller, Cimbria litt. II, 610. — Jöcher. — Niceron, Nachr. VII, 329. — Schwarze, Nachr. v. Kiel S. 373. — Bouginé IV, 562. — Thieß, Gelehrtengesch. d. Univ. Kiel I, 234. — Carstens, Gesch. der theol. Facultät Kiel, S. 12.

Carstens.

Pasman: Hieronymus P., Stifter der nach ihm genannten, noch heute in gutem Rufe stehenden Paßmann'schen (richtiger Pasman'schen) Schule in Hamburg, wurde am 10. April 1641 in Hamburg geboren, wo sein Vater ein Blechschläger war. Nachdem er in Gießen und Jena Theologie studirt und an der letzteren Universität 1663 Magister geworden war, wurde er in seiner Vater-

stadt unter die Candidaten des Ministeriums aufgenommen. Er mußte lange auf eine Anstellung warten. Am 9. Juni 1678 ward er sodann zum dritten Diakonus (Prediger) an der großen St. Michaelis-Kirche gewählt; nachdem er am 28. Juni das Colloquium bestanden hatte, wurde er am 9. Juli in sein Amt eingeführt. Die Gemeinde, an die er berufen war, hatte erst seit wenigen Monaten die vollen Rechte eines besonderen Kirchspiels erlangt und war noch nicht völlig als ein solches eingerichtet; sie umfaßte die Neustadt, die schon damals zu einem großen Theile von ärmeren Leuten bewohnt war. Die neue Kirchenverwaltung hatte bei der Einrichtung der Armenpflege besondere Schwierigkeiten zu überwinden; als P. ins Amt kam, geschah für den Unterricht der Kinder der Armen in dem nun auf sich selbst angewiesenen Kirchspiel noch nichts. Er sah die täglich wachsende Verwilderung der Jugend; nachdem er vielfach auch andere auf den Schaden hingewiesen, beschloß er auf Zureden des Syndikus Wolder Scheele selbst eine Armenschule zu gründen. Sein Vorbild dabei war die seit dem Jahre 1612 in der Altstadt errichtete Knackenrüggische Armenschule, die in Segen wirkte. Der Bürgermeister Heinrich Meurer (s. A. D. B. XXI, 532 ff.) billigte seinen Plan und im Januar 1682 legte P. ein Subscriptionsbuch an und forderte zur Zeichnung von Gaben auf. Neben ihm nahm sich hauptsächlich der Diakonus Caspar Theodor Fürsen zu St. Petri (Sohn des Bd. VIII, S. 211 erwähnten F.) der Sammlung an, die einen überraschenden Erfolg hatte. Um diese Zeit gerieth P. in unangenehme Streitigkeiten mit angesehenen Mitgliedern seines Kirchencollegiums. Nachdem er schon vorher mit seinem Hauptpastor Georg Haccius (s. A. D. B. X, 288 f.), der wegen seiner Unfriedfertigkeit bekannt war, über die Vertheilung der Armengelder einen Streit gehabt hatte, glaubte er auch Anlaß zur Klage über die Art zu haben, wie die Leichnamsgeschworenen (so hießen die Verwalter des wichtigsten Theiles des Kirchenvermögens) mit den Armengeldern umgingen. P. brachte diese Sache auch auf die Kanzel. Als er dann aber doch nicht seinen Vorwurf juristisch beweisen konnte, und auch nicht auf der Kanzel revociren wollte, wurde er am 15. September 1682 ab officio suspendirt. Er supplicirte zu Rath; und als er dem Rathe Gehorsam gelobt hatte, ward er am 22. November desselben Jahres wieder restituirt. Der Zwischenfall scheint seinen Bemühungen für die Armenschule um so weniger geschadet zu haben, als man in der Bürgerschaft ihm sachlich Recht gegeben zu haben scheint; auch persönlich war er während der Zeit seiner Suspension mit Wohlthaten überhäuft worden. Im Anfang des Jahres 1683 waren 20 000 Mark Courant für die Schule gesammelt; auf Pasman's Ansuchen ward durch Rathsdecret vom 30. März 1683 „die Anrichtung einer Armenschule in der Neustadt“ genehmigt und zu deren Verwaltung der von P. vorgeschlagene Vorstand berufen. Hiernach bestand der Vorstand aus P., seinem Freunde Fürsen, zwei Mitgliedern des Rathes und zwei Bürgern. Im Mai 1684 ward die Schule mit einer Einweihungspredigt Pasman's in der kleinen Michaeliskirche eröffnet; sie war zunächst in einem gemietheten Hause, konnte aber schon im October 1684 ihr eigenes Haus, in welchem sie sich noch befindet, beziehen; um diese Zeit war sie schon von 500 Kindern beiderlei Geschlechtes besucht, die von mehreren Lehrern und Lehrerinnen unterrichtet wurden. Als Fürsen am 13. April 1684 gestorben war, wurde statt seiner der Hauptpastor zu St. Michaelis Johan Winckler, der Nachfolger von Haccius, am 1. April 1685 in den Vorstand (das Patronat) der Schule berufen. Es ist wahrscheinlich, daß August Hermann Francke bei seinem ersten Aufenthalt in Hamburg (1683) in der Pasman'schen Schule unterrichtet hat. Als der Andrang zur Schule immer größer wurde, sind auf Winckler's Betrieb noch mehrere, bis zu seinem Tode noch vier, solcher Armenschulen in

der Neustadt gegründet. — Nach Winclers Tode hatte P. noch mancherlei Widerwärtigkeiten zu erleben; durch Winckler's Nachfolger im Seniorat glaubten er und einige andere Prediger sich in den Ministerialconventen behindert, frei nach ihrem Gewissen zu votiren; P. und sein College Eustathius Köten blieben in Folge davon jahrelang aus den Conventen fort, bis am Anfang des Jahres 1710 dieser Zwist durch Vermittlung des Rathes friedlich beigelegt ward. P. starb am 21. April 1716 morgens 1 Uhr, 75 Jahre alt, nachdem er sich während 33 Jahre des guten Fortganges der von ihm gestifteten Schule hatte erfreuen können. Die Predigten, welche er bei der Einweihung der Schule und hernach bei der Grundsteinlegung gehalten hat, sind von ihm in Druck gegeben, die letztere mit einem Anhang zur Geschichte der Neustadt in Hamburg.

Fabricii memoriae Hamburgenses VII, pag. 205 ff.; hier ist der eben erwähnte Anhang abgedruckt. — Johannes Geffcken, Johann Winckler, Hbg. 1861, S. 246 f. — Lexikon der Hamb. Schriftsteller V, S. 648 f. — (Gädechens), Die Paßmann'sche Schule in Hamburg 1683 bis 1883, Hamburg (1883). l. u.

Pasor: Georg P., berühmt als Lexikograph und Grammatiker des Neuen Testaments, geb. am 1. August 1570 zu Ellar bei Hadamar in Nassau, † am 10. December 1637 in Franeker. Sein Vater, ein Schultheiß in seinem Geburtsorte, widmete ihn frühe den Wissenschaften. Bereits 1591 wurde er Student in Herborn, wo sein Hauptlehrer Johannes Piscator ward, der ihn in die Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprache recht einführte. In den folgenden Jahren setzte er seine Studien in Lausanne und Genf fort, kehrte aber 1594 wieder zurück und vollendete dieselben in Siegen, wo sich damals die nassauische hohe Landesschule befand. Hierauf wirkte er als Hofmeister der jungen Grafen zu Dillenburg bis 1517, wo er Lehrer an der Secunda zu Siegen und 1599 an der Prima und zugleich Pädagogearch wurde. In diesem Jahre wurde die Schule von Siegen nach Herborn zurückverlegt. P. offenbarte als Schulmann eine große Gabe im Unterrichten. Damit verband er eine ausgezeichnete Kenntniß der alten Sprachen. Bereits 1607 wurde er zum Professor der Theologie befördert, in welcher Eigenschaft er zugleich bis zum Jahre 1620 die Leitung des Pädagogs weiter führte. Am meisten beschäftigte er sich mit dem Sprachidiom des Neuen Testamentes, welches er nach wissenschaftlichen Principien behandelte. Seine Grammatik hat nach seinem Tode sein Sohn (s. u.) veröffentlicht. Seine Hauptschrift ist aber sein Lexikon zum Neuen Testamente, 1620 zu Herborn zuerst erschienen und dann öfter, durch welches er die Lexikographie des Neuen Testamentes begründet hat. Auf ihm basiren Schleusner und Schöttgen. Ein Charakteristikum ist sein Purismus, den er in der Sprache des Neuen Testamentes zu finden glaubt und der ihn alle Hebraismen aus derselben ausscheiden läßt. Seine übrigen wenigen Schriften erstrecken sich theils auf verwandte Gebiete, theils auf die classische Philologie. Vieles Ungemach, wie Brand und sogar Mißhandlungen, brachte für ihn die Kriegsfurie, so daß er gern 1626 einem Rufe nach Franeker folgte, wo er bis an sein Ende in akademischer Wirksamkeit stand.

Reformirte Kirchenzeitung f. 1884, wo alle seine Schriften zugleich aufgeführt werden. — Ersch und Gruber III. Sect. 12. — Glasius, Godgeleerd Nederland III. — Vriemoet, Athenae Fris. — Bayle.

Cuno.

Pasor: Matthias P., reformirter Theolog, Sohn des vorgenannten, geb. zu Herborn am 12. April 1599, † zu Groningen am 28. Januar 1658. Seine Studien machte er in Herborn, Marburg und Heidelberg. An letz-

genannter Universität war er kurze Zeit Professor der Mathesis, dann der orientalischen Sprachen und der Philosophie in Oxford, von wo er 1627 zum Professor der Theologie nach Groningen berufen wurde. Als seine Lebensaufgabe sah er es an, neben dem Lehramte, dem er sich mit Begeisterung widmete, seines Vaters Schriften zu verbessern und die noch nicht edirten herauszugeben. Er wollte nach seinem Geständnisse die Jugend durch seine Schriften nicht von der Lectüre besserer Werke abziehen, daher sah er von der Veröffentlichung jener ab.

Ersch und Gruber. — Glasius. — Bayle. — Abd. Widmari Parentalia in Matth. Pasorem. — Effigies et vitae proff. Acad. Gron. — Wood's Athenae Oxon. ed. Bliss.

Cuno.

Pasquich: Johann P., Astronom, geb. entweder 1753 oder 1759 in Wien (nach einer anderen Nachricht im Krainischen), † am 15. November 1829 ebenda. P. scheint früh in den geistlichen Stand getreten zu sein und die für diesen erforderliche Vorbildung genossen zu haben. Wann er sich den exacten Wissenschaften zuwandte, ist unbestimmt; jedenfalls begegnen wir ihm 1786 als Adjuncten der Physik an der Universität Pest. 1789 wurde er ebendort Observator der Sternwarte, 1792 Professor der höheren Mathematik. Von dieser letztern Stellung ließ er sich 1797 entheben, anscheinend, um sich mehr auf die Sternkunde beschränken zu können. Nachdem er bis 1824 das Directorat der Ofener Sternwarte bekleidet hatte, zog er sich in den Ruhestand nach Wien zurück und verblieb hier bis zu seinem Lebensende. —

Die litterarischen Arbeiten Pasquich's beziehen sich auf sämmtliche Theile der reinen und angewandten Mathematik. Mehrere statische und zahlentheoretische Artikel von ihm enthalten die von Hindenburg theils allein theils in Verbindung mit J. Bernoulli III herausgegebenen Zeitschriften; unter ihnen möchte sein Versuch einer neuen und schärferen Begründung der Differentialrechnung als „Exponentialkalkul" erwähnenswerth sein. In v. Zachs Monatl. Correspondenz verbreitete er sich hauptsächlich über astronomische und geodätische Fragen. Die Gradmessungsarbeiten seiner Zeit interessirten ihn lebhaft, und da er richtig herausfühlte, wie unmöglich es sei, ein bestimmtes Rotationssphaeroid mit der wahren Erdgestalt zu vollkommener Uebereinstimmung zu bringen, so schlug er (s. a. a. O. VIII, 411 ff.) vor, für verschiedene Theile der Erdoberfläche auch verschiedene sich jener möglichst genau anschmiegende „Krümmungsellipsoide" ausfindig zu machen. Von seinen selbständig erschienenen Schriften machen wir die folgenden namhaft: „Versuch eines Beitrags zur allgemeinen Theorie von der Bewegung und vortheilhaftesten Einrichtung der Maschinen", 1789; „Unterricht in der mathematischen Analysis und Maschinenlehre", 1790—91; „Supplementband", 1798 (theilweise nach den nachgelassenen Papieren des Jesuiten Mitterpacher v. Mitterburg gearbeitet); „Opuscula statico-mechanica", 1799; „Epitome elementorum astronomiae sphaerico-calculatoriae", 1810; „Anfangsgründe der gesammten theoretischen Mathematik", 1812. — Pasquich's Name ist in der Geschichte der Astronomie viel genannt, allerdings nicht immer in einer durchaus ehrenvollen Weise. Es trat nämlich sein Assistent Kmety oder Kmeth gegen P. als Ankläger mit der Beschuldigung auf, jener habe Ortsbestimmungen eines Kometen ohne jede thatsächliche Grundlage bekannt gemacht, somit einen ebensolchen wissenschaftlichen Betrug begangen, wie ein Jahrzehnt vorher der Malteserritter D'Angos. Begreiflicherweise erregte dieser Vorwurf die allgemeinste Aufmerksamkeit, die angesehensten Astronomen, Encke, Gauß, Olbers, Bessel und Schumacher nahmen sich der Sache an, und da stellte sich denn heraus, daß Kmety selbst ruchlos gehandelt habe und P. in moralischer Hinsicht völlig schuldlos sei, allein freilich ließ sich nicht leugnen, daß letzterer bei der Reduction seiner

Beobachtungen sehr unvorsichtig zu Werke gegangen war. Gewissermaßen entlastend wirkt für P. die Thatsache, daß derselbe den berühmten Reisenden Seetzen in die astronomische Beobachtungskunst eingeführt und so indirect auch um die zahlreichen schönen Ortsbestimmungen sich verdient gemacht hat, durch welche Seetzen die Geographie vieler Länder des Orients bereicherte.

v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 21. Band. — Ungarische Nachrichten (Budapester Zeitung), 1863. — Wolf, Geschichte der Astronomie, S. 710 ff. — Briefwechsel zwischen Gauß und Schumacher, 1. Band S. 363 ff. Günther.

Passavant: Jakob Ludwig P., Dr. theol., reformirter Geistlicher, als Freund Goethe's und Lavater's in weiteren Kreisen bekannt geworden, war einem angesehenen Geschlecht entsprossen, aus dem manche tüchtige Männer (siehe Johann Karl und Johann David P.) hervorgegangen sind.

Am Ende des 16. Jahrhunderts war Nikolaus de Passavant, der Stammvater des Baseler, wie des Frankfurter Zweiges, aus Frankreich nach Basel gekommen und hatte daselbst ein Geschäft gegründet. Er legte damals den Adel ab und trat zur reformirten Confession über, der seine Nachkommen mit großer Treue anhingen. Dessen Enkel Rudolph Emanuel kam 1667 nach Frankfurt am Main, wo die Familie bald zu Reichthum und Ehre gelangte. Er war der Urgroßvater von Goethe's Jugendfreund. Jakob Ludwig P. wurde geboren zu Frankfurt am 6. März 1751. Im Hause seines Vaters, des Kaufmanns Johann Ludwig P., herrschte ein schlichter frommer Sinn, dabei aber jene feineren Formen des Umgangs, wie sie in vielen französischen Emigrantenfamilien sich finden, bei denen die Vorzüge beider Nationen sich harmonisch verschmelzen. Die Erziehung des Knaben war vortrefflich; die durch Anmuth ausgezeichnete Mutter, Maria Jakoba geb. Koch, lehrte ihren Liebling selbst in der Familienbibel lesen. Jakob Ludwig war schon als Kind durch Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit ausgezeichnet. Aus Herzensneigung widmete der früh in sich gekehrte Jüngling sich dem geistlichen Berufe, während bis dahin fast alle Glieder der Familie sich dem Handelsstande zugewendet hatten. Schon in der Gymnasialzeit war er wohl zu dem zwei Jahre älteren Goethe in vertrauliche Beziehungen getreten, welche während der Studienjahre und noch etwas über diese Zeit hinaus sich fortsetzten. P. liebte den Dichter mit der ganzen Zärtlichkeit und Hingebung, deren seine weiche Seele fähig war, während dieser dem schlichten Freunde etwas rückhaltender gegenüber stand. Doch findet sich Passavant's Name mehrfach in „Dichtung und Wahrheit“ erwähnt. Im Frühjahr 1768 bezog er die Universität Marburg, wo er bis zum Herbst 1771 verblieb, um dann nach Göttingen sich zu wenden. An beiden Orten gehörte er dem auf deutschen Hochschulen damals verbreiteten studentischen Orden Concordia an, in dem der Freundschaftscultus in überschwänglichster Weise gepflegt wurde, wie ein noch erhaltenes Stammbuch beweist. In Göttingen lernte er auch manche Glieder des Hainbundes (Leisewitz und wahrscheinlich die Grafen Stolberg) kennen. In dieser Zeit hatte er Gelegenheit das Manuscript von „Werther“ kennen zu lernen, und war einer der Ersten, die vom „Wertherfieber“ ergriffen wurden. Im Herbst 1773 verließ er Göttingen und hielt sich im Winter, wie es scheint, theils in Marburg, theils in Frankfurt auf. Im Sommer 1774 erbat er sich von Goethe zur Vermählung seines Bruders Jakob mit Susanne Friederike Philippine Schübeler, welche mit der Schönemann'schen Familie verwandt war, ein Hochzeitsgedicht, das jedoch verspätet eintraf und erst 50 Jahre nachher, bei der goldenen Hochzeit, dem Paare vom Pfarrer überreicht wurde. Die Candidatenzeit verbrachte P. in Zürich, wo er sich von Frühjahr 1774 bis October 1775 aufhielt. Vor allem zog ihn Lavater an, zu dem in der Sturm=

und Drangperiode alles pilgerte, was irgendwie von Begeisterung für die neuen Ideale erfüllt war. P. wurde Amanuensis des merkwürdigen Mannes, der den bescheidenen, aufrichtig nach Wahrheit suchenden Jüngling sehr liebgewann und zu dem „kleinen Cirkel seiner edlen Freundschaft“ rechnete. Mit Pfenninger, Heß, Häfeli und andern Gliedern der Lavater'schen Gemeinde, auch den edlen Frauen dieses Kreises, ward er sehr vertraut. Auch zu Bodmer, Breitinger und Geßner trat er in Beziehung und nahm an dem genialen Treiben, das in diesen Kreisen herrschte, lebhaften Antheil. Im April 1775 ward P. ordinirt, blieb aber dennoch ein halbes Jahr noch bei dem väterlichen Freund. In den Sommer dieses Jahres (1775) fällt die „Geniereise“ mit Goethe. Dieser war mit den beiden Stolberg's nach Zürich gekommen und machte dann am 15. Juni (nicht am 15. Juli wie Goethe angibt) mit dem Frankfurter Freunde einen Ausflug in die Urkantone, wo P. die Führung übernehmen konnte, da er dieselbe Reise bereits einmal gemacht hatte. Der Dichter war damals im Begriff das Verhältniß mit Lilli Schönemann zu lösen, verlebte aber doch mit P., der auf der Reise sich ungewöhnlich heiter zeigte, eine Reihe fröhlicher Tage. Vermuthlich hat Goethe ihn geschildert in dem „Ferdinand“, der in Werthers Reisen als Begleiter des jungen Werther erwähnt ist. P. betheiligte sich damals an dem fröhlichen Treiben der deutschen Kraftjünglinge in Zürich, wie es besonders von den Stolberg's angeregt worden war. Im October kehrte P. nach seiner Vaterstadt zurück, wo ihn der Dichter zu einem wunderlichen Rendezvous vor seiner plötzlichen Reise nach dem Odenwald bestellte. Indessen hatte er einen Ruf als Pfarrverwalter an der reformirten holländischen Gemeinde in Hamburg angenommen, und siedelte im November 1775 dahin über. Im J. 1776 war er mit Goethe, der mit ihm im Briefwechsel geblieben war, mit Herder, Lavater, den Stolberg's und einer Anzahl anderer Freunde zu Straßburg, wo sein Name heute noch, auf der Plattform des Münsters, neben dem jener Dichter eingetragen ist. Seit dieser Zeit hatte er wenig Berührung mehr mit dem gefeierten Jugendfreunde; dagegen blieb er mit Lavater im Briefwechsel, der auch in seiner letzten Krankheit eine Reihe von Blättern mit einzelnen für ihn bestimmten Sinnsprüchen beschrieben hat. Im J. 1777 wurde P. Geistlicher in Hannöverisch-Münden, von wo aus er regen Verkehr mit dem benachbarten Göttingen pflog und besonders mit dem Schweizer Johann Georg Müller, dem Bruder des Geschichtschreibers, vertraut wurde. Im folgenden Jahre verheirathete er sich mit Johanna Elisabeth Waitz. In dieser seiner ersten Ehe wurden ihm vier Kinder geboren, darunter ein Sohn Karl Wilhelm, der nachmals Prediger in Bremen wurde († 1846). Im J. 1787 wurde er zweiter Prediger zu Detmold, wo er für die mancherlei milden Anstalten großes Interesse zeigte und die Bestrebungen v. Coelln's und Ewald's unterstützte. Er war am Hofe sehr beliebt und trat noch nach seinem Weggang zu der geistreichen, für das kleine Land treu besorgten Fürstin Pauline (s. u.) in Beziehungen. Im J. 1794 vermählte er sich nach dem frühen Tode der ersten Gattin zum zweiten Male, mit Auguste Rotberg aus Detmold. In dieser Ehe wurden ihm noch 6 Kinder geboren, darunter ein Sohn, Friedrich, der 1862 als bairischer General verstorben ist. Bald darauf wurde er zum Superintendenten in Detmold ernannt, nahm aber schon im Herbst 1795 einen Ruf als zweiter Prediger bei der deutsch-reformirten Gemeinde der Vaterstadt an, zur innigen Freude der alten Mutter. Er erlebte noch die völlige Gleichstellung beider evangelischen Confessionen in Frankfurt unter dem Fürstprimas von Dalberg, der ihn 1812 zum Schul- und Studienrath ernannte. In dieser Zeit hatte er wieder manche Berührung mit Goethe, indem er viel mit Johann Jakob Willemer, dem Gatten der Marianne, verkehrte. Andere litterarisch bedeutende Männer, wie Jung-Stilling, besuchten häufig sein gast-

liches Haus. Auch mit den Züricher Familien Lavater, Geßner u. a. blieb er bis zu seinem Ende in brieflichem und persönlichem Verkehr. Im J. 1813 wurde P. erster Prediger und Consistorialrath. 1817 erhielt er von der theologischen Facultät zu Jena das Doctordiplom. Das 25jährige Jubiläum des „Vielliebenden und Vielgeliebten", zu welchem u. a. Friedrich Wilhelm Krummacher, damals Hülfsprediger der deutsch-reformirten Gemeinde, ein Gedicht verfaßt, legte Zeugniß ab für die Verehrung, die er in der Gemeinde genoß. Nachdem er lange Jahre hindurch infolge eines Nervenleidens nur mit großer Anstrengung seinen Pflichten nachgekommen war, starb er am 8. Januar 1827. P. hat sich nicht durch hervorragende Leistungen bekannt gemacht; doch ist seine edle, harmonische Persönlichkeit vielen, u. a. auch den beiden Neffen, dem Kunsthistoriker, sowie dem Arzte, zum Segen geworden. Seine theologische Richtung war durchaus die seines Freundes Lavater; die persönliche Gemeinschaft mit dem Erlöser war ihm Stern und Kern des Christenthums, während jede confessionelle Engherzigkeit ihm fremd war. Auf der Kanzel predigte seine johanneische Erscheinung beredter noch als die Lippen von der Liebe Gottes in Christo. Veröffentlicht hat P. nur einige Aufsätze in Pfenninger's Christl. Magazin, sowie etliche Predigten. — Ein Lebensbild Passavant's hat bis jetzt gefehlt. Die hier gebotene Skizze beruht theils auf unveröffentlichten Aufzeichnungen, theils auf hier und da zerstreuten Angaben; eine weitere Ausführung wird der Verf. im Archiv des Frankfurter Alterthumsvereins für 1887 liefern. Den Briefwechsel mit Goethe und Lavater hat P. leider selbst vernichtet, und andere Briefe von Werth sind gelegentlich eines Brandes zerstört worden, so daß viel wichtiges Material zu Grunde gegangen ist. H. Dechent.

Passavant: Johann David P., Neffe des Vorigen, geboren zu Frankfurt a/M. am 18. September 1787. Sein Vater, Johann David, betrieb in der Schnurgasse ein blühendes Handelsgeschäft in englischen Waaren. Seine Mutter war die Tochter des vermögenden Weinhändlers Johann Noë Gogel, welcher der in seiner Familie herrschenden Vorliebe für Kunst folgend — einer der Vorfahren war Maler, andere hatten sich als Dilettanten mit Grabstichel und Radirnadel versucht — eine ansehnliche Sammlung von Gemälden erworben hatte; auch besaß er eine bedeutende Bibliothek. An diesen Schätzen hatte sich das Wesen der Tochter entwickelt und sie trug ihre Neigung für Kunst und Geistesbildung auch auf ihren Sohn über. Durch frühzeitigen Zeichenunterricht bei dem Maler Bager und dem Architekten Ulrich wurde in dem Knaben diese Neigung vermehrt, und die Liebhaberei des Sammelns angeregt, welche er zuerst durch das Sammeln der Stiche Chodowiecki's bethätigte. Der Umgang mit dem Sohne des Frankfurter berühmten Pferdemalers Johann Georg Pforr brachte ihn den Kunstkreisen noch näher und P. empfand es schmerzlich, als der junge Franz Pforr nach dem rasch aufeinander folgenden Ableben beider Eltern zu seinem Onkel, dem Gallerieinspector Tischbein nach Kassel kam, um von ihm als Maler ausgebildet zu werden. Aber auch an unsern P. trat der Ernst des Lebens rasch heran. Sein Vater, dessen Geschäfte durch den Krieg schwer gelitten hatten, starb nach längerem Leiden im Jahre 1800, und P., zum Kaufmann von seinen Eltern bestimmt, trat im Jahre 1803 als Lehrling in das Geschäft ein, welches nach des Vaters Tod fortgeführt wurde; seine Neigung, Künstler zu werden, wagte er nicht laut werden zu lassen. Als aber sein Freund Franz Pforr nach dem Tode seines Onkels Tischbein im Sommer 1805 als siebzehnjähriger Jüngling nach Frankfurt zurückkehrte, erhielt diese Neigung neue Nahrung und wurde immer brennender, als Pforr, welcher im Herbst desselben Jahres nach Wien gegangen war, um sich auf der Akademie weiter auszubilden, ihm Briefe voll Begeisterung von dorten schrieb, und von seinem

neuen Freunde Overbeck schwärmte. Voll Kummer verharrte P. in dem Geschäft und ging 1809 zu seiner weiteren kaufmännischen Ausbildung nach Paris, woselbst er in dem Bankhause Rougemont & Löwenberg eine Stellung fand. Alle freie Zeit verwendete P. dort zum ernsten Studium aller jener Kunstwerke, welche Napoleon I. in Paris zusammengeschleppt hatte, und zur Vermehrung seines Wissens. 1812 erhielt P. in Paris die ihn tief erschütternde Nachricht von dem in Albano erfolgten Tode seines Freundes Franz Pforr.

Um diese Zeit schrieb P. eine Kritik der neu ausgestellten Werke von Gros, David, Gerard, Guérin 2c. 2c., indem er dieselben mit den alten Italienern verglich, und schickte dieselbe nebst einer in Kreide gezeichneten Landschaft seiner Erfindung in Poussin's Charakter nach Frankfurt an seinen Freund Herrn Henry Cornill. Dieser verschaffte ihm auch in Frankfurt bei Mumm & Co. eine Stelle, denn das Vermögen der Mutter war in Folge der Geschäftszerstörung durch die Continentalsperre so reducirt worden, daß P. nunmehr ganz auf sich selbst angewiesen war. Nach Napoleons Flucht von Elba ergriff die nationale Begeisterung auch ihn und er zog am 25. Juli 1815 mit der Compagnie der Freiwilligen zur Belagerung Straßburgs nach dem Elsaß. Bei diesem Losreißen von der kaufmännischen Thätigkeit entwickelte sich in ihm der Entschluß, sich ganz und gar dem künstlerischen Berufe zu widmen und bei seiner Rückkehr theilte er dieses seiner erschreckten Mutter mit. Auch säumte er nicht mit der Ausführung und reiste am 1. December nach Paris ab, woselbst der siebzigjährige David den schon achtundzwanzig Jahre alten Anfänger freundlich in sein Atelier aufnahm, in welchem damals auch Wach und Rittig studirten. An sie schloß P. sich innig an. Nach David's Exilirung übernahm Baron Gros das Atelier und P. studierte unter ihm weiter. Da das Museum geschlossen war, so verschaffte Alexander von Humboldt unserem P. die Erlaubniß, in demselben nach Raphael copiren zu dürfen; auch in selbstständigen Compositionen aus dem Nibelungenliede versuchte er sich und fand für dieselben den Beifall August Wilhelm von Schlegel's. Nach achtzehn Monaten anhaltendsten Fleißes kehrte er nach Frankfurt zurück, um alsbald seinem Freunde Wach nach Rom zu folgen.

Ueber Mailand und Bologna ging er nach Florenz, woselbst er Baron von Rumohr kennen lernte, welcher Studien für seine kunstschriftstellerischen Arbeiten sammelte. Dieses Zusammentreffen, der anhaltende Umgang mit Rumohr während einiger Monate, sollte für P. von bedeutenden Folgen werden, indem ihm hierdurch zuerst näherer Einblick in das Gebiet kunsthistorischer Forschung eröffnet wurde. Mit Baron Stackelberg machte P. gemeinschaftlich die Reise über Urbino und Perugia nach Rom, woselbst die Reisenden am 22. December 1817 eintrafen. Jetzt erst lernte P. Overbeck persönlich kennen, nachdem er durch Franz Pforr bereits in brieflichem Verkehr mit ihm gestanden hatte; auch zu Cornelius und Veit trat er bald in freundschaftliche Beziehungen. Die drei Genannten hatten damals schon ihre Fresken in der Casa Bartholdi vollendet und bereits die neuen Aufträge zur Ausschmückung der Villa Massimi erhalten, zu welcher auch noch Koch und Schnorr von Carolsfeld herangezogen wurden. Im Umgang und in engem Anschluß an diese Freunde suchte P. nun seine eigenen künstlerischen Studien zu fördern, indem er sich ganz der durch sie vertretenen Richtung anschloß, obgleich er sein ganzes Leben hindurch der reformirten Kirche, in welcher er aufgewachsen war, treu ergeben blieb. Mit Cornelius machte er einen Ausflug nach Neapel, mit Overbeck einen solchen nach Assisi, mit Julius Schnorr verweilte er drei Monate in Florenz und vollendete dort sein erstes größeres Oelgemälde, eine heilige Familie (jetzt im Besitz des Herrn Otto Cornill in Frankfurt a/M.). Mit Heinrich Heß

verbrachte er einen arbeitsamen Sommer in Perugia. Eine Charitas, eine Landschaft mit dem vor dem Hirsche knieenden heiligen Hubertus, deren Motiv der Umgebung um Olevano entnommen ist (jetzt im Städelschen Institute als Vermächtniß des Dr. Böhmer) entstanden in Rom. Alle diese Arbeiten zeugen von dem edlen, feinen Künstlersinn, welchen P. sein ganzes Leben hindurch bethätigte; doch zeigten sie mehr die Fähigkeit Gutes nachzuempfinden, als Neues zu gestalten, und der geringe Erfolg, welchen er mit denselben erzielte, mußte ihn darauf hinweisen, daß ihm auf dem Felde der Kunstausübung wenig Freude erblühen würde. Fast unbewußt lenkte er mehr und mehr in die Bahnen des Kunstforschers und Kunstschriftstellers ein und darin von seinen römischen Freunden bestärkt, schrieb er seine erste veröffentlichte Schrift unter dem Titel: „Ansichten über die bildenden Künste und Darstellung des Ganges derselben in Toscana, von einem deutschen Künstler in Rom“ 1820. Diese Mittheilungen, welche zur Bestimmung des Gesichtspunktes dienen sollten, aus welchem die neue deutsche Malerschule zu betrachten sei, sind später von vielen Kunstschriftstellern als Grundlage zur Darstellung der deutschen Kunstentwickelung jener Epoche benutzt worden, und sie sind von Wichtigkeit zur Kenntniß der Ideen, welche damals in Rom jene Künstler beseelten, die man später mit dem Namen der „Nazarener“ bezeichnete. Die Worte Passavant's: „es liegt die Blüthe einer Kunst nicht in den Folgen eines tiefen Friedens, nicht in dem Reichthum eines Volkes, nicht in der Freigiebigkeit eines Fürsten oder in kostspieligen Kunstanstalten, sondern in der Größe der in einem gebildeten Volke herrschenden Gesinnung“ sind heute noch so wahr und beherzigenswerth wie damals; und nicht rühmend genug kann hervorgehoben werden, daß in gleich entschiedener Weise der Nationalitätsgedanke noch nicht ausgesprochen worden war, wie in dieser Schrift. Da Rumohr den Künstlern in Rom eine ähnliche Abhandlung zugesagt, aber nie ausgeführt hatte, so war er über das Erscheinen von Passavant's Schrift gereizt und schrieb eine ungünstige Recension derselben im Kunstblatt (Kstbltt. 1821, Nr. 32, p. 125—128), welche die Künstler in Rom damals sehr empörte. Trotzdem aber erkannte Rumohr Passavant's Tüchtigkeit so sehr an, daß er ihn dem Herausgeber des Kunstblattes, Schorn, als Correspondenten aus Rom empfahl, was P. gerne annahm. Er begann die Reihe seiner Berichte mit einer Beschreibung der Fresken Overbecks in der Villa Massimi (Kunstblatt 1821, Aug. Nr. 64) und unterzeichnete sich Johannes von F. Besonderes Verdienst erwarb sich P. um die deutsche Künstlerschaft in Rom noch durch die mit Unterstützung Bunsen's ins Leben gerufene Gründung einer Künstlerbibliothek, welcher er bis zu seiner Abreise von Rom vorstand. Dieselbe erfolgte im Jahre 1824.

Ueber München kehrte er nach Frankfurt zurück und fand dort in dem Kreise der Männer, welche sich häufig bei dem Bürgermeister Thomas versammelten, freundlichste Aufnahme. Wir nennen unter denselben vorzugsweise Dr. Böhmer, Dr. Schlosser, Clemens Brentano, den Architekten Hübsch und den Kupferstecher Barth, die beiden letzteren Professoren an dem Städelschen Institut. Manche Hoffnungen, welche P. auf die Thätigkeit dieser Anstalt für die Wiedererweckung der monumentalen Kunst setzte, verwirklichten sich nicht und er mußte seine Kraft in dem Staffeleibilde zu verwerthen suchen. Er malte in der Folge verschiedene Madonnenbilder und Landschaften, ein Gemälde der heiligen Elisabeth und Katharina, welches er der katholischen Liebfrauenkirche zu Frankfurt schenkte, ferner ein größeres Gemälde „Paulus vor Festus“ (jetzt in dem städt. Gymnasium). Von all diesen Arbeiten gilt was schon oben gesagt wurde, und Passavants Freunde, namentlich Dr. Böhmer, fühlten dies wohl. Kurz vor dem Albert Dürer-Feste in Nürnberg (6. April 1828), zu welchem auch P.

eilte, ließ er einen Aufsatz über „die dreifache Richtung der Kunst“ drucken, in welchem er in Bezug auf die neue Kunst ausführte: „daß die bildende Kunst, sowie alle Bestrebungen der Menschen sich wieder, und zwar mit freiem Bedacht, zu der Richtung zurückwenden müßten, in welcher die Sehnsucht nach einem Leben in Gott sich offenbare“. Wenn sein Freund Böhmer diesen Anschauungen gegenüber sich sehr ablehnend verhielt, so mochten sie doch sehr im Sinne der alten Freunde sein, welche er in Nürnberg wieder fand. Zu diesen gehörten Cornelius und Schnorr, mit welchem letzteren er nach München ging, um dort während eines halben Jahres sowohl die Kunstschätze zu studiren, als auch bei Schnorr die Freskotechnik zu erlernen, da er sich mit dem Plane trug: die neuerbaute Halle des Friedhofes in Frankfurt mit Fresken zu schmücken. Für diesen Kirchhof entwarf er auch in München eine Anzahl Grabmonumente, welche noch im Jahre 1828 in Frankfurt erschienen.

Doch nun nahte die Zeit, in welcher P. durch eine zufällige Veranlassung zu der erfolreichen Thätigkeit hingeführt werden sollte, zu welcher ihn sein Bildungsgang ganz besonders befähigte, nämlich zur kunsthistorischen Forschung. Er sagt hierüber selbst: „Im Jahre 1830 beabsichtigte Professor Braun in Mainz eine verbesserte Ausgabe seines Büchleins über Raphael, worüber er mich, der ich in Italien gewesen, oft um Rath fragte. Das that ich denn auch nach Kräften, allein er kam damit nicht zurecht, so daß er mich aufforderte, selbst ein Werk über diesen Meister zu schreiben. Einem solchen Unternehmen fühlte ich mich indessen in keiner Weise gewachsen. Ich faßte jedoch den Gedanken auf und begann gründliche Forschungen über diesen Gegenstand.“ (Vergl. fünften Bericht über das Städ. Kunstinstitut, December 1863.) Zu diesem Zwecke besuchte er noch im Herbst 1830 Berlin, wozu die Uebersiedlung seiner verheiratheten Schwester dorthin ihm erwünschte Veranlassung bot; von da ging er nach Dresden. Im April 1831 finden wir ihn abermals in Paris, von wo aus er mit dem Maler Bläse nach London ging. Alle öffentlichen und privaten Sammlungen, alle Schlösser, in welchen sich Werke Raphaels befinden, suchte er auf und allenthalben erwarben ihm seine Kenntnisse und seine guten geselligen Formen im Vereine mit einer schönen männlichen Erscheinung die beste Aufnahme. Auch fand er bei Verwandten seines Schwagers Gelegenheit, in London ein Familienporträt zu malen, wodurch der Zustand seiner Reisekasse wesentlich gebessert wurde, so daß er auf der Rückreise sich auch in Belgien mit Muße umsehen und die flandrische Kunst, wie auf der Weiterreise über Aachen und Köln die niederrheinische, gründlich studiren konnte. Als Folge dieser Reise veröffentlichte er sein Werk: „Kunstreise durch England und Belgien nebst einem Bericht über den Dombau zu Frankfurt a./M.“ 1833. Die Resultate, welche für die Kunstforschung von besonderem Interesse waren, stellte er in einigen Artikeln für das Kunstblatt zusammen (1832, Nr. 66—74). Allgemein war das Staunen bei diesen Publicationen über die in England angehäuften, noch wenig bekannten Kunstschätze. In Belgien wie in England machte das Werk gleiches Aufsehen; in Belgien bestellte die Akademie 500 Exemplare desselben; die Nachrichten über die englischen Künstler erschienen sogleich übersetzt in einer „Review“ und Miß Rigby übertrug das ganze Buch ins Englische“ („Tour of a german artist in England.“ London 1836, 2 Bde.). An die Forschungen dieser Reise schließt sich auch an: „Lettre de M. Passavant de Francfort à Mr. O. Delepierre à Bruges sur les productions des peintres de l’ancienne école flamande au XV^{ème} et XVI^{ème} Siècle etc.“ Gand 1842, 1 Bd.

Zur Vervollständigung seiner Raphaelstudien ging P. im Herbst 1834 abermals nach Italien. Er besuchte nach einander Mailand, Pavia, Genua, Pisa, Rom, Neapel, Urbino und die Mark Ancona. Sein Besuch in Fano,

Pesaro, Montefiore, Sinigaglia galt namentlich seinen Studien über Raphael's Vater, Giovanni Santi. Sodann besuchte er Perugia, Florenz, Bologna, Venedig und kehrte über Wien und München nach Frankfurt zurück. Erst 1839 konnte er sein Werk: „Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi" (2 Bde.) erscheinen lassen. Eine weitere Frucht seiner Reise waren die im Kunstblatt (1838 in Nr. 66 u. ff.) erschienenen Artikel „über die alten lombardischen Maler". Das Buch über Raphael machte das größte Aufsehen; in solcher Vollständigkeit war bis dahin trotz vieler ähnlicher Arbeiten noch nichts geleistet worden; demungeachtet konnte P. im Jahre 1858 einen dritten Band mit Nachträgen, namentlich mit reichhaltigen neuen Angaben über Handzeichnungen Raphael's veröffentlichen. Im Jahre 1860 wurde das Werk ins Französische übersetzt und damit der ganzen Kunstwelt zugänglich gemacht, den Ruhm des Verfassers allenthalben verbreitend.

War Passavant's künstlerische Thätigkeit schon während der letzten Jahre sehr gering gewesen — sie hatte sich fast nur auf das Malen einiger Landschaften idealen Charakters beschränkt — so stellte er dieselbe fast gänzlich ein, nachdem er im October 1840 zum Inspector des Städel'schen Instituts ernannt worden war; nur die lebensgroße Figur Kaiser Heinrichs II. für den Kaisersaal des Römers in Frankfurt fällt in die Zeit kurz nach seiner Ernennung. diese Stellung schloß zugleich ein Lehramt in sich. Sie legte ihm die Leitung der Studien jener Schüler auf, welche nach den Gypsabgüssen zeichneten; die geläuterte edle Auffassung, welche sich in seinen Correcturen nach der Antike aussprach, ist für viele jener Anfänger von unschätzbarem Werthe in ihrer Weiterentwickelung geworden. Auch theilte er mit den anderen Professoren die Correcturen nach dem lebenden Modell im Actsaal. Seine Hauptthätigkeit aber war fortan der Vermehrung der Gemälde- und Handzeichnungen-Sammlung, sowie der Entwickelung und Ordnung des Kupferstichcabinetes gewidmet. Der treffliche Katalog der Gemäldesammlung ist sein Werk und in der 1855 erschienenen Schrift: „Eine Wanderung durch die Gemäldesammlung des Städel'schen Kunstinstituts" (Verlag von Heinrich Keller) gab er eine kurze Kunstgeschichte der in der Sammlung besonders vertretenen Zeiten. Dazwischen machte er häufige Reisen zu steter Bereicherung seines Wissens, namentlich mit Rücksicht auf die altdeutschen und altitalienischen Kupferstecher. Eine Darstellung der Entwickelung des Kupferstiches in kurzem Abrisse gab er in dem im August 1859 veröffentlichten Berichte des Städel'schen Instituts heraus. Manche kleinere Abhandlungen erschienen in den Kunstblättern von Schorn, Kugler, Eggers, in von Quast's und Otte's Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst, im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst und in Naumann's Archiv für zeichnende Künste. Sie sind für die Kunstforscher vielfach von der größten Wichtigkeit gewesen. Auch Spanien bereiste P. und legte seine Beobachtungen nieder in dem Werke: „Die christliche Kunst in Spanien" (1853, 1 Bd.). Im Jahre 1860 erschienen die zwei ersten Bände seines „Peintre-graveur", ein Werk, welches jenes gleichnamige von Bartsch vervollständigen und berichtigen sollte. Aber erst nach seinem Tode erschien der letzte der sechs Bände (1860—1864, 6 vols. avec table alphabétique générale etc. etc.) dieses bedeutenden Werkes, welches zu den unentbehrlichen in der Kunstwissenschaft gehört, und welches Staunen erregte durch die Fülle des früher unbekannten Materials, durch welches neues Licht über die dunkelsten Anfänge der Kupferstechkunst verbreitet wurde, wenngleich P. Widerspruch dadurch erregte, daß er den Deutschen die Erfindung des Kupferstiches zuschrieb.

Noch hatte P. die Freude die vollständige, systematische Ordnung der Kupferstich- und Handzeichnungen-Sammlung zu erleben, welche unter seiner Leitung von seinem Gehülfen, dem späteren Inspector Malß, ausgeführt wurde.

Am 17. August 1861 verschied er bei noch vollständig klarem Geiste. Seine Hingebung an die seiner Obhut anvertrauten Sammlungen hat er stets dadurch bethätigt, daß er werthvolle Kupferstiche und Handzeichnungen, welche er entweder schon besaß, oder mit der Absicht Lücken in den Sammlungen auszufüllen, aus eigenen Mitteln erwarb, den Sammlungen schenkte, namentlich zu Zeiten, in welchen die Administration aus ökonomischen Rücksichten mit ihren Mitteln bei Ankäufen zurückhaltend war. Auch hinterließ er der Gemäldegallerie eine Anzahl sehr werthvoller Oelgemälde, der Bibliothek seine sehr bedeutende Sammlung von Kunstbüchern und Kupferwerken, sein nicht gedrucktes Manuscript: „Jean Fouquet de Tours, peintre et enlumineur du Roy Louis XI“, sowie 37 Bändchen seiner handschriftlichen Notizen zu seinen kunstgeschichtlichen Arbeiten, durch welche er einer der ausgezeichnetsten Mitbegründer der modernen Kunstforschung geworden ist.

Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a./M. 1864 und 1865: „Joh. Dav. Passavant, ein Lebensbild von Dr. Ad. Cornill“. — Desgl.: Fünfter Bericht über das Städel'sche Kunstinstitut durch die Administration veröffentlicht im Dec. 1863. — Desgl.: Didaskalia Nr. 120 und 121, 1. und 2. Mai 1862.

Otto Donner-von Richter.

Passavant: Johann Karl P., Arzt und Schriftsteller, wurde geboren zu Frankfurt a./M. am 22. April 1790 und starb daselbst am 14. April 1857. Sein Vater war der Kaufmann Christian P., ein Bruder des Pfarrers (s. S. 196). Dieser übte auf die religiöse und sittliche Entwickelung des Neffen einen bedeutenden Einfluß aus, wie denn auch beide in der Milde der Gesinnung, wie in der Feinheit des Empfindens, innere Verwandtschaft beweisen. Vielleicht hat der mit Lavater und Jung-Stilling befreundete Oheim zuerst den Jüngling auf die tieferen Probleme des Seelenlebens hingewiesen. Doch auch die Mutter, Marie Elisabeth de Bary, hatte durch eine aufrichtige Frömmigkeit auf des Kindes früh empfänglichen Sinn segensreich eingewirkt. In manchen Zügen trat es bald zu Tage, was in seinem Innern verheißungsvoll sich regte. Die strengste Wahrhaftigkeit zeichnete schon den Knaben aus, der ernste Selbstprüfung und Selbstzucht an sich übte und der allen religiösen Fragen ein tiefes Interesse entgegenbrachte. Während der Gymnasialzeit hegte er lebhaft den Wunsch sich dem geistlichen Berufe zu widmen, doch entschloß er sich, als er im Herbst 1807 die Universität Heidelberg bezog, durch äußere Verhältnisse bestimmt, zum Studium der Medicin. Zunächst war ihm begreiflicher Weise daran gelegen, im allgemeinen den Wissensdurst zu befriedigen und seinen geistigen Horizont zu erweitern, weshalb er die Vorlesungen eines Daub, Fries, Creuzer und Boeckh (über Philosophie, Mythologie und Symbolik) den Fachcollegien vorzog; doch gewann er ein tieferes Interesse für die Heilkunde, als er Ostern 1809 nach der durch treffliche Lehrer ausgezeichneten Tübinger Hochschule übersiedelte. Kielmeyer und Autenrieth zogen ihn an, und er begann schon damals eigene physiologische Versuche anzustellen. Im 20. Jahre (1810) erwarb er sich die Doctorwürde und begab sich dann nach Wien, um in den dortigen Hospitälern zu arbeiten, wobei er der Augenheilkunde große Aufmerksamkeit zuwandte. Damals machte ihn Malfatti genauer mit dem Magnetismus bekannt, mit dem er sich bald schon selbstständig beschäftigte. Immerhin schwankte P. noch, ob er nicht, wie sein Freund Veith, statt des ärztlichen Berufes den seelsorgerlichen erwählen solle; aber auf Verlangen des Vaters blieb er der einmal angetretenen Laufbahn treu, ohne doch von der „Braut seiner Jugend“ völlig sich abzuwenden. Es war von nun an sein höchstes Ideal, eine Versöhnung zwischen der Naturwissenschaft und der Theologie herbeizuführen und über den scheinbaren Gegensätzen beider Disciplinen eine höhere Einheit nachzuweisen, wie denn sein ganzes Wesen in persön-

lichen, wie in theoretischen Fragen, auf Vermittlung angelegt war. Es war seine Ueberzeugung, daß Vernunft und Offenbarung, als aus einer Quelle stammend, sich nicht widersprechen können, daß die Offenbarung zwar nicht aus der Vernunft herrühre, aber doch mittelst der Vernunft erkennbar sei. „Alle Philosophie muß zur Theosophie, alle Wissenschaft zur Mystik geläutert und verklärt werden". In solchen Ansichten wurde er besonders bekräftigt durch den edlen Sailer, der damals Professor der katholischen Theologie in Landshut war und nachmals Bischof in Regensburg wurde. Dieser Mann, welcher auch zu Lavater in Beziehungen gestanden hatte, wurde Passavant, wie so manchen anderen Protestanten. ein väterlicher Freund bis an sein Lebensende. P. besuchte ihn häufig und trat auch mit ihm in lebhaften brieflichen Verkehr (Briefe Sailer's finden sich in den von Passavant's Wittwe herausgegebenen „Gedenkblättern an Johann Karl Passavant, Frankfurt a./M., Heyder und Zimmer 1860", während die Schreiben Passavant's an Sailer, wie an dessen gleichgesinnten Schüler Diepenbrock, sich nicht mehr aufgefunden haben). Es ist anzuerkennen, daß keiner dieser katholischen Priester versucht hat, den Freund zum Uebertritt zu bewegen, obwohl P. selbst manchmal dazu geneigt war, häufig am römischen Gottesdienste theilnahm und noch kurz vor seinem Tode bekannte, von den meisten Wahrheiten dieser Kirche überzeugt zu sein. Neben dem Einfluß von Sailer ist übrigens in dieser Periode auch der Einfluß von Schelling nicht zu verkennen, dessen Philosophie damals viele Geister mächtig anzog. Im Jahre 1816 ließ sich P. nach mancherlei Reisen als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Er hatte gelernt die Ausübung dieses Berufes auch als eine Arbeit am Reiche Gottes aufzufassen und hat ihn in diesem idealen Sinn allzeit geführt. Von den Collegen trat ihm besonders Dr. Neeff nahe, der auch magnetische Kuren machte, außerdem trat er zu dem Bibelforscher Johann Friedrich von Meyer in vertraute Beziehungen. In diese Zeit fällt auch eine lebhafte Correspondenz mit Baader und anderen Theosophen, die sich für eine sacramentliche Auffassung der magnetischen Kuren aussprachen. Mit seinem kunstsinnigen Vetter Philipp machte er im Winter 1816/17 eine Reise nach Italien, wo er auch mit einem anderen Vetter, Johann David, dem nachmaligen Kunsthistoriker (s. o.), zusammentraf und eine interessante Audienz bei Pius VII. hatte, in der er mit diesem unbeugsamen Kirchenfürsten von seinem Lieblingsthema, der Wiedervereinigung der Confessionen, zu reden wagte. Im Jahre 1818 wurde P. Hausarzt an dem Versorgungshause, dessen Insassen ihm mit großer Liebe anhingen, und dessen Einrichtungen vielfach auf seinen Rath zurückzuführen sind. In den Jahren 1819 und 1820 hielt er im Senckenberg'schen Stift Vorlesungen über den Lebensmagnetismus vor einem gewählten Zuhörerkreise, dessen Interesse an seinen Beobachtungen ihn veranlaßte, ein Werk über diesen Gegenstand herauszugeben: „Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen" Frankfurt a./M. bei Brönner 1821. (Die zweite vielfach veränderte Auflage erschien 1837.) Im folgenden Jahre fand er eine geistig angeregte Lebensgefährtin in Marianne Lessing, die er in Verbindung mit einer Somnambule ärztlich behandelt hatte. Durch Sailer machte P. die Bekanntschaft von Melchior Diepenbrock, der damals die rechte Hand des greisen Bischofs war, und trat bald zu ihm in die herzlichsten Beziehungen. In Frankfurt verkehrte er in dieser Zeit viel in einem romantisch gerichteten Kreise, in welchem außer den Vettern Johann David und Philipp P. noch Thomas, Böhmer und Christian Schlosser besonders hervorragten. Durch diesen Verkehr erhielt seine Sympathie zum Katholicismus beständig Nahrung, wiewohl er seit seiner Vermählung sich der reformirten Gemeinde, der seine Ahnen angehört hatten, wieder förmlich anschloß. In einem engeren Kreise hielt

er 1829 und 1830 Vorträge über Psychologie, die zwar nicht gedruckt vorliegen, deren Frucht aber einige später erschienene philosophische Monographien waren. Um diese Zeit traf er auf der Heidelberger Naturforscherversammlung (1829) zum ersten Male mit einem Mann zusammen, dessen Bekanntschaft er wegen der Aehnlichkeit der Beschäftigungen längst zu machen gewünscht, mit dem Arzt und Dichter Justinus Kerner, dem er allmählich sehr nahe trat, ohne doch dessen Ueberschwänglichkeiten auf dem Gebiete des Somnambulismus zu theilen. Der Wunsch, die Cholera persönlich beobachten zu können, führte ihn 1832 wieder nach Wien, wo er längere Zeit in Hospitälern thätig war. Im J. 1834 wirkte er bei der Neugründung des physikalischen Vereins in Frankfurt mit, bei welchem Anlaß er die Festrede „über das Studium der Naturwissenschaften als ein allgemeines Bildungsmittel" hielt. Im folgenden Jahre erschien die Schrift: „Von der Freiheit des Willens", Frankfurt bei Brönner 1835, welche die Voraussetzungen zum Verständniß seiner letzten Schrift („über das Gewissen") enthält. Im J. 1837 bot sich ihm Gelegenheit, sich über seine Stellung zu der neuen Erscheinung der Homöopathie auszusprechen. Bei einer Versammlung homöopathischer Aerzte hielt er eine Rede, in der er zwar die relative Berechtigung der neuen Methode anerkannte, wie er denn auch meist nur kleine Gaben zu verordnen pflegte, aber drei verschiedene Heilarten, eine antipathische, eine homöopathische und eine sympathische, unterschied, die je nach dem vorliegenden Falle anzuwenden seien. Im Anfang der 40er Jahre beschäftigte er sich besonders eingehend mit theologischen Problemen. In diese bewegte Zeit fallen die „theologischen Briefe" an Diepenbrock und ein Theil der „philosophischen Gedanken" (siehe die „Gedenkblätter"), ferner eine Reihe von Aufsätzen in der Allgemeinen Zeitung, in welchen er dem Gedanken der Versöhnung der beiden christlichen Kirchen Ausdruck gab. Obwohl die deutsch-katholische Bewegung sein Ideal von einer Annäherung der Confessionen scheinbar zu verwirklichen suchte, stieß sie ihn doch von Anfang an ab, und besonders die leitenden Persönlichkeiten waren ihm zuwider. Das „tolle Jahr" brachte ihm viel anregende Bekanntschaften — auch der inzwischen zum Fürstbischof von Breslau erhobene Diepenbrock hielt sich als Abgeordneter in Frankfurt auf. Die auf 1848 folgende Steigerung der confessionellen Gegensätze berührte ihn wehmüthig — er selbst wurde von ultramontaner Seite wegen seines Lebensbildes des 1853 verstorbenen Diepenbrock angegriffen, besonders aber das neue Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä (1854) brachte viele seiner optimistischen Hoffnungen zum Scheitern, wiewohl er an seinen Idealen bis an das Ende festhielt. Sein philosophischer Schwanengesang war die in fast erbaulichem Ton geschriebene Betrachtung: „Das Gewissen", Frankfurt, Heyder und Zimmer 1857, die übrigens nicht sowohl eine psychologische Analyse, als vielmehr eine auf der Grundlage des Gewissens aufgebaute religiös-sittliche Weltanschauung mit besonderer Berücksichtigung der eschatologischen Probleme darbietet. Bald nach dem Erscheinen dieser Schrift, die ein Bild seiner eigenen Persönlichkeit darstellte, verschied er nach kurzem Leiden am 14. April 1857. Die Harmonie und Liebenswürdigkeit seines Wesens sowie die Lauterkeit und Uneigennützigkeit seines Handelns hatten ihm die Achtung seiner Mitbürger in hohem Grade zugewandt. Seine Gattin folgte ihm bereits 1862 im Tode, nachdem sie sich um Ordnung des Nachlasses verdient gemacht hatte. Durch alle Schriften Passavant's, aus der ältesten, wie aus der letzten Zeit, und durch den ganzen Briefwechsel zieht sich eine Grundanschauung hindurch. Es wäre unschwer, ein förmliches philosophisch-theologisches System aus seinen Werken zusammenzustellen; hier sei nur das Wichtigste angedeutet. Die beiden wesentlichsten Punkte, die uns in seinen Schriften entgegentreten, sind die Lehre von dem Lebensmagnetismus und die Hinneigung

zu dem katholischen Dogma. Doch ist das letztere Moment aus dem ersteren zu erklären; seine physiologischen und psychologischen Studien führten ihn zu dem Interesse an solchen Lehren der katholischen Kirche, die von den Reformatoren bestritten worden waren. Er war nicht romanisirend gerichtet — seine Freunde in jener Kirche wurden von ultramontaner Seite gehaßt — er schwärmte auch nicht, wie manche seiner Frankfurter Bekannten, für die gesellschaftlichen und staatlichen Zustände des Mittelalters, gehörte vielmehr einer gemäßigt-liberalen politischen Richtung an; auch bestimmte ihn nicht, wie manche Convertiten, eine aus innerer Unselbstständigkeit hervorgehende Sehnsucht nach einer unbedingt bindenden Autorität; am wenigsten war er begeistert für den Amtsbegriff, wie denn die Bestrebungen des neuauflebenden lutherischen Confessionalismus trotz vielem Gemeinsamen, das er anerkennen mußte, ihm unsympathisch waren — sein Interesse am Katholicismus hing vielmehr, wie angedeutet, aufs engste mit der Lehre vom Lebensmagnetismus zusammen. Es folgt darum zunächst ein Ueberblick über diese Lehre. P. geht von dem Gedanken aus, daß im geistigen Leben analoge Gesetze wie im materiellen Leben herrschen, nur daß uns überall eine Entwickelung vom Niedrigeren zum Höheren entgegentritt. Die organischen Kräfte erscheinen ihm als Modificationen der allgemeinen Naturkräfte oder Imponderabilien (wie Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus), so daß das Verständniß der Naturkräfte zum Verständniß jener höheren Kräfte führen kann, die zwar nicht mit ihnen identisch, aber doch ihnen entsprechend sind. Die organische Kraft im Thierreich, die Nervenkraft, wirkt im Organismus selbst durch bestimmte Leiter, die Nerven; kann aber auch analog der Elektricität, über ihre Organe hinauswirken und, vielleicht durch einen ausströmenden Nervenäther, einen unmittelbaren Einfluß auf nähere oder entferntere Gegenstände ausüben. So entstehen die lebensmagnetischen Erscheinungen, die einen weiten Umkreis von den tiefsten animalischen Aeußerungen bis zu den höchsten Seelenwirkungen haben. P. unterscheidet hier drei Stufen: 1. eine nur organische lebensmagnetische Thätigkeit, die bei allen lebenden Wesen beobachtet werden kann, 2. eine geistige, bei der das organische Princip in den Dienst des menschlichen Willens tritt (hierher gehören die lebensmagnetischen Curen), 3. eine höhere geistige, wo der geschaffene Geist dem absoluten als Leiter dient, und die Schranken seiner jetzigen Natur überschreitet (Wunder). Wie aber hier die Nervenkraft über die Grenzen der Bewegungsorgane hinausgeht, so kann sie auch über die Grenzen der Sinnesorgane hinausgehen. Jenes geschieht durch die Magie, dieses durch die Extase. Auch hier unterscheidet P. drei entsprechende Stufen. 1. den thierischen Instinct (niederes Ahnen), 2. das Hellsehen (magisches Schauen), 3. die gottbegeisterte Seherkraft, bei der der menschliche Geist freies Organ des absoluten wird. P. sieht in all diesen Erscheinungen nirgends Aufhebung der Gesetze der Weltordnung (im eigentlich supranaturalistischen Sinne), sondern das Hereinleuchten einer höheren Weltordnung, für die der Mensch bestimmt ist, als dessen letztes Ziel P. in der Weise der mittelalterlichen Mystiker die Theilnahme an der göttlichen Natur, die Vergottung, bezeichnet, ein Ziel, das allerdings erst im jenseitigen Leben erreicht wird, in dem die Entwickelung der Seele sich fortsetzt. So erklärt sich seine Ueberzeugung von der Wirksamkeit des magnetischen Heilsverfahrens, sowie von der Bedeutung des Somnambulismus für die Medicin; aber es wird auch begreiflich, daß P. von jenen Voraussetzungen aus nicht nur den Schlüssel zum Verständniß der Wunder und Weissagungen der Schrift zu besitzen glaubte, sondern auch von der in der katholischen Kirche behaupteten Fortdauer der Mirakel und Visionen durchdrungen war. Weiter erklärt sich so auch sein Interesse an dem Cultus und der im Meßopfer gipfelnden Sacramentenlehre jener Kirche. Cultus und

Sacrament erscheinen ihm geradezu als heilige Magie, deren Verständniß durch die Erscheinungen des Magnetismus näher gerückt werden, wie er andererseits auch den magnetischen Curen einen sacramentlichen Charakter zuzuschreiben geneigt ist. In den Sacramenten tritt ihm das Ziel der ganzen Natur, Organ des Geistes zu werden, am klarsten hervor, weil hier das Ewige im Zeitlichen dargeboten wird, und da ist es ihm denn bedeutsam, daß nach römischer Lehre, alle wichtigen Punkte des Menschenlebens durch die ununterbrochene, die Geister emporführende Thätigkeit des Gottmenschen, eine höhere Weihe empfangen. Außerdem findet er für seine Auffassung von der Willensfreiheit sowie von der auch im Jenseits fortdauernden Läuterung und Entwickelung der Menschenseelen in den katholischen Dogmen von der Rechtfertigung und den Heiligen und dem Fegefeuer bedeutsame Anknüpfungspunkte. Endlich ist auch der Umstand nicht außer Acht zu lassen, daß P. durch edle Katholiken vorzüglich in seinem inneren Leben gefördert worden war, was bei einem für persönliche Einwirkung so empfänglichen Gemüth nicht ohne dauernden Einfluß bleiben konnte. Uebrigens gilt hier überall der Satz: „si duo faciunt idem, non est idem“; nirgends ist ein katholisches Dogma im strenggläubigen Sinn aufgefaßt. Selbst die Christologie ist nicht ganz orthodox, noch weniger die Lehre von den letzten Dingen. P. hat es denn auch ausdrücklich ausgesprochen, daß, wenn auch das katholische Dogma die Grundlage seiner Zukunftskirche bilden soll, doch nur das tiefer ergründete und von dem Zufälligen und Unwesentlichen gereinigte Dogma dazu geeignet sei; er erkannte stets die Berechtigung des von der Reformation aufgestellten Grundsatzes der Entwickelung (Evolution) an. Sein Ideal ist darum nicht sowohl das Aufgehen des Protestantismus im Katholicismus, als eine höhere Entwickelung, bei der die berechtigten Momente beider Kirchen zur Geltung kommen sollen. Was Passavant's Stellung zum Lebensmagnetismus anlangt, so sind die vorliegenden Probleme heute noch nicht völlig aufgehellt; der Streit ist noch unter dem Richter. Was seine irenischen Bestrebungen betrifft, so ist seit seinem Tode der confessionelle Gegensatz so viel schärfer geworden, daß man in beiden Lagern für solche ideale Anschauungen vielfach nur ein mitleidiges Lächeln hat. Es giebt aber noch immer stillere Gemüther, denen Gestalten, wie P. und Sailer, wie eine Weissagung auf eine bessere, wenn auch ferne, Zukunft erscheinen, wenn sie vielleicht auch die Lösung des Problems in einer anderen Richtung erwarten. Außer den „Gedenkblättern“ enthält religiöse Abhandlungen noch die „Sammlung vermischter Aufsätze“ von Dr. J. C. Passavant“, herausgegeben von Dr. Fr. Hoffmann. Frankfurt 1857.

Reichhaltiges Material findet sich besonders in dem trefflichen Werke von Adolph Helfferich: Johann Karl Passavant. Ein christliches Charakterbild. Frankfurt, Christian Winter 1867. — Vgl. ferner Dr. Mettenheimer, Zur Erinnerung an Joh. K. Passavant, Frankfurt, Brönner 1858. Vortrag im ärztlichen Verein und J. Hamberger: Dr. Johann Carl Passavant. Ein Characterbild. München 1857. H. Dechent.

Passe: Crispin van P., ein geachteter Kupferstecher, war nicht, wie Sandrart aussagt, „von Cölln gebürtig“, was sich schon durch des Künstlers eigene Angabe auf verschiedenen seiner Arbeiten widerlegt, wo er sich „Zelandus“ nennt. Sein Zeitgenosse Mathias Quad (Teutsch, Nat. Herrl. 357) macht uns mit seinem Geburtsort genau bekannt, indem er bei Beschreibung der Grafschaft Zeeland berichtet: „Gegen Oosten ligt das stattlin Armuien, darauß Chrispin de Passe der figurschneider burtig ist.“ In welchem Jahre er (um 1565) in Armuyden oder Arnemuyden, wie das Städtchen heutzutage heißt, geboren worden, ist nicht bekannt. Die frühesten Daten auf seinen Blättern nähern sich dem Ende des 16. Jahrhunderts und die letzten reichen bis um 1630. Nachdem er das

Zeichnen und Kupferstechen bei Dirk Volkaert Coornhaert erlernt hatte, übte er seine Kunst in verschiedenen Städten aus, hauptsächlich in Köln, Utrecht, Amsterdam, Paris und London. Er hat als Kupferstecher ausgezeichnete Verdienste, den Grabstichel wußte er mit Kraft und Zartheit in verständiger Abwechslung zu handhaben, so daß manche seiner Leistungen eines Goltzius würdig genannt zu werden verdienen; doch unternahm er zu viel und mitunter zu Geringfügiges, als daß er in seinen Arbeiten sich immer hätte gleich bleiben können. Mit der Liebe zur Kunst verband er Geschmack an den Wissenschaften und suchte den Umgang gelehrter und angesehener Männer. In dem Vorbericht zu seinem Werke über das Zeichnen und Kupferstechen erzählt er in französischer Sprache einiges von seinen Lebensumständen; dort heißt es: „Dès ma jeunesse je me suis adonné à plusieurs et divers exercices; mais je me suis particulièrement attaché à estudier, avec les plus fameux maistres, le Sieur Freminet, peintre de sa Majesté très-chrétienne, le renommé peintre et architecte Sieur Petro Paulo Rubens, Abrah. Bloemart, Paulo Morelson, peintre et architecte de Utrecht—mais plus particulièrement le trés-noble Seigneur Van der Burg, avec lequel je visitay l'académie ou étoient les plus célèbres hommes du siècle — L'illustre prince Maurice, de heureuse mémoire, pour enseigner le deseign à l'académie du Sieur Pluvinel, premier écuyer du roy.“ Das Werk, dem diese Stelle entliehen ist, erschien zu Paris; es ist mit vielen Kupfern versehen nnd handelt über die Verhältnisse des menschlichen Körpers, über Perspective, akademisches Zeichnen, Gebrauch des Gliedermannes zum Anordnen der Gewandung u. s. w. Ueberaus zahlreich sind die kleinen Bildnisse, welche de Passe geliefert hat. Sie gehören einer Zeit an, die reich an bedeutenden Persönlichkeiten war, und viele werden daher, neben ihrem Kunstwerth, aus doppeltem Grunde hochgeschätzt. In England hat er zweimal das Bild der Königin Elisabeth gestochen, in ganzer Figur und als Hüftbild, wovon besonders das erstere als eine Perle hoch gewerthet wird. Von seinen Folgewerken nennen wir: Die Sibyllen, Sibyllarum icones, 16 Blätter, 1601 zu Köln erschienen und dem Bürgermeister Johann von Lyskirchen gewidmet; Metamorphoseon Ovidianarum typi, 1602, eine zweite Ausgabe erschien 1606 und ist dem Doctor der Theologie Wilhelm Salsman in Köln dedicirt; Romani imperatores, opera Crispiani de Pass, apud Colonienses aericidas, Anno 1604, 23 Blätter; Illustriss. Juliacensium etc. principum tabula genealogica, Coloniae 1610, 16 Blätter; Abbildung Herrn Friderichs deß V. Pfaltzgraffen bey Rhein und Frawen Elisabeth ihrer Fürstlichen Gnaden Gemahlin, daneben ihrer Königlichen und Churfürstlichen Eltern und nechsten Blutsverwandten, 1613, 11 Blätter; sehr selten. — Dem Rath von Köln wollte der Künstler im Jahre 1607 eine Aufmerksamkeit erweisen, die jedoch eine nichts weniger als geneigte Aufnahme fand. Sein Antrag, den Häuptern der Stadt die nach dem Kölner Maler Geldorp Gortzius in Kupfer gestochenen vier Evangelisten widmen zu dürfen, wurde, ungeachtet der Fürsprache Constantin's von Lyskirchen, zurückgewiesen. Die Ursache war, weil man dahinter gekommen, daß de Passe sich zur Secte der Wiedertäufer bekannte. Dagegen fanden sich unter den angesehensten Einwohnern der Stadt auch manche kunstsinnige Männer, welche das hervorragende Talent des Künstlers durch eine wohlwollende Gesinnung anerkannten, so der gelehrte Dechant beim Maria-ad gradus-Stifte Georg Braun, der Canonikus Gerhard Stempelius vom St. Georgs-Stifte, der Doctor der Theologie Wilhelm Salsman, der Propst von St. Severin Jacob Chimarraeus, der Doctor der Rechte und kaiserliche Hofrath Johann Baruit (Barwitz), die Kunstsammler Everard Jabach und Heinrich Stapedius u. a. m. Vornehmlich aber hatte er sich der Gewogenheit der Herren von Lyskirchen zu erfreuen. Der arbeitsame Mann hat allein in Köln weit

über 200 Platten ausgeführt, die von 1595 bis 1611 datirt sind. Auch in der benachbarten Kaiserstadt Aachen hat er eine kurze Zeit verweilt; hier erschien eine Folge von sechs Blättern: Die Geschichte des verlorenen Sohnes nach Martin de Vos, die er dem dortigen Rath widmete. J. J. Merlo.

Seit 1612 wählte P., in sein Vaterland zurückgekehrt, Utrecht zu seinem ständigen Aufenthalte. In demselben Jahre erschien in seinem Verlage in Utrecht das Werk „Academia“. Wir ersehen daraus, daß P. wie es fast allgemein üblich gewesen, auch Verleger und Kunsthändler gewesen ist und manches Blatt, das nur de Passe exc. bezeichnet ist, mag in seiner Officin von einem Schüler ausgeführt sein. Wie in Köln, so erfreute sich der Künstler auch in Utrecht der Achtung seiner Mitbürger; im J. 1613 wurde er in Utrecht als Bürger aufgenommen. Sein Kunsthandel war sehr verbreitet; so wissen wir, daß ein Joh. Wils in Paris 1634 Vollmacht von ihm erhielt, Schuldforderungen von verschiedenen Händlern daselbst zu ordnen. P. hatte drei Söhne und zwei Töchter; die ersteren und die Tochter Magdalena wurden vom Vater in seiner Kunst unterwiesen. Sie eigneten sich desselben Stichweise so vollkommen an, daß man ihre Stiche, wenn sie unbezeichnet sind, nicht von einander unterscheiden kann. Nur Simon de Passe zeichnet sich durch eine weichere abgerundetere Strichlage aus, während der Grabstichel der anderen etwas spitzig und hart erscheint.

Crispiaen van de P., der jüngere, ältester Sohn des Vorigen, ward in Köln 1593 oder 1594 geboren und starb in Amsterdam nach 1663. Er war unter den Augen seines Vaters von frühester Jugend an mit der Führung des Grabstichels vertraut gemacht. Als sein Vater nach Utrecht zog, war er bereits ausübender Künstler; trotzdem besuchte er noch in letzterer Stadt die Kunstschule. Im J. 1617 hielt er sich in Paris auf, wo er die Platten zu Pluvinel's: Le Maneige royal stach. Im J. 1630 war er wieder in Holland und gab verschiedene Bildnisse heraus. Beim Tode seines Vaters dürfte er sich in Utrecht aufgehalten haben, im J. 1639 finden wir ihn aber in Amsterdam, wo er bis zu seinem Tode thätig war.

Simon van de P. war ein zweiter Sohn des alten Crispin, geb. um 1590. Das Sterbejahr ist unbekannt. Sein erster Stich, vom J. 1612, stellt Heinrich Prinz von Wales vor. Er arbeitete bei seinem Vater bis 1616; in diesem Jahre befand er sich in London, wo er für den Verleger Compton Holland die schönen Bildnisse von Herren und Damen in ihren reichen Anzügen in trefflichen Stichen ausführte. Im J. 1619 entstand, nachdem sich der Künstler wahrscheinlich wieder in Holland befand, die Folge der Kurfürsten zu Pferd. Für die Maneige royal stach er auch ein Blatt, vielleicht gelegentlich eines Besuches seines Bruders Crispin in Paris. Er wandte sich später nach Kopenhagen, vielleicht dahin berufen. Seit 1631 führte er den Titel eines kgl. Kupferstechers. Wahrscheinlich starb er in Dänemark.

Willem van de P., dritter Sohn des Crispin, Geburts- und Sterbejahr unbekannt. Ersteres dürfte um 1595 zu setzen sein; sein erster datirter Stich trägt das Jahr 1623. Er stach viele Illustrationen in Bücher, wie z. B. für die Embleme von J. de Brune, die Zeeusche Nagtegael von A. van de Venne u. a. m. Sein Aufenthalt in England ist durch viele Bildnisse englischer Persönlichkeiten documentirt. Ob er auch in Paris thätig war, ist nicht mit Sicherheit anzugeben.

Magdalena van de P., Tochter des alten Crispin, ist geboren um 1600 in Köln und starb 1640. Sie heirathete den Frederik van Bevervoorde, war aber 1630 Wittwe geworden. Zur Zeit ihrer Wittwenschaft wohnte ihr Vater bei ihr. Im J. 1617 stach sie mehrere Sibyllen. Bei ihrer späteren Thätig-

keit suchte sie die feine, effectvolle Stichmanier des Grafen Goudt nachzuahmen, der damals in Utrecht lebte. Das Werk der Familie van de P. ist sehr reich; ein besonderes Verdienst derselben, das wir noch nicht hervorhoben, besteht darin, daß uns vielfach Compositionen alter berühmter Meister übermittelt werden, die den Künstlern zugängig waren und die sonst für uns verloren gegangen wären. Wir nennen hier nur Joh. von Achen, J. de Baker, H. van Balen, H. Bol, J. Brueghel, Elzzeimer, L. von Leyden, Mabuse, Q. Metsys, Moreelse, Vackenburg, A. van de Venne und viele andere.

Franken, L'oeuvre gravé des van de Passe. Wessely.

Passow: Gottfried Thomas Arnold P., Philologe und Schulmann, 1829 bis 1870. Er wurde als der einzige Sohn von Karl P. (s. S. 215) am 29. Dec. 1829 in Berlin geboren, erhielt seine Bildung, ohne je eine Schule zu besuchen, ausschließlich durch Privatunterricht, für einzelne Fächer (Mathematik, Französisch u. a.) dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen als Unterrichts-Genosse beigegeben, und bestand Ostern 1848 als Extraneer die Maturitäts-Prüfung am Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin. Zuerst studirte er in Bonn, wo Welcker ihn vorzugsweise anzog, dann in Berlin Philologie, löste hier 1851 eine Preisaufgabe, wurde 1852 zum Dr. ph. promovirt („de comparationibus Homericis“) und bestand 1853 die Lehramtsprüfung. Nach kurzer Lehrthätigkeit am Friedrich-Werder'schen und Joachimsthal'schen Gymnasium begleitete er einen jüngeren Freund auf einer längeren Reise durch Italien, die Schweiz und Frankreich und legte dann das pädagogische Probejahr 1854—55 am Gymnasium in Bonn ab, dessen Director Schopen er von seiner Studentenzeit her nahe stand. Im Herbst 1855 als Adjunct nach Schulpforta berufen, trat er dort besonders den Professoren Koberstein und Steinhart (s. d.) näher, deren fördernden Einfluß auf ihn er dankbar zu rühmen pflegte. 1858 wurde er an das Pädagogium U. L. Fr. nach Magdeburg versetzt und verheirathete sich hier mit der Tochter des 1843 in Athen verstorbenen Professors H. N. Ulrichs (s. d.), dessen litterarischen Nachlaß herauszugeben er nachher übernahm: 1863 erschien der zweite Theil von Ulrichs' „Reisen und Forschungen in Griechenland“ mit einem Lebensabriß des Verfassers, nachdem P. bereits 1860 mit den „Carmina popularia Graeciae recentioris“ und 1861 mit der Uebersetzung der „Liebes- und Klage-Lieder des Neugriechischen Volkes“ hervorgetreten war. 1861 wurde P. als Oberlehrer an das Domgymnasium in Halberstadt berufen, hier 1866 zum Professor ernannt, bereits Ostern 1868 aber nach Lingen als Director des dortigen Gymnasiums versetzt. Mit der ganzen lebhaften Energie seines Wesens übernahm er die Pflichten dieses neuen Amtes, eifrig bemüht auch in weiteren Kreisen Sinn und Verständniß für Kunst und Alterthum zu erwecken. Ein früher Tod setzte seinem Wirken ein vorzeitiges Ende. Ein rasch sich entwickelndes Lungenleiden nöthigte ihn schon im April 1870 seine Thätigkeit einzustellen; nach erfolglosem Besuche verschiedener Heilquellen starb er am 12. Novbr. 1870 in Wiesbaden. Von seinen Schriften sind außer den bereits genannten noch zu erwähnen die „Sophokleischen Studien“ 1864.

B., Zur Erinnerung an Arnold Passow, in der Berliner Zeitschrift für Gymnasialwesen, 1870, Bd. XXIV, S. 930—33. R. Hoche.

Passow: Franz Ludwig Karl Friedrich P., Lexikograph, Sohn des Hofdiakonus und Prinzeninstructors Moritz Joachim Christoph P. in Ludwigslust und dort am 20. September 1786 als ältester von 13 Geschwistern geboren, wurde bis zum 9. Lebensjahre vom Vater und nachher von Hauslehrern unterrichtet. Unter diesen war es Ernst Breem, später Propst in Gägelow bei Sternberg, der von 1799—1802 auf die Weiterentwickelung des Knaben als Lehrer und Erzieher den wohlthätigsten Einfluß ausgeübt hat. Er verstand es,

die Lernbegierde seines fähigen Schülers zu fesseln und die Liebe zum Alterthum in ihm zu wecken und zu nähren und legte in den alten classischen Sprachen für dessen künftige Studien einen so gediegenen Grund, daß, als P. 1802 nach Gotha auf das Gymnasium gethan wurde, Rector Döring ihn bedingungslos in die Selecta aufnehmen konnte, in welcher Jacobs den Unterricht im Griechischen ertheilte. 1804 ging P. auf die Universität oder vielmehr, wie er sich in seiner Autobiographie ausdrückt, „zu Gottfried Hermann in Leipzig", der ihn sofort in seine griechische Gesellschaft aufnahm. Nach dem Wunsche der Eltern sollte er Theologie studiren, doch hat er nur im ersten Semester einige theologische Vorlesungen gehört und in den folgenden sich ausschließlich den classischen Sprachen gewidmet. Den mit eisernem Fleiße Arbeitenden und selbstständig Forschenden vermochten die hergebrachten Collegien nicht zu befriedigen und außer den Uebungen in Beck's lateinischer und Hermann's griechischer Gesellschaft wurden in den letzten Semestern selten mehr als 4 Stunden wöchentlich von ihm auf den Besuch von Vorlesungen verwendet. In den Ferien durchwanderte er Sachsen und Thüringen zu Fuße nach allen Richtungen. In den Museen Dresdens, die er 1806 zum ersten Male besuchte, erschloß sich ihm die Herrlichkeit der antiken und modernen Kunstwelt und dieser Besuch wurde für ihn Anlaß, die Geschichte der bildenden Kunst in den Kreis seiner Studien einzubeziehen und seine schon in Gotha begonnene, aber in Leipzig liegen gelassene Beschäftigung mit den neueren Sprachen wieder aufzunehmen. Auf einer dieser Ferienreisen war P. in Halle auch mit Goethe in Berührung gekommen und dieser hatte an dem für Poesie und classisches Alterthum begeisterten Jüngling einen solchen Gefallen gefunden, daß er ihm, als 1807 der Professor der griechischen Litteratur am Gymnasium in Weimar, Heinrich Voß, nach Heidelberg berufen wurde, ungebeten das erledigte wichtige Amt antrug. P. nahm es nicht ohne Besorgniß an und rückte vor noch nicht vollendetem 21. Lebensjahre in eine Stelle, die im gewöhnlichen Laufe der Dinge erst im höheren Lebensalter erreicht zu werden pflegt. Allerdings war das damit verbundene Gehalt ein recht bescheidnes und betrug nur 400 Thaler, aber es reichte hin, seine Jugendliebe, Louise Wichmann aus Gotha, als Hausfrau heimzuführen. Nach dem Director die erste Stelle bekleidend ging P. mit Freuden an die seiner wartende Arbeit. Die Schule erhielt durch ihn eine neue Organisation; wie in Gotha wurde eine Selecta errichtet, deren Schüler in akademischer Weise zu selbständigen Arbeiten Anleitung erhielten, und das Aufblühen der Anstalt widerlegte binnen kurzem alle Besorgnisse, deren die Freunde des Hergebrachten sich bei Passow's Neuerungen nicht hatten entschlagen können. Trotz seiner 16 Stunden Unterricht, die P. wöchentlich zu geben hatte, fuhr er unermüdlich fort, für sich selber zu arbeiten. Als Schriftsteller hatte er sich bereits, jedoch unter fremdem Namen, mit einem Bändchen Gedichte „Menon an Heliodora", Helmstädt 1806, hervorgewagt; seine zweite Schrift „die Küsse" des Johannes Secundus, die er in Dresden übersetzt hatte, erschien nebst dem lateinischen Text 1807. In Weimar wurden Persius 1809, Musäus 1810 und 1811 des Sophisten Longos „Daphnis und Chloe", Text und Uebersetzung nebst Anmerkungen, edirt. Auf letztere Arbeit hat er indessen nie Werth gelegt und von ihr in seinen Briefen immer nur mit einer gewissen Reserve gesprochen. Sie sollte ein Deficit in seiner Kasse decken und war invita Minerva ausgearbeitet worden. Uebrigens war gelehrte Schriftstellerei damals wenig lohnend. Wie P. einem Freunde schrieb, waren 5 Thaler pro Bogen das höchste Honorar für Classikerausgaben. Immerhin war aber Passow's Name durch seine Schriften weit über Weimar hinaus bekannt geworden, wie aus dem höchst vortheilhaften Anerbieten, welches der Rath der Stadt Danzig P. 1810 machte, hervorgeht. Im Anfange des Jahrhunderts war

aus dem großen Legate eines Herrn von Conradi ein großes Unterrichts= und Erziehungs=Institut in Jenkau bei Danzig unter dem Namen Conradinum nach dem Muster des Philanthropin in Dessau errichtet worden; es sollte in eine gelehrte Schule umgewandelt werden und der Rath bot P. die zweite Director=stelle an derselben an. Die Bedingungen waren glänzend. Der mit dieser Stelle verbundene Baargehalt betrug, nicht unbedeutende Nebenemolumente nicht eingerechnet, 1000 Thaler. Dabei war P. ganz selbstständig und die Leitung des Unterrichts ihm allein anvertraut. Dieser Umstand bestimmte ihn, den an ihn ergangenen Ruf anzunehmen. Allerdings war die Aufgabe, der er sich gegenüber gestellt sah, eine überaus schwierige; die Anstalt mußte von Grund aus umgestaltet werden. Sie zählte etwa 50 Zöglinge, aber nur der zehnte Theil derselben lernte Griechisch, die übrigen waren dispensirt, und auch das Lehrer=collegium ließ viel zu wünschen übrig; indeß P. ging entschlossen an's Werk. Das Griechische wurde zur conditio sine qua non gemacht und mit Erlernung desselben in der Quinta der Sprachunterricht begonnen. In der Quarta trat das Latein hinzu, in der Tertia das Französische, in der Secunda das Englische. Der Schulcursus war auf 8 Jahre berechnet. Unverdrossen übernahm P. die Hauptarbeit und unterrichtete im Anfang täglich 6 Stunden, aber er fühlte sich in dieser arbeitsreichen Stellung so glücklich, daß er 1811 eine Berufung nach Berlin als Professor an's graue Kloster an Spalding's Stelle und 1813 eine andere als Director an das altstädtische Gymnasium in Königsberg unbedenklich ablehnte. Doch was er freiwillig nicht hatte thun mögen, sich von der ihm an's Herz gewachsenen Anstalt zu trennen, das besorgte der Krieg. Er hatte die Hilfsquellen der Stadt erschöpft und das Vermögen der Anstalt ruinirt; sie wurde am 15. Februar 1814 dem Namen nach suspendirt, in der That aber für immer aufgehoben. Wie ein Unglück selten allein kommt, so traf den augen=blicklich amtlosen P. sofort auch noch das zweite und bei weitem größere: er verlor seine innig geliebte Gattin im ersten Kindbett. Augenblicklich hatte das Leben für ihn jeden Reiz verloren. Seinen mutterlosen Knaben der Pflege einer befreundeten Familie, der Gemahlin des Regierungsraths Jachmann in Danzig übergebend, eilte er nach Berlin, um von dort als freiwilliger Jäger zum Blücher'schen Heere zu gehen. Er kam zu spät; der Krieg war inzwischen durch die Einnahme von Paris beendet worden und Passow's Wunsch, den Tod auf dem Schlachtfelde zu finden, ging nicht in Erfüllung. Er benutzte die unfrei=willige Muße zu einem Besuche in der Heimath und zu einer Reise nach Süd=deutschland, an den Rhein und in die Schweiz, von welcher er im November 1814 nach Berlin zurückkehrte. Hier verlebte er den Winter im anregendsten Verkehr mit Bekker, Böckh, Buttmann, Bernhardi, Ideler, Niebuhr, Schleier=macher, Solger und Zumpt, übernahm einige Stunden in der Prima des grauen Klosters und besuchte Wolf's Vorlesungen. P., unter den Gelehrten einer der gelehrtesten, besaß noch keinen akademischen Grad; die philosophische Facultät der Berliner Universität ehrte sich selbst, als sie ihn mit ihrem Doctorat aus=zeichnete. Auch wartete seiner bereits ein Wirkungskreis, wie er ihn sich für seine Arbeitslust und Arbeitskraft schöner kaum wünschen konnte. In Breslau lagen die philologischen Studien gänzlich darnieder. Johann Gottlob Schneider hatte in Rücksicht auf sein hohes Alter beim Minister um Entbindung von den akademischen Geschäften nachgesucht und Heindorf war kränklich und im Begriff nach Halle zu gehen. Ein philologisches Seminar gab es nicht, es hatte sich seit 1813 aufgelöst. Hier war, wenn den philologischen Studien wieder aufge=holfen werden sollte, eine junge Kraft nöthig und der noch nicht dreißigjährige P. war der Mann, diese Aufgabe zu lösen. Als ordentlicher Professor der Alterthumswissenschaft nach Breslau berufen, trat er Ostern 1815 sein Amt an.

Sein erstes Geschäft war die Wiedereröffnung des philologischen Seminars und Otfried Müller war der erste, der sich zum Eintritt in dasselbe meldete. Vorläufig einziger Vertreter der Philologie, las P. bis zur Berufung K. E. Ch. Schneider's täglich 4 Stunden. Seine Vorlesungen erstreckten sich über die meisten griechischen und lateinischen Dichter, von Prosaikern über Herodot, Xenophon, Demosthenes, Cicero und Tacitus, außerdem über griechische Alterthümer und Mythologie, römische Litteratur und alte Kunstgeschichte, und mit dieser öffentlichen Thätigkeit als Lehrer ging eine gleich große häusliche als Schriftsteller Hand in Hand. Zum Gebrauche bei seinen Vorlesungen verfaßte er als Compendium die „Grundzüge der griechischen und römischen Litteraturgeschichte", Breslau 1816, zweite Auflage 1829, und gab 1817 die Germania des Tacitus heraus. Uebrigens war P. nichts weniger als pedantischer Stubengelehrter. Er hatte in Jenkau den Nutzen der Leibesübungen aus eigner Anschauung kennen gelernt und war ein Fußgänger, dem es in Ausdauer Wenige gleich thaten. Nun war in Breslau 1815 durch den Director des Schullehrer-Seminars Wilhelm Harnisch das Turnen eingeführt worden und auf dem von der Stadt dazu angewiesenen Platze herrschte ein frisches, fröhliches Turnleben. Viele hatten ihre Freude daran, unter ihnen P.; andern mißfiel es und namentlich war es der Professor am Elisabethan, Prorector Karl Adolph Menzel, der bekannte Historiker (s. A. d. B. XXI, 380), der zu den entschiedensten Gegnern des Turnens gehörte und sich sogar vor seinen Schülern mißbilligend und spottend über dasselbe äußerte. P. wurde dadurch veranlaßt, eine Apologie desselben unter dem Titel „Turnziel. Turnfreunden und Turnfeinden von Franz Passow" zu veröffentlichen. Sie wurde, 218 Seiten füllend, 1818 im März ausgegeben und als P., um nicht inconsequent zu erscheinen, obendrein persönlich sich an den Uebungen auf dem Turnplatz zu betheiligen anfing, brach der Sturm gegen ihn los. Wenige Wochen nach dem Erscheinen seiner Schrift brachte Kotzebue's litterarisches Wochenblatt einen giftgeschwollenen Artikel über dieselbe unter dem Titel „die edle Turnkunst". Er war das Signal zu einem Kriege aller gegen alle; Streitschriften, Aufsätze und Erklärungen in öffentlichen Blättern jagten förmlich einander; doch hier ist nicht der Ort, diesen unter dem Namen „Breslauer Turnfehde" bekannt gewordenen litterarischen Streit, in welchem der Prorector Menzel eine unglückliche Rolle gespielt hat, in seinen einzelnen Phasen zu verfolgen; es genüge die Bemerkung, daß auf Passow's Seite außer Harnisch und Maßmann, damals Turnwart in Breslau, die Professoren Wachler, Karl von Raumer, Schneider, Kaysler, Linge und Hauptmann von Schmeling standen, während für Menzel nur Steffens, dessen „Turnziel" im December 1818 erschien, und zwei seiner Collegen, Rector Etzel und Prorector Reiche, mit unbedeutenden Erklärungen in die Schranken traten. Gleichwol blieb Menzel, da die höchsten Behörden sich gegen das Turnen hatten einnehmen lassen und es schließlich ganz untersagten, Sieger und diesen Sieg hat er in einer Weise ausgenutzt, die kaum Jemand wird billigen können. P. hatte in der Isis (Jahrgang 1819, S. 526 ff.) einen heftigen Artikel gegen „die Breslauer Turnfeinde" veröffentlicht und sie ohne weiteres mit Namen genannt. Ganz vergessend, was sie ihm angethan hatten, belangten sie P. bei dem Oberlandesgericht in Breslau wegen Injurien. Sein Ausbleiben in dem zur Verhandlung angesetzten Termin, sowie, daß er schon einmal wegen Injurien zu 5 Thalern Strafe verurtheilt worden war, wirkten strafverschärfend. Das Erkenntniß lautete auf eine achtwöchentliche Haftstrafe, die P. in einem als Gefängniß hergerichteten Zimmer des Universitätsgebäudes vom 16. Jan. bis 13. März 1821 abgesessen hat. Natürlich war P. in den maßgebenden Kreisen im höchsten Grade mißliebig geworden und man wollte ihn unter jeder Bedingung und zwar so

bald als möglich aus Breslau fort haben. Als der Plan, ihn nach Halle zu versetzen, 1821 gescheitert war, dachte man 1822 daran, ihn nach Berlin zu berufen, doch unterblieb es, weil Böckh ihn nicht als Collegen neben sich haben wollte; da wurde 1824 eine Professur in Königsberg vacant und der Minister verfügte Passow's Versetzung in diese Stelle, ohne ihn vorher darum gefragt zu haben. Der nicht endenden Vexationen müde, „stellte P. seine Lage auf Halten und Brechen". Er weigerte sich, nach Königsberg zu gehen, und man trug Bedenken, gegen den gefeierten Lehrer, der durch die an ihm vollstreckte Strafe seinen Freunden und Schülern nur noch theurer geworden war, mit Absetzung vorzugehen, zu der überdies nicht der geringste Grund vorlag; P. blieb weiterhin unbehelligt und hat bis zu seinem Tode in Breslau gelehrt und gearbeitet. Die Ausarbeitung seines Hauptwerkes, des griechischen Handwörterbuchs, fällt in die Jahre 1819—1823. Schon 1813 hatte er sich in einer Schrift „über Zweck, Anlage und Ergänzung griechischer Wörterbücher" über das, was Noth that, ausgesprochen, und der Verleger des Schneider'schen Handwörterbuchs konnte für die Besorgung einer Ausgabe desselben für Schulen wohl kaum einen besseren und tüchtigeren Bearbeiter als P. finden. Sie erschien 1819—1823 in 2 Quartbänden unter dem Titel „Johann Gottlob Schneider's Handwörterbuch der griechischen Sprache. Nach der dritten Ausgabe des großen griechisch-deutschen Wörterbuchs mit besondrer Berücksichtigung des Hom. u. Hesiod. Sprachgebrauchs und mit genauer Angabe der Silbenlänge ausgearbeitet". Diese Arbeit war eine lohnende. P. erhielt vom Verleger für den Bogen ein Honorar von 10 Thalern, bei jeder folgenden Ausgabe aber 5 Thaler und außerdem für jeden die Bogenzahl der vorhergehenden Auflage übersteigenden Bogen eine besondere Vergütung von 20 Thalern. Schon 1825 wurde eine zweite, 1827 eine dritte Auflage nöthig. Die 10000 Exemplare derselben waren binnen drei Jahren vergriffen, so daß 1831 eine vierte Auflage veranstaltet werden mußte; sie führte den Titel: „Handwörterbuch der griechischen Sprache von Franz Passow". Außer einer großen Anzahl akademischer Gelegenheitsschriften („Fr. Passowii opuscula academica. Disposuit Nic. Bachius". Lipsiae 1835) sind von größern Arbeiten aus diesen Jahren noch zu nennen die Herausgabe des Corpus scriptorum eroticorum Graecorum. Vol. I. 1824, Vol. II. 1833 und der Periegesis des Dionsyius, 1825. Arbeitslustig wie er war, erbot er sich, als Büsching 1829 starb, zur Uebernahme der Vorlesungen desselben. Sie wurden ihm zugleich mit der Direction des Universitätsmuseums für Alterthum und Kunst übertragen. Ein Verzeichniß der Sammlungen war nicht vorhanden und P. inaugurirte seinen Amtsantritt mit der Anfertigung eines mit den nöthigen Nachweisungen versehenen Katalogs. Die mit dieser Arbeit unzertrennlich verbundenen Anstrengungen haben jedenfalls seinen Tod beschleunigt. Am 2. Januar 1830 war P. bei strenger Kälte mit einem jüngern Freunde früh auf's Museum gegangen, Nachmittags wurde er auf der rechten Seite vom Schlage gerührt. Zwar entrann er für diesmal noch dem Tode und eine Badecur in Landeck schien ihn völlig hergestellt zu haben, aber der Tod seines Vaters und eine lange schwere Krankheit seiner Gattin, — er hatte sich 1816 mit einer Tochter seines Collegen Wachler zum zweiten Male vermählt, — erschütterten seine Gesundheit auf's neue und brachen seinen Lebensmuth. 1833 am 11. März machte ein Nervenschlag seinem Leben ein Ende; am 14. wurde er auf dem reformirten Kirchhofe neben seinem ihm wenige Wochen früher im Tode vorausgegangenen Freunde von Cölln (s. A. d. B. IV, 391) beerdigt. Sein Grab ist durch ein von seinen Schülern und Freunden 1835 ihm errichtetes schönes Denkmal aus schlesischem Marmor vor dem Vergessenwerden geschützt; ein unvergängliches Denkmal aber hat er sich selbst in seinen Schriften gesetzt.

Franz Passow's Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler. Herausgegeben von Albrecht Wachler. Breslau 1839. Am Schlusse eine Uebersicht der von P. herausgegebenen selbstständigen Schriften, sowie der in Gesellschaftsschriften und Journalen veröffentlichten Abhandlungen, Aufsätze und Recensionen. Schimmelpfennig.

Passow: Karl Friedrich Rudolf P., Philologe und Schulmann (1798 bis 1860), wurde in Sternberg in Mecklenburg-Schwerin am 1. April 1798 geboren als der Sohn des Consistorialraths und Superintendenten Dr. th. Moritz Joachim Christoph P., der später als Oberhofprediger nach Ludwigslust berufen wurde; sein älterer Bruder war der bedeutende Philologe Franz P. (s. S. 210). — Durch Privatlehrer im elterlichen Hause vorbereitet kam Karl P. zu Michaelis 1811 auf das Conradinum zu Jenkau bei Danzig, dessen zweiter Director sein Bruder Franz damals war; zu seinen Lehrern gehörte damals u. a. auch August Meineke. Die Aufhebung der Anstalt im Frühjahr 1814 veranlaßte die Heimkehr Passow's in das elterliche Haus, doch brachte ihn der Vater noch in demselben Jahre auf das Friedrich-Werder'sche Gymnasium zu Berlin, welches er bis Michaelis 1815 besuchte, um alsdann nach Breslau überzugehen, wohin sein Bruder inzwischen als Professor der Philologie berufen worden war. Hier besuchte er das Gymnasium zu St. Maria Magdalena, dessen Rector damals der treffliche Manso war, dem P. wesentliche Förderung zu danken hatte. Ostern 1817 ging er zur Breslauer Universität über, um Alterthumswissenschaft zu studieren; außer seinem Bruder hörte er vornehmlich Wachler, Schneider und Steffens. Mit ganz besonderem Eifer betheiligte er sich an den auch durch seinen Bruder lebhaft unterstützten turnerischen Bestrebungen der Breslauer Studentenschaft, er gehörte zu den „tüchtigsten Ordnern und Führern". Im Herbst 1820 begab sich P. nach Berlin, bestand hier im October d. Js. die Lehramts-Prüfung und wurde zunächst als Mitglied des pädagogischen Seminars am Gymnasium Zum Grauen Kloster beschäftigt, Ostern 1822 an demselben als Oberlehrer angestellt. Aber schon im September desselben Jahres wurde diese Thätigkeit unterbrochen; er wurde wegen des Verdachtes der Theilnahme an demagogischen Umtrieben suspendirt und erst zu Ostern 1824 wieder als außerordentlicher Lehrer am Friedrich-Werder'schen Gymnasium in Berlin beschäftigt. In diese Jahre fallen seine Arbeiten über die Satiren des Horaz (1827 u. 28) und die „Adnotatio critica in Aristophanis Nubes" (1828). Ostern 1828 wurde P. als Professor an das k. Joachimsthal'sche Gymnasium versetzt, dessen Director kurz vorher sein früherer Jenkauer Lehrer Aug. Meineke geworden war. In diesem Amte ist er, allmählich bis zur ersten Professur aufrückend, bis an seinen Tod verblieben, als Lehrer und Gelehrter in verdientem Ansehen, einer der Hauptträger der philologischen Traditionen des Joachimsthals. Er starb am 7. November 1860. — Von seinen Arbeiten sind noch als besonders werthvoll zu erwähnen die Ausgabe und Uebersetzung der Episteln des Horaz (1833) und besonders die „Beiträge zur Geschichte der deutschen Universitäten im XIV. Jahrhundert" (1836); seine späteren Arbeiten hat er nicht mehr veröffentlicht.

R. Jacobs, Zur Erinnerung an Dr. K. Passow, in der Berliner Zeitschrift für Gymnasialwesen, 1861 Bd. XV, 2, S. 149—156. — G. Kießling, Gedächtnißrede, wieder abgedruckt in den „Joachimsthaler Schulreden", 1886, S. 81—86. R. Hoche.

Passow: Wilhelm Arthur P., Director des Gymnasiums in Thorn, ältester Sohn von Franz P. (o. S. 210), und am 20. März 1814 in Jenkau geboren, erhielt den ersten Unterricht von Privatlehrern und seine Vorbildung für die Universität 1827—1832 in Schulpforta. Sich der Philologie widmend

studierte er zwei Jahre in Breslau, ging Michaelis 1834 nach Berlin und nahm im Sommer 1835 eine am herzoglichen Gymnasium in Meiningen ihm angetragene Lehrerstelle an, welche er nach bestandenem Examen pro facultate docendi am 14. September 1835 antrat. 1846 am 17. November zum Professor ernannt, folgte er 1854 einem Rufe als Prorector an das Gymnasium in Ratibor, bei welcher Gelegenheit ihm die philosophische Facultät in Jena ihr Doctorat honoris causa verlieh. 1855 wurde er zum Director befördert und 1858 als solcher nach Thorn versetzt. Der Eintritt in das neue Amt fiel mit dem Zeitpunkt zusammen, in welchem die Erweiterung des Gymnasiums durch parallele Realclassen ihren Abschluß erreicht hatte. Passow's Wirksamkeit war eine so erfolgreiche, daß 1860 die Realabtheilung des Thorner Gymnasiums unter die Realschulen erster Ordnung aufgenommen wurde. Ostern 1861 wurde P. von einem Brustleiden befallen, welches sich durch wiederholte Badecuren nur hatte lindern, nicht heilen lassen, so daß ihm 1864 im Juli ein längerer Urlaub bewilligt werden mußte. Glücklich kam er in dem Curort Streitberg bei Forchheim in der fränkischen Schweiz an, wo er sich zu erholen gedachte; dort überraschte ihn der Tod am 3. August 1864. Passow's litterarische Thätigkeit bewegte sich vorzugsweise auf dem Gebiete der deutschen Litteraturgeschichte, in welche ihn Koberstein in Schulpforta eingeführt hatte. Bekannt ist seine Umarbeitung des Pischon'schen Leitfadens der deutschen Litteraturgeschichte, welche 1862 erschien; andre Arbeiten sind in wissenschaftlichen Zeitschriften und Schulprogrammen zerstreut. Aus dem Nachlaß seines Vaters gab er „vermischte Schriften" 1843 heraus.

Programm des Thorner Gymnasiums von 1864.

Schimmelpfennig.

Paßquelinus: Johann P. war Baumeister im Dienste des Herzogs von Jülich, Cleve und Berg. Schon im Jahre 1588 findet man ihn als herzoglichen Hofbaumeister genannt; er erhielt damals auf Betreiben des Marschalls Wilhelm von Waldenburg, genannt Schenkern, den Auftrag Pläne anzufertigen, um das unterhalb Köln gelegene Städtchen Mülheim zu einer großen Stadt zu erweitern und mit starken Festungswerken zu versehen. Als später, unter seiner Leitung, zur Ausführung der Befestigung geschritten wurde, entstanden vielfache Zwistigkeiten mit der darin eine Bedrohung argwöhnenden Nachbarstadt Köln. Das seltene Werk: „Spiegel und Abbildung der Vergänglichkeit", welches die Begräbnißfeier des am 5. Januar 1592 zu Düsseldorf verstorbenen Herzogs Wilhelm beschreibt und den Leichenzug in einer Folge von Kupferstichen abbildet, berichtet, daß er bei den Anordnungen mitgewirkt und mehrere Entwürfe („Patronen") zu einem herrlichen Denkmal für den hingeschiedenen Fürsten, seinen Herrn, angefertigt habe. Im Jahre 1602 wurde seine Thätigkeit von dem Rath der Stadt Köln in Anspruch genommen. Das Sitzungsprotokoll vom 12. Mai meldet, daß „Paßquelinus, fürstlich Jülich'scher Baumeister, einen kostbaren Bau abgezeichnet, wie diese Stadt zu befestigen". Am 3. Januar 1605 beauftragt der Rath ein Mitglied der Baudeputation, mit dem Baumeister P., „der das Bollwerk an der Neugasse ordinirt", wegen des ihm zu gewährenden Honorars zu verhandeln. J. J. Merlo.

Passy: Anton P., Redemtorist, geb. am 31. März 1788 zu Wien, † am 11. März 1847 daselbst. P. trat 1809 in das Alumnat zu St. Pölten, um sich zum geistlichen Stande vorzubereiten, mußte aber wegen Kränklichkeit austreten und wurde nun zunächst Lehrer in einem Institut, dann 1817 Bibliothekar und Vorleser bei dem Grafen Széchényi. Hier lernte er den Redemtoristen Clemens Maria Hoffbauer (s. A. D. B. XII, 565) kennen, trat

in dessen Congregation ein und wurde am 18. März 1821 zum Priester geweiht. Zacharias Werner hielt ihm die Primizpredigt. Auch mit Joh. Emmanuel Veith war er befreundet. Mit diesem zusammen begründete er auf Hoffbauer's Zureden 1819 die erbauliche Zeitschrift „Oelzweige", deren Redaction sein Bruder Georg übernahm, der als Laienbruder bei den Redemtoristen eingetreten war; sie erschien bis 1823. (Ueber die Schwierigkeiten, auf welche P. bei der geistlichen und weltlichen Censurbehörde stieß, als er 1841 die Zeitschrift fortsetzen wollte, bringt das Archiv f. österr. Gesch. 50, 505 ergötzliche Mittheilungen.) Außerdem gab er eine lange Reihe von frommen Schriften heraus, populärgeschichtliche, Biographien, Erzählungen, Legenden, Gebet- und Betrachtungsbücher und Gedichte. Auch der oben genannte Bruder Georg und ein zweiter, Joseph, der erst Schauspieler, dann bei dem Bücherrevisionsamte angestellt war, haben Gedichte veröffentlicht. Ein dritter Bruder, Johann Nepomuk, Buchhändler in St. Pölten, gab 1848 einen ausführlichen Nekrolog Antons mit einem Verzeichnisse seiner Schriften heraus (dessen gleichnamiger Sohn, der schon 1840 starb, hat auch Verse gemacht). P. genoß als Seelsorger in den frommen Kreisen Wiens ein großes Ansehen.

N. Nekrolog 25 (1847), S. 198. — Wurzbach, Lexikon 21, 326.

Reusch.

Pastor: Adam P., theologischer Schriftsteller und Parteiführer aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ueber Zeit und Ort seiner Geburt wissen wir ebensowenig etwas Bestimmtes wie über sein Todesjahr. Er soll aus Westfalen gebürtig gewesen sein und als sein ursprünglicher Familienname gilt Rudolph Martini. Seine Bedeutung liegt darin, daß er die unitarische Richtung des sog. Anabaptismus in Nordwestdeutschland zu einer Zeit wissenschaftlich vertreten und verfochten hat, in welcher alle übrigen Führer der Anabaptisten im Nordwesten sich in diesem Punkte bereits der orthodoxen Auffassung im Großen und Ganzen wieder angeschlossen hatten. Die Folge davon war, daß P. sowohl mit Dietrich Philipps wie mit Menno Simons, deren Anschauungen er im allgemeinen theilte, in Meinungsverschiedenheiten gerieth, deren Ausgleich bei den Religionsgesprächen zu Goch und zu Lübeck (1552) versucht ward, aber nicht gelungen zu sein scheint. P. soll identisch sein mit jenem unter dem Namen Spiritus Belga bekannten Theologen, welcher im J. 1546 zu Krakau von sich reden machte; dasjenige, was wir von den religiösen Anschauungen dieses Belga wissen, scheint mit den Ansichten Pastors übereinzustimmen. Wir besitzen von P. zwei Druckschriften: 1) „Von der Barmherzigkeit Gottes" (c. 1540). 2) „Underscheit tuschen regte Leer unde valsche Leer." Durch A. P. (c. 1550). Beide sind erhalten und finden sich in der Bibliothek der Taufges.-Gemeinde zu Amsterdam. Das Leben und die Lehre Pastor's sind bis jetzt nicht eingehender untersucht worden, obwohl die Eigenart des Mannes und seine vielfachen Beziehungen zu bekannten Persönlichkeiten dazu hätten auffordern können. Er soll schließlich zu Emden gestorben sein. Seine Schriften stehen im Index in der 1. Classe der Libri prohibitorum.

Gerardus Nicolai, Tegens de Weederdoopers etc. Emden 1569. Fol. 95 ff. — Handschriftliche Nachrichten im Staatsarchiv zu Düsseldorf Msc. Dorth. Vol. XIV f. 288 ff. — Apocalypsis insign. aliquot Haeresiarch. Lugd. Bat. 1608. Fol. 9. — C. V. S. Iconica hist. descriptio etc. Arnheim 1609. — F. Trechsel, Die protestantischen Antitrinitarier. Heidelberg 1839. I, 35 ff.

L. Keller.

Pastorff: Johann Wilhelm P., Astronom, geb. am 17. Juni 1767 in Schwedt a. O., † am 21. November 1838 in Buchholz (Mark Brandenburg).

Er trat nach vollendeten Studien in den Staatsbaudienst, in welchem er bis zum Baudepartements-Conducteur aufstieg; später trat er von diesem Posten zurück und kaufte sich als Gutsbesitzer in Buchholz bei Drossen an, um ganz seiner Lieblingsbeschäftigung, der beobachtenden und beschreibenden Astronomie, zu leben. Zahlreiche Beobachtungen von ihm werden in Bodes Jahrbuch (1823—1829) und in den Astron. Nachrichten (1826—1835) registrirt. U. a. suchte er die Rotationsdauer der Sonne schärfer zu bestimmen und bewies, daß Souths Entdeckung einer dichten und ausgedehnten Mars-Atmosphäre auf einer optischen Täuschung beruhe. Seine zahlreichen Beobachtungen der Sonnenflecke haben in Rudolf Wolf's Händen sich als ein werthvolles Material zur Begründung der neueren Sonnen-Physik erwiesen. Nach Pastorff's Tode ging sein Refractor von 4,5 Fuß Brennweite in Wilhelm Beers Besitz über und diente diesem Forscher bei seinen in Gemeinschaft mit Maedler unternommenen wichtigen Forschungen über die physische Beschaffenheit der Planeten und des Mondes.

Poggendorff, Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, 2. Band Sp. 373. — Maedler, Geschichte der Himmelskunde, 2. Band S. 114, S. 375. — R. Wolf, Astronomische Mittheilungen (Vierteljahrsschr. d. naturf. Gesellsch. zu Zürich), Nr. VII.

Günther.

Pastorius: Johann Augustin P. de Hirt, Publicist des 17. Jahrhunderts. Das Wenige, was über seine Lebensumstände zu ermitteln ist, findet man theils in seinen eigenen Schriften, theils in seines um etliche Jahre jüngeren, 1624 geborenen Bruders Melchior Adam P. kleiner Autobiographie, welche in der „Geographischen Beschreibung der Provintz Pensylvaniae“ von Franciscus Daniel P. (Frankfurt und Leipzig, 1700, S. 103—120) abgedruckt ist. Nach der letzteren Quelle war der Vater der beiden Brüder Martinus P., Schöffe und Assessor des kurfürstlich Mainzischen Ehegerichts in Erfurt, die Mutter Brigitte, geborene von Flinsberg. Während des dreißigjährigen Krieges büßte der Vater auf einer Reise von Erfurt nach Mainz durch Mißhandlungen schwedischer Soldaten sein Leben ein. Augustin P. war damals bereits auf die Schule zu Mainz verschickt und wurde deshalb durch dieses Unglück minder hart betroffen als die anderen Geschwister. Als im August des Jahres 1644 Melchior P. nach Rom kam, fand er dort seinen Bruder als Residenten des Trierischen Kurfürsten Philipp Christoph von Söteren. Der ältere Bruder führte den jüngeren in Rom in das deutsche Collegium ein. Später wurde Augustin Kaiser Leopolds I. Rath und Historicus, von ebendemselben auch am 4. März 1661 in den Freiherrnstand und zu einem Constatus im Königreiche Ungarn erhoben. — Was sich zur Vermehrung dieser dürftigen Lebensnachrichten aus seinen eigenen in Druck erschienenen Schriften entnehmen läßt, beschränkt sich auf folgendes. Außer dem Titel eines Doctor utriusque juris führte P. auch die Titel Licentiatus in Theologia und Protonotarius Apostolicus; durch ein Decret vom 7. Juli 1647 verlieh ihm Kurfürst Philipp Christoph die Präpositur zu Gemünden, am 28. Juli 1658 ernannte ihn Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen zu seinem und seiner Familie Historiographen und zum Herold (Rex armorum); 1660 nennt er selbst sich auch noch Principis Holsatiae Cancellarius ablegatus. — Sämmtliche von ihm verfaßte Bücher erschienen, soweit bis jetzt bekannt, in dem kurzen Zeitraum von 1656 oder 1657 bis 1661. Ihren Inhalt machen zum größten Theile zeitgenössische politische Schriftstücke, sogenannte Acta publica, aus, die Tendenz, welcher zu dienen sie bestimmt sind, ist die Vertheidigung der Interessen des Kaiserhauses. Die anonym herausgegebenen „Historisch-politischen Tractaten“

(Cöln, in Verlägung J. A. Kinckii 1657) und die „Historischen und Politischen Tractätlein", deren Fortsetzung, können P. mit großer Wahrscheinlichkeit beigelegt werden. Sein „Römischer Adler oder Theatrum electionis et coronationis Romano-Caesareae" (Frankf. a. M. 1657, 4°) bedarf aus dem Grunde besonderer Erwähnung, weil der Verfasser auf dem Titelblatte M. (wol nicht = Magister) A. Pastorius genannt ist. Der aus fünf Bänden bestehende „Europäische neue teutsche Florus", welcher 1659—1661 theils in Frankfurt a. M., theils in Wien erschien, enthält in demjenigen Bande (dem dritten), dessen Titel lautet: „Scharfsinniger Adler mit der Europäischen Flori Historici Continuation" (S. 324—344), sowie im letzten Theile (S. 624—643 und 812 f.) eine Reihe von Documenten, die sich auf des Verfassers Person und die Verfolgungen beziehen, welchen er wegen seiner Veröffentlichungen von kurpfälzischer und kurmainzischer Seite ausgesetzt war.

Franz Schnorr von Carolsfeld.

Pastorius: Franz Daniel P. wurde am 26. September 1651 zu Sommerhausen im bairischen Unterfranken geboren, machte seine Studien in Straßburg, Basel und Jena und wanderte 1683 als Bevollmächtigter der Frankfurter Gesellschaft nach Amerika aus. Hier gründete er die erste deutsche Ansiedelung in Germantown, die jetzt einen Theil von Philadelphia bildet, und entwickelte hier als Richter, Bürgermeister und Lehrer bis zu seinem am 27. September 1719 erfolgten Tode eine außerordentliche Thätigkeit. Daneben war er litterarisch äußerst fruchtbar; seine Schriften sind nicht alle erhalten, doch lassen sich 43 Werke, meist gemeinnützigen Inhalts, Reisebeschreibungen ꝛc. nachweisen. Als Dichter machte er sich bekannt durch seine „Deliciae hortenses. Eine Sammlung deutscher epigrammatischer Gedichte" (1710).

Franz Brümmer.

Pastorius: Joachim P. (v. Hirtenberg), am 20. September 1611 in Glogau geboren, Sohn eines Predigers, in den religiösen Anschauungen der Socinianer erzogen und ihnen auch ergeben (s. u.), studirte Medicin und erlangte in dieser Wissenschaft auch den Doctorgrad. An welchem Orte er seine erworbenen Kenntnisse praktisch verwerthete, ist unbekannt. Doch bald machte er sich durch geschichtliche und philosophische Arbeiten sowie durch lateinische Dichtungen bekannt. 1641 erschien in Leyden und Danzig ein von ihm verfaßter „Florus Polonicus", ein kurzer Auszug aus Cromers die Geschichte Polens behandelnden Werken. Mit diesem Werke half er offenbar einem schon lang gefühlten Desiderium ab; sein „Florus P." erschien bereits 1642 in zweiter Auflage und hat noch zwei weitere Auflagen erlebt. So ward aber auch sein Name in weitere Kreise getragen, man ward aufmerksam auf ihn. Philosophische Arbeiten und lateinische Dichtwerke, wie Heroës Sacri, Musa peregrinans, Flos Poloniae et epigrammata varia (1644 edirt) verstärkten den günstigen Eindruck. Auch versäumte er nicht, nach der damals gebräuchlichen Sitte die Vornehmen durch ihnen gewidmete Dichtungen auf sich aufmerksam zu machen. So hat er 1649 dem Könige Johann Kasimir von Polen durch die Dichtung „Aquilae Sarmaticae super augustis nuptiis Joh. Casimiri applausus" gehuldigt. Vielleicht hat ihn auch wie manchen Schlesier jener Zeit der Einfluß der Gräfin Margaretha Sibylla v. Doenhoff, einer geborenen Prinzessin von Liegnitz und Brieg gefördert, wofür der Umstand spricht, daß er ihr nach ihrem 1657 erfolgten Tode einen ganz besonders schwungvollen Nachruf gewidmet und in dem Anhang seiner „Palaestra nobilium" 1678 veröffentlicht hat. Immerhin erhielt er jetzt eine feste Anstellung als Stadtphysikus in Elbing und 1651 an dem dortigen Gymnasium das Amt eines Professors der Geschichte, 1652 das des Rectors. Ungefähr siebzehn Schriften sind während seines Elbinger Aufenthaltes von ihm verfaßt und publicirt worden,

darunter 1654 die oben erwähnte „Palaestra nobilium“; eine pädagogische Schrift, auf der er sich nur J. P. M. D. genannt hat. 1654 ward er von dem Danziger Rathe, bei dem alle Bedenken gegen seine Anstellung geschwunden, da P. sich jetzt der lutherischen Kirche zugewandt hatte, zur Professur der Geschichte am Particulare berufen und am 28. Januar 1655 in dies Amt eingeführt. Seine Wirksamkeit bewegte sich in denselben Bahnen wie bisher. Bei allen größeren politischen Ereignissen oder wichtigen Vorfällen in der polnischen Königsfamilie erschien ein Gedicht seiner Hand. Auch größere Gedichtsammlungen erschienen, wie „Sylvae“ (p. I 1656, p. II 1657, Danzig, 12°), und einige Abhandlungen zur polnischen Geschichte. Seiner Thätigkeit fehlte nicht persönlicher Erfolg; 1656 erhielt er den Titel eines „Historicus Regius“, 1662 wird er von dem polnischen Reichstage wegen seiner Verdienste um die polnische Geschichte mit dem „Indigenat“ bedacht, in Folge dessen er sich „ab Hirtenberg“ nannte, „ex exemplo fratris Tonsoris in Suecia“ sagt eine Satyre jener Zeit, und 1665 ist er zum „Secretarius Regius“ ernannt worden. 1667 ist er in den Lectionskatalogen des Danziger Gymnasiums zum letzten Male genannt. Am Ende gen. Jahres hat er seinen Abschied genommen. Bald nachdem er resignirt hatte, trat er „vergente aetate“, sagt sein Biograph, zur katholischen Kirche über, in der er, trotzdem er verheirathet war und seine Frau erst 1675 starb, hohe Würden und Pfründen erhielt, u. a. das General-Officialat für Pommerellen und die Domherrnwürde zu Frauenburg. In dieser seiner letzten Lebenszeit hat er neben einigen religiösen Gedichten und Gelegenheitspoesien, eine größere, umfassendere Geschichte Polens verfaßt, deren erster Theil 1680 erschien, und deren zweiter von seinem Sohne vollendet nach seinem Tode 1685 herauskam. Er starb am 26. December 1681 zu Frauenburg. Im dortigen Dome ward ein Epitaph mit einer Portraitbüste und langer Inschrift angebracht.

Witte, Diarium biograph. ad a. 1681. — Ephr. Praetorii Athenae Gedanenses (Lips. 1713. 8°) pag. 114 ff. und 233. — Ueber seine religiösen Anschauungen und deren Wandelungen: Joann. Friedr. Hackius, Regia via pag. 209. — Scherzerus, collegium Antisocinianum Disp. 1 pag. 14 (2. Ausg.), an welcher Stelle der Danziger Theologe Aug. Strauch sein Urtheil abgibt. — Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie II, 17. Buch 13. Cap. § 23. — Sicher ist, daß P. das Leben des Joh. Crell, des Socinianers, geschrieben hat. Es findet sich den „Opera Crellii“ (Eleutherop. 1656) als Anhang beigefügt, wie auch der „Bibliotheca fratrum Polonorum“. — Siehe auch Placcius, theatrum anonymorum pag. 308.

Bertling.

Patenier: Joachim de P., Maler, geb. in Dinant im Bisthum Lüttich um 1490, nach anderen Forschern in Bovines in der Gräfschaft Namur, † in Antwerpen im J. 1524. Von seinen Lebensverhältnissen ist wenig bekannt, im J. 1515 wurde er als Meister in die St. Lucas-Gilde in Antwerpen aufgenommen, am 5. Mai 1521 vermählte er sich zum zweiten Male. Bei dieser Hochzeit war A. Dürer, der sich damals eben in Antwerpen aufhielt, als Gast anwesend. Als Künstler hat sich P. das besondere Verdienst erworben, die Landschaft aus ihrer untergeordneten Stellung befreit und zur selbständigen Kunstgattung erhoben zu haben. Früher nur als Hintergrund für historische Compositionen dienend, wurde sie nun Selbstzweck, so daß figürliche Darstellungen im Rahmen der Landschaft zur Staffage wurden. Es haben zwar schon die beiden van Eyck der Landschaft in ihren Bildern eine besondere Kunstpflege angedeihen, aber diese doch nur in zweiter Linie gelten lassen. P. führte seine Landschaften mit möglichstem Fleiße aus; aber auch die Figuren in denselben erfreuten sich, als wären sie Hauptsache, der gleichen Sorgfalt. Daß in der Landschaft das Bunte, Vielfarbige vorherrschte, daß Hintergründe eben so kleinlich und

detaillirt ausgeführt wurden, wie der Vordergrund und daß infolgedessen dem Gesammtbilde die Harmonie abging, wird nicht überraschen; die landschaftliche Darstellung befand sich eben in ihrem Kindesalter. Als Staffage verwendete P. solche biblische Stoffe, die eine stärkere Betonung des Landschaftlichen erheischen. Namentlich war es die Flucht der hl. Familie nach Egypten oder die Ruhe auf derselben, die P. oft malte. Wien besitzt zwei Bilder dieses Inhaltes; Berlin, Antwerpen, München je eines. Wien besitzt ein Hauptwerk seiner Kunst, die Taufe Christi, bezeichnet: Opus Joachim D. Patinier. Neben den genannten ist dann noch ein h. Hieronymus, eine Marter der h. Catharina zu nennen. Abweichend von seiner gewöhnlichen Stoffwahl erscheint P. in seiner Schlacht von Pavia mit der Gefangennahme Franz I., ebenfalls im Belvedere zu Wien. Die Bekehrung des h. Hubertus (in Berlin) setzt dann wieder das Landschaftliche nothwendig voraus. A. Dürer erhielt ein kleines von P. gemaltes Bild, das Loth mit seinen Töchtern darstellte vom Rathssecretär Adrian in Antwerpen. Dürer schreibt in seiner niederländischen Reise: Ich habe Meister Joachim mit dem Stift porträtirt und ihm auch noch ein Angesicht mit dem Stift gemacht. Das geschah im J. 1521. Nach der ersten Zeichnung existirt ein Stich, den Bartsch irrigerweise dem Dürer zuschreibt. Van Mander dürfte Recht haben, wenn er Conr. Cort als den Stecher bezeichnet.

v. Immerzeel. Kramm. Dürers Tagebuch.

Wessely.

Pater: Paul P., 1656 zu Menersdorf in der Grafschaft Zips in Ober-Ungarn geboren, Sohn des dortigen lutherischen Geistlichen, in seiner Vaterstadt in den Anfangsgründen unterrichtet, empfing in Kaesmark weitere Unterweisung, namentlich von dem Mathematiker David Fröhlich. Als die Verfolgung und Vertreibung der Protestanten in Ungarn eintrat, mußte auch er sein Vaterland verlassen. Er begab sich nach Breslau, wo er zunächst den Beruf des Buchhändlers ergriff. Doch nach kurzer Zeit und infolge besonderer Lebensführung wandte er sich wieder den Studien zu, und betrieb sie auf den berühmtesten Gymnasien der erwähnten Stadt. Sein Fleiß und seine Begabung lenkten bald die Blicke und Interesse seiner Lehrer auf ihn, besonders der beiden: Martin Gans und Christian Gryphius. Auf ihre Empfehlung und Ansuchen hin nahm ihn der Syndikus von Breslau, Casp. v. Lohenstein, als Lehrer seines Sohnes in sein Haus. Auch Lohenstein's Gunst erwarb sich P., und ihr ist es zuzuschreiben, daß der Breslauer Rath ihn mit einem Stipendium zum Universitätsstudium auf 5 Jahre bedachte. So verließ er Breslau, auf dessen Gymnasien er schon in den alten Sprachen, der Philosophie und Geschichte große Fortschritte gemacht hatte, begab sich nach Leipzig und von da, als eine Pest ausgebrochen war, nach Jena. Auf dieser Universität, auf der er die früheren Studien fortsetzte, genoß er besonders die Unterweisung und den Umgang der beiden Mathematiker Erhard Weigel und Joh. Andr. Schmid. Durch sie gefördert war er imstande seine Universitätsstudien mit Erlangung der Magisterwürde der philosophischen Facultät abzuschließen. In der ersten Zeit, nachdem er diesen Lohn seines Fleißes errungen, lehrte er nun selbst Mathematik, wie auch griechische und lateinische Litteratur. Doch sein Ruf hatte sich verbreitet, und es erging an ihn die Aufforderung, die Bibliothek zu Wolfenbüttel zu leiten. Er folgte ihr und hat dort das ihm aufgetragene Amt zur Zufriedenheit versehen bis zum Jahre 1688, wo ihn der Magistrat von Thorn als ordentlichen Professor an das dortige Gymnasium berief und er dieser Einladung Folge gab. Am 18. März 1688 trat er die Thorner Professur an mit einer Rede „de iis quae recentiores mathematici in coelo detexerunt“. Siebzehn Jahre verwaltete er dies Amt mit Lehrgeschicklichkeit und Treue, war aber auch schrift-

stellerisch thätig, begann namentlich 1690 die Herausgabe der für das polnische Reich bestimmten Kalender, für die er ein besonderes Privileg des Königs erhielt. 1705 verließ er Thorn um der Drangsale und Wirren willen, die der schwedisch-polnische Krieg über die Stadt heraufführte. In Danzig suchte und fand er Zuflucht, wie auch einen Mann von Einfluß, der seine Fähigkeiten anerkannte. Der Bürgermeister Joh. Heinr. Schmieden war es, dessen Gunst Paul P. zu Theil wurde und ihm vom Danziger Rathe die Anstellung als Professor der Mathematik verschaffte. Am 25. September 1705 trat P. dies Amt an mit einer Rede „de causis mathematicae pereuntis“, und hat es bis zu seinem Tode mit großen Erfolgen für seine Schüler und sich verwaltet. Dabei unterblieb seine schriftstellerische Thätigkeit keineswegs, wie zahlreiche Publicationen beweisen. Im J. 1711 sogar begann er ein anderes Unternehmen, das der Herausgabe seiner Schriften, namentlich der Kalender, besonders dienstbar sein sollte: er legte mit Erlaubniß des Rathes eine Druckerei an, in der arme Schüler des Gymnasii beschäftigt wurden und mit Rücksicht auf ihre Förderung nur lateinisch gesprochen wurde. Bis zu seinem Tode hat P. diese Officin erhalten. Sie lieferte nicht nur die von P. selbst verfaßten Schriften, sondern auch viele andere, und war wegen der Sauberkeit ihrer Lettern und wegen ihrer Sorgfalt, die auf Satz und Abdruck verwandt war, sehr beliebt. Mit diesen verschiedenen Arten der Thätigkeit erfüllt, verlief sein Leben ohne weitere besondere Geschicke bis zu seinem am 7. December 1724 erfolgten Tode. Die von ihm selbst aufgestellte Grabschrift lautet: Hic situs est Paulus Pater, Mathematum Professor, qui nescivit in vita, quid sit cum morbis conflictari, ira moveri, cupiditate aduri. Decessit vita caelebs MDCCXXIV d. VII. Dec. Pater's Schriften machen eine ziemlich stattliche Zahl aus. Sie sind theils ethisch-philosophischen, theils mathematischen, theils astronomischen Inhalts, endlich auch am Schlusse seines Lebens didaktischer Art z. B. „Anweisung zur heutigen Schreibkunst“ (Danzig 1724, 4°), „Danziger Schulkatechismus“ (Danzig 1719, 12°). Seine Publicationen astronomischen Inhalts bestehen meistens in Beschreibung von Himmelserscheinungen seiner Zeit; so die am frühesten erschienene: „duo phaenomena rarissima, alterum luna in cruce, alterum meteorum ignitum“ (Jenae 1682) und eine späteren Datums: „Beschreibung der Sonnenfinsterniß am 12. Mai 1706“ (Danzig 4°). Daneben gab er deutsche und lateinische Gedichte heraus, „Exercitationes Plinianae“ (Thorn 1695) und „Diss. de Germaniae miraculo optimo maximo typis literarum earumque differentia“ — (Lips. 1710).

Vergl. Nova literaria maris Baltici s. a. 1719 pag. 284. — Ephr. Praetorii Athenae Gedanenses (Lips. 1713) pag. 166—167, 219, und auch besonders noch „Continuirtes Gelehrtes Preussen“ (Thorn 1725, 8°), 3, 71 ff. Hier wird S. 82 im Anschluß an die Biographie eine „Inscription eines aufgeweckten Kopfes“, eine Grabschrift mitgetheilt, in der P. ziemlich unverblümt des Lasters der Trunksucht beschuldigt wird. Gegen diese boshafte Nachrede wandten sich zwei Schriften: „Ehrenrettung Hrn. Paul Pater's wider die falschen Auflagen des Gelehrten Preußens entworfen von einem Auditore des Seel. Hrn. Professoris“, Halle 1726 und „Die Ehre des Verblichenen wider die im Gelehrten Preußen enthaltene Beschimpfung Hrn. Paul Pater's, gerettet von einem des Seel. Hrn. Professoris ehemals gewesenen Auditore“. Frankf. und Leipzig 1727. — Ueber seine Druckerei zu vergl. Löschin, Dr. G., Geschichte der Danziger Buchdruckereien, Danzig 1840.

Bertling.

Patje: Christian Ludwig Albrecht P., geb. am 2. August 1748 zu Hannover, † daselbst den 11. Februar 1817. Nachdem er die Schulen seiner Vaterstadt besucht hatte, studirte er in Göttingen Jurisprudenz und

Cameralwissenschaften. Im Sommer 1766 verzeichnet ihn Pütter unter seinen Zuhörern. Nach Beendigung seiner Studien bereiste er Italien. 1768 trat er als Kammerauditor in dieselbe Verwaltungsbehörde ein, der sein Vater Friedrich Ulrich P. († 1773) angehörte, und wurde im nächsten Jahre Kammersecretär und 1770 zugleich seinem Vater als Hofsecretär d. h. als Secretär im Oberhofmarschallamte adjungirt. An die Spitze der Cameralen, wie man die Subalternen im Gegensatz der Geheimräthe und Kammerräthe bezeichnete, seit 1790 aufgerückt, führte er den Titel Kammermeister. Schon vorher, als 1786 zur planmäßigen Leitung und Besorgung der Staatsökonomie des Landes das Commerzcollegium geschaffen wurde, war ihm Amt und Titel eines Commerzraths zu Theil geworden. Schriftstellerische Thätigkeit ist ihm von früh an Bedürfniß gewesen; sie galt allgemeinen Interessen und denen des Berufes. Um sich selbst Klarheit und Ueberblick zu verschaffen, schrieb er einen „Abrégé historique et politique de l'Italie“ (4 Thle., Yverdon 1781), eine compendiarische Zusammenstellung des historisch und statistisch Wissenswerthen über die einzelnen Staaten Italiens. Höhern Werth haben historische Einzeluntersuchungen: so wenn er in der Ehrenrettung Sully's gegen Linguet (Götting. Magazin hg. von Lichtenberg und Forster, Bd. IV, 1785) den französischen Minister gegen die Anschuldigung der Mémoires sur la Bastille (1783) in Schutz nimmt, er habe den Prinzen von Condé in die Bastille zu werfen beabsichtigt, um die Prinzessin in den Armen des Königs zu erhalten, oder wenn er in einer der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen durch Spittler überreichten Abhandlung: „Recherches historiques et philosophiques sur les causes de la grandeur et des revers de Henri le Lion“ (Hanovre 1786) den durch die welfische Erbschaft hervorgerufenen Conflict mit dem Kaiser und den Starrsinn Herzog Heinrichs als die Ursache seines Sturzes in historischer und psychologischer Ausführung darlegt. Näher seinem Berufe verwandt waren Abhandlungen wirthschaftlichen Inhalts: in Schlözers Staatsanzeigen von 1783 (Heft 11 S. 368 ff.) beschreibt er die in den sog. Moorämtern des Herzogthums Bremen (Bremervörde, Lilienthal, Osterholz und Ottersberg) unternommenen Moorculturen, im Neuen Hannöv. Magazin von 1798 (Stück 99) handelt er über die Entbehrung ausländischer Bedürfnisse. Als zu Anfang des Jahres 1797 die englischen Stocks so tief im Course sanken wie nie zuvor und die Londoner Bank ihre Zahlungen einstellte, suchte er durch eine kleine Schrift: „Ueber den englischen Nationalcredit“ (Hannov. 1797) namentlich seine Landsleute, die große Summen in englischen Papieren belegt hatten, zu beruhigen. Ein umfangreicheres Buch: „Kurzer Abriß des Fabriken-, Gewerbe- und Handlungszustandes in den Churbraunschweig-Lüneburgischen Landen“ (Göttingen 1796) knüpft an eine von dem neueingerichteten Commerzcollegium ins Werk gesetzte Enquete an und giebt einen detaillirten und wohlgeordneten Bericht über alle im Lande verbreiteten Gewerbszweige, der die zum Theil sehr dürftig ausgefallenen amtlichen Ermittlungen durch private Nachforschungen ergänzt hat. Besondern Werth erhält das Buch durch eine umfassende, frisch und lebendig geschriebene Einleitung, welche eine Schilderung der Bewohner des Landes vom wirthschaftlichen Standpunkt entwirft und die Unternehmungen und Pläne der Regierung zur Hebung von Handel und Industrie übersichtlich zusammenstellt. „Eine Anmerkung zu den vielen Schriften über die Hannöverischen Angelegenheiten“ (Hannover 1803), bemüht in dem litterarischen Chorus, welcher nach der Katastrophe von 1803 sich erhob, zahlenmäßig nachzuweisen, was der Landesherr fortwährend für das Land gethan hat, ist die einzige der eigentlich politischen Schriftstellerei angehörige Arbeit Patje's. Um so vollständiger sollte ihn fortan die praktische Politik in Anspruch nehmen. Als das Hannoversche Ministerium beim Verlassen des

Landes am 3. Juli 1803 ein Landesdeputationscollegium einsetzte zu unmittelbarer Verfügung desjenigen, was die französischen Befehlshaber an Prästationen verlangen möchten, ernannte es P. zum Mitglied. Ebenso berief ihn der französische General Mortier in die aus fünf Hannoveranern bestehende Executivcommission, die unter dem Präsidium von Dürbach, dem Schwager Mortier's, eine Art interimistischer Regierung bildete. Die ausgezeichnete Verwaltungskraft, die das Land an P. besaß, seine Geschäftsgewandtheit verbunden mit vollständigster Beherrschung der fremden Sprache, empfahlen ihn zu solcher Stellung, und allemal unter den politischen Wechselfällen der nächsten Jahre hat man zu ihm seine Zuflucht genommen. Als Mortier im November 1806 Hannover zum zweiten Male in Besitz nahm, bildete P. zusammen mit den Landräthen v. Meding und v. Münchhausen die von ihm eingesetzte Executivcommission oder, wie sie nach ihrer Verstärkung hieß, Regierungscommission. Vergebens bemühte er sich im Frühjahr 1807 im Verein mit dem Geh. Kammerrath v. Arnswaldt bei Darü in Berlin, eine Verringerung der dem Lande auferlegten Contribution von 16 Mill. Francs zu erwirken. Bei dem Durchzuge Friedrich Wilhelms von Braunschweig-Oels im August 1809 benahm er sich sehr gewandt und gab dem Herzoge unter dem Vorwande, die Verpflegung des Corps auf dem Marsche zu überwachen, den Amtsschreiber Cropp, einen intelligenten und ortskundigen Mann, mit, der die Schwarzen auf dem kürzesten Wege nach Elsfleth und Brake brachte und ihren Verfolgern entzog. Bei aller Anerkennung, welche P. für die Geschicklichkeit seines Benehmens gegenüber den fremden Machthabern und die unverdrossene Vertretung der Landesinteressen unter den schwierigsten politischen Verhältnissen bei seinen Landsleuten fand, wollten ihm doch manche schon früh den Tadel zu großer Nachgiebigkeit nicht ersparen. Nachdem am 1. März 1810 Jerome von Hannover Besitz genommen hatte, begab sich auf Patje's Betreiben eine zahlreiche Deputation zur Begrüßung des Königs nach Kassel. An ihrer Spitze hielt er am 14. März im neuen Ständesaale eine übrigens zuvor den hervorragendsten Mitgliedern der Deputation mitgetheilte Anrede, die im ganzen maßvoll gehalten, doch mit dem Satze schloß: Daignez, Sire, entourer votre trône d'un nouveau peuple heureux, reconnaissant et fidèle. P. wurde Präsident der Oberrechnungskammer in Kassel, erhielt gelegentlich der Anwesenheit des Königs Jerome in Hannover den Titel Baron, wurde Mitglied des Staatsraths und im März 1811 Commandeur der westfälischen Krone. Eine seiner letzten Verwendungen im öffentlichen Dienst war die Thätigkeit in der zu Hamburg sich versammelnden Commission, welche die Landesgrenzen und Landesschuld zwischen Frankreich und Westfalen reguliren sollte. Obschon P. unzweifelhaft zu den Mitgliedern des westfälischen Beamtenthums gehörte, die dem Stande die hohe Anerkennung verdienten, welche er bei patriotischen und einsichtigen Beurtheilern gefunden hat, so ist ihm doch sein Verhalten von der restaurirten Regierung verdacht und keine Wiederanstellung zu Theil geworden. Seine Muße als Privatmann füllte er mit schriftstellerischer Thätigkeit aus. „Philosophische Betrachtungen“ (Hannover 1814), zwei compendiarische Schriften historischer Art: „Geschichte der merkwürdigen Begebenheiten 1789—1814“ (Hannover 1815), „Taschenbuch der deutschen Geschichte“ (das. 1816) und das liebenswürdigste und originellste seiner Bücher: „Wie war Hannover?“ (das. 1817) stammen aus dieser Zeit. Das letztere, erst aus seinem Nachlasse von E. A. v. Werlhof herausgegeben, spiegelt am besten seine Art zu denken und zu schreiben wieder; es enthält eine Fülle wohlgeordneter historischer und culturhistorischer Daten, die mit guter Kritik behandelt und belebt und humorvoll vorgetragen werden.

Ersch und Gruber III, 13 (1840) S. 319. — Werlhof a. a. O. — Hausmann, Erinnerungen S. 53, 64, 67 ff. — v. Strombeck, Darstellungen II, 98. — Hannover, wie es war, ist und werden wird. Heft 1 (1804) S. 121 ff. — (Mierzinsky) Erinnerungen aus Hannover u. Hamburg 1803 bis 1813 (Leipz. 1843) S. 96. — Havemann, Gesch. der Lande Braunschweig u. Lüneburg III, 725 ff., 747, 763.

F. Frensdorff.

Patkul: Johann Reinhold v. P., berühmt als Vertheidiger der livländischen Landesrechte, als Urheber des nordischen Krieges und als unglückliches Opfer der Rachsucht Karl's XII. Der Widerspruch in der Beurtheilung seiner Persönlichkeit erklärt sich aus der Verschiedenartigkeit des von den Darstellern seines Lebens eingenommenen Standpunktes, und dieser wiederum findet seine Rechtfertigung in der eigenthümlichen Stellung, die P. inmitten der collidirenden schwedischen, livländischen, sächsischen, polnischen und russischen Interessen einnahm. Erst wenn die Patkuliana von Schirren veröffentlicht sein werden, wird die objective Geschichtsforschung sich berechtigt sehen, über P. ein Endurtheil auszusprechen, bis dahin ist es rathsam den Mittelweg einzuschlagen.

P. stammte aus einer alten, adligen Familie Livlands, die, wie er selbst sagt, schon 300 Jahre im Lande ansässig war. Sein Vater Friedrich Wilhelm war livländischer Landrath und schwedischer Major und wurde anläßlich der im J. 1657 erfolgten Uebergabe der Festung Wolmar an die Polen des Hochverraths angeklagt und nach Stockholm gebracht. Da wir ihn nachher wieder im Besitz seines Ranges und seiner Güter finden, so wird er seine Unschuld erwiesen haben. Im Gefängniß brachte nach der Ueberlieferung seine Gattin Gertrude, geborene Holstfer, einen Sohn zur Welt, der den Namen Joh. Reinh. erhielt. Das Geburtsjahr desselben steht nicht fest; man nimmt dafür das Jahr 1660 an. Schon 1666 wird sein Vater als verstorben verzeichnet. Die Behauptung, P. sei von seinem Vater mit Haß und Rachsucht gegen die schwedische Regierung erfüllt worden, muß daher als tendenziös zurückgewiesen werden. Wo er seine Bildung genossen und wer seine Erziehung geleitet hat, ist unbekannt. Fest steht jedoch, daß er längere Zeit seiner Studien halber im Auslande verweilt und sich daselbst seine umfassenden und gründlichen juristischen Kenntnisse erworben hat. Anfang October 1680 kehrte er nach Livland zurück und übernahm die Verwaltung der ihm als Erbe zugefallenen Güter Kegeln, Podsem und Waidau, die auch nachher von der Reduction verschont blieben. Bald nach seiner Rückkehr ließ er als Bevollmächtigter seiner Brüder und in eigener Angelegenheit von sich hören. In zahlreichen von ihm selbst verfaßten Proceßschriften, die den akademisch gebildeten Juristen erkennen lassen, trat er als Ankläger und Vertheidiger in Injurien und Duellsachen auf. In der Patkul-Literatur spielt eine große Rolle die gegen ihn gerichtete Mißhandlungsklage des Michel Foß und dessen Braut Ebba Plahn, der nach Sjögren P. nachgestellt haben soll. Gegen diese Anklage, welche als vollgültiger Beweis unerhörter Härte und unmenschlicher Grausamkeit immer und immer wiederholt worden ist und die als Grundlage zu den verwegensten Schlüssen auf den Charakter Patkul's und seiner Standesgenossen gedient hat, vertheidigte er sich 1688—1689 in überzeugender Weise. Alle auf diesen Proceß bezüglichen Acten im livländischen Hofgerichtsarchive sind neuerdings einer eingehenden Revision unterzogen worden und ergeben eine vollständige Rehabilitation Patkul's. Der Proceß fand aber infolge der politischen Verwickelungen, mit denen sein Geschick verknüpft war, keinen Abschluß, vielmehr wurde dieser Fall aufgebauscht, „um einen desto tieferen Schatten fallen zu lassen, sei es auf die Persönlichkeit des Angeschuldigten, sei es auf die Verhält-

nisse, in denen er lebte und die er vertrat". P. war nach Livland zu einer Zeit zurückgekehrt, wo drohende Wolken am politischen Horizonte sich aufthürmten; es war das Jahr der schwedischen Reduction (d. h. Einziehung derjenigen Güter, welche wirklich oder angeblich ehemals Staatseigenthum gewesen waren) in Livland. Trotz der Bestätigung der Privilegien und des Gelöbnisses, ohne Einwilligung der Landschaft keine Umänderungen vorzunehmen, verlieh Karl XI. einem Beschluß des schwedischen Reichstages betreffs der Ausdehnung der Reduction auf Livland bereitwillig seine Sanction, obgleich die Livländer auf diesem Reichstage durch keinen Abgeordneten vertreten waren. Bald fühlte sich der König auch berechtigt, die Reduction bis auf herrmeisterliche Zeit auszudehnen. Die Noth brach an, das Land verarmte; alle Bitten und Vorstellungen der livländischen Ritterschaft, die 5/6 ihres Grund und Bodens verloren hatte, blieben ohne Erfolg; der eiserne Wille des Königs fand seine Durchführung. Mit Berufung auf die Privilegien des Landes stellten die Livländer dem König das ihnen widerfahrene Unrecht vor. Dieser, wenn auch nur passive Widerstand brachte ihn nur auf. Er verlangte im J. 1690, daß man ihm die urkundlichen Belege des Landesrechts im Original vorlege, und die Besorgniß lag nahe, daß er dabei nicht eben wohlwollende Absichten verfolgte. Vom livländischen Landtage wurden zur Ueberreichung aller livländischen Rechtsurkunden, des sogenannten „corpus privilegiorum", und zur Vertheidigung der Rechte und Freiheiten der Ritterschaft der Landrath Budberg und der Capitain Patkul designirt. Letzterer war dazu sonder Zweifel die geeigneteste Persönlichkeit. P. tritt uns als ganzer, fertiger Mann, im Vollbesitz seiner leiblichen und geistigen Kraft, in der Blüthe seiner Jahre entgegen. Auf alle, die ihn näher kennen lernten, machte er den Eindruck eines ungewöhnlich begabten, aber auch ehrgeizigen Menschen. Vor seinen Standesgenossen zeichnete er sich durch den Reichthum seines Wissens und durch seinen Scharfsinn aus. Neben seiner Muttersprache verstand er das Lateinische und Griechische, er schrieb und sprach ein elegantes Französisch, auch ist es wahrscheinlich, daß er sich das Schwedische und Russische aneignete, als die Umstände die Erlernung dieser Sprachen erheischten. Für eine militärische Laufbahn bestimmt, hatte er nicht ohne Neigung und mit Eifer in den Kriegswissenschaften gearbeitet, da er auf diesem Gebiete emporzukommen hoffte. Besonders die Exercitien der Infanterie, das Fortificationswesen, die Mathematik und Ingenieurwissenschaft nahmen sein Interesse in Anspruch. Seine diplomatischen Talente, verbunden mit der Gabe feuriger Beredsamkeit, seltener Gewandtheit der Feder und Gediegenheit juristischer Kenntnisse, entwickelten sich in der praktischen Ausübung politischer Geschäfte. Obwohl P. einen ausgesprochenen Sinn für das Nützliche und Praktische an den Tag legte und daher eine nüchterne Natur genannt werden muß, so fehlte ihm keineswegs das Verständniß für die idealen Güter des Lebens; das Alterthum mit seinen Reizen übte auf ihn einen Einfluß aus, dauernd jedoch fesselte ihn das Studium der Rechte. Unter der Last trüber Sorgen und aufreibender Geschäfte fand er noch Muße zum Verkehr mit Männern, welche den idealsten Zielen nachstrebten. Thomasius und Hermann August Francke suchte er als Flüchtling auf und als vielbeschäftigter Staatsmann schenkte er den Ideen des universellsten Geistes Europas, dem großen Gelehrten Leibnitz, seine Aufmerksamkeit. Neben diesen Vorzügen seines Charakters hafteten ihm nicht geringe Fehler an. Beispiele ungezügelter Leidenschaft, des Jähzornes, des engherzigsten Standesvorurtheils und der Rücksichtslosigkeit lassen sich nachweisen. Die Härten und Schwächen seines Wesens treten später im Getriebe der Welthändel und im Kampfe um's Dasein oft unliebsam in den Vordergrund und verdunkeln die edleren Züge. Auf diesen reich beanlagten und durch Energie und Patriotismus ausgezeichneten Mann lenkten sich bald aller Augen. Am

12. October 1690 trafen Budberg und P. in Stockholm ein. Schon in Livland war von dem den Livländern feindlichgesinnten Generalgouverneur Hastfer die Echtheit des privilegium Sigesmundi Augusti, durch welches die livländische Ritterschaft das unbeschränkte Dispositionsrecht und Erbrecht über ihre Güter erlangt hatte, angefochten worden. P. vertheidigte muthig die Gültigkeit desselben vor dem Könige und einer Versammlung hoher Würdenträger. Aber alle Remonstrationen blieben erfolglos. Durch die Erklärung Karl's XI. (22. Mai 1691), daß alle königlichen Resolutionen der beliebigen Interpretation seines Generalgouverneurs anheimzugeben seien, war Livland der Willkür Hastfers preisgegeben. Trotz alledem ließ P. die Hoffnung nicht sinken; die Schwierigkeiten, die man ihm auch in den Weg stellen mochte, schreckten ihn nicht zurück; er reiste dem Könige, der beständig seinen Aufenthaltsort wechselte, nach und suchte eine Gelegenheit, um eine Sinnesänderung desselben herbeizuführen. In Oerebro, Wenersberg und Gothenburg gelang es ihm, sich dem Könige zu nähern, der von sich aus, freilich nur vorübergehend, Patkul's Anliegen berührte und dadurch in ihm die Hoffnung der Erhörung seiner Bitte erweckte. Nach Stockholm zurückgekehrt, gewährte der König ihm eine längere Audienz (18. November 1691) und P. benutzte diesen günstigen Moment, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen. In hinreißender Beredsamkeit schilderte er das Verarmen und das Elend des Landes. Der König hörte ihn gnädig an, suchte ihm aber dann die Nothwendigkeit der von den Ständen Schwedens beschlossenen Reduction auseinanderzusetzen, wogegen P. die Befugniß der letzteren in Abrede stellte. Auf die heftige Frage des Königs, ob die Livländer sich wohl unterstehen wollten, die schwedischen Stände zu beschuldigen, als hätten sie mit Livland nicht nach Gebühr gehandelt, antwortete er mit einem lauten Ja. Wenn nur der König es gestatten wolle, werde er vor Sr. Majestät und der ganzen Welt diese Ungebühr erweisen. Seine Berufung auf die mit Schweden geschlossenen Verträge und auf die Bestätigung derselben durch den König blieb nicht ganz ohne Wirkung. Karl versprach seinen treuen Livländern ein willig Ohr zu leihen, wenn die Ritterschaft sich an ihn persönlich wende; P. kehrte voller Hoffnung nach Livland zurück und der Landtag zu Wenden (11. März 1692), wo er über seine Mission Bericht abstattete und verschiedene Vorschläge betreffs einer Erweiterung und Befestigung der Adelsrechte auf seinen Antrag zur Annahme gelangten, beschloß die Absendung einer Supplik an den König. Dieselbe wurde von P. verfaßt und schilderte in kühner Sprache und mit erschütternden Worten die Noth und das der Ritterschaft widerfahrene Unrecht (30. Mai 1692). Diese Schrift soll auf den König und seine Umgebung den Eindruck gemacht haben, als ob „die Stimme des Aufruhrs sich in der Ferne vernehmen ließe". Trotz alledem wurden erst nach Jahresfrist die Vertreter des Landes zur Verantwortung für ihre Vermessenheit gezogen. Im September 1693 machte Hastfer der Ritterschaft einen vom 10. August 1693 datirten Befehl des Königs bekannt, der die Landräthe, welche jene Schrift unterzeichnet hatten und P. nach Stockholm citirte. Gegen P. war der Unwille besonders groß, er wurde wegen falscher Darstellung und unerlaubter Auslassungen in seiner Relation, wegen der aufgesetzten Deliberanda, wegen der Instruction an die residirenden Landräthe und wegen Theilnahme an den Maßnahmen der letzteren angeklagt, dazu wurde er als Verfasser der anstößigen Bittschrift, und weil er die Zusammenrottung der Capitaine gegen seinen Obrist Helmersen angestiftet, vor Gericht gezogen. Gegen den Obrist Helmersen, in dessen Regiment P. als Capitain diente, hatte er im Auftrage mehrerer Officiere eine Klageschrift abgefaßt. Von Helmersen waren nämlich die livländischen Edelleute in seinem Regimente in beleidigender Weise behandelt worden.

Generalgouverneur Hastfer, dem P. in einem Liebeshandel den Rang abgelaufen haben soll, und der diesem auch sonst nicht gewogen war, bezeichnete die Klage als Meuterei und ließ die Kläger vor ein Kriegsgericht stellen, dem P. sich durch die Flucht entzog. Erst der Landesangelegenheiten wegen kam er nach Zusicherung eines freien Geleites nach Stockholm. Gegen alle Punkte der Anklage vertheidigte er sich und berief sich betreffs der Supplik auf die Instruction der livländischen Ritterschaft. Gar bald konnte er im Verlaufe des Processes sich der Ueberzeugung nicht mehr verschließen, daß seine Ankläger auch seine Richter seien, und seine Feinde und Neider auch sein Urtheil fällen würden. Ehe sie ihre Netze zusammenzogen, war er mit Zurücklassung eines Protestes gegen das Verfahren des Gerichtshofes nach Kurland entflohen. Was er gefürchtet, trat ein. Am 12. December 1694 wurden die Landräthe Budberg, Vietinghoff und Mengden als Rebellen und Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt. Patkul's Strafe wurde verschärft. Für seine Verbrechen sollte er mit dem Verlust seines Lebens, seiner Ehre, seiner Güter und seiner rechten Hand büßen. Die Krone zog seine Güter ein und der Henker verbrannte seine Schriften.

Ueber Patkul's Aufenthalt in Polen und Deutschland sind die Nachrichten lückenhaft; 1696 berichtet Nils Bjelke nach Schweden, daß sich P. unter dem angenommenen Namen v. Kegen in Memel aufhalte und häufig Reisen nach Polen unternehme, wo er mit dem Feldherrn Jablonowski befreundet sei; auf die Anfrage, ob er sich seiner Person bemächtigen solle, erhielt er die Weisung, P. wenn möglich nach Stockholm zu befördern. Ueber Berlin und Halle begab sich P. nun in die Schweiz. Hier lebte er unter dem Namen Fischering unweit des Genfer Sees auf dem Schlosse Prangins mit Privatunterricht und wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Der Gegenstand seiner Studien war das Natur- und Völkerrecht von Pufendorf, das fortan auch die Grundlage seiner politischen Ueberzeugung bildete. Während seines Aufenthaltes in der Schweiz besuchte er Lausanne und Genf und unternahm dann Reisen durch Italien, Savoyen und Frankreich. Aber auch hier soll er vor Verfolgern nicht sicher gewesen sein. Alle Bemühungen um Amnestie blieben erfolglos. Karl XI. hatte wohl die drei livländischen Landräthe auf seinem Sterbebette begnadigt, aber gegen P. blieb er unerbittlich und ebenso unversöhnlich war sein Sohn Karl XII. Die Nothwehr trieb P. in das Lager der Feinde. Sicherheit der Person und Befreiung seines Vaterlandes konnte er nur durch die Vernichtung seiner Gegner erringen. Gegen die Wende des Jahrhunderts schon machten sich die Vorzeichen einer großen Veränderung auf der Weltbühne bemerkbar. Fast um dieselbe Zeit traten drei jugendliche Herrscher, jeder in seiner Art, von Ehrgeiz und Thatendrang getrieben, mit bestimmten Absichten auf den Schauplatz der Geschichte: Friedrich August, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, Karl XII., König von Schweden, Peter, Zar von Moskau. In der durch sie hervorgerufenen Wandlung der europäischen Politik war P. berufen eine maßgebende Rolle zu spielen. Im December 1697 und Januar 1698 finden wir ihn noch in Prangins. Der Günstling des Königs von Polen, Graf Flemming, dem P. im Mai 1698 zu Buckau vorgestellt wurde, forderte ihn auf, nach Polen zu kommen (1. November 1698). Er folgte der Einladung und hier fand P. ein günstiges Feld für seine Absichten; der Gedanke eines Angriffskrieges gegen Schweden war schon vor seinem Auftreten sowohl in Rußland als auch in Dänemark ventilirt worden, auch hatte der Zar eine Aufforderung zu gemeinsamem Vorgehen an Friedrich August zu Rawa gerichtet, doch von einem Zusammenwirken der drei genannten Staaten auf ein Ziel hin war noch nicht die Rede gewesen. Die Verbindung dieser Tripelallianz hat P. zustande gebracht und damit seine weltberühmte diplomatische Laufbahn betreten. Der König von Polen trug sich, ehe

er P. kennen lernte, mit ganz anderen Plänen (gegen Ende des Jahres 1698). Der Gedanke einer Erweiterung seines Reiches nach Süden hin nahm ihn voll und ganz in Anspruch. Die Walachei wollte er überrumpeln, Siebenbürgen und einen Theil von Oberungarn der kaiserlichen Botmäßigkeit entreißen. Mit Patkul's Auftreten fielen diese Pläne in sich zusammen. Eine Frontschwenkung nach Norden wurde mit einem Male gemacht; die Erweckung und Hegung der Wünsche nach dem Besitz Livlands in König August und die Verbindung der an einer Schwächung Schwedens arbeitenden Mächte Dänemark und Rußland mit Sachsen und Polen, das war Patkul's Werk. In verschiedenen Denkschriften (Grodno, 1. Januar 1699) suchte P. den König von der Nothwendigkeit eines Krieges gegen Schweden in Livland zu überzeugen und machte er ihn auf die vortheilhaftesten Allianzen aufmerksam. Im Mai 1699 wurde durch P., der nach Kopenhagen ging, Dänemark für das Bündniß gewonnen, und im Herbst (11./21. November 1699) brachte vornehmlich P. in Moskau einen Vertrag zwischen dem Zaren und dem Könige von Polen zustande. Hieraus ersieht man, inwiefern P. als individueller Urheber des nordischen Krieges gelten kann. Aus seinem Kopfe stammt auch der Plan einer Ueberrumpelung Rigas und eines gleichzeitigen Angriffs der Russen und Dänen. Eine „Entreprise“ auf die Stadt Riga schien nicht allzuschwierig, zumal die Befestigungswerke daselbst nach Patkul's Ansicht sich in einem bedenklichen Zustande befanden, auch gab er sich der Hoffnung hin, daß das geplante Unternehmen von befreundeter Seite in der Stadt und auf dem flachen Lande Unterstützung erfahren würde. Das von Schweden befreite Land sollte in eine, unter polnischem oder sächsischen Schutze stehende, selbstständige Adelsrepublik mit eigener Verwaltung und eigenem Heerwesen umgewandelt werden, hierzu werde ihm die livländische Ritterschaft, so meinte P., die Hand bieten. Der Anschlag auf Riga scheiterte aber, Dank dem Mißtrauen, welches die Polen gegen den König, der den Krieg ohne Wissen der Republik unternahm, hegten und der fahrlässigen Ausführung des von P. entworfenen Planes (December 1699 bis Februar 1700), auch erwiesen sich Patkul's Verbindungen in Livland als unzureichend. Er nahm, freilich mit Unterbrechungen, da König August seines Rathes im Conflict mit der polnischen Adelsrepublik bedurfte, an dem ungünstig verlaufenden Feldzuge in Livland Theil. Den von August an die Livländer gerichteten Schutzbrief hat er mit unterzeichnet. Zu erwähnen ist ferner, daß er auf einem seiner Streifzüge in's Land marodirende Kosaken strafen ließ und daß das Bombardement von Riga (1. September 1700) auf sein Verwenden eingestellt wurde. Ein Anschluß der Livländer erfolgte trotz der ihm von einigen Mitgliedern der Ritterschaft gemachten Aussichten nicht. Wie wenig übrigens P. bei seiner Anwesenheit von einer thatbereiten Mithülfe seiner Standesgenossen erwartete, beweist der Umstand, daß er gelegentlich des Vorrückens der Sachsen über die Düna dem Adel in der Befürchtung, er könne für den Schwedenkönig aufsitzen, die Pferde abnehmen ließ.

Nicht zum geringen Theil aus Furcht vor der königlichen Ungnade und dem von Generalgouverneur Dahlberg ausgeübten Zwange nachgebend unterzeichneten die Abgeordneten des Adels (135), des Raths (22), der großen Gilde (556) und der kleinen Gilde (364) einen Revers, in dem sie P. und seine Anhänger als Erzverläumder und Ehrendiebe hinstellten und die Erklärung abgaben, daß sie mit ihren Kindern und Kindeskindern bis an der Welt Ende unter des Königs von Schweden christlicher, gerechter und gnädiger Regierung stehen möchten (9. Juli 1700); selbst seine Mutter versagte ihm das Wiedersehen und wollte nichts von ihm wissen. So hatten P. nun auch seine Standesgenossen, seine Landsleute und seine Mutter verlassen. Karl XII. hatte im Fluge erst die Dänen und dann die Russen geschlagen und näherte sich der Düna. Unterdessen war zu

Birsen, im Beisein Patkul's (26. Februar/10. März 1701) der Vertrag zwischen Peter und August erneuert worden. Geld und Truppen versprach der Zar und sicherte wiederum den Besitz von Est- und Livland den Polen zu, während er sich mit Ingermanland und Karelien begnügen wollte. Was an der Düna August gewonnen hatte, mußte aufgegeben werden und Karl XII. drang siegreich in Polen vor, besetzte Warschau und nahm Krakau, während der Zar in Livland festen Fuß faßte. August's Stellung den Polen gegenüber wurde eine äußerst kritische, weil nur von einem Theil des Adels seine Maßnahmen Billigung erfahren hatten und einflußreiche Factionen sogar einen sofortigen Frieden abzuschließen und die Absetzung August's auszusprechen bereit waren. Dadurch aber war auch der Boden, auf dem P. stand, schwankend geworden. Schon vor der unglücklichen Wendung des livländischen Kriegsunternehmens hatte er den wahren Charakter August's und seiner gleichgesinnten Rathgeber durchschaut. Die Uneinigkeit der Polen, die Friedensbestrebungen des französischen Gesandten Du Heron, der Wankelmuth und die Treulosigkeit des Königs und seiner Minister, denen P. seine Gesinnung über sie nicht vorenthielt, bedrohten ihn und seine Pläne bei längerem Verweilen im sächsischen Dienste mit ernsten Gefahren. Ganz andere Aussichten boten sich ihm im Osten dar, wo ein Herrscher von eisernem Willen und klarem Blicke sich mit heroischem Muthe an das Werk der Befreiung seiner Unterthanen aus den Banden orientalischer Lebensformen machte. Die Fülle der Kraft, die in diesem unermeßlichen Reiche lag, war P. nicht entgangen. Die frischen Lebenssäfte, deren der Zar für sein Volk bedurfte, lagen in dem vor ihm abgeschlossenen Westen, die Ostseeländer mit ihrer Cultur sollten die Brücke werden, die Rußland mit dem Abendlande verknüpfte. Im Dienste dieser gegen Schweden am baltischen Meere gerichteten Bestrebungen waren die Befreiung Livlands und die Schädigung Schwedens realisirbar. Nachdem P. von den im livländischen Kriege erhaltenen Wunden genesen war, erklärte er dem russischen Gesandten Dolgoruky, daß er den sächsischen Dienst aufgeben werde. Darüber berichtet (27. August 1701) derselbe an den Zaren, welcher sofort P. zum Eintritt in russische Dienste auffordern ließ. Hocherfreut nahm P. dieses Anerbieten an. Unterrichtet von den Bemühungen des Zaren um ein Bündniß mit Frankreich, wollte er gleichsam als Gegengabe für die Aufforderung, die Mittheilung über die Anbahnung eines diplomatischen Verkehrs zwischen Rußland und Frankreich nach Moskau bringen, deshalb suchte er in einer Unterredung im Februar 1702 mit dem französischen Gesandten Du Heron eine Verbindung zwischen Peter und Ludwig XIV. herbeizuführen. Seine Vorstellungen hatten wenigstens die Absendung des außerordentlichen französischen Gesandten Baluze nach Moskau zur Folge (1703). Gleich nach der ersten Unterredung mit Du Heron (am 11. Februar) reiste P. über Kiew nach Moskau ab, wo er Ende März eintraf. Mit dem Titel eines Geheimraths in den russischen Dienst tretend, legte er dem Zaren seine Pläne betreffs der Reorganisation der russischen Armee vor, von denen der Vorschlag einer Umwandlung aller Cavallerieabtheilungen in Dragonerregimenter insofern Beachtung verdient, weil in jüngster Zeit diese von P. ausgesprochene Idee in Ausführung gebracht ist. Der König von Schweden, über P. tief erbittert, gab seinem Zorn in Wort und Schrift Ausdruck, während dieser seinerseits mit denselben Waffen und in derselben Weise sich zur Wehr setzte. In beiden Lagern wurden die Schriften des Gegners verbrannt und aus beiden Lagern wiederholt Rechtfertigungen und Anklagen in die Welt geschickt. P. hat zur Behauptung seiner Stellung und Erreichung seiner Ziele alle ihm zu Gebote stehenden Mittel in Anwendung gebracht. Ein merkwürdiger Kampf war ausgebrochen, den ein König und ein Unterthan aus der Entfernung mit Erbitterung führten; der Natur der Sachlage gemäß gestalteten sich die herangezogenen Mittel

des Letzteren nicht denen des Ersteren ebenbürtig, sondern sie mußten füglich kleinlicherer Art sein. Demnach läßt sich nicht leugnen, daß P. öfters im Licht eines politischen Abenteurers erscheint. Als russischer Generalcommissar und Geheimrath finden wir ihn in Polen thätig, wo er den Schweden soviel wie möglich entgegenarbeitete. Aber nicht allein sollte der Schwedenkönig in Polen beschäftigt werden, damit Peter unterdessen an der Ostsee sich festsetzte, sondern der Plan Patkul's zielte zugleich nach einer Schwächung der polnischen Kräfte. In Uebereinstimmung mit dem Zaren bediente er sich des Parteiinteresses in Polen nur als Mittel zur Durchführung russischer Pläne. Dadurch erst wurden die nothwendigen Bedingungen der russischen Politik erfüllt. Schweden und Polen bildeten das Hinderniß, welches den Verkehr und die Wechselbeziehungen zwischen Rußland und dem Westen erschwerten. Erst nach Niederwerfung derselben war dem Zarenreiche der Eintritt in den europäischen Staatenbund möglich. Als Führer bot sich P. an, dessen Gewandtheit in praktischen Dingen und dessen Genialität dem Zaren imponirten. Rücksichtlich seiner militärischen Kenntnisse war P. in Peter's Augen eine Autorität. Als erwünschter Mitarbeiter an seinem inneren Reformwerk und als erfahrener Rathgeber für kriegerische und diplomatische Unternehmungen trat P. an des Zaren Seite. Er zeigte sich in der Förderung russischer Interessen ungemein rührig. Er mußte dem Zaren eingehende Projecte zur Reform des ganzen Militärwesens entwerfen, geschickte ausländische Officiere für den russischen Dienst anwerben und geeignete Persönlichkeiten als Residenten an den verschiedenen Höfen anstellen. Diesem Wunsche des Zaren kam er mit unermüdlichem Eifer nach. Seiner Vermittelung verdankte Peter die Gewinnung der ausgezeichneten Generale Ogilvy, Huyssen und Rönne. Neben den militärischen und diplomatischen Geschäften im Dienste Rußlands wurde P. vom Zaren bei Beschaffung von mehr oder weniger untergeordneten Persönlichkeiten zu Rathe gezogen. P. mußte ihm Ingenieure, Rechtskundige, Schmiede, Schwertfeger, Gärtner, Schäfer und andere anwerben. Wenn es galt, einen Portraitmaler zu gewinnen oder einen Aufseher für das Arsenal anzustellen oder eine Buchdruckerei einzurichten, wurde seine Meinung eingeholt.

Im Mai 1702 begab sich P. als zarischer Gesandter nach Polen zur Anbahnung gemeinsamer Operationen aller Parteien gegen Schweden. Karl's XII. Vordringen veranlaßte ihn, sich wieder zurückzuziehen. Ende Juni finden wir ihn in Krakau, wo sich ihm Gelegenheit bot, die wenig Erfolg verheißende polnisch-sächsische Armee kennen zu lernen und am 8. Juli war er im Gefolge August's Zeuge der unglücklichen Schlacht bei Klissow. Gleich darauf begab er sich nach Wien, damit er sich dort, wo alle Fäden der Politik zusammenliefen, über die Stellung des kaiserlichen Cabinets zu den polnisch-sächsischen Angelegenheiten Aufklärung verschaffe und vortheilhafte Allianzen gewinne (August bis November 1702). Seine Rückkehr nach Rußland wurde in der Ukraine durch die Paley'sche Angelegenheit verzögert. Ein Kosak, Paley, unterstützt von entlaufenen polnischen Leibeigenen und heimlichen Feinden August's hatte die polnische Stadt Belaja Zerkow besetzt und erklärte, nur auf Befehl des Zaren und des Kosakenhetmanns von seiner Position zu weichen. Die mit Paley gepflogenen Unterhandlungen ließen P. in dieser Affaire ein zu Gunsten der russischen Politik zu verwerthendes Moment erblicken, Belaja Zerkow sollte, einer Eröffnung des Zaren gemäß, erst nach dem erfolgten Bündnisse mit der Republik herausgegeben werden. Am 16. März 1703 langte P. in Moskau an und folgte dem Zaren an die Ufer der Newa, wo er mehrere Monate an der Seite Peter's verweilte. Er war Zeuge der weltgeschichtlichen Scene der Gründung Petersburgs. Angesichts des den Weg nach Europa hin erschließenden Meeres erwählte Peter ihn durch Ernennung zum ersten Gesandten an den ausländischen Höfen zum Pfad-

finder der russischen Diplomatie. Das Herz von den kühnsten Hoffnungen für die Zukunft seines Reiches geschwellt, überließ Peter die Einführung Rußlands in den europäischen Staatenbund dem unternehmenden livländischen Edelmann, dessen Fähigkeiten und Verdienste die günstigsten Aussichten eröffneten. In der Folgezeit finden wir Patkul's Arbeitsgebiet zwischen der Thätigkeit eines Feldherrn und eines Diplomaten getheilt. Petersburg verläßt er am 15. Juli 1703. Nach kurzem Aufenthalt in Moskau begab er sich über Smolensk, Mohilew und Minsk nach Warschau, wo er am 13. September 1703 anlangte. Einen bedeutenden Schritt vorwärts in seiner Politik war P. erst durch den Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses (12. October 1703) mit König August gelangt, ohne daß die Republik ihre Einwilligung dazu gegeben hatte. Von jetzt ab war P. der vertraute Begleiter des Königs, dem er vom Zaren Hülfstruppen und große Summen zuführte, die August in unverantwortlichem Leichtsinn mit polnischen Schönen und anderen Creaturen im Strudel kostspieliger Vergnügungen vergeudete, während das Land unter dem Druck der Steuern seufzte und seine Kriegsunternehmungen in Polen fast immer unglücklich waren. P. war an der siegreichen Belagerung und Einnahme Warschau's betheiligt (September 1704), vermochte aber infolge mangelhafter Unterstützung vonseiten des Königs nicht Posen zu entsetzen (2. November 1704) und mußte gleich den sächsischen Truppen mit dem russischen Hülfscorps vor den siegreichen schwedischen Heeren Polen räumen. Die Gefahr eines Einfalls der Schweden in das Kurfürstenthum Sachsen ließ eine Reorganisation der zerrütteten sächsischen Militärmacht dringend geboten erscheinen. P. unterzog sich diesem schwierigen Werke und verlangte von den Ständen Sachsens Geldmittel zur Durchführung der geplanten Reformen, jedoch mit Haß und Erbitterung traten dieselben dem Fremdling und Urheber der Kriegsnoth entgegen. Auch die einflußreichen Persönlichkeiten des sächsischen Hofes, General Schulenburg, Statthalter Fürst Egon von Fürstenberg, Hofmarschall Pfingsten waren ihm nicht gewogen. Die Schwächen derselben rücksichtslos und mit Sarkasmus aufdeckend, hatte er sie in Wort und Schrift wiederholt beleidigt. Eine leidenschaftliche, reizbare, Widerspruch nicht duldende Natur wie P., mußte sich mit den von den Umständen zur Mitarbeit ihm zugewiesenen, aber von ihm als untergeordnet erachteten Persönlichkeiten überwerfen. Nicht Unverdientes und Unwahres sagte ihnen der fremde Tadler, doch einem gefährlichen Wagniß gab er sich Höflingen gegenüber hin, die Dank ihrer Sippe nicht ganz machtlos waren und in ihm einen ausländischen Eindringling sahen. Seine Stellung am Dresdner Hofe war eine in der That allmächtige und schien durch die russische Freundschaft gesichert zu sein. Zur Kräftigung der Allianz bemühte er sich neue Bundesgenossen zu gewinnen, namentlich verfolgte er auf seinen wiederholten Besuchen in Berlin den Plan einer intimeren Verbindung mit dem Königreich Preußen, dem er gleichfalls Entschädigung und Erweiterung seiner Grenzen auf Kosten Polens in Aussicht stellte. Der Gedanke einer Theilung Polens taucht öfters in seinen Schriften auf. Schon aus diesem Grunde ist der Haß der Polen gegen ihn, der kein Verständniß für ihre Interessen und ihre Leiden an den Tag legte, erklärlich. Das Jahr 1704 zeigt Patkul's Ansehen und die ganze Bedeutung seiner politischen Rolle im Zenith. Bezeichnend für die Beurtheilung und Würdigung seines Einflusses und für die Vielseitigkeit seiner Interessen ist die Thatsache, daß sich der größte Gelehrte jener Zeit, Leibnitz, an ihn mit dem Gesuche um Unterstützung seines Planes betreffs der Errichtung einer Societät der Wissenschaften in Dresden wendete, worauf ihm P. mit Zusicherung seiner Hülfe in einem elegant französisch geschriebenen Briefe antwortet; ganz um dieselbe Zeit legte ihm auch Leibnitz einen detaillirten Plan zur Förderung der Wissenschaften und der Civilisation in Rußland vor, wußte er doch, welche Stel-

lung P. zu des Zaren Bestrebungen hinsichtlich der Europäisirung seiner Völker einnahm und welchen Werth Peter dem Urtheil dieses genialen Livländers beilegte (Januar bis Februar 1704). Nur flüchtig berührten Patkul's Gedanken die friedliche Arbeit der Civilisation und den Plan zur Gewinnung eines günstigen Bodens für dieselbe in dem der Cultur abgeschlossenen Rußland. Ganz andere Dinge nahmen ihn in Anspruch. Zwar behauptete noch der russische Gesandte P. eine allmächtige Stellung, hoch über den anderen Höflingen, aber er stand auf schlüpfrigem Boden. Als ein Wechsel in der Politik eintrat, spitzte sich alles zu einer Katastrophe zu, der er sich nicht mehr zu entziehen vermochte.

König August wollte mit Schweden Frieden schließen, weil Krieg und Politik die Ruhe seines Genußlebens beeinträchtigten; damals begann des Königs Liebesverhältniß mit der Freifrau Anna Constanze v. Hoym, der späteren Gräfin Cosel, seinen erschlaffenden Einfluß geltend zu machen und die Sehnsucht nach Frieden zu erwecken (Ende 1704, Anfang 1705). Patkul's Gegner waren mit der Idee eines Particularfriedens vollkommen einverstanden und im größten Geheimniß arbeiteten sie an der Befreiung vom russischen Einfluß und an dem Sturze des Urhebers und Hauptförderers des Krieges, der zugleich ihr persönlicher Feind war und zu ihrem größten Aerger durch seine projectirte Vermählung mit der Gräfin Einsiedel Aussicht zur Erlangung des sächsischen Indigenats gewonnen hatte. Der bei der Einnahme Warschaus in sächsische Gefangenschaft gerathene schwedische Oberbefehlshaber Arved Horn, einer der gewandtesten Diplomaten, wurde vom Statthalter Fürstenberg und vom Könige mit Auszeichnung behandelt, an ihre Tafel gezogen und als Vermittler der Verhandlungen zwischen dem Dresdener Hofe und dem schwedischen Lager in Rawicz benutzt. Diese Dinge geschahen keineswegs unter dem Mantel der Verschwiegenheit, vielmehr fielen die Freiheiten und die ostentative Geschäftigkeit des schwedischen Kriegsgefangenen auf. Hinsichtlich dieses Umschwunges in der Politik war Patkul's Stellung eine äußerst bedrohte. Als er von dieser nicht allein seine Pläne und seine Stellung untergrabenden, sondern auch seine ganze Existenz in Frage stellenden Absicht eines abzuschließenden Separatfriedens erfuhr, war er vor Unmuth und Zorn außer sich. In heftiger Sprache schrieb er dem Könige von seiner Kenntnißnahme der gegen ihn gerichteten Umtriebe. Ohne alle Schminke sagte er ihm die Wahrheit, indem er in düsterem Lichte die Zerrüttung seines Landes, den Verlust seines Ansehens an den übrigen europäischen Höfen, den Mangel an Vertrauen, die Untüchtigkeit und Bestechlichkeit der Räthe schilderte und den Ruin der Herrschaft ankündigte. Der König suchte sich durch Leugnen und Verhüllungen der Wahrheit vor P. zu rechtfertigen, bedurfte er doch, bis seine Unterhandlungen mit den Schweden zur Reife gelangten, der russischen Allianz, vornehmlich des russischen Geldes. P. durchschaute ihn. In fieberhafter Aufregung machte er in zahlreichen Briefen und Schriften seinem gepreßten Herzen Luft; käuflich, selbstsüchtig und unfähig nannte er die Intriganten in August's Umgebung. Das Interesse des Zaren sowohl als auch die Sicherheit seiner Person waren der größten Gefahr ausgesetzt. Der machiavellistischen Staatskunst der Zeit nicht fremd, kam er auf die Idee, durch einen diplomatischen Schachzug das Gewebe der Intrigue zu zerreißen. Da man seinen Herrn, den Zaren und ihn so schändlich hintergangen, so hinderte ihn keine Rücksicht mehr, die Sache Augusts vollkommen preiszugeben. Er selbst wollte den Zaren vermittelst eines Separatfriedens mit Karl XII. versöhnen und für sich Amnestie beim Schwedenkönig erwirken (im Sommer 1705). Dieses Anerbieten war ihm von Holland aus gemacht worden, wenn er eine Verständigung zwischen Peter und Karl XII. herbeiführe. Die Gefahr in der er schwebte, wie auch der Haß gegen die falschen und ihm widerwärtigen Minister und den unaufrichtigen und treulosen König, der Wunsch nach dem Genuß des Glückes eines eigenen Fami-

lienlebens, alles das ließ ihm die holländischen Offerten als annehmbar erscheinen. Den Minen seiner verkappten Feinde sucht er durch Auffindung neuer Anschläge zu entgehen. August zeigte ihm ein freundliches Gesicht, ließ aber seine wahren Absichten nicht merken. P. war von allem unterrichtet und machte Peter darüber mit der Bitte um Schweigen Mittheilung, doch auch von seinen Briefschaften und Plänen hatten seine Gegner durch Spione und Verräther Kundschaft. Es war ein Intriguenspiel der bedenklichsten Art und unter dem prunkendenden Glanz des damaligen sächsischen Hoflebens barg sich eine tiefe sittliche Verderbniß der tonangebenden Kreise. Das Verweilen in dieser Umgebung und in dieser Luft war auch für P. verhängnißvoll. Der jüngste Darsteller seiner Schicksale hat über diese Veränderung seines Charakters eine der Wahrheit wohl sehr nahe kommende Schilderung gegeben: „Durch das Zusammentreffen und die Verbindung", schreibt er, „mit einer Persönlichkeit von der Handlungsweise und der politischen Richtung des Königs August II., geräth der anfänglich für die Rechte und Freiheiten Livlands schwärmende, dabei von Rachegedanken gegen die schwedische Bedrückung erfüllte P. in eine Atmosphäre, deren Einfluß früher oder später eine wenn auch noch so ideell angelegte Natur nicht unberührt lassen konnte. Und er ist hiervon nicht das einzige Beispiel. Es schwebt ein sonderbares Verhängniß über so vielen Persönlichkeiten, die das Schicksal mit den Rococohöfen des 18. Jahrhunderts in zu nahe Berührung kommen läßt, mögen sie Görtz, mögen sie Patkul oder Struensee geheißen haben. Es ging mit ihnen von Stufe zu Stufe. Ursprünglich Idealisten, Philosophen, Menschenbeglücker, werden sie in der sie umgebenden Atmosphäre unwillkürlich zu Ränkeschmieden und Intriguanten, um noch später den Wahn, mit dem Feuer eines sittenverdorbenen Hoflebens spielen zu können, mit ihrem Kopfe zu bezahlen. P. beginnt gleichfalls seine Laufbahn als Idealist, um demnächst seine Rolle als ein bald eingeschulter, intriguanter Diplomat weiter zu spielen".

Wir wollen sein Thun und Verhalten König August gegenüber durchaus nicht für sittlich gerechtfertigt erklären; wie man vom Standpunkte der Moral darüber zu urtheilen hat, liegt außer allem Zweifel. P. hat gefährliche Intriguen gegen seine Gegner, die doch, freilich nur nominell, seine Bundesgenossen waren, eingefädelt, und dieselben zu täuschen gesucht; man darf aber auch nicht vergessen, in welcher Lage er sich befand. Sollte er ruhig zusehen, wie seine Bundesgenossen sich mit seinen Todfeinden die Hände reichten? Das vermochte er nicht. Seine Parade verräth dieselbe Fechterkunst, wenn er aus einer, seiner bisherigen Politik so ganz widersprechenden Combination für den Zaren und sich die größten Vortheile abzuleiten bereit war. Will man den Mangel seiner Wahrheitsliebe und die Verwerflichkeit seiner Schritte rügen, so muß man gleichfalls das Verhalten des Königs August und seiner Minister ihm gegenüber ein gewissenloses, falsches Spiel nennen; sie haben ihn auf eine schiefe Bahn getrieben und dürfen demnach der Verantwortlichkeit nicht entzogen werden. Der Conflikt löste sich tragisch für P. und erschütternd ist die Buße der Schuld.

Ehe wir den letzten Abschnitt seiner Lebensgeschichte, seinen Ausgang, behandeln, erübrigt noch die Beantwortung der Frage, was für Absichten hat P. mit Livland nach seinem Austritt aus sächsischem Dienste verfolgt: muß man Jarochowski vollkommen Recht geben, wenn er behauptet, P. habe Livland aus seinem Programm als einen verlorenen Posten gestrichen, und er sei selbst den Interessen des Landes in dem Maße entfremdet, daß man vergeblich in seinen zahlreichen Schriften und Verhandlungen auch nur nach dem Namen seines Vaterlandes Livland sucht? Betreffs der ersten Frage ist Folgendes zu bemerken: Fast bis zum Schluß der Laufbahn Patkul's lag dem Zaren die Absicht einer Incorporation Livlands, das der Republik Polen kraft verschiedener Verträge

zufallen sollte, durchaus fern. Im Grundsatz stand auch P., obgleich er gelegentlich dem Zaren gegenüber verlockende Aussichten auf gewisse Erwerbungen diesseits der Narowa machte und eine Theilung Polens in Betracht zog, für die Aufrechterhaltung der größtentheils von ihm zustande gebrachten Verträge ein. Den Gedanken einer Selbständigkeit Livlands, dieses von mächtigen, um den Besitz des Dominiums am baltischen Meere miteinander concurrirenden Reichen umworbenen Gebietes hielt auch er für undurchführbar, dagegen mußte er in der Wiederherstellung der verletzten Landesrechte das Ziel seines Strebens sehen. Das Schicksal Livlands wollte er nicht allein von der Entscheidung der Waffen, sondern wol hauptsächlich von dem Ergebniß der den Krieg beendenden Friedensunterhandlungen abhängig machen, von denen er auch für sich eine Rehabilitation seiner Person erhoffte. Bezüglich des letzten Umstandes weisen wir auf die Thatsache hin, daß er den Kaiser und den Zaren um eine Verwendung bei einem eventuellen Friedensschluß für sich behufs Erlangung einer Amnestie von Seiten der Schweden bittet. Seiner früher ausgesprochenen Ansicht, die Seemächte England, Holland, Dänemark und Brandenburg hätten, falls der Zar Est- und Livland zu besetzen Miene machen sollte, das Entscheidungsrecht über die Zugehörigkeit dieser Länder und würden als Garanten der Verträge anzusehen sein, wird er auch später gehuldigt haben, da er eine Besitznahme derselben durch Rußland für vertragswidrig hielt. Für sein dem Land bewahrtes Interesse sprechen noch andere Momente. Nach seiner Rückkehr aus Wien 1702 äußerte er seinen Unwillen über die grausame und verwüstende Kriegführung der Russen in Livland, zugleich forderte er die Auslieferung zweier, von den Kosaken geraubten und in die Ukraine entführten Livländerinnen, der Töchter des livländischen Landraths Vietinghoff. Im J. 1704, wo er durch die diplomatischen Geschäfte ganz ungemein in Anspruch genommen war, rügte er in heftiger Sprache in einem an Golowin gerichteten Schreiben das barbarische Verfahren der Russen in Livland. „Die Ravage in Livland und die gar zu unchristlichen Proceduren mit den Bewohnern des Landes“ bezeichnet er als unerhörten Vertragsbruch und schildert in ausführlicher Weise die aus demselben für den Zaren sich ergebenden verhängnißvollen Consequenzen. Obgleich P. sich im Auftrage des Königs an den russischen Großkanzler wendet, so sind seine Auslassungen Eingebungen von Empfindungen, die eine Anhänglichkeit an sein Vaterland nicht verkennen lassen, und deutlich geht auch aus dem Briefe die von ihm vertretene Ansicht über eine Vereinigung Livlands mit Polen hervor, an der er auch noch in seinem letzten, seine Laufbahn abschließenden politischen Acte festgehalten hat. In dem mit dem österreichischen Gesandten Strattmann abgeschlossenen Tractate betreffs der Ueberführung russischer Truppen in österreichische Dienste spricht er auch von den seitens Oesterreichs zu befürwortenden russischen Erwerbungen und will von Oesterreich nur einen Hafen am baltischen Meere garantirt wissen. Wenn er eine Einverleibung Livlands durch Rußland angestrebt hätte, so wäre der zwischen August und Zar Peter abgeschlossene Vertrag nicht so von ihm respectirt worden. Daß die Rechte und Freiheiten Livlands in seinen Schriften keine Erwähnung finden, darf nicht Wunder nehmen: dieselben konnten erst später nach Erledigung verschiedener Vorfragen bei einem definitiven Friedensschlusse zur Sprache kommen. Das Angeführte beweist, daß Livland stets einen wichtigen Factor seiner Politik bildete und daß das Schicksal seines Vaterlandes ihm bis zuletzt am Herzen lag.

Die Katastrophe führte Patkul's eigenmächtige Verfügung über die in Sachsen stationirten russischen Truppen herbei, über deren Verwendung nach sächsischer Auffassung eine definitive Entscheidung nur dem sächsischen Kriegsrath und nicht dem russischen Generalcommissar zukomme, da die russischen Soldaten dem König August zur Verfügung gestellt waren. Als die sächsischen Truppen von Karl XII.

aus Polen verdrängt wurden, sah sich auch das russische Hülfscorps genöthigt sich zurückzuziehen und in der Oberlausitz Quartier zu nehmen, wo dasselbe trotz aller Vorstellungen Patkul's von der sächsischen Regierung eine so ungenügende Verpflegung erfuhr, daß endlich P. vom russischen Großkanzler Golowin die erwünschte Ordre erhielt, die besagten Truppen, falls die Zurückführung derselben durch Polen nach Rußland auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoße, im äußersten Nothfall unter den möglichst vortheilhaftesten Bedingungen auf die Dauer einer Campagne dem Kaiser zu überlassen. Am 15. December 1705 schloß P., die Vortheile Rußlands und Sachsens im Auge haltend, das Geschäft der Ueberführung des russischen Hülfscorps in kaiserliche Dienste ab. König August hielt sich zur Zeit in Grodno auf, und Patkul's Feinde, an ihrer Spitze der Statthalter Fürstenberg, benutzten die Gelegenheit, wo die Macht in ihren Händen lag, zum Sturze des verhaßten Günstings. Wegen seiner Competenzüberschreitung und seiner vielfachen Intriguen wurde er verhaftet und auf die Veste Sonnenstein gebracht (19. December 1705). Das war ein Attentat gegen die Unverletzlichkeit des Repräsentanten einer fremden Macht und verursachte ein großes Aufsehen. Es hat den Anschein, als ob diejenigen Personen, von denen Patkul's fernere Schicksale abhingen, August und Peter, sich über die gegen ihn ergriffenen Maßregeln für's Erste geeinigt hätten. August mochte vielleicht mit innerer Schadenfreude den Abschluß der Laufbahn Patkul's begrüßt haben, Peter, mangelhaft unterrichtet, zeigte sich inconsequent, lau und unentschieden, später warnte und drohte er, wenn man seinen Gesandten nicht freilasse, aber über Warnungen und Drohungen ist er nicht hinausgegangen. Von allen verlassen, richtet der in seinem Ehrgefühl tiefgekränkte P. ergreifende Schreiben an den Zaren und an die Oeffentlichkeit, in denen er die ihm und seinem Herrn widerfahrene Schmach, seine Unschuld und die Verletzung des Völkerrechts darlegt. Vergeblich sind seine Rufe. Am 9. September 1706 bringt man ihn auf die Festung Königstein. Bald darauf rückt Karl XII. in Sachsen ein und zwingt August zum Frieden von Altranstädt, dessen 11. Artikel die Auslieferung des Livländers Joh. Reinh. Patkul fordert. Jetzt begann sich in August der Zweifel an der Rechtmäßigkeit des gegen P. eingeschlagenen Verfahrens zu regen und sein Gewissen zu schlagen. Das Bewußtsein seiner Schuld, die Furcht vor dem Zaren und der öffentlichen Meinung riefen die Bedenken wach, welche die Ueberantwortung Patkul's verzögerten. Den Umständen keineswegs widersprechend erscheint uns die Mittheilung, August habe P. im geheimen die Möglichkeit der Flucht eröffnet, jedoch sei von diesem das Anerbieten in dem Wunsch durch den Urtheilsspruch eines Gerichtshofes Genugthuung zu erhalten, abgelehnt worden. Hoffte er doch immer noch auf die Dazwischenkunft des Zaren, eine trügerische Hoffnung! Karl XII. verlangte energisch die Ausführung des Feiedenstractates, und länger wagte man den unerbittlichen Schwedenkönig nicht zu reizen. In der Nacht wurde P. einer Reiterabtheilung des Generalmajors v. Meyerfeld ausgeliefert und in Ketten abgeführt (7. April 1707). Heftig klagte der Zar in seinem Schreiben an König August und an den Kaiser über das seinem Gesandten angethane Unrecht — zu spät! Patkul's Schicksal war, nachdem er seinem unversöhnlichsten Feinde in die Hände gefallen, entschieden. In Kazmierz ließ Karl XII. sein grausames Urtheil am 10. October 1707 vollstrecken. Der Regimentsprediger Lorenz Hagen, der Berichterstatter über jenen schrecklichen Vorgang, bereitete den Unglücklichen zum Tode vor. Wohl wußte der Verurtheilte, daß er am Ende seiner Laufbahn stehe, daß ihm seine Feinde schaudererregende Marter beschieden, ahnte seine Seele nicht. Von einem in seinem Handwerk ungeübten Henker wurde er, wie Karl XII. es angeordnet, gerädert und geviertheilt, und seine Gebeine sollten auf dem Blutgerüste vermodern. Das war das Ende des

einst so mächtigen Staatsmannes, welchen das Schicksal in den Streit der drei nordischen Herrscher verwickelt hatte, auf die sein Ausgang einen mehr oder weniger dunklen Schatten wirft. König August hatte sich P. gegenüber einer, vor keinem Richterstuhl zu rechtfertigenden Handlungsweise bedient, Zar Peter sich Mangel an Energie und Gleichgültigkeit gegen seinen treuen Diener zu Schulden kommen lassen, Karl XII. aber durch diesen grausamen Racheact für alle Zeiten seinen Heldenmuth befleckt.

Bernoulli, Joh. Reinh. v. Patkul's Berichte an das zarische Cabinet. Bd. 1—3. 1792—1797. — Otto A. Wernich, Der Livländer Joh. Reinh. v. Patkul. Bd. 1. 1849. — Устряловъ, Исторія Царствованія Петра Великаго, Томъ IV. 1883. — C. Schirren, Livl. Antwort. 1869. — Fr. Bienemann, Aus baltischer Vorzeit. VI. 1870. — K. v. Jarochowski, Patkul's Ausgang. Neues Archiv für sächsische Geschichte. Bd. 3, 1882—1883. — Otto Sjögren, Johann Reinh. Patkul, Historik Karaktersbild. 1882. — C. Schirren, Ueber Fredrik Ferd. Carlson's Carl XII. Th. I. Göttingische gel. Anz. 1883. — Ed. Bodemann, Leibnitzens Plan einer Societät der Wissenschaften in Sachsen. Neues Archiv für sächsische Geschichte. Bd. 4. 1883. — C. Schirren, Patkul und Leibnitz. Mitth. aus der livld. Geschichte. Bd. 13. 1884. — C. Mettig, Joh. Reinh. v. Patkul. Nordische Rundschau Bd. 3. 1885. — H. v. Bruiningk, Patkuliana a. d. livld. Hofgerichtsarchive. Mitth. a. d. livld. Geschichte. Bd. 14. 1886. Mettig.

Patruban: Karl v. P., Arzt, als Sohn eines hochgestellten städtischen Beamten 1816 in Wien geboren, hatte daselbst Medicin studirt und 1839 die Doctorwürde erlangt. Er war zuerst mit Lange als Assistent an dem unter der Leitung von Berres stehenden anatomischen Institute thätig, 1842 wurde er als Professor der Anatomie und Physiologie nach Innsbruck und bald darnach als Professor der Physiologie nach Prag berufen. Infolge seiner politisch-agitatorischen Thätigkeit im Jahre 1848 sah er sich veranlaßt, von dieser amtlichen Stellung zurückzutreten; er ging nach Wien, wo er, als begüterter Mann, sich wissenschaftlich beschäftigte, auch als Chirurg practisch thätig war, besonders haben die von ihm mit Glück ausgeführten Unterbindungen der Kopfpulsader und die von ihm geübten Nervendehnungen seinen Ruf als Operateur begründet. „Die letzten Jahre seines Lebens", erklärt sein Biograph, „verbrachte P. in gänzlicher Abgeschiedenheit. Seine sonst so rege Theilnahme an dem öffentlichen und wissenschaftlichen Leben, seine agitatorische Thätigkeit auf politischem und wissenschaftlichem Gebiete war einer vollständigen Apathie gewichen; harte Schicksalsschläge, schmerzliche Familienereignisse hatten den kräftigen, energischen Mann gebeugt" und so ist er nach längerem sehr qualvollem Leiden am 2. October 1880 gestorben. Seine litterarische Thätigkeit ist eine beschränkte geblieben: er hat einige physiologische und chirurgische Artikel in verschiedenen medicinischen Zeitschriften veröffentlicht, außerdem ist er viele Jahre mit der Redaction der von dem Doctoren-Collegium der medicinischen Facultät in Wien herausgegebenen „Oesterreichischen Zeitschrift für praktische Heilkunde" beschäftigt gewesen.

Kraus in Wiener allgem. med. Zeitung 1880 Nr. 40, S. 429.

A. Hirsch.

Patuzzi: Alexander Eduard Johann Joseph P. entstammte einer italienischen Familie, von der sich ein Zweig in Oesterreich niedergelassen hatte, und wurde am 11. März 1813 in Wien geboren. Er erhielt seine Erziehung im Elternhause und dann durch sieben Jahre im gräflich Löwenburgischen Convicte, worauf er in Wien das Studium der Medicin begann; doch unterbrach er dasselbe und wandte sich nunmehr dem Buchhandel zu. Nachdem er hier

und da conditionirt, war er zuletzt bei Kollmann in Leipzig als Gehilfe thätig, brach dann aber mit seinem Berufe und führte nun seit 1838 ein Jahrzehnt hindurch ein fröhliches Wanderleben. Er durchstreifte, meist zu Fuß, Oesterreich, Deutschland, die Schweiz und Italien, ja er wechselte auch nach seiner Vermählung wiederholt seinen Aufenthalt. Längere Zeit weilte er in Würtemberg, wo er den Redactionen der „Schnellpost“ und dann der „Chronik“ angehörte. Trotz des unstäten Lebens fand P. doch noch Muße, sich als Dichter zu bethätigen. Nachdem er mit einigen Novellen „Der finstere Herzog“, „Die Taufe des Erstgeborenen“, „Die todte Schwester“ (1840) debütirt hatte, veröffentlichte er den Liederkranz „Des Wanderers Pilgerfahrt und Heimkehr“ (1841), der manche Gedichte enthält, die von poetischem Sinn und Talent zeugen, darauf „Schwäbische Sagen-Chronik“ (1844), „Die beiden Bürgermeister von Ulm“ (1843), ein historisches Trauerspiel in 5 Acten, in dem er einen gut gewählten Stoff leider wenig glücklich durchgeführt hat, und endlich „Der Thron von Württemberg“ (1848) einen Balladencyklus, der einzelne werthvolle Gemälde enthält, aber in formeller Hinsicht wie in poetischer Auffassung der Personen viel zu wünschen übrig läßt. Ende der vierziger Jahre kehrte P. nach der Heimath zurück, wirkte 1850 in Graz an der Redaction der dort erscheinenden Landeszeitung mit und nahm 1851 seinen dauernden Aufenthalt in Wien, wo er seitdem von dem Ertrage schriftstellerischer Arbeiten der verschiedensten Art lebte. Im J. 1859 weilte er einige Monate als Berichterstatter für mehrere Journale auf dem Kriegsschauplatze in Italien. „Dem Haifischhunger des Erwerbens preisgegeben“, fand P. nur wenig Zeit, der Poesie zu huldigen: außer einem Trauerspiele in 3 Acten und einem Vorspiele „König und Aebtissin“ (1853) hat er nach dieser Seite hin nichts mehr veröffentlicht. Dagegen wandte er sich dem ernsten Gebiete der Geschichte zu und schrieb eine „Geschichte Oesterreichs, dem Volke erzählt“ (1864) und die „Geschichte der Päpste“ (1867), an deren Vollendung er indeß durch den Tod verhindert wurde. Beide Arbeiten sind von der fachmännischen Kritik entschieden zurückgewiesen worden; sie sind geradezu unbedeutend und tragen alle Schwächen einer unvollendeten Bildung zur Schau. P. starb in Wien am 10. April 1869.

Wurzbach, Biographisches Lexikon, 21. Bd., S. 355. — Kurz, Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 4. Bd., S. 360.

Franz Brümmer.

Patzke: Johann Samuel P. wurde am 24. October 1727 zu Frankfurt a. O. im Hause seines Großvaters geboren und von dem letzteren auch erzogen, da der Vater des Knaben, ein armer Accisebeamter in Seelow bei Frankfurt, die Sorge um die Erziehung seines Kindes gern dem Großvater überließ. P. besuchte die Frankfurter Oberschule und zeichnete sich hier sowohl durch seine Fähigkeiten als auch durch seine Dürftigkeit aus. Wegen seiner armseligen Kleidung wollte ihn sogar der Rector von der Schule verweisen: ein Gelegenheitsgedicht, das P. zur Hochzeitsfeier des Rectors verfaßte, ermöglichte ihm den Weiterbesuch der Schule, von der er 1748 zur Universität seiner Vaterstadt überging. Hier, wie auch später in Halle, wohin ihn der Ruf Baumgartens gezogen hatte, lag er den theologischen Studien unter großen Entbehrungen, aber auch unter vielfachen Erweisungen göttlicher Gnade ob. Seinen Unterhalt erwarb er sich theils durch Hausinformationen, insonderheit aber durch Abfassung von Gelegenheitsgedichten, worin er eine große Gewandtheit besaß. Auch ließ er noch in Halle eine Sammlung seiner „Gedichte“ (1750) erscheinen. Nach Beendigung seiner Studien kehrte er nach Frankfurt zurück, wo er sich mit der Vorbereitung zur Uebernahme eines Predigtamtes und mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte. Zu letzteren gehörten „Lieder und Erzählungen“ (III,

1754); „Virginia, ein Trauerspiel“ (1755) und eine Uebersetzung von „Des Publius Terenzius Lustspiele“ (1753), von der die damalige Kritik behauptete, „daß Patzke's Terenz die erste deutsche Uebersetzung dieses Dichters sei, die sich lesen ließe“. Inzwischen war P. mit dem Oberhofprediger Sack in Berlin bekannt geworden, und dieser empfahl ihn an den edlen Markgrafen Heinrich von Schwedt zu der erledigten Pfarrstelle in Wormsfelde nebst Stolzenburg bei Landsberg a. d. Warthe, die ihm denn auch im J. 1755 übertragen wurde. Hatte P. hier auch bei geringem Einkommen mit Mangel und Armuth zu kämpfen, so lenkte Gott doch das Herz des Markgrafen, daß er seinen Prediger oft auf die edelmüthigste und zugleich sinnigste Weise beschenkte und unterstützte. Schwer hatte P. unter den Drangsalen des siebenjährigens Krieges zu leiden. Bald nach seiner Verheirathung fielen die Russen unter Fermor (1758) in die Neumark ein, verwüsteten Patzke's Wohnort nnd verwandelten sein Pfarrhaus in eine Mördergrube, so daß er sein Leben nicht hätte fristen können, wenn ihm sein alter, bewährter Wohlthäter, der Markgraf, nicht monatlich 8 Thaler hätte auszahlen lassen. Im folgenden Jahre wurde P. Pfarrer in Lietzen (nicht Linzen, Lenzen, Tiegen) bei Frankfurt a. O., hatte aber hier unter dem erneuten Einfall der Russen in die Mark abermals schwer zu leiden. Hier entstanden auch die „Freundschaftlichen Briefe“ Patzke's (1760), die später unter dem Titel „Briefe von dem Verfasser des Greises“ (1767) neu herausgegeben wurden. Im J. 1762 kam er auf Empfehlung des Markgrafen als Prediger an die heil. Geistkirche nach Magdeburg, wo sich ihm ein weites Feld der Thätigkeit eröffnete. Angespornt durch den allgemeinen und gerechten Beifall, dessen sich sein Amtsgenosse zu erfreuen hatte, verwendete P. den andauerndsten Fleiß auf seine Kanzelvorträge und bildete sich so zu dem großen Kanzelredner aus, für welchen er bis zu seinem Tode gegolten hat. Die Anerkennung, welche seine Predigten fanden, veranlaßte ihn auch, drei Sammlungen derselben in 7 Bänden durch den Druck zu veröffentlichen, und drei weitere Sammlungen sind noch nach seinem Tode erschienen. Als Schriftsteller wirkte P. besonders für Volksbelehrung und Besserung durch Herausgabe von Wochenschriften, wie „Der Greis, eine Wochenschrift“ (XVI, 1763—69), „Der Wohlthäter, eine Wochenschrift“ (VI, 1772—73) und „Wöchentliche Unterhaltungen“ (mit Schummel und Berkhan herausg., III, 1777—79). Noch nie zuvor war in Magdeburg ein Mittel dieser Art gebraucht worden, um Kenntnisse und edle Gesinnung unter das Volk zu bringen. Einen gleichen Zweck verfolgte P. mit seinen geistlichen Dramen („David's Sieg im Eichthal“, 1766; „Saul, oder die Gewalt der Musik“, 1777; „die Leiden Jesu“, 1776; „Abel's Tod“, 1769; „die Auferstehung Jesu“ u. a.), welche vom Musikdirector Rolle in Musik gesetzt und in den Winterconcerten unter solchem Beifall zur Aufführung gebracht wurden, daß sehr viele Arien derselben zu Volksliedern geworden sind und noch heute gesungen werden. Später gab er diese Dramen mit anderen Dramen aus der griechischen und altgermanischen Götterlehre unter dem Titel „Musilalische Gedichte, nebst einem Anhange einiger Lieder für Kinder“ (1780) heraus. Im J. 1769 war P., der sich in seiner Gemeinde die unbegrenzteste Liebe und Achtung erworben hatte, zum Pastor und Senior des Ministeriums der Altstadt Magdeburg erwählt worden und fühlte sich in diesem Wirkungskreise so wohl, daß er verschiedene ehrenvolle Berufungen nach Petersburg, Halle und Braunschweig ablehnte. Die letzten drei Jahre seines Lebens hatte er mit den größten Körperschmerzen und Beschwerden zu kämpfen, bis endlich der Tod am 14. December 1787 seinem Leben ein Ende machte. P. war einer der achtungswerthesten und edelsten Menschen. Er besaß ein reiches Maß von Geisteskräften und Talenten und hatte keins derselben unausgebildet und unbenutzt gelassen. Sein Verstand war geklärt, sein Geschmack geläutert, sein

Urtheil geschärft. In mehr als einem Fache der Wissenschaften hatte er sich einen nicht gewöhnlichen Vorrath der gründlichsten Kenntnisse erworben.

K. H. Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, IV. Bd., S. 154. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs, VI. Bd., S. 293.

Franz Brümmer.

Paucker: Karl Heinrich v. P., Archäologe und Philologe, 1820—1883. Er wurde als der Sohn eines evangelischen Oberlehrers von adeligem Stande (s. u.) in Mitau am 7. December 1820 geboren, besuchte seit 1833 das dortige Gymnasium und später die Universität Dorpat, wo er unter Preller und Neue classische Philologie studirte. Im December 1844 wurde er Candidat, ging dann nach Berlin, wo er drei Jahre hindurch namentlich Gerhard und Böckh hörte, kehrte dann nach Dorpat zurück und wurde hier im März 1850 auf Grund seiner Dissertation „De Sophocle medici herois sacerdote“ zum Magister promovirt. In demselben Jahre wurde er Oberlehrer am Gymnasium in Mitau, vornehmlich für die griechische Sprache, und blieb in dieser Stellung, bis er 1861 als außerordentlicher Professor für classische Philologie und Pädagogik nach Dorpat berufen wurde. Nachdem er im März 1870 zum Doctor promovirt war („De latinitate scriptorum historiae Augustae“), wurde er ordentlicher Professor, auch 1872—74 Decan der philosophischen Facultät, trat aber nach vollendeter 25jähriger Dienstzeit 1875 in den Ruhestand. Eine neue Berufung an die Universität in Kasan lehnte er ab, übernahm aber noch für wenige Jahre die Stellung als Director der Kurländischen Gouvernements-Schule in Mitau. Die letzten Lebensjahre verbrachte er in Reval, wo er am 7. August 1883 starb. — Seine zahlreichen archäologischen Abhandlungen erschienen theils in den „Arbeiten der Kurländischen Gesellschaft“ (Alcon, der Heros der paionischen Heilkraft; das attische Palladion u. a.), theils in Gerhard's „Denkmälern“ (Achilles auf Leuke; Termeros; Perseus und Andromeda; Dioskuren in Delphi u. a.); die eigentliche philologische Arbeit Paucker's erstreckte sich auf die lateinische Sprachgeschichte, Wortbildungslehre und Lexicographie; auf die „Addenda lexicis latinis“ 1872 folgten in einer großen Reihe verdienstlicher Fortsetzungen und Einzel-Untersuchungen, theils als selbstständige Schriften, theils in den verschiedensten philologischen Zeitschriften, sehr werthvolle Beiträge zur Kenntniß der lateinischen Sprache. Ein vollständiges Verzeichniß dieser Arbeiten s. bei Rönsch, Nachwort zu Paucker's Vorarbeiten zur lat. Sprachgeschichte.

Herm. Rönsch, Karl von Paucker, in Iw. Müller's biograph. Jahrb. für Alterthumskunde. 6. Jahrg. für 1883, S. 93 ff.

R. Hoche.

Paucker: Magnus Georg v. P. wurde am 15. November 1787 als Sohn eines Landpfarrers in Estland geboren, genoß zuerst eine sehr sorgfältige Erziehung im elterlichen Hause, dann seit dem 11. Jahre bei einem Oheim in Wesenberg; zuletzt erhielt er mit mehreren gleichaltrigen Knaben den Unterricht zu Hause durch einen kenntnißreichen Hauslehrer Joh. Heinr. Fidejustus Heuser aus Erfurt, der seinem Zögling insbesondere eine entschiedene Neigung zu den mathem. Wissenschaften einflößte. Im J. 1805 bezog er die Universität zu Dorpat und gab sich unter Leitung der Professoren Parrot und J. W. Pfaff dem Studium der Physik, Astronomie, Mechanik und Hydraulik mit dem größten Eifer hin. Schon als Student veröffentlichte er „astrognostische Notizen“ und „über den Sehungsbogen der Fixsterne“ in Pfaff's astronomischen Beiträgen (Dorpat 1806). P. vollführte auch im Sommer 1808 die Vermessung des Embachstroms in Livland von seinem Ausfluß aus dem Würzjärw bis zu seinem Einfluß in den Peipussee trigonometrisch; doch wurde die Arbeit erst 50 Jahre später publi-

cirt („Vermessung des Embachs, seines Laufes und seines Profils im Sommer des J. 1808“, Dorpat 1855). Im J. 1809, nachdem er seine Studien in Dorpat beendigt hatte, ging er nach St. Petersburg und errichtete bei Zarskoje Selo den ersten Telegraphen in Rußland. Er bereitete sich vor, in das Institut der Ingenieure einzutreten, um sich später ganz der Praxis zu widmen, als ihn im Herbst ein Ruf nach Wiborg (Finnland) als Oberlehrer der Mathematik führte. Hier weilte er jedoch nur kurze Zeit. Schon im Anfang 1811 als Observator an die Sternwarte nach Dorpat übergesiedelt, begann er mit Erfolg Vorlesungen über Analysis, Differential- und Integral-Rechnung zu halten. Im März 1813 erwarb er sich die Würde eines Doctors der Philosophie (Diss. de nova explicatione phaenomeni elasticitatis corporum rigidorum) und wurde im Januar desselben Jahres zum außerordentlichen Professor der Mathematik ernannt. Trotzdem gab er die akademische Laufbahn auf und nahm die Stelle eines Oberlehrers der mathematischen und physikalischen Wissenschaften am Gymnasium in Mitau im August an. Hier eröffnete sich ihm ein zwar nicht sehr weiter, aber reich gesegneter Wirkungskreis für Jugendbildung und Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse, dem er mit unermüdlichem Eifer ein volles Menschenalter seine beste Kraft und seine reichen Erfahrungen gewidmet hat. Er begnügte sich aber nicht mit dem blos mündlichen Unterricht in allen Zweigen der Mathematik und Physik, sondern suchte auch durch zahlreiche Schriften der Wissenschaft in weiten Kreisen Anhänger und Freunde zu verschaffen, wobei er später vornehmlich die practische Anwendung der wissenschaftlichen Errungenschaften auf gemeinnützige Zwecke im Leben und Verkehr der Menschen im Auge hatte und nach allen Seiten durch Wort und Schrift anzubahnen bemüht war. Neben seinen Schulpflichten unterzog er sich bereitwillig den Arbeiten, welche das Amt eines beständigen Secretärs der Kurländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst mit sich brachte; er bethätigte sich sehr energisch an der Lösung der die Gesellschaft beschäftigenden Fragen historisch-litterarischen wie wissenschaftlichen Inhalts. Nachdem am 28. Juli 1818 Dr. Huth, Professor der Astronomie, in Dorpat gestorben und Professor Brandes (Breslau) den Ruf nach Dorpat ausgeschlagen hatte, wurde die Professur der Astronomie und Mathematik P. angetragen — allein P. lehnte ab. Und noch einmal wurde ihm ein Ruf zu theil: im J. 1831 wurde ihm der ehrenvolle Antrag gemacht, die Stelle eines ordentlichen Mitgliedes der k. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg einzunehmen. Aber P. nahm den Antrag nicht an: er zog es vor, in Mitau in seinen bisherigen Verhältnissen und in der ihm liebgewordenen Amtswirksamkeit zu bleiben. Es waren lediglich Rücksichten auf seine Familie, welche ihn zu diesem Schritt veranlaßten. Am Ende des Jahres 1846 gab er sein Amt am Gymnasium auf, um ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen zu leben. Er starb zu Mitau den 19. August 1855. Die Zahl der von P. verfaßten Abhandlungen ist sehr groß — sie sind in Recke-Napiersky, III, S. 390—393, Beise's Nachträge dazu II, S. 109—113 in chronologischer Reihenfolge aufgeführt. Außer einigen Programmen und Reden und vielen Aufsätzen in den Jahresverhandlungen der Kurl. Gesellschaft nennen wir: „Die ebene Geometrie der geraden Linie und des Kreises oder die Elemente.“ Erstes Buch, Königsberg 1823, „Mémoire pour la construction géometrique des équations du troisième degré et sur les propriétés principales de ces équations, demontrées par la géométrie élementaire“ (Mémoires de l'Académie des sciences de St. Pétersbourg 1846 Tome X, p. 158—266). Eine sehr umfassende Arbeit lieferte er über die Metrologie Rußlands und stellte dieselbe handschriftlich der Petersburger Akademie vor, welche ihm dafür die volle Demidow'sche Prämie von 5000 Rbl. B. A. verlieh. Eine Reihe Arbeiten bekunden seine Thätigkeit auf der Mitauer Stern-

warte: „Resultate der Aberrationstheorie der Fixsterne, Planeten und Kometen“, über correspondirende Sonnenhöhen (Bode's astron. Jahrb. 1818—1828). Er schrieb „Metrologie der alten Griechen und Römer“ (Dorpater Jahrbücher für Litteratur, Statistik und Kunst V. 1835, S. 177—217; ebendaselbst eine Valvationstabelle römischer Denarien, verglichen mit russischem Gewicht und Münze. Ferner „die Maaße und Gewichte Rußlands und seiner Provinzen“ (Schumacher's Jahrb. 1836 u. 1837); „Fundamente der Geometrie“, I.—IV. Cursus Congruenz, Parallellinien, Aehnlichkeit, Mitau 1842, V.—VIII. Cursus Leipzig 1842; „die Gaussischen Gleichungen des Bogendreiecks und zwei merkwürdige Sätze vom Raum“, Mitau 1844; „Die Bildlehre“, Leipzig 1846 u. s. w. Paucker's treffliche Schriften und practische Arbeiten sichern ihm für alle Zeit einen würdigen Platz in der Geschichte der Wissenschaft.

Recke-Napiersky III, 390—393. — Beise's Nachträge II, 109—111. — Nekrolog im Dorpater „Inland“ 1855 Nr. 40—42 und ein Sonderabdruck daraus; auch in Grunert's Archiv der Mathematik und Physik, XXVI. Lit. Ber. CI. 1—14.
L. Stieda.

Paudiß: Christoph P. (nicht Christian, wie Förster angiebt), Paudiß, Baudiß, Paudiz, Paudisch, Pudiß, Baudies ꝛc., hervorragender Maler aus Rembrandts Schule, wol aber kein Schüler Rembrandts selbst. Ueber sein Leben wissen wir nur wenig. Er soll 1618 in Niedersachsen geboren und 1666 (nicht 1669, wie Hübner vermeint) zu Freising bei München, von wo Nachrichten über ihn leider nicht eingegangen sind, als Hofmaler des Fürstbischofs daselbst gestorben sein. Er selbst giebt 1660 in einem Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen, dessen Hofmaler er damals war, an, daß er sich geraume Zeit „in Ungarn, in Niederlandt und andern Orten“ aufgehalten habe. Sein vorzüglichstes Werk dürfte das im K. S. Jagdschlosse zu Moritzburg befindliche, einen inmitten reicher Jagdbeute mit Ausweiden von Wild beschäftigten Jäger (P. selbst) darstellende Gemälde aus dem Jahre 1660 sein, welches er dem Kurfürsten Johann Georg II. vor seiner Uebersiedelung nach Wien verehrte. In der Dresdner und der Wiener (Belvedère, S. Gsell, verkauft 1870) Galerie sind ebenfalls mehrere Stücke von Paudiß' Pinsel aufbewahrt, desgleichen in der alten Pinakothek zu München, bezw. jetzt im Schlosse und in dem Gemäldedepot zu Schleißheim bei München, im Dome zu Freising, in der Galerie zu Augsburg (das im Landauer Bruderhause zu Nürnberg aufbewahrt gewesene Stück ist nicht mehr dort), auch 1852 wurden mehrere Stücke von P. aus dem Staatsbesitze veräußert (noch 1805 befand sich das seither verschollene Bild in der kurfürstlichen Galerie), in Würzburg, Dessau, Prag (Nostitz'sche Sammlung), während die Angabe, es besitze auch Schwerin Werke von P., unbegründet ist. Dagegen befindet sich in Petersburg (Eremitage) ein Stillleben von ihm, auch wurde eine interessante und überaus curiose Arbeit von ihm vor kürzerer Zeit in Köln verkauft (Bredius i. d. Kunstchronik 1886). P. soll aus Aerger über eine mit dem unbedeutenderen Thiermaler Rosenhoff (Franziskus Rössel?) mißglückte Concurrenz — Sandrart? — (jetzt in Schleißheim, das Rosenhoff'sche in Bamberg, Katalog Nr. 330, bez. Franciscus Roesel von Rooshoff f. anno 1666) gestorben sein.

Sandrart, Füßli, Descamps, Houbraken, Brulliot, Förster (Gesch. d. dtsch. Kunst III, 1855), Waagen (Kunstwerke und Künstler in Dtschl., I, 1843), Bryan, Stanley, Balkema, Kramm u. s. w., Nagler (Künstlerlexikon und Monogrammisten), Woermann (Braun's Dresdn. Galeriewerk XI, 374), Distel (Zeitschrift f. Museol. Jhrg. IV, Nr. 22 und Kunstchronik, 20. Jhrg., Nr. 32), von Engerth (Gemälde, II. Bd., 1884). In dem Dresdner Galeriekatalog — 5. Aufl. (Hübner) — ist unter Nr. 1819 statt 1689 1659 zu lesen.
Theodor Distel.

Paul Friedrich, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, war geboren am 15. September 1800, † 7. März 1842. Er war der Sohn des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig, nach dessen Tode am 29. November 1819 er selbst Erbgroßherzog wurde, und der Großfürstin Helene Paulowna, der Tochter Kaiser Pauls von Rußland, die schon am 24. December 1803 starb. 1814—1818 wurde er in Genf ausgebildet, besuchte dann ein Jahr Jena und danach die Universität Rostock. Nachdem er sich am 25. Mai 1822 mit der Prinzessin Alexandrine von Preußen (der Schwester Kaiser Wilhelms) vermählt hatte, succedirte er seinem Großvater, dem Großherzog Friedrich Franz I. am 1. Febr. 1837. Seine kurze Regierung gilt als eine gesegnete Zeit im Lande; sein derbes und dabei freundliches, auch dem kleinen Manne verständliches Wesen, die Gewandtheit im Gebrauch der plattdeutschen Rede, die er auch seinen Söhnen einzupflanzen nicht unterließ, haben ihm bei seinen Unterthanen ein dankbar-populäres Andenken hinterlassen, das durch die schlichtfürstliche, liebenswürdige Weise seiner Gemahlin noch gesteigert wurde. Die hohe Frau hat es verstanden, den Hohenzollern-Namen den Mecklenburgern lieb zu machen. Die Zurückverlegung der Residenz von Ludwigslust nach Schwerin hat diese Stadt zu ihrer jetzigen Blüthe gebracht, nach dem Fürsten heißt der Stadttheil, dessen Aufbau er in's Leben rief, die „Paulsstadt", nach ihm eigentlich mehr als nach dem Apostel die neue Paulskirche. Die Prachtbauten der Residenz hat er, wenn auch nicht vollendet, doch begonnen und gefördert. Zur besseren Verbindung mit der Rechtsgelehrsamkeit der Universität verlegte er das mecklenburgische Oberappellations-Gericht von Parchim nach Rostock. Seine erste politische That war die freilich widerwillig gegebene Einwilligung zur Vermählung seiner Halbschwester, der Herzogin Helene von Mecklenburg mit dem damals muthmaßlichen französischen Thronerben, Herzog Ferdinand Philipp von Orleans, am 30. Mai 1837. Obwohl im besten Sinne volksmäßig und in der Wahl seiner Umgebung frei von allem Geburtsvorurtheil, glaubte er doch den ritterschaftlichen Adel in seinen Vorrechten schützen zu sollen, und als unter ihm der Kampf der bürgerlichen Rittergutsbesitzer um Gleichstellung mit den adligen entstand, bestätigte er — was noch nie Seitens der Regierung geschehen war — am 6. November 1841 durch ein Rescript den letzteren, freilich zunächst nur provisorisch, alle beanspruchten Vorrechte: alleinige Wählbarkeit in die ständische Regierung des „Engeren Ausschusses", die alleinige Nutznießung der „Landesklöster" und die ritterschaftliche Uniform, natürlich mit dem durch sie bezeichneten gesellschaftlichen Range (s. u. F. Pogge). Nach Friedrich Paul's unerwartet raschem Tode folgte ihm sein ältester Sohn, Friedrich Franz II., geboren am 28. Februar 1823; gestorben unter fast unsagbarer und allgemeiner Trauer des Landes am 15. April 1883.

Ernst Boll, Geschichte Mecklenburgs, II. — „Mecklenburg". Jahrbuch für 1845 (von Raabe). Krause.

Paul: Friedrich P. Wilhelm, Herzog von Württemberg, zweiter Sohn Herzog Eugens von Württemberg aus dessen Ehe mit Louise Prinzessin von Stolberg-Gedern, geboren zu Karlsruhe in Schlesien am 25. Juli 1797, † zu Mergentheim am 25. November 1860. Nachdem er zuerst einige Zeit in der preußischen und württembergischen Armee gedient hatte — in letzterer erhielt er noch im J. 1833 den Charakter und Rang eines Generalmajors — widmete er sich ausschließlich den Naturwissenschaften und der Länder- und Völkerkunde, in welcher Hinsicht er namentlich für jene Zeit bedeutende Reisen unternahm. So abgesehen von kleineren: im October 1822 bis December 1824 in die Länder am Mississippi, Ohio und Missouri, worüber er einen Bericht in der

Form eines Tagebuchs im Jahr 1835 in Stuttgart erscheinen ließ; 1829—32 nach dem nördlichen Mexiko, den angrenzenden Theilen der Vereinigten Staaten, den bis dahin noch wenig bekannten Inseln und Küsten des mexikanischen Meerbusens; im September 1839 bis August 1840 unter Anschluß an eine militärische Expedition, die der Vicekönig von Egypten Mehemed Ali unternehmen ließ, in die theilweise noch unerforschten Länder der oberen Nilgegend; im Frühjahr 1849 bis Herbst 1856 wieder nach Amerika und auf verschiedenen Kreuz- und Querfahrten von den nördlichsten Theilen der Vereinigten Staaten und Canada bis zur Maghellanstraße; 1857 noch einmal in die Mississippigegenden und zuletzt 1858 und 1859 nach Australien, Neuseeland, Ceylon und zurück über Egypten. Aus Anlaß seiner Vermählung mit der Prinzessin Sophie Dorothea Caroline von Thurn und Taxis im J. 1827 erhielt er das vormalige Deutschmeister'sche Schloß zu Mergentheim als Residenz angewiesen, wo er seine verschiedenen (nach seinem Tode leider zerstreuten) Sammlungen im Gebiet der Geographie, Ethnographie, Alterthums- und Naturwissenschaften aufstellte. In Anerkennung seiner Leistungen auf dem Gebiete der letztgenannten Wissenschaften wurde er von der medicinischen Facultät in Tübingen honoris causa zum Doctor ernannt.

Vergl. den Nekrolog in: Jahreshefte des Vereins für vaterl. Naturkunde in Württemberg, 18. Jahrg. 1862, S. 20—24.

P. Stälin.

Paul von Bernried läßt sich zuerst um 1102 als Cleriker der Regensburger Kirche nachweisen; schon damals hatte er einen Zögling Gebehard, welcher Zeit seines Lebens sein unzertrennlicher Begleiter blieb. Er muß also um 1080, wenn nicht früher, geboren sein. Auf seine Ausbildung und Denkweise hatte vorzüglich der Domherr Walther großen Einfluß, welcher 1119 Erzbischof von Ravenna wurde, ein eifrig und streng kirchlich gesinnter Mann, und derselben Richtung schloß auch P. sich an, ein rüstiger Kämpfer gegen Simonie und Priesterehe und deshalb in Regensburg verhaßt. Gern hielt er sich in Epfach am Lech auf, wo der Pfarrer Sigebot sein Gesinnungsgenosse war, und der fromme Wandel der Herluca (s. A. D. B. XII, 120) ihn besonders anzog; auch andere Führer dieser Partei verkehrten dort häufig. Schon 1107 wollte er ganz dortbleiben, aber Herluca gebot ihm, heimzukehren und fortzukämpfen. Erst 1121 verließ er wirklich Regensburg, durch Bedrängung von Seiten Heinrichs V. genöthigt, trat nun in das eben neugegründete Chorherrenstift Bernried ein und erwirkte in Rom von Calixt II. das Privileg vom 12. November 1122 für dasselbe. Auf der Rückreise hielt er sich in Mailand im Ambrosiuskloster auf, und schloß hier Freundschaft mit dem Custos, später Propst Martin, was zu einem noch erhaltenen Briefwechsel Anlaß gab. Paul und Gebehard suchten eifrig nach Schriften des h. Ambrosius, welche sie nach Mailand schickten, wogegen sie sich die Ambrosianische Liturgie und Nachrichten über die alten Erzbischöfe von Mailand erbaten. Im J. 1128 verfaßte Paulus sein Leben Gregors VII., wozu er in Rom Nachrichten gesammelt hatte und auch schriftliche Quellen, namentlich die Briefe Gregors, benutzte. Als heiligen Kämpfer für die Reform der Kirche stellte er seinen Helden dar, berichtete von Wundern, welche ihn verherrlichten, und sah in Heinrich IV. nur das verkörperte Princip des Bösen, den modernen Nero. Im J. 1142 starb Herluca, welche ebenfalls in Bernried eine Zuflucht vor der gegen sie feindlich erregten Stimmung des Landvolks gefunden hatte; P. beschrieb 1145 ihr Leben, ihren frommen Wandel, Visionen und Wunder, aber das Buch ist unvollendet. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Tod ihn dabei überrascht hat; nirgends wird von ihm etwas berichtet, wir kennen ihn nur aus seinen uns erhaltenen Schriften. Er ist ein rechter Typus der rückhaltlosen

Verehrer der in der Kirche zur Herrschaft gekommenen Richtung und ihrer römischen Führer.

S. Joh. May, Leben Pauls v. Bernried, im Neuen Archiv d. Ges. f. ält. d. Gesch. XII, S. 333—352. Wattenbach.

Paulus: P. Diakonus, des Warnefrid Sohn, der Geschichtschreiber der Langobarden; sein Ur-Urgroßvater Leupichis war unter Alboin 568 mit dem Volke der Langobarden eingewandert und zwar hatte sich später wenigstens seine „Fara“ niedergelassen in dem Gebiet des nachmaligen langobardischen ducatus Forojuliensis, der „regio“ des Städtleins Forum Julii (Cividale del Friuli), zu der provincia Venetia gehörig. Bei dem Einfall der Avaren von 610 wurden die fünf Söhne des Leupichis aus der eroberten Burg Friaul gefangen fortgeschleppt. Dem Jüngsten derselben — er hieß ebenfalls Leupichis — gelang es als Mann (ca. 620) in die Heimath zurück zu fliehen; er fand das Dach des alten Hauses zerfallen, Brombeeren und Gedörn füllten den Innenraum, eine hohe Esche erhob sich daraus. Der Sohn dieses Leupichis hieß Arichis, dessen Sohn Warnefrid vermählte sich mit Theodelindis: dieser beiden Kinder waren unser P. (geboren ca. 725), ein Bruder Arichis und eine Schwester, welche früh schon Nonne ward. Also

Leupichis I.
○ ○ ○ ○ ○ Leupichis II.
○ Arichis
○ Warnefrid Theodelindis
○ Paulus ○ Arichis ○ Schwester

Das Geschlecht war gemeinfrei, vielleicht einer niederen Schicht des neu aufgekommenen Dienstadels, nicht dem alten Volksadel der Langobarden angehörig: auch reich war es wenigstens nach der Heimsuchung durch die Avaren (610) nicht mehr: der heimgekehrte Leupichis erhielt zwar durch Geschenke von Geschlechtsvettern und Freunden so viel, daß er das verfallene Haus wieder aufbauen und ein Weib heimführen mochte: allein an den Liegenschaften hatten Nachbarn die Ersitzung inzwischen vollendet. Dieser nicht glänzenden Begüterung entspricht es, daß das Geschlecht in einem jedesfalles sittlichen und thatsächlichen, vielleicht auch rechtlichen Abhängigkeitsverhältniß stand zu dem Herzogsgeschlecht zu Benevent, welches aus Friaul stammte: Arichis war ein in diesem Geschlecht häufiger Name: vielleicht ward Paulus' Großvater zu Ehren eines solchen friaulisch-beneventanischen Herzogs Arichis genannt, wie seine Mutter vermuthlich zu Ehren der gefeierten bajuwarischen Fürstentochter Theodelindis (s. den Artikel), welche die berühmteste und einflußreichste Langobardenkönigin gewesen war. P. war ungefähr 720—725 geboren, er ward, nach einer zweifelhaften Ueberlieferung, am Hofe des Königs Ratchis erzogen. Hier zeigte ihm dieser einmal (ca. 748) den sagenberühmten Becher König Alboins; er besuchte die Schulen und lernte (ca. 749) sogar (bei dem Grammatiker Flavianus) zu Pavia griechisch, was ihn später am Hofe Karls des Großen sehr empfehlen sollte. In nahem Verhältniß stand P. (ca. 755—774) zu dem aus Friaul stammenden Herzog Arichis von Benevent und dessen Gemahlin Adelperga, der Tochter des letzten Königs der Langobarden, Desiderius (s. A. D. B. V, 70): das Fürstenpaar hatte aufrichtig Sinn und Neigung für Wissenschaft, Kunst und Bildung. Er richtete Gedichte an beide (763) und eignete der Herzogin (766—774) eines seiner wichtigsten Werke zu, die „historia Romana“. Er hatte ihr den Eutropius geliehen: da sie aber diesen Auszug allzu mager und namentlich keine Angaben über die Kirche

darin fand, welche offenbar der frommen Fürstin näher anlag als die Kriegs- und Staatsactionen der heidnischen Römer grauer Vorzeit, so erweiterte und vervollständigte er die Bücher Eutrops und führte die Erzählung weiter bis auf die Mitte des VI. Jahrhunderts, genauer die Eroberung Italiens und die Vernichtung des Ostgothenreichs durch die Byzantiner: hier, kurz vor dem Auftreten des eigenen Volkes auf der Halbinsel, brach er ab. Er verspricht am Schluß, das Werk „bis auf unsere Tage“ fortzusetzen: das ward wol vor 774 geschrieben: schwerlich würde P. dies Versprechen ertheilt haben, hätte er gewußt, daß er alsdann in dem der Herzogin gewidmeten Werke ihr die Entthronung und Gefangennehmung ihres Vaters, den Sturz ihres Reiches und Hauses würde zu erzählen haben. Für unsere Kenntniß der in diesen sechs Büchern erzählten Dinge ist das Werk ohne Belang: denn das Wenige, was P. Eutrop einfügte, ist aus ohnehin bekannten Quellen entnommen. Seine Gesinnung sowie Geschichtsauffassung ist aus seinem selbständigen Werke besser zu beurtheilen: doch bekundet er auch hier seine streng kirchliche, eifrig kaiserlich-römische und den „Barbaren“ abgeneigte Gesinnung. Am meisten lag ihm an, „die Kirchengeschichte in Zusammenhang mit der weltlichen darzustellen“, wie er der Fürstin schrieb. Sein Verkehr mit dem herzoglichen Paar zu Benevent — daß er längere Zeit an diesem Hofe gelebt ist möglich, aber nicht nachweisbar — fällt in die Jahre 763—774 vor seinem Eintritte in das Kloster, vielleicht auch vor dem Eintritt in den geistlichen Stand. Daß die Katastrophe des Langobardenreiches P. bewogen habe, in dem Kloster einen Ausweg und eine Zuflucht zu suchen, darf vielleicht vermuthet werden: trafen doch damals schwere Schläge auch das Haus seiner Gönner zu Benevent und die eigene Familie. Herzog Arichis, der Eidam des entthronten Königs, und dessen nach Byzanz geflüchteter Sohn Adelchis bereiteten eine Erhebung wider Karl den Großen vor: der Papst meldete diese Gefahr seinem Beschützer: sollte P. in seiner Seele für den Papst oder für den Herzog Partei ergreifen? Gleichzeitig (776 nach Ostern) ward Paulus’ einziger Bruder, der wie der Herzog von Benevent Arichis hieß, von Karl gefangen nach Frankreich abgeführt, weil er sich an der geplanten Erhebung des Beneventaners und des Friaulers wider die Frankenherrschaft betheiligt hatte, auch sein Vermögen ward eingezogen (deshalb ist wohl nicht anzunehmen, daß er nur als Geisel schon 774 mitgenommen wurde). Dieser hart neben P. einschlagende Wetterstrahl, der die „Fara“ Warnefrids zerstörte, mochte wohl Neigung und Beschluß, aus der Welt in den Frieden des Klosters zu flüchten (776?) bestärken und beschleunigen. Er nennt sich selbst in jener Zeit „verkannt, arm, hilflos“. Im siebenten Jahre der Gefangenschaft seines Bruders (also 782) begab sich P. aus dem Kloster Monte Casino in das Frankenreich zu Karl, sei es, um Fürbitte für seinen Bruder einzulegen, sei es, von Karl an den Hof berufen. An diesem Hof nahm er bald eine hochangesehene Stellung ein in dem Kreise der Gelehrten, welche man wol Karls Akademie genannt hat. Er hat wahrscheinlich die Freigebung des gefangenen Bruders erwirkt. Zahlreiche Gedichte von P. an Karl, von Petrus von Pisa im Namen Karls an P. u. dergl. sind uns erhalten: sie bezeugen den heitern, traulichen Verkehr in Scherzen, die uns freilich zuweilen recht frostig anmuthen. P. folgte während seines Aufenthalts im Frankenreich dem wechselnden Hoflager Karls: er weilte, wie er selbst schreibt (G. Langob. VI. 16), zu Diedenhofen (Ostern 783 — 23. März — bis Mai und September bis Weihnachten 784), an der Mosel 10. Januar 783, zu Metz und zu Poitiers zwischen 782 und 786, außerdem etwa zu Kiersey, Düren, Heristal, Attigny. Er erhielt 784/785 den ehrenvollen Auftrag, Karls älteste Tochter (damals neunjährig), von Hildegard, Hrothtrud, im Griechischen zu unterrichten, da sie (Ostern 781) mit dem Thronerben von Byzanz verlobt worden. Auch dichtete er nach

Karls Auftrag (783) die Grabschriften für die Königin Hildegard († am 30. April 783) und ihr nur zweiwochiges Töchterlein Hildegard († 9. Mai 783), sowie eine früher 774 (ebenfalls als Säugling) gestorbene Tochter Adelheid und für zwei Töchter von Karls Sohn Pippin: Adelheid und Hrothtrud, welche alle in der Capelle des heiligen Arnulf (s. A. D. B. I, 607), des Stammhauptes des Geschlechts, zu Metz beigesetzt waren. Während seines Aufenthaltes im Frankenreich höchst wahrscheinlich (etwa zu Diedenhofen?) verfaßte er (nach October 783: etwa 784/5) auf Wunsch des Bischofs Angilramn von Metz die Geschichte der Bischöfe von Metz, wie er selbst in der Langobardengeschichte (VI. 16) erzählt, Dagegen dasjenige Werk Paulus', welches die Kirche nun ein Jahrtausend im Gebrauch gehalten hat, die auf Karls Befehl veranstaltete (später von Alkuin umgearbeitete) „Sammlung und Ausziehung von Predigten", hat er wol erst nach der Rückkehr nach Monte Casino verfaßt. Vielleicht hat er Karl (December 786) auf dessen Reise nach Rom begleitet, jedesfalles in Rom schrieb er die kurze Biographie Gregors des Großen (Januar und Februar 787?) und ging dann (März 787) mit Karl nach Monte Casino. Bald nach dem Tode des Herzogs Arichis (25. August 787) und vor der Rückkehr von dessen Sohn Grimoald aus Frankreich nach Italien (Frühjahr 788) dichtete er die schöne, innig-empfundene Grabschrift für jenen. Sein Hauptwerk aber, die Geschichte seines eigenen Volkes, die er bis 744 herabgeführt, hat er nach 786/7, ungefähr 790 zu Monte Casino verfaßt oder doch begonnen; vielleicht hat ihn der Tod an der Vollendung gehindert: er starb am 13. April eines unbestimmbaren Jahres; etwa 795? Im Jahre 792 beantwortet er noch von Monte Casino aus eine Anfrage Karls wegen der Regel seines Klosters, welche er eingehend erläutert hat. Sehr bald hat sich die langobardisch-beneventanische Sage und eifriger noch die Gelehrtenfabel mit P. beschäftigt und ihm allerlei Geschicke angedichtet, welche ihn wegen seiner Treue gegen Desiderius und das Herzogsgeschlecht zu Benevent getroffen haben sollten. Die Würdigung seiner Langobardengeschichte hat meisterhaft gegeben Wattenbach I. 5. Aufl. S. 161 (s. die Litteraturangabe unten). Aus seinen Quellen (origo gentis Langobardorum c. 670, Gregor von Tours, Beda, Leben der Päpste, die uns verlorene Langobardengeschichte des Bischofs Secundus von Trient, † 612, und besonders Friaulische Ueberlieferungen) nimmt er ganze Stücke auf, ohne sie eigentlich zu einem Ganzen zu verarbeiten; in der Kritik, sogar in der Sorgfalt und Genauigkeit bei der Benützung seiner Gewährsmänner erscheint er schwach, höchst verwirrt in der Chronologie, und obwol seine eigentliche Aufgabe die Volksgeschichte der Langobarden ist, nimmt er ohne rechtes Maß doch auch Fernerliegendes auf. Läßt er aber demnach als gelehrter Geschichtschreiber viel zu wünschen übrig, so entschädigen uns doch dafür andere sehr wesentliche Vorzüge: „die einfache Klarheit seiner Darstellung, die lautere Wahrheitsliebe, die ihn von allem in ungeschminkter Geradheit berichten läßt, die Wärme des Gefühls für sein Volk, welche sich auch ohne ruhmwürdige Verherrlichung besonders in der Aufzeichnung der alten Sagen kundgibt. Sehen wir nun aber vollends auf den materiellen Werth seiner Geschichte, so ist derselbe unbedenklich als ganz unschätzbar anzuerkennen: wir verdanken ihm eben die Bewahrung jenes reichen, durch keine spätere Gelehrsamkeit verfälschten Sagenschatzes und über die Geschichte der Langobarden was er aus . . verlorenen Quellen schöpfte sowol wie die Aufzeichnung mündlicher Ueberlieferung: rettungslos würde alles dieses nach dem Sturze des Reiches dem Untergang verfallen sein, wenn nicht des alten Mönches Hand es mit treuer Liebe aufgezeichnet hätte" (Wattenbach).

Ausgabe: Waitz in den Monumenta Germaniae historica: Scriptores rerum Langobardorum et Ital. saec. VI—IX, 1877. (Hiezu Monod, Revue critiqu

1879 I. Die Gedichte ebenda hrsg. v. Dümmler, Poetae Latini medii aevi I. pag. 27. — Literatur: Bethmann, P. D. Leben und Schriften; die Geschichtsschreibung der Langobarden Pertz Archiv X. — Abel, P. D. und die übrigen Geschichtschreiber der Langobarden, zweite Ausgabe durch Jacobi 1878. — Jacobi, Quellen der Langobardengeschichte 1877. — Dahn, Langobardische Studien I. Des Paulus D. Leben und Schriften 1876. — (Hiezu Waitz, Gött. gel. Anz. 1876). — Ebert, Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande. II. 1880. S. 36 ff. Dahn.

Paulus: P. von Middelburg, Astronom, geb. 1455 (nach Andern 1445) in Middelburg auf Seeland (damals noch zum deutschen Reiche gehörig), † am 15. December 1534 in Fossombrone in Italien. P. studirte zu Loewen, erhielt darauf ein Canonicat in seiner Vaterstadt und nahm bald nachher (um 1480) einen Ruf als Professor der Mathematik und Astronomie an die Universität Padua an. Am 30. Juli 1494 wurde er zum Bischof von Fossombrone ernannt und schied damit aus der Lehrthätigkeit aus. Wiewol Poggendorff mehrere anscheinend astrologische Schriften von ihm anführt (zumal die 1484 in Urbino gedruckte „Practica de pravis constellationibus ad Maximilianum Austriacum“), so war er doch jedenfalls kein Sterndeuter gewöhnlichen Schlages, denn in seinem „Prognosticon, ostendens anno domini 1524 nullum neque universale neque partiale diluvium fore“ (Fossombrone 1523) bekämpft er mit Glück die bekannte Sintflut-Weissagung Stoeflers. Eifrig beschäftigte P. die damals mehr und mehr brennend werdende Frage der Kalenderreform; er suchte für dieselbe nach einander die Päpste Julius II. und Leo X. sowie den Kaiser Maximilian I. zu interessiren und legte schließlich dem Lateran-Concil eine umfangreiche Denkschrift („Paulina, sive de recta paschae celebratione et de die passionis domini nostri Jesu Christi“, Forosempronii 1513) über diesen Gegenstand vor. Er erreichte durch die sehr kritisch gehaltene Arbeit wenigstens soviel, daß die Angelegenheit in Fluß kam, und daß man von einer Reihe hervorragender Fachmänner aus allen Ländern Gutachten und Verbesserungsvorschläge einzuholen beschloß.

Foppens, Bibliotheca Belgica, tomus II, S. 944 ff. — Favaro, Galileo Galilei e lo studio di Padova, Vol. I, S. 121 ff. — Kaltenbrunner, Die Vorgeschichte der Gregorianischen Kalenderreform, S. 89 ff. — Poggendorff, Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften, 2. Band, Sp. 378. Günther.

Pauli: Adrian P., am 29. Juni 1548 zu Danzig geboren, ward nachdem er den gewöhnlichen Schul- und Universitätsunterricht empfangen hatte, 1575 Conrector des Thorner Gymnasiums, 1578 Rector an der Danziger Petrischule, 1580 Diakon an der reformirten Petrikirche und 1592 im April Pastor an derselben Kirche. Er starb am 30. März 1611. Seine Schriften verzeichnet Adami (s. u.).

Zu vergl. Regenvolscius, systema hist. ecclesiarum Slavonicarum, pag. 374 und die ausführliche Biographie in Melch. Adami, vitae theologorum Germanicorum, pag. 808 (ed. IIa, Francof. 1706, pag. 384). Bertling.

Pauli: Broderus P., Hamb. Syndikus, sodann Bürgermeister. Geboren zu Husum 1598, einem dortigen rathsherrlichen Geschlecht angehörig, studirte er Jura in Wittenberg, Leipzig, Straßburg und Basel, bereiste dann die Schweiz und Italien und wurde 1629 zu Helmstedt Dr. der Rechte. — In die engen Verhältnisse seiner Vaterstadt zog es den begabten jungen Mann nicht zurück, er habilitirte sich in Hamburg, wo er mit Erfolg advocatorische Praxis betrieb. Talent, Geschick und ein ehrenwerther Charakter erwarben ihm Ansehen, Gunst

und Förderung einflußreicher Männer, z. B. der Bürgermeister Winckel und von Eitzen, sowie des Gelehrten Dr. Friedr. Lindenbrog. Diese mögen im J. 1638 Pauli's Erwählung zum Syndikus veranlaßt haben. — Das Syndikat hatte sich in Hamburg aus zeitweiligen Anstellungen juristischer Doctoren zu einem festen Amte von großer Wichtigkeit herausgebildet, da demselben, außer der Führung reichsgerichtlicher Stadtprocesse, auch die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten oblag, in deren Verfolg beständig Gesandtschaften zu verrichten waren. Die Bürgerschaft war gemeint, daß ein so bedeutsamer Posten nur einem Bürgerssohn anvertraut werden dürfe, weshalb Pauli's Erwählung ihrem Widerspruch begegnete. Da jedoch der Senat, welcher ein Vorrecht des Bürgerssohnes nur bei gleicher Tüchtigkeit gelten lassen wollte, entgegenkommende Zusagen für die Zukunft machte, Pauli's Geschicklichkeit auch inzwischen sich bewährt hatte, so wurde die Differenz beigelegt. In der That hat dieser Mann, den engherziger Particularismus anfangs verkannte, in der Folge als treuer tapferster Vorfechter der Unabhängigkeit Hamburgs sich erwiesen, gegenüber den Angriffen der dänischen Krone, welche damals besonders heftig ihre vermeinten Ansprüche auf die Erbunterthänigkeit der Stadt zu verwirklichen trachtete. Im Auftrage des Senats verfaßte er die mit vielen Urkunden versehene Staatsschrift „Apologia Hamburgensis“, worin Hamburgs Immedietät nachgewiesen wurde, was den dänischen Hof sehr erzürnte und namentlich den König gegen den Verfasser persönlich so erbitterte, daß nicht nur Pauli's Besitzthum in Dockenhuden auf königl. Befehl confiscirt, sondern auch er selbst, als er von einer Gesandtschaft nach Gottorp heimkehrte, in Rendsburg verhaftet und monatelang gefangen gehalten wurde, um ihn unschädlich zu machen. Was des Königs Härte nicht hatte bewirken können, das gelang auch seiner Gnade nicht, als er in einer späteren Audienz zu Hadersleben dem Hamburger Syndikus P. eine hohe Anstellung im königl. Dienste anbot, welche dieser entschieden ablehnte. — Im J. 1653 erschien P. infolge Auftrags des Senats als Reichstagsgesandter zu Regensburg, was der dänische König auf's Neue sehr ungnädig vermerkte. In den Verhandlungen einer deshalb nach Rendsburg abgeordneten Hamburger Gesandtschaft verfocht P. das Recht Hamburgs so unerschrocken energisch, daß der dänische Kanzler in heftigen Ausdrücken gegen ihn auffuhr. Indessen nahmen die übrigen Theilnehmer dieser Conferenz den freimüthigen Redner in Schutz und plaidirten für die Redefreiheit eines Gesandten. — Wenn es nun auch P. bei der Hartnäckigkeit der Gegenpartei nicht gelang, den ganzen Streit, der erst durch den Gottorper Vergleich von 1768 nach großen Opfern Hamburgs seine Endschaft erreichte, schon damals zu vertragen, so erwarb er sich doch das Verdienst, den derzeitigen Rechts- und Standpunkt klargestellt und als Basis künftiger Tractate behauptet zu haben. Im J. 1670 zum Bürgermeister erwählt, erschien er noch einmal als Hamburger Gesandter vor dem dänischen König zu Rendsburg. Die Erfolglosigkeit dieser Mission veranlaßte den Kaiser, der Reichsstadt Hamburg überhaupt jede fernere Verhandlung inbetreff dieser Streitfrage mit der Krone Dänemark zu verbieten, da deren Ansprüche vor dem Reichsgericht zu verhandeln seien. — Bereits 81 Jahre alt that der verdiente Bürgermeister einen schweren Fall, welcher seinen Tod am 19. Januar 1679 herbeiführte.

Wilkens, Hamb. Ehrentempel, S. 68—84. — Buek, die Hamb. Bürgermeister, S. 111—116.

Beneke.

Pauli: Friedrich P., zu Landau in der Pfalz, Arzt und Chirurg, wurde am 3. Februar 1804 in dem damals noch französischen Landau geboren, als Sohn des im J. 1856 in hohem Alter verstorbenen Medicinalrathes gleichen Namens, eines beliebten, viel beschäftigten, daselbst mehr als ein halbes Jahrhundert thätigen Arztes. Der sehr begabte Knabe erhielt seine erste Ausbildung

von einem Landgeistlichen, besuchte dann die Lehranstalten zu Karlsruhe und Speyer und bezog nach glänzend bestandener Maturitätsprüfung 1821 die Universität Straßburg, ging 1822 nach Göttingen, wo er seine medicinischen Universitätsstudien vollendete und 1824 mit der Inaug.-Abhandlung „De vulneribus sanandis“, die er auf Veranlassung seines von ihm hochverehrten Lehrers K. J. M. Langenbeck verfaßt hatte und die mit einem Preise gekrönt worden war, zum Dr. med. promovirt wurde. Jene sehr fleißige, auf sechsmonatliche Beobachtungen und Experimente an Thieren gestützte Schrift trug das charakteristische Motto: „Naturam optimam ducem, tanquam deum sequimur“, dem er sein ganzes übriges Leben treu geblieben ist. Er bildete sich dann noch weiter 1825/26 in München in den Kliniken von Ringseis und Grossi und in Berlin unter Neumann, Rust, v. Graefe, v. Siebold aus und erhielt nach zu München 1826 bestandener Staatsprüfung die Erlaubniß zur Praxis, machte aber, ehe er sich 1828 in seiner Vaterstadt dauernd niederließ, noch eine wissenschaftliche Reise nach Prag, Wien und Paris. Dem trefflich vorbereiteten jungen Arzte eröffnete sich in kurzem ein ausgedehnter Wirkungskreis; es fiel ihm besonders die chirurgische Praxis zu, in der er sich bald einen bedeutenden Ruf verschaffte und die er auch, obgleich er alle anderen Zweige der Medicin mit nicht minderer Sorgfalt cultivirte, mit besonderer Vorliebe lebenslang ausgeübt hat. So war er denn, von der Natur als Chirurg in hervorragender Weise ausgestattet, ein sehr glücklicher Operateur, und besonders Staar- und plastische Operationen übte er mit Virtuosität. Zu bemerken ist, daß er die Schieloperation zuerst am Lebenden versuchte und daß mehrere in die Augenheilkunde später eingebürgerte Benennungen (Phacomalacie, Phacosclerom, Staphylaematom) von ihm herrühren. Die Ausübung der Chirurgie bildete übrigens nur den geringeren Theil seiner praktischen Thätigkeit, da er als innerer Arzt nicht minderes Vertrauen genoß, so daß, da er auch eine nicht unerhebliche litterarische Thätigkeit entfaltete, die, nebst wissenschaftlichen Studien seine eigentliche Erholung bildete, da er für die gewöhnlichen Lebensgenüsse keinen Sinn hatte, seine Zeit vollständig in Anspruch genommen war. Von seinen etwa 15 selbständig erschienenen Schriften, vielen größeren, theils in den Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte, theils in den Generalversammlungen der pfälzer Aerzte gehaltenen Vorträgen, einer sehr großen Zahl kleinerer und größerer Abhandlungen, vorwiegend chirurgischen Inhaltes, zerstreut in den bedeutendsten medicinischen Schriften Deutschlands, zu denen noch eine zahllose Menge von Recensionen der hervorragendsten Erscheinungen aus der Litteratur des In- und Auslandes hinzutritt, kann hier nur ein sehr kleiner Theil angeführt werden. Sein erstes selbständiges Werk war eine „Medicin. Statistik der Stadt und Bundesfestung Landau u. s. w.“ (1831), welcher „Beobachtungen über die Ruhr und das Scharlachfieber u. s. w.“ (1835) folgten, die er im Jahre vorher zu machen Gelegenheit gehabt hatte. In der einige Jahre später erschienen Schrift: „Ueber den grauen Staar und die Verkrümmungen und eine neue Heilart dieser Krankheiten“ (1838, mit Abbild.) schlug er eine neue, von ihm öfter geübte Operationsmethode des Staars vor, die aber keine weitere Verbreitung gefunden hat. In der Schrift: „Ueber Pollutionen, mit besonderer Beziehung auf Lallemand's Schrift über diese Krankheiten“ (1841) unterwarf er letztere einer vernichtenden, ihre Haltlosigkeit darthuenden Kritik, während seine im folgenden Jahre erschienene Arbeit „Die in der Pfalz und den angrenzenden Gegenden üblichen Volksheilmittel, gewürdigt. Eine gekrönte Preisschrift“ (1842) ein werthvoller ethnographischer und culturgeschichtlicher Beitrag ist. In seinen „Untersuchungen und Erfahrungen im Gebiete der Chirurgie“ (1844 mit 4 Tafeln) finden sich mancherlei beachtenswerthe Beobachtungen niedergelegt. Seine Schrift „Ueber

Contagiosität und Erblichkeit der Syphilis" (1854) verdankt ihre Entstehung seinem Bestreben, schweres Unheil von einem Collegen abzuwenden, welcher angeklagt war, die Syphilis durch Vaccination auf eine große Zahl von Kindern übertragen zu haben. Wenn auch Pauli's auf innerster Ueberzeugung beruhende damalige Ansicht von der Nichtübertragbarkeit der secundären Syphilis sich als ein Irrthum erwiesen hat, so verdient doch die dabei zu Grunde liegende collegiale Gesinnung alle Anerkennung, ebenso wie das bei der Naturforscherversammlung zu Freiburg 1838 von ihm zu Gunsten des auf der Feste Oberhaus gefangen gehaltenen Collegen Eisenmann angeregte Gnadengesuch. Bei Gelegenheit des ophthalmologischen Congresses in Brüssel trug er ein „Mémoire sur l'ophthalmie d'Egypte" (1858, 4°) vor, das mehrere Abweichungen von den landläufigen Anschauungen darbot. Mit Uebergehung mehrerer werthvoller Abhandlungen, über Speichelgeschwülste, die Natur des Trippers, die Hypertrophie der Prostata u. s. w., wollen wir nur noch seiner Monographie „Der Croup" (1865) gedenken, die, auf eine 30jährige Erfahrung gestützt und mit der umfassendsten Litteraturkenntniß geschrieben, sich einer solchen Anerkennung erfreute, daß bereits nach 6 Monaten eine neue Auflage nothwendig wurde. — P. war als Schriftsteller durch Gewandtheit und Klarheit der Darstellung, scharfe Kritik, unbefangenes, nüchternes Urtheil und Wahrheitsliebe ausgezeichnet; in seinen Recensionen (z. B. in Schmidt's Jahrbüchern der Medicin), die einen bedeutenden Theil seines litterarischen Wirkens bildeten und oft durch einen schwer zu zügelnden Witz gewürzt waren, deckte er alle Arten von Charlatanerie und Reclame und jede Herabwürdigung der Medicin zu gewinnsüchtigen Zwecken schonungslos auf, war aber andererseits ein das wahre Verdienst anerkennender und mit Gerechtigkeit würdigender Kritiker. Obgleich es seit Jahrzehnten sein Wunsch gewesen war, sich der akademischen Laufbahn zu widmen und im J. 1846 die Universität Würzburg ihm eine außerordentliche Professur antrug, lehnte er, zu fest mit Heimath und Familie verwachsen, auf Drängen der letzteren, dennoch ab. Die Anerkennung, die er von der wissenschaftlichen Welt erfuhr, äußerte sich darin, daß er von 22 gelehrten Gesellschaften, darunter mehrere im Auslande, zum Mitgliede ernannt worden war. Nach 40jährigem fruchtbringendem Wirken als Arzt und Schriftsteller wurde er, noch in voller Thätigkeit, nach kaum achttägigem Kranksein, am 21. Januar 1868 vom Tode ereilt, dem er 5 Jahre früher mit genauer Noth entgangen war, als er bei einer Operation sich eine Wundvergiftung zugezogen hatte, die mit dem Verlust des linken Zeigefingers aber noch glücklich endigte. Sein Tod war ein schwerer Verlust für seine Vaterstadt und seine heimathliche Provinz, die erst nach seinem Hinscheiden zu vollem Bewußtsein darüber kam, was sie an ihm besessen; denn er war nicht nur ein ausgezeichneter, immer hülfsbereiter, Allen, Arm und Reich gleich zugänglicher Arzt, sondern auch ein edler Mensch, von unversiegbarer Herzensgüte, rechtlichem Sinn, offenem, geradem Charakter, gefälligem und rücksichtsvollem Benehmen gegen seine Collegen und unwandelbarer Treue gegen seine Freunde.

Bayrisches ärztliches Intelligenzblatt, Jahrg. 1885, S. 203. — v. Langenbeck's Archiv für klinische Chirurgie, Bd. XII, 1871, S. 18. — Callisen, Medicin. Schriftsteller-Lexikon, Bd. 31, S. 165. — Wilh. Engelmann, Bibliotheca medico-chirurg., 6. Aufl., S. 424; Supplem. S. 188.

E. Gurlt.

Pauli: Friedrich August von P., Oberbaudirector. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen stammte Friedrich August P., dessen Name als Ingenieur und Förderer des technischen Bildungswesens in Baiern den gleichen guten Klang hat, aus einer seit zwei Jahrhunderten in der Rheinpfalz ansässigen Predigerfamilie. Sein Vater, Johann Friedrich Gerhard, war zuerst Erzieher

im Anhalt-Bernburgschen Fürstenhause und dann reformirter Prediger in Dresden. Einige Jahre später an die reformirte Gemeinde in Hamburg berufen, verheirathete er sich daselbst am 4. Juni 1781 mit der ältesten Tochter Marie des dortigen Kaufmanns Keesmann. Anfangs der neunziger Jahre kehrte er in die Heimath zurück und wurde Pfarrer in Kaiserslautern. Nach der Schlacht in der Nähe dieser Stadt (26. bis 28. November 1793) flüchtete er mit Familie nach Heidelberg und fand im dortigen Kirchenrathe Beschäftigung. Als nach zwei Jahren wieder einige Ordnung am linken Rheinufer hergestellt war, wurde Vater P. zum ersten Pfarer in Osthofen bei Worms ernannt, und hier ist Friedrich August am 6. Mai 1802 geboren worden, als der jüngste unter zwölf Geschwistern, wovon vier in früher Jugend starben. Im Herbste 1811 wurde der neunjährige Knabe zum Besuche der Lateinschule nach Grünstadt verbracht, und an Ostern 1814 trat derselbe in das Gymnasium zu Kaiserslautern ein, dessen Rector sein Pathe war. Der ziemlich ungenügende Sprachunterricht war vielleicht schuld, daß P., was er dem Mangel an Talent zuschrieb, den lateinischen und griechischen Classikern kein Interesse abgewinnen konnte. Desto mehr zog ihn das Studium der Mathematik, insbesondere der Geometrie an, welche Rector Balbier lehrte. So sehr war P. in diesem Fache seinen Mitschülern überlegen, daß er zu ihrem Repetitor der Geometrie aufgestellt wurde. Als im April 1816 der Vater gestorben und die Mutter nicht in der Lage war, ihren Sohn August weiter auf dem Gymnasium zu belassen, erbot sich dessen Bruder Wilhelm, der in Manchester Procuraträger der Filiale eines Hamburger Hauses war, ihn zu sich zu nehmen und für seine fernere Ausbildung zu sorgen. Im Sommer 1817 kam dieses Anerbieten zur Ausführung. Von Manchester aus brachte Wilhelm P. seinen des Englischen ganz unkundigen Bruder behufs Erlernung der Sprache zu einem in der Nähe wohnenden Landgeistlichen, der weder deutsch noch französisch verstand. So in ausschließlich englische Umgebung versetzt, machte August P. in der Sprache so rasche Fortschritte, daß er schon nach einem halben Jahre schriftlich und mündlich verkehren konnte. Hierauf trat derselbe bei seinem Bruder in die kaufmännische Lehre, und als dieser bald, besonders aus der Lectüre erkannt hatte, daß der Lehrling von der angewandten Mechanik im hohen Grade angezogen wurde, machte er ihm selbst den Vorschlag, zu ihr überzugehen. P. fand sofort Aufnahme in den Werkstätten des wissenschaftlich gebildeten Mechanikers White, während John Dalton, einer der bedeutendsten englischen Physiker jener Zeit, sich bereit finden ließ, ihm Privatunterricht in Mathematik und Physik zu geben. Der angehende Mechaniker hatte sich in der neuen Lehre nicht nur mit mechanischen Arbeiten zu beschäftigen, sondern auch die zahlreichen von White erfundenen Maschinen zu studiren, wodurch er auch in der Beurtheilung von anderen Werken der Mechanik sehr gefördert wurde. Nach Beendigung der zweijährigen Lehrzeit bei White versiegte für P. die aus dem Einkommen seines Bruders geflossene Unterstützung, da dieser im Juli 1821 starb, und er mußte nun darauf bedacht sein, sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen. Er versuchte dies mit dem Betriebe einer auf eigene Rechnung errichteten Metalldreherei; als aber die Einnahmen aus derselben bei aller Einschränkung kaum zum Leben ausreichen wollten, kehrte er nach einiger Zeit über Hamburg in die Heimath zurück, um mit Freunden und Bekannten zu überlegen, welchem Berufe er sich nun zuwenden solle. P. entschied sich für das Ingenieurfach und bezog deshalb von Ostern 1822 bis zum Herbst 1823 die Universität Göttingen, um an ihr vorzugsweise reine und angewandte Mathematik, sowie Naturwissenschaften zu studiren. Seine praktischen Studien machte er im Kreisbaubureau zu Speier, in das er nach seinem Abgange von Göttingen als Bauadspirant aufgenommen

wurde. Nachdem er zur Erweiterung und Befestigung seiner theoretischen Kenntnisse im Winter 1824/25 in München, wo es damals weder Universität noch Polytechnikum gab, bei verschiedenen Mitgliedern der Akademie auch noch deren Vorlesungen über Physik, Chemie und Mineralogie gehört und an den damit verbundenen praktischen Uebungen theilgenommen hatte, legte P. im Juni 1825 bei der Königlichen Obersten Baubehörde die Staatsdienstprüfung ab, welche er „in allen Theilen mit ausgezeichnetem Erfolge“ bestand.

Schon war P. im Begriff, in der Eigenschaft eines Baupraktikanten nach Speier zurückzukehren, als ihn ein neues Verhältniß in München festhielt. Zu den Akademikern, deren Vorlesungen er kürzlich besucht hatte, gehörte auch Joseph Fraunhofer. Dieser berühmte Optiker wollte den jungen P. zu seinem Nachfolger heranziehen und bot ihm deshalb Beschäftigung in seinem Institute an; sein Wunsch sollte sich aber nicht erfüllen, da er schon nach einem Jahre (7. Juni 1826) in den Armen seines jungen Freundes starb. Bald darauf kehrte P. in die Pfalz zurück, wo er mit dem Kreisingenieur Panzer Vorarbeiten für die Fortsetzung des Kanals Monsieur von der französischen Grenze bis Speier herzustellen beauftragt war. Aber noch vor Vollendung derselben wurde er am 17. Februar 1827 als Hilfsingenieur zur Ministerialbausection nach München berufen, um bei dem Entwurfe eines die Donau bei Kelheim mit dem Main bei Bamberg verbindenden Schifffahrtskanals, den schon Karl der Große geplant und angefangen hatte, jedoch technischer Schwierigkeiten wegen nicht ausführen konnte, mitzuwirken. Pauli's und seiner Mitarbeiter nächste Aufgabe war, das Terrain auf der die genannten Ströme trennenden Wasserscheide und in den dazu gehörigen Thälern aufzunehmen, um hiernach die Theilungshaltung des Kanals festzusetzen. Die Lösung dieser Aufgabe und der Projectirung der Kanalstrecke Neumarkt-Bamberg war um so mühsamer und zeitraubender, als es damals für Franken noch keine Steuerblätter gab, in welche die technischen Bestimmungen sofort hätten eingetragen werden können. Schon in diesen Vorarbeiten für den Donaumainkanal tritt uns in P. der gelehrte und denkende Ingenieur entgegen, welcher, der erste in Baiern und Deutschland, das aus der französischen Schweiz stammende und vom Genfer Ingenieur Ducarla 1782 zur Versinnlichung der Oberflächengestalt des Meeresbodens angewendete Hilfsmittel der Horizontalcurven auf das feste Terrain und die Projectirung von Ingenieurbauwerken übertrug, sowie er es bei seinen im Jahre 1840/41 im Ingenieurcurse zu München gehaltenen Vorlesungen seinen Zuhörern dringend zur Benutzung empfahl und später (1843—1860) bei der Trassirung der bayrischen Staatseisenbahnen in ausgedehntem Maße anwenden ließ. Im April 1832 wurde P., der nun fünf Jahre unter den Augen der obersten Baubehörde praktisch thätig war, unter dem Titel eines Kreisingenieurs mit der Vorstandschaft der königl. Bauinspection Reichenhall betraut. Aus dieser Stellung berief ihn jedoch schon am 15. März 1833 ein königliches Decret zum Oberingenieur der obersten Baubehörde, zum Professor der höheren Mechanik an der Universität München und zum zweiten Vorstande der königl. Polytechnischen Schule daselbst. Eine Ministerialentschließung vom 11. Septbr. jenes Jahres fügte auch noch das Rectorat der neugebildeten Kreisgewerbeschule für Oberbaiern hinzu.

Ein so reicher Aemtersegen, wie er außer P. wohl noch keinem anderen Beamten auf einmal bescheert wurde, bedarf einer Erläuterung, welche auf das zu Anfang der dreißiger Jahre in Baiern geschaffene System des technischen Unterrichts zurückgreifen muß. König Ludwig I. hatte seit seinem Regierungsantritt der Hebung von Kunst, Gewerbe und Landwirthschaft besondere Fürsorge zugewendet und infolge dessen unter dem 16. Februar 1833 die Errichtung von drei

Gattungen technischer Unterrichts- und Bildungsanstalten befohlen: Landwirthschafts- und Gewerbeschulen, polytechnische Schulen und eine technische Hochschule. Im Herbste jenes Jahres traten über zwanzig Landwirthschafts- und Gewerbeschulen ins Leben, darunter acht Kreisanstalten, welche den humanistischen Gymnasien parallel gestellt waren und deren Absolutorium, wenn ihm das einer vierclassigen Lateinschule vorausging, zum Uebertritt an die technische Hochschule befähigte, im anderen Falle aber nur zur Aufnahme in einer der drei mit dem Range von Lyceen ausgestatteten polytechnischen Schulen zu München, Nürnberg und Augsburg. Die technische Hochschule war mit der cameralistischen Facultät der Universität München verbunden, und an ihr sollte der Oberingenieur P. neben seinen sonstigen umfassenden amtlichen Arbeiten Vorträge über höhere Mechanik halten. Zur Vorbereitung auf dieselben wurde ihm allerdings eine Frist von zwei Jahren gewährt; als aber dieser Termin verstrichen war, erklärte sich P. wegen Mangels an Zeit außer Stande, die ihm übertragene Universitäts-Professur anzutreten, und bat um Enthebung von derselben. Seinem Gesuche wurde jedoch erst dann willfahrt, als man auf Grund einer siebenjährigen Erfahrung an maßgebender Stelle einsah, daß die technische Hochschule an der Universität nicht gedeihen könne und in anderer Weise für die Ausbildung von Adspiranten des technischen Staatsdienstes gesorgt werden müsse. Dieses Auskunftsmittel bot die Errichtung eines Ingenieurcursus an der polytechnischen Schule in München, welcher am 14. Juli 1840 beschlossen und mit Beginn des Studienjahres 1840/41 eröffnet wurde. An diesem Curse nun hatte der gleichzeitig zum Rector der erweiterten polytechnischen Schule ernannte, dagegen vom Rectorate der Kreisgewerbeschule enthobene Oberingenieur P. Vorträge über Straßen-, Brücken- und Wasserbau zu halten. Als Oberingenieur besorgte er das Referat über das Bauwesen in zwei alljährlich zu bereisenden Regierungsbezirken und über den Donaumainkanal, ferner mußte er als Collegialmitglied den wöchentlichen Sitzungen der obersten Baubehörde beiwohnen, endlich Jahr für Jahr die Concursprüfungen für den Staatsbaudienst abhalten. Als Professor lag ihm der Vortrag der Theorie des Ingenieurwesens und die Leitung der damit verbundenen Constructionsübungen ob, ein Pensum, welches jetzt (freilich in colossaler Erweiterung) an den meisten technischen Hochschulen drei Professoren beschäftigt. Und die Führung des Rectorats der polytechnischen Schule war selbst damals keine Sinecure, wenn auch die Zahl der zu erledigenden Geschäftsnummern nicht den zehnten Theil der jetzigen betrug.

Die Verdienste Pauli's um das technische Bildungswesen in Baiern verbreiten sich in drei Richtungen: Zunächst auf seine Mitwirkung bei der Ein- und Durchführung der Gewerb- und polytechnischen Schulen, für welche es damals an geeigneten Lehrern und Rectoren fehlte. Dann auf seine an dem Ingenieurcurse in München gehaltenen Vorträge über Straßen-, Brücken- und Wasserbau, welche deutsche Studirende mit der damals bedeutendsten Litteratur des Ingenieurfaches, der französischen, in einer Weise bekannt und vertraut machten, wie es an keiner andern polytechnischen Schule in Deutschland geschah. Endlich auf das Praktikum, welches er nach Niederlegung des Lehramts für seine beim Eisenbahnbau verwendeten ehemaligen Schüler jedesmal dann abhielt, wenn er die ihm untergeordneten Bausectionen visitirte, um mit deren technischem Personale an Ort und Stelle die in Aussicht genommenen oder bereits in Ausführung begriffenen Erd- und Kunstbauten in derselben klaren und lebendigen Weise zu besprechen, die auch seine Vorlesungen auszeichnete. Die Katheder-Lehrthätigkeit Pauli's und seine selbständige Rectoratsführung an der polytechnischen Schule a. O. erstreckte sich kaum über ein Jahr, da er mit Ende Juni

1841 nach Nürnberg übersiedeln mußte, um dort als dirigirendes Mitglied in die Eisenbahnbau-Commission einzutreten, welcher König Ludwig I. die Aufgabe gestellt hatte, von der sächsischen Reichsgrenze bei Hof über Bamberg und Nürnberg bis Augsburg und gegebenen Falls bis Lindau eine Locomotiv-Eisenbahn auf Staatskosten zu bauen. An der Spitze dieser Commission standen anfänglich drei Directoren: Kreisbaurath Denis für die Strecke Hof—Nürnberg, Oberingenieur P. für die Strecke Nürnberg — Augsburg, und Oberzollinspector Dürig für die Administrativgeschäfte auf der ganzen Linie. Eine so vielköpfige Oberleitung bewährte sich jedoch nicht, und schon nach einem Jahre trat Denis von ihr zurück und P. erhielt die gesammte technische Direction, während Dürig nach wie vor die ökonomischen Geschäfte besorgte. Während seines siebenjährigen Aufenthalts in Nürnberg (1841 bis 1848) wurde P. unter Belassung in seiner Stellung als technischer Vorstand der königl. Eisenbahnbaucommission zweimal befördert: 1843 zum Kreisbaurath bei der Regierung von Mittelfranken, und 1848 zum Oberbaurath bei dem königl. Ministerium des Innern; auch erhielt er in dieser Zeit zwei inländische Ordensdecorationen: 1845 das Ritterkreuz des Verdienstordens vom heiligen Michael und 1847 das den persönlichen Adel verleihende Ritterkreuz des Civilverdienstordens der bayrischen Krone. Von seinen technischen Leistungen während dieses Zeitraumes wird noch besonders die Rede sein; über die von ihm zu bewältigende Arbeitslast aber äußerte er selbst, daß sich in Folge derselben der Sonntag bei ihm von den Wochentagen nur dadurch unterschieden habe, daß er am Vormittag die Predigt besuchen und am Nachmittag um 5 statt um 8 Uhr nach Hause gehen konnte.

Von Nürnberg hatte P. zwei größere wissenschaftliche Reisen in Eisenbahnangelegenheiten zu machen. Die erste im Winter 1843/44 nach England und Irland, um im Auftrage der königl. Staatsregierung die eben vollendete und so hoch gepriesene „atmosphärische Eisenbahn“ zwischen Kingstown und Dalkey einzusehen und zu studiren; die andere im Frühjahr 1846 in die Schweiz, um auf Einladung des St. Galler Eisenbahncomités in Gemeinschaft mit dem würtembergischen Oberbaurathe Etzel ein Gutachten über die wirthschaftlichste Anlage einer von Rorschach über St. Gallen nach Wyl führenden Eisenbahn abzugeben. Die Ergebnisse seiner Reise nach England hat P. in zwei sehr eingehenden Berichten an das ihm vorgesetzte königl. Staatsministerium dargelegt und darin sich gegen die Einführung der auf dem Druckunterschiede zwischen gewöhnlicher und in Röhren verdünnter Luft beruhenden atmosphärischen Eisenbahn in Deutschland und Baiern ausgesprochen, weil der Betrieb, abgesehen von seiner Kostspieligkeit, sowohl durch die gekünstelte Einrichtung der Treibröhren für die Kolben als auch durch die Unbilden des deutschen Winters fortwährenden Störungen unterliegen würde. Im Verfolge der Schweizer Angelegenheit gab P. außer dem mit Etzel im Mai 1846 bearbeiteten gemeinsamen Gutachten im April 1851 auch ein Separatvotum ab, worin die Ansichten der vom schweizerischen Bundesrathe über die gleichen Fragen vernommenen englischen Ingenieure R. Stephenson und H. Svinburne gründlich erörtert und einer scharfen sachlichen Kritik unterstellt wurden. Es handelte sich dabei nicht um die Verschiedenheit der Trassen, welche von deutscher und englischer Seite vorgeschlagen wurden, sondern um den Unterschied in den Bewegungsmitteln, welche an den steilsten Stellen der in Aussicht genommenen Bahnstrecken in Anwendung kommen sollten. Die Deutschen P. und Etzel waren für den Locomotivbetrieb, wie sie ihn auf den schiefen Ebenen bei Neumarkt in Bayern und auf der rauhen Alp bei Geißlingen in Würtemberg eingeführt haben, die beiden Engländer verfochten den Seilbetrieb mit stehenden, durch Wasserkraft zu betreibenden Maschinen. Daß die wissenschaftlich besser gerüsteten deutschen

Kämpfer einen glänzenden Sieg über ihre englischen Gegner davon trugen, ergiebt sich auch für den Laien schlagend aus dem Umstande, daß schon lange auf großen Eisenbahnen gar kein Seilbetrieb mehr besteht. Am 18. Septbr. 1854 wurde P. zum Director der königl. Eisenbahnbaucommission und am 15. Januar 1856 gleichzeitig auch zum Vorstande der Obersten Baubehörde im Staatsministerium des Innern ernannt: beides auf Antrag des Ministers v. d. Pfordten. Beide Aemter führte P. fort, bis nach Vollendung der München-Salzburger Bahn (15. August 1860) die Eisenbahnbaucommission der Generaldirection der königl. Verkehrsanstalten einverleibt wurde. Da legte er die neunzehn Jahre lang geführte Vorstandschaft derselben nieder, um als Oberbaudirector seine Kräfte ausschließlich der Verwaltung des sogenannten ordentlichen Staatsbaudienstes zu widmen.

Aus dieser letzten Periode seines Wirkens im Staatseisenbahnbaudienste sei blos ein Werk besonders hervorgehoben, die Eisenbahnbrücke über die Isar bei Großhesselohe, welche zur Zeit ihrer Vollendung (1857) durch die schmiedeeisernen Fachwerkträger Aufsehen erregte und deren den Namen Pauli tragendes System nach der bei Hesselohe bestandenen Probe sofort in den Stromgebieten des Rheins und der Donau die ausgedehnteste Anwendung fand. Auffallenderweise fehlt nicht blos in Pauli's hinterlassenen biographischen Notizen, sondern auch in den Acten der königl. Eisenbahnbaucommission jede Nachricht über den Ursprung der Erfindung, und wohl deshalb, weil sich auch an dem Pauli'schen Brückensystem der schon vielfach erprobte Satz bewährte, daß im Gebiete des Ingenieurwesens keine für die Praxis wichtige Erfindung sofort fertig in die Welt tritt, sondern erst nach und nach durch die Gedankenarbeit Mehrerer die Vollendung erhält, in der sie Gemeingut wird. In der That unterscheidet sich die erste von P. allein construirte und im J. 1853 bei Günzburg ausgeführte Fachwerkbrücke wesentlich von der vier Jahre später bei Hesselohe erbauten, für welche auf Herrn v. Pauli's Wunsch der Verfasser dieser Biographie im Mai 1856 ein von den Mängeln des Günzburger befreites und somit verbessertes System entwickelt und in einer ausführlichen Denkschrift dargestellt hatte. An diesem Systeme traf P. in Verbindung mit dem damaligen in seinem Dienste stehenden Ingenieurpracticanten, nunmehrigen rühmlichst bekannten Director der Süddeutschen Brückenbaugesellschaft H. Gerber nur noch bezüglich eines Constructionstheils eine Aenderung, und mit dieser mehr ökonomischen Verbesserung kam das fragliche Trägersystem bei der Großhesseloher Brücke zur Anwendung. Hatten nun an der Feststellung dieses Systems zwei engere Fachgenossen und an der Ausarbeitung der Constructionspläne ein hervorragender praktischer Mechaniker (L. Werder in Nürnberg) mitgewirkt, so konnte und wollte sich P. nicht als den eigentlichen Erfinder des nach ihm benannten und auf seinen Namen patentirten Brückensystems bezeichnen; wohl aber gebührt ihm allein die Ehre, die Erfindung dieses Brückensystems veranlaßt und geleitet und dann den Muth gehabt zu haben, dessen wissenschaftliche und praktische Bedeutung durch den Hesseloher Bau unwiderleglich zu erweisen.

In die Verwaltung des baierischen Staatsbauwesens war zwar gegenüber früheren schwankenden Zuständen durch drei an ihrer Spitze gestandene Männer wie G. v. Reichenbach, L. v. Klenze und F. v. Schierlinger eine feste Ordnung gebracht worden; doch empfand man es noch als einen Uebelstand, daß in derselben die Trennung zwischen dem Hochbaufache und dem Ingenieurwesen nicht ebenso durchgeführt war wie auf einem anderen Gebiete die Trennung der Justiz von der Verwaltung. Wesentlich dieser Mangel und die hieran sich knüpfende Forderung an die Baucandidaten, zwei verschiedene Anlagen fordernde Fächer wie Architektur und Ingenieurwissenschaft gleichzeitig zu studiren, veranlaßten

bald nach Pauli's Eintritt in die Oberste Baubehörde eine Reorganisation des Bauwesens, bei der es jedoch des Kostenpunktes wegen noch nicht möglich war, die Trennung des Ingenieurfachs vom Landbaufache ganz durchzuführen; sie geschah vorläufig blos bei der Obersten Baubehörde und den Kreisbaubehörden, die äußeren Bauämter behielten noch Vorstände, die für beide Fächer geprüft und ausgebildet waren. Demnach konnte auch der Unterricht an der in München bestehenden Bau- und Ingenieurschule noch nicht auf ein Fach beschränkt werden. Eine von P. herrührende Eigenthümlichkeit der Organisationsverordnung vom 13. November 1857 war es auch, daß die beiden Professoren des Ingenieurwesens (C. M. Bauernfeind) und der Hochbaukunst (G. Neureuther) an der genannten Bau- und Ingenieurschule unter Beibehaltung ihrer Lehrstühle als Bauräthe zur obersten Baubehörde versetzt, und soweit es ihr Lehrberuf nur immer gestattete, mit Referaten über die von ihnen vertretenen Fächer bedacht wurden. Vorzugsweise dem Einflusse dieser zwei jüngsten Collegialmitglieder war es zu danken, daß bei der Organisation der technischen Hochschule im J. 1867/68 für das Studium des Ingenieurfachs und der Architektur besondere Abtheilungen an derselben errichtet wurden, womit auch den Vorbedingungen der vier Jahre später vollständig durchgeführten Trennung des Hoch- und Tiefbaus vollständig Genüge geschah. Die königliche Verordnung vom 23. Januar 1872, welche diese Trennung aussprach, kam noch unter Pauli's Mitwirkung zu Stande, zu ihrer Durchführung hielt er sich aber, da er unterdessen siebenzig Jahre alt geworden war, nicht mehr für rüstig genug, und er bat deshalb, das drei Jahrfünfte hindurch mit höchster Einsicht und Gewissenhaftigkeit verwaltete Amt eines königlichen Oberbaudirectors niederlegen zu dürfen, was ihm auch unter den huldreichsten Ausdrücken der Anerkennung seiner ausgezeichneten Dienste am 3. Februar jenes Jahres gerne bewilligt wurde.

Noch elf Jahre eines friedlichen Lebensabends waren P. beschieden. Er verbrachte ihn frisch fast ausschließlich in seinem kleinen Landhause zu Leutstetten bei Starnberg. Obwohl sich ihm die Beschwerden des Alters wenig fühlbar machten, unterbrach er doch jedes Jahr die ländliche Stille und Zurückgezogenheit durch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Reichenhall oder Kissingen. Dorthin war er auch Mitte Mai 1883 gegangen. Nach den ersten Wochen eines anscheinend günstigen Kurgebrauchs überfiel ihn am 4. Juni eine Krankheit ohne bestimmten Charakter, und schon am 17. desselben Monats trat eine Schlundlähmung ein, welche den Genuß von Speise und Trank unmöglich machte und den Verfall der Sprache und Kräfte nach sich zog. Pauli's Bewußtsein aber blieb ungetrübt, bis er am 26. Juni, umgeben von seiner Familie, sanft entschlief. Nach seinem Willen ruht er auf dem Kirchhofe zu Kissingen, nicht weit vom Grabe des gelehrten Oberbergdirectors v. Flurl und gegenüber dem Standbilde der trauernden Germania, welche das Massengrab der am 10. Juli 1866 dortselbst in heißem Kampfe gefallenen deutschen Krieger schmückt.

Oberbaudirector v. Pauli, der in seiner äußeren stattlichen Erscheinung an englisches Wesen erinnerte, war ein eigenartiger scharf ausgeprägter Charakter. In Dingen des privaten Lebens wenig aus sich herausgehend, wurde er sehr mittheilsam in Bezug auf seine schaffende öffentliche Thätigkeit, zumal im Kreise junger Ingenieure. Als Vorgesetzter war er, der an sich selbst die größten Anforderungen des Fleißes und der Gewissenhaftigkeit stellte, immer strenge, mochte er als Rector über sittliche Fehler oder Unarten von Schülern, oder als Amtsvorstand über mangelnde Berufstreue oder Pflichtversäumniß von Beamten und Dienern zu urtheilen haben. Wer auf Mannestugend, Berufstüchtigkeit und Pflichttreue etwas hielt, mußte ihn hochachten; lieben aber konnte ihn nur, wer einen Blick in sein Innerstes gethan, dessen Mittelpunkt eine unzerstörbare, den

Geheimnissen des christlichen Glaubens zugewandte Zuversicht war. Auf diesem Herzensgrundgefühle ruhte seine ganze Persönlichkeit, wie sie sich in zwei glücklichen Ehen, im Familienleben, im amtlichen und gesellschaftlichen Verkehr offenbarte. Aus ihm erklärt sich die unerschütterliche Ruhe bei dem Tode seiner ersten Gattin und dreier erwachsener Kinder, darunter eines zu großen Hoffnungen berechtigten Sohnes, und hierauf läßt sich das willige Ertragen von Kränkungen, die auch ihm nicht erspart blieben, sowie seine unglaubliche Bedürfnißlosigkeit und Genügsamkeit, auch den erlaubten edleren Genüssen des Lebens gegenüber, zurückführen. Viele Worte waren seine Sache nicht, weder im Familien- und Berufsleben, noch in Freud und Leid: wo Blicke und Worte nicht genügten, waren seine Zurechtweisungen kurz, im Dienste auch manchmal scharf. Doch barg die ruhige und scheinbar kalte Außenseite ein warmes Herz, wie nicht blos seine Hinterbliebenen und zahlreichen Freunde, sondern auch seine ehemaligen Untergebenen und Viele, welche Zeugen seiner Opferwilligkeit waren, bestätigen. Seiner Natur hat es mehr zugesagt, greifbar zu gestalten, als beschreibend darzustellen: er hat daher außer den schon genannten Gutachten über schweizerische Eisenbahnangelegenheiten nur wenige Artikel für technische Zeitschriften, namentlich des Kunst- und Gewerbeblatts des polytechnischen Vereins für Baiern geschrieben. Dieser Verein, dem er ein halbes Jahrhundert lang und davon zwei Jahrzehnte als Ausschußmitglied angehörte, ehrte ihn mit seiner großen goldenen Vereinsmedaille, sowie ihm zwei Könige von Baiern, der Kaiser von Oesterreich und die Könige von Preußen, Sachsen und Würtemberg für die ihren Regierungen erwiesenen Dienste durch Verleihung hoher Orden ihre Anerkennung kundgaben. Hat es sonach dem Oberbaudirector v. P. in einem langen Leben an wohlverdienter Anerkennung nicht gefehlt, so bleibt ihm auch nach seinem Tode ein treues Andenken seiner Hinterbliebenen und Freunde gesichert, und sein Name, den keine Geschichte der Entwicklung der Eisenbahnen übergehen kann, sowie seine im neuen Münchener Bahnhofe neben James Watt, George Stephenson und Karl August Steinheil verkörperte Persönlichkeit ermahnen die Laien zu Dank und Hochachtung, die Jünger des Ingenieurfachs aber zu ausdauernder und gründlicher Arbeit, die zur inneren Befriedigung meist auch lohnenden äußeren Erfolg gewährt.

Vergl. C. v. Bauernfeind's Gedächtnißrede auf Friedrich August v. Pauli, München 1884. — Dann die Eisenbahnzeitung von Etzel und Klein, Jahrgänge 1850 und 1851, ferner in der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure vom Jahre 1865 den Artikel von Gerber über die Berechnung der Brückenträger nach Pauli's System, und endlich die Zeitschrift für Baukunde, Band VII. Bauernfeind.

Pauli: Georg P., geboren am 7. Februar 1656 zu Danzig, Sohn des reformirten Pastors Adrian P., empfing die in seiner Vaterstadt herkömmliche Vorbildung und schloß den Lerncursus an dem Particulare 1605 mit einer „Oratio de annis climacteriis“. Nachdem er auf mehreren Universitäten studirt hatte, begab er sich schließlich nach Heidelberg. Hier gab er 1607 Keckermann's „Praecognit. philos. lib. II.“ und „Systema ethic.“ heraus, und erlangte 1608 den höchsten Grad der philosophischen Facultät, sowie die damals vacante Professur der Mathematik. 1612 wandte er sich nach Basel und dem Studium der Theologie zu, in der er auch im November genannten Jahres den Doctorgrad erwarb. 1613 folgte er dem von seiner Vaterstadt an ihn ergangenen Ruf, die Professur der Ethik und Politik an dem dortigen Gymnasium zu versehen, und hat dieselbe bis zu seinem Tode bekleidet, daneben aber auch das Amt eines Geistlichen für die reformirte Gemeinde. Auch theologische Vorlesungen sind von ihm gehalten worden. Am 12. December 1650 ist er gestorben. Nur

eine kleine Zahl von Schriften, darunter drei Predigten, sind von ihm veröffentlicht worden.

Andreae Charitii Commentatio historico-litteraria de veris eruditis Gedani ortis (Witt. Sax. 1715. p. 119). — Christ. Friedr. Charitii Spicilegii ad D. Andreae Charitii commentationem hist.-litt. de viris erud. Ged. ortis pars prior (Ged. 1729). p. 42. — Ephr. Praetorii Athenae Gedanenses (Lips. 1713). p. 60, 61. A. Bertling.

Pauli: Georg Jacob P. wurde als jüngster Sohn von Hermann Reinhold P. (vgl. u. S. 260) am 24. Juli 1722 zu Braunschweig geboren, besuchte das reformirte Gymnasium illustre in Halle a. d. S. und vom Jahre 1737 an die Universität ebenda. Im J. 1745 ward er unter die königlichen Candidatos alumnos in Berlin aufgenommen, um aber seinem alten Vater hilfreich zur Seite stehen zu können, nahm er den im October 1746 an ihn ergehenden Ruf zum Rector des genannten Gymnasiums in Halle an. Etwa ein Jahr nach dem Tode seines Vaters folgte er einem Rufe als Prediger auf der Friedrichstadt in Berlin (1751) in welcher Stellung er vierzehn Jahre verblieb. Dann ging er im J. 1765 nach Halberstadt als Hofprediger und Consistorialrath; 1775 wurde er als erster Domprediger und Inspector der reformirten Gemeinden des Saalkreises wieder nach Halle berufen, wo er am 23. Februar 1795 starb. Er war ein sehr fleißiger und außerordentlich beliebter Prediger, aber in seiner theologischen Stellung völlig ein Kind seiner Zeit, ein um Entfernung „alles Mystischen“ eifrig bemühter Rationalist. In diesem Sinne arbeitete er auch in Verbindung mit Joh. Karl Pischon, seinem derzeitigen Collegen in Halle, das reformirte hallesche Domgesangbuch aus, dessen Einführung an dem Tage stattfand, an welchem Pischon ihm die Gedächtnißpredigt hielt, am 8. März 1795. Die Verbesserung des Gesangbuches rühmte der Redner dabei als die eigentliche Amtsthat des Verstorbenen. Das Gesangbuch enthält mehrere eigene Lieder Pauli's, die meistentheils mit Recht vergessen sind; unter ihnen ist das Abendmahlslied: „Kommt und eßt das Brot des Bundes, kommt und trinkt von meinem Wein“, welches schon im J. 1777 in einem Anhange zu dem vorigen Gesangbuche gedruckt war, wol das beste; es hat auch noch u. a. in dem Berliner Gesangbuch von 1829 Aufnahme gefunden. Die ältern Kirchenlieder überarbeitete P. so stark, daß sie theilweise gar nicht oder nur am Versmaße wiederzuerkennen sind.

Dreyhaupt, Chronik des Saalkreises II, S. 688 f. — Evangelisch-reformirte Kirchenzeitung, Jahrgang 1863, S. 103 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., 6. Bd., S. 497 f.

l. u.

Pauli: Mag. Hinrich P., gewöhnlich Arsenius genannt, gebürtig aus (nicht: aus der Nähe von) Arssen in Westfalen, † kurz vor dem 17. November 1575. Er wurde im Winter 1534 als Bruder des Fraterklosters oder Klosters der Brüder vom gemeinen Leben in Rostock immatriculirt, 1539 magister artium, 1551 ist er als Senior des Klosters genannt, 1557—59 war er dessen letzter Rector. Er blieb stets katholisch, wurde aber seiner guten Wirksamkeit wegen und weil das Kloster seiner Druckerei und seiner deutschen Schule wegen beliebt war, vom Rathe der Stadt geschützt, ja gefördert; selbst von den eifrigen Theologen wurde er in seiner reinen Menschlichkeit, Milde und, bei aller Festigkeit in seinem Glauben, doch völliger Streitlosigkeit anerkannt. In den bösesten Zeiten der Verwaisung der Universität haben er und Andreas Eggerdes das Ihrige gethan, sie hochzuhalten. Er war nach Eingang des Klosters Regens des akademischen Paedagogii Coeli porta, das in die Klosterräume gewiesen war,

beliebt bei der Jugend, hochgeehrt bei den Professoren der nach 1563 wieder blühenden Universität. Als 1563 der berühmte Posselius die Regentie übernahm, wurde bestimmt, daß der alte verdiente Arsenius nicht verdrängt, sondern neben ihm bleiben solle. Sein Hauptstudium waren die griechischen Kirchenväter, und noch 1571 erbot er sich, und empfahl Posselius ihn, zu einer griechischen Vorlesung. Nach einer Notiz scheint ihm auch die Kunst, gebrannte Wasser zu fertigen, bekannt gewesen zu sein.

Die Quellen in Lisch, Jahrb. 4, S. 22 ff.; die älteren besonders gesammelt in „Etwas von Gelehrten Rostockschen Sachen“ 3, S. 439 f.

Krause.

Pauli: Hermann Reinhold P. wurde am 28. Februar 1682 als Sohn des Professors der Theologie Reinhold P. in Marburg geboren. Seine Vorfahren väterlicherseits waren in mehreren Generationen Geistliche in Danzig gewesen. Er verlor seinen Vater sehr früh. Nachdem er die Schulen in Marburg besucht, begann er ebenda im J. 1696 das Studium der Theologie, ging dann mit seinem älteren Bruder auf das akademische Gymnasium in Bremen und setzte hernach von 1701 an das Studium in Marburg fort. Kaum 20 Jahre alt ward er im J. 1702 Hofprediger der verwittweten Fürstin von Nassau-Schaumburg. Im J. 1705 kam er als erster reformirter Prediger an die Bartholomäikirche in Braunschweig, wo der Herzog Anton Ulrich den Reformirten freie Religionsübung gestattet hatte. Um seiner kleinen Gemeinde die kirchlichen Lasten zu erleichtern, unternahm er im October 1705 eine Collectenreise nach Holland, auf der er auch die Bekanntschaft der bedeutendsten dortigen reformirten Theologen machte. Im J. 1724 ging er als Prediger nach Frankenthal in der Pfalz; da seine Mutter von hier gebürtig war — sie war eine Tochter des Predigers Daniel Tossan und war im J. 1697 gestorben —, glaubte er, diese Berufung in weit ungünstigere Verhältnisse nicht abweisen zu dürfen. Da seine Wirksamkeit hier eine wenig erfolgreiche war, folgte er gern im J. 1728 einem Rufe nach Halle a. d. S. Hier wurde er zunächst zweiter Domprediger und Professor am reformirten Gymnasium illustre, hernach im J. 1734 erster Domprediger und Consistorialrath, später auch Inspector des Domgymnasiums u. s. f. Er starb am 5. August 1750, nachdem er mehrfach vorher schwere Krankheiten durchgemacht hatte. — P. ist Dichter des Liedes: „Lobe, lobe meine Seele, den der heißt Herr Zebaoth“, welches Freylinghausen in den 2. Theil seines Gesangbuches (nicht ganz unverändert) aufnahm und welches von hier aus in mehrere Gesangbücher, namentlich in Magdeburg und Umgegend, Aufnahme gefunden hat. Außerdem ist er Verfasser einer Reihe theologischer Abhandlungen; auch hat er Predigten drucken lassen.

Dreyhaupt, Chronik des Saalkreises II, S. 688. — Rotermund zum Jöcher V, S. 1694. — Meusel, Lexicon X, S. 296. — Evangelisch-reformirte Kirchenzeitung 1863, S. 33 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., 6. Bd., S. 77 ff. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 37.

l. u.

Pauli: Joachim P., ein ausgezeichneter Dichter geistlicher Lieder, wird im J. 1656 unter den Primanern des Gymnasiums zum grauen Kloster zu Berlin genannt, welche den Geburtstag des Conrectors Michael Schirmer feiern. Er bezeichnet sich selbst als aus Wilsnack in der Mark, doch findet sich sein Name angeblich nicht in den vom J. 1632 an vorhandenen Taufregistern dieses Städtchens. P. verfertigte als Primaner und hernach als Student der Theologie — er studirte wahrscheinlich in Frankfurt a. d. O. — lateinische und deutsche Gelegenheitsgedichte, von denen eine Anzahl noch vorhanden sind, so

z. B. ein Trostlied auf den Tod eines Sohnes von Paulus Gerhardt († im October 1665). Da er sich unter diesem Liede noch SS. theol. Stud. nennt, so hat er damals (im J. 1665) noch keine Anstellung gehabt. Er lebte nach Beendigung seiner Studien in Berlin; eine Zeitlang war er Hauslehrer in der v. Platen'schen Familie. Am 25. Februar 1674 verheirathete er sich in Berlin mit Maria Fehrenholz; in Gedichten, die zur Verherrlichung dieser Feier gedruckt sind, wird er als Candidat bezeichnet. Es ist dieses, soviel uns bekannt, das letzte sichere Datum aus seinem Leben; worauf sich die Angabe, die sich hie und da findet, er sei Prediger in der Nähe von Berlin gewesen, gründet, vermögen wir nicht zu sagen. Als Mitglied der „Fruchtbringenden teutschen Gesellschaft" hieß er „der Treffliche". Sein Todesjahr ist so wenig bekannt, wie sein Geburtsjahr. P. gab „Vier geistliche Lieder" heraus, „dem lobwürdigen Gott zu Ehren und dessen Liebhabern zum besten abgefaßt von Joachimo Pauli"; sie erschienen ohne Angabe von Ort und Jahr; da aber am Schlusse des kleinen Heftchens ein Gedicht von Paulus Gerhardt „auf die vier gegenwärtigen geist- und andachtreichen Gesänge" sich befindet, welches von Gerhardt als Prediger zu St. Nicolai in Berlin unterzeichnet ist, so muß diese Sammlung vor 1666 erschienen sein. Im J. 1664 erschien bei Christoph Runge in Berlin „ΑΤΩ, Vorgeschmack der traurigen und fröhlichen Ewigkeit u. s. f."; auch diesem Büchlein ist als Anhang ein Gedicht Gerhardt's hinzugefügt. In diesem letztgenannten Buche ist zum ersten Male Pauli's Lied: „Zion, gieb dich nur zufrieden, Gott ist noch bei dir darin", gedruckt, das nachher eine weite Verbreitung fand. Andere Lieder Pauli's sind zuerst in den bei Runge erschienenen Ausgaben der „Praxis pietatis melica" 1664, 1666 und 1672 gedruckt, wie Bachmann (vgl. unten) nachgewiesen hat; so sein bekanntes Weihnachtslied: „O Jesu Christe, Gottes Sohn, wie kommst du doch zu mir" in der Ausgabe von 1672. Schon seine Zeitgenossen haben Pauli's schöne Gaben und frommen Sinn gelobt; seine Lieder erinnern nicht selten an diejenigen Gerhardt's, mit dem er nicht nur bekannt, sondern auch befreundet gewesen zu sein scheint.

Rambach, Anthologie III, S. 351 ff. — Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben 1855, S. 46. — J. F. Bachmann, M. Michael Schirmer, Berlin 1859, S. 232 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f, 3. Aufl., Bd. 3, S. 342 ff. — Bode, Quellennachweis, S. 126. — Ueber die angeführten Lieder Gerhardt's vgl. Bachmann, Paulus Gerhardt's geistliche Lieder, Berlin 1866 (1876), S. 309 f.

l. u.

Pauli: Johannes P. Um das Jahr 1455 von jüdischen Eltern geboren (was indessen neuerdings bestritten wird), trat er früh zum Christenthum über, wurde in Straßburg Magister, dann Mitglied des Franciscanerordens und predigte schon 1479 in dem Kloster seines Ordens zu Thann im Elsaß. Im J. 1499 wurde er als ausgezeichneter Prediger zu dem von Franz Sabarra nach Oppenheim berufenen Convent entsandt. Von 1506—1510 war er Guardian des Barfüßerklosters in Straßburg, wo er die Predigten Geilers von Kaisersberg hörte, die er aufzeichnete und in den folgenden Jahren ausarbeitete. Die erste Sammlung derselben gab er als Lesemeister zu Schlettstadt 1515 unter dem Titel „Evangelibuch" heraus, der im folgenden Jahre eine andere, die „Emeis", und 1517 eine dritte, die „Brösamlin" folgte. Auch zu Villingen im Schwarzwalde war er kurze Zeit lang Lesemeister; 1518 versah er dasselbe Amt wieder in dem Kloster seines Ordens zu Thann, wo er 1519 die Schwanksammlung „Schimpf und Ernst" vollendete, 1520 die bisher nur in lateinischer Uebersetzung von Jac. Other bekannten Predigten über Sebastian Brant's

Narrenschiff ins Deutsche zurückübersetzte und bis zu seinem nach 1530 erfolgten Tode verblieb. Ohne die Verdienste Pauli's um die Fixirung der Geilerschen Predigten schmälern zu wollen, muß doch ausgesprochen werden, daß der Schwerpunkt seiner Bedeutung in der Zusammenstellung des bereits erwähnten Schwankbuches „Schimpf und Ernst“ liegt, welches, in zahllosen Auflagen, Bearbeitungen und Nachahmungen verbreitet, einen sehr erheblichen Einfluß sowohl auf die allgemeine Bildung wie auf die Dichtung des XVI. Jahrhunderts ausgeübt hat.

C. Veith, Ueber den Barfüßer Johannes Pauli, Wien 1839. — J. M. Lappenberg, Ulenspiegel, Leipzig 1854. — J. Pauli, Schimpf und Ernst, herausgegeben von H. Oesterley, Stuttgart 1866 (Liter. Verein). — Betreffend die neuerdings bestrittene jüdische Herkunft Pauli's zu vgl. K. Eubel, O. S. F., Geschichte der oberdeutschen Minoriten-Provinz. Würzburg 1886.

H. Oesterley.

Pauli: Karl Friedrich P., s. am Schlusse dieses Bandes.

Pauli: Karl Wilhelm P., geb. am 18. Dec. 1792 zu Lübeck, † daselbst am 18. März 1879, stammte aus einer Familie, die zu Altena in Westfalen ansässig, seit Anfang des 18. Jahrhunderts nach Lübeck übergesiedelt war. Mehr als der durch seine Reisen und Geschäfte in Anspruch genommene Vater Adrian Wilhelm P., der Kaufmann in Lübeck war, übte die Mutter Einfluß auf die Entwicklung des Sohnes aus. Magdalena Poel, aus einer ursprünglich holländischen Familie, die durch drei Generationen in Rußland gelebt und dort erhebliches Vermögen erworben hatte, war die Schwester Peter Poels, der sich seit 1789 in Altona niedergelassen und die Herausgabe des Altonaer Mercurs übernommen hatte. Durch litterarische und verwandtschaftliche Beziehungen des Bruders war auch die Schwester mit den geistig hervorragendsten Kreisen der Hamburger Gesellschaft, den Büsch, Reimarus, Sieveking, Voghet vertraut geworden, und als die Eltern eine Zeitlang in Altona ihren Wohnsitz nahmen, trat frühzeitig eine Reihe bedeutender Menschen in den Gesichtskreis des jungen P. Den ersten Unterricht genoß er in der Pension des Abbé Guiot zu Altona, später besuchte er die Prima des dortigen Gymnasiums, das er mit dem zu Bückeburg vertauschte, als die Familie 1808 dahin übersiedelte. Ostern 1811 verließ er die Schule, um in Tübingen Jurisprudenz zu studieren, nachdem er sich zuvor über die Wahl dieses Berufs guten Rath bei Karl Sieveking, der damals als Privatsecretär des Grafen Reinhard in Cassel fungirte, geholt hatte. Die beiden in Tübingen verlebten Jahre bildeten den Glanzpunkt seiner Jugend. Tübingen nannte er seine geistige Heimath und im späteren Lebensalter hat er wohl daran gedacht, sich dorthin zurückzuziehen. So eifrig er auch seinen Berufsstudien obgelegen hatte, was ihm Tübingen für immer werth machte, war die Erinnerung an die Genossen, mit denen er ein von Poesie, Liebe und Freundschaft bewegtes Leben geführt hatte. Vorzugsweise waren es Süddeutsche, vor allem Gustav Schwab, in dessen elterlichem Hause er ein gern gesehener Gast war, der Jurist A. Köstlin, der Theologe Osiander, August Pauly, August Mayer, der eine früh durch Krankheit hinweggerafft, „entrückt der andere unter Eis und Erz“, wie Gustav Schwab dem im Feldzuge des Winters 1812 umgekommenen Freunde nachsang, bildeten einen Kreis, dem Uhland, Karl Mayer, der Bruder Augusts, und andere Aeltere noch nahe standen. Als P. Ostern 1813 nach Bückeburg zu Fuß heimkehrte, war er entschlossen, mit den Waffen in der Hand die vaterländische Gesinnung zu bethätigen, welche eine hochgemuthe Jugend auch in den rheinbündischen Staaten gehegt und gepflegt hatte. Ein Empfehlungsschreiben der Gräfin Wilhelmine von Schaumburg-Lippe an den Grafen Walmoden-Gimborn, der an der Elbe commandirte, verschaffte ihm zwar Aufnahme in das Corps erst als Sergeant, nachher als Officier, aber die

Thätigkeit blieb eine sehr unbefriedigende. Anstatt ruhmvoller Kämpfe wurde ihm nichts zu Theil als müssiges Umherziehen in den mecklenburgischen Tannenwüsten und eine dreimonatliche Belagerung der Festung Glückstadt. Im Frühjahr 1814 heimgekehrt, beschäftigte er sich mit mancherlei poetischen und litterarischen Plänen; ein in dieser Zeit verfaßtes Gedicht: „das Lied vom alten Helden" nahm Görres in den Rheinischen Merkur auf, von wo es irrthümlich als von Max von Schenkendorf herrührend in dessen sämmtliche Gedichte (erste Ausg., Berlin 1837, S 271) übergegangen ist. Im Herbst 1814 nahm P. seine Studien wieder auf und wurde am 23. October 1814 in Göttingen immatriculirt, wo er bis zu seiner Promotion verweilte. Auch diese Zeit verlebte er im Umgange mit ausgezeichneten jungen Männern, wie Bethmann-Hollweg, Bodelschwingh, Hassenpflug, A. v. Haxthausen, Christ. Aug. Brandis. Er hat wohl diese Zeit als rein praktische der in Tübingen verlebten gegenüber gestellt; aber sie ist doch nicht blos in ein gründliches Studium des Jus aufgegangen. Er spielte fleißig Violine, unterhielt gesellschaftliche Beziehungen zu Heise, dem Hause der Frau von Rodde geb. Schlözer, vertiefte sich in die in Aufnahme kommenden und in Göttingen durch Benecke so ausgezeichnet vertretenen altdeutschen Studien und verfolgte die Politik mit regstem Interesse, wenn auch bald mit steigendem Unwillen über die Enttäuschungen der Zeit. Am 18. October 1815 litt es ihn nicht in den engen Mauern Göttingens; das Nibelungenlied in der Tasche, wanderte er nach Eisenach, um in der Stadt die Russen und bei dem Freudenfeuer auf der Höhe Landsleute zu finden, die im scharfen Ostwind froren und „ein freies Leben führen wir" sangen. So haushälterisch er mit seiner Zeit umgehen mußte, die Lectüre der Schrift des Staatsraths von Dabelow über die Bedeutung des Art. 13 der Bundesacte erregte ihn dermaßen, daß er an den in Göttingen weilenden Verfasser einen derben, bald allgemein verbreiteten Brief richtete und damit eine Reihe studentischer Demonstrationen einleitete, wofür er noch in den letzten Wochen seiner Studentenzeit mit der Waffe in der Hand einzustehen hatte. Nachdem er am 9. März 1816 das Examen bestanden hatte und am 13. April promovirt worden war, begab sich P. nach Lübeck, um sich als Rechtsanwalt niederzulassen, wohl zugleich in der Hoffnung, in den öffentlichen Aemtern Verwendung zu finden, zu denen den Reformirten in Lübeck erst die Bundesacte Zugang verschafft hatte. Die Advocatenthätigkeit sagte P. auf die Dauer wenig zu, und so nahm er mit Freuden den Antrag des Senats an, Secretär des mit dem 13. November 1820 ins Leben tretenden gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichts der vier freien Städte zu werden. Diese Stelle hat er bis 1843 bekleidet. Er kam dadurch in die nächsten dienstlichen Beziehungen zu so ausgezeichneten Männern wie dem Präsidenten Heise, den Räthen Hach und Cropp, nahm an allen Berathungen eines so hervorragenden Collegiums, wie dies Gericht war, Theil und hatte doch genug freie Zeit übrig, um sich der fruchtbarsten litterarischen Thätigkeit zu widmen. Die früheste juristische Arbeit Pauli's, die an die Oeffentlichkeit getreten ist, behandelte ein processualisches Thema, das Princip der sog. sententiae duae conformes. Obschon einer praktischen Frage des Hamburgischen Rechts geltend, war die Untersuchung doch von so allgemein wissenschaftlichen Gesichtspunkten geführt, daß ihr Heise und Cropp in ihrer classischen Sammlung juristischer Abhandlungen (Bd. II, 1830, S. 183 ff.) einen Platz einräumten. Erst nach weitern zehn Jahren wurden die Arbeiten Pauli's bekannt, die ihm seine eigenthümliche Stellung in der rechtswissenschaftlichen Litteratur verschaffen sollten. Die Wiedergeburt des Vaterlandes hatte den Sinn für ein deutsches Leben und Streben erweckt und das Fehlschlagen der patriotischen Hoffnungen diesen Sinn nur noch verstärkt und mehr nach Innen gerichtet. Wo hätte er bessere Nah-

rung finden können, als in dem altehrwürdigen Lübeck mit seinem reichen Schatz historischer und künstlerischer Erinnerungen? P., der seit seiner Uebersiedelung sich mit der Geschichte und dem Recht der Vaterstadt eifrig zu beschäftigen begonnen, stand auch nicht allein mit solchen Studien. Die patriotische Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit, zu Ende des vorigen Jahrhunderts begründet und Mitglieder aller Stände umfassend, nahm sich auch dieser Bestrebungen an, und schon früh hielt ihr P., 1817 zu ihrem Secretär erwählt, Vorträge aus der heimathlichen Geschichte. Mitglieder des Oberappellationsgerichts wie der städtischen Behörden erforschten und sammelten die Denkmäler der lübischen Geschichte und des lübischen Rechts und wurden durch manch schönen Fund belohnt. Keiner der geringsten war der, welcher P. gelang. Die alten Ober- und Nieder-Stadtbücher Lübecks, vom Ende des 13. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart reichend und Urkunden über die ganze Fülle verschiedenartigster Rechtsgeschäfte, welche vor den städtischen Behörden vorgenommen waren, enthaltend, waren seit längerer Zeit verschwunden. Im J. 1834 fand P. sie nicht nur wieder auf, er verstand auch die Kunst, diesen todten Zeugen wieder zum Leben zu verhelfen, die Rechtssätze, deren Existenz oder deren Anwendung sie erschlossen, mit denen der Gesetzbücher in Verbindung zu bringen und alle Seiten des geschichtlichen Lebens zu ihrer Erklärung heranzuziehen. Das Resultat dieser Studien liegt in den beiden Hauptwerken Pauli's vor, die auf gleichem Boden erwachsen, nach gleicher Methode gearbeitet, doch in ihrer äußeren Erscheinung sehr verschieden sind. Das eine: „Abhandlungen aus dem lübischen Recht“ betitelt, umfaßt vier Theile, deren erster 1837, die folgenden 1840 und 1841, der letzte nach langer Unterbrechung 1865 erschien. Sie stellen Institute des Privatrechts: das Recht der Erbgüter, die ehelichen Erbrechte, das Erbrecht der Blutsfreunde und die Testamente, die sog. Wieboldsrenten oder Rentenkäufe in ihrer ganzen historischen Entwicklung und systematischen Entfaltung dar und stützen sich insbesondere auf das ungedruckte Material der Stadtbücher, das sie in reichen Mittheilungen dem Leser zur Nachprüfung vorlegen, denn, wie der Verfasser im Vorwort erklärt, „mir ist die Wahrheit lieber als meine Vorstellung von derselben“. Er ist ebenso entfernt von einer isolirten Betrachtung des Lübischen Rechts wie von einer unklaren Vermischung desselben mit fremden Rechtsquellen. Er hat einen scharfen Blick für das Echte und Unechte, das Alte und das Neue, die Regel und die Ausnahme, das Ursprüngliche und das aus der Fremde Aufgepfropfte. Es genügt ihm aber nicht an der theoretischen Erkenntniß der verschiedenwerthigen Bestandtheile des geltenden Rechts; seine Arbeiten verfolgen nicht blos neben, sondern in ihrer historischen Untersuchung einen praktischen Zweck, den einer Reform jener Rechtsinstitute in dem Sinne einer Beseitigung der schädlichen Einflüsse, welche die romanistische Revision des 16. Jahrhunderts ausgeübt hat. Ist dieses Ziel auch nicht erreicht worden, so hat P. doch die Genugthuung erlebt, daß seine Untersuchungen weit über die Grenzen eines particularen Rechts hinaus Ansehen gewonnen haben. Wem es um gründliche und quellenmäßige Erörterung deutscher Rechtssätze und Institute zu historischen oder praktischen Zwecken zu thun ist, der wird zu Pauli's Abhandlungen greifen. Sind diese ein Muster rechtshistorischer Untersuchung, so sind die „Lübeckischen Zustände“ Vorbilder volksthümlicher Behandlung eines gelehrten Themas. Ihr erster Theil erschien 1847 und gab Darstellungen des städtischen Lebens zu Anfang des 14. Jahrhunderts in einfachster und doch aus der reichsten Kenntniß des Gegenstandes geschöpfter Form. Aus Vorträgen hervorgegangen, die P. in den Jahren 1838—46 vor der patriotischen Gesellschaft gehalten hat, befleißigen sie sich der größten Anschaulichkeit und Klarheit und erfüllen den Wunsch ihres Verfassers, dem Laien faßlich zu sein, ohne dem Ge-

lehrten langweilig zu werden. Der zweite erst 1872 erschienene Theil der Zustände steht nur insoweit auf der Höhe des ersten, als er fest geschlossene, dem heimischen Boden entnommene Gegenstände behandelt; der dritte Theil aus dem Jahre 1878 hat nur den Namen mit den beiden ersten gemein, denn er hält nicht mehr an der Vortragsform fest, noch giebt er Bilder vergangener Zustände oder Ereignisse, sondern reiht eine Anzahl rechtshistorischer Anmerkungen auf den Faden der Artikelfolge der revidirten lübischen Statuten. Mit einem werthvollen, den Stadtbüchern entnommenen Urkundenbuche ist auch dieser Theil gleich seinen beiden Vorgängern ausgestattet. Im J. 1843 trat P. als Rath in das Oberappellationsgericht ein; schon lange hatte ihn der Präsident Heise sich zum Collegen gewünscht, aber das unter den freien Städten wechselnde Wahlrecht bot nicht früher die Gelegenheit, als bis in jenem Jahre Bluhme ausschied, um eine Professur in Bonn zu übernehmen, und Lübeck die vacante Stelle zu besetzen hatte. Die gesteigerten Anforderungen des Amtes an seine Zeit ließen P. seitdem nicht mehr zu größern Arbeiten kommen; der 4. Band der Abhandlungen war schon lange vor seinem Erscheinen bearbeitet. Doch hat P. die Ferien noch den gewohnten Studien zugewandt, sich an der Herausgabe des Urkundenbuches der Stadt Lübeck wie an der 1855 begründeten Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde betheiligt und zu letzterer eine Reihe sehr werthvoller Beiträge, wie die Mittheilungen aus dem ältesten Wettebuch (Bd. I.) und die aus dem Tagebuche des Bürgermeisters Henrich Brokes († 1623) geliefert. Man würde einen Mann wie P. sehr unvollständig kennen, wenn man ihn blos nach seiner gelehrten und amtlichen Thätigkeit würdigte. War er auch von Jugend auf von einem lebhaft religiösen Sinne erfüllt, so haben doch erst die Freiheitskriege und die sich ihnen anschließende geistige Bewegung die christliche Gesinnung in ihm erweckt, in der er das Glück seines Lebens fand. Die Beziehungen zu seinen schwäbischen Freunden waren durch einen religiösen Grundzug beherrscht, der Kampf des Jahres 1813 erschien ihm unter dem Vorbilde des Christenthums, der religio morte victrix. Die Bekanntschaft, die er in Göttingen mit den Brüdern Sack machte, die Briefe seines Freundes Ernst Osiander, seines geistlichen Vaters, wie er ihn wol nannte, die Lectüre des Buches von der deutschen Theologie brachten ihn nicht nur in Gegensatz zu dem herrschenden Rationalismus, sondern führten ihn dem Pietismus zu, ohne daß er an dessen krankhafter Ausartung je Gefallen gefunden hätte. Der Pastor der reformirten Gemeinde zu Lübeck, Johannes Geibel, war ein hervorragender Vertreter der gleichen Richtung; an ihn schloß sich P. enge an und lieh der Sache seines Sohnes Karl Geibel, als er 1832 auf Andringen einer von Professor Petri geführten rationalistischen Bewegung durch den Herzog seines Amtes in Braunschweig entsetzt wurde, seine Feder. Alsbald nach seiner Verheirathung im J. 1822 wurde P. Vorsteher der reformirten Kirche und war lange mit Wort und Schrift in diesem Amte thätig. Er übernahm 1832 die Redaction des neuen Gesangbuches der Gemeinde, wobei er den Grundsatz möglichster, jedoch nicht unbedingter Conservirung der alten Kirchenlieder befolgte. Hymnologische Arbeiten haben ihn stets interessirt. Als 1840 der Entwurf eines lutherischen Gesangbuches für Lübeck veröffentlicht wurde, schrieb er eine ausführliche Beurtheilung desselben und noch in seinen letzten Lebensjahren eine „Geschichte der Lübeckischen Gesangbücher und Beurtheilung des gegenwärtigen“ (1875). In dem von Geibel 1814 begründeten Bibelverein wie in dem durch Bürgermeister Overbeck ins Leben gerufenen Missionsverein wirkte er eifrig mit. Als aber der letztere beschloß, seine Gaben nicht wie bisher dem Baseler Missionsinstitut, sondern daneben auch der evangelisch-lutherischen Leipziger Missionsgesellschaft zuzuwenden, schied er aus, weil er unter den Heiden

nur eine evangelische, nicht eine lutherische und eine reformirte Kirche gepflegt sehen wollte. Die Kirche ging ihm stets über die Confessionen. In den religiösen Tagesfragen ergriff er wiederholt das Wort, bald in selbständigen kleinen Schriften, bald in Aufsätzen kirchlicher Zeitschriften. Die Neue Evangelische Kirchenzeitung entsprach seinem Standpunkte, während er ein entschiedener Gegner der exclusiven Richtung Hengstenbergs war und in der Bekämpfung der reformirten Kirche durch die lutherische die widerwärtigste aller Erscheinungen erblickte. Er hielt nichts von dem confessionellen Dogmatismus; ihm war die Religion Sache des Herzens, nicht der Demonstration. — Im April 1869 traf ihn ein Schlaganfall. Nach einigen Jahren erholte er sich soweit, daß er seine historischen und hymnologischen Studien wieder aufnehmen konnte. Der zweite und dritte Theil der Lübeckischen Zustände, die Abhandlung: „Lübecks Mangeld und Kaperwesen" (Lübeck 1875), die angeführte Arbeit über die Lüb. Gesangbücher und der Aufsatz über den Lübecker Peter Heyling, der im 17. Jahrhundert als Missionar in Abessinien wirkte (Warneck's Allgem. Missionszeitschrift, Mai 1876), erschienen in dieser Zeit. Seiner richterlichen Thätigkeit vermochte er seit jenem Krankheitsanfalle sich nicht mehr zu widmen und erhielt im J. 1876 seine Entlassung in den ehrendsten Formen. Am 16. März 1879 traf ihn der Schlag aufs neue und führte am 18. März seinen Tod herbei.

G. Poel, C. W. Pauli, ein Lebensbild (Zeitschr. für Lüb. Gesch. IV, 1881). — F. Frensdorff, Pauli's juristisch-litterarische Thätigkeit (das.). — Neue Evang. Kirchenztg. XXI, Nr. 17. — v. Bippen, Heise, S. 175, 227, 239, 312 ff. — Klüpfel, G. Schwab S. 31, 36 ff. — Goedeke, Grundriß III, S. 230 N. 627. F. Frensdorff.

Pauli: Ludwig Ferdinand P., Schauspieler, geb. am 30. Juni 1793 in Berlin, † am 28. November 1841 in Dresden. Zu den vielgenannten, oft lange Zeit hinaus populär bleibenden Namen gehört der Name Pauli's nicht, aber wo er dem Kundigen genannt wird, verbindet sich damit der Begriff großer Tüchtigkeit und jener freudigen Ehrlichkeit gegenüber dem Beruf, die in neuerer Zeit seltener wird. Pauli's Vater war Buchdrucker und er bestimmte den Sohn zur Erlernung dieses Gewerbes. Nach vollendeter Lehrzeit in der Decker'schen Hofbuchdruckerei und nachdem er einige Zeit als Gehülfe seines Vaters thätig gewesen, kam Pauli 1812 nach Magdeburg in die Pansa'sche Druckerei. Schon in Berlin, wo damals am Hoftheater hervorragende Künstler unter Iffland's Direction wirkten, war die Neigung für das Theater in ihm erwacht, sie wuchs in den neuen freien Verhältnissen, in die er jetzt eingetreten war und durch Vermittlung des ihm nachmals sehr befreundeten Schauspielers Weiß erhielt er Zutritt zur Bühne. Sein erstes Auftreten fand am 22. November 1812 in einer Nebenrolle des Schauspiels „Der Sonnenwirth" statt. Die rasche Entwicklung seiner künstlerischen Begabung wurde 1815 unterbrochen, in welchem Jahre P. als Freiwilliger des zweiten Magdeburger Jägerdetachements mit ins Feld zog. Nach seiner Rückkehr im folgenden Jahre sah er sich genöthigt, zunächst wieder als Schriftsetzer thätig zu sein, allein bald erhielt er durch Empfehlung von Weiß eine neue Anstellung am Magdeburger Theater. Die Neigung zu der Schauspielerin Karoline Auguste Tilly, welche 1817 in Magdeburg engagirt wurde, 1818 aber einem Rufe an das Dresdener Hoftheater folgte, wurde die Ursache, daß auch P. sich nach Dresden wandte. Er gastirte dort an der königl. Bühne im Januar 1819 und trat bereits am 4. März d. J. in den Mitgliederverband dieses Instituts ein, dem er bis zu seinem Tode als eines der geachtetsten und beliebtesten Mitglieder angehörte. Vom 18. December 1824 bis 31. December 1825 führte er gemeinschaftlich mit Friedrich Burmeister auch die Geschäfte der Regie, die er vom 1. Januar 1829 bis 31. December 1832

allein versah. Am 22. November 1837 beging er, gefeiert und ausgezeichnet, sein 25jähriges Künstlerjubiläum. Leider stellten sich schon einige Jahre später (1840), wohl infolge der Anstrengungen einer großen Gastspielreise, Krankheitsanfälle ein, die sich verschlimmerten und 1841 seinen Tod herbeiführten. — Die Rollenfächer, in denen P. seine ganz Kraft entfaltete, waren ihrem Charakter nach die widersprechendsten. Humoristische, gutherzige und polternde Alte, die er mit „ganz unwiderstehlicher und dabei höchst behaglicher Wirkung" darstellte, auf der einen, Intriguants, „so lange dieselben blos Naturmenschen waren oder doch nicht über die Sphäre des bürgerlichen Lebens hinausgingen" waren auf der anderen Seite seine mit Recht bewunderten Leistungen. Competente Richter gaben allerdings den ersten den Vorzug, so warm sie sonst auch Pauli's Jago, Ossip oder Moor und selbst Mephisto anerkannten. Besonders Gutes leistete P. als Glittern (Wasserkur), Falstaff, Daniel (Erbvertrag), Gleyser (Advocat), Lorenz Kindlein ꝛc. — P. war zweimal vermählt, seine erste Frau ist die erwähnte Caroline Auguste Tilly gewesen. Dieselbe wurde geboren am 22. August 1800 zu Berlin, lebte von 1801—13 in Wien, wo ihr Vater eine Stelle als Theaterdichter und Secretär beim Grafen Palffy einnahm, kehrte dann mit den Eltern in ihre Vaterstadt zurück und wurde hier, von der mit ihr verwandten, berühmten Schauspielerin, der nachmaligen Mad. Crelinger für die Bühne ausgebildet. Ihr erstes Auftreten fand im J. 1817 als Elsbeth (Graf v. Burgund) auf der Bühne des Berliner Königl. Schauspielhauses statt. Noch im gleichen Jahre kam sie nach Magdeburg und von da nach Dresden, wo sich P. am 1. November 1819 mit ihr vermählte. Neun Jahre später, am 31. October 1828 starb sie. Frau P. war eine gute Schauspielerin, die es verstand, ihren gern gesehenen Leistungen im Lustspiel den Reiz des Natürlichen und Anmuthigen zu geben. — Pauli's zweite Frau, die er am 30. März 1838 heimführte, war die Freiin Isidora von Friesen, die ihn überlebte.

Vgl. namentlich L. Pauli, Dresden 1842 und Wolff's Almanach für Freunde der Schauspielkunst a. d. J. 1841, S. 131—141.

Joseph Kürschner.

Pauli: Martin Gottlieb P., Rechtsgelehrter, geb. am 11. Januar 1721 zu Lauban, † am 12. März 1796 zu Wittenberg. P. begann die humanistischen Studien am Lyceum seiner Geburtsstadt, wo sein Vater Christoph P. als Bürgermeister lebte und setzte sie seit 1740 in Leipzig fort; er besuchte anfangs medicinische, dann rechtswissenschaftliche Vorlesungen. Entschlossen, sich dem akademischen Berufe zu widmen, wurde P. 1745 in Leipzig Magister, 1747 mit der Dissertation: „De theoriae et praxis juridicae discordia" (Lps. 1747, 4°) doctor utriusque juris, und im gleichen Jahre kursächsischer Notar und Advocat. Die Praxis sagte ihm jedoch wenig zu, dagegen hielt er sehr eifrig juristische Vorträge. 1753 ging er als Gymnasialinspector, zugleich als Professor der Rechte und Geschichte, nach Danzig und nahm von letzterer Stelle am 18. October mit feierlicher Rede Besitz. Zehn Jahre später (1763) finden wir ihn als Professor der Institutionen, dann als Beisitzer am Hofgerichte, am Schöppenstuhle und an der Juristenfacultät zu Wittenberg. 1765 wurde er zum Professor „digesti veteris" so wie zum Beisitzer im Geistlichen Consistorium ernannt und schied dort im 76. Lebensjahre aus dem Zeitlichen. — Als Schriftsteller ist Martin Gottlieb P. durch eine größere Zahl von Programmen und Dissertationen bekannt, außerdem lieferte er einige Abhandlungen in periodischen Zeitschriften (so in H. Winkler's philosophischen Untersuchungen vom Seyn und Wesen der Thiere, Leipzig 1741—44; ferner in Bach's Unpartheiische Kritik ꝛc.). Eine Zusammenstellung seiner litterarischen Arbeiten geben Meusel X, 300—303;

Weidlich, Biographische Nachrichten von jetztlebenden Rechtsgelehrten. Bd. 2, S. 172—175.

Meusel und Weidlich a. a. O. und die dort Genannten.

Eisenhart.

Pauli: Reinhold P., geb. am 25. Mai 1823 zu Berlin, † am 3. Juni 1882 zu Bremen. Sein Vater gehörte einer Familie an, aus der sich viele Abkömmlinge den theologischen Studien, wie dem Dienste der Kirche gewidmet hatten. Er bekleidete selbst eine Predigerstelle, zuerst an der Werder'schen Kirche in Berlin, dann, entschlossen sich dem Vorgehen des Kirchenregimentes im Agendenstreit nicht zu beugen, nach Aufgabe seines bisherigen Amtes, in Bremen. Die Mutter stammte aus einem Kaufmannshause, dessen Name Humbert auf hugenottischen Ursprung hindeutete. Der Knabe war erst drei Jahre alt, als die Uebersiedelung der Eltern nach Bremen stattfand. Dort in der alten Hansestadt wuchs er auf und erhielt er größtentheils seine Jugendbildung. Nur in den beiden letzten Schuljahren besuchte er das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium seiner Vaterstadt Berlin. Auch begann er hier 1842 seine Studien, die sich besonders auf Philologie und Geschichte erstreckten. Schon als Gymnasiast hatte er bei Ranke zu hospitiren gewagt; dieser übte als akademischer Lehrer und wissenschaftliches Vorbild die tiefste Wirkung auf ihn aus. Während des einen Universitätsjahres, das er in Bonn verbrachte, fühlte er sich besonders durch Dahlmann angezogen. Am 26. Aug. 1846 erhielt er in Berlin nach Einreichung einer Dissertation De pace Antalcidea die philosophische Doctorwürde und bestand gegen Ende des Jahres das Examen vor der wissenschaftlichen Prüfungscommission. Seine Absicht war den Lehrerberuf in Preußen zu ergreifen, wo er nicht ohne Mühe die Staatsangehörigkeit wiedererlangt hatte. Aber eine Empfehlung Trendelenburg's verschaffte ihm im Frühling 1847 eine Hauslehrerstelle in der Familie des Rechtsanwaltes Bannatyne zu Glasgow, und damit trat die Wendung seines Lebens ein, die ihn einem anderen Ziele entgegenführte. Englische Sprache und Litteratur hatte er im Verein mit Nikolaus Delius und Otto Gildemeister längst gepflegt und studirt. Englische Geschichte in ihrem Gesammtumfange von den Ursprüngen an zu durchforschen, wurde nun der Gegenstand seines unermüdlichen Strebens. Acht Jahre verweilte er jenseits des Kanals, nur ein Jahr in der anfänglichen Stellung, die übrige Zeit unter mehrfachem Wechsel des Aufenthaltes, durch Edinburg, Oxford, Cambridge, vorzüglich aber durch London gefesselt. Er mußte sich aus eigenen Mitteln erhalten und sich manche Entbehrung auflegen. In London hatte er aber das Glück, vom Beginne des Jahres 1850 an, über zwei Jahre als Privatsecretär des preußischen Gesandten, des Freiherrn v. Bunsen, in dessen Hause verweilen zu dürfen und wie ein Mitglied der Familie betrachtet zu werden. Er hat ihm selbst im dritten Bande dieses Werkes (A. D. B. III, 541 ff.) ein schönes biographisches Denkmal gesetzt und immer in freudiger Erinnerung hervorgehoben, was er jener höchst anregenden Zeit verdankte. Das Zusammensein mit dem hochgestellten und geistvollen Manne, der Verkehr mit den Größen der englischen Politik, Wissenschaft und Litteratur, die sich in den gastlichen Räumen zu Carlton-Terrace ein Stelldichein gaben, der Einblick in das bunte, wenn auch keineswegs immer erfreuliche Getriebe der großen Welt, alles das erweiterte seinen Gesichtskreis, ohne daß er sich dadurch von der hohen, ihm vorschwebenden Aufgabe hätte abziehen lassen. Um ihrer Lösung seine beste Kraft zu widmen, gab er die Stelle in Bunsen's Hause wieder auf und fuhr fort, in Archiven und Bibliotheken den Quellen der englischen Geschichte nachzuspüren. Die erste Frucht seiner Studien wurde Bunsen gewidmet. Es war das Buch „König Aelfred und seine Stelle in der Geschichte Englands", das bereits 1851 erschien. Nach dem Vorwort war der Plan dieser Arbeit zu Oxford entworfen, „im November des

inhaltschweren Jahres 1848, zu einer Zeit, da deutsche Herzen wie selten zuvor für die Erhaltung des Vaterlandes und insbesondere für das Fortbestehen desjenigen Staates erzitterten, den der Himmel zum Schutz und Hort Deutschlands bestimmt hat". In König Aelfred sah der Verfasser eine jener rettenden, heroischen Gestalten, wie er sie seinem deutschen Vaterlande wünschte. Insofern war die Auswahl des Themas nicht ohne Zusammenhang mit den Erschütterungen der Gegenwart, die ihn auf's tiefste ergriffen. Aber der Schüler Ranke's ließ dies nicht auf seine Darstellung einwirken. In objectiver Weise, mit umsichtiger Kritik der Quellen erhob er die geschichtliche Persönlichkeit des großen Königs aus dem Nebel von Sagen, der sie umfloß. Das Werk wurde in's Englische übersetzt und in Deutschland wurde es durch seinen väterlichen Freund, Lappenberg, warm begrüßt. Dieser vorzügliche Gelehrte wußte denn auch, als die Zunahme seines Augenleidens ihn zwang, auf die Fortsetzung der „Geschichte von England" in der Heeren-Ukert'schen Sammlung zu verzichten, keinen geeigneteren Ersatzmann zu empfehlen als P. Der 3., 4. und 5. Band des Werkes (1853, 1855, 1858) trägt Pauli's Namen und bleibt das bedeutendste Monument, das er hinterlassen hat. Er hat die Geschichte Englands durch drei und ein halbes Jahrhundert von 1154—1509 fortgeführt und dies in einer Weise, welche seine Leistung für die Engländer selbst zu einer bewundernswerthen machte. Die größte Schwierigkeit, die er durch eisernen Fleiß zu überwinden wußte, ging aus der Beschaffenheit des Quellenmaterials hervor. Noch war in England sehr wenig für kritische Sammlung und Herausgabe der mittelalterlichen Urkunden und Chroniken gethan. Er mußte vielfach die Handschriften selbst aufsuchen und machte dabei, wie man mit Recht gesagt hat, einen vorzüglichen „praktischen Cursus der Paläographie und Diplomatik" durch. Englische Freunde nahmen sich seiner umso eifriger an, je deutlicher sie seine Begabung und Begeisterung für die Bestellung des von ihm erwählten Arbeitsfeldes erkannten, vor allen anderen Thomas Duffus Hardy, der in dem damaligen großen Towerarchive schaltete. Manche glückliche Entdeckung lohnte seine anstrengende Beschäftigung mit den vergilbten Pergamenten. Auch verdankte er ihr die einzige Unterstützung, die ihm von der Heimath her zu Theil wurde. Die Berliner Akademie bewilligte auf Pertz' Antrag einen Beitrag, um eine Sammlung der für die deutsche Geschichte wichtigen Documente des Towerarchives zu ermöglichen. Was die mittelalterlichen Chronisten Englands betrifft, die nicht in einer bequemen monumentalen Ausgabe vorlagen, so gab P. am Schlusse jedes Bandes über sie eine fortlaufende Rechenschaft, bei deren Ablegung Gewissenhaftigkeit und Scharfsinn miteinander wetteiferten. Niemand wäre so befähigt gewesen wie er einen „englischen Wattenbach" zu schreiben. Diese Idee, begünstigt durch die neueren trefflichen Vorarbeiten englischer Forscher, hat ihn denn auch lange beschäftigt, und noch im Frühling 1877 theilte er in einem Briefe mit, daß „jeder freie Augenblick einer Historiographie des englischen Mittelalters angehöre." — So große Sorgfalt er auf Sammlung und Sichtung des Rohstoffes verwandte, er war nicht der Mann darin zu ersticken. Seine Darstellung zeigte auf jeder Seite, daß er ihn zu bemeistern wußte. Einfach und würdig fesselte sie durch Klarheit und Lebendigkeit. Dem chronologischen Gefüge ordnete sich ebensowohl die Erzählung der politischen Vorgänge im engeren Sinne ein, wie die Entwickelung der schwierigen staatsrechtlichen Verhältnisse oder der Nachweis der internationalen Handelsbeziehungen. Von dem feinen Kenner und glühenden Verehrer englischer Literatur ließ sich erwarten, daß auch dies Element des Volkslebens seine volle Würdigung empfing, wie er denn sein Interesse für einen der ältesten englischen Dichter, John Gower, durch Herausgabe von dessen „Confessio Amantis" (London, Bell and Daldy 1857, 3 Vols.) bekundete.

Im Sommer 1855, in welchem der zweite von ihm bearbeitete Band der Geschichte von England in der Heeren-Ukert'schen Sammlung (der vierte des ganzen Werkes) erschien, verließ P. das Land, in dem er Belehrung und Freunde für's Leben gewonnen hatte, um zu versuchen, sich an einer deutschen Universität eine feste Stellung zu erobern. Er begann seine akademische Laufbahn als Privatdocent in Bonn, las aber dort nur zwei Semester. Den Winter 1856—1857 verbrachte er auf eine Einladung des Königs Maximilian von Baiern in dem anziehenden Kreise, den dieser Monarch um sich sammelte. Ostern 1857 folgte er einer Berufung als ordentlicher Professor nach Rostock. Er konnte sich hier einen eigenen Hausstand gründen, hatte aber das Unglück seine junge Frau, Anna geborene Ulrichs aus Bremen, bald zu verlieren. Dieser schwere Schlag ließ ihn in Rostock nicht heimisch werden. Er folgte 1859 umso lieber einer Berufung nach Tübingen, als er hoffen durfte, dort einen größeren Wirkungskreis und leichteren Zugang zu den unentbehrlichen Hilfsmitteln der Arbeit zu finden. Seine Inauguralrede (Gotha 1859) behandelte den „Gang der internationalen Beziehungen zwischen Deutschland und England". Mit dem in kritischer Zeit hier ausgesprochenen Wunsche, daß es nie gelingen möge, „die beiden alten Stützen der germanischen Welt zu trennen", mußte der Redner ein Echo in den Herzen seiner Zuhörerschaft wachrufen. Von ausgesprochen norddeutschem Wesen faßte er an der schwäbischen Hochschule Boden. Auch gewann er hier bald ein trauliches Heim, indem er sich mit der Schwester seiner verstorbenen Frau, Elisabeth Ulrichs, verheirathete. Dieser Ehe entsprossen vier Töchter. Der akademische Beruf, zuerst in der staatswirthschaftlichen, dann in der philosophischen Facultät nahm ihn sehr in Anspruch und nöthigte ihn, sich mehr und mehr universalhistorischen Aufgaben zuzuwenden. Er bewährte sich dabei als ein äußerst anregender Lehrer, dem das Wort leicht und sicher von den Lippen floß und der die studirende Jugend immer zu fesseln wußte, wenn er auch rhetorische Künste verschmähte. Nicht weniger glückten ihm in Tübingen, wie später an anderen Orten, populäre Vorträge, welche die ganze Frische und Ursprünglichkeit seines Naturells abspiegelten. In Seminarübungen kamen aber sein reiches Wissen, sein treffliches Gedächtniß, seine unermüdliche Hilfsbereitschaft allen denen zugute, die sich ihm vertrauensvoll anschlossen. Seine Feder ruhte nicht, aber sie war zunächst kleineren Arbeiten gewidmet. Verschiedene Gründe bewogen ihn, die Fortsetzung des bis an den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts geführten großen Werkes abzubrechen. Er hat sich später mit dem Gedanken getragen, wenigstens eine Geschichte Heinrich's VIII. folgen zu lassen. Aber auch dieser Plan wurde nicht verwirklicht, und nur einige Monographien sowie das nach seinem Tode veröffentlichte Fragment „Die Anfänge Heinrich's VIII." lehren, was man von der Ausführung des Ganzen zu erwarten gehabt haben würde. Eine Anzahl jener kleineren Arbeiten wurde unter dem Titel „Bilder aus Altengland" (Gotha, die 1. Auflage erschien 1860, 2. Auflage 1876) vereinigt. Sie beweisen Pauli's großes Talent für den historischen Essay, und nichts sprach mehr dafür, als daß sie in dem classischen Lande dieser Literaturgattung in Uebersetzung verbreitet wurden. Ein Programm von 1864 „Ueber Bischof Grosseteste und Adam von Marsh" führte ihn zu einer erneuten Beschäftigung mit der Geschichte des Simon von Montfort. Diesem selbst, „dem Schöpfer des Hauses der Gemeinen", galt die ausgezeichnete Arbeit, die er sich vornahm, seinem Lehrer Ranke zur Feier von dessen fünfzigjährigem Doctorjubiläum zu widmen (erschienen Tübingen 1867). Schon aber hatte er wieder an ein umfassendes darstellendes Werk die Hand gelegt. Salomon Hirzel gewann ihn dafür, es auf sich zu nehmen, für die „Staatengeschichte der neueren Zeit" die Geschichte Englands zu schreiben. Sie erschien in drei Bänden (Leipzig 1864, 1867, 1875), welche den Zeitraum von

1815 bis 1852 umfaßten. P. verhehlte es sich nicht, welchen Schwierigkeiten die Behandlung eines und eben dieses theilweise zeitgenössischen Stoffes begegnen würde. Es war ihm mitunter zu Muthe, als ob er „mit heißer Lava und kaum mit Material zu thun habe, das angegriffen und behauen werden kann". Aber während der Arbeit wuchs ihm die Kraft. Als ein Mann, der Land und Leute aus eigener Anschauung kannte, alle Regungen des öffentlichen und geistigen Lebens des Inselvolkes in unablässiger Beobachtung, durch Lectüre und brieflichen Gedankenaustausch verfolgte, schrieb er nicht wie ein Stubengelehrter, sondern vereinigte Wissen und Erfahrung in seltenem Maße. Mit der Zeit erschlossen sich ihm auch ungedruckte Quellen, wie die Berichte des preußischen Gesandten in London, des Barons v. Bülow, die hinterlassenen Privatpapiere des Freiherrn v. Bunsen, Briefe Richard Cobden's „dieses echtesten und reinsten Urhebers der Manchesterschule". Wenn der Deutsche die neueste Geschichte Englands leidenschaftsloser zu erzählen vermochte als irgend ein Engländer, so suchte er deshalb seine warme Theilnahme an dem Wirken einzelner großer historischer Gestalten wie Canning und Peel nicht zu verbergen. Wenn der Kenner und Bewunderer der alten Grundlagen englischer Macht manche von diesen durch die unaufhaltsame demokratische Fluthwelle des neunzehnten Jahrhunderts erschüttert sah, so war er weit entfernt davon, den Unglückspropheten Recht zu geben, welche den nahen Untergang Englands voraussagten und in erster Linie das parlamentarische Regiment dafür verantwortlich machen wollten. In dem ernsten Bestreben bei großer Entschiedenheit der eigenen Ansicht sich über den Horizont der Partei zu erheben wie in dem unverdrossenen Bemühen die Wechselwirkung äußerer und innerer Politik aufzudecken, verrieth sich wieder der Schüler Ranke's. Doch erschwerte er sich die Gruppirung des Stoffes ein wenig dadurch, daß er die Erzählung der verschiedenartigsten Vorgänge häufig dem Rahmen eines Berichtes der parlamentarischen Debatten einzufügen suchte. Auch wird sich nicht verkennen lassen, daß das Bild der socialpolitischen Kämpfe und Reformen, welches einen so großen Raum in der Darstellung der Jahre 1815—1852 einzunehmen hat, mancher Nachhilfe und Ergänzung bedarf.

Das Vorwort zum zweiten Bande dieses Werkes datirt noch von Tübingen. Der Verfasser erklärt hier, daß „eine ihm in jeder Beziehung ungemein erwünschte Muße" den Abschluß des Bandes möglich gemacht habe. Er spielt damit auf ein Lebensereigniß an, das mit den gewaltigen Ereignissen des Völkerlebens in Zusammenhang stand und seinen Weggang aus Würtemberg zur Folge hatte. Während des Krieges von 1866 stand er mit allen seinen Wünschen und Hoffnungen auf preußischer Seite. Er gab seinem erregten Gefühl alsbald lebhaften Ausdruck in einem Artikel „Würtemberg und die Bundeskatastrophe", der im Augusthefte der preußischen Jahrbücher erschien. Die würtembergische Regierung glaubte sich durch diesen Artikel verletzt, zu dessen Urheberschaft sich P. ohne Zögern bekannte. Der Cultusminister, nachdem er vergeblich auf eine Mitwirkung des Senates der Universität in dieser Sache gerechnet hatte, schlug gegen P. ein disciplinäres Verfahren ein. Er wurde, mit Belassung von Rang und Gehalt, an das niedere evangelische Seminar zu Schönthal versetzt. P. nahm sofort seine Entlassung, blieb aber noch den Winter in Tübingen wohnen. Im Frühling 1867 gab ihn eine Berufung nach Marburg dem akademischen Lehrstuhl zurück. Als Vertreter dieser Universität im preußischen Herrenhause hat er auch einigen Sitzungen desselben beigewohnt. Aus eben dieser Marburger Zeit stammt die Herausgabe der „Aufsätze zur englischen Geschichte" (Leipzig 1869), die eine neue Reihe lebensvoller Bilder, wie er sie in Vorträgen, Abhandlungen und Essays gestaltet hatte, vorführten. Ein Aufsatz über Irland, zu dessen Abfassung ihn früher eine Wanderfahrt durch die grüne Insel angeregt hatte, nimmt nach

Umfang und Inhalt die erste Stelle ein. Im Frühling 1870 vertauschte P. Marburg mit Göttingen, wo eine geschichtliche Professur durch Havemann's Tod erledigt war. Er wurde damit auf den denkbar günstigsten Boden verpflanzt, an die Hochschule, die seit ihrer Entstehung deutsch-englische Beziehungen mit Vorliebe gepflegt, an die Seite von Georg Waitz gestellt, der die historischen Studien hier zur höchsten Blüthe gebracht hatte. Die herrliche Bibliothek, für Pauli's Specialfach besonders reich und ihre Verwaltung stets bereit auf seine Wünsche einzugehen, um Lücken auszufüllen, gewährten ihm die beste Unterstützung. Ein überaus rascher Arbeiter, führte er nicht nur früher Begonnenes fort, sondern lieferte unablässig zahlreichen englischen und deutschen Zeitschriften und Sammelwerken neben kritischen Referaten gesuchte selbständige Beiträge. Es war ihm Bedürfniß nicht nur in sprudelnder Unterhaltung über Fragen der Wissenschaft und des Lebens, die ihn beschäftigten, sich auszusprechen, sondern auch darüber durch den Druck zu einem größeren Publicum zu reden. Er fühlte sich, wie er einmal sagte, nur glücklich, wenn er mehrere Bolzen in der Esse habe. Man begreift es, daß bei einer so ausgedehnten schriftstellerischen Thätigkeit mitunter die letzte Feile nicht angesetzt werden konnte, und daß bei dem Feuer seines Temperaments manches kühne Gleichniß, auch mancher Kraftausdruck mitunterlief, der nicht nach dem Geschmacke eines jeden Lesers sein konnte. Niemals litt indessen die Solidität des Inhaltes unter der Schnelligkeit des Schreibens oder unter der Lebhaftigkeit des Schreibers. Auch zogen ihn Gegenstände strenger Forschung immer wieder von den leichteren Aufgaben populärer Darstellung zurück. Die Gründung des Hansischen Geschichtsvereines veranlaßte ihn, an die Studien seiner Jugend wieder anzuknüpfen, in denen er sich so häufig mit den commerciellen Beziehungen der Hansestädte und des mittelalterlichen Englands beschäftigt hatte. Er verfolgte das Aufblühen dieses Vereines mit reger Theilnahme, wurde Mitglied seines Vorstandes und eifriger Mitarbeiter an den „Hansischen Geschichtsblättern“. Als der Verein 1878 in Göttingen tagte, empfing er die Edition eines merkwürdigen, für die Geschichte des Handels und der Volkswirthschaft werthvollen Gedichtes „The Libell of English Policye 1436“ durch W. Hertzberg (Text und metrische Uebersetzung, Leipzig 1878), zu der P. die geschichtliche Einleitung geschrieben hatte. Seine Thätigkeit für die Monumenta Germaniae historica, bei seinem ersten Aufenthalt in der Fremde begonnen und bei wiederholten Besuchen Englands fortgesetzt, kam dem großen Unternehmen sehr zu statten. Während er sich mit dem Gedanken trug, die Regierung Heinrich's VIII. als ein Ganzes darzustellen, die englische Historiographie des Mittelalters im Zusammenhang zu behandeln, drängte sich ein anderes Thema vor, das ihn auf's höchste anzog, die Geschichte der Erwerbung der englischen Krone durch das Haus Hannover. Er erhielt für die Bearbeitung desselben sehr werthvolle archivalische Materialien. Einiges von dem, was er aus ihnen noch verwerthen konnte, ist nebst jenem Fragment „Die Anfänge Heinrich's VIII“, Artikeln aus den Preußischen Jahrbüchern, aus der Zeitschrift Im neuen Reich u. a. m. in seinen „Aufsätzen zur englischen Geschichte. Neue Folge, herausgegeben von Otto Hartwig“ (Leipzig 1883) wiederabgedruckt.

In rastlosem Schaffensdrang sich mittheilend und mit den Freunden jenseits des Kanals immer in Verbindung, war er der berufene Vermittler englischer und deutscher Geschichtswissenschaft. Und diese Vermittlerstelle dehnte sich selbst über das wissenschaftliche Gebiet aus. „Was England an echt germanischen Substanzen bewahrt hat, auf dem Boden der Urheimath wieder fruchtbar zu machen“, daran wollte er zu seinem Theile in Wort und Schrift mitarbeiten. So begeistert er als deutscher Patriot den Ereignissen 1870 zujubelte, er vergaß darüber nicht, was Deutschland noch immer von anderen Völkern lernen könne. Ueberhaupt

ließ er sich niemals durch eine herrschende Strömung in der Selbständigkeit seines Urtheils über die öffentlichen Angelegenheiten beirren, so wenig wie er gewillt war, als Gelehrter sich in den Bann einer Clique zu begeben. Mannhaft, freimüthig und von unbestechlicher Wahrheitsliebe konnte er sich nicht selten scharf und kräftig aussprechen. Aber es war ihm immer um die Sache zu thun. Ein vortrefflicher Gesellschafter, ein gastfreier Hausherr, wohl erfahren in der Führung von Ehrenämtern, weltmännisch gewandt, Freund der Künste, und für Humor wie Witz gleichempfänglich, ließ er oft vergessen, daß er dem Lehrstande angehörte, und Unkundige mochten etwas Militärisches in seiner strammen Haltung finden. Indessen begann der bis dahin Rüstige gegen Ende der siebziger Jahre über seinen Gesundheitszustand zu klagen. Allmählich entwickelte sich ein Leiden, das sich besonders in gichtischen Anfällen äußerte. Er nahm noch 1882 an der Pfingstversammlung des Hansischen Geschichtsvereines zu Hannover Theil. Von dort reiste er zu einem Familienfeste nach Bremen. In der Nacht vom 2. auf den 3. Juni machte daselbst ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende.

Abgesehen von Nekrologen in Zeitungen s. F. Frensdorff: Reinhold Pauli. Rede gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen (Bd. 29 der Abhandlungen der K. G. d. W.) Göttingen, 1882. — Derselbe: Deutsche Rundschau. Bd. 34. Januar—März 1883. — Otto Hartwig: Zur Erinnerung an R. Pauli, in Pauli's von O. H. herausgegebenen Aufsätzen zur englischen Geschichte. Neue Folge. Leipzig 1883. — L. Weiland: Zum Andenken an R. Pauli in den Hansischen Geschichtsblättern, Jahrgang 1883. Leipzig 1884. — Giesebrecht: Nekrolog auf R. Pauli in den Sitzungsberichten der k. bairischen Akademie d. W. 1883. Philos.-hist. Classe.

Alfred Stern.

Pauli: Simon P., der Aeltere genannt, † am 17. Juli 1591, war am 28. October 1534 zu Schwerin in Mecklenburg geboren, wurde 1552 an der Universität Rostock immatriculirt, in Wittenberg 1555 Magister und am 5. November 1558 von Melanchthon dem Herzog Johann Albrecht I. für eine theologische Professur in Rostock empfohlen. Dieser aber, der ihn schon nach einer 1554 geschriebenen lateinischen Lobrede auf Schwerin und nach warmen Fürsprachen des David Chyträus kannte, berief ihn zu sich als Domprediger, nahm ihn auch mit zum Reichstage nach Augsburg und ernannte ihn darauf 1560 zum Pastor an St. Jacobi und fürstlichen Professor der Theologie in Rostock. In demselben Jahre recipirte ihn die Artistenfacultät unter ihre Docenten, und am 29. April 1561 promovirte ihn der pommersche Superintendent D. Jacob Runge als Vicekanzler zugleich mit David Chyträus und dem Stadtsuperintendenten Johannes Kittel zum Dr. theol. Ein treuer Schildknappe des David Chyträus, dem er in Gelehrsamkeit nachstand, an Predigtgabe und praktischem Sinn aber überlegen war, hat er seitdem bis zu seinem Tode mit jenem gemeinsam alle Gutachten der theologischen Facultät verfaßt und vertreten, als eifriger, wortgetreuester Halter an Luther's Ausdruck, selbst gegen Melanchthon, und vor allem, was man Kryptocalvinismus und Flacianismus nannte. Aber auch ein Vertreter geistlicher Machtvollkommenheit war er wider den Rath der Stadt Rostock, gegen den er in der Heßhusius'schen Angelegenheit und in dem Anspruch einen Stadtsuperintendenten zu ernennen die Führung des geistlichen Ministeriums übernahm. Die theologisch-politischen Streitfragen und Zänkereien, in denen er mit der Facultät thätig war, sind von O. Krabbe weitläufig dargelegt; ebenso, wenn auch mit Verkennung der städtisch-hansischen Stellung der Universität und des in Folge der Reformation nothwendig entstandenen schiefen Verhältnisses zwischen Landesherrn, Stadt und Universität, die Betheiligung Pauli's an den

Verhandlungen, welche zur Formula concordiae vom 11. Mai 1563 zwischen letzteren führten. Trotz der laudatorischen Behandlungen seines Auftretens in fast allen Darstellungen kann dasselbe nicht schön genannt werden. Der Zeitströmung gemäß neigte er der aufstrebenden fürstlichen Macht zu und verschmähte nicht, bei allem äußerlichen Schein der Versöhnlichkeit und Liebe zur Ausgleichung doch den Hader zwischen Bürgerschaft und Rath zu benutzen. Daß die Stadt am 28. October 1565 in den traurigen Wirren sich dem Herzoge Johann Albrecht auf dessen Versprechen hin ergab, was sie nachher schwer büßte, lag wesentlich an dem Zureden Pauli's. Im Streite über die Rostock'sche Superintendentur, ob Fürst oder Stadt sie zu bestellen habe, nahm er die fürstliche Bestallung für den Rostocker Kreis an, die Chyträus zu übernehmen bedenklich war. Nach der späteren Ausgleichung zwischen den streitenden Theilen im Erbvertrag vom 21. September 1573 mußte er diese Stelle niederlegen und wurde als erster von Geistlichkeit und Stadt gewählter Stadtsuperintendent am 28. März 1574 fürstlicherseits bestätigt. Ebenso ging es mit seiner Bestallung von 1570 als dritter geistlicher Beisitzer des fürstlichen Consistoriums, gegen welches der Rostocker Rath noch 1571 protestirte. Als solcher wird er 1574 herzoglicher Kirchenrath genannt. Rector der Universität war er viermal, 1566, 1570, 1582 und 1588. Sein Bild befindet sich in Westphalen, Mon. ined. III zu S. 1201. Ob der 1616 zum herzoglichen Archivar und Lehnssecretär ernannte Simon Pauli sein Sohn gewesen, steht dahin; der Name Pauli kommt übrigens mehrfach vor.

Alle älteren Quellen in: Krey, Andenken an die Rostock'schen Gelehrten VI, S. 23—32; die theologische Thätigkeit bei O. Krabbe, Univ. Rostock, und genauer noch bei O. Krabbe, Daniel Chyträus. — Schirrmacher, Johann Albrecht I. (Ueber 1565: T. I, S. 520 nach einer ungedruckten niederd. Chronik; auch Ungnaden, Amoenitates rc.) — Seine Schriften bei Krabbe und Westphalen, seine Vorlesungen bei Krabbe. — Lisch, Jahrb. XII, S. 64; XIX, S. 131—136; XXII, S. 183. — v. Wedel, Hausbuch, S. 323 f.

Krause.

Pauli: Simon P., der Jüngere, war der Großsohn Simons des ältern und der Sohn Heinrich Pauli's, der 1565 in Rostock geboren und 1594—1604 Dr. und Professor der Medicin und Stadtphysicus war, 1604 aber als Leibarzt der Königin-Wittwe Sophie von Dänemark nach Nykjöbing ging, wo er am 13. August 1610 starb. 1596 hatte er das Rectorat der Universität bekleidet. Simon P. war am 6. December 1603 (a. St.) geboren, studirte in Rostock und Leiden, später — besonders Anatomie — in Paris; auch ein halbes Jahr in Wittenberg, nachdem er England bereist hatte. Dr. med. wurde er 1630 in Wittenberg, war darauf praktischer Arzt in Rostock, dann in Lübeck, 1634 bis 1639 Professor der Medicin in Rostock, 1639—1648 Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik in Kopenhagen. 1648 wurde er Leibarzt des Königs von Dänemark und erhielt zur Besoldung die Pfründe einer Prälatur zu Aarhus; nur einige Zeit war er — angesteckt von schlechter Krankheit — 1655 wieder in Rostock, wo er Vorlesungen, zumal botanische, hielt. † 13. April 1680. Er hatte sich einen Namen als Anatom und Botaniker erworben, seine Schriften zählt Blanck auf; auch über die Anatomie des Pferdes hat er geschrieben. Eine „Flora Danica“ gab er 1648 in Kopenhagen heraus, Krey nennt auch ein „Quadripertitum botan.“ in 4°, worin sein Bildniß, welches auch vor seiner „Commentatio de abusu Tobaci et herbae Thee“ (Straßburg 1665) wiederholt ist.

Krey, Andenken an die Rost. Gelehrten VI, S. 8 f. — A. Blanck, die meckl. Aerzte S. 17 (Heinrich) und 30 (Simon).

Krause.

Pauli: Theodor P., Rechtsgelehrter, geboren am 22. September 1648 zu Greifenhagen in Hinterpommern, wo sein Vater Bürgermeister war, † am 12. August 1716 in Königsberg. P. besuchte seit 1665 das Gymnasium zu Colberg, dann das zu Stargard, bezog hierauf die Universität Greifswalde, im Herbst 1667 Frankfurt a. O., wo er 1672 den juristischen Doctorgrad erwarb, nachdem er vorher einen jungen Adeligen nach Hamburg und Bremen, Leipzig und Jena begleitet hatte. 1673 kam er als prof. juris extraordinarius nach Königsberg, wurde dort 1678 ordinarius secundus, 1679 zugleich Präses des Hofgerichtes, 1681 Primarius juris, 1697 Präses am Criminalgerichte, endlich 1703 neben seiner Professur Hof- und Tribunalrath, in welchen Eigenschaften er 1716 mit Tod abging. P. schrieb zu Frankfurt und Königsberg zahlreiche Disputationen, von denen an 36 im Druck erschienen; in seinem handschriftlichen Nachlasse befindet sich u. a. ein „Comment. in institutiones“ (Schriftenverz. bei Jöcher III, 1314 und Rotermund V, 1709). — Sein Sohn Theodor Christian P. schrieb: „Trigam observationum juridicarum“. Regiom. 1704. 4°.

Jöcher und Rotermund a. a. O. — Arnold, Histor. der Königsb. Universität, Thl. II, S. 26. — Neue Leipz. Zt. 1717 S. 460 u. ff.

Eisenhart.

Paulin: Pater P., Orientalist, geboren in Hoff an der Leitha in Niederösterreich. Seinen ursprünglichen Namen Johann Philipp Wesdin oder Weszdin vertauschte er, in den Jesuitenorden eintretend, mit dem Namen Paulinus a Sancto Bartholomaeo. Nach Indien entsandt, wirkte er dort als Missionar an der Malabarküste von 1776—1789. Nach seiner Rückkehr begab er sich nach Rom, wo er eine Reihe vermischter Werke über orientalische Sprachen und Alterthumskunde in lateinischer Sprache veröffentlichte und 1805 starb. Seine beiden Sanskritgrammatiken, eine kürzere und eine ausführlichere, erschienen 1790 und 1802 und waren die beiden ersten in einer europäischen Sprache abgefaßten Grammatiken der ehrwürdigen Sanskritsprache, deren Entdeckung auf die neuere Entwicklung der Sprachwissenschaft und Philologie einen so bedeutenden Einfluß geübt hat. Allerdings ist die Einführung des Sanskrit in die europäische Wissenschaft mehr den Arbeiten Colebrooke's u. a. englischer Orientalisten zu danken, als den zwei Grammatiken des P.; auch sind die letzteren keine ganz selbstständige Leistung, wenn auch Näheres über ihr Verhältniß zu der von P. benutzten noch jetzt in Rom vorhandenen handschriftlichen Sanskritgrammatik des Jesuitenpaters Hanxleden, der im Anfang des 18. Jahrhunderts in der malabarischen Mission wirkte, nicht bekannt ist. Auch die Verwandtschaft des Sanskrit mit den europäischen Culturſprachen wurde von P. richtig erkannt und u. a. in seiner „Dissertatio de latini sermonis origine et cum orientalibus linguis connexione“ (Rom 1802) näher begründet. Das Alter und die Echtheit der Sprache des Zendavesta und die nahe Verwandtschaft desselben mit dem Sanskrit wies er durch Zusammenstellung von 100 verwandten Wörtern nach in der kleinen aber beachtenswerthen Schrift: „Dissertatio de antiquitate et affinitate linguarum Zendicae, Sanscritamicae et Germanicae“ (Padua 1798). Außerdem schrieb er über indische Palaeographie, Handschriftenkunde, Religionsgebräuche, Grammatiken u. s. w. und gab den Anfang eines in Sanskrit abgefaßten altindischen Wörterbuchs in tamulischen Lettern heraus.

J. Jolly.

Paulina, Tochter des Fürsten Friedrich Albrecht von Anhalt-Bernburg, geboren am 23. Febr. 1769, hat sich als Vormünderin und Regentin des Fürstenthums Lippe nicht nur bei ihren Lebzeiten in weiten Kreisen einen hochgeachteten Namen, sondern auch durch ihre kraft- und weisheitsvolle Regierung im lip-

pischen Lande ein bis auf den heutigen Tag dauerndes dankbares Andenken erworben. Erzogen zu Ballenstädt unter Leitung ihres Vaters als dessen stete Gefährtin und Gehülfin bei seinen Regierungsgeschäften entwickelte sie schon früh neben allen Vorzügen edler Weiblichkeit Charakter- und Geisteseigenschaften wie sie sonst nur Männern eigen sind. Wiewol von Natur und durch Anregung Gleim's mehr zur Beschäftigung mit Litteratur und Poesie und ruhigem Stillleben geneigt, hatte doch ihr Geschick sie zu einer hervorragenden politischen Thätigkeit bestimmt, indem sie sich im Januar 1796 mit dem Fürsten Leopold zur Lippe vermählte, welcher, nachdem er in seiner Jugendzeit mehrere Jahre an Geisteskrankheit gelitten, schon am 4. Februar 1802 mit Hinterlassung von zwei Söhnen starb. Sie genoß schon damals ein solches Vertrauen, daß man ihr, gegen die Regel der lippischen Hausgesetze, die Vormundschaft und Landesregentschaft übertrug, welche sie mit einem aus zwei landständischen und einem Regierungsmitgliede bestehenden Collegium 18 Jahre lang mit rastloser Thätigkeit und Selbstaufopferung geführt hat. Die geistreiche Fürstin war die Seele dieser Regierung; von ihr ging fast immer der Anstoß aus zu dem, was während ihrer Regierung zum Wohle des Landes geschah. In der schwierigen Zeit während des Kaiserthums und der Napoleonischen Kriege war ihr ganzes Bestreben darauf gerichtet, ihr Land vor Bedrückungen und Gefahren möglichst zu schützen, und das ist ihrer geschickten Hand in solchem Maße gelungen, daß Lippe damals der Umgegend als eine Oase in der Wüste erschien. Selbstverständlich trat sie, wie zahlreiche deutsche Fürsten, dem Rheinbunde bei, die einzige Möglichkeit, die Integrität und Selbstständigkeit des Landes zu erhalten und seine Lasten zu erleichtern. Sie wirkte für diesen Zweck mit unglaublicher Thätigkeit durch Correspondenz mit französischen und westfälischen Staatsmännern, sowie durch Reisen nach Mainz und Paris, um bei Napoleon, seiner Gemahlin, seinen Ministern, dem Fürsten Primas für ihr Land persönlich das Wort zu führen. (Ein interessantes Tagebuch ihrer Reise nach Paris 1807 ist in der Zeitschr. Germania von Rud. Wagner 1863 auszugweise veröffentlicht worden.) Der Erfolg war, daß Lippe nicht dem Königreiche Westfalen oder dem Großherzogthum Berg incorporirt und von Einquartierungen und Requisitionen bis Ende 1813 fast ganz verschont wurde. Das Truppencontingent des Landes nahm zur Rheinbundszeit an den Feldzügen in Spanien, Tirol und Rußland theil und wurde nach dem Umschwung sofort zur Armee der Alliirten gestellt. Mit gleichem Eifer wandte sich die Fürstin während und nach der Kriegszeit den damals noch sehr patriarchalischen Institutionen des Landes zu, welche sie in zeitgemäßem und freiheitlichem Geiste, ohne Schonung veralteter Standesvorrechte, zu verbessern suchte. Dahin gehört die Einführung der allgemeinen Militärpflicht mit kurzer Dienstzeit und einer ohne Rücksicht auf Steuerprivilegien gleichmäßig auf das Einkommen der Bevölkerung, auch des Domaniums gelegten Kriegssteuer, Reform des Finanzwesens, der Justiz, ausgedehnte Wegebauten, festere Stellung der Staatsdiener, Aufhebung der Leibeigenschaft, endlich Einführung einer Repräsentativ-Verfassung. Sie drang vor allem auf Vertretung des im Laufe der Zeit kräftig entwickelten und bei den Staatslasten am stärksten betheiligten Bauernstandes, fand aber bei den allen Neuerungen widerstrebenden, von Selbstsucht und Kastengeist beseelten Ständen von Ritterschaft und Städten einen Widerstand, an welchem alle Einigungsversuche scheiterten. Sie entschloß sich deshalb, zur Erfüllung einer Verpflichtung der Bundes-Acte im J. 1819 eine landständische Verfassung zu octroyiren, welche jedoch durch den Bundestag auf Beschwerde von Ständen und Agnaten sistirt wurde. Diese landständischen Kämpfe sind erst lange nach ihrem Tode zum Abschlusse gelangt. Neben den legislativen Reformen war es vor allem das Schulwesen, die Armenpflege,

Gründung wohlthätiger und gemeinnütziger Anstalten, Hebung der allgemeinen Sittlichkeit und Religiosität des Volks, was das Herz der Regentin beschäftigte. Zu den bedeutenden Kosten solcher Reformen trug sie mit freigebiger Hand aus eigenen Mitteln bei und wußte die Privatwohlthätigkeit dafür anzuregen. Ihre pädagogischen Ideen veröffentlichte sie zuweilen in den damals vom Gen.-Sup. von Cölln redigirten „Beiträgen zur Beförderung der Volksbildung“, correspondirte darüber mit auswärtigen Sachverständigen, wie Zeller in Zürich, suchte sich durch Abgeordnete nach der Schweiz über die Pestalozzi'sche Methode zu informiren und wußte zur Ausführung ihrer Pläne überall die richtigen Werkzeuge zu finden. So ist namentlich das Schulwesen des Landes durch ihre Fürsorge zu einer damals beispiellosen Blüthe gelangt. Unter den von ihr geschaffenen Wohlthätigkeitsanstalten verdient besonders die mit dem Lehrerseminar verbundene „Pflegeanstalt“ zu Detmold genannt zu werden, welche zu einem Waisen-, Kranken-, freiwilligen Arbeitshause, einer Schule für Handarbeit und einer Kleinkinderbewahranstalt, jetzt Paulinenanstalt genannt — der ersten in Deutschland — bestimmt war. Für Bettler und Vagabunden wurde ein Zwangsarbeitshaus errichtet und schon seit 1804, als man noch wenig an Pflege der Geisteskranken dachte, sorgte die Fürstin für Gründung einer Irrenanstalt zu Brake, welche im J. 1811 eröffnet wurde. Ueberhaupt war sie in socialpolitischen Bestrebungen ihrer Zeit weit voran. Erfüllt von einem strengen Pflichtgefühl nahm sie persönlich an den Sitzungen der Regierung und der Rentkammer theil und hielt zweimal wöchentlich Audienzen, wo jeder Unterthan mit Bitten und Beschwerden bei ihr Zutritt und stets gerechte und humane Behandlung fand. Was die edle Frau ihrer näheren Umgebung durch Eigenschaften des Geistes, durch den mächtigen Zauber ihrer Persönlichkeit gewesen ist, lebt noch fort im Munde der Nachkommen. Nachdem sie im J. 1820 mit einer feierlichen Abschiedsrede die Regierung in die Hand ihres ältesten Sohnes Leopold niedergelegt hatte, wurde ihr von der Stadt Lemgo das Amt des regierenden Bürgermeisters angetragen, sie starb aber schon am 29. December dess. J. Die Regierung Paulinens, so schreibt ein zeitgenössischer Schriftsteller mit Recht, „wird in der lippischen Geschichte stets eine ihrer glänzendsten Perioden bleiben“.

Reiches Material enthält Clostermeiers Krit. Beleuchtung. 1817. — Vgl. Zeitgenossen (Leipzig 1822) Bd. II, Heft VI, S. 7—74.

Falkmann.

Paulinus, der Heilige, Patriarch von Aquileja g. 730—40, † 11. Januar (?) 802. Dieser namhafte Kirchenfürst, Zeitgenosse und Landsmann eines Paulus S. des Warnefrid (Paulus Diaconus), des Geschichtschreibers der Longobarden, war zunächst Lehrer („Grammaticus“) an der ihrer Zeit trefflichen Schule zu Cividale (Forum Julii). Als nach dem Falle des Longobardenreiches (774) der Friauler Herzog Hrodgaud den erfolglosen Erhebungsversuch mit blutiger Schlappe und schwerer Bestrafung seiner Anhänger gebüßt (776), erhielt P. von dem Frankenkönige Karl die Güter des Walando (Sohn des Immo von Luberiana); die erste, urkundlich bezeugte Gunstbezeugung des mächtigen Herrschers, dem nunmehr P. immer näher trat. Er kam nämlich an Karls Hof und theilte sich hier mit Alcuin in die Erziehung Angilberts, des Königssohnes, wie uns die Correspondenz des berühmten Angelsachsen bezeugt, der fortan in Freundschaft und brieflichem Verkehre mit P. beharrte. Entscheidend für das weitere Leben des Letzteren war die vom Frankenkönige veranlaßte Erhebung Paulin's zum Patriarchen von Aquileja. Früher bezeichnete man das J. 776 als Zeitpunkt dieses Ereignisses; Jaffé hat jedoch mit Grund erst 787 dafür angesetzt. Sein Vorgänger, der zweite in der Reihe der sog. „orthodoxen“ Patriarchen war Sigwald von Cividale, aus dem Hause der Herzoge von Benevent, während die Tradition

unsern Paulinus von Premeriaco herstammen läßt und mit ihm das Geschlecht der Saccavini in Verbindung bringt, welches noch in unsern Tagen den Festtag des heilig gesprochenen Mannes feierlich begeht und sich uralter Freiheiten seitens des Patriarchates rühmte. Karl der Große, der Freund der Gelehrsamkeit und der gewiegte Politiker, der eines streng kirchlich gesinnten, eines loyalen Kirchenfürsten an den Südostmarken seines anschwellenden Reiches bedurfte, zog den Patriarchen nicht selten bei seinen Kirchenversammlungen zu Rathe, so bei dem Concil zu Aachen (789), zu Regensburg (792) und Frankfurt (794). Zu Regensburg erlangte P. von seinem königlichen Gönner die Befreiung des Patriarchates vom Fodrum (Naturalleistungen) und Abgaben bei einer Heerfahrt in Istrien ausgenommen den Fall, daß der König oder dessen Sohn Pippin dabei persönlich anwesend seien, desgleichen erhielt er eine Bestätigung seiner Güter. Bei der Frankfurter Synode handelte es sich um Stellungnahme zu den sog. Felicianischen Streitigkeiten, die durch den Widerruf des Felix und die dritte päpstliche Aechtung dieser Kirchenlehre in ihr vorletztes Stadium getreten waren. Karl der Große hatte veranlaßt, daß die bezüglichen Ansichten des Papstes und Geistlichkeit seines Reiches in eine für den heterodoxen Reichsprimas Spaniens, Helipandus von Toledo, und die übrige Geistlichkeit daselbst bestimmte Declaration zusammengefaßt wurden. Die zweite der darin verbundenen Schriften gegen den „Felicianismus“ oder „Adoptianismus“ stammte von P. u. d. T. „Libellus episc. Italiae contra Elipandum“ oder „Libellus sacrosyllabus“. — Um 795 finden wir den Patriarchen wieder in seiner friauler Residenz (Cividale). Damals verfaßte er für seinen Freund Erich, Markgrafen von Friaul, den „libellus exhortationis, vulgo de salutaribus documentis ad Henricum comitem seu ducem Forojuliensem“, dessen Inhalt großentheils dem Buche des Pomerius „de vita contemplativa“ entnommen ist. Es wird darin von der Tugend und von der Meidung der Laster gehandelt. Das 20. Cap. ist mit „miles spiritualis et terrenus“ überschrieben. Ursprünglich schrieb man das Buch dem h. Augustinus zu. 796 hielt der Patriarch eine Synode mit 15 Bischöfen seines Sprengels ab, in welcher gegen den Nestorianismus Stellung genommen wurde. Andrerseits finden wir angedeutet, daß als K. Pippin, Karls Sohn, den Heereszug gegen die Avaren antrat (796), derselbe an der Donau lagernd, Bischöfe, darunter auch den Patriarchen P., zu Berathungen einberief, bei denen „in vertraulicher Weise“ über die Christianisirung der Avaren berathen wurde. Alcuin selbst habe sich in dieser Angelegenheit an P. gewandt. Als der tapfere und beliebte Markgraf-Herzog von Friaul, Erich, bei Tersate in „Liburnien“ (in der Nähe des heutigen Fiume), an der Grenze der eigenen Mark, im Hinterhalte der Feinde einen vorzeitigen Tod erlitt, war es allem Anscheine nach P., der dem befreundeten und allgemein bedauerten Helden eine uns erhaltene Todtenklage in Versen widmete, die den Ruhm dieses Kriegsführers, Staatsmannes und Kirchenfreundes der Nachwelt vor Augen halten sollen. In dieses Jahr fällt auch der Abschluß der felicianischen Streitigkeiten. Auf der Synode zu Aachen (Mai, Juni) 799 disputirte Alcuin mit Felix, und die große Streitschrift des Ersteren gegen Helipandus und Felix sollte sich anschließen. Auch P. hatte für diesen Zweck seine „libri tres contra Felicem Urgelitanum episcopum“ abgefaßt. Die letzte bedeutsamere Thatsache im Leben unseres Kirchenfürsten ist dessen Concilversammlung in Altino (um 800). Sie war die Folge der gewaltsamen Haltung Venedigs und zwar des damaligen Dogen Johannes und dessen Sohnes Mauritius gegen den Patriarchen von Grado, Johannes, da dieser sich den Franken zuneigte und deshalb von den mit Byzanz zusammengehenden Venetianern in Grado angegriffen, gefangen genommen und getödtet wurde. Die besondere Veranlassung hiezu bot die Weigerung den gewählten Bischof von Olivolo, Christophorus, zu bestätigen. Offenbar bezweckte diese Synode, deren Abhaltung P. dem Frankenkaiser auch

anmeldete, eine Manifestation gegen die Venetianer. Paulinus' Tod fällt, wie schon angegeben, in das Jahr 802. Außer den weiter oben angeführten Schriften werden ihm noch 11 geistliche Gedichte (Hymnen) zugeschrieben.

Biographie: Madrisius, (Ausg. der Werke des h. Paulinus, Venedig 1737, IX ff. als Einleitung). — Liruti, Notizie de' letter. del Friuli (1760) I. — de Rubeis, Monum. eccl. Aquilejensis (1740). — Manzano (Conte Franc.), Ann. del Friuli I. (1858). Udine. — Dümmler, Poetae lat. medii aevi. I (1880). — Das Urkundliche: Sickel, Acta Karolin. (1867—8). — Mühlbacher, Die Regesten des Kaiserreiches unter den Karolingern 1. 2. H. (1880—1). — Jaffé, monum. Alcuina. — Insbesondere Sig. Abel und Bernh. Simson, Jahrb. des fränkischen Reiches unter Karl d. Gr., II. Bd. (1883). — Miscellanea pubbl. dalla Deputazione Veneta di storia patria (1883) I. Abth. h. v. C. Cipolla. Krones.

Paulli: Wilhelm Adolf P., Schriftsteller und Dichter. Er war geboren im holsteinischen Flecken Bramstedt im J. 1719. Seine Vorbereitung zum Studium genoß er auf dem Hamburger Johanneum und widmete sich darauf der Rechtswissenschaft. Längere Zeit hat er in der schleswigschen Stadt Husum verweilt. Er erlangte den Titel eines großfürstlich holsteinischen Secretärs, verlebte aber den Rest seines Lebens als Privatgelehrter in der Stadt Hamburg, wo er am 21. August 1772 verstorben ist. Er war kaiserlich gekrönter Poet. — Von ihm erschienen folgende Zeitschriften: „Poetische Gedanken von politischen und gelehrten Neuigkeiten", Hamburg 1750—54, 6 Bde. 2. Aufl. 1762. „Poesie und Prosa zum Nutzen und Vergnügen", Hamburg 1755—56, 2 Bde. „Beytrag zum Nachtische für muntere und ernsthafte Gesellschaften". Eine Wochenschrift, Hamburg 1766—68, 2. Aufl. 1777—79, 2 Bd. „Die Muse an der Niederelbe". Eine Wochenschrift, Hamburg 1769. Seine Gedichte sind gesammelt erschienen: „Versuche in verschiedenen Arten der Dichtkunst", 1750.

Zeitschr. des Vereins f. Hamb. Geschichte II, 3, S. 491 ff. — Hamb. Schriftstellerlexikon VI, S. 7. — Brümmer, Dichterlexikon s. v.

Carstens.

Paullini: Franz Christian P., Polyhistor. Geboren im Februar 1643 zu Eisenach, aus einer kaufmännischen Familie stammend, erhielt er seine gelehrte Ausbildung zunächst auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, weiterhin an dem Casimirianum zu Coburg. Er hat sich ursprünglich für den ärztlichen Beruf bestimmt, erwies sich aber zugleich bald genug den verschiedensten Anregungen und Einwirkungen zugänglich. Bei Zeiten gab er seinem Wandertriebe nach, der ihn weit in die Welt hinausführte. Er besuchte Königsberg, Kopenhagen, Franeker und Leiden, und hielt sich an diesen Orten seiner Ausbildung wegen überall kürzere oder längere Zeit auf. Außerdem hat er England, Norwegen, Schweden und Livland bereist. Mit anerkennungswerther Lernbegierde ausgestattet, erwarb er sich neben dem Studium der Arzneikunde die verschiedenartigsten Kenntnisse und verstand er es, mit erprobter Gewandtheit die mannigfaltigsten und ergiebigsten Verbindungen anzuknüpfen. Betriebsam wie er war, erlangte er an der Universität in Wittenberg die Magisterwürde und ließ er sich durch Sigismund von Birken in den Blumenorden an der Pegnitz aufnehmen; später ist er Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und der Leopoldina und bald auch der Recuperatoren in Florenz geworden. Denn auch Italien hat er aufgesucht; der Großherzog von Toscana ließ ihm eine Professur der Arzneikunde in Pisa anbieten: P. lehnte sie zwar ab, machte aber gleich darauf eine Reise über die Alpen, um dem gelehrten Jesuiten Athanasius Kircher — dessen Beifall er, man erfährt nicht wie, gewonnen und der ihn zu jener Professur empfohlen

hatte, in Rom einen Besuch abzustatten. Von da kehrte er nach Deutschland, und zwar nach Hamburg zurück, wo er sich gerne aufzuhalten pflegte, und hier erwarteten ihn neue Ehren; es wurde ihm die Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen zu Theil, kraft welcher er „viele Magistros, Poëtas und Notarios gemacht und H—=Kinder legitimirt hat". Diese Wanderungen füllten in ihrer größeren Zahl das dritte Jahrzehnt seines Lebens aus. Endlich gewann es den Anschein, als wolle den Unsteten sein Geschick in den sicheren Hafen geleiten. Der bekannte streitbare Fürstbischof Bernhard von Münster, der zugleich Administrator der Reichsabtei Corvey war, ernannte ihn um das Jahr 1676 zu seinem Leibarzte und zugleich zum Historiographen des genannten Stiftes. P. hatte sich unseres Wissens zwar als Geschichtsforscher zur Zeit noch nicht hervorgethan, aber angesichts seiner angedeuteten polyhistorischen Neigungen und dem herrschenden Geiste des Zeitalters darf uns diese Thatsache nicht überraschen. Der Fürstbischof starb zwar schon das Jahr darauf, P. fuhr aber fort, an der ihm übertragenen Herstellung einer Geschichte von Corvey zu arbeiten und vollendete sie in der Handschrift im J. 1681. Im Zusammenhange mit dieser Arbeit ist es geschehen, daß sein Name in den bekannten litterarischen Proceß über die Echtheit des sogen. Chronicon Corbeiense in bedenklicher Weise verwickelt worden. Es darf indessen nicht verschwiegen werden, daß auf dieser und der nächsten Zeit seines Lebens ein unbehagliches Dunkel ruht, das mit confessionellen Zweideutigkeiten von seiner Seite verkettet ist und bis auf seine berührte Verbindung mit Athanasius Kircher zurückreicht. Gewiß ist, daß P., mit dem neuen Prälaten von Corvey entzweit, sich hier nicht mehr halten konnte, und nun zu dem braunschweigischen Hofe in Beziehungen trat, welche sich mit der eben verlassenen Stellung nicht recht vertrugen. Aber auch in Braunschweig gelang es ihm nicht, festen Fuß zu fassen, und so lenkte er denn im Laufe des Jahres 1685 die Schritte in seine Vaterstadt Eisenach zurück. Noch aus seiner Knabenzeit her erfreute er sich hier nutzbarer Beziehungen zu dem herzogl. sächsischen Hofe — einen solchen gab es damals in Eisenach — und auf Grund derselben wurde ihm jetzt das Amt eines herzoglichen Stadtphysikus übertragen, bei welchem er dann bis zu seinem Tode ausgehalten hat. In dieser Zeit hat P. eine dem Umfange nach äußerst fruchtbare litterarische Thätigkeit, und zwar in mehr als einer Richtung, entfaltet. Seine bezüglichen Schriften gehören theils der Arzneikunde und den Naturwissenschaften, theils der Historie an. Die ersteren sind überwiegend populärer Natur. Von ausgebreiteter Belesenheit zeugend, bekunden sie sämmtlich den Geschmack der Zeit, der bekanntlich nicht immer der feinste und oft sogar recht unsauber war. Schon die Titel mancher seiner Werke sind bezeichnend: „Bauernphysik", „Heilsame Dreckapotheke", „Anmuthige Langeweile", „Zeitkürzende Lust", und was dergleichen geistvolle Einfälle mehr sind. Die geschichtlichen Studien hat er nie ganz fallen lassen und im J. 1698 eine Anzahl meist von ihm selbst herrührende Chroniken und Untersuchungen u. d. T.: „Syntagma rerum et antiquitatum Germaniae" veröffentlicht, deren Bedeutung und Werth freilich recht zweifelhafter Art waren. Indessen, gerade in Bezug auf die deutsche Geschichte trug er sich seit mehreren Jahren mit kühnen Gedanken: von keinem anderen als von ihm ist nämlich der Plan der Gründung eines „historischen Reichscollegs" ausgegangen, dessen Aufgabe die Herstellung einer deutschen Geschichte im großen Stile durch die vereinigte Kraft aller dazu berufenen deutschen Gelehrten sein sollte. In der That war das das rühmlichste der mehrfachen Projecte, mit welchen P. sich zu verschiedenen Zeiten getragen hat. Es gelang ihm wirklich, eine Anzahl zum Theil vortrefflicher Männer, wie Hiob Ludolf, E. W. Tentzel u. s. f. für seinen Plan zu gewinnen, sodaß im J. 1687 die Hand an die Vorbereitung des löblichen Unternehmens gelegt werden

konnte. P. selbst wurde der Geschäftsführer, Syndikus und Archivar der Gesellschaft; das Programm, welches das Unternehmen ankündigte und präcisirte, war von ihm entworfen. Es ist hier nicht der Ort, das Schicksal des Reichscollegs des weitern und nähern zu verfolgen: es genüge anzuführen, daß die großen Erwartungen, die es ursprünglich erweckt hatte, zuletzt getäuscht wurden und daß die Sympathien, die ihm anfangs entgegenkamen, nur allzubald sanken und erloschen. Es endigte mit einem vollständigen Mißerfolg, vornehmlich, weil der Plan dazu von falschen Voraussetzungen ausgegangen war. P. hat mit seinen Hoffnungen am längsten ausgehalten. Er fand sogar den Muth, zu einer Zeit, als es mit dem Gelingen des Reichscollegs schon recht bedenklich stand, noch weitere, neue Projecte zu ersinnen. So trug er sich noch mit dem Gedanken des „Belorbeerten Taubenordens“, der sich mit Antiquitäten und Historie beschäftigen sollte. Und fast gleichzeitig machte der Unerschöpfliche den Vorschlag zu einer „Academia Pauperum“, einer gelehrten Anstalt für dürftige Jünglinge, wenigstens nicht das Abgeschmackteste, was sein erfinderischer Kopf ersonnen hat. Doch blieb es hierbei überall bei dem bloßen Vorschlag, und als dann sein Versuch mit der Gründung des historischen Reichscollegs seit dem Jahre 1703 als vollständig gescheitert betrachtet werden mußte, fing auch er zu verstummen an. Im J. 1711 ist er gestorben.

Vgl. meinen Aufsatz im „Neuen Reich“ (Jahrg. 1881) und die Geschichte der deutschen Historiographie (München 1885, S. 597 ff.).

Wegele.

Paulmann: Johann Ludwig P., geboren am 24. November 1728 zu Verwolda im Braunschweigischen, studirte zu Helmstedt, ward im J. 1759 Prediger zu Oelper bei Braunschweig und sodann im J. 1767 Prediger an der Brüderkirche in Braunschweig. Er starb hier am 28. December 1807 als Senior und Consistorialassessor. P. war mit Elieser Gottlieb Küster und Johann Joachim Eschenburg (s. A. D. B. VI, 346) Herausgeber des neuen Braunschweigischen Gesangbuches vom Jahre 1779; er lieferte zu diesem Gesangbuch, das sich unter den Gesangbüchern jener Zeit noch durch ein gewisses Maßhalten in der Veränderung der alten Lieder vortheilhaft auszeichnet, fünf eigne Lieder; unter diesen befindet sich auch sein Lied: „Wohlzuthun und mitzutheilen, Christen, dies vergeßt doch nicht“, ein Lied, das auch noch in neuere Gesangbücher, wie in das Hamburger vom Jahre 1842, Aufnahme gefunden hat. Außerdem gab er zwei Sammlungen eigner geistlicher Lieder „nach dem Inhalt einiger Kanzelvorträge“ heraus (1776 und 1790). Er ist (nach Heerwagen) der Pastor P . . . an der B . . . .kirche in der Stadt B., dessen Begabung und Beredsamkeit in dem bekannten Romane von Karl Philipp Moritz „Anton Reiser“ (1. Theil, Berlin 1785, S. 112 ff.) so außerordentlich gerühmt werden; ist die Schilderung auch übertrieben, so wird doch mancher Zug in ihr geschichtlich sein.

Heerwagen, Literaturgeschichte I, S. 254 f.; II, S. 210 f. — Rambach, Anthologie V, S. 389 f. — Rotermund zum Jöcher V, Sp. 1718 f. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., VI, S. 237.

l. u.

Paulssen: Anton Jacob P., Philologe und Schulmann, 1792—1835. In Jena im J. 1792 geboren erhielt P. nach privater Vorbereitung im elterlichen Hause den ersten Schulunterricht auf dem Lyceum zu Eisenberg und besuchte dann das Gymnasium in Weimar, wo Franz Passow und Joh. Schulze seine Lehrer waren. 1810 bezog er die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Nach dem Tode Griesbach's und dem Weggange Augusti's gab er

jedoch das angefangene Studium auf und widmete sich seit 1812 der classischen Philologie, beschäftigte sich aber auch mit philosophischen Studien und poetischen Arbeiten. 1814 trat er unter die freiwilligen reitenden sächsischen Jäger, ohne jedoch wegen des bald eingetretenen Friedensschlusses noch im Felde verwendet zu werden. Noch in demselben Jahre erwarb er auf Grund seiner Dissertation: „Observationes criticae in Catullum“ den Doctortitel und begann darauf Vorlesungen über Aristophanes und Horaz zu halten, „nicht ohne Beifall, aber ohne sonderliche Aussicht für seinen Unterhalt“. Im Herbst 1816 begab er sich nach Heidelberg, vornehmlich um die kurz vorher aus Rom dorthin zurückgebrachten Handschriften näher zu untersuchen. Eine Frucht dieser Arbeiten war das einige Jahre später erschienene „Supplementum var. lect. ex ipso cod. Palatino Anthologiae collato“, dessen Bedeutung namentlich durch Fr. Jacobs rühmend anerkannt wurde (s. Vorrede zum Delectus epigrammatum Graecorum S. 27, wo die „incredibilis fere diligentia“, welche P. in diesem „liber praestantissimus“ bewiesen, hervorgehoben wird). Nach Jena zurückgekehrt begann er 1817 Vorlesungen über Archäologie, Mythologie und Symbolik, entschloß sich aber noch in demselben Jahre, auf die akademische Laufbahn zu verzichten und eine Stelle als Inspector an der Ritterakademie in Liegnitz anzunehmen, die er aber bald (Ostern 1819) mit der eines Oberlehrers am Gymnasium in Ratibor vertauschte. Bereits im Anfange des Jahres 1824 wurde er vom Ministerium zum Gymnasialdirector ernannt und mit der Leitung des k. Gymnasiums in Essen betraut, übernahm auch das neue Amt mit lebhaftem und kraftvollem Eifer, wurde aber bald von immer häufiger wiederkehrenden Nervenzufällen heimgesucht, welche bereits 1828 zu einer ernsten Gefahr für sein geistiges Vermögen wurden. Ostern 1829 wurde er in die Provinzial-Irrenanstalt in Siegburg überführt und 1831 in den Ruhestand versetzt; er starb in Siegburg am 26. Januar 1835. Die großen Hoffnungen, welche seine Jugendschriften, denen keine weiteren gefolgt sind, erweckt hatten, blieben unerfüllt.

Paulssens Selbstbiographie in den „Miscellanea biographice paedagogica“ im Essener Gymnasialprogr. 1825, S. 3—10. — Buddeberg, Gedächtnißrede auf den Director A. J. Paulssen, im Essener Gymnasialprogr. 1835, S. 3—12.

R. Hoche.

Paulsen: Charlotte P., geb. Thornton (Philanthropin). Geboren in Hamburg am 4. November 1798, eine Tochter des angesehenen Kaufmanns John Thornton, welcher, wie seine nächsten Vorfahren, der in Hamburg privilegirten Englischen Colonie (Court) angehörte. Sie galt in jungen Jahren in den Kreisen der Hamb. Gesellschaft als eine höchst liebenswürdige Erscheinung, gleich ausgezeichnet durch Anmuth und Eleganz wie durch lebhaften muntern Geist und große Herzensgüte, als eine Weltdame im besten Sinne des Worts, verheirathet seit 1814 mit dem Makler A. Ch. Paulsen, welcher 1855 verstarb. Daß eine von ihr im J. 1851 unternommene Reise nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, woselbst sie einen neunmonatlichen Aufenthalt nahm, zusammenhing mit ihren soeben begonnenen menschenfreundlichen Bestrebungen, erscheint wahrscheinlich. Der lebhafte Thätigkeitstrieb ihres Charakters lenkte die Grundgütigkeit ihres gefühlvollen Herzens auf den Plan der Stiftung eines Frauenvereins zur Unterstützung der selten ausreichenden männlichen Armenpflege. Dies bereits seit längerer Zeit in Hamburg durch Amalie Sieveking's weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege mit großem Segen angebaute Gebiet bot allerdings noch genugsam Terrain auch für die Wirksamkeit eines zweiten Vereins. Charlotte P. entschloß sich vielleicht um so lieber zur Gründung eines solchen, als ihre der liberalen Richtung angehörige religiöse Ueberzeugung mit dem auf positiv christlichem Boden stehenden Sieveking'schen Verein nicht harmonirte. Der

von ihr im J. 1849 zu Stande gebrachte Damenverein hat seitdem mit anerkennungswerthem Eifer und Fleiß seine humanen Ziele verfolgt und namentlich durch die von ihm geschaffenen Institute einer Kinderbewahranstalt und einer Mädchenschule höchst segensreich gewirkt. Frau Ch. P. starb am 15. November 1862 und wurde, ihrem Verlangen gemäß, in einfachster Weise auf dem Begräbnißplatze der damals concessionirten Freien Gemeinde (einer Abtheilung des St. Gertrudenfriedhofes) unter Theilnahme zahlreicher Freunde und Verehrer bestattet.

Eine treue Helferin und Theilnehmerin aller ihrer menschenfreundlichen Bestrebungen besaß Frau Ch. P. in ihrer Gesinnungsgenossin Frau Emilie Wüstenfeld geb. Capelle, aus Hannover, geb. daselbst am 17. August 1817, verheirathet 1841 mit dem Hamb. Kaufmann Julius Wüstenfeld. Dem Paulsen'schen Frauenverein beigetreten, wurde sie bald eine der thätigsten Mitarbeiterinnen, und nach der Stifterin Tode, Präsidentin. Ihrem pietätsvollen Eifer verdankt das dem Andenken an die verewigte Freundin gewidmete „Paulsen-Stift" sein Entstehen; das im J. 1866 eingeweihte Gebäude beherbergt sowol die Kinderbewahranstalt als die Mädchenschule, welche jetzt 370—380 Zöglinge zählt. Aber die Thätigkeit der Frau W. beschränkte sich nicht auf diese Dinge. Eifrig bedacht, dem weiblichen Geschlecht geeignete Mittel zu selbständiger Erwerbsthätigkeit zu verschaffen, brachte sie im J. 1867 einen „Verein zur Förderung weiblicher Erwerbsthätigkeit" zu Stande, als dessen verdienstvolles Werk die Errichtung und Leitung einer besonderen weiblichen Gewerbeschule in St. Georg zu betrachten ist. — Frau Emilie W. starb am 2. October 1874. Auch ihre Bestattung auf dem St. Jacobi-Begräbnißplatz erfolgte unter Betheiligung eines zahlreichen Gefolges von Freunden und Verehrern. Zu ihrem bleibenden Andenken wurde von denselben eine nach ihr benannte Emilie Wüstenfeld-Stiftung zu Stande gebracht, deren Zweck die Erhaltung der von ihr geleiteten Institute ist, des Frauenvereins zur Unterstützung der Armenpflege und dessen im Paulsenstifte befindlichen Schöpfungen, sowie des Vereins zur Förderung weiblicher Gewerbethätigkeit.

S. Hamb. Schriftsteller-Lex. VI, 10 und VIII, 183. — Weigelt, zur Erinnerung an Frau Emilie Wüstenfeld, Hamburg 1875.

Beneke.

Paulßen: Christian Heinrich P., der sich meist nur Christian P., zuweilen auch Pauelßen schrieb, stammte wahrscheinlich aus Holstein, wurde Kammerrath des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg und starb zu Grevesmühlen am 29. Januar 1753. 1717 war er, früher Officier im kaiserlichen Dinst, nach Mecklenburg gekommen um Pfandgüter zu erwerben, trat 1718 in herzoglichen Dienst und wurde als Oberadministrator der sequestrirten ritterschaftlichen (v. Bassewitz'schen und v. Bülow'schen) Güter, welche der Herzog den nach Ratzeburg geflüchteten Mitgliedern des ritterschaftlichen „Engeren Ausschusses" hatte abnehmen lassen, eingesetzt; er nannte sich als solcher auch Landeshauptmann. Seinem Herzog treu verfiel er dadurch der Gehässigkeit und der Rache der Familie v. Bassewitz, als die hannoverschen Executionstruppen 1719 ins Land rückten. Vom hannoverschen Obersten Lucius gefangen wurde er 11 Wochen im schwedischen Wismar gefesselt gehalten, dann nach Rostock geschleppt und nach übler Behandlung der hannoverschen Commission überliefert. Die Bösartigkeit des unerhörten Verfahrens lag darin, daß die Junker, voran der Oberstlieutenant Joachim v. Bassewitz, den herzoglichen Administratoren aus deren Privatmitteln den vom Herzog erduldeten Schaden mit Zinsen auspressen wollten, wozu die „adelige Commission" ohne weiteres die Hand bot. Am 5. März 1720 befahl der Reichshofrath, P. auf freien Fuß zu setzen, der Befehl wurde unterschlagen.

Einem erneuerten Befehl, vom 31. October 1720, gab die Commission auf v. Bassewitz' Betrieb ebenfalls keine Folge. Die andern Administratoren wurden auch niederträchtig behandelt. Zwei und ein halbes Jahr hatte Paulßen's Gefangenschaft gedauert, da gelangte des Reichshofraths Spruch endlich zur Ausführung. Während Karl Leopold von 1721—1730 in Danzig war, verwandte er P. von 1724—1726 in Wien als politischen Agenten, wobei er sich sehr gewandt und der damaligen Bestechungskünste kundig zeigte. Er wußte die Sache soweit fertig zu bringen, daß wenn der Herzog gewollt hätte, er seine Absichten in Wien wohl hätte durchsetzen können, während sein officieller Beauftragter, der Canzleirath Dr. Christian David Schröder, keine Ahnung von Allem gehabt zu haben scheint. Der Herzog sollte sich zuerst dem Kaiser unterwerfen, katholisch werden und das Kloster Doberan dem Benedictiner-Orden übergeben. Nach mehreren Reisen in Geldsachen für den Herzog ernannte dieser P. 1730 zum Kammerrath. Auf seine Veranlassung kehrte Karl Leopold dann nach Schwerin zurück und 1733 stellte er ihn mit an die Spitze des Aufgebots zur Landesvertheidigung gegen seinen Bruder, den „kaiserlichen Commissarius“ Herzog Christian Ludwig II. P. folgte 1735 dem flüchtenden Karl Leopold nach Wismar, blieb bei ihm bis 1738 und zog dann nach Grevesmühlen. Seine Forderungen hat weder Karl Leopold noch Christian Ludwig ihm bezahlt. Sein Sohn erster Ehe, später dänischer Generalmajor, war 1765 als „Karl Leopold v. Leunbach“, geborner Paulßen, geadelt, während er als Major im jütischen Dragonerregiment zu Veile stand.

Lisch, Jahrb. 16, S. 135—151. Krause.

Paulsen: Johann Christian P., Forstmann, geb. am 15. November 1748 zu Uslar (am Solling), † am 10. Januar 1825 auf seinem Gute Nassengrund bei Blomberg. Sein Lebenslauf bietet keine hervorragenden Momente dar. Auch beschränkte sich sein Wirkungskreis auf ein verhältnißmäßig kleines Gebiet. Er leistete aber auf diesem nicht nur als Wirthschafter Hervorragendes, sondern gab auch in forstmathematischer Beziehung wissenschaftliche Anregungen, deren weitere Verfolgung später Männer ersten Ranges beschäftigte.

Sein Vater war hannover'scher Verwaltungsbeamter und scheint namentlich eine gute mathematische Ausbildung besessen zu haben. Nach seiner Versetzung als Amtmann nach Lachem (bei Hameln) kam er auch mit dem Forstwesen in nähere Berührung und nahm diese Gelegenheit wahr, sich bezügliche Kenntnisse anzueignen. Der Sohn Johann Christian scheint nur eine mittelmäßige Schulbildung genossen zu haben; in der Hauptsache wurde er sowohl in den allgemeinen Wissenschaften, zumal der Mathematik, als im Gebiete der Forstwirthschaftslehre von seinem Vater unterrichtet. Eine förmliche forstliche Lehrzeit bei einem praktischen Forstmann scheint er zwar nicht durchgemacht zu haben, jedoch suchte er sich durch zeitweisen Aufenthalt bei erfahrenen Forstverwaltern die nöthigen praktischen Kenntnisse und Fertigkeiten im Forstwesen zu verschaffen. Sein äußerer Lebensgang nahm folgenden Verlauf: Durch Rescript der Churfürstl. hannover'schen Domänenkammer vom 28. Mai 1771 erhielt er — dem Ansuchen seines Vaters gemäß — seine erste Anstellung als Adjunct des reitenden Försters Rühmann zu Hemeringen (im Amte Lachem), jedoch vorläufig noch ohne Gehalt. Nach dem kurze Zeit darauf erfolgten Ableben seines Vorgesetzten wurde er durch Patent vom 12. September 1771 zum wirklichen reitenden Förster daselbst ernannt. Zu Anfang des Jahres 1789 verließ er den hannover'schen Forstdienst, um laut Patent vom 1. Mai d. J. als Oberförster in den fürstlich lippe'schen Staatsforstdienst mit dem Wohnsitze in Schieder überzutreten. Gleichzeitig hiermit wurde ihm die Inspection und Controle über die

Horn'schen, Kohlstädter, Eckelauer, Berlebecker, Hiddeser und Varenholzer Forste im Fürstenthum übertragen. Die von dem Kammerrath G. F. Führer entworfene, aber wenigstens theilweise (I. Abschnitt) wohl seiner Feder entstammende Forstordnung vom 28. Februar 1791 bestimmte in einer angehängten Instruction, daß er die herrschaftlichen Forstreviere des ganzen Fürstenthums, alternirend mit dem Forstmeister Pählig, alljährlich bereisen und inspiciren solle. 1794 wurde er mit der Verwaltung des damals noch im gemeinschaftlichen Besitze von Lippe (4/5) und Paderborn, später Preußen (1/5) befindlichen Schwalenberger Reviers mit dem Amtssitze in Biesterfeld betraut. Auch in dieser Stellung behielt er die Revision der gesammten herrschaftlichen Reviere in der seitherigen Weise bei. Seine auf Hebung des lippe'schen Forstwesens gerichteten Bestrebungen fanden zwar in den zwei verdienten Männern: Kammerrath Führer und Jagdjunker (später Landkammerrath) A. v. Donop wesentliche Unterstützung, allein eine Anzahl der seiner Inspection unterstellten Revierförster, welche mit den durch einen nicht zunftmäßig herangebildeten Vorgesetzten eingeführten Betriebsvorschriften unzufrieden waren, wußte es, unter Pählig's Führung, doch durchzusetzen, daß ihm die betreffende Revision 1797 ohne Weiteres abgenommen und er sogar dienstlich in eine Untersuchung verwickelt wurde. Obschon diese nicht ungünstig für ihn verlief, wurde er doch durch diese und andere ihm durch die Intriguen seiner Gegner bereitete, unverdiente Kränkungen verbittert; da sich überdieß noch rheumatische und sonstige körperliche Leiden hinzugesellten, suchte er 1812 um seine Pensionirung nach. Er erhielt diese aber erst auf wiederholtes Andrängen am 1. October 1815, worauf er sich auf das durch seine Verheirathung mit Amalie Kapaun (1791) erworbene Gut Nassengrund (bei Blomberg) zurückzog, um hier theils der Verwaltung desselben, theils der Wissenschaft zu leben.

Seine erstere größere Leistung auf forstpraktischem Gebiete war die in den beiden Jahren 1787 und 1788 bewirkte Taxation der Schieder'schen und Blomberger Forste behufs Theilung derselben zwischen der landesherrlichen Linie (Lippe-Detmold) und der erbherrlichen (Schaumburg-Lippe) des fürstlichen Hauses Lippe. Er führte diese Taxation nach seinem vor Beginn der Arbeit der Kammer zu Detmold im Manuscripte vorgelegten „Entwurf zur wirthschaftlichen Eintheilung des Holzvorraths sowohl in Eichen- als auch in Buchenforsten, so überhaupt als Baum- und nicht als Schlagholz betrieben werden“ aus. In diesem Entwurfe finden sich bereits die Grundzüge der „rationellen“ Taxationsmethode niedergelegt, welche er 1795 (s. später) in einer Druckschrift weiter entwickelte und welche Dr. Joh. Christ. Hundeshagen (s. A. D. B. XIII, 401) noch später (1826) — aber selbständig, da ihm Paulsen's Arbeit nicht bekannt gewesen zu sein scheint — zu einem förmlichen Waldertragsregelungsverfahren ausgebildet hat. Die bei diesem Geschäfte von ihm bewiesene Befähigung, Geschicklichkeit und Betriebsamkeit waren die nächste Veranlassung zu seinem Uebertritt in fürstlich lippe'sche Dienste. Sein Hauptverdienst lag aber in der unter höchst schwierigen Verhältnissen bewirkten Ueberführung des in den lippe'schen Forsten bis 1791 stattgehabten regellosen Plänterbetriebes in den geregelten Hochwaldbetrieb oder — wie es in den Acten heißt — „regulären Betrieb“. Die Grundlagen der neuen Wirthschaft sind in den bereits genannten von dem Landescurator Grafen Ludwig Heinrich Adolph zur Lippe erlassenen Forstordnung zu suchen. Außerdem führte er — neben seiner durch bergiges Terrain, sowie verwickelte Holzabgabe- und Servitutverhältnisse sehr erschwerten Revierverwaltung — noch mehrfache Waldtheilungen, Forsteinrichtungen und sonstige größere taxatorische Arbeiten in vorzüglicher Weise durch.

Seine wissenschaftliche Tüchtigkeit documentirte P. — abgesehen von dem bereits genannten „Entwurfe“ ꝛc. — durch folgende zwei Arbeiten: 1) „Kurze praktische Anweisung zum Forstwesen, oder Grundsätze über die vortheilhafteste Einrichtung der Forsthaushaltung und über Ausmittelung des Werthes vom Forstgrunde; besonders auf die Grafschaft Lippe angewendet.“ Diese Schrift wurde 1795 mit dem Vermerke „verfasset von einem Forstmanne und bevorwortet vom Oberförster Kuntze zu Erzen“ von dem bereits genannten Kammerrath G. F. Führer herausgegeben. Eine zweite Ausgabe erschien 1797. Es findet sich hierin die erste nähere Nachweisung über die Größe der Holzvorräthe und des Nutzungsfactors normal bestockter Waldflächen, begründet auf Untersuchungen über den Wachsthumsgang der Bestände. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind erst 1847 — also über zwei Jahrzehnte nach Paulsen's Tode — durch Theodor Hartig in dem unten genannten Werke in der Form von Ertragstafeln veröffentlicht worden. Dieselben erstrecken sich über den Ertrag der Rothbuchen-, Eichen-, Fichten- und Kiefernhochwaldbestände, sowie der Buchenniederwälder auf gutem, mittelmäßigem und schlechtem Boden. — 2) „Ueber die richtigste Art der Berechnung des Zuwachses an ganzen Holzbeständen in den Waldungen.“ Als Manuscript 1800 veröffentlicht, gelangte diese Arbeit erst durch die Fortsetzung der Hundeshagen'schen Beiträge zur gesammten Forstwissenschaft von Dr. J. L. Klauprecht (1845) zur Kenntniß in weiteren Kreisen. Hier lehrt P. u. A. zuerst die Ermittelung der Baumformzahlen und bringt die Laubhölzer bezüglich ihrer Kronenausdehnung in drei Baumclassen, welchen etwa die (Form-) Coefficienten 0,75, 0,66 und 0,50 entsprechen. Das Princip der Unterscheidung von Wuchsklassen (der Bäume) und Gruppirung der Formzahlen hiernach, um erstere als Anhaltspunkte zum Einschätzen der Formzahlen am stehenden Holze zu benutzen, ist von den meisten späteren Bearbeitern der Formzahlen (Cotta, König, Preßler, Baur ꝛc.) beibehalten worden. P. gehört nach diesen Andeutungen mit zu den begabtesten, ihrer Zeit weit vorausgeeilten Forstmännern. Seine in wirthschaftlicher und wissenschaftlicher Beziehung gleich ersprießliche Thätigkeit war schon zu einer Zeit mit noch ziemlich mangelhaften taxatorischen Hülfsmitteln der Erforschung der Ertragsverhältnisse unserer Wälder gewidmet, welche heutzutage in dem Arbeitsprogramme der deutschen forstlichen Versuchsanstalten eine Frage ersten Ranges bildet.

Dr. Th. Hartig, Vergleichende Untersuchungen über den Ertrag der Rothbuche im Hoch- und Pflanzwalde, im Mittel- und Niederwaldbetriebe nebst Anleitung zu vergleichenden Ertragsforschungen, 1847. Die Einleitungsworte sind den Manen Paulsen's gewidmet, enthalten aber einige unrichtige Daten in Bezug auf den äußeren Lebensgang. — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, VII. Band, 1875, S. 388 (J. C. Paulsen. Ein forstliches Lebensbild vom Oberförster Maertens zu Schieder). — Fr. von Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, IV. S. 243, Nr. 2882. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. II. S. 295 und 352 (Biographie); III. S. 261 und 273.

R. Heß.

Paulsen: Paul Detlev Christian P., schleswig-holsteinischer Jurist, geb. am 10. Januar 1798 zu Flensburg, wo sein Vater Kaufmann war, † daselbst in der Nacht vom 27. auf den 28. December 1854. Er studirte seit 1816 die Rechte in Göttingen, Berlin, Heidelberg, Kiel, bestand 1821 auf Gottorf das juristische Amtsexamen, erlangte 1824 zu Kopenhagen den Doctorgrad und ward 1825 außerordentlicher Professor des Dänischen Rechts an der Universität Kiel. 1828 unternahm er eine Reise durch Deutschland und Italien. 1842 zum ordentlichen Professor der Rechte in Kiel ernannt, ging er 1848

nach Kopenhagen als „provisorischer“ Mitarbeiter der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei, wurde dort in demselben Jahre Etatsrath, 1850 erstes Mitglied der Oberjustizcommission, des späteren Appellationsgerichts für das Herzogthum Schleswig, 1851 Mitglied der Notabelnversammlung in Flensburg. Sein Hauptwerk ist das „Lehrbuch des Privat-Rechts in den Herzogthümern Schleswig und Holstein“ (Altona 1834; 2. Aufl., mit dem lauenburgischen Rechte vermehrt, Kiel 1842). Nach seinem Tode erschienen seine „kleineren Schriften“ gesammelt, nebst einer biographischen Einleitung von H. N. Clausen (Kopenhagen 1857—1859, 3 Bde.).

Schriftsteller-Lexika von Lübker und Schröder, S. 421. — Erslew 2, 539, mit Supplement 2, 629. — Alberti, 2, 163.

Steffenhagen.

Paulus: Heinrich Eberhard Gottlob P., der „Rationalist“, ist geboren am 1. September 1761 zu Leonberg im Herzogthum Würtemberg, † am 10. August 1851 zu Heidelberg, als Professor der Theologie und Geheimer Kirchenrath.

Sein Geburtshaus war dasselbe Leonberger „Helferhaus“, in welchem 14 Jahre später der Philosoph Schelling das Licht der Welt erblickte; sein Vater der damalige Helfer oder Diakonus Gottlob Christoph P. (geb. am 9. Februar 1727 zu Markgröningen, † am 20. Mai 1790 ebendas.), seine Mutter Marie Christine geb. Köstlin. Jener, ein Schüler des Tübinger Wolfianers J. G. Canz und des Theologen Chr. Matth. Pfaff, halb Skeptiker, halb Pietist, ein begabter und kenntnißreicher, aber schroffer und eigensinniger Mann, war durch den frühen Tod seiner Frau in einen Zustand nervöser Aufregung versetzt und zuletzt, theils weil er mit Geistererscheinungen und mystischem Conventikelwesen sich abgegeben, theils weil er durch ein politisches Pamphlet (Der württembergische Solon 1765) einflußreiche Persönlichkeiten sich zu Feinden gemacht hatte, vom Stuttgarter Consistorium „ob absurdas phantasmagoricas visiones“ 1771 seines Amtes entsetzt worden. Nachdem der junge P. von seinem Vater, zu dessen Phantastereien er freilich bald kritisch sich verhielt, den ersten Unterricht erhalten, durchlief er nach rühmlich bestandenen Landexamen die würtembergischen Klosterschulen Blaubeuren und Bebenhausen (1775—79) und widmete sich dann 1779—84 im Tübinger Stift dem Studium der Philosophie, Geschichte und Theologie. Der Philosoph G. Ploucquet, der Historiker Chr. Fr. Rösler, der Orientalist Chr. Fr. Schnurrer, der Theologe Chr. G. Storr übten auf ihn nach seinem eigenen Bekenntniß den größten Einfluß. Daneben aber waren es theils mathematische Studien, theils die Bekanntschaft mit den Schriften von Semler, J. D. Michaelis u. A., durch welche schon damals während seiner Tübinger Studienzeit die rationalistischen Anschauungen in ihm begründet wurden, denen er dann lebenslang mit unverrückter Consequenz treu geblieben ist. Schon damals fand er beim Studium der paulinischen Briefe, daß der Apostel unter der christlichen Glaubensgerechtigkeit nichts anderes verstehe als „Gott gefällige Rechtschaffenheit aus Ueberzeugungstreue“. „Denken und Wollen des Rechten“ erschien ihm schon jetzt als Kern und Stern des Christenthums, mathematische Präcisirung der Lehrsätze als Aufgabe aller, auch der theologischen Wissenschaft; denn „was nicht mit mathematischer Gewißheit sich beweisen läßt, ist auch religiös und sittlich unwahr“.

Nachdem er 1781 durch eine Dissertation über die Weissagungen des Jesaias Magister geworden war, 1784 sein theologisches Examen mit glänzendem Erfolg bestanden hatte, wurde ihm die Stelle eines Secretärs bei der Christenthumsgesellschaft in Basel angetragen. Er lehnte sie ab, weil er sich selbst nicht mehr für gläubig genug hielt, um den dort an ihn gestellten Anforderungen genügen zu können, übernahm vielmehr zunächst die Stelle eines Hauslehrers

bei seinem väterlichen Oheim, Oberamtmann Paulus in Schorndorf, 1786 aber das Vicariat an der dortigen lateinischen Stadtschule und beschäftigte sich daneben mit exegetischen und dogmenhistorischen Privatstudien. Einen entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben bildete eine wissenschaftliche Reise, die er 1787—88 mit Hülfe eines von dem Freiherrn von Palm in Kirchheim und eines von der herzoglichen Regierung verwilligten Reisestipendiums unternahm: sie führte ihn zuerst nach Norddeutschland, wo er insbesondere in Göttingen bei seinen schwäbischen Landsleuten Planck, Spittler und Reuß freundliche Aufnahme und Förderung fand, dann nach Holland, England, Frankreich, wo er theils mit theologischen und pädagogischen Studien, theils mit orientalischen Handschriften, überhaupt aber mit allem Wissenswerthen sich beschäftigte. Interessante Mittheilungen aus seinem handschriftlich noch vorhandenen Reisejournal s. bei Reichlin-Meldegg Bd. I, S. 81—150.

Während P. noch in England weilte, dachte Planck in Göttingen daran, ihn für die dortige Universitätspredigerstelle und ein theologisches Lehramt vorzuschlagen und ließ zu diesem Zweck einige Predigten von ihm über Einheit und Geistigkeit Gottes drucken (Lemgo 1788). Kaum war er aber in seine schwäbische Heimath zurückgekehrt und eben im Begriff, in das Tübinger Repetenten-Collegium einzutreten: da erhielt er im April 1789 einen Ruf nach Jena als Professor der orientalischen Sprachen, für den soeben nach Göttingen abgegangenen Johann Gottfried Eichhorn. Nachdem er zuvor noch, freilich gegen den Willen seines Vaters, mit seiner Cousine Karoline Paulus, Tochter des Oberamtmanns Gottlieb Friedrich Paulus in Schorndorf, am 2. Juni 1789 sich hatte trauen lassen, traf er am 12. Juni in Jena ein, um sofort seine Vorlesungen über hebräische Sprache und den Prediger Salomonis zu beginnen. Nachdem er zunächst 1789—93 als Mitglied der philosophischen Facultät vorzugsweise mit orientalischen und alttestamentischen Studien, Vorlesungen und litterarischen Publicationen (z. B. einer arabischen Grammatik, einer Clavis in Psalmos, mit Herausgabe eines neuen Repertoriums für biblische und morgenländische Litteratur 1790 ff., einer neuen Zeitschrift für Philosophie und Geschichte der Religion unter dem Titel „Memorabilien“ 1791 ff.) sich beschäftigt, aber auch in anregendem Verkehr mit Reinhold, E. Schmidt und anderen jungen Männern in das Studium der Kant'schen Philosophie sich vertieft hatte: wurde er 1793 nach Döderleins Tod zum ordentlichen Professor in der theologischen Facultät ernannt und hatte nun vorzugsweise über Exegese des neuen Testamentes, aber auch über Dogmatik und Ethik zu lesen, während er zugleich, wie er selbst einmal schreibt, „in alle Gebiete der heiligen Theologie hinein zu ravagiren sucht“. Mit den damaligen Notabilitäten Weimars und Jenas, insbesondere mit seinen Landsleuten Schiller, Wieland, Niethammer, aber auch mit Goethe, Herder, Reinhold, Fichte ꝛc. steht er in freundschaftlicher Verbindung, entwickelt aber neben all diesem vielseitigen Freundesverkehr fortwährend einen enormen Fleiß in schriftstellerischen Publicationen, giebt orientalische Reisebeschreibungen mit Kupfern und Karten (Jena 1792—1804), eine Sammlung von J. D. Michaelis kleinen Schriften, die Werke Spinoza's mit Anmerkungen und Lebensbeschreibung (Jena 1803) und Anderes heraus, liefert zahlreiche Beiträge zur Jenaischen, Halleschen und Leipziger Litteraturzeitung und legt seine Ansichten über biblische Geschichte und das Leben Jesu in einer Menge von Abhandlungen und Programmen nieder, insbesondere in seinem 1800—1802 erschienenen Evangeliencommentar, der durch die darin ausgeführte Methode der sog. natürlichen oder psychologisch-pragmatischen Wundererklärung großes Aufsehen macht. Heftige Angriffe gegen den freisinnigen Theologen blieben nicht aus. Das Eisenacher Consistorium, an seiner Spitze Generalsuperintendent

Schneider, verklagte ihn den 10. Januar 1794 bei den sächsischen Regierungen wegen seiner gegen die christliche Offenbarung gerichteten Lehrvorträge und verlangte seine Entfernung von seinem theologischen Lehrstuhl, weil er den Grund der christlichen Religion zu untergraben, die Geschichte Jesu und der Apostel lächerlich zu machen, mit einem Wort die christliche Religion abzuschaffen und die Träumereien einer Religion der Vernunft einzuführen suche. Das Meininger Consistorium schloß sich, wenn auch in milderen Ausdrücken, der Anklage an; ein von Herder verfaßtes Gutachten des Weimarer Oberconsistoriums dagegen nahm sich des Verklagten an und warnte vor Maßregeln, die viel mehr Schaden als Nutzen stiften würden. Der Herzog Karl August legte die Denunciation ad acta. Der auf die akademische Lehrfreiheit gemachte Angriff war gescheitert (März 1794). An litterarischen Anfechtungen des Jenenser Rationalisten und Wundererklärers fehlte es zwar auch ferner nicht (wie z. B. Lavater die von P. vorgetragene Umdeutung des Meerwandelns Jesu in ein Wandeln am Meere geradezu für „schief, dumm und frech“ erklärte); aber in seiner amtlichen Stellung und Wirksamkeit blieb P. fortan unangefochten, während er freilich die über seinen Collegen Fichte aus Anlaß des Forberg'schen Atheismusstreites 1799 hereinbrechende Katastrophe weder durch freundschaftlichen Rath noch durch seine amtliche Intercession als Prorector der Universität abzuwenden vermochte (vgl. Paulus, Skizzen S. 168 ff.; Reichlin-Meldegg I, 308 ff.; Karl Hase, Jenaisches Fichtebüchlein. Leipzig 1856. S. 37 ff.; J. G. Fichte's Leben und Briefwechsel I, S. 292 ff.).

Aber auch seines Bleibens war nicht mehr lange in Jena. Seine Gesundheit wie die seiner „kleinen Frau“, die ihn 1791 mit einer Tochter Caroline Sophie, 1802 mit einem Sohne beschenkt hatte, schien unter den Einflüssen des Jenaer Klimas zu leiden; der Kreis der Freunde lichtete sich; die Universität drohte bei den ungünstigen Zeitverhältnissen zu veröden. Mit Freuden folgte er daher einem Ruf des Kurfürsten von Baiern nach Würzburg als ordentlicher Lehrer der Theologie an der Universität und als „protestantischer Landesdirectionsrath im kirchlichen Departement“. Seine Lehrthätigkeit an der Universität, welche der baierische Minister Graf Montgelas zu einer paritätischen und zu einem Centralpunkt der Aufklärung inmitten der überwiegend katholischen Bevölkerung des früheren Fürstbisthums zu machen gedachte, und wo P. in Ermangelung protestantischer Zuhörer den katholischen Seminaristen Vorlesungen über theologische Encyklopädie zu halten hatte, bis denselben vom Bischof der Besuch derselben verboten wurde, war keine befriedigende; die collegialischen Verhältnisse zu seinem Landsmann Schelling, der mit ihm unter einem Dach zusammen wohnte, gestalteten sich, wie es scheint durch Schuld der Frauen, Caroline Paulus und Caroline Schelling, die ihren schon von Jena her datierenden Damenkrieg in Würzburg fortsetzten, nicht aufs angenehmste (vgl. Aus Schelling's Leben in Briefen, Bd. II, S. 1 ff.). Auch an giftigen Angriffen, Verleumdungen und Verdächtigungen gegen den ketzerischen Theologen, der seiner katholischen Umgebung von Anfang an ein Dorn im Auge war, fehlte es nicht; am verdrießlichsten aber waren ihm selbst die vielen Consistorialgeschäfte, die ihm die Zeit zu litterarischen Arbeiten wegnahmen, und von denen er vergeblich loszukommen suchte, da er, wie er sagte, „lieber Gerste essen wollte, als Consistorialrath sein“. Dennoch lehnte er Rufe zu theologischen Professuren in Dorpat und Erlangen ab, weil ihn die bairische Regierung festzuhalten suchte. Als aber Würzburg seit 1. Januar 1806 infolge des Preßburger Friedens die Hauptstadt eines Kurfürstenthums unter dem Großherzog von Toscana geworden war, so wurde P., nachdem seine beabsichtigte Berufung zu einer theologischen

Professur an der Universität Altorf sich zerschlagen hatte, im März 1807 als k. bairischer Kreis- und Schulrath nach Bamberg, 1808 in gleicher Eigenschaft nach Nürnberg, 1810 nach Ansbach versetzt, wo er besonders um Hebung des Volksschulwesens (z. B. durch Neubearbeitung eines allgemeinen Lesebuchs für Stadt- und Landschulen 1808, durch Abfassung einer populären Anthropologie oder Selbsterkenntnißlehre), aber auch um Erhaltung und Verbesserung des Nürnberger Gymnasiums, um die Vorbildung der evangelischen Theologen ꝛc. sich verdient machte. Obgleich seine Stellung eine äußerlich befriedigende, insbesondere auch sein Verhältniß zu seinem Freund und Landsmann F. J. Niethammer in München, dem damaligen Ministerialrefenten in Kirchen- und Schulsachen, ein für Beide sehr angenehmes war: so sehnte sich P. dennoch fortwährend zurück aus der praktischen in eine akademische Wirksamkeit und ergriff daher mit Freuden den ehrenvollen und vortheilhaften Ruf, der 1810 nach langem Harren durch den badischen Minister von Reitzenstein an ihn gelangte, zu einer philosophischen und theologischen Doppelprofessur in Heidelberg. Als prof. ord. theol. et phil. mit dem Charakter eines Geheimen Kirchenrathes, als Nachfolger der beiden nach Berlin abgegangenen Professoren de Wette und Marheineke, als College von Daub, Schwarz und Abegg hatte P. hier nicht blos das Fach der Exegese und biblischen Theologie, sondern auch das ihm bisher noch fremde der Kirchengeschichte zu übernehmen. Mit eiserner Energie arbeitete er sich in die verschiedenen ihm obliegenden Disciplinen ein und auch das Verhältniß zu den Collegen, besonders zu dem „Mystiker“ Daub, gestaltete sich durch des Letzteren Liebenswürdigkeit freundlicher als P. erwartet hatte. Er selbst blieb freilich in seiner Auffassung der heiligen Schrift und des Christenthums, besonders in seiner Evangelienerklärung und seiner Behandlung des Lebens Jesu, über welches er wiederholte, auch von Nichttheologen besuchte Vorlesungen hielt, seinem schon in Tübingen und Jena gewonnenen Standpunkt der rationalistischen, oder, wie er sie selbst nannte, psychologisch-pragmatischen Betrachtung und der sog. natürlichen Wundererklärung unveränderlich treu, sodaß er als der hervorragendste, aber auch letzte Repräsentant dieser Richtung nach allen ihren Licht- und Schattenseiten angesehen werden kann. „Jesus ist ihm der reine Mensch, aber ein Mensch, der in der ganzen übrigen Menschengeschichte seines Gleichen nicht hat, der weise Lehrregent, der der Menschheit ein neues Gesetz und Vorbild der Geistesrechtschaffenheit und der Ueberzeugungstreue bis zum Tod gegeben und dadurch das Wohlergehen der Menschheit gefördert hat.“

33 Jahre lang, von 1811—44, wo er 83 Jahre alt nach einer mehr als 50jährigen Lehrthätigkeit in den Ruhestand getreten ist, hat P. in Heidelberg gelehrt und gewirkt, und stets mit der unwandelbaren „Ueberzeugungstreue“, unbeirrt durch die Veränderung des Zeitgeistes, aber auch durch die Fortentwicklung der philosophischen und theologischen Wissenschaft, denselben Standpunkt des „vulgären Rationalismus“ oder, wie er selbst ihn nennt, der „gotteswürdigen Denkgläubigkeit“ in der Wissenschaft wie im Leben vertreten. Während in den ersten Heidelberger Jahren seine Lehrthätigkeit ihn so sehr in Anspruch nahm, daß er zu größeren litterarischen Arbeiten keine Zeit fand, so ließ in späteren Jahren seine Docententhätigkeit mehr und mehr nach und beschränkte sich seit 1831 auf wenige Stunden, zuletzt seit 1833 auf bloße Ankündigung von zwei alternirenden Vorlesungen über „Biblische Theologie im Zusammenhang mit Vernunft und Erfahrung“ und über „Geschichte des Urchristenthums nach seiner Bildung durch äußere Schicksale, Lehre und Verfassung“. In demselben Maße aber, wie die akademische Lehrthätigkeit abnahm, wuchs seine litterarische Fruchtbarkeit, die sich keineswegs auf theologische Fragen beschränkte,

sondern mehr und mehr auch auf politische und allgemeine Tagesfragen sich ausdehnte. Mit besonderem Interesse verfolgte er insbesondere 1816 und in den folgenden Jahren die Verfassungskämpfe in seinem würtembergischen Vaterlande, sodaß sich damals sogar das Gerücht verbreitete, P. werde, wie dereinst sein Landsmann Spittler, in das würtembergische Ministerium berufen werden (vgl. Nippold, Rothe's Leben I, 46). Er gab 1816 eine Sammlung der Haupturkunden der würtembergischen Landesgrundverfassung und verschiedene auf jene Fragen und Kämpfe bezüglichen Broschüren heraus (z. B. über „Vertretung der Kirchen in den Ständeversammlungen"; „Philosophische Beurtheilung der Wangenheim'schen Idee der Staatsverfassung", Heidelberg 1817). In Stuttgart wurde aber diese Einmischung des Heidelberger Professors in die politischen Landesangelegenheiten so übel vermerkt, daß P. 1819, als er seinen todkranken Sohn in Stuttgart besuchte, aus Würtemberg ausgewiesen wurde, da man meinte, daß er nur zum Zweck politischer Umtriebe dort sich aufhalte (s. die von P. herausgegebenen Actenstücke u. d. T. „Zur Sicherung meiner Ehre", Heidelberg 1819). In demselben Jahre gründete P. eine eigene kirchlich-politische Zeitschrift u. d. T. „Sophronizon oder unparteiisch-freimüthige Beiträge zur neueren Geschichte, Statistik und Gesetzgebung der Staaten und Kirchen", 1819—31 zu Frankfurt und Heidelberg in 13 Bänden erschienen, worin er alle Fragen der Tagesgeschichte, der Gesetzgebung und Politik erörterte oder durch Andere besprechen ließ. Einer seiner Hauptmitarbeiter war sein College Johann Heinrich Voß, dessen berüchtigter, gleich im ersten Jahrgang erschienener Aufsatz „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" dem Herausgeber eine Verwarnung von Seiten des großherzoglichen Staatsministeriums zuzog, „bei Auswahl der Aufsätze für seine Zeitschrift behutsam zu sein". Besonderes Aufsehen erregten sodann im J. 1823 die Aufsätze von P. über den bekannten Fonk'schen Proceß, die ihrem Verfasser den juristischen Doctortitel von Seiten der Freiburger Juristenfacultät eintrugen; ferner seine Artikel über die Städel'sche Stiftung in Frankfurt, über die Wessenbergische Sache u. A.

Von theologischen Arbeiten aus der Heidelberger Zeit sind noch zu nennen: eine „Gedächtnißrede am Säcularfest der Reformation 1817, über Luther's Anwesenheit in Heidelberg"; sein „Theologisch-exegetisches Conservatorium" 1822; „Ursprung der althebräischen Literatur" 1823; „Beleuchtung des Jubelablasses" 1825; „Der Denkgläubige" 1825 und 1829; „Kirchenbeleuchtungen" 1827; insbesondere aber sein theologisches Hauptwerk: „Das Leben Jesu als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristenthums" 1828 (über dieses Werk vgl. besonders D. F. Strauß, „Leben Jesu für das deutsche Volk", Leipzig 1864, S. 13 ff.); ferner „Aufklärende Beispiele zur Dogmen-, Kirchen- und Religionsgeschichte" 1830; „Exegetisches Handbuch über die 3 ersten Evangelien" 3 Theile 1831—33; „Paulus' Lehrbriefe an die Galater und Römer" 1831; „Des Apostel Paulus Ermahnungsschreiben an die Hebräerchristen" 1833. Weit zahlreicher aber sind die Streit- und Flugschriften über Tagesfragen. In den drei Decennien von 1816—46 ist in der That kaum ein Jahr vergangen, in dem P. nicht mit irgend einer Schrift oder Broschüre auf dem Büchermarkt oder auf dem Kampfplatz erschienen wäre: so schrieb er 1816 „Verschiedenes über die Württembergischen Verfassungskämpfe" (s. o.), 1817 „über die Frankfurter Judenschaft", 1818 „über das neueste Betragen des römischen Kirchenregiments", 1819 „Zur Sicherung meiner Ehre", 1823 „Historisch-politische Schilderungen, Warnung vor Justizmorden", 1824 und 1825 „Rechtserforschungen", 1826 „Lebens- und Todeskunde von J. H. Voß", 1827 „Privatgutachten über die Frage, ob ein römisch-katholischer Regent oberster Bischof einer evangelischen

Kirche sein könne", 1828 über „Duellvereine und akademische Freiheit", 1831 über „die Judenfrage", über „Preßfreiheit", 1834 über „Homöopathie oder Reinarzneilehre", 1835 über „Entdeckungen unserer neuesten Philosophen" (gegen Schelling), 1836 über „Preßfreiheit aus Anlaß der Gutzkow'schen Wally", 1837 „Conversationssaal und Geisterrevue", 1838 und 1839 „Principienkampf zwischen römischer Hierokratie und deutscher Staatsrechtlichkeit" (aus Anlaß des Kölner Streits), 1839 über „Theologische Lehrfreiheit und Lehrerwahl" (aus Anlaß des Züricher Straußenputsches), 1839 „Votum über den Altenburgischen Rationalismusstreit", 1840 über „die unirte Kirche der Pfalz", 1841—44 „Neuer Sophronizon", 1842 über „Kirchenzucht", 1842 über „den Magdeburger Gebetstreit", über „das anglikanische Bisthum in Jerusalem", 1843 „Zur Berichtigung der Ehescheidungsgesetze" ꝛc. Einen Höhepunkt seines Lebens bildete im J. 1839 die Feier seines 50jährigen Docentenjubiläums, bei welcher Gelegenheit ihm von nah und fern zahlreiche Huldigungen und Ehrenbezeugungen zu Theil wurden: Die Heidelberger Facultät (Abegg, Umbreit, Ullmann, Lewald) ehrte ihn durch einen Jubelabdruck seiner Schrift über das Hohelied; die Stadt Heidelberg durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts; Deputationen aus Baden und der Pfalz begrüßten ihn als den unermüdlichen Kämpfer für Licht und Recht; fast alle theologischen Facultäten Deutschlands, mit Ausnahme von Berlin und Bonn, übersandten ihre Glückwünsche. Als Ausdruck seiner „gerührtesten Dankbarkeit für die vielen bei diesem Anlaß ihm zugekommenen, den Zeitgeist charakterisirenden Zuschriften, aber auch als Aufforderung zum Verbreiten des einfach-reinen christlichen Pflichtenglaubens und zur Auflösung alles Dogmenzwanges und Dogmenstreites" veröffentlichte P. die „Skizzen aus seiner Bildungs- und Lebensgeschichte", Heidelberg 1839, die eine Hauptquelle für seine Lebensgeschichte bilden. Desto unerquicklicher für ihn selbst wie für das Publicum war dann aber wenige Jahre nachher der von dem 82jährigen Greis muthwillig hervorgerufene Streit mit seinem speciellen Landsmann und ehemaligen Jenenser und Würzburger Collegen, dem Philosophen F. W. J. Schelling, dessen Philosophie P. schon früher in anonymen und offenen Schriften bekämpft und den er als „Charlatan, Taschenspieler, Speculanten und Obscuranten, Irrlehrer" ꝛc. titulirt hatte, während Schelling seinerseits P. als einen „Satan und Erbfeind seiner Philosophie", ja als „Erbfeind alles Höheren und Besseren", als einen „gottverlassenen Menschen" bezeichnet. Der lang verhaltene Groll kam zum Ausbruch aus Anlaß von Schelling's Berufung nach Berlin 1841. P., der sich berufen glaubte, „den philosophischen Humbug des alten Speculanten zu entlarven" ließ die von Schelling im Winter 1841—42 gehaltenen Vorlesungen über Offenbarungsphilosophie wörtlich nachschreiben, um sie dann mit kritischen Anmerkungen herauszugeben unter dem Titel „Die endlich offenbar gewordene Philosophie der Offenbarung, der allgemeinen Prüfung vorgelegt durch Dr. H. E. G. Paulus." Darmstadt, Leske 1842. Schelling klagte bei Gericht wegen unbefugten Nachdrucks, da „gegen die vollkommene Ehr- und Schamlosigkeit des 82jährigen Sünders durch kein Mittel etwas zu gewinnen sei, als durch Geldstrafe und Geldentschädigung". Das Buch wurde in Preußen mit Beschlag belegt. P. schrieb eine „Vorläufige Appellation an das wahrheitsliebende Publikum": „Die Schelling'sche Philosophie erscheine ihm als Attentat auf die gesunde Vernunft, dessen Entlarvung mit allen Mitteln ein gemeinnütziges Werk, ja geradezu eine Pflicht sei". Die Gerichte entschieden zu seinen Gunsten: Paulus wurde freigesprochen, die Beschlagnahme aufgehoben. Schelling verzichtete auf die ihm von der preußischen Regierung ertheilte venia legendi: „sei sie nicht im Stande, ihn gegen Nachdruck zu schützen, so sei er nicht im Stande zu lesen". P. hatte seinen Zweck erreicht. — Zum letztenmal trat er auf den Kampfplatz der Tageslitteratur mit

einer Schutzschrift für den Deutschkatholicismus: „Zur Rechtfertigung der Deutsch-Katholiken. Eine historische und staatsrechtliche Beleuchtung.“ Karlsruhe 1846, 8°, worin er die staatliche Unterdrückung einer allerdings in sich selbst haltlosen Richtung aufs entschiedenste mißbilligt. Von da an ist er nicht mehr an die Oeffentlichkeit getreten, zeigte aber fortan ein lebendiges Interesse für alle wichtigen politischen, kirchlichen, wissenschaftlichen Erscheinungen, las und ließ sich vorlesen, correspondirte mit alten Freunden, wie Salat, v. Wessenberg, v. Reitzenstein u. A., beschäftigte sich mit Ausarbeitung einer Schrift über Goethe, in der er alte Erinnerungen aus der Jenaer Zeit niederlegte, die aber nicht mehr zur Vollendung kam. Ja noch in seinen letzten Lebenstagen dictirte er einen Aufsatz gegen die damals im J. 1851 in Heidelberg aufgetretenen Jesuitenmissionäre.

Sein zuvor so glückliches häusliches Leben hatte schmerzliche Störungen erlitten — zuerst durch die unglückliche Verheirathung seiner einzigen Tochter Sophie Caroline mit August Wilhelm von Schlegel (30. August 1818) und die bald auf die Hochzeit gefolgte Trennung beider Ehegatten, dann durch den Tod seines einzigen 17jährigen Sohnes (28. August 1819), zuletzt durch den Tod seiner innig geliebten, geistig begabten, 55 Jahre lang mit ihm in glücklicher Ehe verbundenen Gattin († 11. März 1844) und den bald darauf gefolgten Tod der Tochter (1847). Der körperlich von jeher schwächliche, aber geistes- und willensstarke Mann vereinsamte mehr und mehr; aber „die Rationalität hielt ihn aufrecht“. Die Revolutionsstürme der Jahre 1848 und 1849 brausten an ihm vorüber: er verhielt sich ihnen gegenüber sehr nüchtern und zurückhaltend. Die alte Bundesacte fand er immer noch besser als die neue Frankfurter Reichsverfassung; er spottete über die alte Untugend der Deutschen, qui semper conveniunt et nunquam conveniunt, und über die Frankfurter Kaisermacher, „welche flackern und gaggern, ehe das Ei gelegt ist“. So lange es ihm seine geschwächte Sehkraft erlaubte, setzte er seine Aufzeichnungen fort in Prosa und Versen. Zuletzt erblindet, sieht er den Tod immer näher kommen und beschäftigt sich viel mit Gedanken über das Sterben und über die Fortdauer des Geistes nach dem Tode. Im Juli stellen 1851 sich die Symptome einer rasch verlaufenden Wassersucht ein. Endlich am 10. August 1851 schlägt dem 90jährigen seine letzte Stunde. Sein letztes Bekenntniß, das er noch wenige Stunden vor seinem Ende aussprach, war: „Ich stehe rechtschaffen vor Gott durch das Wollen des Rechten“, sein letztes Wort: „Es giebt eine andere Welt!“ Mit ihm starb einer der Väter, aber auch der letzte Epigone des theologischen Rationalismus des 18. Jahrhunderts. Die Geschichte der neueren Theologie kennt keinen, in welchem die Theologie der Aufklärung oder der theologische Rationalismus einen so charaktervollen Ausdruck gefunden hätte, wie in P. Er glaubte an den Rationalismus und lebte wie er glaubte. Während Andere von ihrem fortgeschrittenen theologischen Standpunkte aus oder von den Höhen der philosophischen Speculation herab spotteten über den alten vulgären und ordinären Rationalismus mit seiner nüchternen und platten Verständigkeit und Geistesarmuth, über einen „Denkglauben, der zu denken glaubt und zu glauben denkt“: so war es ihm selbst ein heiliger Ernst mit seiner „Rationalität“, seiner „göttlichen Denkgläubigkeit, Geistesrechtschaffenheit und Ueberzeugungstreue“; denn ihm war der Rationalismus nicht blos eine theologische Ansicht, sondern seine Religion, seine Wissenschaft, sein Lebensideal. Als höchste Aufgabe des Theologen und Christen erschien es ihm: „durch Wissen, Wollen und Vollbringen des Rechten dieses Leben für sich und für andere zu machen zum Anfang eines ewigen seligen Lebens.“

Hauptquellen für seine Lebensgeschichte sind theils seine eigenen Mittheilungen in einer kurzen, in Beyer's Magazin VII, 3, 329 abgedruckten Selbstbiographie, und in den „Skizzen aus meiner Bildungs- und Lebensgeschichte zum Andenken an mein 50jähriges Jubiläum." Heidelberg und Leipzig 1839. 8°, theils die aus dem reichen litterarischen Nachlaß wie aus mündlichen Mittheilungen geschöpfte ausführliche Biographie unter dem Titel „Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit", dargestellt von Karl Alexander Freiherrn von Reichlin-Meldegg. 2 Bde. Stuttgart 1853. 8°. Außerdem sind zu vergleichen Schenkel in der Protest. Realencykl. 1. Aufl. Bd. XI, S. 252 ff. — Kahnis, ebend. 2. Aufl. Bd. XI, S. 391 ff. — A. Hausrath, in den Badischen Biographien herausgegeb. von Fr. v. Weech. Heidelberg 1875. Bd. II, S. 119 ff. und in Hausrath's religionsgeschichtlichen Schriften 1883. — H. Döring in Schmidt's Nekrolog der Deutschen. 1851. I, 614 ff. — G. Frank, Geschichte der prot. Theologie, III, 345 ff. — Baur, Kirchengeschichte des XIX. Jahrh. S. 100 ff. — Ueber seine Stellung in der Geschichte der protest. Theologie vgl. Baur, Dogmengeschichte III, S. 400 ff. — Landerer, Neuere Dogmengesch. S. 59 ff. — Ueber seine Stellung in der Geschichte der Exegese s. E. Reuß, Geschichte der h. Schriften des N. T. 1874, S. 318 f. — Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften bei Reichlin-Meldegg II, S. 465 ff.

Auch seiner Gattin, Elisabeth Friederike Caroline P. geb. Paulus, gebührt eine Stelle in der deutschen Litteraturgeschichte, theils wegen einiger poetischer Versuche, die sie pseudonym oder unter ihrem eigenen Namen herausgab, theils wegen der freundschaftlichen Beziehungen, in welchen sie zu Schiller, Goethe, Voß, Jean Paul und anderen Notabilitäten der classischen und romantischen Schule des 18. und 19. Jahrhunderts gestanden hat. Sie war geboren den 14. September 1767 zu Schorndorf in Würtemberg als Tochter des dortigen Oberamtmanns Gottlieb Friedrich Paulus und seiner Frau Friederike Elisabeth geb. Bilfinger. Ihr Vetter, der Theolog P., verlobte sich mit ihr während seines Schorndorfer Aufenthalts kurz vor dem Antritt seiner wissenschaftlichen Reise 1787, hielt aber die Verlobung anfangs geheim, weil er der entschiedenen Abneigung seines Vaters gegen diese Verbindung gewiß war. Trotz des väterlichen Widerspruchs aber, den er anfänglich zu überwinden suchte, verheirathete er sich mit ihr vor seinem Abgang nach Jena den 2. Juni 1789. In den Jenaer Kreisen wurde die kleine, niedliche, lebhafte und gescheute Frau, die nicht blos eine treffliche Hausfrau war, sondern auch durch ihr geselliges Talent, ihre ästhetische und musikalische Bildung sich auszeichnete, freundlich aufgenommen; insbesondere fand Goethe, der das Paulus'sche Haus in Jena gern besuchte, Gefallen an ihrem anmuthigen und „neckischen Wesen", unterhielt sich gern mit ihr, erzählte ihr Märchen und Geschichten, theilte ihr manche seiner Gedichte handschriftlich mit, besuchte sie auch noch später in Heidelberg. Angeregt durch diesen schöngeistigen Verkehr beschäftigte sie sich auch selbst in ihren Nebenstunden mit schriftstellerischen Versuchen, gab unter dem Pseudonym Eleutheria Holberg einen Roman „Wilhelm Dumont" (Lübeck 1805) heraus, der von Goethe in der Jenaischen Litteraturzeitung 1806, 167 günstig recensirt wurde; später in der Heidelberger Zeit folgte ein Roman „Adolph und Virginia oder Liebe und Kunst" (Nürnberg 1811); „Natalie Percy", eine Novelle nach dem Französischen (Nürnberg 1811), eine Uebersetzung von Voltaire's Trauerspiel „Semiramis" (ebenda 1811), und ein Bändchen „Erzählungen", Heidelberg 1823. Am 2. Juni 1839 feierten beide Ehegatten ihre goldene Hochzeit, er 78, sie 72 Jahr alt. Nach längerem Kränkeln und nach manchen trüben Lebenserfahrungen, die ihr der frühe Tod ihres einzigen Sohnes († 1819) und die unglückliche Heirath

ihrer einzigen Tochter mit A. W. v. Schlegel (1818) bereitet hatte, starb sie den 11. März 1844 in Heidelberg, schmerzlich beklagt von ihrem 82jährigen Gatten, der ihre „denkkräftige Richtung und die thätig-gute Anwendung all ihrer vorzüglichen Anlagen“ rühmt und sie dem wohlwollenden Andenken der Freunde empfiehlt, „das sie verdiente und von Vielen genossen hatte“.

Vgl. über sie Goedeke, Grundriß II, 1129 fg. — Brümmer, Deutsches Dichterlexikon, Bd. II. — Waitz, Caroline II, 115. — Besonders aber K. A. Reichlin-Meldegg in seiner Biographie ihres Mannes, Bd. I, S. 77 ff., Bd. II, S. 1 ff. Wagenmann.

Paulus: Karl Eduard von P., Topograph, Geognost und Alterthumsforscher, geb. am 29. Januar 1803 in Berghausen bei Speier, † am 16. Juni 1878 zu Stuttgart, stammte aus einer altwürttembergischen Beamtenfamilie. Schon im Jahre 1806 kam er mit seinen Eltern, welche sich nur vorübergehend in der Pfalz aufgehalten hatten, nach Stuttgart, wo sein Vater eine Anstellung als Registrator fand. P. durchlief das dortige Gymnasium bis zur achten Classe (Obersecunda) mit mehr Eifer für leibliche als für geistige Uebungen, wie er sebst oft zu erzählen pflegte. Sein „freier froher Sinn“ leitete ihn auch bei der Berufswahl. Er trat im J. 1819 in eine stuttgarter Privatforstschule ein und ging das Jahr darauf als Zögling zu dem Revieramte Böblingen. Allein, so wohl es ihm im Walde war, konnte er doch nicht widerstehen, als er im J. 1822 von Mittnacht, dem Vorstande der damaligen württembergischen Landesvermessung, eine Stelle als Zeichner angeboten erhielt. Er hatte die dem Forstmanne nöthige Kunst der Terrain-Aufnahme und -Darstellung mit besonderer Lust und ungewöhnlichem Geschicke zu betreiben angefangen. Nach zwei Jahren zog ihn der Vorstand des statistisch-topographischen Bureaus, Memminger, (s. A. D. B. XXI, 309) zu dieser Anstalt herüber, wo sein kartographisches Talent unter der Leitung des ehemaligen Ingenieur-Officiers Ferd. Dürrich eine treffliche Schulung fand. Der von dem Bureau nach den Ergebnissen der Landesvermessung in den Jahren 1821—1851 herausgegebene topographische Atlas des Königreichs Württemberg im Maßstabe von 1 : 50,000 gab die schönste Gelegenheit, auf diesem Felde Lorbeeren zu pflücken. Auf nicht weniger als 23 von den 55 Blättern dieses Werkes ist P. als Mitarbeiter genannt. Den wärmsten Dank der wanderfrohen Jugend in Schwaben erwarb sich P. durch seine erstmals im J. 1834 im Maßstabe von 1 : 450 000 herausgegebene Karte des Königreich Württemberg, an deren Stelle im J. 1841 seine Karte des Königreich Württemberg und der hohenzollern'schen Fürstenthümer im Maßstab von 1 : 400 000 trat, welche fortwährend verbessert mehrere neue Auflagen (die letzte im Jahre 1874) erhielt. Das Blatt darf sich neben den besten Leistungen seiner Zeit sehen lassen. Auch zu kartographischer Lehrthätigkeit wurde P. von der württembergischen Regierung zuweilen verwendet, so zum Unterricht im Planzeichnen an der Akademie Hohenheim im Jahre 1845 und 1851 und im Kartenlesen für Officiere im J. 1869. — Mit der Aufnahme und Darstellung der Oberfläche des Landes verband P. von Anfang an auch das Studium der geognostischen Verhältnisse. Er erwarb sich autodidaktisch die allgemeinen geognostischen Kenntnisse seiner Zeit und trug durch eigene Untersuchungen nicht wenig zur Erweiterung der württembergischen Gesteins- und Bodenkunde bei. Der geognostische Theil von vielen Oberamtsbeschreibungen ist von ihm bearbeitet. Bei der im J. 1863 begonnenen Herausgabe der geognostischen Specialkarte von Württemberg war er als Mitredacteur betheiligt; einige Blätter derselben und deren Begleitworte sind von ihm selbst gefertigt. Die genannten Oberamtsbeschreibungen, deren 26 von 64 (vom Jahre 1850 an) dem Hauptinhalte nach von ihm verfaßt sind, gaben ihm manchfache Gelegenheit, sich auch auf anderen

Gebieten der Landeskunde zu erproben. So sind z. B. die darin von ihm gegebenen Landschafts- und Ortslagebeschreibungen, die Schilderungen der Lebensweise und Sitten der Bevölkerung kleine Meisterstücke seiner „schlichten guten Feder". Auch in dem Werke: Das Königreich Württemberg, eine Beschreibung von Land, Volk und Staat. Herausgegeben vom statistisch-topographischen Bureau, Stuttgart 1863, sind diese Abschnitte von ihm ausgeführt. — Sein Lieblingsfeld aber, dessen Bebauung ihm einen bleibenden wissenschaftlichen Namen sichert, war die Alterthumskunde. Schon als Zögling in Böblingen fing er an, die Spuren, welche die Römer in Straßen und Wohnplätzen auf württembergischem Boden zurückgelassen hatten, aufzusuchen; bald aber ging er auch den Resten der germanischen und vorgermanischen Vorzeit, den Reihengräbern und Grabhügeln nach. Seine kartographischen und geognostischen Berufsarbeiten führten ihn kreuz und quer durch das Land; er benützte diese Reisen und längeren Aufenthalte in den verschiedensten Landestheilen immer zugleich auch für seine archäologischen Forschungen. Im Umgange mit Pauly, Stälin und anderen Archäologen von Fach lernte er von römischer Alterthumskunde so viel zu, als ihm für seine praktischen Bedürfnisse nöthig war; auch mit den früheren Ausgrabungen und Funden, soweit sie litterarisch fixirt waren, machte er sich bekannt. Aber es fiel ihm in seiner klugen Bescheidenheit nie ein, selbst den gelehrten Archäologen spielen zu wollen. Er setzte sich vielmehr als den Praktiker gerne in einen erklärten Gegensatz gegen den Buchgelehrten, übrigens mit so viel gutem Humor und aufrichtiger Achtung vor höheren Kenntnissen, daß ihm niemand darüber gram werden konnte. Sein Hauptbestreben war darauf gerichtet, das Netz der römischen Straßen- und Befestigungslinien, soweit es sich über württembergischen Boden erstreckte, wieder aufzufinden. Von den in älteren Aufgrabungsberichten sicher nachgewiesenen oder von ihm selbst entdeckten Wohnplätzen und Straßenstücken ausgehend, schritt er, wo möglich immer auf neue Funde fußend, langsam und bedächtig vorwärts. Füllte er wol zuweilen auch ein Mittelstück durch Combinationen aus oder machte er einen Schritt ins Ungewisse voraus, so stützte er sich dabei nicht auf historische Hypothesen, sondern auf seine in der Praxis allmählich erworbenen Anschauungen von der römischen Straßenführung, Befestigungsweise und Ansiedlungsart. Mit immer schärferem und sicherem Blicke wußte er dieselben auf jedes gegebene Terrain anzuwenden. Konnten seine Vermuthungen durch Grabungen, wozu ihm selten zureichende Mittel zu Gebot standen, nicht sogleich erhärtet werden, so wartete er geduldig Jahre und Jahrzehnte lang, bis zufällige Aufdeckungen oder kleine Schürfungen den nachträglichen Sachbeweis lieferten. Lange Zeit nur für sich sammelnd und aufzeichnend fing er zuerst an, in den württembergischen Jahrbüchern von 1830, 33, 34 Nachrichten über neuentdeckte Alterthümer und Römerstraßen zu veröffentlichen. Der Jahrgang 1835 brachte eine Abhandlung von ihm über den Limes, derselbe Jahrgang und der von 1837 einen Aufsatz über die Peutinger'sche Tafel. Später legte er einzelne Resultate seiner Forschungen auch in den Oberamtsbeschreibungen nieder, erstmals unter seinem Namen in der von Geislingen (1843) und in der Folge hauptsächlich in denjenigen Heften, welche von ihm als Hauptverfasser herausgegeben waren. Die ersten Versuche von größeren Zusammenstellungen machte P. in den Veröffentlichungen des Württembergischen Alterthumsvereins, dessen Hauptgründer und Leiter er war, so in den „Jahresheften" (I—XII, 1844—1862 in gr. Fol.) und namentlich in dem von ihm fast ganz geschriebenen 1. Bande der „Schriften" (1850—1868 in gr. 8⁰), z. B. in Heft 4, 1856: „Die Römerstraßen im Allgemeinen mit besonderer Rücksicht auf das Zehntland, nebst einer Anleitung zur Erforschung der alten Römerwege" (auch sep.); in Heft 5, 1859: „Der Schönbuch mit seinen Alterthümern" (auch sep.);

in Heft 6, 1863: „Der römische Grenzwall vom Hohenstaufen bis an den Main" (auch sep.); in Heft 8, 1866: „Erklärung der Peutinger'schen Tafel u. s. w." (auch sep.). Trotz dieser Vorarbeiten aber erregte es unter den deutschen Geschichts- und Alterthumsforschern großes Aufsehen, als P. erstmals im J. 1859 über den Gesammterwerb seiner Forschungen öffentliche Rechenschaft ablegte in der: „Generalkarte von Württemberg, 4 Blätter im Maaßstab: 1 : 20 000 (= die Mittnacht'sche Karte.) Mit archäologischer Darstellung der römischen und altgermanischen (keltischen) Ueberreste." Eine solche Fülle von römischen Wohnplätzen, ein so reiches Netz von römischen Straßen fand sich hier eingetragen, daß die Sache vielen nicht geheuer scheinen wollte. Erst als P. im J. 1875 und 1876 in den Württembergischen Jahrbüchern mit der Abhandlung: „Die Alterthümer in Württemberg aus der römischen, altgermanischen (keltischen) und alemannischen (fränkischen) Zeit" (auch sep. 1877) sozusagen den Text und die Belege zu der im J. 1867 zum zweiten und 1876 zum dritten Male aufgelegten und stets bereicherten Karte gab, fand sie allgemeinen Glauben und Württemberg wurde um eine Leistung beneidet, wie sie seine Nachbarstaaten noch heute nicht aufzuweisen haben. Noch in seinem letzten Lebensjahre widerfuhr P. auch die Genugthuung, daß eine von der württembergischen Regierung eingesetzte Commission für die archäologisch-topographische Aufnahme des römischen Grenzwalles von Lorch bis Osterburken, welche er selbst begleitete, die von ihm aufgestellte aber manchfach angezweifelte schnurgerade Linie vollkommen als richtig anerkennen mußte. — Das amtliche Leben von P. hatte seit seinem Eintritte in das statistisch-topographische Bureau einen ungewöhnlich einfachen Verlauf. Erst im J. 1836 erhielt er Staatsdienerrechte und einen festen Gehalt, 1852 den Rang, 1853 auch den Titel eines Finanzassessors, 1862 den Titel und Rang eines Finanzrathes und im J. 1877 bei seiner Pensionierung die Ehrenmitgliedschaft des Bureaus. Aber daß seine Verdienste nicht im Verborgenen geblieben waren, zeigt eine stattliche Anzahl von Medaillen und Orden seiner Landesherren, König Wilhelm und König Karl, ferner von Preußen, Baden und Hohenzollern, eine Reihe von Ehrendiplomen z. B. von dem germanischen Museum in Nürnberg als Mitglied des Gelehrten-Ausschusses, von dem römisch-germanischen Central-Museum in Mainz als auswärtiges Vorstandsmitglied, von dem archäologischen Institut in Rom und verschiedenen deutschen Geschichts- und Alterthumsvereinen, endlich die Ehrendoctorwürde von der philosophischen Facultät der Universität Tübingen, beim Jubiläum von 1877 verliehen. Sein von ihm frühe in alle seine Studien eingeweihter Sohn Eduard P. wurde ihm als Mitarbeiter auf dem statistisch-topographischen Bureau beigegeben, wo er sein Nachfolger geworden ist. Die poetische Ader, welche bekanntlich dem Sohne reichlich verliehen ist, war auch dem Vater nicht ganz versagt. Mit seinen im J. 1858 erstmals, 1861 wiederholt als Sammlung gedruckten „Waldbildern" hat er seinen Freunden, deren der biedere Mann mit dem sonnigen Gemüthe unter allen Ständen eine große Anzahl besaß, ein köstliches Andenken hinterlassen.

Vergl. den Nekrolog von J. Hartmann in Württ. Jahrbücher f. Statistik und Landeskunde Jg. 1878 I, S. 5 ff. — Den Nachruf von demselben in Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte Jg. I, 1878 S. 152 ff. — Herzog, die Vermessung des röm. Grenzwalls in seinem Lauf durch Württemberg ꝛc. in Württ. Vierteljahrshefte f. L. Jg. III. 1880 S. 81 ff. (auch sep.).

Wintterlin.

Pauly: August Friedrich P., bekannt besonders als erster Herausgeber der nach seinem Tode von Teuffel und Walz fortgesetzten und vollendeten Real-Encyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft (Stuttgart 1837 bis 1852, sechs Bände; der erste Band in neuer umgearbeiteter Auflage heraus-

gegeben von W. S. Teuffel, Stuttgart 1861—1866 in zwei Abtheilungen). Er gehörte einer ursprünglich katholischen und aus Ungarn eingewanderten Familie an; aber sein Großvater hatte seinen Sohn protestantisch erziehen lassen, und dieser war Pfarrer in Benningen bei Ludwigsburg, zuletzt in Mössingen bei Tübingen, zwischen hinein lange Jahre Professor am Seminar Maulbronn, und ist Verfasser eines für seine Zeit verdienstlichen Werkes „Methodologie für den gesammten Cursus der öffentlichen Unterweisung in der lateinischen Sprache und Literatur“ (1785—1799, 3 Bände). In Benningen wurde am 9. Mai 1796 der dem Vater gleichnamige Sohn geboren, auf den sich des Vaters Neigung für philologische Studien und den Lehrerberuf vererbte. Nach Landessitte diese Studien mit theologischen verbindend war P. Zögling zuerst des niederen Seminars Maulbronn, dann (1813—1818) des höheren in Tübingen (des sog. „Stift“), erweiterte aber seinen Gesichtskreis durch Besuch von Heidelberg, wo damals Fr. Creuzer wirkte. Später Repetent in Urach und Tübingen wurde er 1822 Rector der Lateinschule in Biberach, 1828 Professor am Gymnasium in Heilbronn, 1830 an den oberen Classen des Stuttgarter Gymnasiums, in welcher Stellung P. bis zu seinem Tode (2. Mai 1845) wirkte, als ein durch Frische, Feinheit und Geschmack wie durch echte Humanität überaus anregender, hochverehrter und allgeliebter Lehrer. Nebenbei war er auch Mitglied des statistisch-topographischen Bureau in Stuttgart, bearbeitete als solches aus dem amtlich gelieferten Stoff und auf Grund örtlicher Untersuchungen die Beschreibungen der Oberämter Wangen, Leutkirch, sowie (mit K. Pfaff) von Eßlingen und (mit Stälin) Heidenheim, Nürtingen, und besorgte im J. 1841 die dritte Auflage von Memmingers Beschreibung von Württemberg. Auf dem Gebiete der classischen Philologie nicht eigentlich gelehrter Forscher, verband er doch auch hier mit Weite des Blickes Gründlichkeit im Einzelnen, feines Formgefühl und geschmackvolle Darstellung. (Ausgaben des Horaz, 1823; einzelner Schriften des Lukianos, 1825; Senecae epist. selectae, 1825. Quaestiones Isocrateae, 1828. Uebersetzung sämmtlicher Werke Lukians in der Metzlerschen Sammlung, 1827—1832, 15 Bändchen; der Briefe des Seneca, 1832—1836, vollendet von A. Haakh.) Sein practischer Sinn führte ihn vorzugsweise der Denkmälerkunde zu, als der Vermittlung zwischen Vergangenheit und Gegenwart („Inscriptiones aliquot romanae in solo Württembergiae retectae“, 1831. „Ueber den Straßenzug der Peutinger'schen Tafel von Vindonissa nach Samulocenis und von da nach Regino“, 1836, 4. Zahlreiche Aufsätze, besonders in den württembergischen Jahrbüchern 1829 ff.). Ein anderer Theil seiner Schriften gilt der Schule: „Materialien für lateinische Stilübungen in den höheren Classen“, 1830. Herausgabe einer griechischen Chrestomathie zusammen mit Bäumlein, 1837). Vermöge seiner ebenso liebenswürdigen als im Wesenlichen festen Persönlichkeit eignete sich P. auch vortrefflich zum Mittelpunkte für ein durch die Mitwirkung mehrerer sich aufbauendes Sammelwerk, wie die genannte Realencyklopädie, deren Herausgabe er vom Jahre 1837 an besorgte und bis zum Artikel Iuno fortführte. Seine eigenen Beiträge betreffen die alte Geographie Europa's, unter welchen sich die Arbeit über Corinthus auszeichnet, und die Sittengeschichte, aus welcher die Artikel Funus und Hetären hervorzuheben sind, Muster von geistreicher Auffassung und anziehender Behandlung.

G. Schwab im Schwäb. Merkur vom 30. Mai 1845. — Vorwort zum vierten Bande der Pauly'schen Realencyklopädie (Stuttgart 1846) S. VI ff.

W. S. Teuffel.

Paumann: Konrad P. Die Orgelkunst, oder genauer gesagt das Orgelspiel feierte schon in einer Zeit Triumphe, in denen die übrigen Instrumente sich noch in dem Zustande ihrer Kindheit befanden. Schon die Verwendung

der Orgel in der Kirche gab ihr eine höhere Weihe und stellte sie als das bevorzugteste aller Instrumente hin. Dazu kam ihr lang gehaltener edler Ton, der sich der menschlichen Stimme am meisten näherte. Alle diese Umstände, vereint mit den rapiden Fortschritten ihrer technischen Verbesserung, spornten jeden Künstler an sie mit Meisterschaft behandeln zu lernen und schon vom 14. Jahrhunderte an nennt die Geschichte Männer, die trotz des allgemein verbreiteten Bestrebens sich auf diesem Instrumente auszuzeichnen, doch alle Anderen weit überragten und deren Ruhm bis auf unsere Zeit fortgetragen wurde. Ein Francesco Landino zu Florenz, der 1390 starb (blind geboren), wurde von seinen Zeitgenossen als unübertreffbarer Künstler hoch gefeiert. Ihm schloß sich Antonio Squarcialupi, ebenfalls ein Florentiner an, der 1475 starb. Deutschland blieb nicht zurück, und wenn es auch etwas später als jener Landino die Bahn des Ruhmes betrat, so reihte sich dann ununterbrochen Meister an Meister, denen In- und Ausland unbedingt die Palme zuerkannten. Der Altvater deutscher Orgelkunst ist unser Konrad P., ein Zeitgenosse Squarcialupi's. Um 1410 in Nürnberg blind geboren, erhielt er seine Erziehung daselbst durch Unterstützung hochgestellter Männer, wie ein uns glücklich erhaltenes Document mittheilt. 1446 war er bereits Organist an der St. Sebalduskirche daselbst und verheirathete sich in demselben Jahre mit Margarethe Weichserin. Dieses Ehebündniß wird uns durch ein von P. ausgestelltes Document bezeugt. (Abgedruckt in Dr. Lochner's neuer Ausgabe von Rosenplüt's Spruchgedicht, Nürnberg 1854 und daraus wieder in Chrysanders Jahrbüchern II, 75.) P. wurde nicht nur in Nürnberg hochgefeiert, sondern auch der deutsche Kaiser Friedrich III. zeichnete ihn aus und auf einer Reise nach Italien ward er, wie uns berichtet wird, besonders von den Herzögen von Mantua und Ferrara durch reiche Geschenke geehrt. Auch den Rittertitel, den er führte, wird er wohl auf dieser Reise vom Papste erhalten haben. Der Dichter Rosenplüt feiert ihn in seinem im J. 1447 abgefaßten Spruchgedichte auf die Stadt Nürnberg mit folgenden Worten (V. 257 ff.):

„Noch ist ein mayster in disem gedichte,
der hat mangel an seynem gesigt,
der heyst meyster Cunrat pawman,
dem hat got solche genad gedan,
das er ein meyster ob allen maystern ist,
wan er tregd yn seinen sinen list
dy musica mit yrm süssen don.
solt man durch kunst einen meister kron,
Er trug wol auf von golt ein kron.
mit contra tenor vnd mit faberdon,
mit primi tonus tenorirt er,
auf e lamy so sincopirt er“ etc.

Auch seine Leistungen als Componist sind wir im Stande einigermaßen zu beurtheilen, die freilich nach dem Maßstabe damaliger Kunstanschauungen und deren wissenschaftlichem Stande zu würdigen sind. Das Locheimer Liederbuch, Hds. des 15. Jahrhunderts auf der gräfl. Bibliothek zu Wernigerode, von Fr. Wilh. Arnold in Chrysander's Jahrbüchern II, 1 herausgegeben, ferner das von der Münchener Hof- und Staatsbibliothek erst jüngst erworbene Buxheimer Orgelbuch und das Münchener Liederbuch, Hds. des 15. Jahrhunderts, ebenfalls in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, herausgegeben vom Unterzeichneten im 2. Bd. des deutschen Liedes, Monatshefte für Musikgeschichte, enthalten eine Anzahl Orgelcompositionen und ein dreistimmiges deutsches Lied über den Text: „Wiblich figur, in deine schur“. Dies letztere Lied zeigt uns P. als einen für seine Zeit außerordentlich melodisch und wohlklingend schreibenden Contra-

punctisten, der mit der Fertigkeit in der Behandlung des mehrstimmigen Satzes, einer Kunst, die damals noch in der Jugend ihrer Ausbildung stand, zugleich zarte Empfindung verband, Eigenschaften, die sich in jener Zeit selten zusammen finden und selbst bei den damals bedeutendsten Componisten Italiens, der Niederlande und Frankreichs nur selten vereint waren. Weniger anmuthend berühren uns seine Orgelstücke, die mehr der damaligen virtuosen Technik huldigen als hervorragend in der Composition sind. Aber als die ersten Documente alter Orgeltechnik haben sie für uns einen höheren Werth, als manche spätere Erzeugnisse die, wenn auch bereits auf höherer Stufe der Kunst stehend dennoch gegen die gleichzeitige Gesangsmusik merklich zurücktreten, so daß sie mehr das historische Interesse in Anspruch nehmen als daß sie uns einen Kunstgenuß gewährten. Schlick's Orgelstücke, Hoffheimer's Compositionen für die Orgel, auch die der Italiener des 16. Jahrhunderts, tragen mehr oder weniger noch das Gepräge, was uns bereits bei P. entgegentritt. Rob. Eitner.

Paumgartten: Karl, Reichsritter v. P. wurde am 24. October 1796 zu Wien geboren, wo sein Vater Sigismund v. P. als Hof- und Gerichtsadvocat und als Hofrichter des Stiftes Schotten fungierte. P. verlor schon im 13. Jahre seinen Vater, und seine Mutter, eine geb. v. Sonnleithner, konnte bei ihrem geringen Vermögen nur darauf bedacht sein, ihre 7 unversorgten Kinder in irgend eine fremde Versorgung zu bringen. P. wurde nach Absolvirung der Gymnasialstudien auf den großen Gütern des Grafen Hoyos als Praktikant aufgenommen, worauf er nach einer Praxis von drei Monaten zum Kanzleischreiber befördert wurde. Er setzte seine Studien privatim fort, bis er zu Anfang des Jahres 1815 den Dienst des Grafen verließ und mit dessen Unterstützung als Privatcadett ins 49. Infanterieregiment eintrat, um gegen Napoleon zu kämpfen. Er wohnte mehreren Gefechten bei, wurde bei Mantua verwundet, nahm im März 1816 seinen Abschied und kehrte in die Dienste des Grafen zurück. Er wurde in seiner früheren Eigenschaft auf der Herrschaft Horn angestellt, nach 4 Jahren zum Controlleur der Herrschaft Hohenberg ernannt, 1821 in gleicher Eigenschaft in die Grafschaft Guttenstein und 1824 als Controlleur und Gerichtsactuar in die Herrschaft Drosendorf versetzt. Im Jahre 1826 legte er die Richteramtsprüfung ab, trat im April desselben Jahres als Praktikant bei der k. k. Tabaks- und Stempelgefällenadministration in den Staatsdienst, wurde im Mai 1827 zur provisorischen Leitung des k. k. Gefällen-Inspectorats zu Korneuburg berufen, 1829 zum wirklichen Administrator dieses Inspectorats befördert, erhielt 1833 nach Auflösung des Inspectorats die zweite Commissärsstelle bei der Cameralbezirksverwaltung daselbst, 1840 die erste Stelle, 1841 eine gleiche Stelle in Wiener Neustadt und 1844 in Wien. Im Jahre 1851 zum Finanzrath und Finanzbezirksdirector zu Unghvar in Ungarn ernannt, trat er 1856 wegen geschwächter Sehkraft in den Ruhestand und siedelte nach seinem Gute Graffachhof bei Pernitz in Niederösterreich über, wo er sich, soweit dies sein geschwächtes Augenlicht zuließ, mit litterarischen Arbeiten beschäftigte und am 19. August 1877 starb. — P. war als Schriftsteller auf juridischem, cameralistischem, politischem und poetischem Gebiete thätig. Sehr beachtenswerth ist seine „Erklärung des Strafgesetzes über Gefällsübertretungen“ (1838). Von einer großen Anzahl Dramen („König und Künstler“. — „Aus dem österreichischen Alpenleben“. — „Des Verschwenders Ende“. — „Liesli“. — „Der Dorfnotar“ u. a.) sind nur zwei dem Publicum durch den Buchhandel zugänglich gemacht worden: „Rudolf von Habsburg, dramatisches Gedicht in 5 A.“ (1859) und „Franz Rakoczy, dramatisches Gedicht in 4 A.“ (1859).

Kehrein, Biographisch-litterarisches Lexikon, 2. Bd., S. 4.

Franz Brümmer.

Pauteren: Johann v. P. oder Despautere, Pädagog und bedeutender Sprachkenner am Anfange des 16. Jahrhunderts, gehörte dem Kreise der Brüder des gemeinsamen Lebens an, und war während mehrerer Jahre Lehrer zu Ryssel (Lille), Herzogenbusch, Winoxbergen und Commines. Er war Schüler des verehrten Lehrers Gerard Cannyf gewesen, welcher noch 1512 an der Fraterschule zu Herzogenbusch lehrte, und folgte ihm dort als Lehrer. Seine Verdienste wurden sehr hochgehalten und die von ihm herausgegebene Sprachlehre wurde sogar von einer zu Mecheln am Anfang des 16. Jahrhunderts abgehaltenen Kirchenversammlung für den allgemeinen Gebrauch beim Unterricht autorisiert. Wiewohl ihm das eine Auge fehlte, wie Vossius scherzend meinte, hatte er, weit schärfere Einsicht in die Sprachlehre als die meisten Gelehrten seines Zeitalters. Dies machte nicht nur ihm selbst einen großen Namen sondern trug auch sehr zur Blüthe der Fraterschule Herzogenbusch bei, welche damals mehre hundert Zöglinge zählte. Um 1620 muß er gestorben sein; in Georgius Macropedius fand er einen vorzüglichen Nachfolger. Einige seiner Schriften, von Fabricius in seiner Bibliotheca medii aevi (II 67) erwähnt, wurden schon 1512 und 1514 gedruckt.

Delprat, Broedersch. v. G. Groote, Bl. 129, Moll, Kerkgesch. v. Nederl. II 2e st. Bl. 244 und Miraeus, Chronicon p. 336. van Slee.

Pauw: Adriaen P., Herr von Heemstede, niederländischer Staatsmann, Reinier Pauw's (s. u.) ältester Sohn, geboren 1585 in Amsterdam, kam durch des Vaters Einfluß schon in jungen Jahren in die Regierung. 1612 wurde er Rath und Pensionär von Amsterdam und stand mit seinem Vater voran in den Reihen der Opposition gegen Oldenbarnevelt. Das verschaffte ihm im J. 1619 die Stelle eines Curators der Leidener Universität; er hatte die traurige Ehre, die Säuberung der Universität zu vollziehen und Männer wie Vossius und Barlaeus aus ihren Stellen als Professoren und letzteren auch als Regent des Staatencollegiums (des Theologenconvictes) zu entsetzen. Schon früh mit diplomatischen Missionen von den Generalstaaten betraut, nahm P. als Gesandter in Frankreich, England, Dänemark und Deutschland großen Antheil an der auswärtigen Politik der Staaten, die er bald neben dem Prinzen Friedrich Heinrich zu führen hatte, als er 1631 zum Rathspensionär von Holland erwählt wurde. In den ersten Jahren nach Oldenbarnevelts Fall tief heruntergekommen erhielt das Amt durch P. wieder einigermassen die Wichtigkeit, welche es vorhin besessen. Wahrscheinlich war es eben darum, daß der Prinz ihn mit de Knuyt im J. 1635 durch die Unterhandlung über das bekannte Schutz- und Trutzbündniß in Frankreich nach Paris zu entfernen suchte und seine Abberufung zu hintertreiben wußte. P. legte darum 1636 seine Stelle als Rathspensionär nieder, behielt aber, als Abgeordneter von Amsterdam nicht allein in den Staaten von Holland sondern auch als Mitglied der holländischen Deputation in den Generalstaaten noch einen maßgebenden Einfluß. 1646 wurde er Deputirter zum Friedenscongreß in Münster und nahm an dem Lauf der Unterhandlungen als Vertreter der Friedenspartei lebhaften Antheil; die Franzosen beschuldigten ihn, gewiß mit Unrecht, sich den Spaniern verkauft zu haben. Sein Ansehen stand jetzt hoch; er ward 1649 an die Spitze der Gesandtschaft gestellt, welche, das Leben König Karls I. zu retten, vergeblich nach England abgeschickt wurde. Wenn er auch nicht zu den Gegnern Oraniens gehörte, so vertrat P. damals doch eine Politik, welche in ihren Principien der von Oldenbarnevelt näher stand, und durchaus abwich von der demokratisch-calvinistischen, welche im J. 1618 von Moritz von Oranien, Aerssens und Pauw's Vater zum Siege geführt war. Letztere war eben in Amsterdam völlig zu Boden geschlagen, eben in jener Stadt hatten jetzt die Libertiner ihren Hauptort, die Remonstranten fanden dort

zuerst Schutz, der Frieden mit Spanien fand des Handels wegen den stärksten Anhang. Und das Interesse seiner Stadt galt P. so zu sagen als das Interesse des Landes. Als Wilhelm II. seinen verfehlten Staatsstreich gegen Amsterdam führte, verblieb P. in der Neutralität, welche ihn auch an dem schroffen Auftreten der Bicker und der anderen Amsterdamer Regenten keinen Theil nehmen ließ; doch als dann der Prinz gestorben und der Rathspensionär Cats nach Abhaltung der „Großen Versammlung" seine Stelle niedergelegt hatte, ließ P. sich nach langem Sträuben und unter eigenthümlichen Bedingungen, namentlich um einer Wiederholung des Verfahrens der Jahre 1618 und 1619 vorzubeugen, 1651 aufs Neue zum Rathspensionär ernennen. Im nächsten Jahr versuchte er als außerordentlicher Gesandter vergebens den Krieg mit England abzuwenden und kam durch seinen Eifer für den Frieden in Verdacht, im Geheimen mit den Engländern zusammenzuhalten aus Feindschaft gegen das oranische Haus. Das Volk wollte sein Haus in Amsterdam und sein Schloß in Heemstede plündern; wogegen die Staaten ihn in ihre Protection nahmen. Nicht lange nachher, am 21. Februar 1653 ist er gestorben, den Ruf eines fähigen, wenn auch nicht immer groß denkenden und handelnden, etwas kleinlichen und nicht immer energischen und uneigennützigen Staatsmannes mit ins Grab nehmend. Den Fürsten und großen Herren und höfischen Diplomaten in Frankreich, England und Deutschland gegenüber erschien Pauws Auftreten als Gesandter etwas holperig und steif, wie Wicquefort sagt: P. war schon kein Kaufmann mehr, bloß Regent, wenn er auch das väterliche Vermögen eifrig vermehrte. Von seinen fünf Brüdern war der zweite, Michel (geb. 1590), der Stifter einer eigenen kleinen Pflanzung „Pavonia" am Hudson im jetzigen New Jersey, welche er aber 1637 der Westindischen Compagnie verkaufte; der dritte, Reinier, (geb. 1591) war nicht weniger als 55 Jahre lang Mitglied und Präsident des Hohen Rathes (Appell- und Cassationshof) von Holland und Seeland; der vierte, Cornelis (geb. 1593) wurde zwanzigjährig der ersten niederländischen Gesandtschaft in Constantinopel attachirt, dann Consul in Aleppo und 1631 Gesandter beim König Gustav Adolf, den er auch auf seinem Siegeszuge begleitete, wie er auch später die Verbindungen der Republik mit Oxenstjerna vermittelte, einer der ersten Diplomaten von Beruf, welche die niederländische Geschichte zählt.

Vergl. Aitzema, Saeken van Staet en Orlogh. — Wicquefort, Hist. des Prov. Unies und L'Ambassadeur. — Wagenaar's Amsterdam. und Vaderl. Gesch. und die Noten des van Wyn zu derselben. — Vreede, Gesch. d. Nederl. Diplomatie. — Arend, v. Rees, Brill & v. Vloten: Alg. Gesch. d. Vaderl. — Tydeman, De zee betwist. — Koenen in Nijhoff's Bijdragen VI & VII.

P. L. Müller.

Pauw: Peter P. (Paaw, Pavius), Arzt, 1564 in Amsterdam geboren, hatte zuerst unter Bontius, Heurnius und Dodonaeus in Leyden, später unter Duret und Fabre in Paris Medicin studirt und sich auf der letztgenannten Universität vorzugsweise mit anatomischen Arbeiten beschäftigt. Zu seiner weiteren Ausbildung ging er nach Rostock, wo er 1587 die Doctorwürde erlangte, und sodann nach Padua, wo er unter Fabrizio seine anatomischen Studien fortsetzte. Nach der Rückkehr in seine Heimath wurde er 1589 zum Prof. extraord. für Botanik an der Universität Leyden ernannt, alsbald aber zum Prof. ord. für dieses Gebiet und für Anatomie befördert. Nach beiden Richtungen hin hat sich P. um die Leydener Universität sehr verdient gemacht; auf seine Veranlassung wurde ein anatomisches Theater gebaut und ein botanischer Garten angelegt und an beiden Instituten hat er bis zu seinem am 1. August 1617 erfolgten Tode als Lehrer eine erfolgreiche Thätigkeit entwickelt. — Von seinen, vorzugsweise Botanik und Anatomie behandelnden

Schriften verdienen namentlich „Hortus publicus acad. Lugd.-Batav., ejus ichnographia, descriptio etc.“ (1601, erweitert 1603 und 1629), „Primitiae anatomicae de humani corporis ossibus“ (1615, 1630, 1633), „Andr. Vesalii epitome anatomica“ (mit Noten und Commentarien versehen, 1616, 1633), „De vulvula intestini Bauhini“ (in seinen „epistolae ad amicos“ in Fabricii Hildani Opp. med.-chir. abgedruckt) und „Observationes anatomicae selectiores“ (in Bartholini historiarum cent. III et IV) hervorgehoben zu werden. Eine von ihm verfaßte „Methodus anatomica“ ist bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts handschriftlich aufbewahrt gewesen, scheint seitdem aber verloren gegangen zu sein.

Ueber sein Leben vergl. Everard Vorst, Oratio funebris in memoriam P.-P., Leid. 1716 und Suringar, Gesch. van het geneeskundig Onderwys van de Leyd'sche Hoogeschool. — Ein Verzeichniß seiner anatomischen Schriften findet sich in Haller, Bibl. anat. I. 331.

A. Hirsch.

Pauw: Reinier P., niederländischer Staatsmann, geb. 1564 in Amsterdam, war der Sohn des Adrian P., der, aus Gouda, wo seine Familie schon länger als ein Jahrhundert in hohen Ehren stand, nach Amsterdam übergesiedelt, daselbst, namentlich durch den Ostseehandel, großen Reichthum erworben hatte, im J. 1568 wegen der hervorragenden Rolle, welche er als eifriger Reformator in den Wirren der sechziger Jahren gespielt, nach Emden geflüchtet und erst nach zehn Jahren zurückgekehrt war, doch, nach dem Sturz der katholischen Stadtregierung, 26. Mai 1578, zum Schöffen erwählt, schon im Herbste desselben Jahres starb. Der Sohn erbte des Vaters Reichthum und Einfluß in seiner Stadt und stand bald voran unter den Kaufherren, welche immer neue Handelswege aufsuchten, während er zugleich in der Stadtregierung und den Staaten keinen geringen Einfluß erwarb. Er gehörte zu den eifrigsten Vertretern des Calvinismus und ersah, wie es scheint, in den Unternehmungen in Indien und Amerika nicht allein den commerciellen sondern auch den politischen Vortheil und namentlich die Mittel, Spanien und die katholische Religion zu schädigen. Er nahm hervorragenden Antheil an der Errichtung der Vereinten Ostindischen Compagnie und suchte auch die Pläne des Wesselinx um eine westindische zustande zu bringen, zu verwirklichen. Wie es scheint, haben die weit auseinandergehenden Ansichten in diesem Punkte eine Feindschaft zwischen ihm und Oldenbarnevelt wenn nicht hervorgerufen, so doch genährt, welche schon in den Jahren, als über den Stillstand mit Spanien gehandelt wurde (1607—9), P. an die Spitze der Opposition gegen den Advocaten brachte. Freilich ein schroffer Calvinist, ein Verfechter des fortwährenden Kampfes mit Spanien, dazu seiner Stadt eine fast unabhängige Stellung vindicirend, konnte P. mit dem Haupt der Libertiner, der Friedenspartei und der Staatensouverainität nicht zusammengehen, wenn er auch dann und wann wie 1613, als er theilnahm an der Gesandtschaft nach England, um den Streit zwischen den englischen und niederländischen ostindischen Compagnien zu versöhnen, mit ihm einen Weg ging. In den folgenden Jahren stand P. mit François von Aerssens an der Spitze der Calvinisten in Holland und es erweckte große Entrüstung unter den Libertinern und bei allen, welche nicht von Parteihaß erfüllt waren, als er eine Stelle im außerordentlichen Gerichtshof erhielt, welcher den Advocaten zu urtheilen, oder besser gesagt, zu verurtheilen hatte. Die remonstrantische und libertinische Presse überhäufte P. mit bitterem Hohn, namentlich Vondel hat ihn hart angegriffen. Doch wurde er fürs nächste Jahr, 1620, zum achten Male zum Bürgermeister erwählt. Dann aber verließ ihn die Gunst seiner Mitbürger; in der Stadt verlor er seinen Einfluß; eine Gesandtschaft in Deutschland, 1623, konnte ihn dafür nicht entschädigen. 1625

mußte er es selbst erleben vom Volk bedroht zu werden wegen einer Anschuldigung des verbotenen Handels mit Spanien und in den zehn letzten Jahren seines Lebens sah er zwar seine Familie in hohen Ehren und seinen ältesten Sohn als einen Führer der niederländischen Politik thätig, aber gerade für die Principien, welche er aufs Aeußerste bekämpft hatte. Fortwährend nahm P. einen regen Antheil an den Unternehmungen auf dem Gebiete des Handels und der Colonisation. Er betheiligte sich lebhaft an der westindischen Compagnie und an der Anlage der Colonien in Nordamerika, wo sein zweiter Sohn mit seinem finanziellen Beistand die Colonie Pavonia am Hudson gründete. Er starb 1636, ein Typus jener starken, energischen und fähigen Generation von Kaufleuten und Regenten, die an der Spitze des Staates doch zugleich Handelsleute blieben. Seine Brüder, der eine, Peter, ein hoher Beamter der Provinz Holland und Vater des bekannten Anatomen und Botanikers Petrus Pavius, der andere, Jacob, Bürgermeister von Delft, waren ihm schon lange ins Grab vorangegangen. Drei seiner Söhne aber haben den Ruf seiner Familie glänzend erhalten.

Vgl. Wagenaar, Amsterdam und Vaderl. Historie, Bd. IX. — Commelin, Amsterdam. — Arend, van Rees und Brill, Alg. Gesch. des Vaderlands. — Spezielle Litteratur: Koenen in Nijhoff's Bijdragen, 1. Serie Bd. VI und über Pauw's Vater von demselben: Adriaen Pauw: Eene bijdrage tot de Handelsgeschiedenis der 16 eeuw. Amst. 1842.

P. L. Müller.

Pauwels: Barthélémy P., Drucker in Gent von untergeordneter Bedeutung, dessen Druckwerke eine sehr mittelmäßige Ausführung aufweisen. Seine Thätigkeit erstreckt sich von 1642—1644. Nach seinem im letztgenannten Jahre erfolgten Tode führte seine Wittwe das Geschäft bis 1647 fort, von da ab verschwindet der Name.

Ferd. Vanderhaegen, Bibliographie Gantoise. 8 tom. Gand 1858—66.

Pallmann.

Payen: Nicolas P. (Paien, Paen, Payenus), ein Priester und Componist des 16. Jahrhunderts, geboren gegen 1512 in Soignies, wo er anfänglich Sängerknabe war, später aber war er in der spanischen Hofcapelle in Madrid in gleicher Eigenschaft thätig. Die alten Rechnungen im belgischen Archiv zählen ihn noch im J. 1526 als solchen auf. Später wurde er in derselben Capelle sogenannter „chapelain des hautes messes“; darunter verstand man die Elite des Sängerchors. Um 1556 bekleidete er den Capellmeisterposten in derselben Capelle und starb im April 1559 zu Madrid (Fétis, Biogr. univers.). Verdiente Capellmitglieder erhielten in damaliger Zeit sogenannte Präbenden und P. besaß deren drei, wie Van der Straeten (La musique aux Pays-Bas, Bd. 3, p. 148) in den belgischen Archiven gefunden hat. Dort heißt es am 3. Juni 1553 „Messire Nicolas Payen, Capellsänger der hohen Messe, erhält aus der Präbende zu Béthune 45 Livres, 9 Sols; aus der zu Soignie 44 Livres, 10 Sols und aus der zu Lens 43 Livres, 16 Sols, 8 Deniers, Summa 133 Livres, 15 Sols, 8 Deniers.“ Fétis nennt andere Präbenden: eine zu Gaervliet, zu Valenciennes und Nivelles und fügt noch hinzu: später wurde er zum Dechant zu Turnhout um 1558 ernannt. Da Fétis hierzu keine Quelle verzeichnet und Van der Straeten, der die belgischen Archive sehr genau untersucht, nichts derartiges gefunden, so müssen wir diese Angaben vorläufig auf sich beruhen lassen. Von Payen's Compositionen sind uns durch den Druck nur 18 Gesänge erhalten, vielleicht finden sich in den Bibliotheken Spaniens handschriftlich noch einige, doch sind die dortigen Bibliotheken dem Ausländer verschlossen und die ein=

heimischen Musiker haben bis jetzt kein Interesse für die alte Kunst gezeigt. Diese 18 Gesänge sind größtentheils in Sammelwerken deutscher Verleger des 16. Jahrhunderts erschienen (siehe meine Bibliographie, Berlin 1877 p. 775). Ambros hat einen Theil derselben in Partitur gesetzt und berichtet darüber im 3. Bd. seiner Geschichte der Musik p. 303: Payen's Motetten sind ernst und tüchtig, aber trocken. Eine seiner besten Compositionen ist die Motette auf den Tod der Kaiserin Isabella, Gemahlin Karls V., „sie tönt wie das dumpfe Hallen einer Todtenglocke“. Als Meister kunstvoller canonischer Stimmenführung zeigt er sich in der fünfstimmigen Motette „Resurrectio Christi“. Außer Motetten sind auch einige Chansons und Canzonetten bekannt, die aber noch der Prüfung harren. Das deutsche geistliche Lied in Georg Rhau's Sammlung von 1544 „In Gott glaub ich“ hat wahrscheinlich ursprünglich lateinischen Text und ist der deutsche Text wohl erst durch Rhau untergelegt, damit das Lied seinen Zwecken dienstbar wurde. Rob. Eitner.

Peche: Therese P., Schauspielerin, geboren am 12. October 1806 zu Prag, starb am 16. März 1882 zu Wien. Therese P., deren Jugendgeschichte bis heute nicht genügend aufgehellt ist, war die Tochter eines österreichischen Officiers. Sie spielte in früher Jugend auf der Liebhaberbühne des sog. Niklastheaters und trat bald auch öffentlich unter Holbeins Leitung auf. Nach den Mittheilungen eines gewissen Friedrich aus Frankfurt, des Verfassers von „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten“ zog sie dann am Rhein mit einer Menagerie herum und zeigte sich als Circassierin verkleidet, als Schlangenbändigerin. Jener Friedrich entdeckte sie, entzog sie ihrem Wirkungskreis und brachte sie auf die Bühne zurück. Sie selbst hat später nach einer Mittheilung der N. Freien Presse diese abenteuerliche Jugendfahrt als erfunden bezeichnet. Im Winter 1826/27 war sie jedenfalls — ob mit Friedrichs Hülfe oder ohne diese ist kaum mehr definitiv festzustellen — Mitglied der vereinigten Theater Köln-Bonn, denen Ringelhardt als Director vorstand. In Bonn sah sie A. W. von Schlegel als Julie und war von ihrem Spiele „überrascht, erstaunt und bezaubert“. In einem Briefe, den Schlegel der Künstlerin nach der Vorstellung von Romeo und Julie damals schrieb (und der 1839 in Bäuerle's Theaterzeitung Nr. 208 veröffentlicht wurde), sagte er ihr, es sei ihr gelungen in „dieser gewagten Rolle die ganze Gewalt der Leidenschaft auszudrücken und doch alles mit der sittsamsten Zartheit und Anmuth zu überkleiden“. Und weiter hieß es: „Sie sind berufen die Werke wahrhaft großer Dichter durch Ihre Darstellungen zur Erscheinung zu bringen . . . Sie bedürfen keiner gelehrten Anleitung, Sie besitzen alles Wesentliche und Ihr natürliches Gefühl wird sie am richtigsten leiten.“ Die glänzende Zukunft, welche ihr Schlegel prophezeihte, wurde rasch zur Wirklichkeit. 1827 wurde P. als erste tragische Liebhaberin für das Hamburger Stadttheater engagirt, an dem sie um so mehr wirkte, als sie nach Uhde's zuverlässigem Urtheil damals das einzige Mitglied war, „welchem der unsagbare Reiz höchster poetischer Weihe verliehen war“. Ihre Schönheit bestätigt Lewald ausdrücklich. Obgleich sie bald Liebling der Hamburger wurde, unterzeichnete sie doch 1828 einen lebenslänglichen Contract für das Darmstädter Hoftheater und vertauschte dieses im folgenden Jahr mit dem Hoftheater in Stuttgart. Allein auch hier war ihres Bleibens nicht lange. War sie in Darmstadt erbitterten Intriguen gewichen, so vertrieb sie aus Stuttgart die Rivalität der vom König begünstigten Amalie Stubenrauch. Zu ihrem Vortheil! Denn nun erst trat sie in einen Kunstkreis und auf eine Stätte, die in theatralischer Hinsicht zu den ersten gehören: sie wurde Mitglied des Hofburgtheaters in Wien. Bis zu ihrer Pensionirung 1867 war sie Mitglied dieser hervorragenden Bühne und wirkte in dem ersten Theil dieser

Periode durch das Zarte, Sinnige, Liebliche ihres Talents unwiderstehlich in Rollen wie Ophelia, Portia, Marianne, Klärchen ꝛc., und vertrat später als ihr Organ den lieblichen Klang verloren hatte, das Fach der Salondame meist mit Vornehmheit, aber leider nicht immer mit Erfolg. — Saphir rühmte ihr treffend nach, daß sie zu dem Gefühl die Bildsamkeit, zur Empfindung das Maß und zur Leidenschaft die Grenze hinzuzufügen verstehe und daß ihre Darstellungen an dem Element der Mäßigung gezeitigt wären. — Seit 1840 war sie mit dem Franzosen Vimel de Jauzet vermählt, der 1864 starb.

Josef Kürschner.

Pechlin: Friedrich Christian Ferdinand, Baron v. P., Diplomat und Dichter. Er war geboren in Norburg auf der schleswigschen Insel Alsen, wo sein Vater Kammerherr N. O. Baron v. P. damals Amtmann war, am 22. Januar 1789, widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaft und bestand das juristische Amtsexamen 1811 mit Auszeichnung. 1813 ward er Auscultant in der schleswig-holsteinischen Kanzlei in Kopenhagen. Darauf trat er 1815 in die diplomatische Laufbahn ein als Legationssecretär bei der Gesandtschaft in Frankfurt a. M. Gegen Ende des Jahres 1823 ward er Deputirter in der schlesw.-holstein. Kanzlei. Doch dauerte dies nur bis 1825, da er wieder zur Diplomatie und nach Frankfurt zurückkehrte als Bundestagsgesandter für Holstein. Während dieser Zeit ward er schon 1825 königlicher Kammerherr, 1826 Commandeur vom Danebrog, 1828 auch Danebrogsmann, 1834 Großkreuz von Danebrog, 1841 Geheimer Conferenzrath und Excellenz. Auch seitens der Bundesfürsten wurden ihm mancherlei Auszeichnungen zu Theil. Im J. 1848 ward seine Stellung in Frankfurt unhaltbar. Nachdem er eine Zeit lang ohne Function gewesen, ward er 1852 zum Gouverneur und Landdrost des Herzogthums Lauenburg ernannt. 1856 ward er, auf sein Ansuchen, aus diesem Dienst mit Pension entlassen und trat in den Ruhestand, in dem er noch bis 1865 gelebt hat. Als Dichter machte sich P. zuerst bekannt durch seine Uebersetzung von Thomas Moore's Lalla Rookh 1830. Dann folgten Sammlungen seiner lyrischen Gedichte, 1840, 1842, 1852. Eigenthümlich ist sein Versuch, die Weltgeschichte in Versen wiederwiederzugeben: „Nachklänge der alten Geschichte, wiederhallend bis in die Neuzeit“, 1844, 2. Aufl. 1856. Er theilt die Weltgeschichte in 9 Perioden, besingt die Begebenheiten jeder Periode und schließt die neueste Zeit mit dieser Reflexion:

Wer sich ans Ewige nicht hält,
Der muß verzweifeln an der Welt,
Denn nimmer, nimmer wird er lösen
Das große Räthsel von dem Bösen,
Von seinem Fluch und seinen Ketten
Kann ein Erlöser nur erretten.
Wird neu er aus den Weh'n geboren
Der Zeiten, die auch ihn verloren,
Dann ist das Leben aus den Banden
Des Todes, Tag aus Nacht erstanden.

Dieser Versuch ist trotz seiner 2 Auflagen nicht gerade als gelungen zu betrachten!

Alberti, Schriftstellerlexikon. — Brümmer, Dichterlexikon.

Carstens.

Pechlin: Johann Nicolas P., Arzt, 1644 (oder 1646) in Leyden geboren, hatte daselbst Medicin studirt und nach Vertheidigung seiner „Dissertatio de apoplexia“ 1667 die Doctorwürde erlangt. Nach einer größeren wissenschaftlichen Reise durch Italien, wo er sich längere Zeit auf den bedeutendsten Universitäten aufgehalten hatte, wurde er 1673 zum Professor der Medicin in

Kiel und 1680 mit dem Titel Hofrath zum Leibarzt des Herzogs Christian Albrecht von Holstein-Gottorp ernannt. Nach dem Adelspatent der P.'schen Familie vom Jahre 1740 avancirte er später zum Justiz- und Kanzleirath. Er begleitete den jungen Herzog Friedrich IV. 1698 nach Stockholm, wo sich der Herzog mit König Karl's XII. Schwester Hedwig Sophie vermählte. Später (1704) ging er als Begleiter des damals vierjährigen Herzogs Karl Friedrich, dem er als Lehrer beigegeben war, noch einmal dahin und ist hier im Februar 1706 gestorben. — Von seinen litterarischen Arbeiten (ein Verzeichniß derselben findet sich bei Eloy, s. u., Haller, Bibl. anat. I 598, Bibl. chir. I 419 und Bibl. med. pract. III 221) verdienen „Observationum physico-medicarum libri III" (Hamb. 1691) genannt zu werden, die, neben manchen von Leichtgläubigkeit Pechlin's zeugenden Bemerkungen, interessante anatomische, chirurgische und medicinische Mittheilungen enthalten.

Eloy, Dict. hist. de la méd., Mons 1779 III, 507. — v. d. Aa, Biogr. Wordenboek der Nederlanden. A. Hirsch.

Pechlin: Johann Frhr. v. P., Edler von Löwenbach, gottorpischer Staatsmann, geb. 1677, † am 9/10. Februar 1757. Nach den Diplomen, durch welche er 1740 in den deutschen Adel- und 1743 unter Beifügung des Namens Edler v. Löwenbach in den deutschen Freiherrnstand erhoben ward, wäre mit König Christian I. von Dänemark aus dem burgundischen Krieg (s. A. D. B. IV, 183) ein Stephan P., aus der Normandie stammend, mit nach Schleswig gekommen, dessen Sohn, Enkel und Urenkel, Martin, Johann und Martin, „tapfer See- und Kriegsmänner wie nicht weniger Landvogt auf der zum Herzogthum Schleswig gehörigen Insel Fehmarn gewesen". Johann P. ward 1703 Assessor der gottorp. Justiz- und Regierungskanzlei in Schleswig und 1710 Justiz- und Kanzleirath, war auch Oberbibliothekar der herzogl. Bibliothek. Es war die Zeit der schwersten politischen Wirren für das Gottorper Haus und Herzog Friedrich IV., aus seinem Lande vertrieben, war 1702 bei Clissow gefallen; der damals erst 2jährige Karl Friedrich ward 1704 unter der Hut ebenfalls eines Pechlin (s. o.) nach Stockholm gebracht. Als 1713 die gottorpische Bibliothek in dänischen Besitz überging, stellte sich P. der gottorp. Regierung in Kiel zur Verfügung. Zu wiederholten Sendungen an den kaiserl. Hof gebraucht, ward er, nachdem 1719 Herzog Karl Friedrich die Regierung in Kiel angetreten hatte, 1720 zum schleswig-holsteinischen Staatsrath, später zum Geheimen Legationsrath, und endlich zum Kanzler ernannt. Herzog Karl Friedrich starb schon 1739 und es trat auf's Neue eine vormundschaftliche Regierung ein (s. u. Peter, Kaiser von Rußland). Nachdem dann Herzog (Karl) Peter (Ulrich) nach erlangter Mündigkeitserklärung vom 17. Juni 1745, die Regierung über Holstein-Gottorp angetreten hatte, aber als Großfürst-Thronfolger in Rußland seinen Aufenthalt nehmen mußte, ward ein gottorpisches Regierungsconseil in St. Petersburg eingesetzt und 1746 ward P. zum gottorpischen Hofkanzler und an die Spitze des gedachten Conseils berufen, in welcher Stellung er noch 11 Jahre bis an seinen Tod verblieb. In die Zeit seiner Leitung der gottorpschen Regierung fallen die wichtigen Verhandlungen mit Dänemark wegen des Austausches des großfürstlichen Antheils von Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, die P. aber nicht zur Zufriedenheit des Herzogs von Holstein führte, der ihm vorwarf, mehr die königlich dänischen als die herzoglich gottorper Interessen zu vertreten; wenn der dänische Verhandlungs-Commissär Graf Lynar (cfr. Lynars Staatsschriften I, S. 280—467) gar so weit geht, auf Pechlin's Gesinnung einen Schatten zu werfen, so ist dies doch eben nur die Stimme eines Gegners und man darf nicht verkennen, daß P.

bei diesen Verhandlungen mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu rechnen hatte. Während er auf der einen Seite von der Kaiserin Elisabeth und dem russischen Großcanzler, die sich lebhaft für den Austausch interessirten, gedrängt ward und häufigen Eingriffen Seitens des russischen Hofes in diese Verhandlungen ausgesetzt war, begegnete er bei seinem Herzog einer entschiedenen Abneigung gegen den Austausch und bei dem dänischen Verhandlungs-Commissär einem auffälligen Mangel an Berücksichtigung der in der Billigkeit begründeten Forderungen des Herzogs, wodurch denn die Verstimmung des Letzteren noch erhöht werden mußte. Diesen Schwierigkeiten war P. nicht gewachsen. Als nun der Herzog wahrnahm, daß die in § 5 des ihm vorgelegten und beiderseits genehmigten Entwurfes enthaltene Bestimmung, wonach die reciproke Succession der transigirenden Häuser von dem Austausch nicht berührt werden solle, in dem Hauptdocument, das von dem dänischen Verhandlungs-Commissär vorgelegt ward, einfach ausgelassen worden, brach der Herzog die Verhandlungen ab, mit dem Beifügen, daß er von dieser Angelegenheit nichts mehr hören wolle. Dem Hofkanzler ward bei höchster Ungnade verboten, auf die Sache zurückzukommen. — Der Austausch kam bekanntlich erst nach Peters Tode in den Verträgen von 1767—73 zu Stande. Was die Leitung der inneren holsteinischen Angelegenheiten angeht, so ist diese Epoche durch ein gänzliches Ruhen der Gesetzgebung, sowie durch die in der traurigen Westphalen'schen Sache geübte Cabinetsjustiz bezeichnet.

Ranfft, Neue geneologische Nachrichten, S. 385, 784. — Oettinger, Moniteur des dates, S. 100. — Zedler, Univ.-Lex. 27. Bd., S. 15. — F. Krogh, Historiske Minder, S. 81 ff. — Großherzogliches Haus- und Central-Archiv in Oldenburg, II, Abtheil. II. (Blendheims Briefe an Pechlin; Lynar, Staatsschriften I, S. 220—28.) F. v. Krogh.

Pechlin: Marten P. oder Pechelyn, von der Insel Fehmarn gebürtig, (vgl. o. Joh. v. Pechlin, S. 307), einer der wildesten und blutigsten Corsaren der Nord- und Ostsee im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, war 1525 neben den doch edleren Claus Kniphoff und Schiffer Clement, 2 dänischen Männern, mit dem ebenso raubenden Brun von Göttingen in den Niederlanden in die Dienste des ausgewiesenen Königs Christian II. von Dänemark getreten und führte einen schonungslosen Krieg gegen die Hansen und die früheren Reiche des Königs. Nach Kniphoffs Fall (s. A. D. B. XVI, 291 ff.) waren diese Beiden der Schrecken der Meere: in einem einzigen Tage hatte P. 12 Kauffahrer (Schuten), die nach Schweden fuhren, genommen und 105 Mann „über Bord gehauen", d. h. die Besatzungen ins Wasser geworfen. 3 Lübische Kriegsschiffe wagten sich nicht an ihn. Für gewöhnlich wurden die erbeuteten Fahrzeuge versenkt oder sonst vernichtet, falls nicht hohe Lösegelder versprochen wurden. Auch Kirchen wurden ausgeraubt, 1526 waren Werne und andere Kirchen und Klöster der norwegischen Küste geplündert. Als am 31. October 1526 ein Sturm im Skagerak den Lübischen Bergenfahrer Karsten Thode, den Alten, und den Wismarschen Schiffer Claus Wendt auf ihrer Fahrt von Bergen nach der Trave zwang den kleinen norwegischen Hafen hinter der Insel Hellöe anzulaufen, fanden sie im Scheersund (Westerripsen) hinter der Schäre Rysö, einem bekannten Seeräuberhafen, den „Stangenkreyer" Pechlin's mit starker Besatzung von Knechten Bruns liegen. Thode und Wendt beschlossen sich auf's Aeußerste zu wehren und trafen ihre Vorbereitungen, mit Geschütz waren sie wohl versehen. Den bald erfolgenden Angriff vermittels eines Branders wußten sie abzulenken, kalten Blutes und sicher dann den Kreyer selbst zu empfangen, endlich zu entern und zu nehmen. P. wurde während des Kampfes durch den lübischen jungen Kaufmann Gert Korffmaker (A. D. B. XVI, 703 f.) niedergeschossen, auch Brun von Göttingen fand seinen Tod, von der 80 Mann starken Bemannung wurden

nur 6 gefangen und nach Seerecht über Bord geworfen, und nur 13 entkamen zunächst in 2 Booten. 4 davon fing ein Rostocker Schiffer und hieb sie über Bord; 8 wurden in Warberg in Halland von ihrem neunten, dafür freigegebenen Genossen geköpft. Die gemachte Beute theilten nach Kriegsrecht die Mannschaften der 2 sieghaften Schiffe, welche im Kampfe 11 Todte, nachher noch einen Verwundeten verloren hatten. Jeder der 91 Mann bekam den Werth von 70 Mark Lübisch; das Räuberschiff wurde verbrannt; die Flagge Pechlin's in der Marienkirche zu Lübeck aufgehängt. Den Kampf beschrieb Korffmaker selbst 1527, D. Schäfer hat den Bericht jetzt herausgegeben. Der Ruf der Schlacht lief aber rasch durch den Norden und veranlaßte ein bald verbreitetes historisches Volkslied, das Hans von Göttingen den Bergenfahrern Lübecks widmete. Von den 65 Zeilen sind V. 25—65 nichts als die in Reim umgesetzte Erzählung Korffmakers; V. 1—24 schildern die Schandthaten Pechlin's von 1524—25 in der Nordsee, Bülk bei Kiel, Fehmarn, Falsterbode.

Siehe Schäfer in den Hans. Geschichtsbl. VI (1876). — Lappenberg, in der Zeitschr. d. Hamburg. Gesch.-V. 2, 143. — Hildebrand, 100 histor. Volkslieder, Nr. 20. — v. Liliencron, Histor. Volkslieder III, S. 534, Nr. 398. — K. Goedeke, Grundriß II², S. 292, Nr. 72.

Krause.

Pechmann: Gabriel P. von der Schönau, kaiserl. Oberst, † 1627. — Unstreitig einer der begabtesten und tüchtigsten Officiere im Heere Wallenstein's, schien P. zu einer ruhm- und ehrenvollen kriegerischen Laufbahn vor vielen Anderen berufen; sein allzu früher Tod auf dem Schlachtfeld war für die kaiserliche Sache ein empfindlicher Verlust. Seine Herkunft ist unbekannt. In der Schlacht auf dem Weißen Berge kämpfte er mit großer Tapferkeit auf Seite der böhmischen Stände. Doch bald nachher fand er wieder Gnade am Wiener Hofe und erhielt als P. „von der Schönau“ und Besitzer eines confiscirten Gutes das Incolat in Böhmen. Dann focht er in polnischen Diensten gegen die Türken. Schon 1623, 3. November, empfing er sein erstes Patent als kaiserlicher Oberst, ohne darum die polnische Bestallung aufzugeben. Als bald darauf mit Bethlen Gabor Friede geschlossen wurde, mußte P. seine Truppen abdanken, blieb aber kaiserl. Oberst „von Haus aus.“ Bei Aufstellung einer neuen Armee durch Wallenstein war P. einer der Ersten, die mit Errichtung eines Regiments betraut wurden. Das zweite Patent, das deshalb ausgefertigt wurde, datirte vom 4. Juni 1625. Auch in der neuen Stellung gab er von Anfang an Beweise seiner außerordentlichen Verwendbarkeit. So nahm er hervorragenden Antheil an der Einnahme von Halberstadt und Halle, in welcher letzteren Stadt er auch eine Zeit lang commandirte. In der Entscheidungsschlacht am 25. April 1626 bei dem Brückenkopf von Dessau führte er die Avantgarde der Friedländischen Armee und trug persönlich in so ausgiebiger Weise zum Siege bei, daß ihn nicht nur der Oberfeldherr sondern auch der Kaiser selbst mit überaus schmeichelhaften Worten des Dankes und der Anerkennung auszeichneten. Noch auf der Walstatt wurde ihm eine diplomatische Mission an den kursächsischen Hof übertragen, deren Endzweck allerdings scheiterte, die aber dennoch die Beziehungen Kursachsens zum kaiserlichen Heerführer wesentlich kräftigte. Auf die Nachricht, daß Mansfeld, bedeutend verstärkt, mit einem Einfall in Schlesien drohe, wurde P. mit 5000 Reitern ausgeschickt, dieses Vorhaben zu hindern. Trotz aller Anstrengung Pechmann's traf Mansfeld gleichzeitig mit ihm in Schlesien ein. P. mußte sich darauf beschränken, dem Feind den Uebergang auf das linke Oderufer zu wehren und ihn so viel wie möglich am Weitermarsch zu hindern. Mit verhältnißmäßig geringen Mitteln löste er beide Aufgaben nicht ohne Geschicklichkeit. Mit Wallenstein zog er hierauf nach Ungarn. — Im Winter 1626—27 führte er in Wallen-

stein's Abwesenheit „als hinterlassener General“ das Commando in Schlesien und behauptete sich daselbst gegen einen numerisch mehrfach überlegenen Feind, bis der Generalissimus im Juni 1627 sich wieder mit ihm vereinigte. Beide begannen die Rückeroberung der von den Dänen besetzten schlesischen Städte und begegneten sodann dem Feinde im freien Felde, ohne ihn vorerst zum Schlagen zwingen zu können. Am 23. Juli wurde P. befehligt, mit 7000 Reitern den Flüchtigen nachzusetzen, um deren Entkommen zur dänischen Hauptmacht zu vereiteln. Nach einem eilftägigen, überaus kühnen und beschwerlichen, doch ebenso klug berechneten Kriegszug erreichte er die Verfolgten eine Meile südlich von Bernstein in der Neumark, beim Dorfe Granow, wo sie 5000 Mann stark lagerten. Er schlug sie in einem nächtlichen Treffen vollständig, bezahlte aber den Sieg mit seinem Leben (3. August). Er starb ohne Nachkommenschaft und liegt in Großglogau begraben.

S. „Oesterreich-Ungar. Revue“ (Wien), 1887, 2. Heft.

Hallwich.

Pechmann: Eduard Ritter P. v. Massen, k. k. Feldmarschalllieutenant, Präsident der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien, geboren am 9. Februar 1811 zu Bellovár, † am 23. October 1885 zu Görz, hat sich als Leiter des österreichischen Militärerziehungs- und Bildungswesens, dann als Mathematiker, Geograph und Kartograph das Anrecht auf eine dauernde Erinnerung erworben. Seine Erziehung und Ausbildung genoß P. in den Jahren 1822—1830 in der Wiener-Neustädter Militärakademie, in welcher er unter einer außergewöhnlich großen Anzahl tüchtiger Zöglinge den Rang des zweitbesten einnahm. Am 10. October 1830 wurde P. als Lieutenant zum Infanterieregiment Nr. 16 ausgemustert, 1834 avancirte er zum Oberlieutenant, 1839 erhielt er seine Eintheilung ins Infanterieregiment Nr. 17. In dieser Zeit stand er anfangs als Compagnieoffizier, dann als Bataillons-, Inhaber- und Divisionsadjutant, endlich als Conscriptionsdepotcommandant in Verwendung. Schon 1840 trat P. aus Gesundheitsrücksichten, nach anderen Angaben in Folge einer ritterlich durchgeführten Duellangelegenheit, welcher er als Secundant beiwohnte, in den Ruhestand; im J. 1842 wurde er jedoch wieder activirt und dem k. k. militär-geographischen Institute zu Wien zugetheilt. Pechmann's nun folgende Ernennungen 1848 zum Capitänlieutenant, 1851 zum Hauptmanne im neu errichteten Ingenieur-Geographencorps, 1858 zum Major und 1859 zum Oberstlieutenant waren die wohlverdienten Anerkennungen für seine erfolgreiche Thätigkeit bei den geodätischen und astronomischen Landesvermessungen, 1854 war er im Hauptquartiere des Feldmarschalls Erzherzog Albrecht, später als Director des Calculbureaus und 1860 als Referent bei der Generaldirection des Grundsteuerkatasters im Finanzministerium, in welcher letzteren Stellung er sich nebenbei durch organisatorisches Wirken und Einführung wesentlicher Reformen ganz besonders bemerkbar machte. Damals avancirte er 1860 zum Titular-, 1861 zum wirklichen Obersten, 1866 wurde er aber neuerlich in den Ruhestand versetzt, angeblich weil die Leitung dieses Postens durch einen Militär nicht gerne gesehen wurde. P., welcher schon früher für die gelungene Verbindung der österreichischen Vermessungen mit dem Triangulirungsnetze von Rußland, Baiern und der Schweiz durch mehrere ausländische Orden ausgezeichnet und von vielen gelehrten Gesellschaften zum Ehren- oder Correspondirenden Mitgliede gewählt worden war, wurde nun auch der österreichische Eiserne Kronenorden III. Classe und der Ritterstand mit dem Prädicate von Massen verliehen. Nur zwei Jahre verblieb P. im Ruhestande, denn schon 1868 wurde er nochmals activirt und zum Vorstande der VI. Abtheilung im Reichskriegsministerium ernannt, als welcher er — vom November 1869 in der Charge eines Generalmajors — die für dringend noth-

wendig erkannte Umgestaltung des gesammten Militärerziehungs- und Bildungswesens vorzunehmen hatte. Erfüllt vom reinsten Patriotismus und dem Bestreben im Wege der Militärschulen die Brauchbarkeit und den Bildungsgrad der Officiere im k. k. österreichischen Heere nach besten Kräften zu heben, widmete er sich nun ausschließlich der ihm gewordenen ehrenvollen Aufgabe. Energie, pädagogische Kenntnisse sowie eine weitreichende wissenschaftliche Bildung förderten sein Walten; als Ziel galt ihm, den Nachwuchs des Heeres etwa bis zum 15. Lebensjahre dem häuslichen Verbande zu sittlicher, körperlicher und geistiger Entwicklung zu überlassen und denselben erst dann in Militärakademien für die militärische Bestimmung geschickt zu machen. Hiemit im Einklange milderte er die allzuscharfe Bevormundung der Zöglinge und erhob zum Grundsatze, daß vorwiegend auf Ehrliebe und Selbständigkeit zu wirken sei und die Entfernung der Mittelmäßigen und Ungeeigneten rechtzeitig stattzufinden habe. Die Anstalten selbst wurden den Zeitverhältnissen und dem geänderten Wehrsystem gemäß organisirt und zum finanziellen Vortheile des Staates eine nicht unbedeutende Anzahl bisher bestandener Militärerziehungsinstitute durch Stiftung von Stipendien überflüssig gemacht. Dabei hatte aber P. übersehen, daß die beabsichtige Reducirung der Militäranstalten auf Militärakademien allein den Kindern der nur selten stabilen Officiere eine verspätete Versorgung bot und bei den Fortschritten der Nationalisirung der Civilschulen, der sprachlichen Schwierigkeiten wegen, das Erreichen einer höheren Ausbildung in den Militärakademien auf mannigfache Hindernisse stoßen mußte. Und so scheiterte denn an diesen Uebelständen sowie an der nicht immer glücklichen Wahl der Anstaltsvorstände Pechmann's gegenwärtig noch zu ideal gehaltenes System, weshalb er sich auch 1874 zum Rücktritt in den bleibenden Ruhestand als Feldmarschalllieutenant ad honores genöthigt sah. Den Wissenschaften aber blieb er bis an seinen Lebensabend ein nie rastender, unermüdlich schaffender Mitarbeiter. Er schrieb viele lichtvolle Reflexionen über die neuesten geographischen und naturwissenschaftlichen Forschungen und wirkte mit weit sehendem Blicke 1862—1863 als Vicepräsident, 1863—1864 als Präsident der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien. Zu seinen werthvollsten Publicationen zählen nachbezeichnete Werke: „Die geographische Breite von Innsbruck", Wien 1859, eine für den damaligen Stand der Ansichten über die Massenattraction der Gebirge bedeutungsvolle Abhandlung; ferner „Die Abweichung der Lothlinie bei astronomischen Beobachtungsstationen und ihre Berechnung als Erforderniß einer Gradmessung", Wien 1863—1865, berühmt als bahnbrechende Studie; dann: „Notizen zur Höhen- und Profilkarte, nebst dem Verzeichnisse der trigonometrisch bestimmten Höhen von Tirol und Vorarlberg", Wien 1865, mittelst welchen er die unter seiner Leitung vortrefflich ausgeführten 8 Blätter der Höhen- und Profilkarte von Tirol und Vorarlberg mit einem höchst werthvollen Texte versah; und endlich: „Ein pädagogischer Beitrag zur Massenerziehung in den k. k. Militärinstituten", Prag 1882, welcher als eine geistvolle, sein Erziehungssystem maßvoll vertheidigende Schrift bleibenden Werth hat. Ueberdies finden sich in den „Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien", in „Streffleurs österr. milit. Zeitschrift" und mehreren andern Fachblättern achtenswerthe Referate und Aufsätze aus Pechmann's Feder. Auch in seinem schriftlichen Nachlasse dürfte sich manches, der Gelehrtenwelt nicht vorzuenthaltendes Material vorfinden. Und somit kann denn von P. gesagt werden, er habe trotz mehrfachen bitteren Enttäuschungen stets das Beste gewollt und jederzeit die Ueberzeugung Anderer geachtet sowohl als freimüthiger Vorkämpfer moderner Bildung und humaner Bestrebungen als auch als nutzbringender, selbstthätiger Bearbeiter der Kartographie, Hypsometrie und Geodäsie.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr. 21. Th. Wien 1870. — Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, 8. Jahrg. Wien 1886. — Svoboda, die Zöglinge d. Wiener-Neust. Militär-Akademie. Wien 1870. — Wehr-Zeitung. Wien 1874. Sch.

Peckenstein: Lorenz P. (Peccenstein, Pechenstein), geboren am 29. Aug. 1549 zu Grimma als ältester Sohn des Blasius P., vierten Verwalters der dortigen Fürstenschule, Amtsschösser zu Schlieben und zu Sayda im sächsischen Kurkreis, † als vierter bestellter kursächsischer Historiograph nach 1618, hat zahlreiche Schriften verfaßt, namentlich: „Ordinum equestrium tam veterum quam recentium relatio“, Dresd. 1595; „Wittekindeae familiae prosapia, Libri IV“. Jen. 1597; „Marchionum Brandenburgensium et Burggrafiorum Norimberg. enarratio ad a. 1590 deducta.“ Jen. 1597; „Rerum Silesiacarum succincta expositio“, Lips. 1606; „Poliographia. Histor. Erzählung etlicher Städte in Schlesien“. Leipz. 1606; „Rerum Ungaricarum status. Beschreibung der Obristen G. Castrioti, Joh. Huniadis, Matth. Corvini“, o. O. 1606; „Theatrum Saxonicum, Beschreibung der fürnembsten Könige, Chur- und Fürsten, Grafen und Herren in der fürnehmen Provinz Obersachsen“. 3 Thle. Jen. 1608 ꝛc. Ueber die Schicksale seiner hinterlassenen Manuscripte vergl. Groschuf, Nova librorum rar. collectio Fasc. 1 Vorrede S. 35 f. Flathe.

Peeters: Bonaventura P., namhafter Marinemaler, zu Antwerpen geboren und getauft am 25. Juli 1614, † in Hoboken am 25. Juli 1652. Die biographischen Angaben über die Entwicklung und Schicksale des Meisters sind sehr spärlich. Im J. 1635 wurde er in die Lucasgilde zu Antwerpen aufgenommen. Ob er Reisen unternommen habe, wird nirgends erwähnt; seine Gemälde verrathen uns aber, daß er nicht immer in Antwerpen sitzen blieb, sondern sich in der Welt umgesehen habe. Nur ist es nicht möglich, seine Rundfahrten zu bestimmen. Als Marinemaler nimmt er in seiner Zeit die erste Stelle ein; auch hat er sich ein besonderes Fach erwählt. Seine Vorgänger, wie Brueghel, Willarts, Stalbent, malten auch Wasser, Kähne, Strandscenen, aber bei diesen ist das Meer doch erst in zweiter Reihe zur Geltung gekommen; P. hingegen führt uns mit seiner Kunst in das offene Meer hinaus und namentlich sind es die fürchterlichen Scenen des Sturmes, die sich auf offener See abspielen, und ihre Folgen, die Schiffbrüche oder Schiffsbrände, auch Scenen des Seekrieges, die er mit solcher Naturwahrheit schildert, daß man fast gezwungen wird, die geschilderten Schrecken mitzuempfinden. In dieser Auffassung der tobenden Natur steht er unübertroffen da. Indessen verstand er es, auch die friedliche Natur mit dem ihr eigenen Reize aufzufassen und wiederzugeben. Gleichsam um von den gefährlichen Fahrten im Seesturm auszuruhen, führt er uns in den sicheren Hafen, um uns das geschäftige Treiben des Handels anzusehen, oder er zaubert vor unseren Blicken Dörfer am Flußufer, verfallene Thürme, die sich im Wasser spiegeln und belebt diese Scenerien mit köstlichen kleinen Figuren, die voll Leben und Bewegung sind. Daß der Künstler sehr productiv war und sich eines starken Absatzes seiner Bilder erfreute, beweist das Vorkommen so vieler seiner Gemälde. Parthey in seinem Bildersaal rechnet in deutschen Sammlungen allein an 60 Bilder. Fast jede größere Sammlung besitzt dergleichen. In Dresden sind zwei Bilder, eine Ansicht von Scheveningen und eine von Corfu (?) vom Jahre 1652. Im Belvedere zu Wien ist die Erstürmung eines venetianischen Forts durch die Türken; bezeichnet: B. P. 1645. Auch die Galerie Liechtenstein, ebenda, so wie Kassel besitzen Bilder von ihm. In Braunschweig ist eines seiner feinsten Bilder, Ansicht des belebten Ufers eines großen Flusses vom Jahre 1636. Berlin besitzt zwei Bilder mit bewegter See, Schwerin zwei Seestürme und einen Kampf zwischen zwei Kriegsschiffen. Der Meister liebte auch

die Poesie, versuchte sich auch selbst in derselben, doch brachte sie ihm Unglück. In einem satyrischen Gedichte griff er die Jesuiten in Antwerpen an, daß sie ihm eine Erbschaft entzogen hatten. Dafür verfolgten ihn die frommen Väter so nachdrücklich, daß er die Stadt verlassen mußte. Er siedelte sich in dem nahen Hoboken an, wo ihn der Tod ereilte. Auf seinem Grabe befand sich sein Bildniß, von A. Mathyssen gemalt — jetzt in der Kirche — und sein Bild: Schiffbruch des h. Paulus auf Malta. Auch die Radiernadel wußte er zu handhaben; v. d. Kellen verzeichnet in seinem Peintre-Graveur 9 Blätter, Seestücke, von ihm, die sehr geschätzt werden. Nach seinen Bildern haben Hollar (der auch sein Bildniß radirte), Major, Prenner, le Veau u. a. m. gestochen.

s. Kramm. — v. d. Kellen. Wessely.

Peeters: Jan P., Bruder und Schüler des Vorigen, Marinemaler, geb. in Antwerpen und getauft am 24. April 1624, † 1677. Er malte, wie sein Bruder, Marinen und wußte das Leben zur See gut zu schildern, doch erreichte er in künstlerischer Durchführung keineswegs sein Vorbild. Im J. 1645 wurde er Meister. In Schwerin ist ein Seesturm von ihm, in Antwerpen eine Ansicht dieser Stadt, vom Eis der Schelde aufgenommen. Hollar hat zwei Flußansichten nach ihm radirt, L. Vorsterman jun. sein Bildniß gestochen. Adr. van Bloemen war sein Schüler gewesen.

s. Immerzeel. Wessely.

Peez: August Heinrich P., Dr. med. und praktischer Arzt zu Wiesbaden, geb. zu Mainz 1786, † zu Wiesbaden am 10. März 1847. Er entstammte einer altmainzischen Beamtenfamilie und erhielt eine während der unruhigen Kriegsjahre vielfach gestörte Vorbildung auf den damals nach französischem Muster umgestalteten Schulen seiner Vaterstadt, widmete sich aber seit 1803 auf deutschen Universitäten, zu Würzburg, Heidelberg, Erlangen, Jena und Wien, dem Studium der Medicin. Im J. 1813 ließ er sich als praktischer Arzt zu Wiesbaden nieder, ohne weder damals den Aufforderungen seiner Freunde, die akademische Laufbahn einzuschlagen, noch späteren Berufungen an deutsche und ausländische Hochschulen oder an fürstliche Höfe zu folgen; eine erfolgreiche Weiterbildung seiner Wissenschaft erwartete er von einer umfassenden Praxis, die ihm dann auch in reichem Maaße zu theil wurde. Er erkannte nämlich, was man vergessen zu haben schien, daß die Anwendung der warmen Quellen Wiesbadens einer Erweiterung fähig sei, indem in vielen Fällen und für manche Leiden eine Trinkkur ersprießlicher sei als eine Badekur. Der litterarischen und praktischen Verwerthung dieser Erkenntniß verdankte der altberühmte Badeort einen erneuten Aufschwung, er selbst neben der zunehmenden Praxis auch äußere Anerkennung: er wurde 1818 zum Medicinalrath, 1830 zum Geh. Hof- und Medicinalrath, 1841 zum Brunnen- und Badearzt und im J. 1829 von der preußischen Regierung zum Mitglied einer Commission zur genaueren Untersuchung ihrer Heilquellen ausersehen; doch vereitelte die ausbrechende Julirevolution die Verwirklichung dieses Planes. Von seinen Schriften erwähnen wir das in mehreren Auflagen und auch in französischer, englischer und lateinischer Sprache erschienene Werk: „Wiesbadens Heilquellen.“ Gießen 1823. Andere, sowie Aufsätze in Zeitschriften, sind verzeichnet bei Scriba, biographisch-literärisches Lexicon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen, II, S. 554. A. v. d. Linde, Die nassauer Brunnenliteratur Nr. 38. 77. 767—775.

Scriba, a. a. O. S. 552—555. — Menges, Statstik der Lebens- und Gesundheitsverhältnisse in Nassau, S. 107.

F. Otto.

Pegel: Konrad P., oder nach Sitte der Zeit Pegelius, ist der Lehrer der Rostocker Universität, der sich zuerst der Reformation zuwandte, anscheinend aber ohne sich direct bis zu seinem späteren Lebensende zu ihr zu bekennen. Er stammte aus einer alten Familie in Wismar, welche seit 1428 im Rath und mit Konrads Großvater Konrad, 1425 immatriculirt in Erfurt, in gelehrten Studien nachweisbar ist. Geboren am 14. April 1487 wurde er in Rostock 1505 immatriculirt und Schüler des hussitischen Docenten M. Nicolaus Rutze oder Rus, wie noch Flacius Illyricus angab; obwohl er dem Bischofe Konrad Lossius von Schwerin nahe verwandt war. Dessen Mutter war eine Margarethe Pegel. 1508 (nicht 1509) wurde er Magister und Regens der Regentie Porta Coeli, welche etwa den heutigen Gymnasialunterricht in alten Sprachen hatte. Von da berief ihn Herzog Heinrich der Friedfertige zur Erziehung seines 1509 geborenen Prinzen Magnus 1514 nach Schwerin, und er verblieb in dieser Stellung als sein 7jähriger Zögling 1516 zum Bischof von Schwerin postulirt wurde. Noch in demselben Jahre widmete er diesem seinen Tractat de poenitentia, der unter dem Titel „Dialogus Theophili ac Archiae“ bei Nicolaus Marschalcus Thurius erschien, aber nur im Abdruck in Schröder's Papistischem Mecklenburg bekannt geblieben ist. P. kannte danach Ovid, Horaz, Terenz, auch Livius; ob Homer und Plato mag fraglich sein. Aus Sophocles' Trachinierinnen und Aeschylus' Prometheus hat er übersetzte Stellen, und das Fegefeuer, oder richtiger ein Läuterungsverfahren für die Seele, schildert er mit den Versen Verg. Aen. 6, 741 ff. Auch Hebräisch scheint er zu kennen und citirt selbst als „primus ethnicorum theologus“ den Zoroaster. Die „Penitudo“ besteht nach ihm aus der contusio, confessio und persolutio oder satisfactio, und diese kann erreicht werden durch donatio, jejunium (also gute Werke) und oratio (Gebet); er aber empfiehlt diesen letzteren reformatorischen Weg allein. 1521 im Sommer wurde er in Wittenberg als Rostocker Magister immatriculirt, ob gerade von Herzog Heinrich dorthin gesandt, wird kaum sicher anzunehmen sein, jedenfalls wird er in Erfurt docirt haben. Trotzdem blieb er auch in späteren Jahren mit seinem früheren Zöglinge, nachher auch mit dessen Gemahlin (seit 1643) Elisabeth von Dänemark, der späteren Gemahlin Herzog Ulrichs, in eifriger Correspondenz. Letztere soll über 100 Briefe von ihm aufbewahrt haben. 1532, nach dem Siege der Reformation in der Stadt Rostock, finden wir ihn dort wieder als Decan der religiös gemischten Artistenfacultät, eine Würde, die er noch oft bekleidete. 1534 nahm er an der reformatorischen Kirchenvisitation Theil. In den bösen Jahren der fast erlöschenden Universität hielt er mit wenigen Genossen aus, wesentlich mußte er von den spärlichen Intraden, anfänglich wie es scheint eines Güstrower, später eines Rostocker Domcanonicates leben. Das Rectorat bekleidete er zweimal 1538, zweimal 1546, 1547, je zweimal 1550 und 1551, 1552, 1556 und 1565, also eigentlich zwölfmal, da man aber die zusammenhängenden Verwaltungen nur je einmal zählte, so werden meist nur fünf Rectorate angegeben. Unfraglich ist ihm die Duldung und nachher die Ausbreitung der Reformation durch Herzog Heinrich und den Herzogbischof Magnus wesentlich mit zu verdanken. Dem Letzteren hielt er nach dessen Tode 1550 zu Doberan die lateinische Parentatio. Nach dem Tode des Dethlev Danckwardi (s. A. D. B. IV, 725), 1556 wurde er als letzier bischöflicher Official und Rostocker Archidiakonus eingesetzt und vollzog die diesem obliegenden ehegerichtlichen Geschäfte bis 1566/67, wo er und Johann Molinus die Rostocker Capitelgüter gegen eine lebenslängliche Rente den Herzögen abtraten, welche nach längeren Verhandlungen 1571 ein Consistorium zur Handhabung der kirchenrechtlichen Fragen einsetzten. In seinem letzten Rectorate starb er, immer noch hochangesehen, am 13. November 1567,

wie die Artistenmatrikel (S. 72) am Rande bemerkt, „senio admodum confectus“, 80½ Jahr alt. Da er vor der Zeit der Universitätsconcordienformel das Rectorat bekleidete, war er unfraglich vom Rostocker Rathe, nicht von den Fürsten, zum Professor ernannt und bekleidete die astronomisch-mathematische Professur. Er hatte sich spät mit Anna Bolte aus Wismar vermählt und hinterließ einen Sohn Magnus (s. d.); von seinen Töchtern war Anna an den Mediciner Levinus Battus, Agnes an den vornehmen Bürger Albert Stechow, Margarethe 1572 an David Chyträus (in zweiter Ehe) und Elisabeth an den späteren Lehrer der Großen Stadtschule M. Joh. Forsterus oder Forstius verheirathet. Nathan Chyträus verfaßte ihm eine lateinische Grabschrift.

Schröder, Papistisches Mecklenburg. — Krabbe, Univ. Rostock (wo weitere Quellen). — Krabbe, David Chyträus. — Krey, Andenken an die Rost. Gelehrten 3, S. 10 ff. — Beitr. I. 141. 161 und II, 56. — Erf. Matr. I, S. 132. — Album acad. Vitemberg. p. 100 (Meckl. Jahrb. 48, S. 19 Nr. 48 und S. 21 Nr. 61). Krause.

Pegel: Magnus P. oder Pegelius, als Sohn Konrads 1547 zu Rostock geboren, wurde daselbst schon 1556 von seinem Vater als damaligen Rector immatriculirt, promovirte 1569 zum Magister, wurde 1572 als Docent in die philosophische Facultät aufgenommen und folgte 1579 einem Rufe als Professor der Mathematik nach Helmstädt. Aber schon 1581 kehrte er nach Rostock zurück, wo er zum Dr. med. promovirte und als Arzt aufgetreten zu sein scheint, jedenfalls eine angesehene Stellung einnahm, da er, spätestens 1589, eine Tochter des Bürgermeisters Jacob Lembke (Lemmichius; zu Rath gewählt 1576, Bürgermeister 1583, † 1605) heirathete. Am 30. März 1591 übertrug der Rath von Rostock ihm, dem „Dr. phil. et med.“ die Professur der Mathematik und Astronomie (Theorica planetarum), 1593 wurde er schon zum Rector erwählt, im Winter 1603/4 war er zum dritten Male Decan der philosophischen Facultät, konnte aber wegen Krankheit nicht fungiren, und von dieser Zeit an verfolgt ihn der Haß der Universität. Seine Familienverbindungen ergeben den sicheren Schluß, daß er von seinem Schwager, dem Paracelsier Levinus Battus (s. A. D. B. II, 135) in die Medicin eingeführt, diesem auch in der Richtung Arcana zu suchen und zu erfinden folgte; ferner daß er mit Tycho de Brahe bei dessen Aufenthalt in Rostock als Student und später als Flüchtling näher bekannt geworden ist. Diese Einflüsse wiesen ihn neben seinen Wissenschaften auf die Mechanik hin, in denen er Großes an Erfindungen geleistet haben muß, was freilich bei der Geheimthuerei jener Zeit verloren gegangen ist. Schwerlich hat die damalige Zopfgelehrsamkeit der Universität ihm solche Arbeit verzeihen können, seine bombastische Schreibweise und Großthuerei, sein Verbrauch für Experimente und Reisen bei mäßigen Mitteln ließ die Facultätsherren auf ihn herabsehen und seine Erfindungen, die man nicht verstand und nicht glauben wollte, verlachen; ja man suchte den Druck seiner Schriften zu hindern. Nur die Nachricht hat sich erhalten, daß er „instrumenta mathematica ingeniosae structurae“, also wohl seine Meßinstrumente, der neu errichteten Facultätsbibliothek schenkte. Sie sind verschollen, wie auch seine Schriften zuletzt 1766 gesehen zu sein und seitdem verloren scheinen; sie sind nur aus Referaten noch zu beurtheilen. 1586 erschien von ihm „Universi seu mundi diatyposis, pro lectionis, collationum et meditationum materia mathematum, physices et medicinae adeoque naturae illius, quae complectitur omnia, candidatis proposita“. Rostochii excudebat Stephanus Myliander. Es sind nur 2½ S. 4°, also nur Themata zu Arbeiten. Während er 1594 in einem Hochzeitswunsche für den Kanzler Dr. Bording („Oratio de vita et contemplativa seu practica et theorica“) noch die Vielschreiber verspottet, welche gewissermaßen die Universitäts-

druckerei (St. Myliander, Möllmann, Müllemann) für sich allein beanspruchen, hatte er schon 1593 sich ein kaiserliches, weitreichendes Privilegium gegen den Nachdruck und die Nachbildung aller seiner herauszugebenden Schriften mit einer geheim gebliebenen, ihm sehr wichtigen ferneren Bestimmung verschafft, welche letztere von späteren für einen Adelsbrief gehalten wurde, bei unbefangener Erwägung der eigenen Worte Pegel's aber nur eine Privilegirung und Sicherung seiner kostspieligen Erfindungen gewesen sein kann. Den ersten Theil dieses kaiserlichen Briefs ließ er nun seiner 1604 erschienenen Ankündigung seiner Erfindungen vordrucken, welche seinen Namen begründete in Spott, Haß und Anerkennung: Thesaurus rerum selectarum, magnarum, dignarum, utilium, suavium, pro generis humani salute oblatus Auctore Magno Pegelio Germano, Megapolitano, Rostochiensi. vana et impossibilia ne pronuntientur media haud perspecta, tu meliora (elige?). — Fronte capillata est, post est occasio calva. Typis haec expressa Anno 1604. (4°. 1 Alphab. und 1/4 S.) Der Drucker wagte sich also nicht zu nennen, man hatte versucht, den Druck zu hindern, die Schrift, welche dem Kaiser Rudolf II. und den Reichsständen gewidmet war, schlug allerdings manchen akademischen Gepflogenheiten hart ins Gesicht. Dieser Hader ist es wesentlich, der durch sein Decanat zog. 1605 ließ er noch eine Disputation anschlagen: „Aphorismi de corporibus mundi totius, Respondente Jo. Fabricio, Finnone", und diese scheint es zu sein, welche auf Befehl des Concils vom schwarzen Brette abgenommen wurde, weil P. gegen Aristoteles und Melanchthon (den die Rostocker theologische Facultät sonst verketzerte) verstoßen habe. Vermuthlich war der Aristoteliker und Jurist Nicolaus Willebrandt (1594 vom Rath als Professor der Ethik berufen, † 1613) sein Hauptgegner. 1605 scheint P. suspendirt zu sein, denn seine Professur wurde dem Georg Dase (Dasenius, Dassenius, Rector 1611 und 1635) verliehen. 1606 legte er sein Amt nieder, nachdem in demselben Jahre gegen ihn „eine schwere und dem ganzen Collegio der Professoren nicht rühmliche Klage angestellt" gewesen, weswegen ihm Rector und Concil gerathen, den Mann abzufinden und von hinnen zu gehen. Es scheint nichts als eine Geldforderung gewesen zu sein (vielleicht aus der Familie seiner ersten Frau, da der alte Lembke gerade gestorben), die über den von seiner Facultät als Schwindler behandelten Mann hereinbrach, während er auf die Nutzbarmachung seiner Erfindungen vergeblich hoffte, auf die er vertröstet haben mochte. Nachher hat ihn Kaiser Rudolf II. als Mathematicus bis zu seinem Tode (1612) bei sich gehabt; Seide hat er auch in Prag nicht gesponnen. 1615 habe er, 68 Jahre alt, in Rostock fast hungernd gelebt, sagt eine Nachricht; nach einer andern zog ihn Herzog Philipp von Pommern (doch wohl Philipp II., † am 3. Februar 1618) an seinen Hof und hielt ihn in Ehren bis zu seinem in Stettin erfolgten Tode, der also zwischen 1615 und 1618 eingetreten sein muß. Seiner hinterbliebenen, 1595 von der zweiten Frau, Anna Stuven (mütterlicherseits aus dem reichen Hause Beselin) geborenen Tochter Anna nahm sich der damalige Advocat (seit 1633 Prof. jur.) Heinrich Schuckmann († 19. September 1656) als ein Vater an, der eine Stechow (Tochter der Agnes Pegel) zur Frau hatte. Morhof sieht mit Interesse auf Pegel's im Thesaurus nur angedeutete, nicht beschriebene Erfindungen, Georg Pasch (Paschius) geht ziemlich genau und anerkennend auf sie ein, in Rostock ließ der Geh. Rath und Professor der Medicin Joh. Ernst Schaper († 11. Januar 1721) noch 1698 den Ernst Heinrich Fecht (um 1727 Hof- und Leibmedicus und Hofrath zu Schwerin) über die Quaestiones seines Specimen medicinae curiosae disputiren, deren vierte: „quid de inventis et promissis Pegelianis sit judicandum" absprechend urtheilte, und Mantzel erzählte, es sei Jemand darüber verrückt geworden. Nachdem viele dieser „inventa und promissa" von der Neuzeit wirklich

erfunden und praktisch eingeführt sind, mehrt sich die vergebliche Nachfrage nach seinen Büchern und Instrumenten. Nach H. F. Taddel, der 1766 zuletzt den Thesaurus in Händen gehabt zu haben scheint, und nach Georgii Paschii Inventa nov-antiqua (2. Ausg. Leipzig 1700) hatte das Buch 4 Abtheilungen. In der 1. „Schola seu docendi et discendi ratio puerilis“ hat P. höchst beachtenswerthe Verbesserungen für den praktischen Sprachunterricht angeregt, aber nicht weiter durchgeführt; ebenso eine praktische Erziehungsmethode, in der die Ethik sicherer eingepflanzt werde als durch das Dociren der Wissenschaft. Der 2. Theil behandelte ebenso die Jurisprudenz; so hatte er die Docenten des Lateinischen, Griechischen, Hebräischen, der philosophischen Disciplinen und die Juristen gegen sich aufgebracht. Der 3. Theil handelte von der Astrometrie, seiner speciellen Wissenschaft; der 4. „de philosophia tota et partibus illius et de re dicta literaria tota“. Dieser letztere erbitterte wegen scharfer Aufdeckung akademischer Mängel in dem Abschnitte: „concordiae consilium urbicum, academicum, civicum“ vorzugsweise, während hier auch seine Erfindungen angegeben, richtiger wohl ausgeboten, werden. Seine Gedächtnißkunst, Massen von Dingen vorwärts und rückwärts nach einer kurzen Notiz (efformatio) aufsagen zu können, von Pasch noch bewundert, ist heute eine gewöhnliche Schaustellung geworden; v. Aretin citirt sie, ohne sich genaue Kunde davon verschafft zu haben. Chirurgische Methoden, von Außen in den Menschen gute Säfte hineinzubringen und schädliche auszutreiben, sind so vage angegeben, daß es zweifelhaft bleiben muß, ob er Einspritzungen in die Venen (chirurgia infusoria) meinte. Dagegen bot er ein auf-, abwärts und seitwärts zu lenkendes Luftschiff an, mit dem bemerkenswerthen Zusatz, daß die speciellen Anordnungen noch zu erproben seien, ferner ein Verfahren, gesunkene Schiffe und andere Gegenstände zu heben, die Kunst, unter Wasser in beliebiger Tiefe sich aufzuhalten und zu athmen, also ein Taucherverfahren, dazu ein Fahrzeug, das in beliebiger Tiefe unter Wasser fahren und gelenkt werden könne. Beide Erfindungen seien brauchbar zu unterseeischen Bauten. Ferner Einrichtungen, Menschen und Habe in Schiffbrüchen und Wassersnoth zu sichern; es scheinen aufzublasende Apparate zu sein; schwerer zu errathen sind Einrichtungen, welche auch zu Hause oder zu Wagen völlig sicher machen sollen. Eine Maschine für Leistung irgend welcher Arbeit unter Bedienung von Menschen- oder Pferdekraft, welche selbständig nach Ableistung eines Arbeitsquantums die Bezahlung dafür auswerfen soll, ist uns etwas Gewöhnliches, ebenso das Angebot von Hebelkraftmaschinen zur Bewegung von Wagen, von Bremsvorkehrungen, Einrichtungen, das Umschlagen von Wagen zu verhüten, von Oefen und Heizvorrichtungen zu schneller Heizung und Haltung der Wärme, sowie deren gründliche Ausnutzung in allerlei Gebrauch. Ferner hatte er die Berechnung aufgestellt, wie sich die Länge des Geschützes zu seiner Kugel (Gewicht oder Volumen?) verhalten müsse, um den kräftigsten und weitesttragenden Schuß zu thun; und hatte erfunden, wie aus einem Handrohre 30, 50, 100 Kugeln nacheinander oder zugleich gefeuert werden könnten, also das Princip der Espignole. Endlich nennt er ein „Instrumentum Pantographicum seu holographicum“, womit mehrere Abschriften oder Zeichnungen zu gleicher Zeit durch einen Mechanismus hergestellt würden. Von alledem ist heute nichts mehr auffällig. P. war ein großer, seiner Zeit weit vorauf geeilter Erfinder, der die Mittel zur Verwerthung nicht auftreiben konnte, darüber von der Dummheit verlacht wurde und in gelegentliches Elend gerieth. Gurlt u. Hirsch, im Biogr. Lex. hervorragender Aerzte, kennen ihn ebensowenig wie Blanck, „Meckl. Aerzte“, und Const. v. Wurzbach im Oestreich. biogr. Wörterbuch. Was Krabbe von seiner „Anregung“ in Universitätskreisen sagt, ist Gerede ohne Grund. Jöcher III, Rotermund V, (der ihn verkehrt nach Wittenberg

bringt) und Poggendorff, Biogr. litt. Handwörterbuch S. 387 nennen ihn höchst kurz.

Nachweise s. bei Krey, Andenken 2c. Stück 4, S. 45 ff. — Krey, Beiträge 2c. II, S. 288. — Krabbe, Univ. Rostock S. 736 f. — Hauptquelle für sein Leben ist Etwas 2c. VI, S. 615 ff. und H. F. Taddel in „Erneuerte Berichte von Gelehrten Sachen im J. 1766.“ Rostock. S. 349—356.

Krause.

Pegius: Martin P., Jurist und Astrolog, „florierte“ nach Jöcher um 1560. Genauere Nachrichten über sein Leben scheinen zu fehlen, selbst M. Adams „Vitae Germanorum Jureconsultorum et Politicorum“ (Heidelberg 1670) enthalten den Namen nicht. Er begegnet uns sofort als fürstbischöflich salzburgischer Rath, als welcher er über verschiedene Rechtsfragen (Gantrecht, Erbbaurecht u. s. w.) in deutscher Sprache Abhandlungen verfaßte. Er soll sogar eine Uebersetzung des justinianischen Codex angefertigt haben, und jedenfalls spricht es für das Ansehen des Mannes, daß sein Tractat „De servitutibus“ noch 1733 zu Regensburg nachgedruckt wurde. Bekannter noch wurde er aber durch sein voluminöses Lehrbuch der „wissenschaftlichen“ Astrologie, welches unter dem Titel: „Geburtsstundenbuch, darinnen eines jetlichen Menschen Natur und Eigenschafft auß den gewißen Leuffen deren Gestirn mit gutem bestandt gefunden werden mag“, im J. 1570 bei Sixt Henricpetri zu Basel herauskam. In der an den Propst Neuhauser von St. Zeno (bei Reichenhall) gerichteten Einleitung entwickelt P. ausführlich seine pädagogischen Ansichten: „Raitkunst“ — damit ist die Arithmetik gemeint —, „Erdmesserey“ und „Gestirenkunst“ sollen die Basis des gelehrten Unterrichtes bilden. So beginnt denn auch das Werk mit den vier Species, dann kommt die eigentliche Sterndeutekunst nebst zahlreichen astronomischen Einschaltungen, und den Beschluß machen Chronologie und Kalenderkunst.

Jöcher, Gelehrten-Lexikon, 3. Band. — Wolf, Geschichte der Astronomie, S. 85.

Günther.

Pehem: Josef Johann Nepomuk P., Canonist, geb. zu Stockach (damals Vorderösterreich) im badischen Seekreise am 8. April 1740, † zu Wien am 17. Mai 1799. Er machte Vorstudien in Konstanz, die juristischen in Innsbruck und Wien, erwarb an letzterem Orte die juristische Doctorwürde im J. 1771, wurde sofort Professor des Kirchenrechts in Innsbruck, 1775 auch Director des adeligen Convicts, 1777 kaiserlicher Rath, endlich im J. 1779 nach Eybel's Versetzung als dessen Nachfolger Professor des Kirchenrechts in Wien mit dem Charakter eines niederösterreichischen Regierungsraths. Die Theorie von dem Verhältniß des Staats zur Kirche und den Rechten des erstern in kirchlichen Dingen, wie sie P. entwickelt, geht dahin: der Staat entstand infolge des Bedürfnisses, weil die Einzelnen für sich allein ihren Zweck nicht erreichen konnten; der Beruf des Menschen ist Glückseligkeit, zur Erreichung derselben ist Staat und Kirche nöthig, als zwei besondere Gesellschaften. Die Kirche hat zu ihrem Objecte das Spirituelle, der Staat alles, wodurch die Glückseligkeit befördert wird. An sich sind beide von einander unabhängig; die Kirche kann ihre Aufgabe dem Staate ganz oder theilweise übertragen, sie hat für sich in zeitlichen Dingen weder directe noch indirecte Gewalt, daher auch nicht das Recht poenas civiles zu verhängen, ihr Civilrecht ist daher veränderlich und ein kirchlicher Act an sich ohne bürgerliche Wirkung. Kirche und Clerus stehen in bürgerlichen Angelegenheiten unter dem Gesetze und Gerichte des Staats, wo solche dem geistlichen Gerichte factisch unterstehen, können sie ihm jederzeit entzogen werden, weil diese Competenz lediglich auf Gnade ruhet. Der

Fürst hat als solcher das jus inspiciendi, impediendi et tollendi ea, quae civitati sunt noxia, die Advocatie, darum das Recht Concilien zu berufen u. s. w. Das sind die Ideen, von denen die Reformgesetze der Kaiserin Maria Theresia bereits beeinflußt waren, und welche in denen von Joseph II. zum vollen Durchbruche kamen. Sie haben in den kleineren Schriften von P. ihren Wiederhall für Einzelfragen. Obwohl P. von den sog. „Josefinern“ unter den damaligen Canonisten ziemlich der Consequenteste und Selbständigste ist, bedarf es doch nur eines Blicks in die Litteratur über das landesherrliche Kirchenregiment in der protestantischen Kirche, insbesondere in die Schriften von Pufendorf und Pfaff, um die Quelle der Theorie zu finden. Die Werke von P. leiden an Breite, sind weder von wissenschaftlicher Gründlichkeit, noch im ganzen mehr als, soweit die systematischen betrifft, in rein willkürlicher Anordnung gemachte Bearbeitungen an der Hand von Van Espen, Berardi, Barthel und Rautenstrauch. Schriften: „Jus ecclesiasticum publicum.“ P. I. 1781. „Jus ecclesiasticum universum“, 1786. „Praelectionum in jus eccles. universum methodo discentium utilitati adcommodata congestarum partes duae.“ P. I. II. 1791, III. 1789, deutsch 1803, 2 Bde. „Disquis. hist.-jurid. de consensu parentum in nuptiis filiorum filiarumque familias“, Innsbr. 1771. „Versuch über die Nothwendigkeit einer vorzunehmenden Reformation der geistlichen Orden und das Recht der Regenten, aus eigner Macht dieselben in allen Ländern zu reformiren, einzuschränken und aufzuheben“, 1782. „Historisch-statistische Abhandlung von Errichtung, Ein- und Abtheilung der Bisthümer, Bestimmung der Erzbisthümer, Bestätigung, Einweihung und Versetzung der Erz- und Bischöfe, vom römischen Pallium und Eide, welche die Erz- und Bischöfe nebst anderen Prälaten dem römischen Papste schwören müssen, und von den Gerechtsamen der Regenten, in Ansehung dieser Gegenstände“ u. s. w. 1790 (anonym). „Abh. von Einführung der Volkssprache in den öffentlichen Gottesdienst“, 1783. Alle außer einer in Wien gedruckt und erschienen.

Weidlich, Biogr. Nachr. III, 235. — De Luca, Journal der Liter. u. Statist. I, § 35. — Meusel X, 308. — v. Wurzbach, Lex. XXI, 428 (nennt noch andere). — v. Schulte, Gesch. III, 1. 259.

v. Schulte.

Pehmöller: Christian Nicolas P., Kaufmann und Senator. Geboren zu Hamburg am 2. Februar 1769, Sohn eines bemittelten Zuckerfabrikanten, gut unterrichtet (jedoch den ihn später auszeichnenden hohen Bildungsgrad seinen eigenen stets fortgesetzten Studien verdankend), trat er 1784 in das kaufmännische Geschäft eines der bedeutendsten damaligen Handelshäuser Hamburgs als Lehrling, dann als Commis. Seine Anstelligkeit, sein rechtschaffener Charakter, seine Zuverlässigkeit erwarb ihm das volle Vertrauen seiner Principale, die wichtige Interessen in seine Hände legten. Die für sie unternommenen Geschäftsreisen nach Dänemark, England, Frankreich, Spanien und Portugal benutzte er zugleich zur Erweiterung seiner Kenntnisse wie seines geistigen Gesichtskreises überhaupt. Vorzüglich fruchtbringend wurde ihm ein dreijähriger Aufenthalt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Haupthandelsplätze er besuchte, und bis an deren fernste damalige Grenze er vordrang. Zufällig bekannt geworden mit dem größten Staatsmann Amerikas, dem Präsidenten Washington, durfte er denselben in seiner Residenz besuchen und seiner eingehenden Unterhaltung sich erfreuen, deren Inhalt ihm lebenslang im besten Gedenken geblieben ist. 1799 weilte er in England, von wo er in seine Vaterstadt heimkehrte, welche damals durch eine soeben bestandene große Handelskrisis empfindlich betroffen war. Dessenungeachtet unternahm er muthig mit seinem Freunde H. Droop das Geschäft seiner früheren Principale unter eigener Firma

und wußte dasselbe bald zu Ansehen und Ehren zu bringen. Nunmehr etablirt und Bürger seiner Vaterstadt, widmete er sich auch dem Dienste derselben mit dem regen Eifer eines Patrioten, alle ihm übertragenen Ehrenämter mit gewissenhaftester Pflichttreue verwaltend. — Als Mitglied der Banco-Behörde erwies er sich 1813 als kühner tapferer Vertheidiger dieses Instituts gegen die habgierigen Angriffe des französischen Gouvernements, welches den Silberschatz der Bank (ein Eigenthum nicht des Hamburger Staats, sondern der Bankinteressenten, also des Handelsstandes), zu confisciren begehrte. Mit Unerschrockenheit trat er dem Verlangen der französischen Machthaber entgegen, verweigerte die Auslieferung der Schlüssel und wich endlich nur der brutalen militärischen Gewalt, als die Zwingherren den Raub des Silberschatzes thatsächlich ausführten, dem Grundsatz huldigend: wenn der Staat Geld braucht, so nimmt er es, wo er es findet. Die denkwürdigen Vorgänge dieses Ereignisses hat P. selbst in einer Druckschrift (deutsch und französisch) dargestellt. — Gleich nach Hamburgs Befreiung, 1814, wurde P. zum Mitgliede der zur Berathung von Verfassungs- und Verwaltungsreformen eingesetzten Bürgerdeputation gewählt. Hierauf, vom Senate wie vom Publicum als geeignetster Mann für die Lösung der Bankfrage erkannt, wurde P. mit zweimaligen erfolgreichen Missionen nach Paris betraut, um die Rückgabe des geraubten Bankschatzes oder eine genügende Entschädigung zu verlangen und durchzusetzen. Während seiner Abwesenheit 1816 zu allgemeiner Befriedigung in den Senat gewählt, erwies P. sich seitdem als eines der ausgezeichnetsten, einflußreichsten Mitglieder dieser obersten Staatsbehörde Hamburgs, je wirksamer seine hervorragenden Eigenschaften sich zeigten. Denn er vereinigte in sich die strengste Rechtschaffenheit mit einsichtsvoller Staatsklugheit und furchtloser Energie. Er war unter allen Umständen ein unabhängiger Charakter, gegen Lob und Tadel wie gegen fremde Einflüsse völlig unzugänglich. Somit wurde P. allmählich zum allgemein hochgeachteten „Eckhart“ des Senats wie der Bürgerschaft. Aus seinem amtlichen Wirken ist Folgendes hervorzuheben. 1820 und 1821 vertrat er in einsichtsvollster Weise die Hamburgischen und deutschen Handelsinteressen auf der von allen Elbuferstaaten beschickten Dresdener Conferenz behufs Feststellung der Elbschiffahrtsacte, abgeschlossen am 23. Juni 1821, desgleichen auf der Conferenz zu Hamburg 1824 wegen Revision derselben. Während seines Aufenthalts in Dresden häufig an den königl. Hof gezogen, erwarb er sich das Wohlwollen des Prinzen Johann, des nachmaligen Königs von Sachsen, wie der Prinzessin Amalie, später als Schriftstellerin bekannt geworden. Der ihm vertraulich kund gewordenen Absicht einer Ordensverleihung an ihn, wußte er durch die Erklärung vorzubeugen, daß die Annahme einer solchen Decoration unvereinbar sei mit dem Charakter und der Stellung eines Senators der freien Stadt Hamburg. — Als ältester Senator bekleidete er mit demselben einsichtsvollen Eifer die Angelegenheiten der Hamburger gelehrten Schulen und Bildungsanstalten. Seiner thatkräftigen Förderung ist der Neubau der Gebäude des Johanneums und des akademischen Gymnasiums, sowie der Stadtbibliothek zu danken, deren Einweihungsfeier am 5. Mai 1840 Pehmöller's Rede einleitete. Bald nach dem Brande Hamburgs im Mai 1842, welcher diese auf dem Grunde des vormaligen Domstiftes stehenden Gebäude verschonte, traten die infolge eines so rastlos thätigen Wirkens unabweislichen Altersgebrechen auch bei dem tapfer dagegen ankämpfenden Protosenator hervor. Aber erst im Februar 1845 trat er von den Staatsgeschäften zurück und starb bald darauf den 17. April 1845.

S. die von Prof. Chr. Petersen verfaßte lateinische Memorie. 1847. fol.

Beneke.

Peifer: David P., chursächsischer Kanzler im 17. Jahrhundert. Geb. zu Leipzig am 3. Januar 1530, † zu Dresden am 1. Februar 1602 (nicht 1601). Davids Vater, Nicolaus P. zog in seiner Jugend aus der fränkischen Heimath nach Leipzig, ließ sich daselbst als Rechtsgelehrter dauernd nieder, und starb dort im 68. Jahre seines Alters. Auch Davids ältester Bruder lebte als geschätzter Arzt in Leipzig. David erhielt nach kurzem Besuche der Thomasschule mit einigen Altersgenossen Privatunterricht; er zeigte schon damals eine glückliche Begabung, und bekundete bei kleinen Theatervorstellungen im elterlichen Garten eine für seine Jahre überraschende Auffassungsgabe; denn er wußte die Rolle des „verlornen Sohnes“ trotz seines Knabenalters in ergreifender Weise zu spielen, und jene des Chereas im Eunuchen des Terenz ganz richtig wiederzugeben. 1544 kam er auf die von Herzog Moritz neu gegründete Schulpforte a/d. Saale, wo er jedoch nur ein Semester blieb, weil er bei der Prüfung Beweise hoher geistiger Reife ablegte. Die Prüfungsaufgabe bestand in der Begründung des Satzes: daß Cicero's Werke allen anderen Schriften des Alterthums vorzuziehen seien. Während sich nun die übrigen Schüler mit bogenreichen Ausführungen abmühten, überreichte P. ein einziges Blatt mit vier lateinischen Versen, welche, metrisch und grammaticalisch tadelfrei, die Aufgabe in bündigster Weise lösten, und so P. den Preis verschafften. David bezog 1546 die Leipziger Hochschule, hörte zuerst philosophische Vorlesungen, erwarb mehrere Auszeichnungen, wurde Magister artium, und wandte sich dann unter Petrus Loriotus (Pierre Lorioz aus Epernay) dem Rechtsstudium zu. Damals hatte der Spanier Ludwig Avila, Ritter des Alcantaraordens eine Geschichte des schmalkaldischen Krieges geschrieben, welche der Brügger Wilh. Molinäus in's Lateinische übertrug. Da sie beleidigende Ausfälle auf den römischen König Ferdinand, Moritz v. Sachsen und andere Reichsfürsten enthielt, richtete P. zu deren Ehrenrettung an Avila ein Gedicht in Jamben, welches er auf dem Reichstage zu Augsburg (1550) Ferdinand überreichte, der ihn als Dichter bald darauf mit dem Lorbeer krönte. Um P. den drohenden Nachstellungen des erzürnten Avila zu entrücken, wurde er der Gesandtschaft beigegeben, welche damals im tiefsten Winter unter dem kaiserlichen Rathe Damian Pflug an den Polenkönig Sigismund August nach Krakau abging, und bei dieser Gelegenheit auch die benachbarten Salzwerke von Wieliczka besuchte, deren unerschöpfliche Ausbeute schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts begann. 1555 ging P. über die Alpen nach Bologna, um dort als Schüler des Marianus Socinus d. J. und Ferdinand Veza in einem dreijährigen Curse das begonnene Rechtstudium zu vollenden. Während der Ferien bereiste er die größeren Städte und landschaftlich oder geschichtlich bedeutenden Punkte der Halbinsel, und lernte hiedurch das von Natur und Kunst so reich ausgestattete Land gründlich kennen. Nach dem zweiten Jahre seines Bologneser Aufenthaltes erwarb P., eben von Florenz zurückgekehrt, den juristischen Doctorgrad; nach dem dritten besuchte er im Frühjahre 1558 Neapel mit Umgebung, und traf über Mailand, den Gotthardt, Basel, Straßburg und Mainz Mitte August wohlbehalten wieder in seiner Vaterstadt Leipzig ein. Ein Vorgang an der italienisch-deutschen Grenze gab zu einer ziemlich derben Anecdote Anlaß, welche Jöcher, auch Rotermund Rechenberg's Angabe in der vita Peiferi nacherzählen; die Anecdote beweist, daß unser Gelehrter ein guter Deutscher aber ein entschiedener Gegner Roms war. Dieser feindseligen Stimmung hatte er schon früher in der Elegie: „Epistolae Ecclesiae afflictae ad Christum“ Ausdruck gegeben, worin dem Papstthume die Herabwürdigung der Christuslehre zum schnöden Götzendienste vorgeworfen wird. — Wenige Wochen nach der Rückkehr aus Italien verlor P. seine zärtlich geliebte Mutter. Der Vater schloß nach

kurzer Frist mit einer Wittwe aus Leipzig einen zweiten Ehebund, welcher dem Sohne um so weniger zusagte, als er den Tod seiner Mutter noch tief betrauerte. Er verließ daher seine Geburtsstadt, und trat als Rath in die Dienste Herzogs Johann Albert v. Mecklenburg. Nach Schlichtung der zwischen den fürstlichen Brüdern v. Mecklenburg bestandenen Rechtsstreitigkeiten, begleitete er seinen Herrn zu dessen Eidam, Albert v. Preußen, und kam nach Besichtigung der blühenden Handelsstädte an der Ostseeküste bis Livland. Eine in der Heimath beabsichtigte Verlobung erweckte bei P. den Wunsch nach vorgängiger Rücksprache mit seinem Vater. Der hiezu nöthige Urlaub war um so leichter zu erhalten, als der Primas von Magdeburg zur Austragung der zwischen dem Herzog v. Mecklenburg und dem Grafen v. Mansfeld bestehenden Händel um jene Zeit einen Gerichtstag nach Halle ausgeschrieben hatte, wozu Johann Albert seinen Rath P. mit 2 andern Delegirten abordnete. P. reiste somit zum angesetzten Termine nach Halle, und da sich Graf Mansfeld innerhalb dreier Tage nicht stellte, nach Leipzig, wo die Verlobung mit Barbara, einer Tochter des chursächsischen Leibarztes Blasius Grünewald, mit den üblichen Förmlichkeiten gefeiert wurde. Aber schon nach wenigen Tagen mußte er sich von der Braut trennen, weil ihn zu Cassel, wo der Herzog gerade weilte, neue Geschäftsreisen erwarteten. Zuerst ging er trotz Kälte und Winterstürme zu Herzog Albert in Königsberg, dann zum Polenkönig Sigmund August, der sich in dem prachtvollen Fürstenschloße Petrowskoy (Pietrocovia) aufhielt; von da ohne Verzug nach Schwerin, um seinem Herrn über die Erfolge seiner Sendungen Bericht zu erstatten. An Sigmund August wurde P. dreimal abgeordnet und von demselben stets sehr huldvoll entlassen. Bei der zweiten Sendung im November 1564 befiel den König während einer Audienz, in der P. allein zugegen war ein sehr heftiges, kaum stillbares Nasenbluten, so daß P. für des Königs Leben bangte; doch ging der Anfall ohne nachtheilige Folgen vorüber. Im Juli 1563 feierte P. zu Leipzig seine Hochzeit mit Barbara Grünewald. In glücklicher Ehe wurde sie Mutter von 15 Kindern (6 Knaben, 9 Mädchen), wovon nur fünf den Vater überlebten. Diese Verbindung vermehrte Peifer's Wunsch, seine Dienste seinem Geburtslande zu widmen; er bat daher den Herzog um seine Entlassung, die er jedoch von dem zögernden Fürsten auf wiederholte Bitte erst gegen Ende 1565 erhielt, als ihm eine Hofrathsstelle zu Dresden in sicherer Aussicht stand. Frühere Anerbieten, nach Stettin oder Thorn, hatte er mit Rücksicht auf den ihm geneigten Herzog abeglehnt.

In Dresden war er anfänglich mit Grenzbereinigungen, Beilegung von Streitigkeiten und wiederholten Reisen an den kaiserlichen Hof betraut. 1572 berief ihn Churfürst August in den behufs Berathung der sog. „constitutiones Saxonicae“ zu Meißen niedergesetzten Convent, welcher aus 7 sächsischen Hofräthen und 5 Universitätsprofessoren bestand, und der bei der großen Fülle des Materials — die Beschlüsse erstreckten sich auf 249 Rechtsfragen, — längere Zeit tagte. Obwohl der ursprüngliche Berathungszweck nur der Beseitigung von Controversen galt, erlangten doch die constitutiones in der Praxis allmählich Gesetzeskraft. Mit seiner 1574 erfolgten Beförderung zum Geheimrath wuchsen Umfang und Bedeutung der Geschäfte. Neben der Aufsicht über die gelehrten Schulen und die churfürstlichen Theater bestand seine Thätigkeit hauptsächlich in den Verhandlungen mit fremden Gesandtschaften. Churfürst August genoß nicht bloß im Reiche, sondern auch außerhalb dessen Grenzen hohes Vertrauen und großes Ansehen. Aus diesem Grunde schickten Churfürsten und andere Reichsstände, auch die Könige von Spanien und Frankreich, von Navarra, England und Polen, ja der Kaiser selbst und außer diesen sowohl italienische Fürsten als bedeutende Handelsstädte zum Oefteren Vertrauensmänner an den

chursächsischen Hof; und so zahlreich die Sendungen waren, die sich meist auf dem Fuße folgten, so mannigfaltig waren deren Anliegen, bei welchen nicht selten die lateinische oder italienische Sprache gebraucht werden mußte. Wurde P. bei diesen Arbeiten auch von drei tüchtigen Räthen unterstützt, so lag doch namentlich in den letzten Regierungsjahren des Churfürsten, die Hauptlast auf seinen Schultern, und geben hierfür die in den sächsischen Archiven aufbewahrten Acten die bündigsten Belege.

In den Jahren 1578 und 1579 war P. der streng lutherischen Gesinnung gemäß im Einklange mit dem Churfürsten eifrig bemüht, das endliche Zustandekommen der „formula concordiae“ (des letzten lutherischen Glaubensbekenntnißes) zu fördern. Sie wurde am 25. Juni 1580 auf dem Marktplatze zu Dresden feierlich verkündet, man verpflichtete auf sie Lehrer, Geistliche, selbst einzelne Beamte, und nahm bei Anstellungen u. dergl. auf Männer dieser Richtung vorwiegend Rücksicht. Allein nach dem Tode des Churfürsten August (12. Febr. 1586), welchem der jugendliche Christian I. in der Churwürde folgte, trat eine grundsätzliche Aenderung der Kirchenpolitik ein. Christian I., mehr dem reformirten Bekenntnisse zugethan und daher ein Gegner der Concordienformel, hob sofort nach seinem Regierungsantritte die Verpflichtung auf dieselbe auf. Trotzdem ernannte er P. am 9. Juni 1586 zum Kanzler, welcher dem zufolge an die Spitze der Geschäfte trat; in Wirklichkeit lag indeß die innere und äußere Politik in den Händen des Dr. Nicolaus Krell (s. A. D. B. XVII, 116). Dieser, früher Mentor des Churprinzen, war von Christian sofort, im Mai 1586, in den geheimen Rath mit der ausdrücklichen Bestimmung aufgenommen worden, immer um dessen Person zu sein, damit der Churfürst „in den Sachen, darin er sein räthliches Bedenken begehren würde“, Dr. Krell stets sogleich zur Hand habe. Letzterer besaß sohin seines Fürsten vollstes Vertrauen, und neigte sich gleich diesem dem reformirten Bekenntnisse zu. Da sich P. in unlöslichem Widerspruche mit der neuen Regierung, und um den nöthigen Einfluß gebracht sah, bat er um Enthebung von einem Amte, das ihm „nur Aergernuß“ bereite. Sie erfolgte im Juni 1589. P. wurde zum Beisitzer bei den am Dresdner Oberhofgerichte halbjährig stattfindenden Proceßverhandlungen ernannt. An seine Stelle trat Dr. Krell, und sind ihm in der Bestallungsurkunde vom 25. Juni weitgehende Vollmachten eingeräumt. P. zog mit den Seinen auf sein Landgut Gosseck (Gossigk), und verlebte dort nach langen Jahren aufreibender Arbeit glückliche Tage der Ruhe und Erholung. Dieser Empfindung verleiht er beredten Ausdruck in einer Elegie, „E Gossigiano Nonis Octob. MDLXXXIX“, die an seinen Jugendfreund den churfürstl. Rath Andreas Erstenberg gerichtet, mit dem Distichon schließt:

At tu Ruricolam Pyladis urbanus Orestem,
Displicet haec lauto si tibi vita, mone!

Doch auch diese Tage sollten nicht ungetrübt verfließen; im November 1591 hatte P. den Tod seiner treuen Gattin zu beklagen, welche unter großer Betheiligung von Nah und Fern auf dem Landgute bestattet wurde. Wenige Wochen früher am 5. October war Christian I. im noch nicht vollendeten 31. Jahre durch einen frühzeitigen Tod hinweggerafft worden; ein Ereigniß das für Sachsen's innere Politik von den gewichtigsten Folgen begleitet war. Der Verlebte hatte zu Vormündern seiner minderjährigen Söhne den Herzog Friedrich Wilhelm zu Sachsen-Altenburg und den Markgrafen Georg v. Brandenburg aufgestellt. Ersterer, streng lutherisch gesinnt, war gleich der sächsischen Ritterschaft ein erbitterter Gegner Krells, der auch sofort noch vor Beerdigung des Churfürsten am 29. October auf dem Wege von der Kanzlei zu seiner Wohnung

durch zwei Trabanten „dingfest gemacht“ und in sicheren Gewahrsam gebracht wurde. Ein gegen diesen eingeleiteter zehnjähriger Inquisitionsproceß mit allen Schrecken des damaligen Gefängnißwesens fand sein tragisches Ende in dessen am 9. October 1601 auf dem Marktplatze zu Dresden vollzogener öffentlicher Hinrichtung. Kurze Zeit nach Krells Verhaftung, am 18. December 1591 schrieb Friedrich Wilhelm als Landesadministrator an P. und trug ihm die erledigte Kanzlerstelle an. Auf dringendes Zureden der sächsischen Räthe erklärte er sich endlich zu deren Annahme bereit, und erhielt hiebei 500 fl. Umzugsgelder. Auf den 4. Februar 1592 zu dem Administrator nach Zeitz beschieden, nahm er dort in dessen Gegenwart den Pflichtigen den Treu- und Huldigungseid ab, und begleitete diesen zum nämlichen Zweck in die Hauptorte des Curlandes; 1693 wurde er zur Schlichtung der zwischen Bürgerschaft und Rath ausgebrochenen Streitigkeiten nach Leipzig gesandt. Ein paar Jahre später ging er mit dem fürstlichen Administrator auf den Reichstag nach Regensburg, und betheiligte sich an der Berathung über die schwebenden Reichsangelegenheiten. Am 24. Juli 1601, also wenige Monate vor seinem Tode, erlebte er noch die Freude, daß sich der älteste Sohn, Stiftsrath Dr. David P. jun. zu Wurzen mit Agnes v. Droyff verheirathete; im Januar 1594 hatte sich seine Tochter Justine mit Kammergerichtsassessor Dr. Georg Reich verehelicht; bei welcher Gelegenheit der Vater der Braut von Herzog Friedrich Wilhelm mit einem kostbaren Trinkgefäße und einem Faße edlen Rheinweines beschenkt wurde. Kaiser Maximilian II. erhob P. sammt seinen Nachkommen in den Reichsadelstand, und beabsichtigte dessen Ernennung zum Reichshofrath; doch starb der Kaiser vor Unterzeichnung der auf seinen Befehl bereits entworfenen Anstellungsurkunde. Obwohl unsern Staatsmann die Dienstgeschäfte vollauf in Anspruch nahmen, war er doch auch schriftstellerisch thätig. Abgesehen von einer Jugendarbeit über Ovid, übersetzte er handschriftlich „Oppiniani venationes“ aus dem griechischen ins lateinische, verfaßte unter dem Titel: „Lipsia seu originum Lipsiensium libri IV“ die erste Geschichte Leipzigs, (welche Professor Adam Rechenberg mit einer Biographie Peifer's 1689 zu Leipzig herausgab); ferner „Epistolas Statum et ecclesiae et reipublicae sub Augusto Elect. Saxon. illustrantes“, deren Publication J. Fr. Gotter besorgte (Jena 1708); endlich „Historia de regni Pontificii ortu, incrementis et fastigio“ (Lps.). Auch als lateinischer Dichter war der reichbegabte Mann geschätzt; außer Widmungsgedichten an befreundete Personen, an die sächsischen Juristen Adam Pflug und Peter Haige, (welch' Letzterer sich P. als sein leuchtendes Vorbild erkor) an seinen Jugendfreund Erstenberg und Andre — verfaßte er ein episch-elogisches Gedicht: „Imperatores Turcici, seu de eorum vita et rebus gestis“ (Basil. 1550), welches sich auch im V. Bande der „Delitiae poetarum german. hujus superiorisque aevi“ S. 31—57 abgedruckt findet. 1587 wurde zu Wittenberg bei Zacharias Crato in eleganter Ausstattung eine wesentlich vermehrte Auflage gedruckt, in der neben dem „carmine elegiaco aliaque poëmata Peiferi non minus jucunda, quam erudita“ aufgenommen sind; darunter die: „Elegia ad Germaniam“, welche auch in Reusner's coll. orat. et consult. de bello Turcico“, vol. IV. (Lps. 1595) steht.

Adam Rechenberg: curriculum vitae Dav. Peiferi Icti a. a. O. — Mittheilungen aus dem sächs. Staatsarchiv. — Jöcher III 1346, Rotermund V 1793. — Richard, der sächs. Kanzler Dr. Nic. Krell S. 75 ff. — Brandes, der Kanzler Krell. Eisenhart.

Peilicke: Johann P., Philosoph und Jurist, geb. in Zeitz, † am 8. Sept. 1522 in Leipzig, wurde, nachdem er 1484 als Student in Leipzig inscribiert worden war, 1486 daselbst Baccalaureus der Philosophie, 1491 Magister, dann Baccalaureus der Rechte, und war im Wintersemester von 1497 auf 1498

Rector der Universität, im Sommer 1500 Decan der Artistenfacultät. Als unvereinbar mit diesen Thatsachen erscheint die Angabe, daß er selbst 1474, sein Vater, der Zeitzer Bürgermeister Bartholomäus P., 1453 geboren worden sei. Ebenso erweist sich die durch keinerlei urkundliche Nachricht unterstützte Vermuthung als unhaltbar, daß P. in der Zeit zwischen 1491 und 1497 Rector der Kathedralschule in Meißen gewesen sei. Wenn er nämlich in der Ueberschrift eines ihm gewidmeten Epigramms von Hermann Buschius (in dessen Epigrammatum Liber Tercius, Lips 1504, Bl. F_v verso) „misnensis iuuentutis Moderator“ genannt wird, so ist dieser Ausdruck (den eine alte handschriftliche Randbemerkung in dem der Dresdener Bibliothek gehörigen Exemplar des angeführten Buches von Buschius mit den Worten: „vel vt vulgo dicunt sed male Burse misnensis Conuentori“ erläutert) nicht auf die Jugend der Stadt Meißen, sondern auf die Meißnische Nation der Universität Leipzig zu beziehen. Denn nichts deutet darauf hin, daß P. Leipzig, nachdem er sich dort niedergelassen, wieder verlassen habe. Im Jahre 1491 erschien daselbst sein „Philosophiae naturalis compendium“, 1499 und nochmals 1503 und 1509 seine Ausgabe der „Libri metaphysicae“ des Aristoteles, in welcher er „pro Scholarum manuductione“ eine Eintheilung in Tractate und Capitel vorgenommen hatte. Neben demjenigen Studium, von welchem diese beiden Bücher Zeugniß ablegen, betrieb er auch das Studium der Rechtswissenschaft, in den späteren Jahren seines Lebens widmete er sich ihr, wie es scheint, völlig. Einige Tage, nachdem er sich mit Katharina Zabelstein, zu deren Heiratsgut ein Haus auf der Reichsstraße gehörte, verheirathet hatte, wurde er Doctor der Rechte. Im Jahre 1511 erscheint er unter dem Namen Doctor Zeytz als Deputierter der Meißnischen Nation bei den durch Herzog Georg veranlaßten Verhandlungen über Reform der Universität. 1512 erlangte er eine juristische Professur und gleichzeitig als Proconsul die Mitgliedschaft im Rathe zu Leipzig, im Jahre darauf wurde er Beisitzer im dortigen Schöppenstuhle.

Conradi Wimpinae scriptorum insignium centuria luci publicae tradita a J. Fr. L. Theod. Merzdorf, Lips. 1839, Nr. LIV S. 61. — Chr. Fr. Eberhard im Allgem. litterarischen Anzeiger 1801 Nr. 51. Sp. 481—486.

F. Schnorr von Carolsfeld.

Pein: Johann v. P., Sohn des kurfürstlich Mainzischen Vogtes auf dem Gleichenstein in Thüringen, war geboren daselbst am 10. März 1582. Nach Vollendung seiner juristischen Studien trat er in sächsische Dienste und war im Beginn des 30-jährigen Krieges Hofrath in Dresden. In dieser Stellung hatte er Gelegenheit sich den schlesischen Ständen wohlwollend und nützlich zu zeigen, daher berief ihn Breslau 1622 in das Amt eines städtischen Syndicus. In schwierigster Zeit, durch die ganze Dauer des 30-jährigen Krieges, bis an seinen Tod am 14. September 1649 hat er seiner neuen Heimath treue und erfolgreiche Dienste geleistet. Namentlich hatte er seine Tüchtigkeit als Unterhändler in wiederholten Missionen zu erproben, in denen es bald die politischen, bald die kirchlichen Rechte Breslaus gegen die neue Staatskunst des Wiener Hofes zu vertheidigen galt. Im J. 1629 war er als Gesandter in Wien, 1634 in Dresden, 1637, 1642, 1644—1645 in Wien, 1648 in Prag und 1649 wieder in Wien. Die letzten Missionen galten namentlich der Fernhaltung der Jesuiten von Breslau. Gewandtheit im Verkehr mit den Höfen, ein scharfer Blick für das Erreichbare und entschlossenes Ergreifen der günstigen Gelegenheiten zeichneten ihn aus und verschafften ihm in der Fremde und in der Heimath hohes Ansehen. Schon mit der tödtlichen Krankheit kämpfend beweist er noch eine bewundernswerthe Arbeitskraft. Im J. 1639 ward er kaiserlicher Rath, später auch Kanzler des Fürstenthums Breslau, obwohl der Breslauer Rath 1635 die Landeshaupt-

mannschaft über dasselbe nach 300jährigem Besitze verloren hatte. Sein Hauptamt blieb immer das städtische Syndicat. Am 12. August 1625 ward für ihn der alte Adel seines Geschlechts erneuert, er und seine Nachkommen nennen sich seit der Zeit v. Pein und Wechmar oder auf Wechmar, einem der Familie schon seit Jahrhunderten zustehenden Besitze im thüringischen Amte Ohrdruff. Sein Enkel Johann Ernst erlangte 1713 auch den böhmischen Freiherrenstand. Er war zweimal verheirathet, mit Anna Heideck v. Pfaffendorf im Meißnischen † 1633 und 1641, als er schon grau war, mit Katharina v. Sebisch aus einer der ersten Familien Breslaus.

Aus gedruckten und handschriftlichen Materialien der Breslauer Stadtbibliothek. Markgraf.

Peinlich: Richard P., Culturhistoriker und pastoraler Schriftsteller, Benedictiner des Stiftes Admont, geb. am 5. Mai 1819 zu Graz, erhielt in der Taufe den Namen Gabriel, welchen er später in üblicher Weise mit dem Stiftsnamen Richard vertauschte. Er wurde am Grazer k. k. Staatsgymnasium ausgebildet und trat am 2. Januar 1838 als Novize in das Benedictinerstift Admont in Obersteiermark ein. Inzwischen oblag er den theologischen Studien, nicht ohne auch mit besonderer Vorliebe sich dem Geschichtsstudium zuzuwenden, und legte 1841 die Ordensprofeß ab. Zuerst Lehrer am Sängerknaben-Institut zu Admont wurde P. 1844 Präfect im k. k. Convicte zu Graz, 1848 wurde er als Religionslehrer für Gymnasien approbirt. Als in demselben Jahre die stürmische Zeit für Oesterreich hereingebrochen war, finden wir P. als Caplan der akademischen Legion zu Graz, später als Feldcaplan des steirischen Freicorps in Italien. Er wirkte sodann als Professor der deutschen Sprache am k. k. Gymnasium zu Judenburg, seit October 1851 am katholischen Obergymnasium zu Ofen, woselbst er eine Zeit lang Redacteur des Wochenblattes: „Der katholische Christ“ war. Im J. 1854 wurde er an das k. k. Staatsgymnasium zu Graz versetzt, an welchem er 1861 die Direction übernahm, 1863 ernannte ihn der Fürstbischof von Seckau zum geistlichen und Consistorialrathe, 1870 wurde er durch den Titel eines k. k. Schulrathes, 1875 durch denjenigen eines k. k. Regierungsrathes ausgezeichnet. Er war inzwischen mehrfach auch durch Verleihung von Decorationen von Seite des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Würtemberg geehrt worden, sowie ihm im J. 1874 die k. k. österr. Kriegsmedaille zuerkannt wurde. 1878 schied P. aus dem Lehrfache, sich von da an mit historischen Studien und Arbeiten beschäftigend. Er war Mitglied einer Reihe wissenschaftlicher Vereine, insbesondere seit 1869 des historischen Vereins für Steiermark, dessen Vorstandsstelle er seit 1873 bekleidete. Zu Anfang der achtziger Jahren machte sich ein Herzleiden bei dem unermüdlich thätigen Manne bemerkbar, welches immer tiefere Wurzel faßte und am 29. Juli 1882 seinen Tod bewirkte. P. starb in seiner Geburtsstadt Graz, von allen Kreisen der Stadt und des Landes tief betrauert. Was die litterarische Thätigkeit Peinlich's betrifft, so ist hierbei die theologische und historische Seite derselben zu scheiden. In erster Beziehung veröffentlichte er eine Reihe von Predigten, von denen hier: „Jesus der Verrathene und Judas der Verräther, 7 Predigten“ (1855). „Unser heiliger Glaube im Gebete des Herrn, 7 Predigten“ (1860). „Die Weihe des Lebens von der Wiege bis zum Sarge, 7 Fastenpredigten“ (1861). „Gott ruft uns, Fastenbetrachtungen“ (1865). „Christliche Lebensweisheit eines getreuen Seelenhirten, 55 populäre Predigten“ (1860) genannt seien. Ganz besondere Aufmerksamkeit aber erweckten und verdienten seine fleißigen und genauen historischen und statistischen Arbeiten, unter denen die „Geschichte des Gymnasiums in Graz“, veröffentlicht in den Jahresberichten des ersten k. k. Staatsgymnasiums Graz von 1869—1874 als ein Werk riesigen Sammelfleißes obenan steht.

Daneben verdient weiter besondere Erwähnung die „Geschichte der Pest in Steiermark“, 1877—1878. 2 Bände. Diese beiden Werke enthalten weit mehr als ihr Titel andeutet, sie bieten zahllose Beiträge in allen Richtungen zur Geschichte und Culturgeschichte der Steiermark und bilden das Resultat der Forschung eines halben Lebens. Beachtenswerth erscheinen ferner die Beiträge, welche P. zu Biographie des großen Mathematikers und Astronomen Johannes Kepler lieferte und die in den „Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark“ XVI. und XXI. Heft enthalten sowie in Zeitschriften verstreut sind. Nicht minder hat sich P. um die Geschichte der Gegenreformation in Steiermark durch zahlreiche quellenmäßig gearbeitete Aufsätze verdient gemacht, seine Beiträge zur Geschichte des culturellen und des wirthschaftlichen Lebens in Graz und in Steiermark, zunächst in den erwähnten Mittheilungen des histor. Vereins für Steiermark enthalten, sind dem Culturhistoriker der Steiermark unentbehrlich. Aus Peinlich's Feder stammen weiter mehrere Nekrologe verdienstlicher Conventualen des Stiftes Admont, so des Abtes Benno Kreil (1863), Theodor Gaßner's (1877) u. A. m. Seine tabellarische Zusammenstellung „Chronistische Uebersicht der merkwürdigsten Naturereignisse, Landplagen und Culturmomente der Steiermark von 1000—1850“ (1880), ist eine Arbeit unendlichen Fleißes. Alle historischen Aufsätze Peinlichs beruhen auf der gewissenhaftesten Quellenforschung, unermüdlich hat er die Archive im Lande Steiermark durchgearbeitet und ein Material zusammengebracht, das noch in seinem Nachlasse vorliegt und die Bewunderung einer solchen Thätigkeit hervorruft. Aus seinem Nachlasse hat P. Florian C. Kinnast eine Sammlung (zumeist geistlicher) Dichtungen herausgegeben.

Biographie von P. Flor. C. Kinnast in der erwähnten Ausgabe von R. Peinlich's Dichtungen (Graz 1883). Daselbst auch genaue Angabe seiner sämmtlichen Aufsätze und Werke. — Franz Ilwof's Biographie in den Mitth. d. hist. Vereins f. Steierm. XXXI Heft, Graz 1883. — Vergl. auch Schlossar, Bibliotheca historico-geographica Stiriaca (Graz 1886) im Register vox: Peinlich, Rich. Schlossar.

Pelargus: Ambrosius P. (Storch), Dominicaner, geb. in der Wetterau (wann?), † in Trier 1557, wo er in der Dominicanerkirche beigesetzt wurde. Er hatte in Basel, dann in Freiburg i. B. als Magister die Theologie gelehrt und mehrere Schriften gegen Zwingli und Oekolampadius veröffentlicht, als er 1534 nach Trier versetzt wurde, wo er als Domprediger und Lehrer der Theologie an der Universität eine bedeutende Thätigkeit entfaltete. Im J. 1546 entsandte ihn Erzbischof Johann IV. von Trier als Procurator auf das Trienter Concil, vor welchem er am 10. Mai d. J. eine große Rede hielt. Er ging in derselben Eigenschaft und zugleich als Vertreter Kölns nach Bologna: als Vertheidiger der Verlegung des Concils in diese Stadt zog er sich die Ungnade des Kaisers zu, in Folge deren ihm die Procuratie am 23. August 1547 entzogen wurde. Doch begleitete er seinen Erzbischof 1551 nach Trient, als die Synode dort wieder zusammentrat. Unter seinen zahlreichen Schriften ist der 1534 zu Freiburg gedruckte Sammelband, welcher eine Reihe von gegen die Reformation gerichteten Streitschriften enthält, und der mit Erasmus gewechselte Briefwechsel (Epistolarum ad Erasmum bellaria), Köln 1539, hervorzuheben. Mit letzterem war P. seinerzeit sehr befreundet, wie er denn vor den übrigen Dominicanern sich durch eine entschiedene Werthschätzung der humanistischen Studien auszeichnete; später griff er einzelne Behauptungen des Erasmus in den „Annotationes in ea quae Erasmus non orthodoxe scripsit“ an. Außer einigen weiteren polemischen, exegetischen und ascetischen Schriften („de morte non timenda“) des P. ist die 1548 vor der Trierer Provincialsynode von ihm gehaltene Rede zu erwähnen, welche sich durch edlen Freimuth in Besprechung der Schäden der Kirche vortheilhaft auszeichnet

(abgedruckt: Hardouin IX 2063, Hartzheim, Conc. Germ. VI 398, Hontheim, Hist. dipl. Trev. II 121, Blattau, stat. et ord. Trev. II. 106.)

Vergl. Quétif et Echard, Script. ordin. Praedic. II. 158 f. — Marx, Erzstift Trier IV 444. F. X. Kraus.

Pelargus: Christoph P. (Storch), protestantischer Theologe, geboren am 3. August 1565 in Schweidnitz, † am 10. Juni 1633 in Frankfurt a. O. Sein Vater Johannes P., welcher 38 Jahre lang das Pfarramt und die Superintendentur in Schweidnitz verwaltete († 1599), huldigte in den confessionellen Streitigkeiten jener Zeit einer vermittelnden Richtung, in welche auch der Sohn früh vom Vater, und später auf dem Gymnasium in Breslau gelenkt wurde. Auf der Universität Frankfurt aber, wohin er sich 1583 begab, um Theologie zu studiren, fand er das strenge Lutherthum der Concordienformel zur Herrschaft gelangt, wie ein Gleiches damals nicht blos in den Marken, sondern auch in dem benachbarten Pommern und Sachsen der Fall war. Dieser Strömung gegenüber hielt der junge Theologe mit seinen, auf Melanchthons Corpus doctrinae christianae sich stützenden Ansichten anfangs vorsichtig zurück, gewann aber durch eine große Anzahl gewandt geschriebener Dissertationen, deren 80 er bereits 1593 in einer ersten Sammlung vereinigte, den Beifall stimmführender Persönlichkeiten, so daß er nicht blos ungewöhnlich schnell die Stufenleiter akademischer Würden erstieg (er ward 1584 Magister, 1586 Professor der Philosophie, 1589 Licentiat und 1591 Professor der Theologie), sondern auch schon in seinem 30. Lebensjahre 1595, nach des Christoph Cornerus Tod (s. A. D. B. IV, 499) zum Generalsuperintendenten der Mark Brandenburg vom Kurfürsten Johann Georg ernannt wurde. Noch günstiger für P. schienen sich bald darauf die Verhältnisse mit dem Regierungsantritte Joachim Friedrichs (1598) zu gestalten (s. A. D. B. XIV, 86). Denn dieser, in der Hoffnung, die schroffen Gegensätze unter den protestantischen Confessionen zu mildern, beschloß gewisse Cerimonien, welche sich in den märkischen Kirchen noch aus der katholischen Zeit erhalten hatten, wie die Processionen auf den Kirchhöfen, die Elevation des geweihten Brodes und Kelches, abzuschaffen; doch bald nöthigte ihn die Besorgniß der Stände vor weiteren Concessionen an den Calvinismus zu dem Versprechen das Lutherthum zu schützen, sowie die Concordienformel als Norm der märkischen Kirche anzuerkennen. Als daher P. im J. 1603 (wiederholt 1609) ein Compendium der christlichen Lehre für Schulen (schola doctrinae christ.) herausgab, beruft er sich gleich auf dem Titel als Quelle auf die heil. Schrift, die Kirchenväter, Luther und die Concordienformel. Ein gelehrter Commentar aber, den er über des Johannes Damascenus († um 760) vier Bücher de orthodoxa fide unter dem Titel einer „Epitome universae theologiae“ herausgab (1605, 2. Aufl. 1607), enthielt soviel Anklänge an calvinische Lehren, daß seine Gegner ihn deßhalb zur Verantwortung vor das Berliner Consistorium zogen. Doch wurde der Sache keine weitere Folge gegeben, um so mehr, als er schon 1606 eine Schrift „de fractione panis eucharistici“ veröffentlichte und dann gegen einen aus dem calvinistischen Lager kommenden Angriff des Daniel Candidus (pseudonym für David Pareus) durch eine Dissertation vertheidigte, in welcher er den von den Lutheranern beibehaltenen Gebrauch der Oblaten beim Abendmahl als aus den ältesten Zeiten der Kirche stammend nachweisen wollte, eine Ansicht, welche er freilich später wieder aufgab. Bewies Joachim Friedrich noch kurz vor seinem Tode dem P. durch Ernennung zum Visitator des 1607 in Joachimsthal eröffneten Gymnasiums sein Vertrauen, so erwarb dieser sich auch bald das seines Sohnes Johann Sigismund, (s. A. D. B. XIV, 169) welcher ihn 1610 zu sich nach Preußen berief, als er die dortigen Vormundschafts- und Successionsverhältnisse zu regeln versuchte. Dem P. blieb

daher unzweifelhaft die Hinneigung des Kurfürsten zum calvinischen Bekenntniß nicht unbekannt und der entscheidende Schritt, welchen derselbe am 25. December 1613 in Berlin durch die Abendmahlsfeier nach reformirtem Ritus that, konnte ihn nicht überraschen; auch suchte er den Kurfürsten nur vor übereiltem Vorgehen besonders in Bezug auf das Brotbrechen, zurückzuhalten. Dabei war es eine besondere Fügung, daß kurz vorher, am 31. August 1613, der Pfarrer Wenzel in Frankfurt gestorben war und nun P. dessen Amt mit seiner Professur und Generalsuperintendentur zu verbinden wünschte, wie vor einigen Decennien auch Andreas Musculus diese drei Aemter bekleidet hatte. Der Magistrat aber, ehe er sich für seine Wahl entschied, forderte von P. eine verdammende Erklärung gegen den Calvinismus, welche dieser auch gab. Somit durfte er jetzt seine Stimme nicht erheben zu Gunsten des Kurfürsten und zur Beschwichtigung der durch die Vorgänge in Berlin aufgeregten Gemüther. Daß er sich aber nicht offen auf die Seite der lutherischen Eiferer stellte, erbitterte diese auf das äußerste uud da in der Mark der Kurfürst durch das Edict vom 24. Februar 1614 dem öffentlichen ungebührlichen Schelten und Schmähen Andersgesinnter steuerte, sah sich P. bald von einigen jener Zeloten in Pommern und Sachsen — dem Prediger Cramer in Stettin, dem Superintendenten Schlüsselburg in Stralsund, dem Hofprediger v. Hoë in Dresden — mit den ärgsten Schmähungen überschüttet und, nicht ohne Grund, der Halbheit und Unbeständigkeit beschuldigt. Die Antwort, zu der er sich endlich gedrängt sah, war würdig, aber zurückhaltend; heftiger trat für ihn sein junger Freund Johann Bergius in die Schranken und der Federkrieg dauerte fort, selbst nach der Erklärung des Kurfürsten vom 5. Februar 1615, „daß Jeder im Lande, der da wolle, könne bei der unveränderten Augsburgischen Confession und auch dem Concordienbuch verbleiben“. Ja der Zorn loderte von neuem gegen P. auf, als dieser 1616 sein Compendium von 1603 wesentlich in calvinistischem Sinne geändert wieder herausgab, sich für dieses Vorgehen sowie andere Retractationen auf Augustin's Beispiel und seine inzwischen gewonnene bessere Einsicht berufend. Ein Pamphlet von äußerster Heftigkeit, welches der aus Berlin entlassene frühere Hofprediger Simon Gedicke gegen den „zum abscheulichen Mamluck und abtrünnigen Calvinisten gewordenen P.“ schleuderte, beschloß im J. 1617 auf gegnerischer Seite diese Fehde. P. aber, der da meinte, daß auch bei abweichenden Ansichten über Fragen, welche nicht zu den Fundamentalartikeln gehörten, die Einigkeit im Geiste bewahrt werden könne, promovirte am 30. Juni jenes Jahres fünf reformirte Theologen zu Doctoren und fungirte als Redner am 4. November bei der großen Säcularfeier der lutherischen Reformation in Frankfurt. Allmählich ließ auch der in Böhmen entbrannte große Krieg die evangelischen Confessionen ihre inneren Streitigkeiten für einige Zeit vergessen; ja P. erlebte es noch, daß in dem Leipziger Colloquium 1631, wo auch sein früherer Mitstreiter Joh. Bergius, nunmehr Hofprediger in Berlin (s. A. D. B. II, 385), und sein heftiger Gegner Hoë sich die Hände reichten, wenigstens der Versuch gemacht wurde die vorhandenen Gegensätze auszugleichen. Aber dasselbe Jahr brachte auch für P. Tage bitterer Noth in Folge der Erstürmung Frankfurts durch Gustav Adolf, nachdem die Einwohner schon vorher durch Krieg und Seuchen hart bedrängt worden waren. Auch vielfache Todesfälle in seiner Familie trübten des P. letzte Lebensjahre. Seine Gattin, eine Tochter des Professors der Theologie Christoph Albinus, verlor er 1630, von seinen Kindern überlebten ihn nur drei Töchter und der jüngste Sohn Gottlieb, welcher als Professor der Theologie 1672 kinderlos starb, so daß mit ihm des P. Stamm in männlicher Linie erlosch. Die reichhaltige Bibliothek, welche P. gesammelt hatte, ward von seinen Erben der Universität übergeben und ist mit dieser 1811 nach Breslau übergesiedelt.

Die drei Aemter, welche er zugleich verwaltete, kamen nicht wieder in eines Einzigen Hand. Dem zu seinem Nachfolger im Pfarramt erwählten Simon Ursinus wurde nur zögernd und auf kurze Zeit (1639—40) die venia legendi in der theologischen Facultät ertheilt, da diese sich immer mehr zu einer reformirten gestaltete. Die Generalsuperintendentur der Mark ward zuerst vom Kurfürsten dem Joh. Bergius angeboten; dieser aber schlug, die veränderten Verhältnisse berücksichtigend, vor, den weltlichen Räthen des Consistoriums in Berlin noch einen reformirten und einen lutherischen Geistlichen für die Angelegenheiten der beiden Confessionen zuzugesellen, als welche (1637) sodann Bergius selbst und der Propst zu St. Petri, Joh. Koch ernannt wurden. So hatte Georg Wilhelm, ganz im Sinne seines Vaters, die Einheit der beiden Schwesterkirchen bei voller Gewissensfreiheit gewahrt, wie diese Union sich gleichsam als erster Versuch durch die Cumulation der Aemter in der Person des Pelargus vollzogen hatte.

Becman, notitia univ. Francof. 1706 p. 122—133. — Spieker, Gesch. der Marienkirche zu Frankfurt a. O. 1835, S. 251—270. — H. Hering, Histor. Nachricht v. d. ersten Anfang d. reform. Kirche in Brandenburg 1778. — Fr. Brandes, Gesch. d. kirchl. Politik des Hauses Brandenburg I. 1872.

R. Schwarze.

Pelargus: Nicolaus P. s. Storch.

Pelking: Johannes P. (Pelcking), Weihbischof von Paderborn, geb. 1574 zu Münster, † am 28. December 1642 zu Paderborn. Er trat 1591 in den Orden der Minoriten (Franciscaner-Conventualen) und wurde 1599 zum Priester geweiht. Er wirkte namentlich als Prediger zuerst in Cleve, dann als Guardian zu Dortmund, wo seit 1580 nur noch in den Klosterkirchen der Minoriten und Dominicaner katholischer Gottesdienst gehalten werden durfte. Das Aufsehen, welches seine Controverspredigten erregten, veranlaßte den Magistrat, ihn am 12. Februar 1604 auszuweisen. Er kam am 24. September mit der Commission zurück, welche mit der Ausführung eines von Kaiser Rudolf II. zu Gunsten der Dortmunder Katholiken erlassenen Mandates beauftragt war, mußte aber wegen der durch sein Erscheinen hervorgerufenen Aufregung nach zwei Stunden die Stadt wieder verlassen. In der nächsten Zeit scheint er Guardian zu Münster gewesen zu sein; 1610 und 1615 wird er als Provinical erwähnt, 1617 und 1619 als Guardian in Köln. Im J. 1620 wurde er auf den Antrag des Kurfürsten von Köln, Ferdinand von Baiern, der zugleich Bischof von Paderborn und Hildesheim war, zum Bischof von Cardica in partibus (in Thessalien) und Weihbischof von Paderborn ernannt. Ferdinand ernannte ihn zugleich zum Generalvicar für Paderborn und Hildesheim. Als solcher war er eifrig für die Verbesserung der kirchlichen Zustände und für die Durchführung der (in Paderborn durch den Bischof Theodor von Fürstenberg begonnenen) Gegenreformation thätig; unter anderen setzte er in Lügde und Höxter die Katholiken wieder in den Besitz der Kirchen. Auch den Fürstbischof von Osnabrück, Franz Wilhelm von Wartenberg, unterstützte er mit Rath und That, namentlich bei der Besitznahme der ihm 1630 verliehenen Bisthümer Minden und Verden und 1632 bei der Errichtung der Academia Carolina zu Osnabrück; von 1638 an war er dessen stellvertretender Commissar.

J. Evelt, Die Weihbischöfe von Paderborn, 1869, S. 68—102. 185.

Reusch.

Pelldram: Leopold P., Bischof von Trier, geb. am 3. Mai 1812 zu Schweidnitz, † am 3. Mai 1867 zu Trier. Er absolvirte die Gymnasialstudien zu Glatz, die theologischen Studien zu Breslau und Bonn und wurde am 5. April 1835 zu Breslau zum Priester geweiht. Nachdem er an mehreren

anderen Orten in der Seelsorge thätig gewesen, zuletzt als Pfarrer, Erzpriester und Schulinspector zu Warmbrunn, wurde er von dem Fürstbischof Diepenbrock am 1. Juli 1850 zum Propst von St. Hedwig in Berlin, fürstbischöflichen Delegirten für die Mark und Ehrendomherrn ernannt. 1859 vertauschte er diesen Posten mit dem des katholischen Feldpropstes der Armee. Als pflichttreuer, hochgebildeter und milder Geistlicher stand er in Berlin in hohem Ansehen. Nachdem Abt Haneberg die am 1. Juni 1864 auf ihn gefallene Wahl zum Bischof von Trier abgelehnt hatte, wurde am 29. December P. gewählt. Er wurde am 27. März 1865 präconisirt, am 28. Mai zu Breslau von dem Fürstbischof Förster unter Assistenz der Weihbischöfe Eberhard von Trier und Wlodarski von Breslau consecrirt, am 11. Juni zu Trier inthronisirt, verwaltete sein Bisthum aber nur zwei Jahre. Reusch.

Pellegrini: Giulio P., Bassist, geb. am 1. Januar 1806 in Mailand, starb am 12. Juni 1858 in München. P. erhielt seine musikalische Ausbildung auf dem Conservatorium seiner Vaterstadt und debutirte in einer Oper von Pacini 1822 mit großem Erfolg in Turin. Bald darauf wurde er für die italienische Oper in München engagirt, nach deren Aufhebung er als erster Bassist zur dortigen deutschen Oper übertrat. Seit 1852 nahm seine Kraft ab, so daß er sich 1854 pensioniren ließ und in der Rolle des Bertram (Robert der Teufel) am 20. August desselben Jahres von der Bühne Abschied nahm. Pellegrini's Stimme zeichnete sich aus durch Kraft und Biegsamkeit, großen Umfang und vortreffliche Schule. Seine Frau Clementine, geb. Moroltt (geboren 1797 in München, † daselbst am 7. Juli 1845), mit der er seit 1824 vermählt war, genoß den Ruf einer guten Contraaltistin, deren schöne Stimme und gebildeter, gefühlvoller Vortrag in der theatralischen Wirkung noch durch ihre Schönheit unterstützt wurde. Clementine P. wurde 1843 pensionirt.
Joseph Kürschner.

Pellegrini: Karl Clemens Graf P., Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz des Militär-Maria-Theresienordens, Inhaber des k. k. Infanterieregiments Nr. 49, k. k. Feldmarschall und Generaldirector des gesammten Genie- und Fortificationswesens, geboren am 20. November 1720 zu Verona, † am 28. November 1796 zu Wien, entstammte einer italienischen Adelsfamilie. Schon 1735 soll er bei Philippsburg als einer der befähigteren Officiere bei den Verschanzungsarbeiten verwendet worden sein, 1737—1739 befand er sich angeblich bei einer Donauflottille, 1740—1748 betheiligte er sich als Major und später als Oberstlieutenant an dem österreichischen Erbfolgekriege, 1756—1762 befehligte er — von 1757 an als Oberst — das Infanterieregiment Nr. 59, von 1759 an als Generalmajor und Commandant einer aus Grenadieren und Carabiniers zusammengesetzten Brigade — während der meisten Kämpfe des siebenjährigen Krieges. Der Tag von Breslau, 22. November 1757, an welchem er sich Klein-Mochbers bemächtigte, brachte ihm das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresienordens; das Commandeurkreuz dieser sehr angesehenen Auszeichnung wurde ihm aber verliehen für sein erfolgreiches Verhindern des Elbeüberganges bei Cölln am 3. December 1759, sowie in Anerkennung seiner Leitung des rechten Flügels bei Torgau am 3. November 1760 an Stelle des verwundeten Feldzeugmeisters Herzog von Arhemberg und des in Gefangenschaft gerathenen Feldmarschalllieutenants Freiherr von Angern. Mit dem Gefechte bei Teplitz am 1. August 1762, zu dessen gutem Erfolge er laut des Berichtes des Feldmarschalllieutenants Fürsten Löwenstein „das Meiste“ beigetragen, schloß seine nennenswerthe Thätigkeit zur Zeit des siebenjährigen Krieges. Nun übernahm P. das Militärcommando von Oberösterreich und nachdem er, seit 1764

Feldmarschallieutenant, auch als Inspector der Infanterie und als Hofkriegsrath gewirkt hatte, 1770 das Commando über das Ingenieur-, Mineur- und Sappeurcorps, 1778 die Oberdirection der Ingenieurakademien und 1780 die Generaldirection über das Ingenieurcorps und das Fortificationswesen. In dieser Zeit avancirte er 1771 zum Feldzeugmeister, 1788 zum Feldmarschall. Namentlich als Oberdirector des Ingenieurcorps war Pellegrini's Thätigkeit wieder eine sehr hervortretende. Er festigte nämlich den Bestand des erst 1747 als selbständig erklärten Ingenieurcorps, indem er die Organisation desselben in haltbare Formen brachte und mit reger Sorgfalt die Ausbildung der Officiere zu erweitern suchte; vom Feldzeugmeister Fürsten Franz Kinsky und von P. stammen ferner die 1777 ausgearbeiteten Entwürfe zur Errichtung einer vereinigten Ingenieur- und Artillerieakademie, „um reifere, hinlänglich vorgebildete Jünglinge in höheren fachlichen Wissenschaften zu unterrichten" und somit Grundsätze, welche bei der 92 Jahre später erfolgten Anlage der technischen Militärakademie zu Wien theilweise zur Geltung kamen; er förderte endlich die Befestigungserfordernisse mit erhöhter Rührigkeit, so daß unter seinem Einflusse die Festungen Theresienstadt, Königgrätz und Josefstadt zum Baue gelangten. Als jedoch der Türkenkrieg 1788/90 zum Ausbruche kam, begab sich P. trotz seines hohen Alters auf den Kriegsschauplatz und unterstützte 1789 anfänglich von Temesvár aus die Belagerungsoperationen vor Belgrad. Bezüglich seines Verhaltens bei Belgrad selbst berichtet aber FM. Laudon an den Kaiser, „daß er besonders den Eifer und die Thätigkeit rühmen müsse, womit P. während der Belagerung der Vorstadt nicht allein die Beschleunigung der Tranchéearbeiten und die Anlage der Redoute besorgte, sondern auch nach dem Sturme in der Nacht vom 1. zum 2. October die nöthige Arbeit in der Vorstadt dergestalt durch seine Gegenwart zu befördern suchte, daß zum wesentlichen Vortheile die Parallele auf dem Glacis in Form einer Linie auf 50 Klafter vom bedeckten Wege angefangen wurde und die Mannschaft frühzeitig ganz gedeckt stand." P. war es auch, der im Momente des Sturmes, als Laudon durch den Schlag eines Pferdes direct außer Thätigkeit kam, zu den vordersten Colonnen eilte und deren weiteres Vorgehen lenkte. Erst nach Schluß des Krieges und ausgezeichnet mit dem Großkreuze des Militär-Maria-Theresienordens kehrte P. nach Wien zurück, wo er sich als tüchtiger Architekt auf dem Gebiete der bürgerlichen Baukunst bethätigte. Im Hinblicke auf die höchst seltene dreimalige Auszeichnung mit dem höchsten militärischen Orden und auf seine nur in den Hauptzügen bekannte Einflußnahme auf das Ingenieurwesen muß es aber als zweifellos bezeichnet werden, daß Pellegrini's dem Staate gewidmete, langjährige Wirksamkeit einstweilen noch nicht genügend ergründet ist.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich. 21. Th. Wien 1870. — Kepner, Thaten &c. berühmter österr. Feldh. Wien 1808. — Reilly, Biographien d. ber. Feldh. Oesterreichs. Wien 1813. — Hirtenfeld, der Milit. Mar. Theres. Orden &c. Wien 1857. — Schweigerd, Oesterreichs Helden &c. 3. Bd. Wurzen 1854. — Weingärtner, Heldenbuch. Teschen 1881. — Lustig, Zur Gesch. d. k. k. Genie-Waffe in Streffl. Oest. milit. Zeitschr. Wien 1885. — Schrott, Gesch. d. 59. Lin.-Inst.-Rgts. Wien 1835. — Jihn, Der Feldzug 1760 in Sachsen &c. in Mitth. d. k. k. Kriegsarchivs. Wien 1882.

Sch.

Peller: Christoph P. von und zu Schoppershof, Rechtsgelehrter Rath mehrerer Reichsstände, Prokanzler von Altorf und publicistischer Schriftsteller. Die P. waren ursprünglich ein sehr wohlhabendes fränkisches Bürgergeschlecht, das später im Nürnberger Patriciate eine einflußreiche Stellung behauptete. Das Peller'sche Haus zu Nürnberg ist heute noch ein architektonischer

Schmuck der Stadt; auf dem Erbschlosse der Familie zu Schopershof aber wurden von dem kaiserlichen Befehlshaber Ottavio Piccolomini und dem schwedischen Bevollmächtigten Grafen Ochsenstierna die Präliminarien zum heißersehnten westfälischen Frieden unterzeichnet. Martin P. wurde mit kaiserlichem Diplom vom 8. Januar 1585 in den erblichen Adelstand des Reiches erhoben, und haben sich mehrere von dessen Nachkommen um das städtische Gemeinwesen verdient gemacht, so Johann Jobst († am 23. Januar 1711), Martin († am 20. Februar 1720), Christoph Jakob († am 16. Februar 1729), Christoph Gottlieb († am 29. August 1741); namentlich aber der ältere Bruder des erstgenannten Johann Jobst, unser Christoph, geboren zu Nürnberg am 28. November 1630, † daselbst am 25. März 1711. — Sein Vater, Tobias P., Marktvorsteher zu Nürnberg, sandte ihn nach vollendetem Gymnasialstudium 1649 nach Tübingen, wo ihn Lauterbach in die Rechtswissenschaft einführte; 1651 ging er an die heimische Hochschule nach Altorf; bereiste sodann Elsaß und Holland und hielt sich in Straßburg, besonders aber in Utrecht, das damals in hoher Blüthe stand, längere Zeit auf, um sich an letzterem Orte bei Dr. Paul Poëtius auf die juristische Doctorwürde vorzubereiten, welche er etwas später (1658) in Altorf mit der Inaugural-Dissertation: „de diffidationibus“ erwarb. 1659 vermählte er sich mit der Kaufmannstochter Clara Einwag aus Nürnberg; die Ehe war mit 14 Kindern gesegnet, von denen jedoch nur eine Tochter den Vater überlebte. Im nämlichen Jahre trat P. in reichsstädtische Dienste; wurde 1659 Genannter des größeren Rathes, 1665 Consulent und Assessor am Untergerichte, 1674 am Stadtgerichte, 1692 (nach Rückkehr von einer Sendung an den baierischen Hof in städtischen Angelegenheiten) Assessor des Appellations- und Bancogerichtes, zugleich Prokanzler an der Universität Altorf. Als letztere das Privilegium erhielt, Doctoren der Theologie zu creiren, wurde der jeweilige Prokanzler zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt, und P. war der Erste, welcher diese Würde bekleidete. Da er den Ruf eines ebenso erfahrenen als unterrichteten Geschäftsmannes genoß, erwählten ihn 1683 Fürst Johann Adolph v. Schwarzenberg, 1685 Landgraf Karl zu Hessen-Cassel, 1693 die weimaranischen Herzöge, und bald darauf Graf Johann Otto v. Dornbach zum besoldeten Rath und Consulenten; seine Mitbürger aber verliehen ihm in dankbarer Anerkennung seiner mannigfachen Bürgertugenden die Ehrentitel: „Oraculum Norimbergense, delicium principum, asylum oppressorum.“ P. erreichte bei voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit ein Alter von mehr denn 86 Jahren; die Mußestunden widmete er gerne staatsrechtlichen Studien, wobei er von einer ausgewählten Büchersammlung unterstützt wurde, welche 1717 zur Versteigerung kam. Er schrieb einige publicistische Abhandlungen, die theils gedruckt, theils handschriftlich vorhanden; sodann: „Theatrum pacis h. e. tractatus instrumentorum praecipuorum ab ao 1647 usque 1681 in Europa initorum“ (2 Bde. 4°) und gab Kaspar Klock's „tractatus de aerario“ mit Anmerkungen heraus (1671 Fol.). Den Hauptgrund zu einem Namen in der Litteratur legte er indeß durch sein Werkchen „Politicus seleratus impugnatus, i. e. compendium politices novum, sub schemate hominis politici etc. etc.“, in dem er die Theorien, welche Philipp Andreas Oldenburger (A. D. B. XXIV, 261), ein seichter Compilator, unter dem Pseudonym Pacificus a lapide in seinem Buche: „homo politicus“ aufgestellt hatte, mit vielem Geschicke zu widerlegen wußte. Das Werkchen wurde zuerst 1663 in Nürnberg in 12°, dann ebenda 1664, 65, 69, zuletzt 1698 cum Ameloti commentario verlegt. —

Jöcher. — Rotermund. — Will, Nürnb. Gelehrten-Lexik. Thl. III. 129, fortges. v. Nopitsch Thl. VII. 114. Eisenhart.

Pellet: Ida P., Schauspielerin, geb. 1838 in Graz, starb am 10. Juli 1863 in Leipzig. Ida P., die Tochter des früheren Schauspieldirectors P., bereitete sich in Linz (das mehrfach auch als ihre Geburtsstadt bezeichnet wird) zur Bühne vor, debutirte 1853 in Nürnberg, ging von da 1854 nach Linz, im folgenden Jahre nach Wien ans Karltheater, im J. 1857 nach Stettin und wirkte 1858—1861 in Wiesbaden, schon damals im tragischen Fach anerkannt. Im Sommer 1861 gastirte sie mit außergewöhnlichem Erfolg als Jungfrau von Orleans, Julie und Klärchen am Hoftheater zu Berlin und gehörte nun seit September 1861 diesem Institute als Mitglied an. 1863 gastirte sie in Prag und Leipzig und starb hier unerwartet nach kurzem Krankenlager. Ihr Lehrer Emil Devrient ließ ihr auf dem Leipziger Friedhof ein einfaches Denkmal errichten. P. war von großer Schönheit und vielversprechender Begabung; sie leistete trotz ihrer Jugend in Rollen wie die genannten, ebenso als Anne Liese, Gretchen, Marie Stuart, aber auch als Chriemhilde u. dergl. so Beachtenswerthes, daß ihr Tod thatsächlich einen ernstlichen Verlust für die theatralische Kunst bedeutete. Joseph Kürschner.

Pellikan: Conrad P. (Kürsner), Hebraist und Mitarbeiter der Reformation, geb. zu Ruffach im Elsaß am 8. Januar 1478, † als Professor in Zürich den 6. April 1556. Dieser merkwürdige Mann hat für den Geschichtsforscher ein um so größeres Interesse, weil er eine Selbstbiographie hinterlassen hat von größter Bedeutung für die Kenntniß des Humanismus und der Reformation (das Chronikon des Pellikan, herausgegeben von dem Unterzeichneten 1877). Seine Jugendzeit verlebte P. in seiner kleinen Vaterstadt, von welcher er am Abend seines Lebens für die Kosmographie seines Freundes und Schülers Sebastian Münster eine anziehende historische und topographische Beschreibung bearbeitet hat. Seine Eltern waren so arm, daß sie ihm keines der in Ulm gedruckten Exemplare des Donat anschaffen konnten. Er mußte sich das berüchtigte Schulbuch mit vieler Mühe abschreiben. Sehr lebendig theilt P. die Erinnerungen seiner Kindheit mit: den Tod des größten Theils seiner Angehörigen bei drei Pestepidemien, die Heimkehr der Soldaten von der Befreiung des in Brügge gefangenen Kaisers Maximilian und die von daher entstandene Lockerung der Sitten, die Kunde von dem Schicksal des Hans Waldmann und ein Volkslied auf die Edle von Hungerstein, die ihren Gatten ermordet hatte, in Basel hätte sollen ertränkt werden und vom Henker listig war gerettet worden. Pellikan's Studienzeit in Heidelberg war von kurzer Dauer (1491—92), da sein Oheim Jodocus Gallus, welcher ihn nach Heidelberg hatte kommen lassen, von dort als Prediger nach Speyer berufen wurde. Von Jodocus Gallus gibt P. in seinem Chronikon auf Grund von dessen Tagebüchern eine ziemlich vollständige Biographie und damit ein anschauliches Bild von dem täglichen Leben des höheren Klerus jener Zeit mit seinen Licht- und Schattenseiten. Von Heidelberg nach Ruffach zurückgekehrt, nahm P. dem Schulmeister einen Theil seiner Arbeit ab, um dafür von diesem weiter unterrichtet zu werden. Und als er mit dessen Wissenschaft gar bald fertig war, trat er in das Franziskanerkloster, zwar gegen den Willen seiner Eltern, aber wo sonst hätte der arme Jüngling hoffen dürfen für seinen Wissensdurst fernere Befriedigung zu finden als bei den Mönchen? Und wirklich sollte er unter dem Schutz des heiligen Franz ein gelehrter Mann werden. Nachdem er 1495 in Basel die niederen Weihen erlangt, erhielt er vom Provinzial die Erlaubniß, zu seiner weiteren Ausbildung in das Tübinger Kloster überzusiedeln. Dieses Kloster hatte damals zum Guardian den gelehrten Paul Scriptoris, den Freund und Mitarbeiter der hervorragendsten Lehrer an der jungen Universität. Zu seinen Füßen saßen mit Pellikan Thomas Wyttenbach, „tunc Schwitzerus dictus“, der Zürcher Johann Mantel und von nachmaligen

Berühmtheiten unter anderen Staupitz und Eck. Scriptoris war ein Universalgenie, von ihm erhielt P. nicht nur philosophische Belehrung und reformatorische Anregungen, bei ihm hörte er auch Mathematik und Astronomie. In seiner Begleitung besuchte er öfter den berühmten Mathematiker Joh. Stöffler in Justingen und eine Anzahl von Capitelversammlungen seines Ordens. Auf einer dieser Reisen war es, daß er mit dem gelehrten jüdischen Proselyten Joh. Pauli zusammentraf. Diesem erzählte er, wie er als Knabe einmal dem Disput eines Christen mit einem jüdischen Ehepaar beigewohnt und zur Schande der Christenheit habe hören müssen, wie nicht nur der Jude, sondern sogar die Jüdin mit Argumenten aus den Schriften des alten Bundes den Christen aus dem Felde geschlagen. Von da an habe es ihm stets im Sinne gelegen, ob er nicht das alte Testament könnte in der Ursprache lesen lernen, er habe jedoch bis jetzt bloß einiger Commentare können habhaft werden, aus denen er wenig Licht empfangen. In Folge dieses Gespräches verschaffte ihm Joh. Pauli einen Codex, enthaltend die Propheten; Konrad Summenhart aber, der Freund seines Lehrers Scriptoris, lieh ihm ein Exemplar des Buches stella Messiae, wo der Grundtext einer Reihe alttestamentlicher Stellen in Transcription mit darüberstehender deutscher Uebersetzung abgedruckt war. Und mit diesen zwei ausschließlichen Hilfsmitteln hat P. nicht nur hebräisch gelernt, sondern im J. 1501 sofort eine kleine hebräische Grammatik zusammengestellt, Deutschlands erstes Lehr-, Lese- und Wörterbuch der hebräischen Sprache (1877 von Dr. Nestle aus der Vergessenheit der Margarita philosophica hervorgezogen und vermittelst des Photographiedrucks in der ursprünglichen Gestalt von 1504 herausgegeben). Auch mit Reuchlin stand P. während seines Tübinger Aufenthaltes in regem Verkehr, durch ihn wurde er mit dem gelehrten Juden Matthäus Adrianus bekannt, und längere Zeit arbeiteten diese Drei gemeinschaftlich an Reuchlin's hebräischem Wörterbuch.

Von 1502 an treffen wir P. als Lector der Theologie pro fratribus studiosis im Franziskanerkloster zu Basel. Sofort wußte der Buchdrucker Joh. Amerbach den gelehrten jungen Mann für die Mitarbeit an seiner Ausgabe der Werke Augustins zu gewinnen, und wie jetzt er, so verstanden es später Froben, Ad. Petri und Froschauer vortrefflich, die umfassende Gelehrsamkeit und den eisernen Fleiß des selbstlosen P. zu benutzen und — wenn man an die zahllosen Indices und Correcturen denkt, die er für die Pressen der großen Druckerherren gegen gar keine oder minime Honorare anfertigte — auszubeuten. Als im Mai 1504 der Cardinal Raymund v. Petrandi auf der Durchreise von einer mehrjährigen deutschen Legatur nach Basel kam, creirte er P., von Jod. Gallus darum ersucht, zum Licentiaten der Theologie mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß er nach vollendetem dreißigsten Jahre ohne Weiteres den Titel eines Doctors tragen dürfe. Doch hat P. von dieser Erlaubniß nie Gebrauch gemacht. Hierzu mögen ihn außer seiner persönlichen Bescheidenheit noch andere Gründe bestimmt haben. Im Kloster würde ihm die Eifersucht seiner Oberen und später sein reformatorisches Bewußtsein nicht zugelassen haben, die von einem Cardinal, mithin von der Gnade des römischen Stuhls erlangte Würde zu gebrauchen. Dagegen ließ er sich von Cardinal Raymund gerne auffordern, ihn nach Rom zu begleiten. Er kam jedoch nicht weit über die jetzigen Grenzen der Schweiz hinaus. In Pallanza am Lago maggiore ergriff ihn ein heftiges Fieber, und der Cardinal, so gern er ihn mit nach Rom genommen hätte, sah sich veranlaßt, ihn zu verabschieden. Er that dies mit den Worten: „Malo te scire Basileae vivum quam Romae mortuum.“ In Basel blieb P. noch einige Jahre. In dieser Zeit verkehrte er mit dem ganzen anregenden Kreise der Freunde Amerbachs. Damals unterrichtete er unter Anderen Ludwig Ber, den

gelehrten Freund des Erasmus in den Anfangsgründen der hebräischen Sprache und schrieb ein Compendium der Dogmatik für seinen Gönner, den trefflichen Bischof Chr. v. Utenheim. Vielleicht sind die sehr intimen Beziehungen Pellikan's zu diesem hochherzigen Kirchenfürsten sogar der Grund gewesen, warum P. im J. 1508 plötzlich in der nämlichen Eigenschaft als Lector nach Ruffach versetzt wurde. Uebrigens fuhr er auch dort für Amerbach's Presse zu arbeiten fort, und unter seinen neuen Schülern befand sich ein sehr dankbarer: Sebastian Münster, der bei P. in die beiden Wissenschaften eingeweiht wurde, denen seine spätere Lebensarbeit galt: das Hebräische und die Kosmographie. Auch mit der Verbesserung des Ordens befaßte sich P. in jenen Jahren eingehend. Zwar veröffentlichte er ein bezügliches Memorial an seine Ordensbrüder nicht, aus Furcht, wie er naiv zugesteht, in ein Hornissennest zu langen. Indessen scheint doch gerade diese Seite seiner Bestrebungen, besonders während seines nun folgenden Guardianats zu Pforzheim 1511—1514, die Aufmerksamkeit der Ordensobern erregt zu haben, so daß der keineswegs unbedeutende Provinzial Kaspar Satzger ihn zu seinem Secretär ernannte und in den drei Jahren 1514 bis 1517 auf seine Visitationsreisen durch die ganze süddeutsche Provinz und auf seine Reise zu den beiden Generalcapiteln nach Rouen und nach Rom mitnahm. Alle diese Reisen beschreibt P. mit großer Lebendigkeit; die beiden großen Querzüge durch Schwaben, Baiern und Oesterreich gestalteten sich für ihn fast ungesucht zu wissenschaftlichen Reisen im Interesse des hebräischen Studiums. Bei der französischen Reise interessirt uns besonders das Zusammentreffen mit Faber Stapulensis und mit den portugiesischen Brüdern ex novis insulis. Bei der lebensvollen Beschreibung, die P. von Italien, von Rom und dessen Heiligthümern gibt, erklärt er ausdrücklich, daß er lieber die Spuren des classischen Roms gesehen hätte als die Spuren von allerlei nie geschehenen Mirakeln. Noch bevor er nach Rom abreiste, verbrachte er wiederum einige Monate in Basel, um das Hebräische für die Hieronymusausgabe Frobens und als Appendix dazu ein psalterium quadruplex und eine kurzgefaßte hebräische Grammatik zu bearbeiten und zugleich seinem damals in Basel weilenden Freunde Capito bei dessen litterarischen Arbeiten behilflich zu sein.

Nach seiner Rückkehr von Rom wurde er Guardian in Ruffach, doch erhielt er schon im J. 1519 das ungleich wichtigere Guardianat in Basel. Hier wurden damals von Froben und, nachdem dieser von Erasmus eingeschüchtert worden war, von Ad. Petri die Schriften Luthers emsig nachgedruckt. Natürlich wurde P., zumal beim Nachdruck der Psalmenerklärung, von den Druckern zu Rathe gezogen und kam so unversehens zu sehr eingehender Beschäftigung mit den Schriften des Wittenbergers, zu dessen Verständniß er durch das ihm von Scriptoris empfohlene und später im Interesse der Basler Ausgabe fortgesetzte Studium der Kirchenväter trefflich vorbereitet war. Schon im J. 1512 hatte er sich in einem Gespräche mit Capito über die kirchliche Lehre und Praxis sehr kritisch ausgesprochen, und als nach dem Reichstag von Worms der berühmte kaiserliche Rath Franz v. Angelis zu ihm kam, da sprach er auch gegen diesen, der während zwei Tagen sehr freundschaftlich mit ihm verkehrte, sich deutlich über seine Anschauungen aus. Allein selbst von einem solch edlen Humanismus war es bis zur Reformation noch weit, zumal für den unpraktischen, auf anderm als dem litterarischen Gebiete schwerfälligen P. Zwei Veranlassungen nöthigten ihn, entschieden Stellung zu nehmen. Als es allen Minoriten sollte verboten werden, Luthers Schriften zu lesen, da trat er energisch gegen ein solches Ansinnen in die Schranken; ihm galten Luthers Schriften viel als Zeichen „zum Aufstehen aus dem tiefen Schlaf“. Und als der Prediger seines Klosters, der unerschrockene Hans Sündli, genannt Lüthard aus Luzern, mit

solchem Erfolg in reformatorischem Sinne predigte, daß der Rath im Juni 1522 ein Mandat „des Evangeliums halb“ erließ, da wollte sich P. wiederum nicht zum Schergen und Ketzerrichter gegen seinen angefochtenen Ordensbruder hergeben.

In der Erbitterung gegen die Machinationen der Priester wurde nun sogar nach Ostern 1523 ein erster entschiedener Schritt zu Gunsten der Reformation gethan. Die Professoren der Theologie, welche mit Satzger gegen P. conspirirt, wurden abgesetzt und Oekolampad und P. mit deren Lehrstühlen betraut. P. hatte Alles gethan, diesen Conflict zu vermeiden. Er hatte den Ordensobern unter anderm wiederholt den originellen Vorschlag gemacht, man möge alle altgläubigen Ordensbrüder von Basel wegnehmen und ihm dafür alle lutherisch gesinnten zuweisen, so solle er im Frieden seines Amtes warten. Darauf ging natürlich der Orden nicht ein, P. wurde seines Guardianats entsetzt, doch ließ man ihn ruhig im Baseler Kloster. Er ging ja in keiner Weise aggressiv vor und concentrirte sich gänzlich auf seine Vorlesungen an der Universität und auf seine litterarischen Arbeiten für die Druckerherren. Nur einmal trat er zu jener Zeit in die Oeffentlichkeit, nämlich im Februar 1524 bei Stephan Störs Disputation über die Priesterehe. Da erklärte P. unumwunden, die Wiedereinführung der Priesterehe sei nothwendig, um aus den kirchlichen Mißverhältnissen herauszukommen. Als dann an der Jahreswende von 1525/26 ein Ruf von Zwingli an ihn gelangte, die durch Ceporius' Tod erledigte hebräische Professur in Zürich zu übernehmen, mußte selbst Oekolampad ihm zur Annahme rathen. Oekolampad hoffte wohl, P. werde, losgelöst von dem Orden, der Sache der Reformation in Zürich größere Dienste leisten können als in Basel, wo ohnehin damals ein Stillstand eingetreten war. Und in der That hat P., sofort nach seiner Ankunft in Zürich, im Frühling 1526 die Kutte abgelegt und sich auch bald darauf verehelicht. Seine erste Vorlesung in Zürich begann er mit den Worten: „ich danke meinem Herren, daß er mich aus Aegypten, aus der ägyptischen und päpstlichen Gefangenschaft befreit und das Rothe Meer glücklich hat durchschreiten lassen.“ In Zürich wurde es ihm vergönnt, in harmonischem Verein zuerst noch einige Jahre mit Zwingli und dann während einer langen Reihe von Jahren mit Leo Jud, Bullinger, Bibliander und andern trefflichen Männern am Ausbau der Reformation zu arbeiten. Unter seinen wissenschaftlichen Leistungen steht obenan der einzige aus der Reformationszeit hervorgegangene Commentar über das Gesammtgebiet der alt- und neutestamentlichen Schriften. Von seinen linguistischen Arbeiten liegen noch ganze Stöße im Manuscript auf den Bibliotheken von Zürich. Wesentlichen Antheil hat er auch gehabt an der Feststellung des reformirten Bekenntnisses in der sogenannten ersten helvetischen Confession von 1536. In den 30 letzten Jahren war Pellikan's Leben das eines stillen Gelehrten. Gegen Butzer's Unionsmacherei hatte er einen tiefen Widerwillen, und so hoch er Luther schätzte, so wenig war er gewillt, den specifisch reformirten Lehrtypus aufzugeben. Dagegen suchte er unter den Reformirten der verschiedenen Nationen lebendige Beziehungen zu erhalten und übte zu diesem Zwecke die großartigste Gastfreundschaft; eine staunenswerthe Menge der bedeutendsten Männer aus Süd und Nord hat, theils vorübergehend, theils während Monaten und Jahren in Zürich in seinem Hause gelebt. Als ihn aus diesem schönen Wirkungskreise heraus sein Freund Blaurer nach Tübingen ziehen wollte, da zog es P., der gänzlich Schweizer geworden war, vor in Zürich zu bleiben, das ihn und seine Familie auf die ehrenvollste Weise ins Bürgerrecht aufgenommen. In Zürich ist er denn auch als fast achtzigjähriger Greis im J. 1556 tiefbetrauert gestorben. Charakteristisch für

sein ganzes Wesen wie für sein Chronikon und schwerwiegend für dessen Werth ist der Umstand, daß P. von seiner Berufung nach Tübingen im Chronikon gänzlich schweigt. Mit größtem Rechte sagt sein Freund Konrad Geßner von ihm: „citra ullum fucum aut ostentationem."

Alle Litteratur über Pellikan findet sich angegeben in der genannten Ausgabe von P.'s Chronikon; zu vergl. ist überdies der Art. Pellikan von H. Strack in der Real-Encyklopädie für prot. Theol. u. Kirche, 2. Aufl. Bd. IX. Bernhard Riggenbach.

Pelt: Anton Friedrich Ludwig P., gelehrter Theolog. Er war geboren am 28. Juni 1799 in Regensburg, wo sein Vater damals als königl. dänischer Legationssecretär sich aufhielt. Dieser, in Kopenhagen 1764 geboren, war erst Professor der Nationalökonomie an der königl. Akademie in Soroe auf Seeland, dann in die diplomatische Carriere eingetreten und zuletzt Mitglied des königl. Fischerei- und Handelsinstituts in Altona, wo er am 3. November 1805 starb, auch als Schriftsteller in seinem Fach bekannt. Von seiner dänisch geschriebenen „Systematisk Handelslaere" erschien 1806 die 2. Auflage. Der Sohn besuchte die Schulen in Regensburg, Bückeburg und Altona und studierte dann Theologie auf den Universitäten in Jena und Kiel. Am erstern Orte zogen ihn zunächst die philosophischen Vorlesungen von Fries und Reinhold an, sowie die von Oken. In Kiel setzte er das Studium der Philosophie fort unter dem älteren Reinhold und Erich v. Berger und war zugleich Mitglied des philologischen Seminars unter Wachsmuth, ward aber schließlich durch Twesten und Claus Harms ganz für die Theologie gewonnen. 1822 bestand er mit rühmlicher Auszeichnung das theologische Amtsexamen in Glückstadt und lebte dann noch, seine Studien eifrigst fortsetzend, eine zeitlang als Candidat in Altona, bis er 1826 nach Berlin zog und, nachdem er dort das Licentiatenexamen bestanden, sich als Privatdocent bei der theologischen Facultät habilitirte. Hier fand er durch Schleiermacher, Neander und zugleich durch Hegel viel Anregung. Auf Antrag der Regierung ging er 1828 nach Greifswald und ward bald nachher hier zum prof. extraord. ernannt. In Verbindung mit Dr. Rheinwald gab er damals „Homiliarium patristicum" (1829) heraus und gleichzeitig die deutsche Uebersetzung: „Homiliensammlung aus den ersten 6 Jahrhunderten der christlichen Kirche" Vol. I fasc. 1 und 2. Zugleich erschien auch von ihm ein lateinischer Commentar zu den Thessalonicherbriefen: „Epistolas ad Thess. perpetuo illustr. commentar. et copiosiore expositionum e patribus eccl. collectar. instruxit delectu", durch Fleiß und Genauigkeit noch immer werthvoll. In seinen theologischen Mitarbeiten IV, 2 hat er noch die Aechtheit des 2. Thessalonicherbriefes gegen Kern's Angriffe in der Tüb. theol. Zeitschrift vertheidigt. 1830 ward er Dr. theol. und 1834 gab er eine Predigtsammlung unter dem Titel: „Horn des Heils" heraus. Nachdem Twesten 1835 als Nachfolger Schleiermachers nach Berlin berufen war, folgte P. dem Ruf an die Universität Kiel, als dessen Nachfolger daselbst. Während seiner akademischen Wirksamkeit hier nahm er zunächst an der damals die Welt bewegenden theologischen Fehde über das Leben Jesu von Strauß theil, durch die Schrift: „Der Kampf aus dem Glauben und die religiösen Parteien unserer Zeit" 1837. Nach seinem humanen Sinn wollte er auch hier vermittelnd auftreten. Zwar war er, wie das so in dieser Zeit überhaupt nicht ungewöhnlich war, stark durch die Hegelsche Philosophie angefaßt der speculativen Richtung zugethan, aber sein frommes Gemüth verlor nie den Schwerpunkt des Glaubens und des unmittelbar religiösen Lebens. Auf der einen Seite diese Philosophie, auf der andern Schleiermachers und Neanders Theologie trieben ihn dahin, die alte Orthodoxie und den religiösen Rationalismus zu überschreiten, sie zu einer höheren Einheit in der vermittelnden

Theologie, gleich Ullmann, Dorner u. A. zu verbinden. In diesem Geiste gründete er mit seinen Collegen in der Facultät: Francke, Köster, Mau die Zeitschrift Theologische Mitarbeiten, die von 1838—1841 erschien und namentlich tüchtige Arbeiten des Herausgebers enthielt. Wir nennen u. A. seine Abhandlung: Von der Tradition als Princip der protestantischen Dogmatik, wozu später III, 1, kam: Die H. Schrift im Mittelpunkt der Ueberlieferung und Verhältniß der Tradition zu den symbolischen Büchern ꝛc. ꝛc. Die Bedeutung der Tradition auch für die evangelische Kirche glaubte er nicht genug erkannt, er wollte, indem er darauf hinwies, den geschichtlichen Gemeinsinn in der Theologie beleben und dieselbe als einen großen Gemeinerwerb und Gemeingut betrachtet wissen. Als von dem Archidiakonus, nachherigen Hauptpastor an St. Nicolai in Kiel, Wolf, als Repräsentant des Rationalismus der offene Kampf mit seinem Collegen, dem von P. besonders hochgeschätzten Dr. Cl. Harms begann, gab P. seine vier Vorlesungen: „Protestantismus, Supranaturalismus, Rationalismus und speculative Theologie" 1840 heraus. Die speculative Theologie war der Grund und Boden, auf den er sich stellte. — Für die theologische Wissenschaft ist besonders von Bedeutung seine Bearbeitung der theol. Encyclopädie. Dieselbe, Harms dedicirt, erschien 1841: „Theologische Encyclopädie als System im Zusammenhang mit der Geschichte der theologischen Wissenschaften und ihren einzelnen Zweigen." Dieses Werk zeugt von großem Fleiß und umfassenden Studien, tiefer Bildung, geistvoller Conception und lehrreicher Ausführung. Er hält an der Dreitheilung der theologischen Wissenschaft, als historischer, systematischer und practischer fest. Die historische ist ihm a) biblische Theologie, b) kirchenhistorische, c) kirchenstatistische, als Resultat der geschichtlichen Entwickelung in der Gegenwart. Die systematische a) Fundamentallehre, allgemeine theol. Principienlehre (Apologetik und Symbolik), b) die thetische christliche Glaubens- und Sittenlehre, c) Philosophie des Christenthums, die speculative Form des dogmatischen Inhalts. Die praktische Theologie a) Ekklesiastik, Kirchenorganisationslehre, b) Lehre vom Kirchenregiment, c) Lehre vom Kirchendienst; außer Homiletik und Katechetik, kirchliche Pädeutik. Hagenbach sagt von diesem Buch: Reiches, aber vollständig gesichtetes und geistig gelichtetes Material, Streben nach systematischer Ineinsbildung des Mannigfaltigen, geschärfter Sinn auch für die künstlerische Seite des theologischen Berufs, warme Begeisterung für das Christenthum, gesundes und billiges Urtheil sind anerkannte Vorzüge dieses Buches. P. urtheilte über die Hagenbach'sche Encyclopädie (S. 69): Fürwahr ein ächtes Studentenbuch. Wie schade, daß der Mangel an System, organischer Verarbeitung und philosophischem Geist noch immer den Wunsch nach etwas Neuem rege hält. Diesem hat er hiermit entsprechen wollen. — In den Studien und Kritiken 1848 erschien von ihm: Die christliche Ethik in der lutherischen Kirche vor Calixt. Als akademischer Docent machte er sich besonders verdient durch die Leitung des von Twesten gegründeten, von ihm fortgeführten und erweiterten exegetischen Seminars. Als Mensch war er allgemein hochgeachtet durch Bescheidenheit, Redlichkeit, Selblosigkeit und Treue in der Freundschaft. Als Jüngling und Student in Jena 1819 hatte er sich von dem studentischen Treiben und den burschenschaftlichen Extravaganzen mehr ferngehalten, aber doch war in ihm ein lebendiger patriotischer Sinn angeregt, den er bis an sein Ende bewahrt hat. Daher nahm er in Kiel an der schleswigholsteinischen Erhebung auch den regsten Antheil. 1850 veröffentlichte er seine Schrift: „Die schleswig'schen Prediger im Verhältniß zu der in Schleswigholstein eingesetzten Verwaltungsbehörde. Ein theologisches Gutachten." Anfangs 1848 war er von der dänischen Regierung noch mit dem Ritterorden des Danebrog

decorirt worden, am 4. Juni 1852 bei der Wiederherstellung des dänischen Regimentes ward er von derselben, seines politischen Verhaltens wegen, mit neun andern Kieler Professoren seines Amtes entlassen. Doch blieb er nicht lange ohne Amt, denn schon unterm 3. August desselben Jahres erhielt er die Berufung zu dem Pfarramt in Kemnitz bei Greifswald, welches eine Patronatspfarre der Universität ist. 1857 ward ihm hier zugleich die Superintendentur übertragen. Er hat sich bald in seine neue Lebensstellung hineingelebt und durch treue Hingebung an die ihm anvertraute Gemeinde, sich die dauernde Liebe und Hochachtung derselben erworben. Er starb hier am 22. Januar 1861. Seine schriftstellerische Thätigkeit konnte er auch hier noch fortsetzen. Er war fleißiger Mitarbeiter an Reuters Repertorium und lieferte mehrere Artikel zur ersten Auflage der Herzog'schen Realencyclopädie.

Vgl. Lübker-Schröder, Schriftstellerlex. Nr. 1502 und Nachtrag S. 748. — Alberti, Nr. 1591 Bd. II. S. 143 — Conversationslexicon der Gegenwart 1840, Bd. IV S. 78. — Dorner in Herzogs Realencyclopädie 2. Aufl. Bd. XI S. 50. Carstens.

Peltanus: Theodor Anton P., so genannt von seinem Geburtsorte Pelte bei Lüttich, seit 1552 Jesuit, † am 2. Mai 1584 zu Augsburg. Er wurde 1556 Lehrer der Humaniora im Jesuitencollegium zu Ingolstadt, 1557 Lehrer des Griechischen an der Universität, 1562 Professor der Theologie (der erste Jesuit, der in Ingolstadt Doctor der Theologie wurde). Er docirte bis 1572 und war in mehrere akademische Streitigkeiten verwickelt. Die letzten zwölf Jahre verlebte er in Augsburg. P. hat mehrere Schriften über Controverslehren veröffentlicht (einige in der Form von Thesen), u. a. „Doctrina catholica de purgatorio“ etc. 1568; „de librorum canonicorum numero, auctoritate et legitima interpretatione“, 1572; „de nostra satisfactione et purgatorio ll 2“, 1574; „de originis peccato“, 1576. Außerdem gab er eine Reihe von (großentheils damals noch nicht gedruckten) Schriften griechischer Kirchenschriftsteller in (nicht immer genauer) lateinischer Uebersetzung heraus, die dem Victor von Antiochia bezw. dem Titus von Bostra zugeschriebenen Commentare (Catenen) zu Marcus bezw. Lucas, den Commentar des Andreas von Cäsarea zur Apokalypse, eine Catene zu den Sprüchen, die Erklärung des Predigers von Gregorius Thaumaturgus und des Hohen Liedes von Michael Psellus, neutestamentliche Commentare von Chrysostomus, auch die Geschichte des Nicenischen Concils von Gelasius von Cyzicum.

C. Prantl, Gesch. der Ludwig-Maximilians-Universität 1872, I, 226, 243, 253, 331. — de Backer s. v. — Hurter, Nomenclator I. 133. — R. Simon, Hist. des comm. du N. T. ch. 30. Reusch.

Pelzer: Johann Tillmann v. P., kurkölnischer Geheimer Rath, geb. zu Bonn 1739, trat frühe in kurkölnische Justizdienste. Am 16. Mai 1763 wurde er Schöffe am weltlichen Hofgerichte erster Instanz, am 4. Juni 1773 Hofrath; am 1. Februar 1788 thut der Kurfürst Maximilian Franz „kund und zu wissen daß er auf unterthänigste Bitte seines geheimen auch Hof- und Regierungsrathen Johann Tillmann Pelzer, fort von ihm erstattete Proberelation und nach Vorschrift der erneuerten Revisionsordnung ausgestandene mündliche Prüfung denselben zu seinem Oberappellationsgerichtsrath mit Sitz und Stimme mildest erklärt und aufgenommen habe.“ Unter den Amtspflichten findet sich auch das Versprechen, daß er in der Stadt Köln Dienste die Tage seines Lebens nicht eintreten werde; dagegen war er als Syndicus der Grafencurie seit 1773 bei den Angelegenheiten und Verhandlungen der kurkölnischen Stände betheiligt. Am 4. Juli 1792 wurde er von Karl Theodor, „Pfalzgraf bei Rhein und

Herzog in Ober- und Niederbaiern, zur Zeit Fürseher und Vicarius in den Landen des Rheins, Schwabens und fränkischen Rechts aus Reichsvicariatsmachtvollkommenheit wegen guten Herkommens, adeliger Sitten und Rechtschaffenheit in des heiligen römischen Reichs auch seines Kurfürstenthums Adelstand erhoben und zwar so, als wenn er von vier Ahnen väterlicher und mütterlicher Seits beständig in solchem Stand hergekommen wäre." Diese Ehre war in damaliger Zeit weder sehr selten noch sehr theuer, gewährte aber mancherlei Vortheile. Mit einer geliebten Frau und einer einzigen Tochter lebte P. in den glücklichsten Verhältnissen, als der Sturm der französischen Revolution verheerend hereinbrach. Am 4. October 1794, zwei Tage später als der Kurfürst, vier Tage vor dem Einzuge der Franzosen, verließ P. seine Vaterstadt, um sich auf das rechte Rheinufer in die Hauptstadt des mit Kurköln verbundenen Herzogthums Westfalen zu begeben, wohin das Oberappellationsgericht seinen Sitz verlegt hatte. Man glaubte, nur auf kurze Zeit; aber Jahr auf Jahr verging unter vergeblichen Hoffnungen. Während der langen Abwesenheit führte P., sobald die Verbindung mit dem linken Rheinufer wieder möglich wurde, mit seiner in Bonn zurückgebliebenen Frau einen Briefwechsel, welcher von den Zuständen im Herzogthum Westfalen und insbesondere in der dicht an der preußischen Demarcationslinie gelegenen Stadt Arnsberg, zugleich von den kriegerischen Ereignissen und den politischen Bewegungen am linken Rheinufer eine so lebendige Anschauung giebt, daß er für die Zeitgeschichte eine nicht unbedeutende Quelle bildet. Den heiß ersehnten Tag der Rückkehr hat P. nicht erlebt; er starb zu Arnsberg am 21. März 1798, kurz nachdem der Rastatter Congreß der Abtretung des linken Rheinufers zugestimmt hatte.

Quelle: Rheinisch-Westphälische Zustände zur Zeit der französischen Revolution. Briefe des kurköln. Geh.-Raths Johann Tillmann v. Peltzer aus den Jahren 1795—1798 mit Erläuterungen von H. Hüffer.

Hermann Hüffer.

Pelzel: Franz Martin P., böhmischer Geschichtschreiber, Grammatiker und Litterarhistoriker, geb. am 11. November 1734 zu Reichenau in Böhmen, schließt sich würdig dem Kreise jener gelehrten Männer an, die sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts um die kritische Durchforschung der böhmischen Geschichte hervorragende Verdienste erwarben und welchen als bedeutendster Repräsentant Gelasius Dobner, dann Pubitschka, Adauctus Voigt, Ungar u. a. angehörten. Daß Pelzel's Familie ursprünglich tschechischer Herkunft war, wie man in Böhmen ziemlich allgemein glaubt und sich sein Großvater noch Kožišek (spr. Koschischek) d. h. Pelzlein genannt habe, müssen wir bezweifeln: deutsche Familien des Namens Pelzel giebt es noch heutzutage nicht blos in Böhmen sondern auch in Schlesien und so dürfte es wahrscheinlicher sein, daß Pelzel's Vorfahren in Böhmen czechisirt wurden und der erwähnte tschechische Name einfach eine Uebertragung des deutschen Namens Pelzel ist. Er selbst war zweifelsohne ein Tscheche: „Als ein geborener Böhme, sagte er in seiner „Kurzgefaßten Geschichte der Böhmen", erlernte ich das deutsche erst in meinem erwachsenen Alter."

Seine Studien begann P. in seiner Vaterstadt, setzte sie in Königgrätz fort und bezog 1754 die Hochschule in Prag, nachdem ihm seine Eltern, die aus ihm gern einen Wundarzt gemacht hätten, schweren Herzens die Einwilligung hiezu gegeben hatten. Die theologischen Studien, die er anfänglich trieb, sagten ihm jedoch ebensowenig zu, wie die juristischen, denen er sich schon nach einigen Monaten zuwendete. 1757 in Folge der kriegerischen Ereignisse, die sich um und in Prag abspielten, von dort vertrieben, ging er an die Hochschule nach Wien, beschäftigte sich jedoch auch hier lieber mit sprachlichen und historischen

als mit juristischen Studien. 1758 kehrte er nach Prag zurück, um dieselben zu beendigen. Da erhielt er eine Aufforderung, eine Erzieherstelle im Hause des Grafen von Sternberg anzunehmen; P. nahm die Stellung, die ihm Zeit genug zu litterarischen Arbeiten ließ, gerne an. Nachdem er des französischen schon früher mächtig geworden, lernte er von einem irischen Priester, der sich in dem gräflichen Hause befand, Englisch. Als er seine Aufgabe daselbst gelöst hatte (1769), dachte er daran, sich dem Studium der Medicin zu widmen, da erhielt er unter vortheilhaften Bedingungen eine Erzieherstelle im Hause des Reichsgrafen Franz Anton Nostitz. P. widmete sich mit Eifer seinem Berufe, doch gewann er auch hier noch Zeit zu seinen Studien, die sich immer mehr der Landesgeschichte Böhmens zuwandten. Für dieselben fand er in der gräflichen Bibliothek, deren Verwaltung er erhielt, reichliche Materialien. Der Aufenthalt im Hause des Grafen Nostitz bot ihm so viele Vortheile, daß er einen Ruf als Professor der tschechischen Sprache an die Neustädter Akademie ebenso ablehnte (1773), wie etwas später einen solchen nach Erfurt, wohin er als Nachfolger Meusels berufen war. Mit dem Jahre 1773 beginnt die Glanzperiode seines Wirkens: noch in demselben Jahre erschien der erste Band der „Abbildungen Böhmischer und Mährischer Gelehrten und Künstler nebst kurzen Nachrichten aus ihrem Leben und Werken“ (1—4. Thl. Prag 1773—1782); das Jahr darauf seine „Kurzgefaßte Geschichte der Böhmen“ (2 Thle. Prag 1774), ein Werk, das er selbst als „ein Mittelding zwischen den itzt zur Mode gewordenen Compendien und einer weitläufigeren Historie“ bezeichnet und das, durchaus quellenmäßig gehalten, für den beabsichtigten Zweck noch heute nicht ohne Nutzen ist (2. Aufl. Prag 1779; 3. Aufl. 1782, mit Fortsetzung von J. Schiffner 1817). Vier Jahre später folgte die Ausgabe von Ellenhard's Chronik. In der nächsten Zeit versenkte sich P. in das Studium der Geschichte des Karolinischen Zeitalters und ließ als erste Frucht desselben im J. 1780 den ersten und 1781 den zweiten Band seines „Kaiser Karl IV., König von Böhmen“ erscheinen, denen dann (1788—1791) die beiden Bände der Lebensgeschichte des römischen und böhmischen Königs Wenzeslaus folgten. Die beiden Biographien sind Pelzel's hervorragendste Leistungen, Werke voll der mühsamsten Forschung, aber ebenso trocken wie die „Kurzgefaßte Geschichte der Böhmen“. Von einer höheren Auffassung findet sich weder in dem ersten noch in dem zweiten Werke eine Spur; mit unendlichem Fleiße wird Urkunde für Urkunde ihrem Inhalte nach aneinander gereiht — aber das heißt eben noch nicht Geschichte schreiben. Der panegyrische Ton, der übrigens in seinem Karl IV. durchklingt, verwickelte ihn in eine Polemik mit der deutschen Kritik, die sich mit seinem Standpunkte nicht einverstanden erklärte. Als eine Frucht dieser Studien ist die Edition der „Scriptores rerum Bohemicarum“ anzusehen, die P. in Gemeinschaft mit Joseph Dobrowsky veranstaltete (2 Bde. Prag 1783—1784) und die außer den Geschichtswerken des Cosmas von Prag und seiner Fortsetzungen noch die Chroniken des Domherrn Franz und Benesch von Weitmühl, sowie einige kleinere historische Denkmäler enthält. 1786 erschien sein Werk „Böhmische, Mährische und Schlesische Gelehrte aus dem Orden der Jesuiten vom Anfange der Gesellschaft bis auf die gegenwärtige Zeit“. In tschechischer Sprache publicirte er die „Nowá Kronyka česká“, d. h. „Neue böhmische Chronik, in welcher die Begebenheiten des Böhmerlandes vom Anbeginn bis auf die Gegenwart dargestellt werden“ (3 Thle. Prag 1791—1797). Das Werk wurde jedoch nur bis zum Tode Karls IV. geführt; ein vierter im Manuscript vorhandener Theil enthält die Geschichte der Hussitenkriege.

Es war im J. 1769, als sich eine Anzahl aufgeklärter Männer zur Stiftung einer gelehrten Privatgesellschaft vereinigte, die später (1784) zu einer königlich

böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften erhoben wurde. P. gehörte derselben von Anbeginn an und veröffentlichte sowohl in den Abhandlungen der Privatgesellschaft, als auch in den Abhandlungen und den „Neuen“ Abhandlungen der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften eine Reihe ausgezeichneter Arbeiten (das vollständige Verzeichniß derselben s. im Slovnik naučny VI, S. 212—213 und darnach in Constantin v. Wurzbach, Biographisches Lexikon XXI, S. 446 und 447), die uns P. nicht bloß als einen fleißigen Sammler, sondern namentlich auch als einen besonnenen und scharfen Kritiker zeigen. Pelzel's Stärke lag eben mehr in der Forschung; die Kunst der Gestaltung besaß er in minderem Grade. Zu den bedeutenderen Monographien Pelzel's gehören die „Abhandlung über den König Samo“ (1775); „Abhandlung vom böhmischen König Ottokar II., ob ihm die Kaiserkrone angeboten“ (1776); „Diplomatische Nachrichten, wie das Königreich Böhmen an das luxemburgische Haus gekommen“ (1777); „Diplomatische Beweise, daß König Wenzel IV. nicht drei sondern nur zweimal gefangen worden und wann ist Kaiser Karl IV. Markgraf von Mähren geworden“ (1779); „Geschichte der Deutschen und ihrer Sprache in Böhmen“ (2 Abtheilungen 1788—1791); „Ueber die Herrschaft der Böhmen in der Markgrafschaft Meißen“ (1788).

Neben dem Studium der vaterländischen Geschichte betrieb P. mit Eifer das der tschechischen Sprache und Litteratur. Schon 1775 erschien sein „Handbuch zum Gebrauche der Jugend bei Erlernung der deutschen, französischen und böhmischen Sprache“. In demselben Jahre edierte er Balbin's „Dissertatio apologetica pro lingua Slavica praecipue Bohemica“ und drei Jahre später: „Przihody Wacslawa Wratislawa swobodného pana z Mitrowicz“ d. h. „Begebenheiten das Wenzel Wratislaw, Freiherrn v. Mitrowitz.“ Eine umfassendere Thätigkeit entfaltete er auf diesem Gebiete seit dem Jahre 1793, in welchem er die Lehrkanzel der böhmischen Sprache und Litteratur in Prag erhielt. Eine Frucht dieser Thätigkeit war zunächst seine „Akademische Antrittsrede über den Nutzen und die Wichtigkeit der böhmischen Sprache“ (Prag 1793 4°), dann die Schrift „Typus declinationum linguae Bohemicæ nova methodo dispositarum“ (Prag 1793), die „Grundsätze der böhmischen Grammatik“ (Prag 1795; 2. Aufl. 1798), sowie einige Schriften, die er im Manuscript hinterließ. Bei der hervorragenden Stellung, die P. als Gelehrter in seiner Heimath einnahm, konnte es ihm auch an äußeren Zeichen der Anerkennung nicht fehlen. Er war Mitglied der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, der Frankfurter und der deutschen gelehrten Gesellschaft. Der Großfürst von Kurland und Livland ließ ihm, als er im J. 1798 in Prag verweilte, eine goldene Medaille überreichen. P. starb am 24. Februar 1801, zu früh für die Wissenschaft, wie man aus dem Verzeichnisse der Arbeiten entnehmen kann, die er entweder ganz oder theilweise vollendet im Manuscript hinterließ (das Verzeichniß dieser Schriften s. im Slovnik naučny l. c.). Die kgl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften ließ ihm zu Ehren eine Gedächtnißtafel aufstellen.

Die Literatur über Pelzel findet sich vollständig in C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XXI. Bd. S. 448. Vgl. auch Slovnik naučny VI. 211 ff.

Loserth.

Pemfflinger: Marcus P., Königsrichter von Hermannstadt und als solcher zugleich Graf der sächsischen Nation in Siebenbürgen in den Jahren 1521—1537, kurze Zeit hindurch auch Graf der königl. Münzkammer in Hermannstadt, ist eine der hervorragendsten und anziehendsten Gestalten unter den Männern, welche berufen waren an der Spitze ihres Volkes in dem auf dem Vertrauen der Krone ebenso wie der Nation ruhenden Ehrenamt eines Sachsengrafen die Geschicke ihrer Volksgenossen zu leiten. Er war „ein Mann klug im Rath und

weise in der Ausführung, voll hohen Geistes und nie zu erschütternden Muthes". Obgleich nicht aus der Mitte des sächsischen Volks hervorgegangen, verwuchs er dennoch in kürzester Zeit so sehr mit dem gesammten Leben desselben, daß er als die edelste Verkörperung dessen angesehen werden kann, was sein Volk im 16. Jahrhundert auf politischem und religiösem Gebiete gedacht und erstrebt hat. P. war, wie schon sein Name beweist, von echt deutscher Abstammung. Seine Familie nach der übereinstimmenden Annahme aus Schwaben stammend wanderte im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in Ofen ein und bestand außer dem Vater Stefan P. und dessen Gattin aus drei Söhnen: Stefan, Sebastian und Marcus, wahrscheinlich auch noch aus einer Tochter Katharina, welche mit Valentin Török verheirathet war. Vielleicht hat erst der Vater Stefan P. seine deutsche Heimath mit Ungarn vertauscht, wo er das Schloß Dioschgyör mit der Verpflichtung seiner Vertheidigung besaß, wenigstens erinnert in einem Briefe vom 2. September 1536 Stefan P. der Sohn den König Ferdinand daran, wie seine Eltern und sein Bruder Sebastian in gefahrvollen Zeiten jenes Schloß vertheidigt hätten und wie seine Mutter von den Feinden gefangen und viele Monate im Gefängniß gehalten worden sei, nur allein wegen jener Burg. In wieweit der Besitz des Schlosses auch auf die beiden ältern Söhne übergegangen sei, läßt sich nicht bestimmen, doch ist's Thatsache, daß Beide in demselben gestorben sind, Sebastian am 3. Mai 1536, Stefan am 21. Mai des folgenden Jahres. Alle drei Brüder haben übrigens ihr ganzes Leben hindurch dem ungarischen Thron treue Dienste geleistet, sind mit ganz besonderer Treue zu Ferdinand, dem König aus deutschem Haus gestanden und haben für dessen Interesse in Ungarn hingebungsvoll und nachhaltig gewirkt. Ihr Ansehen war groß; sie zählten unter die Magnaten des Reiches und bekleideten hervorragende Aemter, indem Stefan Graf der königl. ungarischen Kammer und Schloßverwalter in Ofen, Marcus aber Graf der Sachsen war.

Wann und wo Marcus P. geboren wurde ist unbekannt, doch stand er bereits vor der Thronbesteigung Ludwigs II., — 1516 — in der bedeutenden Stellung eines Unter-Reichsschatzmeisters. Als im J. 1521 der Sachsengraf Johann Lulay starb, kam P. nach Hermannstadt und heirathete dessen Wittwe Maria Tobiaschi. Durch diese Ehe, aus welcher ein Knabe „Hansyko" entsprang, wurden ihm mächtige Anverwandte und große adelige Besitzungen zu Theil, auf welche und wol auch auf des Königs Gunst gestützt er sich eifrig um die erledigte Stelle des Sachsengrafen bewarb. Die Sachsen wollten nichts davon wissen, das höchste Ehrenamt in ihrer Mitte, das von ihrer freien Wahl abhing, einem Fremdling, wenn er auch ein Deutscher war, zu übertragen. Der König aber forderte, entgegen dem freien Wahlrecht der Nation, sie sollten ihm geeignete Männer in Vorschlag bringen, aus denen er dann Einen bestimmen wolle. Ob sie sich fügten ist ungewiß, doch wurde P. jedenfalls wesentlich durch die Entscheidung der königlichen Machtvollkommenheit im J. 1521 zum Königsrichter von Hermannstadt und damit zugleich zum Grafen der sächsischen Nation eingesetzt. Der Antritt dieses hohen und einflußreichen Amtes sowie die weitere Führung desselben durch P. fallen in eine Zeit großer Bewegung auf kirchlichem wie auf politischem Gebiete. Auf beiden ist er dem Volke, zu welchem er nun gehörte, als Führer die Wege vorangegangen, welche der Genius desselben verlangte. Als er in der neuen Heimath sich niederließ, hatte der Gedanke der Kirchenverbesserung auch Siebenbürgen bereits ergriffen und vor allem die Sachsen in ihre Kreise hineingezogen. Außer den Schriften der Reformatoren brachten auch Prediger, welche aus deutschen Landen kamen, den neuen Geist unter das Volk. In Hermannstadt selbst erhoben sich als solche zugewanderte Prediger der neuen Lehre Ambrosius der Schlesier und Conrad Weich. Der Gefahr, die ihnen

deßhalb von den Gegnern drohte, entgingen sie nur durch Pemfflinger's mächtigen Einfluß. Umsonst beschloß der im April 1523 zusammentretende Reichstag Tod und Güterverlust als Strafen für „ketzerische“ Ansichten und Lehren; umsonst erließ König Ludwig II. einige Tage darauf ein Schreiben an den Rath von Hermannstadt voll strengen Tadels über das Umsichgreifen der verpönten Lehren; umsonst kämpfte das Hermannstädter Capitel mit Acht und Bann gegen den Geist der neuen Zeit. P. hielt seine nach oben und unten einflußreiche Hand schützend über die Anhänger Luthers und mit ihm standen die angesehensten Rathsherren auf ihrer Seite. Die Lehrer der Schulen, vor allem der Rector Johann Myldt, welche vom Rath in ihre Stellen berufen wurden, huldigten dem neuen Geist und der Zorn des geistlichen Capitelsgerichts vermochte ihnen nichts anzuhaben. Ja so gewaltig war der Schutz Pemfflinger's, den das Gewicht seiner Person dem vom Volke gebilligten Werk der Kirchenverbesserung gewährte, daß ein früherer Dominikanermönch, nun eifriger evangelischer Prediger, vor der Verfolgung des Stadtpfarrers Martin Huet im J. 1525 in das Haus des Sachsengrafen sich flüchtete und dort unangefochten blieb, obgleich P. zu der Zeit in Ofen beim Reichstage sich befand. Bei dieser offenen Parteinahme für die reformatorische Bewegung ist es nicht zu verwundern, daß die Hermannstädter Mönche über den „Dominus magnificus“ laute Klagen erhoben und daß selbst Ludwig II. sich zuletzt veranlaßt sah, in zwei Erlässen an P., deren letzter am 21. Juli 1526 gegeben ist, diesem seinen Unwillen kund zu thun mit der strengen Aufforderung, „bei Verlust seiner Würden und Güter dahin zu wirken, daß der katholische Glaube wiederhergestellt und durch Bestrafung der Abtrünnigen die Ruhe der Kirche erhalten werde“. Wie weit es dem Könige Ernst mit dieser Drohung war, ist nicht gewiß, doch war jedenfalls die Zeitlage für ihre Durchführung nicht günstig, denn bereits erdröhnte der Boden Ungarns unter den Fußtritten der 200,000 Krieger, mit welchen Sultan Soliman heranrückte, dem ungarischen Reich Verwüstung und Untergang bereitend. In der allgemeinen Verwirrung, welche vor und nach der Niederlage bei Mohatsch Alles erfaßte, traten die kirchlichen Angelegenheiten immermehr in den Hintergrund. Doch das Werk der Kirchenverbesserung nahm gleichwol unter den Sachsen einen gedeihlichen Fortgang und als im J. 1529 Hermannstadt in Gefahr stand, von seinen Feinden eingeschlossen zu werden, da erhielt der Dominikanerconvent vom Rathe den Befehl, die Stadt zu verlassen. P., die treibende Kraft alles dessen, was damals in Hermannstadt geschah, stand natürlich dieser Maßregel nicht ferne, durch welche einige einflußreiche aber politisch nicht zuverlässige Elemente aus der Stadt entfernt werden sollten. Wenn Marcus P. schon in den weniger bewegten Jahren vor 1526 als ein Mann vor uns steht von hervorragender Stellung, einflußreicher Wirksamkeit und großem persönlichen Einfluß, so tritt das Alles noch weit stärker hervor in dem stürmischen Jahrzehnt nach der Unglücksschlacht von Mohatsch. Schon am 10. November 1526 wurde der mächtige Statthalter von Siebenbürgen Johann Zapolya gegen die bestehenden Verträge durch die magyarische Nationalpartei in Stuhlweißenburg zum Könige gewählt und sofort mit der Krone des hl. Stefan gekrönt. Dadurch kamen die Sachsen, welche das Erbfolgerecht Ferdinands anerkannten, in eine schwierige Lage. Gleichwol nahmen sie, von P. geleitet, von allem Anfang eine wenn auch vorsichtige doch Zapolya gegenüber ablehnende Haltung an. Mittel zur Kriegführung, welche er von ihnen verlangte, verweigerten sie; auf dem Reichstag zu Ofen im Frühjahr 1527, wohin er auch P. mit einigen Genossen eingeladen hatte, erschienen diese nicht und die 1000 Reiter, welche er im Mai desselben Jahres von der sächsischen Nation forderte, wurden nicht beigestellt. Drei Monate später fanden sich wol die Vertreter der Sachsen, unter ihnen auch der Sachsengraf, bei dem Landtag

in Mediasch ein, welcher von Zapolya dahin berufen worden war, aber diese Thatsache war ein Ergebniß der äußeren Zwangslage und nicht der geänderten politischen Gesinnung. Denn zu derselben Zeit verhandelte P. im Auftrage Ferdinands mit Peter, dem Woywoden der Moldau, im Geheimen, um ihn zu einem Bündniß gegen Zapolya zu bewegen und kurze Zeit nach Schluß des Landtags bedrohte dieser die Sachsen wegen ihrer fortgesetzten Widerspenstigkeit mit gänzlicher Vernichtung. Um so schmerzlicher mußte es für P. sein, daß er trotz alle dem von Georg Reicherstorffer, einem Sachsen, welcher von Ferdinand gesendet im Sommer 1527 nach Siebenbürgen kam, um die Sachsen zur Aufnahme des offenen Kampfes zu bewegen, verrätherischer Gesinnung bei Ferdinand geziehen wurde und daß sogar seine Ermordung von demselben soll geplant gewesen sein. Doch die grundlose Beschuldigung blieb erfolglos bei dem besser unterrichteten Könige, der wie aus einem seiner Briefe vom 15. Februar 1528 hervorgeht, nach wie vor P. zu den hervorragendsten und zuverläßigsten Stützen seines Rechts in Siebenbürgen zählte.

Mittlerweile hatte sich die politische Sachlage wesentlich geändert. Ferdinand wurde am 3. November 1527 von seinen Anhängern auf einem ebenfalls in Stuhlweißenburg zusammengetretenen Reichstag zum ungarischen König ausgerufen und gekrönt; sein Gegenkönig geschlagen und verlassen floh nach Polen. Ferdinands Anhänger mehrten sich allenthalben und es gelang dem Sachsengrafen Marcus P., selbst einige hervorragende Führer des Szeklervolkes für den rechtmäßigen König günstig zu stimmen. Aber abgesehen von den Sachsen fehlte die Begeisterung und Opferwilligkeit für die ergriffene Sache. Ferdinands Abgesandte Graf Nogarola und Stefan P., unterstützt von Marcus P. und einigen Magnaten, waren nicht im Stande die im April 1528 zu Thorda tagenden siebenbürgischen Stände zu bewegen, einen sechsmonatlichen Sold für ein Heer von 4000 Mann zu bewilligen. Selbst die Parteiführer waren zu solchem Geldopfer um so weniger geneigt, als einestheils die Macht des Königs zu helfen bezweifelt, anderntheils vielfach das böswillige Gerücht ausgesprengt wurde, Ferdinand habe die völlige Ausrottung der magyarischen Nation und Sprache im Sinne. So lief denn das für den „deutschen König“ in Siebenbürgen mühsam zusammengebrachte Heer nach wenigen Wochen wieder auseinander und die Sympathien der Magyaren und Szekler für Zapolya, welcher inzwischen nach Ungarn zurückgekehrt war, gewannen wiederum die Oberhand. — So brach das Jahr 1529 an und mit ihm erhob der Schrecken des Krieges wie in Ungarn so auch in Siebenbürgen mächtig sein blutiges Haupt. Die Sachsen insbesondere geriethen in die größte Noth. Von Osten her brach der Moldauer Woywode Peter wiederholt auf eigene Faust ins Land und zog verwüstend von Kronstadt durchs Szeklerland bis hinauf nach Bistritz. Von Süden aus der Walachei kam im Laufe des Sommers der Bojare Dragan und drang sengend und plündernd bis zum Dorfe Großau nördlich von Hermannstadt. Von Klausenburg her kamen wiederholt Truppen Zapolya's bis vor Hermannstadt und suchten dessen Umgegend heim. Auch die übrigen Gegenden des Sachsenlandes und dessen Städte hatten allenthalben mit feindlichen Scharen Kämpfe zu bestehen. P. war unermüdlich, all' diesen Bedrängnissen abwehrend entgegen zu treten. Im März ließ er die sächsische Universität eine Kriegssteuer von 17,000 Gulden, dazu die Aufstellung von 1000 Büchsenschützen und 1000 Reitern beschließen. Im Juni zog er vereint mit Valentin Török und Stefan Majláth den Szeklern gegen den Moldauer Peter zu Hilfe. Am 22. Juni kam es zur Schlacht bei Marienburg. Sie ging verloren durch den Abfall und die Flucht der Szekler, denen die Hilfe gegolten. Mit Mühe rettete sich P. nach Hermannstadt. Doch dies Mißgeschick entmuthigte ihn nicht. Im October zog er mit einem sächsischen Aufgebot der Stadt

Mediasch zu Hilfe; im November entsetzte er das eingeschlossene Mühlbach; im December wieder vertrieb er den Feind aus der Gegend von Mediasch und Schäßburg. Aber all' diese Rührigkeit mußte auf die Dauer erfolglos bleiben, da Ferdinand von den Türken bedrängt weder Geld noch Soldaten für Siebenbürgen übrig hatte und die Kräfte der Sachsen nicht ausreichten, um den zahlreichen Anhängern Zapolya's Stand zu halten. Für Marcus P. hatte übrigens dies unheilvolle Jahr auch viel persönliches Mißgeschick im Gefolge. Es hatte ihn fast zum Bettler gemacht nicht nur durch die bedeutenden Geldsummen, welche er für die Sache seines Königs aus Eigenem oder aus Anlehen verausgabt hatte, sondern auch durch den Verlust seiner siebenbürgischen Güter. Wie er schon im J. 1524 dem Könige Ludwig II. zur Bestreitung seines Hofhaltes 2000 Goldgulden vorgestreckt hatte, so waren die Ausgaben, die er für Ferdinand zu Kriegszwecken leistete, bis zum Schluß des Jahres 1528 auf 12000 Goldgulden angewachsen. Zur Entschädigung für diese Summe bat er den König schon im J. 1529 um die Verleihung gewisser Güter „in regno Germaniæ“. Ferdinand berücksichtigte diesen Wunsch insoweit, daß er im genannten Jahr seinem getreuen und opferfreudigen Anhänger die Burg Bálványosch im nördlichen Siebenbürgen und dazu noch die unter dem Namen „Zwanzigst“ bestehenden königlichen Zolleinkünfte in Kronstadt verschrieb. Nun aber wurden von Zapolya sämmtliche Güter Pemfflinger's im October 1529 eingezogen und seine Familienbesitzungen an verschiedene Parteigänger Zapolya's vertheilt, die Burg Bálványosch dagegen dem Moldauer Woywoden Peter vergabt. Damit aber nicht genug war der schwer heimgesuchte Mann durch die Vergebung des Kronstädter Zwanzigst auch mit dem Richter dieser Stadt, Lucas Hirscher, in Feindschaft gerathen, da dieser wegen des genannten Zolleinkommens, welches die Stadt gerne selbst besessen hätte, dem Haupt des eigenen Volkes zürnte und P. bei Ferdinand als einen Verräther, der mit Zapolya und dem Moldauer Woywoden geheimes Einverständniß pflege, zu verdächtigen suchte. Solchen leeren Anschuldigungen gegenüber konnte wohl Marcus seinem Bruder Stefan schreiben, eine Aussöhnung zwischen ihm und Zapolya sei unmöglich, denn „ich hab wol so vil bider Jnn vnd dy seinigen verschuld, darczue würden mich meine Tevttschen selber maczären“. Dazu weist er mit Recht auf die Thatsache hin: „Moldner Wayda hat mier meine Guetter, als Bálványosch, verfangen vnd hatt sy auff den heutigen Tag, darumb bit ich dich wolst K. M. unterrichten, daß er solchen Zuetutlern vnnd luegnern nit stat geb.“ Und das that denn auch Ferdinand, indem er in einem Brief an die Siebenbürger und in einem zweiten an Marcus P., welche beide am 13. Juli 1530 geschrieben sind, es in feierlicher Weise ausspricht, daß nichts sein Vertrauen auf die so oft erprobte Treue und Dienstbereitheit Pemfflinger's zu erschüttern im Stande sei. Das Jahr 1530 brachte der mit so unerschütterlichem Mannesmuth von dem Sachsengrafen unterstützten und vertheidigten Sache Ferdinands unersetzlichen Verlust. Da von ihm, trotz oft wiederholter dringendster Bitten nun schon im fünften Jahr keine Hilfe kam, ward die Entmuthigung unter seinen Anhängern immer größer. Eine sächsische Stadt nach der andern schloß Frieden mit Zapolya, so daß am Beginn des Jahres 1531 in ganz Siebenbürgen nur Hermannstadt allein noch unter dem Einfluße Pemfflingers auf Ferdinands Seite stand. Dieser wankte aber keinen Augenblick. Während Zapolya große Rüstungen veranstaltete, um die einzige noch widerspenstige Stadt mit Waffengewalt zu bezwingen, traf diese entschlossene Gegenmaßregeln und am 1. Mai 1531 schworen die noch treu gebliebenen Magnaten mit dem Sachsengrafen, dem Rath und der gesammten Bürgerschaft von Hermannstadt sich gegenseitig in feierlichem Eide, in der Ver-

theidigung dieser Stadt treu auszuharren, wie es ihre Pflicht gegen Ferdinand erheische.

Im Sommer darauf ging P. an das Hoflager nach Wien, um rasche Hilfe für die schwer bedrängte Stadt zu betreiben. Die Sorge um das Schicksal seines Volkes hatte ihn, nach seinen eigenen Worten, eisgrau gemacht; auch litt er wiederholt an schweren gichtischen Anfällen. Die nächsten Jahre finden wir ihn fortwährend in Ferdinands Nähe, bald in Wien, woher ihn der König im October 1531 mit sich nach Speyer nehmen wollte; bald in Preßburg, woher er in wiederholten Briefen Ferdinand zu schleunigen Geldsendungen nach Hermannstadt für Truppen und Kriegsbedarf drängte, da sonst die Stadt ohne Unterstützung bald fallen müsse. Sein Drängen bewirkte, daß endlich Hilfsgelder, wenn auch nicht ausreichende, und später auch ein königlicher Commissär, Jakob v. Een, dahin gesendet wurden. Ob auch Marcus P. selbst, nach dem Vorschlag seines Bruders Stefan, im J. 1533 solche Hilfsgelder nach Hermannstadt brachte und auf solche Weise seine Heimath noch einmal sah, läßt sich nicht nachweisen. Jedenfalls kehrte er, wenn solches geschah, bald wieder an den Hof zurück, denn als im März 1534 König Ferdinand in Wien einen türkischen Gesandten mit großem Pomp empfing, stand auch Marcus P. mit seinen Brüdern Stefan und Sebastian unter den in großer Zahl versammelten Magnaten des ungarischen Reichs zur Rechten des Thrones. — Neben den öffentlichen gab es übrigens auch wichtige persönliche Angelegenheiten, deren Austragung seine Anwesenheit bei Hofe dringend erforderte. Die Schuld des Königs an P. war in den letzten Jahren zu einer sehr bedeutenden Höhe angewachsen. Außer den bereits erwähnten 12,000 Goldgulden hatte dieser seit 1528 noch weitere 20,000 Goldgulden theils aus Eigenem, theils aus entlehnten Geldern für Ferdinands Interessen ausgegeben und suchte nun dafür eine gerechte Entschädigung zu erlangen. Diese wurde ihm auch gewährt, indem der König am 1. Januar 1533 „in Berücksichtigung der unerschütterlichen Treue, welche Marcus P. ihm und der heiligen Krone des ungarischen Reichs nicht schonend seiner Güter, seiner Gesundheit und seines Lebens“ erwiesen habe, seinem getreuen Anhänger und dessen Erben den vierten Theil des reinen Einkommens aus den Rodnauer Bergwerken verpfändete, wofür im Falle der Auslösung ihm oder seinen Erben von der Krone die Summe von 150,000 Goldgulden ausgezahlt werden sollte. Außerdem überließ der König durch Urkunde vom 11. November 1534 zur Entschädigung für die weitere, in seinen Diensten verwendete Summe von 20,000 Gulden ihm auch den Zwanzigst von Hermannstadt, Kronstadt, Bistritz, sowie das halbe Einkommen des Hermannstädter Einlösungsamtes für so lange, bis die vorgeschossene Summe vollständig werde getilgt sein. Sollte es ferner unmöglich sein, die Burg Bálványosch den Händen des Moldauer Woywoden Peter bald zu entreißen und P. zum sichern Besitz zu übergeben, so solle derselbe berechtigt sein, auch für die frühere Schuldforderung von 12,000 Gulden aus diesen Einkünften sich schadlos zu halten. So reichlich diese Entschädigungen auch gedacht waren, in den wirklichen Besitz derselben ist der Belehnte ebenso wenig gelangt, wie der König in den Besitz des Landes Siebenbürgen. Ja die Verpfändung der Burg Bálványosch an den Sachsengrafen, welche Ferdinand soeben erst am 11. November 1534 erneuert hatte, wurde schon nach zwei Monaten rückgängig gemacht, indem der bedrängte König, um den Moldauer Peter dauernd an sich zu fesseln, demselben am 17. Januar 1535 nicht nur diese Burg, sondern auch die Burgen Csicso und Kokelburg sowie die Stadt Bistritz vergabte. Diese Vergabung, welche eine freie sächsische Stadt dem ebenso gefürchteten wie gehaßten barbarischen Fürsten der Moldau in die Hände lieferte, erwarb dem König weder einen zuverlässigen Bundesgenossen, noch die gehoffte

Unterstützung desselben; dagegen mußte sie die Sachsen, und insbesondere die noch kämpfenden Hermannstädter, über solchen eigenthümlichen Lohn anhänglicher Gesinnung stutzig machen. Ohnehin war in diesen die Hoffnung auf endliche Hilfe aufs tiefste gesunken. Zwar P. war noch immer unerschöpflich in Plänen, wie man Siebenbürgen zurückgewinnen und der Noth der treuen Hermannstadt abhelfen könne; er wurde nicht müde bei Ferdinand darauf zu dringen, daß den Hermannstädtern ausreichende Hilfsgelder und ein starkes Heer nach Siebenbürgen gesendet werde; er selbst erbat sich wiederholt die Hilfsmittel, um in Oberungarn ein Heer anzuwerben und nach Siebenbürgen zu führen: aber seine Rathschläge schließen jetzt doch immer mit der Bitte, wenn eine Möglichkeit rascher Hilfe nicht vorhanden sei, vergebliche Hoffnungen in den Hermannstädtern nicht weiter zu nähren. Denn die Noth war hier bereits auf das höchste gestiegen und schon begann unter der auf ein Viertheil zusammengeschmolzenen Bürgerschaft, der es an Lebensmitteln und selbst an Brennholz fehlte, die Unzufriedenheit über den jahrelangen vergeblichen Widerstand sich zu regen. Da nun das ganze Jahr 1536 hindurch zwischen den beiden Gegenkönigen Waffenstillstand herrschte, ohne daß seine Wohlthat auch den Hermannstädtern zu gut gekommen wäre; da Ferdinand offenbar nicht einmal zu einer kraftvollen Kriegführung in Ungarn die nöthigen Mittel besaß; da unter solchen Verhältnissen jeder weitere Widerstand einer vereinzelten Stadt nicht nur erfolglos sondern auch zwecklos war: da legten endlich im Februar 1536 auch die Hermannstädter nach einem siebenjährigen leidenvollen Kampf die Waffen nieder und anerkannten gleich dem übrigen Siebenbürgen Johann Zapolya als ihren Herrn und König. Dieser Ausgang des ehrenvollen Kampfes für das vertragsmäßige Recht des „deutschen" Königs, in welchem Marcus P. eine so hervorragende Rolle gespielt hatte, verschloß ihm die Rückkehr in seine Heimath, in sein Amt, zu seinen Gütern und Besitzungen in Hermannstadt und dem übrigen Siebenbürgen. Aber trotz dieses schweren Schlages, der ihn traf, hörte die Hoffnung und das Streben in ihm nicht auf, Siebenbürgen doch noch für Ferdinand zu gewinnen. Seine Briefe an denselben auch nach dem Verluste Hermannstadt's handeln fortwährend von den siebenbürgischen Angelegenheiten und er selber hielt sich während des Jahres 1536 bald in Kaschau, bald in Leutschau bei dem General Katzianer auf, um einen Einfall desselben in Siebenbürgen zu betreiben, dem auch er mit einem Fähnlein selbstgeworbenen Kriegsvolks sich anschließen wollte. P. überlebte den Fall Hermannstadt's nicht lange. Die letzten Monate seines Lebens waren nicht nur durch diesen Kummer getrübt, sondern auch durch Krankheit und sogar durch materielle Bedrängniß. „Sum sicut avis et non habeo, quo caput meum jam senio confectum reclinem": so klagt er dem Könige, dem er alles geopfert hatte. Sein letztes Lebenszeichen ist ein Brief aus Wien vom 7. Febr. 1537 voll ähnlicher Klagen: „M. V. me sine ordine et relatione dimisit; jam non habeo, unde saltem cottidianum victum et panem expectem; fortassis M. V. vult, ex quo aliter a me separari non potest, ut fame moriar". Schon am 11. Februar antwortete Ferdinand aus Enns, daß er die Uebertragung eines andern ungarischen Reichsamtes an ihn angeordnet und darüber auch an seinen Bruder Stefan P. geschrieben habe. Doch der Bittende bedurfte nicht mehr lange der königlichen Gunst. Bald nahm ihn der Tod hinweg. Wann und wo er gestorben ist, wo er begraben liegt, ist unbekannt; doch wird am 8. September 1537 von ihm als einem nichtmehr lebenden Manne berichtet. In der kurzen Frist von 18 Monaten waren die drei Brüder gestorben, so gleichsam auch im Tode vereint, wie sie im Leben brüderlich und einmüthig zu derselben Sache gestanden.

Marcus P. hinterließ eine Wittwe und einen Sohn Johann. Der Letztere starb in jüngerem Alter noch vor dem Jahr 1551, ohne etwas von den einge-

zogenen Gütern des Vaters je zurück erhalten zu haben. Die Familienbesitzungen in Hermannstadt und Umgegend wurden vom Rathe dieser Stadt veräußert, um mit dem Erlös Schulden zu tilgen, welche P. für seines Königs Sache auf sich geladen hatte. So kam sein Haus in den Besitz der Stadt, der es noch heute als Rathhaus und als Zierde dient, in seinem stattlichen alterthümlichen Bau ein schönes Denkmal einer großen Zeit und eines großen Mannes. — Die Stadt aber, welche seine zweite Heimath geworden, bewahrte ein treues Gedächtniß dem Manne, mit dem sie vereint so schwere Geschicke getragen und von dem geführt sie einen so ehrenvollen Kampf für einen erst nach Jahrhunderten zum Leben gewordenen Gedanken, die Herrschaft des Habsburgischen Hauses in Siebenbürgen, bestanden hatte. Trotz seiner mehrjährigen Abwesenheit von Hermannstadt wurde er bis zum Jahr 1536, also bis zur Unterwerfung der Stadt unter Johann Zapolya, als Königsrichter und Sachsengraf angesehen und in den Protokollen als solcher mit dem Zusatz: „absens“ aufgeführt. Und bis in die neueste Zeit herein — 1854 — erinnerte an den großen Sachsengrafen eine Gedenktafel, welche an einem Pfeiler der evangelischen Pfarrkirche Hermannstadts angebracht war und auf welcher sich neben den Buchstaben C. M. P. („Comes Marcus Pemfflinger“) folgende Inschrift befand: Justitiae cultor, Scelerumque acerrimus ultor; Principibus carus, Numquam dum vixit avarus.

S. Ungrisches Magazin III. Bd. — G. D. Teutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen, 2. Aufl., Leipzig 1874. — Ders.: Die Reformation im siebenb. Sachsenland. 6. Aufl. Hermannstadt 1866. — J. C. Schuller, das k. k. geheime Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien u. s. w., Hermannstadt 1850. — Derselbe, Georg Reicherstorffer und seine Zeit, Wien 1859. — Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde, Band III 1858; IV 1860; XIX 1884. H. Wittstock.

Penckler: Heinrich Freiherr v. P. wurde zu Wien im J. 1699 oder 1700 geboren. Nachdem er in seiner Vaterstadt die entsprechende Vorbildung sich angeeignet hatte, trat er im März des Jahres 1718 in kaiserliche Dienste und reiste schon im Mai des Jahres 1719 im Gefolge des kaiserl. Großbotschafters Generalfeldzeugmeisters Damian Hugo Grafen von Virmond als Sprachknabe nach Constantinopel ab. Der Aufenthalt dort wirkte sehr nachtheilig auf Penckler's Gesundheit. Sein Diensteifer ließ ihn jedoch von der ihm ertheilten Erlaubniß, wieder mit dem Großbotschafter nach Wien zurückzukehren, keinen Gebrauch machen. Er blieb vielmehr in Constantinopel zurück, in der Canzlei des kaiserl. Residenten Joseph von Dierling fleißig arbeitend. Er erlernte in wenigen Jahren die orientalischen Sprachen, erwarb sich genaue Kenntniß der Gepflogenheiten und Förmlichkeiten, welche damals im diplomatischen Verkehre bei der ottomanischen Pforte eine gar wichtige Rolle spielten. Allen seit dem Abschlusse des Passarowitzer Friedens zwischen dem kaiserlichen und dem ottomanischen Hofe geführten Verhandlungen beigezogen, gewann er frühzeitig tiefe Einsicht in die Grundsätze und Triebfedern der türkischen Politik. Fast alljährlich von schwerer Krankheit heimgesucht, verließ er endlich im J. 1727 mit der Familie des Residenten v. Dierling Constantinopel und traf im Juni 1727 nach mehr als sechsjähriger Abwesenheit wieder in seiner Vaterstadt ein, wo er sich bald gänzlich erholte. Wir dürfen wol eine ehrende Anerkennung des Fleißes, mit welchem er seine Dienstpflichten erfüllt hatte und des erfolgreichen Bestrebens, seine Berufskenntnisse stetig zu erweitern und zu vertiefen, darin erblicken, daß noch in demselben Jahre seine Ernennung zum kaiserl. Hofdolmetsch und Hofkriegssecretarius in Wien erfolgte. Er arbeitete nun im Departement für türkische Angelegenheiten, ward den im Laufe der nächsten Jahre aus der

Türkei und aus Afrika nach Wien kommenden Gesandtschaften als kaiserlicher Commissarius beigegeben und reiste wiederholt an die türkische Grenze. So im J. 1731, als er unterhalb Belgrad den türkischen Gesandten Mustafa Efendi, der dem Kaiser Karl VI. die Thronbesteigung des Sultans Mahmud notificirte, übernahm und später wieder an die Grenze geleitete. Nachdem der Wiener Hof die Abberufung des zum Schutze des türkischen Handels und der türkischen Kaufleute in Wien bestellten Schahbenders oder Generalconsuls Omer Aga durch sechs Jahre vergeblich begehrt hatte, wußte es P. so einzuleiten, daß Omer Aga endlich abberufen und sein Posten aufgelassen wurde. Da die Pforte verlangte, daß Omer Aga mit allen Ehren bis an die Grenze geleitet werde, so machte sich P. im März 1732 abermals auf die Reise und übergab ihn bei Variakin förmlich dem türkischen Uebernahmscommissär. Bestimmt dem nach Abschluß des Belgrader Friedens (1739) nach Constantinopel als kaiserlichen Großbotschafter abgehenden Grafen Ulfeldt als Legationssecretär zu folgen, wurde P. am 7. April 1740 in den erbländisch-österreichischen Ritterstand erhoben. Er feierte am 3. Mai 1740 seine Vermählung mit Johanna Elisabeth v. Collet, der am 30. März 1721 geborenen Tochter des kaiserlichen Burggrafen zu Wiener Neustadt, Franz Elias v. Collet, und trat am 18. desselben Monats seine Reise im Gefolge Ulfeldt's an. Dieser verließ Constantinopel wieder am 4. Mai 1741. P. blieb, dem Großvezier als königlich ungarischer Resident vorgestellt, dort zurück. Da Graf Ulfeldt sich beschwerte, daß seine Heimreise vielfach gestört und gehemmt werde, erwirkte P. einen scharfen Befehl des Sultans nach Adrianopel und einen offenen Ferman an alle Befehlshaber von Constantinopel bis Belgrad, infolge dessen Ulfeldt nun unbehelligt seine Reise fortsetzen konnte. Die höfliche Aufnahme und die Ehrenbezeugungen, welche P. sich bei der Pforte zu verschaffen wußte, erregten in dem Maße die Aufmerksamkeit der übrigen europäischen Gesandten in Constantinopel, daß sie allerdings erfolglose Gegenvorstellungen bei der hohen Pforte anbrachten. Sahen wir ihn sorgsam alle äußeren Ehren beanspruchen, die ihm als Vertreter seiner Monarchie gebührten, so war er nicht minder bedacht, ihre Interessen zu wahren, wenn es sich um Schlichtung von Grenzstreitigkeiten und ähnlichen Angelegenheiten handelte. Eine während des letzten Krieges bei Alt-Novi über die Unna errichtete türkische Militärbrücke war auch nach dem Abschlusse des Belgrader Friedens stehen geblieben. Die darauf bezüglichen Unterhandlungen des Grafen Ulfeldt mit dem türkischen Grenzcommissär waren erfolglos geblieben. Den Vorstellungen Penckler's gelang es, den gewünschten Befehl zum Abbruche der Brücke vom Großwesir zu erwirken. Die Angelegenheit war nicht ohne Bedeutung zu einer Zeit, da Maria Theresia rings von Krieg bedroht war. Die Schwierigkeit des Postens, welchen P. in Constantinopel inne hatte, war seit dem Tode Kaiser Karl VI. erheblich gestiegen. Die Gesandten der Höfe, welche das seiner großen Tochter zufallende Erbe zu erbeuten gedachten, suchten auch die Türkei für ihre Anschläge zu gewinnen und trugen der Pforte eine Allianz mit Frankreich und Preußen an. P. nimmt als sein Verdienst in Anspruch, daß die Pforte nicht nur diese Allianzvorschläge, die noch durch Anerbietungen von Geldsummen und Gebietserweiterung unterstützt wurden, ablehnte, sondern daß vielmehr die Beziehungen zwischen den Höfen von Wien und Constantinopel sich freundlicher gestalteten. Kaiserin Maria Theresia verlieh ihm schon im J. 1742 eine wirkliche Hofkriegsrathsstelle. Im August 1746 erhielt P. die Credentiation, die ihn als kaiserlichen Internuntius und bevollmächtigten Minister beglaubigte. Er notificirte in dieser Eigenschaft der ottomanischen Pforte die im J. 1745 erfolgte Thronbesteigung des Kaisers Franz I. Er wurde auch mit der diplomatischen Vertretung des Großherzogthums Toscana betraut und führte die

Verhandlungen wegen Abschluß eines Freundschafts- und Handelsvertrages zwischen Toscana und der Türkei. Desgleichen leitete P. auch die „Verewigung“ des zuerst auf 24 Jahre geschlossenen Belgrader Friedens zur vollsten Zufriedenheit der Kaiserin Maria Theresia und ihres Gemahls, der ihn mit Diplom dd. Wien, 14. October 1747 in „des heiligen römischen Reichs Freiherrnstand cum praedicato Wohlgeboren“ erhob. Im J. 1755 erhielt P. die erbetene Abberufung aus Constantinopel und kam wieder in seine Vaterstadt zurück, der er nahezu sechszehn Jahre ferne gewesen war. Die Kaiserin wies ihn an, Sitz und Stimme im hofkriegsräthlichen Justizcollegio u. zw. unter den Räthen aus dem Herrenstande einzunehmen. Er weilte in dieser Stellung nur sechs Jahre in seiner Heimath. Es waren Nachrichten nach Wien gekommen, daß der König von Preußen während der letzten Kriegsjahre nicht nur getrachtet habe, einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit der ottomanischen Pforte zu Stande zu bringen, sondern diese auch zum Abschlusse eines Offensivbündnisses zu bewegen. Der Wiener Hof besorgte, am Vorabende eines neuen Türkenkrieges zu stehen. Diese drohende Gefahr abzulenken, ward Penckler's Aufgabe, als er im J. 1761 abermals zum kaiserlichen Internuntius und bevollmächtigten Minister am ottomanischen Hofe ernannt wurde. Er trat am 10. Mai 1762 die beschwerliche Reise an und fand in Constantinopel ehrenvolle Aufnahme. Er konnte schon im October desselben Jahres berichten, daß der Sultan in einer Berathung mit dem Großwesir und Mufti die auf den Abschluß einer Offensivallianz zielenden Anträge Preußens verworfen habe und empfing im folgenden Monate beruhigende Versicherungen der friedfertigen Gesinnungen von Seite der türkischen Regierung gegen die österreichische Monarchie. Er erwirkte auch in der That den Befehl des Sultans, daß die bereits bei Belgrad, Widdin und an der bosnischen Grenze angesammelten türkischen Truppen im Frühjahre 1763 successive zurückberufen und entlassen werden sollten. Es war ihm zum zweiten Male gelungen, den von feindlichen Waffen bedrängten Kaiserstaat vor einem drohenden türkischen Einfalle zu bewahren. Nachdem er noch im J. 1766 die erfolgte Thronbesteigung Joseph II. dem Sultan notificirt hatte, erhielt er endlich die wiederholt erbetene Abberufung und trat, nachdem der neue Internuntius v. Bernnard schon in Constantinopel eingetroffen war, am 13. September 1766 seine Rückreise von Constantinopel an. Am 9. December in Wien angekommen, wurde er am Kaiserhofe mit vielen Gnadenbezeigungen empfangen und im Januar 1767 durch Verleihung der Würde eines wirklichen geheimen Rathes ausgezeichnet. Er brachte den Rest seines Lebens in Wien zu und starb hier am 16. November 1774 im Alter von 75 Jahren. — Seine Gemahlin war schon am 6. April 1767 gestorben. Zwei Töchter und ein Sohn überlebten ihn. — Die ältere Tochter Therese, geboren am 3. Juli 1742, verehelichte sich im J. 1761 mit dem k. k. Regierungsrathe Anton Freiherrn von Doblhoff-Dier (s. A. D. B. V, 272) und starb im Februar 1819. — Die jüngere Tochter Elisabeth, geboren im J. 1753, vermählte sich 1771 mit dem k. k. Reichshofrathe Franz Josef Freiherrn v. Münch-Bellinghausen und ward die Großmutter des Eligius Freiherrn v. Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm). Sie starb im J. 1840. — Penckler's Sohn, geboren 1751, trat in österreichischen Staatsdienst. Wir finden ihn seit 1805 als k. k. wirklichen Hofrath bei der k. k. vereinigten böhmisch-österreichischen und galizischen Hofkanzlei, dann als Beisitzer der k. k. Hofcommission in Wohlthätigkeitsangelegenheiten und der k. k. Studienhofcommission. Er wurde in den niederösterreichischen Herrenstand aufgenommen und war später Ausschußrath desselben. Er betrieb in seiner Jugend auch ästhetische Studien und schrieb eine „Abhandlung vom Schäfergedichte“ (Augsburg 1767). Er war mit dem Astronomen Hell eng befreundet und ließ demselben in Maria Enzersdorf ein

Grabmal setzen. Seine im J. 1774 mit Josefa Freiin v. Toussaint geschlossene Ehe blieb kinderlos. Seit 1788 Wittwer, starb er am 22. April 1830.

Theilweise nach Acten des kais. und kön. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien. — Ferner wurde benutzt Josef v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches. Bd. 8. — Wurzbach, Biogr. Lex. Th. 21. — Arneth, Alfred Ritter v., Geschichte Maria Theresia's. Band 4, 6, 8 u. 9.

A. V. Felgel.

Pencz: Georg P., Maler und Kupferstecher, findet sich im J. 1523 im Nürnberger Malerbuch als Meister eingetragen. Er scheint Dürer's Schüler gewesen zu sein, denn im J. 1524 heirathete „Jorg, Dürer's Knecht" dessen Magd und wurde als Nürnberger Bürger aufgenommen; dieser Jorg wird wol mit P. identisch sein. Jedoch in dem gleichen Jahre wurde P. mit den Brüdern Sebald und Bartel Beham (s. A. D. B. II, 279) wegen irreligiöser und communistischer Ansichten vor Gericht gestellt, ins Gefängniß geworfen und dann der Stadt verwiesen. Die beiden Beham scheinen übrigens mehr die Anführer gewesen zu sein und P. ihnen gegenüber zurückzutreten. Es war damals eine wilde Gährung der Gemüther eingetreten, und die Beham gingen mit den Schriften Th. Münzer's und Karlstadt's um. Das Verhör unseres P. lautete: „Jorg Pentz sagt auf das Fragstuck, ob er glaub, das ain got sei: Ja, er empfinds zum teil, ob er aber wiß, was er warhafft für denselben got sol halten, wiß er nit. — Was er von Cristo hallt? Halt von Cristo nichts. — Ob er dem heiligen Euangelio vnd wort gottes, In der schrifft verfasst, glaube? Konn der schrifft nit glauben. — Was er von dem Sacrament deß Alltars hallt? Halt vom sacrament des altars nichts. — Was er von der tauff hallt? Halt von der tauff nichts. — Ob er ain weltliche oberkait glaub vnd ainen Rate zu Nürnberg für seine Herrn erkenn, über sein leib, gut vnd was eußerlich ist? Wiß von keynem hern dann allein von got." Bei diesen Grundsätzen, welche die Autorität des Rathes leugneten, war es selbstverständlich, daß derselbe unsern „Schwarmgeist" aus Nürnberg verwies. Im folgenden Jahre, 1525, bat P. den Rath, ihm die Rückkehr zu gestatten, worauf ihm erlaubt wurde, sich in dem nahen Städtchen Windsheim niederzulassen, jedoch wurde ihm die Stadt Nürnberg und ihr Gebiet verboten. Auch wurde er am 28. Mai 1525 seines Bürgerrechts und aller Pflichten entledigt. Späterhin jedoch durfte P. zurückkehren, und sogar zu Gnaden wurde er wieder aufgenommen: im J. 1532 erhielt er eine Bestallung, „einem rate zu gewarten mit seiner kunst zum reißen, malen vnd visirmachen", er wurde demnach eine Art städtischer Maler, und dazu bekam er ein Wartegeld von 10 Gulden, das ihm „aus angezaigter not" vorausbezahlt wurde. Also damals schon stak der Künstler in der Geldklemme; übrigens erhielt er auch für jede einzelne Arbeit, die er für den Rath machte, eine Gratification. Im J. 1538 vergoldete er die Leisten zu den im städtischen Besitz befindlichen Gemälden von Dürer, die vier Temperamente, wofür der Rath ihm 15 Gulden zahlte. Zwei Jahre später fertigte er für den Rath eine Zeichnung des Schlosses zu Gent um 1 Gulden. Im J. 1543 ließ der Rath durch ihn und Sebald Peck „die Stadt Nürnberg von außen in grund setzen" und eine Ansicht entwerfen, wofür sie 261 Gulden 8 Schillinge und 10 Pfund alte Pfennige erhielten. Fünf Jahre später verehrte P. dem Rath „ein künstliches Gemäl St. Hieronymus Bild"; der Rath schenkte ihm dafür 80 Gulden. Das Bild hängt jetzt in dem Germanischen Museum und stellt den Heiligen in seinem „Gehäuse" dar, wie er als ein memento mori auf einen Todtenschädel weist (gemalt 1544). Die Idee dazu geht auf Quintin Messys oder einen andern Niederländer zurück; übrigens ist das Bild recht fleißig und tüchtig gemalt,

jedenfalls besser als seine kalten, italienisirenden Tafeln. Der Künstler starb im J. 1550 zu Nürnberg (?) und hinterließ Weib und Kind in so großer Armuth, daß der Rath die 60 Gulden bezahlte, die P. einer Vormundschaft schuldig war.

Der Zeitgenosse Neudörfer urtheilt von P.: „Obwol was von diesem Penzen in Kupfer vorhanden, genugsam anzeiget, was trefflichen Verstand und Geist dieser Mann in der Kunst gehabt, so ist er doch auch des Conterfetyens sehr sicher und im Malen in den Tafeln sehr fleißig gewesen, also daß man kaum erdenken möcht, ob die Farben auch höher möchten gebracht werden. Mit dem Durchgläsen und Scheinen in Gläsern, Wassern, Feuern und Spiegeln ist er sehr künstlich und in der Perspectiv sehr erfahren. Seiner Handarbeit findet man hie bei den erbaren Bürgern viel.“ Unter dem „Durchgläsen“ ist die Geschicklichkeit unsers Malers in Lichtwirkungen ꝛc. gemeint, was man auch noch an verschiedenen Bildern beobachten kann. Für die Kenntnisse des P. in der Perspective muß das leider zu Grunde gegangene Werk gezeugt haben, wovon Sandrart in seiner „Teutschen Academie“ berichtet: So ist auch rühmlich zu gedenken, daß unser Künstler in ermeldter Stadt Nürnberg in des Edlen Herrn Volkamer schönen Lustgarten, zu End einer Galerie das Obertheil eines Zimmers mit Oelfarben gemalt und repräsentirt, ob wäre das Zimmer noch offen und unausgebaut, die Zimmerleute aber geschäfftig, die Zwerghölzer, Bretten und Tramen einzuziehen, andere sind in Arbeit, den Tachstul aufzuheben, verbinden den Bau, welches alles gegen dem gemahlten offnen Himmel mit Wolken und fliegenden Vögeln also natürlich erscheinet, daß viel dadurch angeführt und das Gemähl vor wahr und natürlich anfänglich geurtheilet, wie dann dieser Irrthum sonderlich vorgeht, wann es an dem Ort besichtiget wird, wo unser Jörg Pens seinen Horizont vernünftig eingerichtet hat. Den hl. Hieronymus von 1544 nannten wir schon; andere historische Bilder, die im Gegensatze zu der nordischen Auffassung des Hieronymus im pseudoitalienischen Stile der deutschen Manieristen gemalt sind und durch glatte kalte Behandlung abstoßen, befinden sich u. A. in Schleißheim (Venus und Amor; früher in der Münchener Pinakothek), Pommersfelden (Muse Urania, 1545), Wien (Galerie Harrach, Caritas, 1546), Dresden (Bruchstücke einer Anbetung der Könige, drei Stücke einer zerschnittenen Holztafel). Bedeutender sind seine Bildnisse, die zu den schönsten Werken der Nürnberger Schule gehören. Sie sind, an Dürer anklingend, noch etwas zeichnerisch aufgefaßt, ohne jedoch einer gewissen freien Auffassung und malerischen Kraft zu entbehren; characteristisch sind sie durch ihren grau-braungelben Ton. Drei davon besitzt das Berliner Museum: Junger Mann von 1534 und die beiden Gegenstücke: Maler Erhard Schwetzer von Nürnberg und seine Frau, das erstere 1544, das zweite 1545 gemalt. Das Bildniß eines jungen Mannes von 1543 ist in der kaiserl. Galerie zu Wien. Sehr charakteristisch ist das Porträt des Generals Schirmer vom J. 1545 im Germanischen Museum. Auch an andern Orten gibt es Porträts von P., sie werden jedoch übertroffen durch das prächtige männliche Bildniß eines Gelehrten in der Karlsruher Kunsthalle. Im J. 1544 malte P. das Porträt des berühmten Cardinals Granvella; er ließ dasselbe durch seinen Sohn auf die Losungsstube bringen, um es den Losungsherrn zu zeigen; derselbe erhielt dafür ein Geldgeschenk. Das Werk scheint nicht mehr erhalten zu sein. Im Stiche ist noch erhalten das Bildniß des Nürnberger Senators Christoph Coler, das P. im J. 1536 gemalt hatte. Auch den von unbekannter Hand gestochenen Bildnissen des Malers und seiner Frau mögen Originalgemälde von diesem selbst zu Grunde liegen. Nagler (Monogrammisten III, Nr. 238) stößt sich mit Unrecht an der fehlerhaften Aufschrift dieser Stiche „Gregor Peins“; es ist ja doch ganz zweifellos das be-

kannte Monogramm des P. darauf, und die Tracht der dargestellten Personen entspricht auch der Pencz'schen Zeit. Der Künstler erscheint da als ein Mann etwa von 30 Jahren, während er in dem 1574 gestochenen Medaillonporträt bedeutend älter erscheint. Sandrart's charakterloser Stich ist vielleicht aus dem letzteren heraus „idealisirt". Jedenfalls stellt ihn das schöne Jünglingsporträt von 1544 in den Uffizien zu Florenz nicht dar, wie man dort behauptet; allerdings ist P. der Verfertiger desselben.

Bekannter ist P. als Kupferstecher. Obwohl den beiden Beham gleichaltrig, scheint P. sich doch als Stecher nach diesen gebildet zu haben; jedenfalls ist er diesen sehr verwandt, und zählt ebenso zur Gruppe der sogenannten „Kleinmeister". Uebrigens ziehen wir trotz der unleugbaren Feinheit und Zierlichkeit des Pencz'schen Grabstichels die Arbeiten der Beham vor. Offenbar hat er auch die Arbeiten der römischen Schule studirt und ist leider dadurch in eine gewisse Oberflächlichkeit des Kopftypus verfallen, und es sieht ihm oft genug aus den angelernten römischen Formen die deutsche Sprödigkeit und Knorrigkeit hervor. Ob der unleugbare italienische Einfluß durch eine Reise nach Welschland zu erklären ist, darüber sind die Ansichten verschieden; Sandrart und die meisten nehmen es an, Rosenberg leugnet es. Wir müssen die Sache dahingestellt sein lassen, bemerken aber, daß in dieser Frage die Jahre 1526—1532 hauptsächlich zu beachten sind; auch käme das Jahr 1539 in Betracht, wo P. die verrückte Composition des Giulio Romano, die Erstürmung Karthagos, möglicher Weise in Italien gestochen hat. Diese Platte ist Pencz's umfangreichstes Werk, überhaupt einer der größten Stiche des 16. Jahrhunderts; der römische Kunsthändler Salamanca erwarb sie zum Abdrucke. Sonst halten sich Pencz's Blätter in bescheidenem Maßstabe, ja es sind viele ganz kleine darunter, die ihn eben zu einem der „Kleinmeister" stempeln. Sein erster datirter Stich ist von 1535; diese Zahl befindet sich auf dem Regulus, der zu einer Folge von 4 Blättern aus der römischen Geschichte gehört. Ob er überhaupt viel früher gestochen hat, ist wol fraglich. P. arbeitete nach dem alten und neuen Testament, ferner eine ganze Reihe geschichtlicher, mythologischer und allegorischer Darstellungen; von Heiligen hielt er sich ferne. Seine mythologischen und allegorischen Darstellungen befriedigen öfter sehr wenig, da ihm die Durchbildung des Nackten und die schöne Eleganz der Formen abging, jedoch muß man gestehen, daß er trotzdem manchmal durch seine römischen Studien in den Stand gesetzt war, auch eine gewisse Schönheit der Formen und Reinheit der Composition zu erzielen. Sein 1543 gestochenes Porträt des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen rivalisirt in der Trefflichkeit der Behandlung mit den B. Beham'schen; es scheint übrigens nach einer Vorlage von Cranach ausgeführt zu sein.

P. verdiente eine eigene Behandlung; seine Kupferstiche sind im 8. Bande des Peintre-Graveur des Bartsch beschrieben; sonst vergleiche noch A. Rosenberg in R. Dohmes Kunst und Künstlern, 1877, und den betreffenden Passus in Woltmann-Wörmann's Geschichte der Malerei.

Wilh. Schmidt.

Pendel: Johann Georg P., Bildhauer — geboren unbekannt wo — kam 1650 als schon fertiger Künstler nach Prag, erwarb sich noch im gleichen Jahre das Bürgerrecht in dieser Stadt, infolge seines ersten monumentalen Werkes auch den Titel eines kaiserl. königl. Hofbildhauers. Den Auftrag für dieses noch immer als Zierde des Prager Altstädter Rings bestehende Werk gab ihm Kaiser Ferdinand III. — wie er dabei aussprach — aus Dankbarkeit für die Errettung der Altstadt von den Schweden (1648). Eine hochaufragende sogenannte Mariensäule umgeben, entsprechend der ausgedehnten quadratischen

Basis, vier kampfgerüstete Engel. Dem Geschmacke der Zeit angemessen in flotter Barocke gehalten, zeigt sowol die Gesammtanordnung, wie die Figurenbildung den geistreichen und gutgeschulten Plastiker. Das wurde um so augenfälliger, als es galt, die während der Belagerung von Prag im J. 1757 durch eine preußische Kugel zertrümmerte Engelgestalt neu zu ersetzen. (Ersetzt wurde sie, aber weder im Geiste noch in der Form Pendel's.) Bei so rasch erworbener kaiserlicher Gunst gelang es P. zunächst auch den mittlerweile ausgebrochenen Streit zwischen der Malerbruderschaft und den Bildhauern, die bis dahin im gemeinschaftlichen Verbande standen, durch die erwirkte Genehmigung für eine gesonderte Verbündung der Bildhauer beizulegen. — Weitere Werke von ihm sind die in der Façade der Salvatorkirche (am Kreuzherrnplatze) angebrachten Figuren der Kirchenväter, die wol ursprünglich für anderweitige, der Horizontlinie näher gelegene Aufstellung bestimmt waren. Denn für die, in welcher sie jetzt hoch oben zu finden sind, mangelt die erforderliche Ausdehnung des Höhenmaßes. — Eine recht tüchtige Arbeit ist wieder die im westlichen Theile des Hradschiner Schloßgartens befindliche Herkulesstatue. Dlabacz weiß noch von Altarverzierungen in der — aufgehobenen — St. Martinskirche in der Altstadt; desgleichen in einer nicht mehr existirenden Muttergotteskirche zu berichten. Beide sind also der Beurtheilung entzogen. Gleich unbestimmt wie das Geburtsjahr Pendel's ist das seines Ablebens; sicher nur ist, daß er in Prag gestorben — im Hinblicke auf eines seiner letzten Werke dürfte das Jahr 1665 als Todesjahr anzunehmen sein.

Dlabacz, Allg. histor. Künstler-Lexikon. — Füßli's allg. K.-Lex. — Hammerschmieds Prodrom. glor. Pragensis. Eigene Notizen.

Rud. Müller.

Pennavaire: Peter v. P., preußischer Generallieutenant, 1680 als der Sohn eines, aus einem zu Saint-Antonin in Guyenne ansässigen Geschlechte stammenden Advocaten am Parlament zu Toulouse geboren, welcher infolge der Aufhebung des Edicts von Nantes mit seinen vier Söhnen auswanderte, diente zuerst bei den Grand-Mousquetaires, mit denen er am 11. Sept. 1709 bei Malplaquet focht, ward 1712 Lieutnant beim Leibregiment zu Pferde (Kürassierregiment Nr. 3), mit welchem er 1715 am Feldzuge in Pommern theilnahm, und machte später als Oberst den zweiten schlesischen Krieg mit. Daß sein König mit seinen Diensten zufrieden war, beweist die Verleihung des Ordens pour le mérite, welchen er im Juni 1747 empfing, und die ein Jahr später erfolgte der Drostei Esens in Ostfriesland. Mit letzterer erhielt er die Erlaubniß, das Geschenk zu verkaufen; er trat die Drostei daher 1749 an einen Herrn v. Stechow ab; er selbst wird Herr auf Heiligenthal im Mansfeldischen genannt. Als der siebenjährige Krieg ausbrach, war er Generalmajor und Chef des Leibcarabinierregiments (Kürassierregiment Nr. 11). Dem Feldzuge des Jahres 1756 wohnte er in Sachsen bei, nach Beendigung desselben ward er im Februar 1757 Generallieutenant und mit dem Schwarzen Adlerorden begnadigt. Aber dem tapfern Reitersmann scheinen Umsicht und Raschheit des Entschlusses gefehlt zu haben; vielleicht hatte sein hohes Alter ihm diese für seine Stellung unentbehrlichen Eigenschaften geraubt. So kam es, daß er mitschuldig ward an den Ursachen, welche am 18. Juni 1757 den Verlust der Schlacht bei Kolin herbeiführten. Er hatte den Befehl erhalten, mit den ihm unterstellten 20 Schwadronen Kürassiere am Fuße der Höhe von Brzistwy stehen zu bleiben, bis die Infanterie des linken Flügels unter Hülsen und Moritz von Dessau, auf welcher die Last des Hauptangriffs lag, die nöthigen Fortschritte gemacht hätte; in seiner Disposition hatte der König der Cavallerie empfohlen, bei der Hand zu sein um einzuhauen, wenn es gälte den Sieg zu vervollständigen. Das Fuß-

volk hatte solche Fortschritte gemacht, daß es sich nur noch darum handelte, seine Erfolge auszubeuten, aber P., an den Buchstaben des letzten ihm zugegangenen Befehls sich haltend, rührte sich nicht, sondern blieb ruhig an einer Stelle, wo er nichts thun oder wenigstens gar nichts sehen konnte. Da brachen die österreichischen Reiter gegen die preußische Infanterie vor; P. sollte Hilfe bringen, der König sandte ihm den Befehl dazu, aber statt demselben auf dem kürzesten Wege nachzukommen, machte er einen weiten Weg um die Gehöfte von Brzistwy herum, wo er außerdem noch durch eine Schlucht aufgehalten ward. Vielleicht hat die sogenannte Schwedenschanze, welche in jener Richtung lag und noch heute eine ansehnliche Höhe hat, ihn dazu veranlaßt; der bemitleidenswerthe Greis wußte aber auf Befragen nach der Schlacht weder hierüber Auskunft zu ertheilen, noch erinnerte er sich des vom Könige ausgegebenen allgemeinen Angriffsplanes oder der Art und Weise, wie er überhaupt auf den Kampfplatz gelangt war. Letzteres geschah, weil er auf den Befehl gewartet und denselben, als er ihn erhalten, nicht auf dem kürzesten Wege ausgeführt hatte, viel zu spät. O'Donnel's Cavalleriedivision stand ihm bereits in zwei Linien gegenüber. Aber, wenn ihm auch der moralische Muth, etwas ohne ausdrücklichen Befehl zu thun, und der geistige Ueberblick gefehlt hatten, an der physischen Tapferkeit mangelte es ihm nicht. Sobald 10 Schwadronen aufmarschirt waren, stürzte er sich auf den Feind. Bevor er ihn erreicht hatte, wich derselbe. Dann aber geriethen Pennavaire's verfolgende Reiter in das Feuer der gegnerischen Infanterie, machten kehrt und flutheten zurück. Nochmals führt er sie vor, als von neuem österreichische Cavallerie das eigene Fußvolk bedroht, aber wieder kommt er in jenes verhängnißvolle Feuer aus dem Eichwäldchen, welches Hülsens Grenadiere einige Stunden vorher besetzt aber wieder verloren hatten, und in noch größerer Auflösung jagen seine Kürassiere rückwärts: die sonst so braven Leute sind für diesen Tag nicht ferner zu gebrauchen. Im Herbst des nämlichen Jahres ging er mit der Armee des Herzogs von Braunschweig-Bevern nach Schlesien; in der Schlacht an der Lohe am 22. November, wo seine beiden Kürassierregimenter (Nr. 6 und 9, Baron Schönaich und Prinz Schönaich), der Colonne des Generals Schulz zugetheilt, die über die Lohe gegangenen Oesterreicher vergeblich zurückzuwerfen versuchten, ward er schwer verwundet. Am 19. Januar 1759 ist er zu Berlin im 80. Lebens- und im 65. Dienstjahre an einer Lungenentzündung gestorben. Auf Friedrichs des Großen Denkmal unter den Linden in Berlin steht auch Pennavaire's Name verzeichnet.

Archiv des preußischen Kriegsministeriums. — J. Kutzen, Vor hundert Jahren, 1. Abtheilung, Breslau 1857. B. Poten.

Penninc, ein niederländischer Dichter, verfaßte den Roman „van Walewein", vor 1250, da Maerlant im Alexander darauf anzuspielen scheint: eben diese Zeitbestimmung geht aus der Reinheit der Sprache und der Verskunst hervor, welche sich mit den Verhältnissen des Reinaert vergleichen lassen. Der Roman umfaßt über 11 000 Verse, die letzten 3300 sind von einem Fortsetzer, Pieter Vosstaert, hinzugefügt, welchem der Entwurf Penninc's vorlag. Beide Dichter waren offenbar Fahrende; der Name Penninc erinnert an Helbling in einer österreichischen Satire aus dem Ende des 13. Jahrhunderts: eine kleine Geldmünze dient zur Bezeichnung des geringgeschätzten Poeten. Aber P. verdient alles Lob sowol wegen seiner fließenden lebhaften Erzählung, als wegen des übersichtlichen Planes, nach welchem er die Fülle der wunderbaren, von Walewein natürlich stets glücklich bestandenen Abenteuer geordnet hat. Der Held jagt zuerst einem fliegenden Schachspiel nach, erringt, um dies von König Wunder zu erhalten, das Schwert mit den zwei Ringen, und gewinnt endlich

eine Geliebte, Isabella, die er ursprünglich gegen das Schwert hatte eintauschen sollen. Zahlreiche eingeschobene Abenteuer sind auch anderswo bekannt: ein goldner Baum mit Vögeln, die durch Blasbälge zum Singen gebracht werden; ein todter Ritter, der dankbar für die Bestattung dem Helden Hilfe bringt u. a. Der Roman von Perceval ist deutlich benutzt, wie andrerseits der Moriaen aus unserm Gedichte schöpft. Walewein erscheint nicht nur als tapfer und treu, auch als barmherzig; moralische Erziehung empfiehlt der Dichter 4838. Auf eine französische Quelle weist nur der Fortsetzer hin, während P. sie abzulehnen scheint. Die Uebereinstimmung mit einigen Versen eines sonst verschollenen Gauwain könnte zufällig sein.

Ausgabe von Jonckbloet nach einer guten Handschrift von 1350 in den Werken uitgegeven door de Vereeniging ter bevordering der oude Nl. letterkunde, Leiden 1846. 48. — Fragmente von C. P. Serrure in De Eendragt 1850. Vgl. auch Jonckbloet, Gesch. d. Mnl. Letterkunde[2], (1852), 79 bis 111; Gesch. d. Nl. Letterkunde I (1884), 325—332.

Martin.

Pennink: Cord P., Obrist und Ritter. — Ohne Zweifel würden die in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts fallenden Schicksale und Thaten dieses ehrbaren Kriegsmanns das anziehende Zeit- und Charaktergemälde eines der letzten Landsknechtführer gewähren, wenn genauere Daten über ihn vorlägen. Die Andeutungen, welche die Inschrift seines Grabdenkmals in Hamburg kundgab, veranlaßten den Archivar Lappenberg zu eingehenden Nachforschungen, deren Ergebnisse jedoch, obschon sie aus gleichzeitigen deutschen, dänischen, englischen u. a. Quellenwerken geflossen sind, keineswegs genügen. Wir wissen nicht einmal, wann und wo er geboren, vermuthen aber, in Niedersachsen, etwa gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Daß er einem vornehmen Geschlechte entsprossen sei, wie die Grabschrift angiebt, dürfte als eine gewöhnliche Höflichkeitsfloskel aufzufassen sein. Unter welchen Fahnen er das Kriegshandwerk erlernt, ist unbekannt. Er wird zuerst genannt unter den deutschen Hauptleuten, welche der Dänenkönig Christiern II. für den Krieg gegen Schweden geworben, das gegen seine Tyrannei unter Gustav Wasa aufgestanden war. P. scheint sodann dem entthronten Könige um 1523 nach Holland gefolgt zu sein, aber dessen Dienst quittirt zu haben, als Christierns fernere Politik seinen Grundsätzen nicht entsprach. Er trat vielmehr in die Dienste der Nachfolger des Königs, Friedrichs II. und Christian III. Letzterem half er in der sog. Grafenfehde die Schlacht bei Assens auf Fühnen (1535) gewinnen und stand in dessen Kriegsdienst noch 1536 vor Kopenhagen. Um 1540—42 finden wir ihn als Anführer eines deutschen Reitergeschwaders, welches Christian III. dem Könige Franz I. von Frankreich zuschickte; dies nöthigte P., seine Waffen gegen Deutschlands Kaiser, Karl V., in den Niederlanden zu tragen, was ihm des Kaisers Ungnade zuzog. Denn, als er nach dem Frieden (1544) seinen Wohnsitz in Celle nehmen wollte, bestimmte der Kaiser den Herzog von Braunschweig-Lüneburg, dies nicht zu dulden. P. kam nun nach Hamburg, wo er Grundeigenthum erwarb und sich häuslich niederließ. Bald darauf aber (1545) begehrte Heinrich VIII., Englands König, Pennink's Dienste, wogegen sich einige Rathgeber des Königs erhoben, welche P. verdächtigten, jedoch erfolglos, denn der „Capitain Courtpennyk", wie man ihn in England nannte, erhielt seine Bestallung und zugleich die Ritterwürde. Auch seine Aussöhnung mit dem Kaiser vermittelte Heinrich VIII. P. erhielt nun den Auftrag, etwa 4000 Landsknechte in Deutschland anzuwerben zu einem gegen Schottland gerichteten Kriegszug. Nach dessen Beendigung zog P. wieder nach Hamburg, woselbst ihn nun (1546) der Senat als Obristen in Bestallung nahm, eine Anstellung, die der Schmalkaldische Krieg veranlaßte.

Zunächst zog er mit einer Söldnertruppe nach Magdeburg, zur Unterstützung dieser Stadt gegen Herzog Moritz. Im Vorjahr 1547 stellte P. mit andern Abgeordneten der protestantischen Stände Niedersachsens den Feldzugsplan fest gegen die Expedition der katholischen Partei unter dem Herzog Erich v. Braunschweig und dem Obristen von Wrisberg, welche mit etwa 29,000 Mann die Bundesstadt Bremen belagerten und hart bedrängten. Hamburg hatte zwar bereits durch Sendung einer Kriegsflotte Bremens Wasserseite gedeckt und die Zufuhr von Lebensmitteln gesichert, doch galt es nun, das Belagerungsheer zu Lande zu besiegen und Bremen, sowie das ganze protestantische Niedersachsen von den Unterdrückungsversuchen der katholischen Partei zu befreien. Unter dem Oberbefehl des Grafen v. Mansfeld kam bei dem Hoya'schen Städtchen Drakenburg an der Weser ein stattliches Bundesheer zusammen, dem sich die Belagerungsarmee gegenüberstellte. Das Hamburger Contingent (8 Fähnlein Fußvolk nebst 7 Geschützen und 1 Fähnlein Reiter) rückte in die Schlachtlinie unter seinem Obristen, Ritter Cord P., dem auch die Contingente anderer Bundesstädte unterstellt waren. In der am 24. Mai 1547 daselbst gelieferten blutigen Schlacht wurde die katholische Armada aufs Haupt und in die Flucht geschlagen, eine Victoria der protestantischen Sache, welche dem wohlangelegten und tapfer ausgeführten Seitenangriff des Pennink'schen Corps zu verdanken war, und demselben wie seinem kriegskundigen Feldobristen zu großer Ehre gereichte. Bremen war wie Niedersachsen gerettet. P. zog wieder zurück nach Hamburg. Aber noch gönnte der greise Held sich keine Ruhe. Denn noch einmal ließ er sich bewegen, einer königl. Berufung in den englischen Kriegsdienst zu folgen, wozu er vom Hamburger Rathe Urlaub erhielt, der ihm auf sein briefliches Ansuchen 1550 und 1551 verlängert wurde. (In diesen Briefen unterzeichnet er seinen Namen hochdeutsch: „Chunrad Pfenning, Obrister und Ritter".) Nachdem er zu Berwick in England die Rüstungen zu einem abermaligen Kriege gegen Schottland vollendet, vielleicht auch an demselben theilgenommen, kehrte er nach Hamburg zurück, um nunmehr auszuruhen, vermuthlich auf einem ländlichen Gehöfte in Hamm bei Hamburg, welches seiner Ehefrau Anna (deren Familiennamen wir nicht kennen) Eigenthum war. Als der alte Kriegsmann sein Ende herannahen fühlte, verehrte er (1554) der Stadt Hamburg einen namhaften Beitrag zu den Kosten eines neuen Festungswerks beim Steinthor. Dann wappnete er sich mit geistlicher Rüstung und verschied am 5. Februar 1555. Er wurde hierauf mit großem Gepränge in seinem Grabgewölbe in der St. Jacobikirche feierlich bestattet. Seine Wittwe ließ ihm daselbst ein Marmordenkmal errichten, dessen Inschrift in lateinischen Distichen der gleichzeitige Dichter und Rathssecretär Ritzenberg verfaßt hatte. Ansprechender lautet in ihren einfachen treuherzigen Reimen eine zu derselben Zeit entstandene deutsche Uebertragung, welche uns aufbewahrt ist. Sie charakterisirt den „alten Herrn Cord Pennink lieb und werth im ganzen Sachsenlande hochgeehrt" — als einen ehrbaren, tugendsamen, treuen Kriegs- und Rittersmann, dessen Tapferkeit und Kriegskunst in vielen Schlachten Dänemark, Schweden, Brabant, Frankreich, England, Schottland, und zumal Niedersachsen erfahren haben, dem er, durch den Sieg bei Drakenburg, den Friedensstand gesichert. Hervorgehoben wird, daß er, „deſſ' man so wenig Acht hat", niemals wider Gottes Macht in einen Krieg gezogen sei, und stets fromm nach Gottes Wort gelebt habe, wie Cornelius der Centurio, den die heilige Schrift preist. — Dies Epitaph, welches 1617 auf Kosten der Jacobikirche restaurirt wurde, und noch 1663 vorhanden gewesen sein muß, ist seitdem spurlos verschwunden, vielleicht erst zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts, als man in Hamburg mit den Alterthümern der Kirche vandalisch aufräumte. Von Pennink's Wittwe Anna

wissen wir noch, daß sie, einige Jahre nach seinem Tode, einen seiner Kriegsgenossen, den Hamburger Hauptmann Nickel Plate heirathete, nach dessen Ableben (1568) sie ihr Gehöfte in Hamm verkaufte.

Lappenberg, „der Obrist Cort Pennink“ im 5. Bande der Zeitschrift des Vereins für Hamb. Geschichte, S. 32—45. — Die gleichzeitigen Hamb. Chroniken in niederdeutscher Sprache herausg. von Lappenberg. — Die lateinische und deutsche Inschrift ist gedruckt in Lossius: Epitaphia principum (1580) S. 125. Die lateinische in Anckelmann's Hamb. Inscriptionen (1663).

Beneke.

Penshorn: David P., letzter hamburgischer Superintendent, war ein Sohn von Magnus P., der mit seinem Bruder Cyliacus zur Zeit der Reformation in Hamburg lebte. Das erste sichere Datum aus seinem Leben ist, daß er am 2. August 1553 in Wittenberg inscribirt ward; darnach wird er etwa um 1533 geboren sein. Um Johannis 1562 ward er in Hamburg Pastor am Hospital zum heiligen Geist. Als der Hauptpastor zu St. Nicolai Joh. Heinr. Zarius im J. 1565 an der Pest gestorben war, wurde P. zu seinem Nachfolger erwählt und während der Vacanz der Superintendentur vom Senior Joachim Westphal eingeführt. Es war die Zeit, in welcher in der lutherischen Kirche ernstliche Bestrebungen gemacht wurden, die eingerissenen Zerwürfnisse und Streitigkeiten zu beseitigen und eine Uebereinstimmung in der Lehre herzustellen. Nachdem Jacob Andreae, der hauptsächlichste Förderer dieses Concordienwerkes, zum ersten Mal im Herbst 1569 nach Hamburg gekommen war, um die Prediger hier für dieses Werk zu gewinnen, finden wir neben Joachim Westphal vor allen besonders P. für dasselbe thätig. Keiner wurde dann so oft wie er, sei es allein oder mit einem Collegen, zur Vertretung der hamburgischen Kirche auf auswärtigen Conventen deputirt. So war er schon zu dem im Mai 1570 in Zerbst gehaltenen Convente mit dem Prediger Staphorst entsandt; und als Westphal im J. 1571 Superintendent geworden war und unter Westphal's Nachfolger in der Superintendentur Cyriacus Simens (1574—76) hatte P. beinahe alle Verhandlungen mit den auswärtigen Theologen, aus welchen dann schließlich die Annahme der Eintrachtsformel (Formula Concordiae) resultirte, namens der hamburgischen Geistlichkeit zu führen. So wurde er denn auch am 22. Februar 1575 zum Adjutor des letzterwähnten Superintendenten ernannt und nach dessen am 13. März 1576 erfolgten Tode zunächst am 24. November 1576 zum Senior des Ministeriums und sodann am 17. August 1580 zum Superintendenten erwählt. Als Senior hat P. als erster unter den hamburgischen Predigern das Concordienbuch unterschrieben; ihm folgten die sämmtlichen Geistlichen bis auf einen, der dann Hamburg verließ und auswärts reformirter Prediger wurde; in der Annahme der Concordienformel durch die hamburgische Kirche dürfen wir ganz besonders mit sein Werk sehen. Schon als Hauptpastor und hernach als Senior und Superintendent war P. auch betheiligt bei dem Verfahren, das gegen die nach Hamburg gekommenen fremden, meist niederländischen, nicht lutherischen Christen eingeschlagen ward; es sind noch eine Reihe von Abhörungsprotocollen vorhanden, die P. großentheils selbst geschrieben hat; sie haben ersichtlich nur den Zweck, das Ergebniß der vorgenommenen Verhöre festzustellen. Ein besonderes Verdienst erwarb sich P. noch um die Amtseinkünfte der Landpastoren im hamburgischen Gebiete; von ihm nach eingehenden Untersuchungen über sie vorgenommene Aufzeichnungen sind noch von großem Interesse. Er starb am 29. September 1593; sein Sarg ward von acht Geistlichen getragen. Er hinterließ drei Söhne und vier Töchter; sein ältester Sohn, auch David P. genannt, geboren 1570, ward im J. 1621 Senator in Hamburg und war Mitglied der Gesandtschaft, welche die Ham-

burger im J. 1654 nach Paris schickten und die dort am 10. Mai 1655 mit Ludwig XIV. einen See- und Handelstractat abgeschlossen hat. Der Eppendorfer Pastor David Penshorn († 1628) war ein jüngerer Vetter unseres Superintendenten, Sohn des Cyliacus P.

Eine Lebensbeschreibung Penshorn's existirt noch nicht. — Moller, Cimbria litterata I, S. 483 f. — Lexikon der Hamb. Schriftsteller VI, S. 17 f. — Wilkens, Hamburgischer Ehrentempel, S. 345 f. — Mönckeberg, Die St. Nikolai-Kirche in Hamburg, S. 130 f. — Foerstemann, Album Viteberg. p. 283. — Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, VI, S. 317 ff. u. S. 345 ff., zwei Aufsätze von Otto Beneke: „Zur Geschichte der nicht-lutherischen Christen in Hamburg 1575 bis 1589" und „Die Amtseinkünfte der hamburgischen Landpastoren in älterer Zeit"; vgl. hier auch besonders S. 355 ff. Angaben über die Familie Penshorn. — Fabricii memoriae Hamburgenses VII, p. 270 ff. l. u.

Penterriedter: Christoph Freiherr v. P., Reichshofrath, niederländischer Rath, wirklich geheimer Rath, Gesandter Karls VI. in Paris. P. entstammte einer Familie, welche erst mit seinem Vater Johann Christoph am 25. Februar 1662 geadelt worden war. Dank seiner rastlosen Thätigkeit und seines mit unbegrenztem Ehrgeize gepaarten staatsmännischen Wissens gelang es ihm, eine Höhe zu erklimmen, welche damals für Solche, die sich keiner langen und glänzenden Ahnenreihe rühmen konnten, fast unerreichbar war. Glückliche Zufälligkeiten halfen jedoch auch mit, seine Laufbahn eben zu gestalten. So war ihm Prinz Eugen von Savoyen besonders gewogen, was nicht wenig dazu beitrug, ihn schneller vorwärts zu bringen. Sein Name wurde erst zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges so recht eigentlich bekannt. Er nahm an den Friedensverhandlungen zu Utrecht als kaiserlicher Gesandtschaftssecretär und Regierungsrath theil und gewann von dem Gange des Friedensgeschäftes genaueste Kenntniß. Deshalb erbat sich Prinz Eugen ausdrücklich, daß ihm bei seiner am 26. November 1713 stattfindenden Zusammenkunft mit dem französischen Marschall Villars zu Rastatt P. als Secretär beigesellt werde. Am 7. März 1714 erfolgte der Abschluß des Friedens von Rastatt, und am 7. September desselben Jahres wurde zu Baden in der Schweiz der Reichsfrieden geschlossen, an dessen Verhandlungen P. ebenfalls theilgenommen hatte. Nach dem Tode Ludwigs XIV. wurde P. ohne besonderen Charakter nach Paris geschickt, woselbst er am 8. December 1715 eintraf, um bis zur Rückkehr des Botschafters, Grafen Koenigsegg, welcher zur Zeit in den Niederlanden weilte, die österreichische Regierung zu vertreten. Laut kaiserlicher Instruction vom 23. October 1715 wurde P. „aus besonderem Vertrauen zu seiner Treue, Capacität und in publicis erworbenen Erfahrenheit" für diesen wichtigen Posten auserlesen. Zugleich erhielt er den Auftrag, auf die Ausführung einiger Bestimmungen zu dringen, welche aus dem Rastatt-badischen, westfälisch-nimwegischen und ryswickischen Frieden noch ausständig war. Nach geschlossenem Barrierentractat mit den Holländern, welcher im Anschluß an den Utrecht-Rastatter Frieden steht, wurde Graf Koenigsegg, bisher bevollmächtigter Minister in den Niederlanden, von da abberufen, um sich als Botschafter auf seinen neuen Posten nach Paris zu begeben. Die Abberufung Penterriedter's erfolgte am 12. August 1716. Am 14. September reiste P. von Paris ab, traf am 19. in Brüssel ein, wo er dem Grafen Koenigsegg die nöthigen Nachrichten mittheilte und sich sodann zum Kaiser begab. Graf Koenigsegg selbst langte am 20. März 1717 in Paris an. Als gegen Ende des Jahres 1716 die Verhandlungen über die Quadrupelallianz Oesterreichs und der drei Westmächte ihren Anfang nahmen, wurde P. zu öfteren Malen mit wichtigen Instructionen nach Hannover und London geschickt, und er entledigte sich

stets seiner Aufträge zur vollsten Zufriedenheit seines kaiserlichen Herrn. Nach abermaliger Abberufung Koenigseggs erfolgte am 23. September 1719 die zweite Sendung Penterriedters nach Paris; zuvor wurde ihm jedoch „aus besonderen Bewegursachen“ der Freiherrnstand verliehen. Das Diplom selbst trägt das Datum vom 25. September. Am 8. November 1719 kam P. nach Paris, woselbst er bis zum 7. Februar des Jahres 1722 verblieb; denn in der Zwischenzeit — am 30. December 1721 war er als Gesandter zum Friedenscongresse zu Cambray ernannt worden, auf welchem wegen der Ansprüche Spaniens auf italienische Gebietstheile unterhandelt werden sollte. Marcus Freiherr v. Fonseca wurde während der Anwesenheit Penterriedter's in Cambray mit der Leitung der Geschäfte beauftragt. Am 28. October 1723 erhielt P. jedoch die Weisung, wann immer er es für nothwendig erachte und ohne vorerst anzufragen, sich nach Paris zu begeben, da es der allerhöchste Dienst erfordere, „einen mehrers authorisirten Minister, als der Baron de Fonseca ist, zu ein oder anderer Zeit am französischen Hofe zu haben.“ Das Wiener Cabinet erblickte in P., welchen man auch in Cambray „nicht so leichtlich“ entbehren konnte, Denjenigen, welcher im Falle des Todes des Herzogs von Orleans und darnach folgender Veränderung im Ministerium in verläßlichster Weise über den Gang der französischen Politik berichten konnte. Nach dem Scheitern der unfruchtbaren Verhandlungen des Congresses zu Cambray wurden u. z. am 30. April 1725 die Gesandten von dort abberufen. Im Juli 1726 wurde Graf Stephan Kinsky an Stelle des Grafen Koenigsegg zum Botschafter in Paris ernannt, inzwischen schon jedoch P. dahin beordert. Seine Anwesenheit in Paris war um so wichtiger, als der Tod Georgs I. von England und die fortgesetzte Belagerung Gibraltars von Seite der Spanier dem Zusammentritte des neuen Congresses zu Soissons langen Aufschub bereiteten. Ende des Jahres 1727 erhielt P. den besonderen Auftrag, beim französischen Hofe auf die Eröffnung des Congresses zu dringen, zu dem er laut Instruction vom 27. Dec. neben dem Hofkanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Sinzendorff und Grafen Kinsky als dritter Bevollmächtigter geschickt wurde. Inzwischen hatte P. noch die Würde eines geheimen Rathes erhalten. Während des Congresses starb P. zu Soissons, am 20. Juli 1728. Wie schmerzlich sein plötzliches Hinscheiden den Kaiser traf, beweisen folgende Zeilen, welche dieser am 5. August desselben Jahres an Sinzendorff schrieb. „Der Verlust eines so getreuen, rührigen und guten Dieners wäre mir jederzeit nicht wenig empfindlich gewesen, ist es aber dermalen um so mehr, als derselbe zu gar unbequemer Zeit sich zugetragen hat.“ Die kurze Krankheit, welche P. befallen, war wol auch durch den Schmerz noch gefährlicher geworden, den P. darüber empfand, daß Sinzendorff ohne ihn zu öfteren Malen mit dem Cardinal Fleury geheime Berathungen pflog. Schlitter.

Pentz: Konrad Lüder v. P. oder v. Penz, aus altem mecklenburgischen Geschlechte, Sohn eines Hauptmanns, geb. 1728, lebte als früherer holländischer Lieutenant in bescheidenen Verhältnissen in der Stadt Penzlin als Privatmann und starb im Frühling 1782. Aus seiner Ehe mit Ida Benedicta v. d. Lühe hinterließ er drei Kinder. Er beschäftigte sich eifrig mit den Genealogien des mecklenburgischen Adels auf Grundlage der Sammlungen des wahrscheinlich Ende 1746 verstorbenen jüngeren Johann Heinrich v. Hoinckhusen, die ihm 1766 von den Erben ausgehändigt waren, und deren Besserung und Vermehrung er unablässig betrieb. Wahrscheinlich lebte er mit vom Ertrage der Lieferung genealogischer Nachweise an adlige Familien und von ihm stammen wahrscheinlich alle solche Arbeiten aus seiner Zeit. So sicher die Beschreibung des Geschlechts v. Bülow, welche der meckl.-strelitzische Geh. Kammerrath J. F. Joachim v. Bülow auf Klaber revidirte und 1780 drucken ließ, ebenso das „Verzeichnis

des mecklenburgischen Adels“, das unter des Ministers v. Gamm Namen geht. Pentz's Papiere sind endlich in das großherzogliche Archiv in Schwerin gelangt.

S. Lisch, Jahrbb. 29, S. 35—44. Krause.

Penzel: Abraham Jakob P., Philologe und Polyhistor, 1749—1819. Er wurde als der Sohn des reformirten Pfarrers Joh. Jak. P. am 17. November 1749 in dem Dorfe Törten bei Dessau geboren und zuerst hier, dann seit 1757 in Jeßnitz, wohin der Vater versetzt war, meist privatim und planlos unterrichtet. 1762 kam er auf das reformirte Gymnasium in Halle, gerieth aber bald so in Zerstreuungen und Nichtsthun, daß der Vater ihn wieder nach Hause berief, um ihn selbst zur Universität vorzubereiten. Durch den Rabbiner der jüdischen Gemeinde in Jeßnitz in das Hebräische eingeführt, beschloß P. morgenländische Sprachen zu studiren und bezog zu dem Zwecke 1766 die Universität Göttingen, trieb hier aber, so weit er überhaupt arbeitete, vorwiegend die nordischen Sprachen; er lernte, mit außerordentlichem Sprachtalente begabt, rasch schwedisch, dänisch und isländisch. Um ihn seinem unordentlichen Leben zu entziehen, hielt ihn der Vater von 1767 an wieder zu Hause; er arbeitete viel, aber Alles ohne rechten Plan; bald beherrschte er zehn todte und lebende Sprachen. Ein Heftchen Gedichte „an die Venus Erycina“, welches er 1769 in Berlin drucken ließ, erwarb ihm die Gunst Fr. Nicolai's. 1770 ging er nach Leipzig, um die unterbrochenen Universitätsstudien wieder aufzunehmen; Reiske interessirte sich für ihn, er wurde Mitarbeiter an den Acta eruditorum und der Leipziger gelehrten Zeitung, kam auch in Verbindung mit Klotz und anderen namhaften Gelehrten. Auf Reiske's Drängen, sich einem bestimmten Gebiete zuzuwenden und das Vielerlei zu lassen (er hatte in Leipzig u. A. auch noch Polnisch gelernt), beschloß er, sich auf die alte Geographie zu beschränken. Auf Klotz's Rath ging er nach Halle und wurde hier am 9. September 1771 Magister mit einer Dissertation „de Barangis in aula Byzantina militantibus“, habilitirte sich auch in demselben Herbste mit einem Programme über die Hyperboräer. Durch Schulden bedrängt, konnte er sich in Halle nicht halten, fand auch in Jena, wohin er gewandert war, kein Unterkommen und sah sich so genöthigt, wieder zum Vaterhause zurückzukehren. Hier begann er fleißig an einer deutschen Uebersetzung des Strabo zu arbeiten; ehe diese aber vollendet war, verließ er 1774 die Heimath und ging nach Würzburg, fand hier auch am fürstbischöflichen Hofe Aufnahme und Unterstützung, so lange er die Universitätsbibliothek fleißig besuchte. Der größte Theil der „Pomona franconica“ ist hier unter Gibsen's Leitung von ihm ausgearbeitet worden. Aber die Unregelmäßigkeiten seines Wandels vertrieben ihn vor Ablauf eines Jahres von Würzburg; in Franken planlos umherirrend, faßte er den Entschluß, Nord-Europa zu besuchen, um sich die für seine geographischen Pläne unentbehrlichen lettischen und slavischen Sprachen anzueignen. Zu diesem Zwecke ging er nach Nürnberg und ließ sich hier von preußischen Werbern für den k. pr. Kriegsdienst anwerben, in der Hoffnung, auf diese Weise nach Königsberg zu kommen, wo sich das Weitere schon finden werde. Am 28. April 1775 kam er in Königsberg an; Alles schien nach Wunsch zu gehen. Von allen Seiten unterstützt, konnte er sich ganz seinen Strabo-Studien widmen; die vier Bände der Uebersetzung erschienen von 1775—77 in Lemgo und fanden, namentlich wegen der beigegebenen Erklärungen und Karten, vielfache Anerkennung. Obwohl die Herausgabe der Königsberger Zeitung ihm eine nicht unansehnliche Einnahme bot, er auch Soldatendienste nie zu leisten brauchte, verschwand er nach drei Jahren aus unbekannten Gründen aus Königsberg; er tauchte dann in Warschau auf, mußte von dort fliehen, war 1780 englischer Sprachlehrer in Krakau, dann Director der dortigen Akademischen Buchdruckerei und Bibliothekar im St. Petri-Seminare,

verlor diese Stellen aber schon 1781 und trieb sich dann mehrere Jahre lang, durch einen Grafen Soltyck in Dombrowa noch vielfach unterstützt, in allerlei Stellungen in Polen, Litthauen und Schlesien herum, bis er 1793 eine Stellung als Lehrer der Poetik in Laibach fand. Hier setzte er die 1786 begonnene Uebersetzung des Dio Cassius fort, war aber noch nicht bis zur Vollendung des zweiten Bandes gekommen, als er seine Stelle verlor; er suchte sich nun in Triest wieder als Sprachlehrer durchzuschlagen; aber auch von hier 1812 vertrieben, wandte er sich auf Schlichtegroll's Einladung nach München und besorgte hier eine Ausgabe der Reisebeschreibung des Müncheners Schiltberger; ehe der Druck vollendet war, wies ihn jedoch die bairische Polizei aus. Im November 1813 kam er nach Leipzig, um nunmehr seinen Dio Cassius zu vollenden, im Februar 1814 siedelte er nach Halle über und fand hier bei Niemeyer und Tieftrunk Unterstützung und auch Schutz gegen neue polizeiliche Verfolgungen. Die Noth trieb den alten Gelehrten wieder in Hauslehrerstellungen; Streit mit seinen Verlegern ließ ihn nicht zur Ruhe kommen; endlich 1816 bekam er durch das Mitleid des Großherzogs von Weimar, den Fr. Jacobs für P. interessirt hatte, eine kleine Anstellung als Lector des Englischen an der Jenaer Universität mit 100 Thlrn. Besoldung; er gab Privatunterricht und schrieb allerlei Artikel, namentlich für die Jenaische Litteraturzeitung, verkam aber immer mehr in Trunksucht und Unsauberkeit und starb am 16. März 1819. Vor seinem Tode war er von der katholischen Kirche, der er sich in Polen zugewendet hatte, wieder zum Protestantismus übergetreten; in seinem Testamente vermachte er „seine Schulden dem Großherzog Karl August, seinen Leichnam dem anatomischen Theater, seine Bücher der akademischen Bibliothek“. Von den zahlreichen Schriften dieses reichbegabten, aber völlig halt- und zuchtlosen Abenteurers sind außer den schon erwähnten zu nennen: „Vernünftiger Versuch über die Grundwahrheiten des katholischen Glaubens“ 1782 („greuelhaft“ nennt Nicolai diese Schrift); „Sammlung merkwürdiger und wichtiger Briefe von angesehenen und berühmten Männern .... an ihn geschrieben.“ 1798; „Triga observationum numismaticarum.“ 1780; „De arte historica ad Stanislaum Comitem de Soltyk libellus.“ 1782. Von 1794 an gab er mehrere Jahre hindurch die „Allgemeine gelehrte Zeitung Teutschlands für die österreichischen Staaten“ in Klagenfurt heraus.

V. Röse und F. A. Eckstein in Ersch und Gruber's Encyclopädie III, Bd. 16, S. 132—39. — Chr. G. Schütz's Leben, Bd. 1 S. 315 ff. — Fr. Jacobs, Personalien, S. 172 ff. — Auch Seume berichtet im „Spaziergang nach Syrakus“ über P., den er in Triest traf.

R. Hoche.

Penzlin: Barbara Juliana P. (Penzel), Dichterin des Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz. Sie ist eine Tochter des Johann Christoph Müllner, Rathschreibers zu Nürnberg, woselbst sie um 1640 geboren wurde. Schon von frühester Jugend für Poesie sehr empfänglich, wurde sie nach ihren Briefen an Siegmund v. Birken (s. A. D. B. II, 660) durch die Gedichte von Opitz, welche ihr besonders gefielen, ermuntert, ihre Gedanken in Verse zu bringen. Am 17. Juli 1667 heirathete sie den Diakonus und späteren hohenlohe'schen Consistorialrath Conrad Penzel zu Pfedelbach; die ihr von Pegnitzschäfern gewidmeten Hochzeitsgedichte lassen vermuthen, daß sie bereits damals mit dem erwähnten Dichterorden in näherer Beziehung gestanden. Die wirkliche Aufnahme in denselben erfolgte im nächsten Jahre (1668) unter Birken's Vorstandschaft, der sich vor seiner Erhebung in den Adelstand Betulius nannte und im Orden den Namen „Floridan“ führte. Nach den Satzungen dieser Genossenschaft, welche Georg Philipp Harsdörffer und Johann Klaj (Strephon und Clajus) 1644 in Nürnberg gründeten (s. A. D. B. X, 644 u. ff., dann XVI, 50 u. ff.),

erhielt jedes Mitglied eine Blume nebst Schäfernamen — beides auf ein Seidenband gestickt, — und wählte eine „Beischrift" (Sinnspruch) mit „Erläuterung", wodurch die emblematische Poesie im Orden reiche Förderung erfuhr. — Unsere Dichterin entschied sich für das Lorbeerkraut, den Namen „Daphne" und die Beischrift: „Ewig gekrönt zu werden", der sie folgende „Erläuterung" beifügte:

Setzt Euren Lorbeer auf, ihr Sieger dieser Erden!
Ihr tragt dieß Kleinod doch nur eine kurze Zeit,
Ich sieg' in JEsu Kraft; die Kron' der Ewigkeit
Wird nach dem Glaubenskampf mein schönster Sieges-Kranz. —

Wie schon aus dieser Erläuterung ersichtlich, waren ihre Dichtungen meist religiösen Inhaltes, geistliche Lieder und Aehnliches. Eines derselben findet sich in v. Birken's „Todes-Gedanken und Todten-Andenken" (Nürnb. 1670, 12⁰), ein anderes in dessen „Guelfis oder Niedersächsischer Lorbeerhain" (Nürnb. 1669, 12⁰) (Nr. V. des Ehren-Zuruff der Schäfergesellschaft). Ferner hat sie die 76. Andacht aus den „Müller'schen Erquickstunden" in Verse gebracht, und in dem zu Altorf unter dem Titel „Neuerweckte Himmel-schallende Liederfreud" (12⁰) erschienenen Gesangbuche findet sich ein beliebtes Lied aus ihrer Feder. Meistentheils waren ihre Gedichte einzeln und handschriftlich im Besitze von Freunden und Ordensmitgliedern, wurden auf diese Weise zerstreut und gingen allmählich verloren. „Die Penzlin" starb schon im 7. Jahre ihrer Ehe (1674), hochgeschätzt und gewürdigt von den Genossen des Blumen-Ordens. Professor Paullini (mit dem Ordensnamen Uranius) bemerkt von ihr in seinem Werke „Hoch- und wohlgelehrte deutsche Frauenzimmer" (S. 101): Sie war eine stattliche Historica und gekrönte Poetin 2c. 2c. und Dr. Omeis zu Altorf (Damon), ein bekannter Litterarkritiker jener Zeit, rühmt sowohl in seiner Dissert. de claris quibusdam in orbe literat. Norib. (pag. 15) wie in seiner „Anleitung zur deutschen Reim- und Dicht-Kunst" die Anmuth und hohe Kunstfertigkeit ihrer Lieder. Auch der Geschichtschreiber des „löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz", Jos. Herdegen (Amarantes), gedenkt in anerkennender Weise unserer Dichterin, während Sigmund v. Birken ihr in einem Schäfergedichte (Der norische Metellus) einen warmen Nachruf mit dem (unerfüllt gebliebenen) Wunsche einer Sammlung ihrer Gedichte widmete. „Die am Belt weidenden Schäfer" aber hingen 1675 zu ehrendem Andenken eine Zither an eine Säule und setzten darunter:

Daphne wer Dein Antlitz sieht
Sieht auf Deinen Rosen-Wangen
Perlen-Glanz und Liljen hangen.

— — —

Keinem aber, Wald-Syrene
Wird Dein voller Glanz & Schöne
Durch ein blosses Anschaun kund;

— — —

Der sieht Daphne halb nur schön
Der sie hörend nie gesehen!

Paullini und Omeis a. a. O. — Amarantes, histor. Nachr. von des löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Anfang u. Fortgang 2c. S. 348—351. — Will, Nürnberg. Gel.-Lex. Thl. III, S. 133.

Eisenhart.

Pepusch: Johann Christoph P., geb. in Berlin 1667, † in London am 20. Juli 1752. So sehr sich die Engländer auch sträuben mögen, anzuerkennen, was sie anderen Nationen zu verdanken haben, sie müssen zugestehen, daß sie das, was bei ihnen nach gewissen Richtungen, insbesondere aber auf musikalischem Gebiete Großes geleistet wurde, eigentlich aus Deutschland erhielten.

Einige wenige Namen abgerechnet, waren die meisten bedeutenden Tonkünstler, welche in England lebten und dort zu Ruhm und Ansehen gelangten, eingewanderte Deutsche. Sie waren ebenso die Lehrer der Britten in der musikalischen Kunst, als Diejenigen, welche die in ihren Kirchen, Concertsälen und Opernhäusern zumeist gehörten Werke schufen. Ohne das schmälern zu wollen, was Italiener und Franzosen ihnen mitgetheilt, übertrifft, was Männer deutscher Abkunft in England geleistet, geschaffen, gegründet haben, weitaus Dasjenige, was sie von Künstlern anderer Nationalitäten empfingen. Sehr viele hochbedeutende Tondichter haben in Britannien eine zweite Heimath, ein zweites Vaterland gefunden, sind dorthin gezogen, um es niemals wieder zu verlassen. Wie der große G. Fr. Händel, so wanderte auch ein hervorragender Zeitgenosse von ihm s. Z. nach London aus. P. war der Sohn eines wenig bemittelten Berliner protestantischen Geistlichen. In der musikalischen Theorie von Martin Klingenberg, Cantor an der Marienkirche in Berlin, im Clavier- und Orgelspiel von einem Sachsen, Namens Große, unterrichtet, machte der ebenso talentvolle als emsig vorwärts strebende Knabe solch rasche Fortschritte in seiner Kunst, daß er bald Aufsehen erregte. Kaum 14 Jahre alt, erhielt er bereits die Erlaubniß, in einem Hofconcerte eine Sängerin auf der Harfe begleiten zu dürfen. Der dabei gegenwärtige (große) Kurfürst, Friedrich Wilhelm, ward von seiner Leistung so überrascht, daß er ihn sofort zum Lehrer des Kurprinzen, nachmaligen Kurfürsten Friedrich III., ernannte und ihn bald darauf auch in seine Hofcapelle aufnahm. Diese günstigen Erfolge eiferten den jungen Musiker zu immer unermüdlicherem Streben an. Er betrieb zugleich mit großer Ausdauer das Studium der alten Sprachen, namentlich der griechischen und gelangte, vermöge seiner Neigung zur Speculation in der musikalischen Theorie, bald zu überraschenden Resultaten. Anscheinend auf dem besten Wege sein Glück in Berlin zu begründen, legte er plötzlich alle Stellen nieder und siedelte um 1700 nach London über. Man sagt, daß die plötzliche Verhaftung und Hinrichtung eines ihm nahebefreundeten Officiers, der sich durch unbesonnene Reden gegen seinen Fürsten vergangen hatte, ihm solchen Schreck vor der damals in Preußen gehandhabten Justiz eingeflößt habe, daß es ihm daselbst unheimlich geworden sei. Wahrscheinlicher als dieses Geschichtchen, das ja immerhin auf einem thatsächlichen Ereigniß beruhen mag, erscheint jedoch eine andere Mittheilung, wonach P. durch einige im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts in Berlin weilende Italiener zur Uebersiedelung nach England veranlaßt wurde. Die Söhne des Giovanni Maria Buononcini (eigentlich Bononcini), Capellmeisters an der Kirche San Giovanni in Monte in Modena (1640—78): Giovanni Battista (geb. 1672, † um 1754 in Venedig?), von 1702—11 kaiserl. Kammercomponist und Solocellist Leopolds I., und Antonio (geb. 1675, † 1726 in Rom) bildeten um 1696 mit dem Dominikaner-Pater Attilio Ariosti aus Bologna, kurfürstlichem Capellmeister, den Mittelpunkt der musikalischen Kreise der preußischen Residenz. Vornehmlich ließ sich die Kurfürstin Sophie die Pflege der Tonkunst und ihre Uebung angelegen sein, und sie veranlaßte denn auch die Berufung Attilio's und die Anstellung des nach der Aufführung seiner Oper „Camilla“ (1692) in Wien rasch berühmt gewordenen Gianbattista als Hofcomponist. Die beiden Buononcini, von denen Antonio der begabtere und tüchtigere war, Gianbattista aber, der sich bei jeder Gelegenheit ungescheut mit des Bruders Federn schmückte, das Talent besaß, sich allerwärts zur Geltung zu bringen, kehrten 1703 nach Berlin zurück und blieben dort so lange, bis der Tod der Kurfürstin aller musikalischen Herrlichkeit ein jähes Ende bereitete. Bei ihrer gegenwärtigen Anwesenheit feierte Gianbattista mit seiner von den höchsten Herrschaften gesungenen und dargestellten und von den auserlesensten Instrumentalkräften accompagnirten Oper „Po-

lisemo" die größten Triumphe. Es war im J. 1696, als sich der musikalische Wunderknabe G. F. Händel mit seinem Vater einige Zeit in Berlin aufhielt und da den Unterricht der hochangesehenen Italiener genoß, der Künstler also, die er, als sie ihm später in London gegenübergestellt wurden, in einer ihnen gemeinschaftlich gestellten Aufgabe so glänzend besiegte. Gianbattista erhielt nämlich den Auftrag, den ersten, Attilio den zweiten und Händel den dritten Act der Oper „Muzio Scävola" (1721) zu componiren. Ueberhaupt schwand der Ruhm der Italiener, nachdem Händel in England erschienen war „wie der Glanz der Morgenröthe vor der aufgehenden Sonne" (Gerber). Buononcini, der nach Gerber bereits 1700 in London gewesen und seine Oper „Tomyris" aufgeführt haben soll, gelangte dort zu Ruhm und Ansehen erst, nachdem seine „Camilla" (die durch vier Jahre mit größtem Beifalle im Drurylane-Theater gegeben wurde) in Scene gegangen war. Was die Nachricht bezüglich der Oper „Tomyris" anlangt, scheint die Mittheilung Gerber's eine durchaus irrige zu sein. Dies Werk war ein Pasticcio aus Tonsätzen von Scarlatti, Buononcini und anderen berühmten italienischen Meistern, wie dergleichen damals allgemein Mode war, für das k. Theater flüchtig zusammengestellt. Zur Inscenirung dieses Gemengsels hat man ganz gewiß Buononcini nicht nach London berufen. Wie dem aber auch sein mag, er war gewiß schon im Stande, den von Wißbegierde und dem Drange, sein Glück zu machen, erfüllten P. mit gewichtigen Empfehlungen dorthin zu versehen. Erwiesener Maßen kam Buononcini und bald darauf auch Attilio erst im J. 1716 nach London, ersterer, einem ehrenvollen Rufe an das neugegründete Royal-Theater folgend. P. erhielt sofort nach seiner Ankunft eine Anstellung als Componist und Instrumentalist im Drurylane-Theater. Es war zu dieser Zeit Sitte, ältere Opern oder solche, welche schon lange auf dem Repertoire standen, durch neue Tonstücke aufzufrischen und ihnen auf diese Art immer eine gewisse Zugkraft zu bewahren. Eine der ersten Arbeiten, die P. übertragen wurden, war eine Arie für die Oper „Tomyris" (How bless is Soldier), welche, als er seine Stellung antrat, gerade unzählige Male wiederholt wurde. Zwei hier in der Folge aufgeführte Opern seiner Composition: „Venus and Adonis" (1715) und „Myrtil", Schäferspiel (1716), hatten nur mäßigen Erfolg. Obgleich durch seinen Theaterdienst vielfach beansprucht, versäumte er doch nicht, seine Studien über die Musik der Alten fortzusetzen. Nun mit der griechischen Sprache völlig vertraut, war es ihm möglich, an der Hand griechischer Autoren tiefer in das Wesen griechischer Tonkunst einzudringen, als andere Musikgelehrte; ja er vermochte die Untersuchungen und Forschungen des berühmten Franciscus de Salinas aus Burgos (1512—90), Abts von St. Pancratius de Rocca Scalegna im Neapolitanischen und Professors der Musik an der Universität Salamanca, zusammengefaßt in dessen grundlegendem Werke: „De musica libri septem" ꝛc. (Salamanca 1577 und 1592) fortzusetzen und zu ergänzen. Leider passirt es Denen, welche sich einseitig und mit aller Kraft auf das Studium eines engbegrenzten Gebietes werfen, gar oft, daß sie statt zu erfreulichen Resultaten, zu unerquicklichen und schiefen Meinungen und Anschauungen gelangen. So erging es auch P., der sich zwar den Ruf des größten Theoretikers seiner Zeit erwarb, aber durch sein leidenschaftliches Grübeln so sehr in spitzfindige Speculationen sich verirrte, daß er endlich zu der widersinnigen und verkehrten Behauptung sich verstieg, die Tonkunst sei, statt daß sie sich im Laufe der Jahrhunderte vervollkommnet habe, entartet, und das, was sie in der Theorie und Praxis erreicht, stünde in keinem Verhältniß zu dem, was sie verloren und eingebüßt habe. Diese seine gewonnene Ueberzeugung hinderte ihn nun allerdings nicht, ganz in der Weise der Tagescomponisten auch zu schreiben.

Die dramatische Musik befand sich, als P. nach London kam, in den dürftigsten Umständen. Sie war der Gegenstand steter Spöttereien und satyrischer Angriffe in den von Richard Steele und Joseph Addison herausgegebenen sehr einflußreichen Zeitschriften „Spectator“ (1711) und „Guardian“ (1713). Diejenigen Engländer, welche Gelegenheit gehabt hatten, italienische Opern zu sehen und italienischen Gesang kennen zu lernen, waren so bezaubert davon, daß ihnen die Tonsätze heimischer Componisten nicht mehr zusagten, sie diese also zwangen, ihren Werken, wollten sie damit einem sich täglich mehr verbreitenden Geschmack entgegenkommen, ähnliche Form zu geben. P. war der erste, der den Versuch wagte, die noch neue, doch immer mehr Anhänger gewinnende Gattung des Recitativs auf die Nationalbühne zu verpflanzen. Zu diesem Zwecke componirte er sechs von John Hughes in wälscher Manier gedichtete Cantaten im Stile Alessandro Scarlatti's. Dieselben fanden solchen Beifall, daß er ihnen alsbald sechs weitere auf Texte verschiedener Dichter folgen ließ. Von diesen zwölf Tonsätzen hat sich besonders einer, die zweite Cantate der ersten Sammlung, „Alexis“ betitelt (See! from the silent Grove), lange als ein Lieblingsstück der Gesangsfreunde erhalten. Sein Ruf hatte sich nun bereits so verbreitet und befestigt, daß er im J. 1710 mit Henry Needler, einem gebildeten Dilettanten, John Ernest Gaillard, einem angesehenen Musiker und Bernard Gates, Lehrer der k. Capellknaben (demselben, der 1731 mit seinen Schülern Händels Oratorium „Esther“ auf der Bühne aufführte und so die Veranlassung gab, daß dieser große Meister sich dem Oratorium zuwandte), den Plan zur Gründung der heute noch in ihrer ursprünglichen Form bestehenden „Academy of ancien Music“ entwerfen konnte und im J. 1713 zugleich mit dem Organisten der k. Hofcapelle zu St. James, William Croft, einem der bedeutendsten zeitgenössischen englischen Componisten, von der Universität Oxford zum Doctor der Musik ernannt wurde. Durch die Gründung der „Academy“, eines in seiner Art einzigen Instituts, mit dem 1735 auch eine Musikschule verbunden wurde, hat sich P. ein bleibendes Denkmal in England gesetzt. Er hat sich hier nicht nur als ein verehrungswürdiger, denkender, vorurtheilsfreier Mann, sondern auch als ein uneigennütziger, für seine Kunst opferfähiger Musiker bewährt, da er die Heranbildung nöthiger Gesangskräfte für die Choraufführungen der Akademie fast unentgeltlich übernahm. Dieselbe suchte sich dadurch ihrem Stifter dankbar zu erweisen, daß sie einzelne seiner Compositionen, darunter ein sehr schönes Magnificat und einige Psalmen stets auf ihrem Repertoire hat.

Um das Jahr 1715 baute sich der originelle James, Herzog von Chandos (unter der Königin Anna Zahlmeister der Armee), dieser von seinen Zeitgenossen bewunderte Sonderling, von den unermeßlichen Einkünften, die ihm seine Stelle von sonst geringer Bedeutung abgeworfen, neun englische Meilen von London entfernt, bei Edgware in Middlesex, eine prachtvolle Villa, die er „Cannons“ nannte, um hier in der Nähe eines mächtigen Hofes, umgeben von einem vollständigen Hofstaat und beschützt von 100 Schweizergarden, wie ein souveräner Fürst zu leben. Wie in allen anderen Dingen, ahmte er auch dadurch den königlichen Hof nach, daß er der Mäcen aller hervorragenden Männer wurde, so daß man ihn den Prinzen britischer Patrioten und Dichter nannte und daß er sich neben Anderem auch eine vorzügliche Capelle engagirte, wodurch es ihm möglich wurde, den Gottesdienst in seiner Hauskirche mit eben der Würde und dem Pomp einzurichten, wie er in St. James gefeiert wurde. Um 1720 hatte er alle ersten Künstler Englands um sich versammelt. Was dieselben auf seine Anregung schufen, hat vielfach ihre sonstigen Werke überdauert. Sein erster Capellmeister war P. und blieb es, bis ihm der vom Herzog im J. 1717 engagirte Händel, der ihn bald in den Hintergrund drängte, an die Seite gesetzt

wurde. Doch waren die Morgen- und Abendmusiken, die regelmäßig in Cannons aufgeführt wurden, auch dann noch Arbeiten von ihm, als er bereits des Herzogs Dienste verlassen und sich einer von D. Berkeley zur Ausbreitung des Christenthums auf den bermudischen Inseln gegründeten Gesellschaft als Musiklehrer angeschlossen hatte. Aber das Schiff, auf dem die Ueberfahrt gemacht werden sollte, ward schadhaft und dadurch wurden die Reisenden zur Umkehr gezwungen und P. vor der Ausführung eines lächerlich-thörichten Streiches, wozu ihn sein Verdruß über die Vorgänge in Cannons gedrängt hatte, bewahrt. Im J. 1722 heirathete P., damals 55 Jahre alt, die Signora Margarita de l'Epine, eine Sängerin, die sich während ihrer Theaterlaufbahn 10 000 Pfund erspart hatte. Er kaufte sich nun ein Haus in Boswellcourt, in Careystreet und bezog es mit ihr und seiner Schwiegermutter. Es war lange dadurch kenntlich, daß ein am Fenster hängender Papagei unausgesetzt die Arie aus Händel's „Julius Cäsar“: Non e si vago e bello, sang. P. konnte jetzt auf großem Fuße leben, doch unterbrach er seine Studien nicht. Seine Einnahme vermehrte sich, als er 1737, auf Empfehlung seiner Schülerin, der Herzogin von Leeds, die durch den Tod Thomas Love's erledigte Organistenstelle am Charterhouse erhielt. Um 1746 ernannte ihn die k. Akademie, nachdem in einer ihrer Versammlungen sein Brief an seinen Freund, den vortrefflichen Mathematiker Mr. Abraham de Moivre: „Of the various genera and species of Music among the ancients, with some observations concerning their scale“ vorgelesen worden war, zu ihrem Mitglied. Seine Freunde und die ihm ihre Stiftung verdankende Academy of ancient Music ließen ihm, aus Dankbarkeit, nach seinem im 85. Jahre erfolgten Ableben in der Capelle von Charterhouse ein Denkmal errichten. Vorausgegangen im Tode waren ihm (1740) sein einziger Sohn und bald darauf auch seine Frau.

Von seinen Schriften erschien infolge einer Indiscretion seines Schülers, des Lord Paisley, nachmals Graf Abercorn, 1730 eine Abhandlung über die Harmonie: „A short Treatise on Harmony, containing the chief rules for composing in two, three and four parts, dedicated to all lovers of Music. By an admirer of this noble and agreable science.“ Diese ohne sein Wissen publicirte Schrift war in einem unklaren, schlechten Stil abgefaßt und P. sprach von ihrer Publication nur wie von einer Sache, die seinem Ruhm und Vortheil gleichen Abbruch gethan habe. Er veranstaltete daher 1731 eine neue Ausgabe, die, wenn auch nur wenig besser geschrieben, sich doch durch wesentliche Aenderungen und Ergänzungen, namentlich in dem mit großer Deutlichkeit abgefaßten Capitel von den Tonleitern auszeichnet. P., ein eifriger Sammler, hatte in seinem langen Leben eine große Zahl Bücher und Handschriften zusammengebracht. Dieselben stellte er um 1730, nachdem er sie geordnet, in einem Hause in Fetterlane auf. Der Erbe dieser großartigen litterarischen Schätze sollte sein Sohn sein. Da dieser aber das 13. Jahr nicht überlebte, vermachte er sie seinen Freunden Travers, Organist bei St. Paul, und Kelner, Musiker am Drurylane-Theater. Seine Manuscripte gelangten nach seinem Tode in den Besitz der Academy of ancient Music.

P. war unstreitig ein sehr gelehrter und hochgebildeter Mann und sehr tüchtiger Musiker. Wie alle Componisten, bei denen die Neigung zur Speculation sich vorwiegend geltend macht, ist auch er mehr reflectirend, künstlich und trocken, als anmuthend und anregend. Er hat daher auch sehr verschiedene Beurtheilung erfahren, theils bewundernde, theils verletzende. Seine Untersuchungen führten ihn nicht stets auf richtige Wege. So bedeutend er als Lehrer seiner Kunst war, gab er auch hier dem Lahmen eine schwankende Krücke, ohne ihm

vom Hinken zu helfen. Er würde als Componist zu noch größerem Ansehen gelangt sein, wäre nicht Händel, der Alles neben sich verdunkelte, in London erschienen. Mit ihm vermochte sich P., wenn auch sein Satz rein und seine Erfindung und sein Geschick nicht unbedeutend waren, freilich nicht zu messen. Er verzichtete fortan auch auf Compositionsarbeiten und beschäftigte sich nur noch damit, die Elemente der Musik und die Grundsätze der Harmonie zu lehren. Merkwürdiger Weise setzte er sich's in den Kopf, ein veraltetes und glücklich abgethanes System, nämlich das des Guido von Arezzo, neu beleben zu wollen. Die Methode der auf eine Reihe von sechs Tönen gegründeten Solmisation war nach harten Kämpfen endlich vollständig überwunden, und so sehr sich P. sträubte, eine siebenstufige Tonleiter anzuerkennen, die vorwärts drängende Zeit schritt über seine Schrullen rücksichtslos hinweg. Auch seine Tonsatzübungen waren eigener Art. Er war ein großer Verehrer des auch als Tonsetzer berühmten Geigers Arcangelo Corelli in Rom und so eingenommen von dessen Sonatenwerken, daß er seinen Schülern für ihre contrapunktischen Uebungen fast nur Bässe aus denselben zur Bearbeitung gab. Der englische Musikhistoriker John Hawkings, der schließlich in den Besitz der P.'schen Bibliothek gekommen und dadurch in den Stand gesetzt war, seine große fünfbändige Musikgeschichte (London 1776) zu schreiben, findet die Compositionen Pepusch's trocken und ohne Mannigfaltigkeit. Dem philosophischen Geiste gesellt sich nicht immer die dem Künstler nothwendige lebhafte Phantasie. Doch offenbaren die sechs ersten in Scarlatti's Manier gearbeiteten Cantaten viele Abwechslung, und macht sich auch bei ihnen eine gewisse Sprödigkeit in der Melodie und Steifheit in den Cadenzen bemerklich, so sind sie doch leicht, gefällig, ungesucht, in Hinsicht auf Declamation und Modulation tadellos; ja man kann sagen, daß P. in den drei letzten Cantaten sein Vorbild noch übertroffen hat. Chrysander in seiner Händelbiographie fällt noch ein härteres Urtheil über den gelehrten Pedanten, dessen Musik nicht nach den Gesetzen, sondern nach den Regeln der Tongestaltungen gemacht und bei aller Dürre hin und wieder mit unziemlich munteren Lappen behangen war, wie man solche Zwiespältigkeit überhaupt bei unfruchtbaren Componisten häufig findet. Händel, der den Musikbestrebungen und der Ausdrucksfähigkeit seiner Kunst plötzlich neue Gestalt und Richtung gab, wurde von P., obgleich dieser stets seinen großen Rivalen nach seinem vollen Werthe zu würdigen wußte, öffentlich sehr kühl beurtheilt.

Außer den beiden in London gedruckten Cantatenheften erschienen ebenda noch einige Lieder und in Amsterdam sieben Sonatenwerke, Op. 1—7 (70 Sonaten für Flöte und Baß, Violine und Baß, Flöte, Violine und Baß enthaltend) und 6 Concerte für 2 Flöten à bec mit Orchesterbegleitung. Es ist nun sehr interessant, daß gerade dieser ernste Musiker an einem leichtfertigen Werke sich betheiligen sollte, das eine über anderthalb Jahrhunderte hinausgehende Lebensfähigkeit bewährte und seinen Namen länger dem Gedächtniß erhielt, als all' seine wissenschaftlichen Untersuchungen und sonstigen Compositionen. Eines der merkwürdigsten Producte englischer Dramatik, das älteste der heute noch gegebenen Londoner Singspiele, gleicherweise eine politische Satyre, wie eine Persiflage der damaligen italienischen Oper, ist die von John Gay gedichtete, von P. mit einer lustigen Ouverture und sonstigen entsprechenden Gesängen versehene „the Beggars Opera“. Diese, am 29. Januar 1728 zum ersten Male unter Direction John Richs auf dem Theater von Lincolns-Inn-Fields gegebene Farce gewann einen außerordentlichen Beifall und Erfolg, die rascheste und weiteste Verbreitung in ganz England und ist, wie gesagt, heute noch nicht völlig von der Bühne verschwunden. Dieses Singspiel enthält, außer der Ouverture, 69 Gesänge, fast sämmtlich dem reichen Schatze englisch-schottischen Volksgesanges und den popu-

lären Tänzen, Märschen und Gesellschaftsliedern der damaligen Zeit entnommen oder nachgebildet. Diesen volksthümlichen Musikstücken, diesem Ausflusse eines in nacktester und übermüthigster Gestalt sich äußernden, den Schwulst, Bombast und Flitter der italienischen Oper so glücklich verspottenden Humors, verdankt dies Stück hauptsächlich die außerordentliche und dauernde Wirkung, die es erzielte. Die Dichter Englands sahen sich um diese Zeit von den Großen und dem englischen Publicum äußerst rücksichtslos und geringschätzig behandelt. Bedürfniß und Neigung, ihnen Beachtung und Gastfreundschaft zu schenken, waren ganz entschwunden. Die Poeten fanden sich völlig an die Luft gesetzt und gerade die besten unter ihnen empfanden es am kränkendsten, daß man nur noch an Schaustellungen, Tafelfreuden, lärmenden Festen, luxuriösen Kunstliebhabereien und verschwenderischen Bauten Vergnügen fand. Aber die hervorragenden Geister suchten und wußten sich zu rächen. Jonathan Swift schrieb 1726: „Reisen Gullivers zu verschiedenen fremden Völkern", Gay kurz darauf die „Bettler-Oper", Alexander Pope im gleichen Jahre die drei ersten Bücher seiner „Dunciade". Gay hatte kühn in das ihn umgebende Leben gegriffen und geschickt Oper, Farce und Balladengesang zu amalgamiren gewußt. Es war damals ein gewisser Jon. Wild (Wylde), ein gefürchteter Diebsfänger, Unteraufseher im Newgategefängniß. Dieser Wächter der Gerechtigkeit stand aber zugleich an der Spitze einer mit erstaunlichem Geschick organisirten Räuberbande. Es war in seine Hand gegeben, welche von den eingefangenen Spitzbuben vom Galgen los, welche daran kommen sollten, und dabei gewann er bei jeder Hinrichtung noch 40 Pfund baar. Einst ließ er seinen besten Mann, einen gewissen Blake (Blueskin), einen kühnen, trotzigen Gesellen aufgreifen, und als dieser in der letzten Gerichtssitzung erkannte, daß ihn sein bisheriger Diebsgenosse nicht retten wollte, sprang er in höchster Wuth auf ihn los und versetzte ihm mit seinem Federmesser eine gefährliche Halswunde. Jetzt erst erkannten die Richter, mit welch leibhaftigem Teufel sie bisher zu thun gehabt und beeilten sich, den noch lebenden, 24. Mai 1725, rasch hängen zu lassen. Dies Ereigniß bot die Grundlage für die „Bettler-Oper". Gay wußte, anscheinend in der Absicht die italienische Oper zu verhöhnen, die einflußreichsten, an der damaligen englischen Schandwirthschaft schuldigen Minister in der schonungslosesten Weise in seinem Stücke bloßzustellen und ihr Gebahren und ihre Amtsführung unheilbar zu geißeln. Wild heißt bei ihm Peachum (Robert Walpole), sein Bruder, der Schließer von Newgate, Lockit (Charles Townshend, der Gatte von Dorothy Walpole, Roberts Schwester). Beide nahe verwandte Minister, Walpole und Townshend, haßten und verachteten sich gegenseitig gründlich. Ihre Feindschaft durchbrach alle Schranken, als sie sich in einer großen, vom Obersten Selwyn geladenen Gesellschaft, zum allgemeinen Scandal zu raufen begannen. Im zweiten Act der „Bettler-Oper" prügeln sich Peachum und Lockit ebenfalls. Doch, da sie genug von einander wissen, um sich an den Galgen zu bringen, sind sie so klug, sich wieder zu versöhnen. Der veredelte Blake heißt im Stücke Capitän Macheat, eine Art Robin Hood, der heimlich Peachum's schöne Tochter, Polly, geheirathet hat und, als er in Newgate gefangen sitzt, Lockit's hübsche Tochter, Lucy, verführt. Außer beiden hat er noch vier Weiber mit vielen Kindern, die ihn alle wehklagend zum Richtplatze begleiten, wo er jedoch begnadigt wird. Ein Tanz der Räuber mit ihren Dirnen und des sie begleitenden Pöbels bildet das Finale, dem es an unflätigen Worten und Zweideutigkeiten selbstverständlich nicht fehlt. Das ganze Stück, in dem alles was Abscheuliches unter der Hefe des Volkes vorgeht, zur Schau gestellt wird, die schmutzigsten Laster enthüllt werden und die Moral des Gassenhauers in handgreiflicher Derbheit waltet, ist ein zwar

widerwärtiges, aber höchst charakteristisches Bild des Treibens unter dem Londoner Pöbel d. h. unter dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft. Die Heldin der Oper, die schöne Polly, wurde von Miß Fenton, eigentlich Beswick, vorzüglich gespielt. Sie ward dadurch die Heldin des Tages, wurde mit Lobgedichten, Huldigungen und Bewerbungen überhäuft und ihr Gesang selbst dem der Cuzzoni und Faustina, ja dem des Senesino vorgezogen; ihr Porträt wurde gestochen. Sie ließ sich schon im folgenden Jahre vom Herzog Bolton (diesem „großen Tölpel") entführen und bald darauf heirathen. Trotz des Ausscheidens dieses beliebtesten Mitgliedes der Rich'schen Gesellschaft, nahm die Bettler-Oper ungestörten Fortgang. Der pecuniäre Erfolg war ein ganz außerordentlicher; er machte Rich gay (fröhlich) und Gay rich (reich). Ungeachtet der derbsten Gemeinheiten, die hier den Zuschauern geboten wurden, fand man das Werk außerordentlich reizend in seiner Art, nicht wegen seiner Rohheit, sondern wegen der Wahrheit, mit der es das Treiben hochstehender Personen blosstellte, und selbst diejenigen, welche von dieser giftigen Satyre zumeist getroffen waren, hielten kluger Weise mit vordrängendem Applaus nicht zurück. Die „Bettler-Oper" gab das Signal zu einem allgemeinen Ausbruch musikalisch-dramatischer Rohheit. Im nächsten Jahrzehnt entstanden über hundert ähnliche Singfarcen, die aber weder in der Bedeutung noch im Erfolg ihr Vorbild erreichten. Das Meiste machte Samuel Johnson aus Cheshire mit seinem Spectakelstück „Hurlothrumbo oder der Uebernatürliche", 1729. — Pepusch's moralischer Charakter wird als höchst liebenswürdig geschildert; besonders wohlwollend und menschenfreundlich erwies er sich gegen deutsche Landsleute, die stets des besten Raths und Beistandes und thätiger Hilfe seinerseits sicher waren. So glänzend übrigens sein und vieler anderer deutschen Künstler Loos in England sich gestaltete, merkwürdiger Weise haben die hervorragendsten unter ihnen keine Leibeserben hinterlassen, keine Kinder, auf die ihr Vermögen und ihr Ruhm übergehen konnte. Es scheint, daß das oft riesenmäßige Ringen um die Existenz und die Superiorität und das sonstige Jagen nach Gewinn und Reichthum alle körperlichen Kräfte aufgezehrt, das ganze Sinnenleben vernichtet und die Wallungen des Herzens vertrocknet hat. Mit den Trägern berühmter Namen erlischt fast immer auch deren Geschlecht.

Schletterer.

Pepyn: Marten P., Historienmaler aus Antwerpen, geb. 1574, das Todesjahr ist unbekannt. Sein Geburtsjahr ergibt sich aus der Unterschrift seines Portraits, das A. van Dyck gemalt hat. Diese lautet: Me Pictorem Pictor pinxit D. Ant. van Dyck 1632 Aet. Me. 58. Wer sein Lehrer in der Kunst gewesen, ist unbekannt; man wollte ihn einen Schüler von Rubens sein lassen, was aber sehr zweifelhaft ist. Dagegen ist anzunehmen, daß ihn dessen Kunst beeinflußte. Er hielt sich eine Zeit in Rom auf, wo er sich durch seine Compositionen und deren Colorit einen geachteten Namen erwarb. Houbraken erzählt, Rubens wäre auf Pepyn's rasch gereiftes Talent eifersüchtig gewesen, so daß er sich ärgerte, als er vernahm, P. wolle Rom verlassen und nach Brabant zurückkehren. Als er aber vernahm, derselbe habe in Rom eine Frau genommen, die ihn daselbst feßle, soll er gesagt haben: Nun P. geheirathet hat, habe ich keine Furcht, daß mich hier Jemand übertreffen oder mir über den Kopf wachsen soll. Das Ganze scheint eine jener erfundenen Anecdoten Houbraken's zu sein, die keine historische Grundlage haben. Erstens wird Rubens kaum einen Nebenbuhler gefürchtet haben und dann war Rubens Pepyn's Freund, denn als dieser dennoch um 1630 nach Antwerpen zurückgekehrt war, stand Isabella Brant, die erste Frau des Rubens, als Gevatterin bei seiner älteren Tochter Martha, was doch nähere freundschaftliche Beziehungen beider Familien bekundet. Vom Jahre 1637 ist sein Hauptwerk: Der h. Norbert betet das Sacrament an, dann

malte er eine h. Elisabeth, die ihre Güter unter die Armen vertheilt. Es befindet sich in der Kapelle von Groote Gasthuis zu Antwerpen; in Brüssel eine h. Anna mit Maria und dem Kinde, als Patronin der Waisen. In der Galerie des Herzogs von Arenberg in Brüssel ist ein Bild seiner Hand, das eine sitzende junge Dame in Lebensgröße vorstellt. Diese Malerei wird sehr gelobt. Peter Bailliu hat nach ihm eine Susanna im Bade gestochen; das Bild und dessen Standort ist nicht nachzuweisen. Sein Bildniß kommt auch in van Dyck's Iconographie, von Bolswert gestochen, vor. In der Sternberg'schen Kupferstichsammlung wurde von Frenzel ihm eine Radirung zugeschrieben: eine fast nackte Frau im Badezimmer empfängt einen Brief, den ihr ein Knabe, halb vom Vorhang gedeckt, hinreicht. Ob es wirklich eine Originalarbeit des Meisters ist, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben. Frenzel, der Verfasser des Auctionscatalogs, hat keine Beweise beigebracht.

S. Immerzeel. — Kramm. — Houbraken. Wessely.

Perandi: Marco Giuseppe P., ein Römer, kam zwischen 1651—1656 in die kurfürstlich sächsische Capelle, und zwar durch den Vicecapellmeister Christoph Bernhard, der ihn aus Italien mitbrachte. 1663 wird er in den Listen der kurfürstlichen Capelle als Vicecapellmeister angeführt. In demselben Jahre noch ward er an Vincenzo Albrici's Stelle wirklicher Capellmeister und starb als solcher am 12. Januar 1675 in Dresden. Mattheson nennt ihn in seiner „Ehrenpforte" (S. 18) den berühmten „Affectenzwinger", Printz lobt ihn als „fürtrefflich in Compositione der Conzerten, in welchen er die Gemüthsbewegungen über alle Massen wohl ausgedrucket". In der That hat er eine Menge solcher Kirchenconcerte geschrieben, wie er denn überhaupt in Dresden als Kirchencomponist sehr thätig gewesen zu sein scheint. Unter den größeren Sachen werden besonders „die Historia von der Geburt des Herrn und Heilandes Jesu Christi" und die „Passion des Evangelisten St. Marcus" erwähnt. Sonst werden von ihm noch angeführt: Für die Kirche: 6 Messen zu 5 Stimmen mit Begleitung (2, 4, auch 6 Trompeten oder Pauken), 3 Magnificat zu 5 und 9 Stimmen, und 15 Concerte zu 3, 4, 5 und 6 Stimmen mit Begleitung. Für die Tafelmusik: 15 Madrigale zu 2, 3 und 5 Stimmen mit Begleitung; 3 „Symphoniae": die erste für 2 Trompeten und Pauken, 2 Violinen oder Fagotte; die zweite für 4 Trompeten, 4 Violinen oder Fagotte; die dritte für 2 Trompeten, 2 Violinen oder Fagotte. In der königlichen Bibliothek zu Berlin und in der königlichen Musikaliensammlung zu Dresden befinden sich folgende Compositionen von P.: Miserere für 3 Soprane, Alt, Tenor und Baß mit Instrumenten; Missa (Kyrie und Gloria) für 4 Singstimmen mit Instrumenten; Missa für 6 Singstimmen mit Instrumenten; 18 lateinische und deutsche Kirchencompositionen mit und ohne Instrumente. Interessant ist sein im Verein mit dem kurfürstlichen Capellmeister Bontempi componirtes „Drama oder Musicalisches Schau-Spiel von der Dafne", dessen erste Aufführung in Dresden im J. 1672 stattfand. Beide Componisten waren der Verbindung italienischer und deutscher Musik nicht fern geblieben, wie ihnen denn auch sicher die gleichnamige Oper ihres ältesten Collegen Schütz, welcher erst 1672 starb, nicht unbekannt gewesen sein wird. Außerdem mag ihnen die Composition deutscher Ballete, sowie mancher Kirchenstücke mit deutschem Texte, die Sprache ihres zweiten Vaterlandes geläufiger gemacht haben. „Dafne" tritt übrigens (wenn man die sogenannten Operaballets ausnimmt) mitten unter den italienischen Opern jener Zeit auch am Dresdener Hofe, gleich ihrer älteren Schwester von Opitz und Schütz, wiederum als ganz vereinzelte Erscheinung auf und ist deshalb von doppeltem Interesse. Eine deutsche Oper darf man sie wohl deshalb nennen, weil sie deutschen Text enthält und deutschen Verhältnissen an-

gepaßt war. Selbst in musikalischer Beziehung, obgleich sie vollständig italienischen Mustern nachgebildet ist, enthält sie Züge, welchen deutschen Einfluß, namentlich den des Volksliedes, verrathen. Die Oper ist im Besitz der königlichen Musikaliensammlung zu Dresden; es dürfte dies die älteste vorhandene Partitur einer Oper mit deutschem Text sein. Die königliche Musikaliensammlung besitzt auch ein geschriebenes Textbuch von 1678, in welchem Jahre die Oper abermals aufgeführt wurde. Der Dichter ist unbekannt geblieben, wahrscheinlich war derselbe der bekannte Gelegenheitsdichter David Schirmer, kurfürstlicher Bibliothekar und Hofpoet. Das Buch ist nur eine Bearbeitung der Daphne von Opitz. Die Haupthandlung ist dieselbe wie bei diesem, unterbrochen durch mancherlei Episoden possenhaften Inhaltes, reich vermehrt mit dem damals üblichen Götter-, Decorations- und Maschinenpomp. In den Hauptscenen sind sogar des schlesischen Dichters Worte beibehalten. Freilich erscheint die Bearbeitung dem Originale gegenüber roh, plump und geschmacklos. M. Fürstenau.

Perckhaimer: Wolfgang P., ein Componist des 16. Jahrhunderts, von dem sich nur eine Sammlung vier-, fünf- und sechsstimmiger Hymnen erhalten hat, die 1591 in München bei Adam Berg erschien und von denen die Stadtbibliothek zu Breslau ein vollständiges Exemplar besitzt. Der sonst unbekannte Componist nennt sich auf dem Titel „Aquipolitanus“ und widmet das Werk den Rathsherren derselben Stadt. Bei der Unterschrift der Widmung fügt er seinem Namen die Stadt „Aquiburga“ bei. Beide latinisirte Stadtnamen bedeuten die Stadt Wasserburg in Oberbaiern und scheint es fast, als wenn er in seiner Geburtsstadt auch gelebt und gewirkt habe.

Rob. Eitner.

Perckmayr: Reginbald P., Benedictiner, geb. 1679 (?), † am 18. September 1742 zu Augsburg, wo er, nachdem er eine Zeit lang Professor der Philosophie gewesen, Subprior seines Klosters war. Er hat (in deutscher Sprache) polemische Werke über die Sacramente der Buße und des Altars (1725) und über die Ablässe herausgegeben, ferner einen „dreifachen catholischen Catechismus“, 1731, ein „Geschicht- und Predig-Buch“ in drei Foliobänden, 1737. Er sammelte Material für eine Polyanthea amplissima (Materialiensammlung für Predigten), die 10—12 Folianten füllen sollte, und für ein Werk über alle Orden; beide sind aber nicht erschienen.

Ziegelbauer, Hist. rei lit. Ord. S. Bened. III, 621; IV, 162, 385.

Reusch.

Perger: Bernhard P. v. Stanz oder Stenz, † um 1502, artistischer Magister, Rector und Superintendent oder Curator der Wiener Universität. Sein Heimathsort wird der Schweiz zugesprochen, aber auch in der Steiermark gesucht, woselbst wir gleichnamigen Orten (Stanz im Mürzthal, Stainz in Mittelsteier, Stanz bei Mureck) begegnen und auch andere Universitätsgenossen heimisch waren. Als Magister artium Perger de Stanz begegnet er uns zunächst im J. 1464, und las 1464, 1466 und 1467 über den Euklides, 1465 über die allgemeine Perspective. Ob er dann in Italien humanistische Studien aufnahm ist nicht erwiesen, aber durch seine spätere, besonders der Pflege der lateinischen Grammatik und den Classikern (insbesondere Virgil und Sallust) zugewandte wissenschaftliche Thätigkeit wahrscheinlich gemacht. Während der juristischen Studien (seit 1476) war er Decan der artistischen Facultät und wurde am 13. October 1479 Rector der Hochschule. Er erscheint damals auch mit dem Titel eines „Baccalaureus“ des „päpstlichen“ (d. i. canonischen) Rechtes und Rectors der Stadtschule zu S. Stephan, die wir gewissermaßen als Vorstufe zur Universitätsschulung anzusehen haben. Eine sehr einflußreiche Persönlichkeit

wurde P. seit 1490, da ihn Kaiser Friedrich III. zum Superintendenten der Universität bestellte, und der Thronfolger Kaiser Maximilian I. die Deputation der Hochschule anwies, ihre Begehren ihm oder dem „Magister Bernhard v. Stanz“ schriftlich einzureichen. Als landesfürstlicher Verweser der Universität hatte er die Gebahrung mit der Dotation der Hochschule zu überwachen und zweckmäßige Neuerungen anzubahnen. An diesen ließ P. es auch nicht fehlen. Er war bemüht, die scholastische Behandlungsweise der gemeinhin nur nach Emendatoren und Glossatoren tradierten Classiker, wie: Aristoteles, Euklides, Hippokrates, Galenus auf Grundlage ihres wenngleich lateinischen Textes durchzusetzen, und, als Kaiser Maximilian I. die Regierung Oesterreichs übernahm, P. in Folge dessen die Leitung der Hochschule mehr denn früher in Händen hatte, verschiedene Neuerungen nach dem Vorbilde italienischer Universitäten, sogar öffentliche Colloquien und Disputationen vor der Aula an Sommerabenden einzuführen. Diese „conversationes plateales“ wurden jedoch in Folge nächtlicher Studentenexcesse nur 1493 versucht, dann wieder abgestellt. Jedenfalls bekleidete P. bis zu seinem Tode die Stellung eines Superintendenten der Universität; da ihm darin 1501 Cuspinianus folgte, so muß P. um diese Zeit gestorben sein. Sein bedeutendstes Werk, „Artis grammaticae introductorium in octo partes orationis, in constructiones, in epistolas conficiendas fere ex Nicolai Perotti grammatici eruditissimi traditionibus a magistro Perger translatum“, worin die Rudimenta grammaticae des Erzbischofs Niklas Perotti von Siponto (1430—1486) die Grundlage bilden, erschien als Incunabel, ohne daß wir den Druckort kennen. Sie erlebte als erster Versuch, die Fortschritte der italienischen Humanisten im Bereiche der lateinischen Grammatik darzulegen, eine Reihe von Ausgaben, deren vierte in Wien im J. 1500 bei dem ersten namentlich bekannten Buchdrucker dieser Stadt, Johann Winterburger oder Winterburg, erschien. In dieser Officin war auch 1493 und 1494 Pergers Trauerrede auf den Tod Kaiser Friedrichs „Obitus et exequiae“ — „Kayszer Friederichs begencknus“ (4 Bll.) veröffentlicht worden.

Denis, Wiens Buchdruckergeschichte bis z. J. 1560 (Wien 1782). — Aschbach, Gesch. d. Wiener Univ. I. (1865). — Anton Mayer, Gesch. der geistigen Cultur in Niederösterreich 1. Bd.; v. dems. Die Wiener Stefansschule (Bll. des Ver. f. L. Niederösterreichs 1880 II, u. in Sep.-A.) und dessen Buchdruckergeschichte Wiens, 1. Halbband (1882). Krones.

Perger: Sigmund Ferdinand v. P., Maler, Zeichner und Kupferstecher, geb. zu Wien am 17. August 1778, wo er 1841 starb. Den frühsten Unterricht erteilte ihm sein Vater, welcher selbst im Zeichnen Dilettant war, dann besuchte er die Akademie. Im J. 1798 fand der junge Mann eine Anstellung als Zeichner in der kaiserlichen Porzellanfabrik, in der er elf Jahre thätig war. Viele figurale Decorationen für die Gefäße wurden nach seinen Entwürfen ausgeführt. Obwol man ihm sehr günstige weitere Offerten machte, entschloß sich der Künstler 1810 doch zum Verzichte, trat eine Studienreise nach Italien an und begann nach seiner Heimkunft eine emsige Thätigkeit als Historienmaler, Zeichner und Kupferstecher. Einige Pferdebilder, die er im Auftrage des kaiserlichen Oberststallmeisteramtes vollendet hatte, verschafften ihm 1817 die Ernennung zum kaiserlichen Hofthiermaler. Mit dem Verleger C. Haas begann er 1821 das große Werk: „K. K. Bildergalerie im Belvedere zu Wien“, 4 Bde mit 240 von Passini, Kovatsch, Blaschke, Krepp, Axmann ausgeführten Stichen, wozu P. die Originale en miniature copirt hatte. Das Werk lag 1833 vollendet vor. Im J. 1825 erhielt er die Stelle eines zweiten Custos an der kaiserlichen Gemäldesammlung. — Perger's Arbeiten sind sehr zahlreich. Zu den besseren gehören die Oelgemälde: Eukles verkündet den Sieg bei Marathon.

(Gest. in Aquatinta.) — Homeros bei den Athenern, 1834. — Das große Pferderennen bei Kopcsán, 1816. — Ein Hohenauer Schiffsknecht an der Donau, 1831 (kaiserliche Galerie). — Der Raub des Ganymedes. — Die heilige Cäcilia, Miniatur nach Scheffer v. Leonartshoff. — Porträte Radetzky's, des Malers selbst. — Kaiser Rudolf I. beim Krönungsmahle, 1835. — Markgraf Leopold IV. schlägt die Kaiserkrone aus. — Wilhelm von Albonack und seine Töchter. Außerdem malte er sehr viele Thierstücke: Pferd von einem Tiger verfolgt. — Ein Pferdestall, 1830. — Kämpfende Pferde, 1820. — Eine Jagd auf Hasen 2c. In Aquatinta gab er die Darstellungen zu der Publication: „Scenen aus der Vaterlandsgeschichte", Wien 1813, heraus. — Thierstudien, Rad. 1813. — Die Albertina besitzt von ihm eine Suite getuschte Federzeichnungen zur Iliade. Ein anderes schönes Aquarell, Zillerthaler Bauern, im Privatbesitz. — Selbst radirt und gestochen sind von P. die Blätter: Romulus und Remus mit der Wölfin. — Porträt des Kaisers Franz I. u. A.

Anton v. P., des Vorigen Sohn, geb. in Wien am 20. December 1809, starb daselbst am 14. April 1876, war gleichfalls, namentlich in seiner früheren Zeit, als Maler und Zeichner thätig. Eigentlich war er in allen Sätteln gerecht, wenn seine Begabung ihn auch gerade zu nichts Ausgezeichnetem befähigte. So wurde er später (1845) Professor der Anatomie an der Akademie, dann seit 1853 Custos der Kupferstichsammlung an der Hofbibliothek, gab verschiedene Bücher populär belehrenden Charakters heraus (darunter die deutschen „Pflanzensagen" 1862), schrieb antiquarische Abhandlungen, ferner das mit vielen Stahlstichen ausgestattete Werk: „Die Kunstschätze Wiens", Triest 1854, „Der Dom zu St. Stephan" (ebd.) 2c. Von seinen künstlerischen Leistungen sind hervorzuheben: Kaiser Joseph II. im Schloß Laxenburg. — Die Speisung der Fünftausend (kaiserliche Galerie). — Starhemberg und Bischof Kollonitz auf dem Stefansthurm (gest. von L. Beyer). — Der Behagliche. — In Aquarell und Zeichnung hat P. vieles hinterlassen, so eine Reihe Wiener Volksfiguren, die Eröffnung der Gewerbeausstellung 1845 (städt. Bibliothek). A. Ilg.

Peri: Hyacinth P., Benedictiner in St. Lambrecht in Steiermark, über welchen biographische Data nicht aufzufinden sind, veröffentlichte 1719—32 zu Steyer fünf Foliobände „Quaestiones theologicae in I et II partem Summae S. Thomae Aquinatis". Ueber seine streng thomistischen Ausführungen berichtet K. Werner, Gesch. der kathol. Theol. S. 96 ff., 106 ff. Reusch.

Perinet: Joachim P. wurde am 20. October 1765 zu Wien als der Sohn eines Kaufmanns geboren, erhielt eine höchst mangelhafte Erziehung und wuchs, meist sich selber überlassen, roh und unwissend auf. Die ihm von der Natur verliehenen reichen Gaben scharfer Beobachtung und schlagfertigen Witzes bildete er leider in Kneipen und Schenken und in Gesellschaft ihm gleichgesinnter Kameraden aus. Mit besonderer Vorliebe verfaßte er Gedichte, kleinere prosaische und komische Aufsätze zum Vortrage und betheiligte sich als Mitwirkender an den in jener Zeit so zahlreichen Haus- und Liebhabertheatern, ja mit 19 Jahren übernahm er in Gemeinschaft mit Ahlen und Gewey das Theater am Neustift „Zum Fasan", wo sie mit mehreren Dilettanten „unentgeltliche" Vorstellungen gaben. Das war Perinet's dramatische Vorschule. Später kam er an das privilegirte Theater in der Leopoldstadt und danach an jenes im Freihause auf der Wieden, wo er überall Beifall fand und das Repertoire mit seinen Originalschnurren oder Bearbeitungen französischer Stücke bereicherte. Der Tod seines Vaters setzte P. in den Besitz eines Vermögens von sechstausend Gulden; aber schon nach sechs Wochen war es bis auf den letzten Pfennig vergeudet und er wie früher ein Bettler, der nun wieder Wien mit seinen poetischen Bettel-

briefen überschwemmte. Im J. 1789 kehrte er als Schauspieler und Theaterdichter zur Leopoldstädter Bühne zurück, nahm 1798 ein Engagement bei der Schikaneder'schen Truppe an und folgte 1803 dem Rufe Henslers, der nach Marinelli's Tode das Leopoldstädter Theater gepachtet hatte. An dieser Bühne blieb er nun, mit Ausnahme eines Semesters im J. 1807, wo er in Brünn spielte, bis zu seinem Tode, der am 4. Februar 1816 erfolgte. — Als Schauspieler war P. von untergeordneter Bedeutung; obgleich in manchen komischen Rollen beim Publicum sehr beliebt, war er doch eintönig, ohne Gestaltungskraft und, wie im Leben, so auch auf der Bühne, gemein. Glücklicher war er in seinen dramatischen Arbeiten, in welchen er den damals eben nicht sehr geläuterten Geschmack des Publicums zu treffen verstand. Dazu gehören: „Der Eremit auf Formentera", Schauspiel in 3 Akten" (1790); „Der Page, Lustspiel in 3 Akten" (1792); „Die zwei Savoyarden, Singspiel in 1 Akt" (1792); „Die Schwestern von Prag, Singspiel in 2 Akten" (1795); „Das lustige Beilager, Singspiel in 2 Akten" (1797); „Der Fagottist oder die Zauberzither, Singspiel in 4 Akten" (1792); „Vittoria Ravelli, der weibliche Rinaldo, Schauspiel" (1808); „Das Neusonntagskind, Singspiel in 2 Akten" (1806); „Die neue Semiramis, travestirte Oper in 2 Akten" (1806); „Die neue Alceste, Oper" (1806); „Hamlet, Carricatur mit Gesang in 3 Akten" (1807); „Idas und Margissa, Oper in 3 Akten" (1808); „Pumphia und Kulikan, Oper in 2 Akten" (1808); „Der Feldtrompeter, oder Wurst wider Wurst, Singspiel in 1 Akt" (1808); „August und Gustavine, Schauspiel in 3 Akten" (1805); „Kora, die Sonnenjungfrau, Oper in 3 Akten" (1815); „Megära, die fürchterliche Hexe, Zauberoper in 3 Akten" (1816); „Die Belagerung von Ypsilon, oder Evakathel und Schnudi, Singspiel in 2 Akten" (1804) u. v. a. Zu mehreren der Singspiele hatten ihm die Stücke des Wiener Possendichters Philipp Hafner (s. A. D. B. X, 323) als Vorlage gedient. Auch ein Bändchen „Sinngedichte" (1788) und verschiedene andere, für die Litteratur aber nicht bedeutsame Schriften veröffentlichte P. Viele seiner Lieder in seinen Singspielen, die von Wenzel Müller componirt wurden, haben ihre Volksthümlichkeit bis auf den heutigen Tag bewahrt. Hoffmann v. Fallersleben führt als solche z. B. auf: „Was ist des Lebens höchste Lust? Die Liebe und der Wein." — „Der Lenz belebet die Natur, die Schöpfung wird uns neu." — „Die Mädchen, die Lieb' und der Wein begeistern den Menschen allein." — „Ich bin der Schneider Kakadu." — „Wenn blühende Dirnen ins Auge mir sehen, so ist es geschwind um ihr Herzchen geschehen." — „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann."

Wurzbach, Biographisches Lexikon, 22. Bd., S. 20.

Franz Brümmer.

Peristerus: Wolfgang P., lutherischer Theolog des 16. Jahrhunderts, geb. 1532 auf seinem väterlichen Gute bei Neidenburg in Preußen, † 1592 zu Landsberg an der Warthe. — Aus einer preußischen Adelsfamilie (von der Taube, de Columbis) abstammend, wurde er von seinen Eltern, welche „der aufgehenden evangelischen Lehre sich herzlich freuten", zum Studium der Theologie bestimmt, besuchte die Schulen zu Elbing, Thorn und Danzig, bezog 1545 die neugegründete Universität Königsberg, wo er von dem Rector Georg Sabinus, dem Schwiegersohn Melanchthons, immatriculirt wurde und dem Studium der Philologie, Philosophie und Theologie sich widmete, setzte seine Studien auf deutschen Universitäten fort und machte große Reisen durch verschiedene europäische Länder (Holland, England, Frankreich, Schweiz, Italien). 1552 wurde er in Rostock Magister, 1554 Professor der griechischen Sprache in Königsberg, wo er sein Lehramt mit einer Rede de laudibus graecae linguae antrat. Nachdem er 1564 Königsberg verlassen, wurde er von D. Chyträus zu Rostock zugleich mit Lucas

Bacmeister zum Dr. theol. promovirt (s. Krabbe, Gesch. der U. Rostock II, 638) und bald darauf 1565 vom Herzog von Mecklenburg zum Domprediger und Superintendenten in Schwerin ernannt. Von da ging er 1571 als Superintendent nach Wismar, wurde aber hier nach wenigen Jahren 1575 wegen verschiedener Streitigkeiten, in die ihn, wie es scheint, theils sein eigenes reizbares Temperament, theils die Unverträglichkeit seiner Frau verwickelte, entlassen. Nachdem er längere Zeit an verschiedenen Orten (in Rostock, Danzig ꝛc.) privatisirt hatte, wurde er 1580 vom Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg zum Hofprediger am Kölnischen Dom in Berlin, 1583 zum Pastor und Inspector zu Landsberg a. d. Warthe ernannt, wo er nach neunjähriger Wirksamkeit sein wechselvolles Leben beschloß. — Seine zahlreichen, aber nicht sehr bedeutenden Schriften sind theils philologischen und philosophischen (z. B. „Prolegomena zur griechischen Grammatik Melanchthon's", „Erklärung der Ethik des Aristoteles", „Leben Ciceros", „de necessitate philosophiae", „de ordine studiorum"), theils theologischen oder religiös-erbaulichen Inhalts (z. B. „über die Abendmahlslehre", „herzliches und standhaftes Bekenntnis von den vornehmsten Artikeln des christlichen Glaubens" 1568, 2. Aufl. 1573, 3. Aufl. 1620, „Sermon vom allgemeinen Beruf zum Reich Gottes", „Lob- und Trostschrift vom heiligen Ehestand", „Antidotum wider die Pest" ꝛc.). — Siehe das Verzeichniß seiner Schriften bei Jöcher, Gl. III, 1392; Rotermund V, 1908; Nachrichten über sein Leben ebendaselbst und bei Arnold, Geschichte der U. Königsberg II, 366; Müller, Altes und Neues Berlin I, 101, 1004; Zedler, ULex. XXVI, 460.

Wagenmann.

Perizonius: Anton P., bedeutender reformirter Theolog, stammte vom Geschlechte der Perizonii her, dessen Glieder sich vielfach besondere wissenschaftliche Verdienste erwarben. Durch seinen Vater, welcher Hofprediger der Grafen von Lippe und nachher Pfarrer zu Cassel war, wo er 1645 starb, erhielt er eine sorgfältige Erziehung und wurde für das Studium der Theologie bestimmt. Wo er diese Studien gemacht und das Doctorat für Theologie erhalten hat, ist nicht bekannt. Es mag vielleicht zu Gröningen gewesen sein, wo der Universitätsrector seinen Geschlechtsnamen „Voorbroek" sonderbarer Weise in Perizonius vergriechischte, indem er „broek" (ald. der od. das Bruoch, d. h. Sumpf- oder Moorgrund), für Hosen (altd. die Bruoch) nahm. Um 1650 trat er das Rectorat zu Appingadam an und wurde 1655 in Ham zum Professor für Theologie und hebräische Sprache ernannt, wo er auch Philosophie docirte und das Predigeramt versah. Sechs Jahre später erhielt er die Professur zu Deventer, in welcher er bis zu seinem Tode 1672 auf löbliche Weise wirkte. Von seinem schriftstellerischen Nachlaß, welcher doch nur von geringem Umfange war, ward ein „Tractatus de ratione studii theologici, ad ejus emendationem praecipue spectans", Dav. 1669, besonders gerühmt. Sein frühzeitiger Tod war jedenfalls ein wahrer Verlust für die Wissenschaft. Er hinterließ drei Söhne, von welchen besonders Jakob P. den Ruhm seines Geschlechtes mehrte.

Vgl. Vriemoet, Athen. Belg. p. 626 — van der Aa, Biogr. Woordenb. und Glasius, Godgel. Nederl.

van Slee.

Perizonius: Jakob P., Philologe, 1651—1715. Er wurde als der Sohn des Theologen Anton P. in Dam in der Provinz Gröningen, wo sein Vater Rector der Schule war, am 26. October 1651 geboren; der eigentliche Name der aus der westfälischen Grafschaft Bentheim stammenden Familie war Voorbroek, welchen man aber schon früh gräcisirt hatte. Seine Bildung erhielt P. zuerst in Dam, dann in Deventer und Utrecht; da der Vater inzwischen nach Deventer berufen worden war, kehrte er 1672 dorthin zurück. Durch den Tod seines Vaters wurde ihm die Möglichkeit geboten, die Theologie aufzugeben

und sich ganz der Philologie zu widmen; 1674 begab er sich zu diesem Zwecke nach Leyden, wo ihm Theodor Ryckius vornehmlich förderlich wurde. Vielfache Versuche der nächsten Jahre, an einer der niederländischen Universitäten eine Stellung zu erlangen, schlugen fehl; erst 1681 wurde er Conrector in Delft, im Januar 1682 Professor der Geschichte und Beredtsamkeit in Franeker. Hier entfaltete er nun eine reiche lehrende und schriftstellerische Thätigkeit, namentlich auf dem Gebiete der römischen Litteratur und Grammatik. Wiederholte glänzende Berufungen, die sich ihm bald darboten, lehnte er ab, da das Curatorium der Universität ihn durch mehrfache Gehaltserhöhungen zu fesseln suchte; 1693 jedoch folgte er einer wiederholten Aufforderung, als Professor der Eloquenz und Geschichte an die Leydener Universität überzugehen. Im Juli 1693 trat er das dortige Amt an, übernahm auch 1702 als Nebenamt die Professur der vaterländischen Geschichte und behielt dieses Doppelamt bis zu seinem nach längerem Kränkeln am 6. April 1715 erfolgten Tode bei. Sein bedeutendes Vermögen hat er zum größeren Theile der Universität in Leyden vermacht. — Von seinen zahlreichen Schriften, welche von einem ganz ungewöhnlichen Umfange seiner Kenntnisse Zeugniß ablegen, sind zu nennen: „Dissertationum trias“, 1679, u. a. über das jüdische und griechische Erbrecht, die lex Voconia und antike Münzen; „Animadversiones historicae“, 1685, vornehmlich über verschiedene Fragen der römischen Geschichte (Niebuhr, Römische Geschichte, Vorrede zum 1. Theile: „Perizonius' meisterhafte Forschungen, ein Werk, welches . . . unübertroffen classisch in der Art ist, worin es das erste war“); ferner eine Reihe kleinerer Schriften: „de Augustea orbis terrarum descriptione“, 1682; „de usu vocum Praetoris et Praetorii“, 1687; „de Praetorio“, 1688, und eine glänzende hieran anknüpfende Streitschrift gegen Ulr. Huber: „Abstersio censurae Huberianae“, 1690; „de censoribus pop. Rom.“, 1697; „de aere gravi“, 1713. Umfangreicher ist das Werk: „Origines Babylonicae et Aegyptiacae“, welches in zwei Teilen 1711 erschien. — Weniger Anerkennung als die historischen haben die grammatischen Arbeiten Perizonius', die sich an seine Bearbeitung der „Sanctii Minerva“ (4 Auflagen 1687—1714) anschlossen, behauptet; seine Auffassung der Sprache war die, daß er in derselben nur ein menschliches Kunstwerk sah, bei dem der Zufall eine große Rolle spiele; „den lebendigen Zusammenhang zwischen Denken und Sprechen verkennt er ganz“. Michelsen (Hist. Uebersicht des Studiums der lat. Gramm. S. 50) urtheilt besonders hart über Perizonius' grammatische Studien: „Mir erscheint P. als derjenige, durch welchen das von Sanctius angeregte höhere grammatische Studium alles Leben verlor, so daß das todte Fortschleppen der grammatischen Lehren durch das 18. Jahrhundert hindurch besonders durch ihn eingeleitet wurde; in ihm sehe ich die Mahnung, wie Sanctius nicht verstanden werden muß.“ Von alten Schriftstellern haben folgende den Gegenstand seiner Studien gebildet: Aeliani var. hist., die er 1701 in zwei Bänden herausgab; Florus, Dictys Cretensis, Curtius (Curt. restitutus 1703), Suetonius, zu welchem er Adnotationes schrieb, die Ch. G. Köllner 1725 herausgab. Auch Gedichte von P. haben sich erhalten; ebenso einzelne Streitschriften, die er unter dem Pseudonym Valerius Accinctus herausgab.

Ant. Schulting, oratio fun. in obitum J. P., Lugduni B. 1725. — G. Kramer, Elogium Perizonii, Berlin 1828. — Hofmann-Peerlkamp, Bibl. crit. nova V, 545—552. — F. A. Eckstein in Ersch und Grubers' Encykl. III, I—17, S. 108—113. — Eine Vita P.'s findet sich auch vor den opuscula minora, Leyd. 1740, und vor der Harles'schen Ausgabe der Animadversiones hist.

R. Hoche.

Perleb: Karl Julius P., geb. zu Constanz am 20. Juni 1794, † am 8. Juni 1845 zu Freiburg i. Br., war Professor der Naturgeschichte zu Frei-

burg, Director des botanischen Gartens und des akademischen Naturaliencabinets. Durch seine auf die Systematik des Pflanzenreichs bezüglichen Schriften hat er zur Förderung einer natürlichen Methode der Eintheilung der Gewächse beigetragen. Nachdem er im J. 1818 eine deutsche Uebersetzung der zweiten Auflage des Werkes von A. P. Decandolle: Essai sur les propriétés médicales des plantes comparées avec leur classification naturelle, unter dem Titel: „Versuch über die Arzneikräfte der Pflanzen, verglichen mit den äußeren Formen und der natürlichen Classeneintheilung derselben“, von Zusätzen und Anmerkungen begleitet, hatte erscheinen lassen, veröffentlichte er 1826 ein „Lehrbuch der Naturgeschichte des Pflanzenreichs“, in welchem er sein von ihm aufgestelltes Pflanzensystem entwickelte. Dasselbe schließt sich im wesentlichen an dasjenige von A. P. Decandolle an, sucht aber durch eine andere Umschreibung der Classen, sowie durch Einführung besonderer Mittelgruppen zwischen Classen und Familien (Ordnungen) eine größere Uebersichtlichkeit zu schaffen. Auch hat P. bereits durch Theilung der Calyciflorae Decandolle's in solche mit verwachsenen und mit getrennten Blumenblättern, die Zahl der Unterclassen um eine vermehrt. Sein verbessertes System legte er dann in den diagnostischen Uebersichtstafeln zu Grunde, die er unter dem Namen: „Clavis classium, ordinum et familiarum atque index generum regni vegetabilis“ 1838 herausgab. Die Schrift bezweckte, den Anfänger in der Botanik auf leichte und sichere Weise, behufs des praktischen Pflanzenbestimmens, mit der Methodik des natürlichen Systems bekannt zu machen. Von den niederen zu den höheren Gewächsen fortschreitend, hebt der Verfasser die diagnostischen Merkmale der einzelnen Gruppen hervor, die er, nach Ray's Vorgang, in Tabellenform gegenüberstellt. Was seit dem Erscheinen seines Lehrbuchs durch das Hinzukommen neu entdeckter oder neu aufgestellter Familien an seinem Systeme verändert werden mußte, hat er gewissenhaft berücksichtigt, so daß in Bezug auf Vollständigkeit keine wesentliche Lücke besteht. Ja er hat auch, den Anforderungen eines natürlichen Systems gemäß, die Nebencharaktere, die Uebergänge und Ausnahmen überall beachtet, um dadurch schon dem Anfänger die Versabilität der Charaktere und die dadurch begründeten Verwandtschaftsbeziehungen anschaulich zu machen. Nach einer Erklärung der gebrauchten Abkürzungen und Zeichen folgt der clavis classium, deren 9 angenommen werden, dann der clavis ordinum, deren 48, und der clavis familiarum, deren 330 aufgestellt sind. Die Diagnosticirung der Charaktere ist präcis und erstreckt sich auf alle wesentlichen Merkmale. Ein vollständiges Register der angeführten Classen, Ordnungen und Familien, das auch auf die Synonymie Rücksicht nimmt, erleichtert den Gebrauch der Tabellen außerordentlich, ebenso ermöglicht ein ähnliches Register der Pflanzengattungen durch die zu letzteren gesetzten Nummern ein leichtes Auffinden der entsprechenden Familien. Ueber den Zustand des botanischen Gartens zu Freiburg publicirte P. 1829 eine akademische Festschrift: „De horto botanico Friburgensi.“ Durch letztwillige Verfügung überließ er nicht nur seine Bibliothek und sein Herbarium der Universität, an der er gewirkt, er hinterließ auch ihrer Verwaltung eine Geldsumme, deren Zinsen theils zu Gunsten der Universitätsbibliothek, der zoologischen und botanischen Sammlungen, theils zu Reisestipendien für junge Gelehrte aus dem Fache der Naturwissenschaften, mit Ausschluß der Medicin, verwendet werden sollten.

E. Wunschmann.

Perlet: Friedrich Christian Gottlieb P., Philolog, der Sohn eines aus Ohrdruf stammenden Amtscommissärs Johann Georg P. in Werningshausen (Sachsen-Gotha) und am 8. August 1767 daselbst geboren, besuchte das Gothaische Gymnasium und die Universität Jena, wo er sich theologischen und philologischen Studien widmete. Nach seinem Abgange von der Hochschule erhielt

er 1790 die Stelle eines Conrectors am Lyceum in Ohrdruf, worauf er 1806 als Professor und Subconrector an das Gymnasium in Eisenach berufen wurde. Hier suchte ihn vier Jahre nachher schweres Unglück heim, indem seine Wohnung bei der bekannten Entzündung französischer Pulverwagen am 1. September 1810 in Brand gerieth und sein Hausrath und seine Bücher in Flammen aufgingen. Schmerzlicher noch war ihm der Verlust eines fertiggestellten Manuscriptes und einer Excerptensammlung in 3 Bänden, der Frucht eines zwanzigjährigen Fleißes. Ihn selbst warf die Erschütterung zu Boden und überdeckte ihn mit Trümmern, die ihn verwundeten. Doch blieb er bei Besinnung und vermochte sich durch einen Sprung auf die Straße zu retten, während hinter ihm das Haus zu brennen anfing. 1824 mit dem Titel eines Schulrathes geehrt, starb er am 18. November 1828. Um die Anstalt, an welcher er 22 Jahre lang erfolgreich gewirkt hatte, machte er sich noch dadurch verdient, daß er als Beitrag zur Gründung einer Lehrstelle für Mathematik und Physik ein Legat von 1000 Thalern aussetzte. Seine selbständigen Arbeiten und seine Beiträge in Zeitschriften sind fast ohne Ausnahme philologischer Art und beschäftigen sich vornehmlich mit dem römischen Dichter Terenz, um dessen Herausgabe, Erläuterung und theilweise Uebersetzung er sich eifrig bemüht hat. Im einzelnen ist von ihm folgendes veröffentlicht worden: „Ausführlicher Commentar über die Andria, nebst Text und Einleitung in den ganzen Terenz“ (1805); „Christ. Vict. Kindervater Posthuma, seu Orationes inaugurales aliquot scholasticae una cum vita atque indice scriptorum ipsius. Adiecit orationem suam“ (1807); „De Cicerone, an et quatenus sophista possit putari, Commentatio“ (1811, Programm); „Ueber deutschen Beugungsmangel und dessen Abhülfe“ (1815); „Terentii Comoediae ad codd. mss. et optimas editiones recognovit, varietate lectionis, commentario perpetuo et indice instruxit“ (1821, eigentlich 1820; Ed. nova 1827); „Das Mädchen von Andros, Schauspiel in 5 Akten, aus dem Lateinischen übersetzt, mit Vorrede und kurzen Anmerkungen“ (1825); „Gratii Falisci Cynegeticon oder Jagdgesang, lateinisch und deutsch“ (1826); „Animadversiones in P. Terentii Afri Comoedias. Editionis Terentii anno 1820 evulgatae Supplementum“ (1827). Außerdem Aufsätze im „Morgenblatt für gebildete Stände“ (Jahrg. 1809 und 1810), sowie in G. Seebode's „Kritischer Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen“ und „Archiv für Philologie und Pädagogik“.

Meusel, G. T. — N. Nekrolog 6. Jahrg., 1828, S. 974. (Fälschlich der Vorname „Gustav“ statt „Gottlieb“.) — A. Beck, Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, Gotha 1854, S. 136. — Goedeke, Grundriß, 3. Bd. 2. Abth. S. 1297 u. 1339. (Irrig 1778 als Geburtsjahr.) — Vgl. auch Perlet's Aufsatz: „Eisenach in den schwersten Augenblicken“ im „Morgenblatt“ 4. Jahrg. 1810, November, Nr. 273, S. 1089a—1090b.

Schumann.

Permaneder: Franz Michael P., katholischer Theolog und Kanonist, geb. 12. August 1794 in Traunstein, † 10. October 1862 in Regensburg. Er studirte in Landshut zuerst Theologie, dann von 1815 an die Rechte, wurde 1818 zum Priester geweiht, im folgenden Jahre Lehrer am Progymnasium, 1822 Gymnasialprofessor am Erziehungsinstitute zu München. Im J. 1824 erhielt er eine Professur am neuen Gymnasium daselbst, im J. 1834 die Professur der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts am Lyceum in Freising, 1847 dieselbe Professur an der theologischen Facultät in München. Bereits 1843 wurde er zum erzbischöflichen geistlichen Rath ernannt, in München war er zugleich Beisitzer des geistlichen Gerichts. Von der theologischen Facultät in Prag wurde er 1848 beim 500jährigen Jubiläum zum Ehrendoctor ernannt. P. wird

von allen, die ihn genau kannten, als ein in jeder Hinsicht vortrefflicher Mensch geschildert, ebenso als ein guter Docent. Er war milde, objectiv, ein guter Katholik und warmer Patriot, Feind jedes Extremen. Das zeigt auch sein Hauptwerk. Schriften: Fortsetzung der „Annales Ingolstadienses“, Münch. 1859. 4. „Bibliotheca patristica“ 1841, 44. 2 Bde. (Patrologia generalis, specialis, letztere unvollständig). „Handbuch des gemeingültigen kathol. Kirchenrechts in steter Rücksicht auf das katholisch-kirchliche Territorialrecht in Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover und den übrigen deutschen Staaten bearbeitet“. 1846 in 2 Bden., 1853, 1856 in 1, 4. Aufl. Landsh. 1865 herausgeg. von Isid. Silbernagl nach dessen hinterlassenem Manuscript. Dieses sein Hauptwerk ist mit großem Fleiß und Geschick geschrieben, berechnet für den praktischen Geistlichen und Juristen. Beiden genügte es für die gewöhnlichen Vorkommnisse. Wissenschaftlich leidet es an dem Mangel gründlicher Quellenstudien und infolge davon auch der Genauigkeit, sowie an dem Abgang jeder Originalität. Gearbeitet an der Hand der Lehrbücher von Walter und Richter besteht sein eigentliches Verdienst in dem theilweisen Ergänzen des Stoffes jener für den practischen Gebrauch, ganz besonders in der größern, für das bairische Particularrecht durchweg ausreichenden, Heranziehung der positiven particularrechtlichen Bestimmungen. Neu im Vergleich zu den beiden genannten Büchern und den deutschen überhaupt ist die fleißige Compilation über den kirchlichen Proceß. Die historische Seite tritt ganz zurück. Die beiden Monographieen „Die kirchliche Baulast oder die Verbindlichkeit der baulichen Erhaltung und Wiederherstellung der Cultus-Gebäude. Aus den Quellen des gemeinen canonischen und bayrischen Particular-Rechts dargestellt“, 1852, 1856 und „Das Gesetz, die Sicherung, Fixirung und Ablösung der auf dem Zehntrecht lastenden kirchlichen Baupflicht betr., vom 28. Mai 1852 erläutert“ (3. Heft der „Gesetzgeb. des K. Bayern seit Maximilian II. mit Erläuterungen“) herausg. von C. F. Dollmann. Erl. 1852 ff. behandeln den Gegenstand nach allen Richtungen erschöpfend; die erstere darf als die beste und ausführlichste der neuern Schriften über die Baupflicht bezeichnet werden.

Baier. Zeit. Morgenbl. Nr. 283 von 1863. — Stadlbauer, Rectoratsrede v. 27. Juni 1863 zu München. — v. Schulte, Gesch. d. Quellen u. Liter. III. 1. S. 356. v. Schulte.

Permoser: Balthasar P., Bildhauer, wurde auf dem Nemair'schen Gute zu Kammer im Gerichte Traunstein, welches damals zu Salzburg gehörte, am 3. August 1651 geboren. Nach Füßli's Angaben soll zwar die Inschrift seines Grabsteines auf dem Friedrichstädter Gottesacker in Dresden als Geburtsort Kammerau im Pfälzischen Pfleggericht Kätzling und das Geburtsjahr 1650 angegeben haben, jedoch, obige Daten stammen aus den Pfarracten und sind vollständig correct. Als armer Hirtenjunge begann er instinctiv dem ihm innewohnenden künstlerischen Triebe zu folgen, schnitzelte in Holz, am eigenen Schäferstabe, als ihn ein Dorfmaler seiner Heimath, Guckenbieler, zu sich nahm, um ihm einigen Unterricht zu ertheilen. Dann kam er in Salzburg zu dem damals vielbeschäftigten Bildhauer Wilhelm Weißkircher in die Lehre, welcher am Dome und anderwärts große Aufträge besorgte. Das Tiroler Künstler-Lexikon behauptet, damals sei Joh. Nicolaus Moll, der spätere Schüler Raphael Donners bei P. in Salzburg gewesen, aber diese Angabe hat in der Chronologie ihre Schwierigkeiten, denn da jener Moll erst 1709 geboren ist, so müßte er in einer Zeit nach Salzburg gekommen sein, wo P. schon lange nicht mehr dort weilte. Verschiedene Autoren lassen P. nach seiner Schulzeit bei Weißkircher nun nach Wien ziehen, wo er die berühmte Statue des Prinzen Eugen fertigte, hierauf aber nach Italien. Mir scheint das Umgekehrte wahrscheinlicher, indem

aus Gründen des Stiles anzunehmen sein dürfte, daß der Künstler früher den Eindruck Bernini'scher Werke erhalten haben müsse, bevor er eine für diese Richtung so charakteristische Leistung schaffen konnte. Möglicherweise aber wirkte er zweimal in Wien, nämlich vor und nach dem italienischen Aufenthalte, denn einmal wird erzählt, daß in der Kaiserstadt an der Donau ein gewisser Knacker sein Lehrer gewesen sei. Da der junge Künstler die Bestellung eines so bedeutenden Werkes wie die Eugenfigur aber gewiß nicht als Lehrjunge erhalten haben wird, so wäre füglich noch an einen zweiten, späteren Aufenthalt in Wien zu denken. Uebrigens ist unter „Knacker" gewiß der bürgerliche Bildhauer Adam (alias Tobias) Kraker zu verstehen, von dem wir wissen, daß er an der Pestsäule auf dem Graben, am castrum doloris Joseph's I. 1711, ferner für die kaiserliche Gruft Arbeiten lieferte. Indessen ist die Eugenfigur weder damals noch später in Wien gemacht worden, sondern erst nach 1710 in Dresden. In Italien blieb P. vierzehn Jahre, wahrscheinlich von 1665 an, er fand an dem Großherzog von Toscana einen besonderen Gönner und hatte viel zu thun. An der Theatinerkirche in Florenz machte er die Statuen zweier Ordensheiligen in den Nischen der Façade, viele Kleinarbeit ferner in Elfenbein und Holz. Im J. 1704 folgte er einem Rufe Friedrichs I. nach Berlin, wo eine Anzahl religiöser sowie mythologischer Sculpturen entstanden. Für Charlottenburg fertigte er einen Herkules mit der Hydra, dann einen Amor als Bogenschnitzer, für den Grafen Reuß eine Gruppe Adam und Eva, für die Peterskirche das Epitaph des Medailleurs R. Fatz (gest. von Blasendorf) und die Kanzel, — beide 1730 im Feuer zu Grunde gegangen. Nach sechsjährigem Aufenthalte in Berlin berief den Künstler der König August II. 1710 nach Dresden, aber auch der Großherzog von Toscana bot ihm 1000 Thaler Jahresgehalt, wenn er wieder nach Florenz kommen wollte. Unter August II. wurde er Hofbildhauer. Dresden besitzt — oder besaß — sehr viele Arbeiten Permoser's. Im großen Garten stellte er die Figuren der Mutterliebe, der Malerei, der Sculptur, eine Mohrin mit einem Kinde, einen Mohren mit einem Fische auf, sie wurden im siebenjährigen Kriege zerstört. Für die katholische Kirche machte er über dem Taufstein ein Ecce homo aus sächsischem Marmor und einen heil. Johannes; in der Grotte des Zwingers Apollo, Minerva und Venus, 1716. An dem Gärtner'schen Haus hinter der Frauenkirche eine Portalgruppe, an dem Brauer'schen in der Neustadt einen Saturn, im Ertel'schen Garten Saturn, Venus und Amor, für den Axel'schen Garten in Leipzig die Colossalfiguren der Venus, Juno, Jupiter's und Mars, die holzgeschnitzte Kanzel in der Dresdner katholischen Kirche, Apollo und Minerva aus einheimischem Marmor, sein eigenes Grabmal mit einer Kreuzabnahme, im grünen Gewölbe ist eine sehr schöne Elfenbeingruppe Herkules und Omphale, bez. Balthasar Perm. inv. f., 31 cm hoch, Hagedorn besaß ein Relief vom selben Materiale, Mercur und Argus, endlich sah Verf. dieses vor einigen Jahren im Besitz einer Dame, welche im Geburtsort des Künstlers lebte, zwei seiner Elfenbeinreliefs, das eine Adam und Eva, das andere König August vorstellend. Endlich entstand Permoser's ausgezeichnetstes Werk, die jetzt im Belvedere zu Wien aufgestellte lebensgroße Marmorgruppe des Prinzen Eugen in Dresden. Wir entnehmen dies aus der Biographie des Bildhauers Joseph Winterhalter, welcher bei seiner Ankunft in Wien eben zugegen war, als das Werk von Dresden anlangte und von demselben, besonders von seinen technischen Vorzügen, begeistert war. Daß P. einer hohen Achtung sich erfreute, geht auch daraus hervor, daß der berühmte Raphael Donner beabsichtigte, sich zu ihm nach Dresden zu begeben; ob er es ausgeführt habe, wissen wir übrigens nicht. Die Gruppe ist äußerst barock in Erfindung und Ausführung, wie alle Schöpfungen des Künstlers von einer beinahe wilden

Genialität. Der Held steigt auf Wolken empor, wobei ihn zwei Frauen, der Ruhm und die Unsterblichkeit, umschweben, unten liegt ein besiegter Feind, dessen Kopf der Sage nach das Portrait des Künstlers sein soll. Da die Inschrift schon Karl VI. nennt, so ist das Werk nach 1712 entstanden. Wer der Besteller war und wann es in das Belvedere kam, ist unbekannt.

P. starb zu Dresden am 20. Februar 1732. Die Schule seines Geburtsorts, welche er 1692 mit einem Capital von 1000 fl. gegründet hatte, bewahrt noch sein Portrait; sein Vetter Michael Moser folgte ihm als königl. polnischer und sächsischer Hofbildhauer nach († 1751). P. war ein geistreicher, höchst origineller Plastiker, voll vom Feuer des Barockgeistes und als Mensch voll von Wunderlichkeiten. Stolz und eigensinnig hat er eine gewisse Aehnlichkeit mit Messerschmidt, auch von ihm wird erzählt, daß er fertige Arbeiten zerschlug, wenn der Preis zu hoch befunden wurde. Karl XII. von Schweden verehrte er besonders; als man fragte, warum er den König noch durch keines seiner Werke verherrlicht habe, zweifelte er, daß ihm derselbe sitzen würde, denn er sei so eigensinnig wie er selber und zwar mit Recht: „Denn er ist König und ich Künstler!“ Gegen die Mode seiner Zeit trug er einen langen Bart und soll sogar eine Schrift zur Ehrenrettung des Bartes geschrieben haben, welche aber Andere dem Ulrich König (s. A. D. B. XVI, 516) zusprechen.

Das Ausführlichste in Ilg's Aufsatz: Balthasar Permoser, Mittheil. der K. K. Central-Commission für Erhaltung der Kunstdenkmale, Wien 1878, S. LXVII ff. A. Ilg.

Perneder: Andreas P. (Pernoeder), bairischer Jurist und fruchtbarer Schriftsteller aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, über dessen Lebensumstände nur die Vorreden zu seinen hinterlassenen Werken einige zerstreute Aufschlüsse geben. — P., gegen Schluß des 15. Jahrhunderts zu Ried in Altbaiern geboren, wurde am 3. März 1518 an der Universität Ingolstadt immatriculirt, dann zum Unterrichter in München ernannt, und etwa drei Jahre später zum lateinischen und deutschen Secretarius, auch zum Hofrath bei Herzog Wilhelm V. von Baiern befördert, welche Stelle er bis zu seinem Tode (über 16 Jahre bekleidete. Nach einer alten Aufzeichnung im cod. germ. N. 1594 Fol. der Münchner Hof- und Staats-Bibliothek starb „Pernöder den 19. Decembris Anno 1543 zur München und wurde in der Parfüsser-Kirchen begraben.“ P. war verheirathet und dessen Ehe mit Kindern gesegnet. Seine Tochter Anna (mit Georg Reitmor aus Deutenhofen, des Innern Rathes zu München verheirathet) scheint höhere Bildung genossen zu haben. Ihr verdankt man die Rettung und Erhaltung von Jürg Kazmair's Münchner Gedenkbuch, einem der wenigen historiographischen Ueberbleibsel dieser Art, — „welche alte unlesliche geschrifft Anna Reitmorin (laut ihrer Meldung) an einem unzimlichen verworfen orth funden und mit grosser muhe abgeschriben.“ Außerdem besaß sie neben vielen alten Drucken, die sie an die „fürstliche Liberey abgeben“, auch die von ihrem Vater überarbeiteten Handschriften seiner verschiedenen Werke. Sie behändigte letztere ihrem Schwiegersohne, Octavianus Schrenk, churbairischem Regimentsrath zu Straubing, später fürstbischöflichem zu Würzburg, welcher 1573 eine neue Auflage der Werke Perneder's veranstaltete. — P. war ein tüchtiger, gelehrter Praktiker, der sich mit dem Gedanken trug, das gesammte Recht (Privatrecht, (Institutionen) Civilproceß, Lehen- und Strafrecht sammt Notariat) nach Art des Laienspiegels und an dessen Stelle für seine Fachgenossen unter besonderer Berücksichtigung der in Baiern geltenden Rechte und Gewohnheiten in Form von Compendien zu bearbeiten, jedoch durch einen vorzeitigen Tod abgehalten wurde, die einzelnen Theile zu einem systematischen Ganzen zu vereinen und druckfertig zu machen; denn Schrenk bemerkt in der Vorrede zur Malefizordnung

ausdrücklich: „und hat sie vom Autore selbst/als der mit dem zeitlichen Todt zu früh kommen/nit können in ein recht Richtigkeit gebracht werden.“ Der Ingolstädter Professor und nachmalige Kanzler von Freising Wolfgang Hunger (s. A. D. B. XIII, S. 414) gab theilweise nach ungenauen Abschriften und handschriftlichen Fragmenten 1544 Perneder's gesammten litterarischen Nachlaß heraus und versah die einzelnen Theile mit Widmungen und längeren Vorreden. Perneder's drei Hauptwerke (Institutionen, Proceß und Malefiz-Ordnung) gehören zu den vielgebrauchtesten und besten Schriften popularisirender Richtung; sie sind trotz sklavischen Anschlusses an die fremden Rechtsquellen der erste Versuch eines in der Praxis wohlbewanderten Mannes, einheimisches und ausländisches Recht in einem der Legalordnung verwandten System zu verbinden. Zuerst erschienen: „Justiniani Institutiones, das ist ein Auszug und Anzaigung etlicher geschriebener keyserlicher u. des heyligen Reichs Rechten, wie die gegenwertige Zeit in Übung gehalten werden“ ꝛc. ꝛc., theils Uebersetzung theils Bearbeitung und Ergänzung der Institutionen durch Hinweis auf „gemeinen Gebrauch“, das bairische Landrecht, die Wormser, Nürnberger und Freiburger Reformation. Hunger widmet in der Vorrede (geben zu Ingolstatt Sambstag nach Richardi den 9. Febr. 1544) das Werk „so viel mehr dem Herzog Albrecht, als ihm nicht zweifelte, wo P. länger im Leben blieben / er würde ihm selbs keinen andern Patron gesucht haben.“ Der Herausgeber bemerkt noch, er habe „auf Befelch des Durchlauchtigen Fürsten Wilhelm, Albrechts Vater, S. F. Gnaden Herzog Albrecht nächst-verschienes Jahr (1543) die Institutionen zum guten theyl inn offener Schul (zu Ingolstadt) möglichs Fleiß vorgelesen“; nun aber habe sie P. „mit fürbindig reiner, zierlicher und verständlicher Sprach verteutscht, — — — und seien die bisher erkandten Verdolmetscher / diesen so wenig / als der Schatten einer lebendigen Person zu vergleichen.“ Den Institutionen folgte nach einer 1532 von P. überarbeiteten Handschrift der aus sechs Theilen bestehende „Gerichtliche Proceß, in welchem die gemainen geschriebenen weltlichen und geistlichen Recht auf alle und jede Artikul allegirt werden“ ꝛc. ꝛc. Da der Verfasser die bairische Praxis und die Kammergerichtsordnung berücksichtigte, fand das Buch bei den Praktikern rasche und günstige Aufnahme, und diente dessen Inhalt den Gerichtshöfen bei ihren Entscheidungen zur Richtschnur. Nach der Vorrede hatte der Herausgeber das Manuscript von Magister Simon Minervius, Unterrichter zu München und Perneder's vertrautestem Freunde, erhalten. Etwas später veröffentlichte Hunger eine „Verteutschung des Lehenrechts“, wobei die libri feudorum und die damalige Litteratur benutzt sind. Diesem Buche wurde irriger Weise „die Halsgerichtsordnung oder von Straff und Peen aller und jeder Malefizhandlungen ein kurzer Bericht —“ angereiht, während sie vom Verfasser als Anhang der Institutionen gedacht war. Diese H. G. O., welche (nach Wächter, Arch. des Crim.-Rs. Neue Folge Jahrg. 1842 S. 82 u. ff.) unter dem Titel „tractaet Crimineel muthmaßlich von Jacob Salwächter auch ins Holländische übertragen wurde, nimmt in der juristischen Litteratur- und Criminalrechts-Geschichte einen hervorragenden Platz ein. Sie ist nicht bloß das erste nach der Carolina in Deutschland erschienene System des Strafrechts, sondern blieb bis ins 17. Jahrhundert die hauptsächlichste Grundlage der juristischen Criminal-Litteratur. Gobler's Proceß- und Rechtenspiegel, Rauchdorns Practica, ebenso die Werke von Dorneck, König und Sawr haben größtentheils unmittelbar aus Perneder geschöpft. Daneben übte diese H.G.O. einen weitreichenden, hauptsächlich über Süddeutschland sich erstreckenden Einfluß auf die Rechtsprechung und liefert somit ein treues Bild der damaligen Strafrechtspraxis. Die Perneder'sche H.G.O. umfaßt Strafrecht sammt Proceß nach

Maßgabe des römischen Rechtes und der italienischen Litteratur; nebenbei sind das bairische Landrecht, die goldene Bulle und die tiroler Malefizordnung benützt. Der Verfasser hinterließ von diesem Werke zwei verschiedene Manuscripte; ein älteres, etwa 1530 vollendetes, welches daher die Carolina nicht kennt; dieses legte Hunger seiner Publication zu Grunde. Später nach Verkündung der Carolina hat P. dasselbe nochmals durchgesehen, und durch Verweisungen auf die Carolina und Citate aus derselben ergänzt. Dieses spätere Exemplar benützte Schrenk bei der Ausgabe von 1573; zugleich theilte er das Buch in zehn Titel, d. h. in numerirte Artikel, und vermehrte es nahezu um das Doppelte. Es ist höchst beachtenswerth, daß die Hunger'sche Ausgabe trotz Nichtberücksichtigung der Carolina bis 1573 in zahlreichen Auflagen gedruckt wurde; ein neuer Beleg für den Umstand, daß letztere nur sehr langsam und allmählich bei den Gerichtshöfen Eingang fand. Als Anhang zu vorstehenden vier Werken gab Hunger noch heraus: „Summa Rolandina, das ist: ein kurz Bericht von allerhand Tractaten und Testamenten" 2c. 2c. „Item Bartholomaei Socini U. J. D. Regulae juris, ein Tractat der Regeln — sampt den davon ausgenommenen Fällen oder Fallentien B. Socini." Rolandinus Rodulphini Passagerii, erster Notar zu Bologna, wo er 1300 im 80. Lebensjahre starb und solches Ansehen genoß, daß ihm die Republik eine eigene Leibwache hielt, verfaßte als Hauptwerk die „Summa artis notariae" für letzte Willen, Verträge und Gerichtsverfahren. Da kein Notar vom 14.—17. Jahrhundert dieses Büchlein entbehren zu können glaubte, besteht es in zahlreichen Handschriften und Auflagen, wurde auch wiederholt commentirt. Unser Autor gibt eine deutsche Bearbeitung einiger freigewählter Stücke, die er zugleich erläuterte. — Wesentlich umgestaltet verließ Perneder's Summa Rolandina zuletzt die Presse noch 1725 unter dem apokryphen Titel: „Andr. Perneder's vollständige Nachricht von Testamenten und Codicillen — nach des Autors Tod durch und durch verbessert — von W. Hunger, J. U. D. u. Professor zu Ingolstadt" (Frankf. u. Leipzig). — Die lange Zeit sehr geschätzten Regulae juris wurden dem gefeierten Rechtslehrer Bartholomäus Socinus zugeschrieben, der 1436 in Siena geboren, 1507 als Privatmann gestorben ist. Nach Hunger soll indeß Socinus nicht nur gegen die Urheberschaft des Buches Einsprache, sondern gegen den Drucker sogar Injurienklage erhoben haben. P. übertrug diese regulae juris frei ins Deutsche und fügte ihnen praktische Erläuterungen an. — Es ist bereits hervorgehoben worden, daß Perneder's Schriften große und rasche Verbreitung fanden, daß sie allmählich in den Händen der meisten Praktiker waren, und daß sie von den Gerichtshöfen bei deren Entscheidungen vorzugsweise zu Rath gezogen wurden. Hierdurch erklärt sich auch, daß Hunger's Ausgabe von 1544 bis 1571 mindestens 16 mal aufgelegt wurde! Hirsch (Millenarius IV. typis exscriptorum librorum, pag. 71) erwähnt bereits aus dem dem Publicationsjahre folgenden (1545) eine dritte, bei Alex. Weißenhorn in Ingolstadt gedruckte, und hieran reihten sich jene von 1546. 1547. 1549. 1550. 1551. 1555. 1556. 1559. 1561. 1563. 1564. 1567. 1571 (Folio). 1573 veranstaltete der bereits genannte D. Octavianus Schrenk mit Hilfe der vom Verfasser selbst durchgesehenen Manuscripte (welche er von seiner gleichfalls früher erwähnten Schwiegermutter, Anna Reitmorin, erhalten) eine revidirte Ausgabe der Perneder'schen Schriften, wovon drei Auflagen bekannt sind (1573. 1578. 1581). Eine weitere dritte Ausgabe besorgte die Eder'sche Officin zu Ingolstadt 1592, wovon 1600 und 1614 neue Abdrucke erschienen. Auf dem Titel der Institutionen-Ausgabe ist der fürstlich baierische Rath Dr. Rochus Freymann v. Obernhausen genannt; allein dieser war schon 1583 mit Tod abgegangen, und wurde von dem Verleger nur deshalb auf den Titel gesetzt, um durch einen bekannten und gefeierten

Gelehrten-Namen seinem Unternehmen höheren Glanz und einen größeren Absatz zu sichern. — Es ist in der That staunenswerth, daß P., welcher im besten Mannesalter vom Tode ereilt wurde, Zeit fand, neben dem laufenden Dienste und den hier aufgezählten juristischen Arbeiten als vertrauter Diener Herzog Albrechts wiederholt auch noch wichtige Sendungen und auswärtige Geschäfte zu übernehmen und außerdem geschichtliche Annalen über die Jahre 1506 bis 1529 zu schreiben. Letztere behandeln auf 48 Blättern hauptsächlich „was sich im Bauernkrieg in Bayern, dem türkischen Zug und den Wiedertauffern begeben", greifen aber auch auf den Landshuter Erbfolgekrieg u. dergl. zurück. Das Manuscript kam vom Kloster Benedictbeuren auf die Münchner Hof- und Staatsbibliothek, wo es als Theil des eingangs erwähnten cod. germ. 1594 aufbewahrt wird.

W. Hungers Vorreden v. 1544 und jene des Octav. Schrenk v. 1573. — Beiträge z. kritischen Historie der deutschen Sprache ꝛc. 9. St. S. 151—156. — Kobolt, Baier. Gel.-Lex. I. S. 507. — Wächter im Arch. f. Crim.-Recht. N. F. 1836. S. 120—126. — Hälschner, das preuß. Strafr. 1. Thl. 119 u. 120. — Stintzing, Gesch. d. deutsch. Rechtswissenschaft. 1. Abth., 573—579. — Stobbe, deutsche R.-Quellen. I. 2. S. 173 N. 3. — Geib, Lehrbuch des deutschen Straf-R's. I. S. 286 u. 287.

(Ueber Anna Reitmor) Chroniken d. deutschen Städte. Bd. 15. S. 456—61.

Eisenhart.

Pernice: Ludwig Wilhelm Anton P., namhafter Jurist, geb. am 11. Juni 1799 zu Halle, aus einer aus Oberitalien eingewanderten Familie, besuchte das Pädagogium seiner Vaterstadt und widmete sich seit 1817 auf den Universitäten zu Halle, Berlin und Göttingen juristischen, insbesondere rechtsgeschichtlichen und staatsrechtlichen Studien. Nachdem er zu Göttingen die philosophische und juristische Doctorwürde erlangt, habilitirte er sich 1821 zu Halle in der juristischen Facultät, wo er Vorlesungen über die Institutionen und über Rechtsgeschichte, sowie über Staats- und Völkerrecht hielt. Auch las er schon damals über Lehnrecht, für welches er sein ganzes Leben hindurch mit Vorliebe thätig blieb. Bald erhielt P. eine außerordentliche und 1825 eine ordentliche Professur. Seit 1826 begann auch seine publicistische Thätigkeit, vor allem als Vertheidiger der seit 1806 mediatisirten Fürsten und Grafen. P. ward 1827 Unterbibliothekar an der Universitätsbibliothek, 1830 Censor für juristische, zeitgeschichtliche und philosophische Schriften, 1832 Mitglied des akademischen Spruchcollegiums, dessen Viceordinariat er 1833 übernahm. Einen Ruf nach Göttingen 1838, an Albrecht's Stelle, lehnte er ab, ebenso 1840 das Anerbieten des Herzogs Heinrich von Köthen, als Wirkl. Geheimrath und Regierungspräsident in dessen Dienste zu treten. 1844 erfolgte Pernice's Ernennung zum außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten und Curator der Universität Halle mit dem Titel eines Geh. Regierungsraths, ein Jahr darauf die zum Director des halleschen Schöppenstuhls. Schon vorher (1832) war ihm das Ordinariat des Spruchsenats übertragen worden. Wegen vermehrter Berufsarbeiten sah sich P. um diese Zeit genöthigt, seiner akademischen Lehrthätigkeit zu entsagen, die er jedoch im J. 1849 wieder aufnahm. 1852 begann mit seiner Wahl zum Deputirten für Wittenberg seine parlamentarische Thätigkeit. Seit 1854 lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses, vertrat er die Tendenzen der Feudalpartei. Auf Befehl des Königs von Preußen verfaßte er (1851) ein Gutachten in der schleswig-holsteinischen Erbfolgefrage, schrieb mehrere Gutachten in der altenburgischen Domänenangelegenheit, war Rechtsconsulent der anhaltischen Landschaft (deren Beschwerdeschrift an den Bundesrath von ihm her-

rührt) u. s. w. P. starb am 16. Juli 1861 zu Halle. Seine wissenschaftliche Hauptleistung ist „Geschichte, Alterthümer und Institutionen des römischen Rechts“ (1821; 2. Aufl. 1823). Von seinen publicistischen Schriften sind die wichtigsten: „Observationes de principum comitumque imperii germanici inde a MDCCCVI subjectorum juris privati mutata ratione“ (1827); „Quaestiones de jure publico Germanico“, 3 Hefte (Halle 1831); „Commentatio, qua de jure quaeritur, quo principes Hohenloënses tanquam comites Gleichenses duci Saxoniae Coburgensi et Gothano subjecti sint“ (1835); „Codex iuris municipalis Halensis“ (1839); „De sancta confoederatione“ (1855); „Commentatio de singulari dynastiae Schauenae iure“ (1854). Unter Pernice's Rechtsgutachten und sonstigen Staatsschriften ist besonders die Arbeit über „Die staatsrechtlichen Verhältnisse des gräflichen Hauses Giech“ (1859) von Bedeutung für die Kenntniß der Rechtsverhältnisse des deutschen hohen Adels. Vgl. Pernice, Savigny, Stahl (1862).

Victor Anton Herbert P., zweiter Sohn des Vorigen, geb. am 14. April 1832 in Halle, erhielt seine Vorbildung auf der Landesschule Pforta und widmete sich seit 1851 erst auf der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Bonn und Berlin philologischen und juristischen Studien. Nachdem er mit seiner Uebersetzung und Ausgabe der „Frösche“ des Aristophanes (1856) und durch drei juristische Preisschriften von seinen ausgebreiteten Kenntnissen Proben abgelegt und sowohl die philosophische (1854 zu Leipzig) wie die juristische Doctorwürde (1855 zu Halle) erlangt, habilitirte er sich 1856 zu Berlin für römisches Recht. Bereits gegen Ende 1857 folgte er einem Rufe als Professor der Rechte nach Göttingen. Hier war er vorzugsweise auf den verschiedenen Gebieten des Staatsrechts thätig, las aber auch über Geschichte und Institutionen des römischen Rechts, sowie über Civilproceß. 1862 wurde er zum Mitglied der hannoverschen Kammer ernannt. Infolge der Ereignisse des Jahres 1866 gab P. seine Professur auf und trat in die Dienste des Kurfürsten von Hessen, als dessen Bevollmächtigter er 1867 in Berlin beschäftigt war. Von seinen publicistischen Arbeiten sind hervorzuheben: „Denkschrift über die anhaltische Verfassung“ (1862) und „Zur Würdigung der v. Warnstedt'schen Schrift: Staats- und Erbrecht der Herzogthümer Schleswig-Holstein, u. s. w.“ (1864). Als Vertheidiger der gottorpischen Rechte ist P. Hauptverfasser der „Oldenburger Staatsschrift“ (1864) sowie der „Kritischen Erörterungen zur schleswig-holsteinischen Successionsfrage“ (2 Bände. 1866). Dazu kamen später „Die Verfassungsrechte der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie“ (1. Heft 1872). Von seinen romanistischen Schriften sind zu nennen: „Commentationes iuris Romani duae“ (1855) und „Miscellanea zur Rechtsgeschichte und Textkritik“ (Heft 1 1869). Er starb zu Halle auf einer Reise am 21. April 1875.

Vgl. Brockhaus' Conversationslex. 12. Aufl. (Nach gütiger Mittheilung der Redaction ist die Richtigkeit der Angaben seitens der Familie controlirt.)

Pernstein: Johann X., Freiherr v. P., kaiserl. und königl. Feldzeugmeister, geboren wahrscheinlich zu Böhmen in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, gefallen bei Raab in Ungarn am 29. September 1597, war der Sohn des 1587 verstorbenen Großkanzlers von Böhmen und Oberststallmeisters dreier Kaiser, Wratislaw II., Freiherrn v. P., welcher als hilfreicher Gönner seiner Untergebenen, sowie als Förderer von Kunst und Wissen in großem Ansehen stand und des von ihm betriebenen Aufwandes wegen „der Prachtliebende“ genannt wurde. Johann v. P. werden dagegen viele, namentlich mathematische Kenntnisse, dann die Eigenschaften des persönlichen Muthes, der Gesinnungs-

tüchtigkeit, Thatenlust als auch des Strebens nach einem in Kampf und Gefahr zu erreichenden hohen Ziele nachgerühmt. Dieses suchte er in kaiserlichen Kriegsdiensten, in welchen er 1591 unter seinem Meister und Vorbilde Alexander Farnese von Parma bei der Bekämpfung des Aufstandes in den Niederlanden eine Abtheilung spanischer Truppen befehligte. Schon damals wurde er dem Kaiser als sehr entschlossen und in jedweder Beziehung verwendbar bezeichnet, worauf ihn dieser nebst Salentin v. Isenburg und dem Grafen von der Lippe zu Gesandten ernannte, welche mit den Niederländern ein Abkommen zu vermitteln hatten. Als dieses Unternehmen aber ohne den gewünschten Erfolg blieb, da trat P. wieder in den Kriegsdienst und befand sich 1593 auf dem Zuge nach der Oise unter Mansfeld stets in den vordersten Reihen. Später wurde ihm die selbständige Wegnahme des Schlosses Neuville übertragen. Mit nur zwei deutschen Regimentern, zwei päpstlichen Schwadronen und zwei Kanonen ohne Munition wagte es P., die Aufforderung zur Uebergabe zu stellen. Auch an den nächsten zwei Feldzügen soll er so ausgezeichneten Antheil genommen haben, daß der provisorische General-Gubernator der Niederlande, der mannhafte Graf Fuentes, sich P. zum Begleiter und Nebenmanne erkor, als er im October 1595 sein Volk zum Hauptsturme gegen die vor Cambrai gelegte Bresche führte. Bei dieser auf neueren Forschungen beruhenden Angabe muß aber angenommen werden, es seien die Mittheilungen irrig, welche P. im J. 1595 bei der Einnahme der Veste Kochern (Kobern) und beim Siege von Gran am 4. August thätig erklären. Gewiß ist dagegen Pernstein's voranleuchtendes Verhalten 1596 bei Keresztes (lateinisch Agria) am 23. und 24. October, welcher Ort längere Zeit hindurch von der Geschichtschreibung mit Agram verwechselt wurde. Dort hat er als Feldzeugmeister und nach damaligem Gebrauche Director aller Geschütze und Kriegsmaschinen mit vieler Einsicht und Kriegserfahrung gewirkt und zum günstigen Ausgange des ersten Tages wesentlich beigetragen. Noch hervortretender war aber seine Thatkraft und Unerschrockenheit am zweiten Tage bei dem mißglückten Versuche, die durch Beutegier vollkommen in Unordnung gerathenen Schaaren im Verein mit Palffy und dem Markgrafen von Burgau zu sammeln und den neuerlichen Angriff der Türken abzuwehren. Eine besondere Erinnerung knüpft sich ferner an seine Thätigkeit im Feldzuge 1597, während welchem er bei Dotis am 19. Mai die ihm in den Niederlanden bekannt gewordenen Petarden in Anwendung brachte, der Erste auf der Sturmleiter stand und den Pascha sammt dessen Angehörigen zu Gefangenen machte. Seit dieser Zeit sollen auch die Petarden „Pernstein'sche Maschinen“ genannt worden sein; nach anderen Angaben verfertigte jedoch diese Vorrichtungen zum Sprengen von Thoren der kaiserliche Feldzeugmeister und Arsenaldirector zu Wien Johann Albert Freiherr von Sprinzenstein und kamen dieselben erst 1598 bei der Eroberung von Raab in Anwendung. An diesem Kampfe hatte aber P. keinen Antheil mehr; er fiel getroffen von einer 30pfündigen Stückkugel schon den 29. September 1597 bei Raab gelegentlich seiner täglichen Visitirung der Belagerungsarbeiten und wurde sein Ableben im ganzen Lande tief betrauert. Denn mit P. erlosch für die nächste Zeit der alles fördernde Unternehmungssinn im Heere und verloren war der Einfluß, den er selbst in den bedenklichsten Lagen auf das Ausharren seiner Schaaren zu nehmen wußte. Ja, es wurde sogar die Belagerung von Raab aufgegeben, welche zur Sicherung von Wien und der kaiserlichen Erbstaaten unternommen worden war und in P., dem scharfsinnigen und kühnen Streiter gegen die Türkenbedrängnisse, ihren eifrigsten Vertreter hatte.

Schweigerd, Oesterreichs Helden und Heerführer. 1. Th. Leipzig 1852. — Wolny, Taschenb. f. d. Gesch. Mährens &c. Brünn 1826. — Hormayr,

Taschenb. f. d. vaterl. Gesch. Wien 1827. — Ersch u. Gruber, Allg. Encyklopädie 2c. 3. Sect. 17. Th. Leipzig 1842. Sch.

Perret: Jodocus P., Jesuit im 17. Jahrhundert, veröffentlichte „Epitome philosophiae recentioris“, München 1668, „Placita veterum philosophorum“, Dillingen 1671. Reusch.

Perschke: Christian Gottlieb P. ward geboren 1756 zu Insterburg in Preußen, vorgebildet auf dem Fridericianum zu Königsberg und dem Gymnasium zu Danzig, studirte in Göttingen Theologie und Philologie, wurde 1777 Lehrer in Kloster Berge bei Magdeburg, mußte aber diese Stelle niederlegen, weil er von seinen Basedow'schen philanthropinistischen Grillen nicht lassen wollte. Nachdem er eine Zeit lang in Magdeburg als Privatgelehrter gelebt, ward er 1780 Rector einer Schule zu Sulau in Oberschlesien. 1782 errichtete er eine neue Lehranstalt zu Weissig. Auf dem Titelblatt seines Werkes über Psalm 110 (s. unten) nennt er sich „Rath u. Prediger“ (1788). Woher diese Prädicate stammen, war für uns nicht zu ergründen. Er starb am 16. April 1808. — Er schrieb ein Lesebuch für Kinder in sechs Bänden, betitelt „der Jugendbeobachter“, 1776—1780; ferner veröffentlichte er 1779 seine in Kloster Berge gehaltenen Religionsvorträge, außerdem eine Schrift über den Theologen G. T. Zachariae zu Kiel 1777, zahlreiche Aufsätze im Matthisson'schen Freidenker, 1781, eine „Orthometrie“ für solche, welche die Absicht hegten, Dichter zu werden, 1808 (erschienen aus seinem Nachlasse). Die Wissenschaft des Alten Testaments verdankt ihm einen Commentar über den Propheten Habakuk nebst deutscher Uebersetzung 1777, welcher nunmehr zur Makulatur herabgesunken ist. Außerdem veröffentlichte er eine polemische Schrift gegen Mendelssohn's Auslegung des 110. Psalms nebst Herrn Friedländers Commentar darüber, 1788, in welcher er Mendelssohn's historische Deutung des Psalms auf die Erbauung von Rabba (vgl. Ps. 110, 6; 2. Sam. 12, 26—31) verwarf und demselben eine messianische Beziehung gab (vgl. hiezu Eichhorn, allg. Bibl. der bibl. Litt. Bd. 2. S. 349—351). — Sonst s. allg. Encykl. III, 17, S. 291, wo auch die genauen Titel der übrigen Schriften und in Anm. 8 andere biographische Quellen angeführt sind. C. Siegfried.

Persius: Friedrich Ludwig P., Architekt, wurde am 15. Februar 1803 zu Potsdam geboren und starb daselbst am 12. Juli 1845 als Oberbaurath, Mitglied der Oberbaudeputation und Hofarchitekt des Königs Friedrich Wilhelm IV. Die während seiner kurzen Lebensdauer entstandenen Bauten und Entwürfe bezeugen ein energisches Streben, begleitet von einer gesunden und vornehmen Kunstanschauung. Den Grundzug seiner künstlerischen Thätigkeit bestimmte ein vorwiegend malerisches Princip. Im eigentlich architektonischen Sinne folgte er im Anschluß an die durch die Antike überlieferten Bauformen und Schmuckdetails der durch Schinkel vertretenen Richtung bei steter Berücksichtigung moderner Zwecke. Wo das Wesen der Aufgabe, der Wille des Bauherrn oder der Charakter der Gegend es gebot, ließ er auch den Einfluß anderer Baustile, altchristliche oder romanisch-italische, gothische und Renaissance-Muster gelten, deren Hauptelemente er in mannigfachen Combinationen zu verwerthen verstand. Noch in jugendlichem Alter übernahm P. seit 1821 nach Schinkel's Entwürfen die Ausführung des Schloß- und Kirchenbaues auf den Gütern des Grafen Potocki bei Krakau. Von dort nach seiner Heimath zurückgekehrt, leitete er seit 1824 theils nach Schinkel's, theils nach eigenen Plänen die baulichen Anlagen zu Klein-Glienike, Babelsberg und Charlottenhof. Die begeisterte Kunstliebe des Königs stellte dem jungen Baumeister eine Reihe neuer Aufgaben. P. wurde auf dem Gebiete der Architektur bald der Vertraute und stets

gewandte Vollstrecker der Ideen seines kunstsinnigen Herrn. Ein größeres Interesse als seine Vorgänger wandte Friedrich Wilhelm IV. dem Kirchenbaue zu. Er beauftragte zunächst P. mit der Ausarbeitung der Schinkel'schen Entwürfe für den über der Kreuzung aufsteigenden hohen Kuppelbau der Nicolai-Stadtkirche zu Potsdam mit der geeigneten Abänderung, daß die Ecken des Unterbaues verstärkt wurden. Angeregt durch den Besuch Italiens faßte der König eine besondere Vorliebe für die Form der altchristlichen Basilika. Eine in der stilistischen Haltung verwandte Anlage ist die 1841 von P. begonnene einschiffige Kirche zu Sacrow bei Potsdam, ein Backsteinrohbau mit Vorhofanlage und offener, rings um die ganze Kirche sich ziehender Bogenhalle, welcher sich mit dem isolirten Glockenthurm malerisch an der weiten Wasserfläche der Havel erhebt. Eine Lieblingsschöpfung Friedrich Wilhelm IV. ist die 1845 am südöstlichen Ende des Parkes von Sanssouci errichtete neue Friedenskirche, deren Entwurf in seinen glücklich getroffenen Maaßverhältnissen den geläuterten Geschmack des Meisters bezeugt. Die Anlage des Innern weist auf das Vorbild der alten Basilika von S. Clemente in Rom hin. Mit dem gesonderten Thurme und dem durch die plastischen Gruppen von Rauch und Rietschel geschmückten Säulenatrium, mit den Bogengängen längs des Wassers und einem zweiten später hinzugefügten Hof mit Halle, den Wohngebäuden und einem Eingangsthor bildet die Friedenskirche in stimmungsvoller landschaftlicher Umgebung eine harmonisch in sich abgeschlossene mannigfache Gruppe von Bauwerken. Auch seine Idee zu einem protestantischen Dome in Berlin ließ Friedrich Wilhelm IV. durch P. entwerfen.

Von Profanbauten leitete P. seit 1840 unter der Regierung desselben Königs den Erweiterungsbau des Schlosses zu Sanssouci, sowie den Um- und Neubau der zugehörigen Nebengebäude für die Hofhaltung. Der reicher und stattlicher entwickelte Theil des Schlosses auf der waldigen Anhöhe von Babelsberg, welcher von dem ursprünglichen Plane Schinkels abweicht, wurde nach den Persius'schen Rissen, jedoch in stilistischer Uebereinstimmung mit den bereits ausgeführten Partien durch den Baumeister Gottgetreu ausgeführt. Für die sinnige Belebung der Landschaften durch Bauten verstand P. ganz im Geiste Schinkel's fortzuwirken. Seine erfindungsreiche, sich den gegebenen Verhältnissen leicht anschmiegende Auffassung ermöglichte ihm die künstlerische Umgestaltung selbst veralteter Formen in die eleganteſten baulichen Erscheinungen, wie u. a. die Hofgärtner Sello'sche Dienstwohnung und die Kabinetshäuser zu Sanssouci beweisen.

Zahlreiche Nutzbauten, z. B. die im dortigen Wildpark malerisch gelegenen Wohnungen der Förster, kleinere Landhäuser im neuen Garten und die am äußersten Ende desselben umgebaute Meierei in englisch-gothischem Stile, sowie die reizvollen Fasaneriegebäude hinter Charlottenhof wurden von P. in glücklicher Abwechslung mit sorglichem Geschmack in den Rahmen der Landschaft eingepaßt. Durch Anmuth und edle Verhältnisse sind ferner die kleineren Bauwerke von P. besonders anziehend, wie die nach dem choragischen Monument des Lysikrates componirte „Rotunde" vor dem Schloß zu Glienike, mehrere bedeckte Ruheplätze, Quelleneinfassungen, Lauben und Thoreingänge. Auch das an den Ufern der Havel, in der Nähe des Babelsberger Schlosses gelegene Dampfmaschinenhaus in maurischem Stil, dem sich in günstiger Gruppirung ein Thurm mit dem Wasserreservoir und eine Gärtnerwohnung anschließen, sowie das weiter im Innern des Parkes gelegene Matrosenhaus und mehrere als wehrhafte Bauten charakterisirte Militärmagazine am Fuße des Brauhausberges bei Potsdam sind nach Plänen von P. erbaut, der sogar für Aufgaben, wie die bereits von Friedrich d. Gr. beabsichtigten großartigen Fontainenanlagen in den Gärten von Sanssouci unter Beirath von Beix die passende Lösung fand. Zu fast

sämmtlichen nach seinem Tode unter der Regierung Friedrich Wilhelm IV. in der Umgegend von Potsdam noch zur Ausführung bestimmten Bauten, namentlich auch für die Orangerie-Gebäude zu Sanssouci, hatte P. bereits mehrfach Pläne und Skizzen ausgearbeitet. Vor allem aber bildete P. die Villenarchitektur im Sinne Schinkel's weiter, sodaß seine baulichen Anlagen mit der nächsten Umgebung auf eine sinnige Weise in gegenseitige Beziehung treten. Die auf heiteren Lebensgenuß gerichtete Bauweise, wie sie in dem leichten und anmuthigen Villenstil der italienischen Renaissance zur Anwendung gelangt ist, diente ihm naturgemäß als Vorbild, wobei auch Motive, welche das antike Wohnhaus der Griechen und Römer darbietet, zur Geltung gelangten und namentlich die Andeutungen des jüngeren Plinius in der Beschreibung seines Tuscum und Laurentianum zum Theil maßgebend waren. Beispiele derartiger Bauten von P. sind u. a. die Villa Jakobs und die reicher gruppirte Villa Schöningen an der Glieniker Brücke bei Potsdam.

In Berlin erbaute P. auf Anregung Friedrich Wilhelm IV. das bekannte Kroll'sche Etablissement an der Westseite des Königsplatzes im Thiergarten (nach dem Brande von 1852 von Ed. Tietz neu erbaut) und mehrere Privathäuser. Auch dem von Stein 1845—1847 ausgeführten Backsteinbau der Kirche von Bethanien, einer kleinen dreischiffigen Säulen- und Pfeiler-Basilika mit Holzdecke und zwei Emporen liegt eine Zeichnung von P. zu Grunde. Seine Thätigkeit war endlich für mannigfache Bauten auf den Besitzungen des Prinzen Friedrich der Niederlande, des Fürsten Pückler-Muskau u. A. in Anspruch genommen. Von einer Kunstreise aus Italien im Frühjahr 1845 heimgekehrt, setzte ein früher Tod seinem inhaltsreichen Leben ein Ziel.

Königl. privilegirte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen. 1845. Nr. 162. 15. Juli. — Architektonische Entwürfe für den Umbau vorhandener Gebäude, hrsg. von Persius. Potsdam 1843. — Allg. Bauzeitung, red. u. hrsg. v. Christ. Friedr. Ludw. Förster. 10. Jahrg. 1845. Wien. S. 275—284 u. 344—359. — Alfred Woltmann, die Baugeschichte Berlins bis auf die Gegenwart. Berlin 1872. — Berlin und seine Bauten. Hrsg. v. Architekten-Verein zu Berlin. Berlin 1877. v. Donop.

Persona: s. **Gobelinus**, A. D. B. IX, 300.

Perthaler: Hanns Alois P. wurde am 31. October 1816 im Dörfchen Olang im Pusterthale geboren, wo sein Vater die Stelle eines k. k. Districtsarztes bekleidete. Letzterer wurde im Jahre 1827 in gleicher Eigenschaft nach Murau in Steiermark versetzt, sein Sohn Hanns aber trat 1828 in das Gymnasium zu Judenburg, wo er sich bald durch seine außergewöhnliche Begabung bemerkbar machte und über den Kreis der Gymnasiallehrgegenstände hinaus auf dem Gebiete fremder Sprachen und der Geschichte sich Kenntnisse zu erwerben trachtete. Eine ungemein poetisch angelegte Natur, begeisterte er sich an dem Vorbilde des Dichters der Jugend, Schiller, und ohne den Hauptweg seiner eigentlichen Studien aus dem Auge zu verlieren, erging er sich auf romantischen Seitenpfaden der Poesie. Nach ausgezeichneter Absolvirung der humanistischen Fächer im Jahre 1835 oblag er in Innsbruck dem philosophischen und juridischen Studium, welches er vom Herbste 1838 an in Wien fortsetzte und daselbst 1840 beendete. Es ist besonders erwähnenswerth, daß P. von Haus aus an Mäßigkeit und bescheidene Verhältnisse gewöhnt, sich während seiner Lehrjahre und auch noch später der größten Einfachheit befliß, ohne sich hierbei von fröhlichen und zugleich litterarischen Zusammenkünften gleichstrebender Landsleute auszuschließen. Durch sie angeregt, vollendete er im Jahre 1839 eine Tragödie „Aristodem“ und das Jahr darauf die Novelle „Meeresleuchten“. Seine

Studien zu Ende der 30er und zu Anfang der 40er Jahre sind insbesondere philosophischen und litterarischen Charakters, und es kann wol behauptet werden, daß ihm mit Ausnahme der medicinischen und realistischen Studien kein Gebiet des menschlichen Wissens vollkommen fremd war. In dem juridischen Studium suchte er vor Allem das historische Moment auf, und in diesem Sinne gehörte er zu Denjenigen, welche mit Vorliebe auf die ideale Auffassung der Rechtswissenschaft hinwiesen. Dazu hatten ihn eben seine philosophischen Studien geführt, welche die herrlichsten Keime weckten, die in der so schön angelegten Seele des Jünglings schliefen. Um bald auf eigenen Füßen stehen zu können, entschloß sich P. 1842 zur Advocaturpraxis und trat als Concipient in die Kanzlei des Advocaten Dr. Budinsky ein. In demselben Jahre erschien seine erste juristische Schrift „Ueber Familie und uneheliche Kinder". Unmittelbar darauf folgte die zweite: „Ein Standpunkt zur Vermittelung socialer Misstände im Fabriksbetriebe". 1843 die Broschüre: „Recht und Geschichte zur encyklopädischen Einleitung in das Studium der juridisch-politischen Wissenschaften". Diese der juridischen Facultät vorgelegte Arbeit, über welche sich der Referent Anton Freiherr von Hye — ein Gegner Hegels, von dessen Geiste jedoch Perthaler's Schrift erfüllt ist — in anerkennender Weise äußerte, hatte zur Folge, daß P. die Erledigung der schriftlichen Fragen behufs Erlangung des Doctorats erlassen wurde, welche Würde er am 30. December 1842 erhielt. Bald eines der hervorragendsten Mitglieder des juridisch-politischen Lesevereines geworden, trat P. Anfang 1846 auch der juridischen Facultät und Societät bei und lieferte in diesem Wirkungskreise manche werthvolle Arbeiten. Das Jahr 1848 warf ihn jedoch mit einem Male in die Kämpfe des politischen Lebens; und von da an haben wir es nicht mehr mit dem Dichter, dem Philosophen und dem Juristen, sondern mit dem Patrioten P. zu thun. Und jetzt erst begann auch seine publicistische Thätigkeit wirkliche Bedeutung zu gewinnen. (Wien. Zeitung: „Ueber Oesterreichs Weltstellung und über die österreichische Parlamentsfrage vom Frühjahre 1848.") Doch wie P. in edler Begeisterung und edlem Thatendrange den 13., 14. und 15. März als „die größten Tage in der Geschichte Oesterreichs" pries, ebenso erregten die Gräuel des 6. October in seinem Herzen unsägliche Entrüstung. Mit Stolz hatte auch er die Uniform der Nationalgarde getragen — jetzt warf er sie von sich und verließ an dem Tage, an welchem der Kriegsminister Graf Latour hingemordet ward, die Stadt, um in ihrer Nähe den Ausgang der Octoberbewegung abzuwarten. Gegen Ende 1848 legte P. mit Auszeichnung die Advocatenprüfung ab, dennoch wandte er sich nicht einer selbstständigen Praxis, sondern dem Staatsdienste zu, und wurde Anfang 1849 vom Justizminister Alexander Bach als Ministerialconcipist angestellt. Inzwischen hatte der Frankfurter Reichstag zu tagen begonnen, welcher Deutschland eine neue Verfassung geben sollte. An diesem großen Werke mitzuhelfen, ging nunmehr Perthaler's Sinnen und Trachten, und seine Bemühungen, ein Mandat zu erlangen, waren insofern von Erfolg begleitet, als er von der Wiedener Gemeinde zum Ersatzmanne des Obersten Franz von Mayern gewählt wurde. Letzterer resignirte auf seine Stelle und P. reiste Ende Januar 1849 nach Frankfurt, um an den Berathungen des Parlaments Theil zu nehmen. In diesem neuen Wirkungskreise verfaßte P. eine Schrift „Das Kaiserthum Klein-Deutschland", welche gegen den Welcker'schen Antrag gerichtet und von den Ideen der großdeutschen Partei getragen war. Die Nationalversammlung ging resultatlos auseinander, und P. trat Ende Mai 1849 abermals ins Justizministerium. Bald darauf wurde ihm der Unterricht in den staatsrechtlichen Wissenschaften bei den Erzherzogen Ferdinand Max und Karl Ludwig, Brüdern des Kaisers, übertragen. Am 19. August 1850 wurde er der Generalprocuratur

als Staatsanwaltsubstitut zugewiesen. Als am 18. Februar 1853 Kaiser Franz Joseph einem ruchlosen Attentate fast zum Opfer gefallen wäre, war es eigentlich P., der zur Sühne dieses Frevels den Bau einer Votivkirche anregte, welcher Gedanke bei dem Erzherzoge Max sofortige begeisterte Aufnahme fand. In der That wurde P. zum Secretär des Kirchenbaucomités ernannt. August 1854 erhielt P. Titel und Rang eines Landesgerichtsrathes, und bald darauf erfolgte seine Ernennung zum Staatsprüfungscommissär für österreichisches Kirchenrecht. Mai 1857 trat P. als Ministerialsecretär in das Ministerium des Innern über, doch bestimmte ihn der Kaiser hierbei ausdrücklich zur Dienstleistung bei dem Generalgouverneur von Lombardo-Venetien, Erzherzog Ferdinand Max, mit dem ihn inzwischen auch freundschaftliche Bande verbunden hatten. Am 19. Mai 1858 rückte er zum Sectionsrathe vor und am 22. Mai des nächsten Jahres wurde er zum Oberlandesgerichtsrathe ernannt, in welchem Range er bis zum Ende seines Lebens blieb. Außer den amtlichen Justizgeschäften widmete sich P. in dieser seiner Stellung auch staatsmännischen Aufgaben, so ist das am 20. December 1860 erlassene Rundschreiben des Staatsministers Anton Ritter von Schmerling an die Länderchefs durchgehends eine Arbeit Perthaler's. Die Verfassungsarbeiten, welche P. entwarf, hatten zur Folge, daß er im Januar 1861 zur außerordentlichen Diensteleistung im Staatsministerium auf ein Jahr beurlaubt wurde. Und in diesem, seinem neuen und eigentlichen Wirkungskreise stellte P. so sehr seinen Mann, daß Schmerling an demselben Tage, an welchem die Verfassung publicirt wurde — 27. Februar — ihm „der an diesem Werke einen so entscheidenden Antheil genommen, aus voller Seele und aus warmem Herzen“ dafür dankte. Der Kaiser selbst verlieh ihm in Anerkennung seiner Verdienste, am 8. Mai den Orden der eisernen Krone. Im Nachlasse Perthaler's finden sich Schriftstücke, welche darauf hinweisen, daß er der Verfasser folgender Arbeiten war, die die Verfassungsreform zum Inhalte haben: Notizen und Zusammenstellungen über die Finanzfrage. — Das kaiserliche Patent vom 26. Februar 1861. — Die kaiserliche Thronrede vom 1. Mai 1861. — Die Rede des Fürsten Auersperg als Präsident des Herrenhauses. — Die kaiserliche Antwort auf die Adresse des Abgeordnetenhauses nach der Thronrede. — Ein Entwurf der kaiserlichen Rede an den Reichstag, welche die Haltung des ungarischen Landtages betrifft. — Mittheilung des Staatsministers an den Reichsrath über die Auflösung des ungarischen Landtages. — Handschreiben an Franz Déak über das Verhältniß Croatiens zu Ungarn. — Adresse des Gesammtministeriums an den Kaiser gelegentlich der Ueberreichung des Verfassungsentwurfes. — Inmitten seines unermüdlichen Strebens und pflichtgetreuen Wirkens ereilte P. am 11. März 1862 der Tod, und Oesterreich verlor an ihm einen Mann, welcher seine letzten Kräfte daran gesetzt hatte, seinem Vaterlande ein verläßlicher Helfer, seinem Kaiser und Herrn ein treuer Diener zu sein.

Schlitter.

Perthes: Friedrich Christoph P., einer der hervorragendsten und verdienstvollsten deutschen Buchhändler des 19. Jahrhunderts, wurde am 21. April 1772 zu Rudolstadt geboren. Schon früh lernte er die Noth des Lebens kennen, da er bald seinen Vater, den schwarzburg-rudolstädtischen Steuersecretär Christoph Friedrich P., verlor und seine Mutter mit ihrer geringen Pension von 21 fl. jährlich ihre Kinder nur aufs kümmerlichste ernähren konnte. Er befand sich deshalb zuerst bei seiner Großmutter und dann, nach deren Tode, bei einem Bruder seiner Mutter, dem fürstlichen Stallmeister Friedrich Heubel. Dieser, ein eifriger Verehrer des classischen Alterthums, war eben von der Universität zurückgekehrt, als sein siebenjähriger Neffe zu ihm ins Haus kam. Hier empfing er den ersten Unterricht, der später von Hauslehrern verschiedener adeligen Familien fortgesetzt

wurde. Nachdem er noch einige Zeit an dem Unterrichte der fürstlichen Pagen theilgenommen hatte, kam P. mit seinem zwölften Lebensjahre in das Rudolstädter Gymnasium. Geringes Sprachtalent, schwaches Zahlengedächtniß, dabei eine überaus lebhafte Phantasie, die durch eine wahre Lesesucht genährt wurde, erschwerten eine regelrechte Aneignung von Kenntnissen, so daß P. nicht zu den Schülern gehörte, welche eine große Zukunft versprachen. Diese eigenthümliche Geistes- und Gemüthsbildung hätte ihn zum Träumer werden lassen müssen, wenn er nicht durch einen nahen Verwandten seiner Mutter, den Oberstlieutenant und Landbaumeister auf Schloß Schwarzburg Johann David Heubel eine andere Richtung bekommen hätte. Dieser Mann weckte durch vielen Verkehr in freier Natur die in dem Knaben schlummernden Eigenschaften und stählte zugleich dessen kleinen schwächlichen Körper. Nach Perthes' Confirmation, mit 14 Jahren, mußte ein Beruf für ihn gewählt werden: ihn studiren zu lassen, war unmöglich, Kaufmann wollte er nicht werden, da nun der jüngste Bruder seiner Vaters, Justus P., Verlagsbuchhändler in Gotha war, so dachte man an diesen Beruf. Er wurde deshalb 1786 von einem Rudolstädter Buchdruckereibesitzer zur Messe mit nach Leipzig genommen, um dort einen Lehrherrn für ihn zu finden. Nach einigen vergeblichen Versuchen erklärte sich endlich der Leipziger Buchhändler Adam Friedrich Böhme unter der Bedingung dazu bereit, ihn als Lehrling anzunehmen, daß der körperlich schwach entwickelte Knabe, den man noch nicht zum Arbeiten gebrauchen könne, noch ein Jahr zu Hause bleibe. So trat er dann am 11. September 1787, obgleich sein Wachsthum inzwischen keine großen Fortschritte gemacht hatte, seine Lehrzeit an, die sechs Jahre dauern sollte, weil er kein Lehrgeld entrichtete. Sein Lehrherr, ein verständiger, redlicher und sittlich strenger, dabei gutmüthiger aber in hohem Grade jähzorniger Mann hielt ihn sehr strenge, so daß sogar seine Gesundheit darunter litt. Obwohl er in den ersten anderthalb Jahren nur zu mechanischen Arbeiten verwendet wurde, so lernte er bei Böhme, der ein ausgebreitetes Commissionsgeschäft besaß, die litterarischen Bedürfnisse der verschiedenen Gegenden Deutschlands kennen, und wurde hier der Grund zu Perthes' späterer Bedeutung für den Buchhandel gelegt. Da er in dem Berufe, in der Weise wie er ihn erlernen mußte, keine Befriedigung fand, so wurde sein lebhafter Geist zum Studium angeregt. Er wollte zuerst Sprachen erlernen, weil ihn aber seine Armuth hinderte, einen Lehrer zu nehmen, suchte er durch Lesen philosophischer Schriften Kenntnisse und Bildung sich anzueignen. Nach Vollendung seiner Lehrzeit, im Mai 1793, verließ P. Leipzig, um in Hamburg in der B. G. Hoffmann'schen Buchhandlung (s. A. D. B. XII, 573) als Gehilfe einzutreten. Hier fand er durch reichlichen Verkehr mit gebildeten Leuten Gelegenheit, sich geistig und sittlich weiter zu bilden und zum großen Theil die Lücken seiner Kenntnisse auszufüllen. Am 11. Juni 1796 eröffnete er, der ohne jegliche Mittel war, mit Hilfe einiger Freunde in Hamburg eine Sortimentsbuchhandlung unter seinem Namen. Durch seine Rührigkeit und Tüchtigkeit, die sich besonders in dem richtigen Erkennen des Buchhandels und seiner Bedürfnisse äußerte, erwarb er sich nicht nur in kurzer Zeit einen ziemlich ausgedehnten Kreis von Kunden, sondern auch von Freunden, die in litterarischer und wissenschaftlicher Beziehung hochbedeutende Namen trugen. Friedrich Heinrich Jacobi, Matthias Claudius, die beiden Grafen Stolberg, deren Schwester Auguste u. A. zählten zu seinen Freunden in der Umgebung Hamburgs, während im Münsterlande ebenfalls ein treuer Freundeskreis sich bildete, dessen Mittelpunkt die Fürstin Gallitzin war. Durch seine Freundschaft mit Matthias Claudius wurde er mit dessen ältester, 1774 geborenen Tochter bekannt, welche er nach der am 15. Juni 1797 erfolgten Verlobung am 2. August 1797 als Gattin heimführte. Im December 1798 schieden seine beiden Geschäftstheil-

nehmer aus und zogen ihre Capitalien zurück. Mit 5000 Thalern baar, die er durch einen glücklichen Hauskauf gewonnen hatte, 10 000 Thalern geliehenen Geldes und 15 000 Thalern Credit führte er das Geschäft allein weiter. Trotz der geringen Summe, welche er sein eigen nannte, gelang es ihm aus der 1799 die Hamburger Geschäftswelt schwer schädigenden Handelskrise unversehrt und mit dem Bewußtsein, größeres Vertrauen als vorher errungen zu haben, hervorzugehen. Um diese Zeit plante P. eine Verbindung seines Geschäftes mit dem englischen Buchhandel durch Errichtung einer Filiale in London. Hierzu bedurfte er aber eines sprachenkundigen Mannes, den er dann auch in Johann Heinrich Besser (geb. 1775, vgl. A. D. B. II, 571) fand. Besser war ein kenntnißreicher, ruhiger und besonnener Mann, der gewissermaßen die Ergänzung zu Perthes' durchgreifender Kraft und zu dessen frischem und unbesiegbaren Muth bildete. Obgleich damals die Verbindung mit England nicht in der geplanten Weise ausgeführt wurde, verblieb Besser doch bei P. als dessen treuer Mitarbeiter und wurde später sogar durch Verheirathung mit Perthes' Schwester aufs engste verwandtschaftlich mit ihm verbunden. Dank der glücklichen geschäftlichen Erfolge konnte P. im J. 1805 ein eigenes Haus erwerben. Nachdem er in zehn sorgen- und arbeitsvollen Jahren einen gewissen Wohlstand sich errungen hatte, sollte derselbe mit einem Schlage untergraben werden. Im November 1806 rückten die Franzosen in Hamburg ein, welche jeden Verkehr mit England bei Todesstrafe verboten. Da außerdem durch die Besetzung jede geschäftliche Thätigkeit Noth litt, so war Perthes' blühendes Geschäft vollständig lahm gelegt.

Rüstig und thatkräftig arbeitete er sich aber aus dieser Niederlage empor und trotz des französischen Druckes, der auf ganz Deutschland lastete, wagte er sich mit einem Unternehmen hervor, das bestimmt war, deutsche Gesinnung zu befestigen und zu bewahren. In Verbindung mit den hervorragendsten deutschen Männern aus den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten gab er im Frühjahre 1810 das „Vaterländische Museum“ heraus, eine wissenschaftliche Zeitschrift, welche eine lebendige Verbindung aller deutsch gesinnten Männer erhalten sollte. Als kurz vor Weihnachten 1810 Hamburg dem französischen Reiche einverleibt wurde, mußte P., dem Drange der Ereignisse nachgebend, diese Zeitschrift, welche bei den bedeutendsten Männern Deutschlands lebhafte Theilnahme gefunden hatten, aufgeben. Nicht minder störend wirkte die französische Censur auf sein Sortimentsgeschäft ein, doch bald benutzte er auf kluge Weise die schwachen Seiten der französischen Zoll- und Censurverhältnisse und es glückte ihm dadurch, daß sein Geschäft, trotz dieses Druckes, aufs beste gedieh. Ueber zwei Jahre hatten die Franzosen Hamburg besetzt, als die Vernichtung der großen Armee in Rußland Hoffnung auf Befreiung vom französischen Joche machte. P., in Verbindung mit einigen gleichgesinnten Männern, organisirte die hamburger Bürgerschaft und mit Hilfe eines russischen Streifcorps gelang es am 18. März 1813, die französische Besatzung und Verwaltung aus Hamburg zu vertreiben. P., mitten in der patriotischen Bewegung stehend, wirkte, nachdem der Hauptstreich gelungen war, für weitere Wehrhaftmachung des Bürgerstandes, durch Errichtung einer Bürgergarde, der sogenannten hanseatischen Legion. Dieser seiner ersprießlichen, vaterlandsfreundlichen Thätigkeit wurde durch die Wiedereinnahme Hamburgs durch Davoust Ende Mai 1813 ein schnelles Ende bereitet. Um nicht dem gleichen Schicksal, wie sein Berufsgenosse Palm zu verfallen, mußte P. mit seiner Familie aus Hamburg flüchten. Durch diesen Umschwung der Verhältnisse verlor er alles, was er besessen hatte. Seine Handlung wurde von den Franzosen versiegelt, sein übriges Vermögen mit Beschlag belegt und sein Haus, nachdem alle beweglichen Gegenstände in demselben geplündert und geraubt waren, von einem französischen General bezogen. Aber trotzdem, daß

seine ganze Existenz vernichtet war, verlor der thätige Mann mit seinem beneidenswerthen Gottvertrauen den Muth nicht. Auf dem gräfl. Reventlowschen kleinen Gute Aschau bei Eckernförde hatte er mit seiner in gesegneten Umständen befindlichen Frau und seinen sieben Kindern eine nothdürftige Unterkunft gefunden. Er benutzte die unfreiwillige Muße dazu, mit Hilfe seiner Handlungsbücher, die er vorsichtigerweise gerettet hatte, seine geschäftlichen Verhältnisse klar zu legen, um bei gegebener Gelegenheit seinen Verpflichtungen nachkommen zu können. Als die dänische Regierung ihm keinen weiteren Schutz gegen die Franzosen gewähren konnte, verließ er seine Familie und wandte sich nach Mecklenburg. Hier bildete er im Verein mit mehreren gleichgesinnten Männern ein hanseatisches Directorium, welches die Befreiung der Hansestädte von der französischen Herrschaft bezweckte. Unter unsäglichen Mühen und Drangsalen, die für ihn ihren Höhepunkt in einem Krankenlager, hervorgerufen durch einen Beinbruch und Nervenfieber, erreichten, entwickelte er eine rastlose Thätigkeit. Obwol er kein Amt und keinen Rang bekleidete, war er der Mittelpunkt der Geschäfte, welche sich auf das Schicksal Hamburgs bezogen. So sorgte er u. a. für Herbeischaffung von Geldmitteln zur Linderung der großen Noth, welche die Unmenschlichkeiten Davousts in Hamburg hervorgerufen hatte. Zu all diesen Sorgen um seine Mitbürger gesellte sich noch die näher liegende um seine eigene Familie, die sich noch im Schleswigschen, in Aschau, befand. Nachdem er im December 1813 mit einigen Abgesandten Bremens eine Reise nach Frankfurt am Main unternommen hatte, um bei den dort anwesenden Monarchen von Oesterreich und Preußen für die Befreiung der Hansestädte zu wirken, kehrte er durch die ihm gewordenen Zusicherungen hoffnungsfreudig nach dem Norden zurück, um bald darauf durch den Tod eines lieben Kindes, das er bei dem Wiedertreffen seiner Familie als Leiche vorfand, aufs tiefste betrübt zu werden. Endlich, nach einer einjährigen Abwesenheit, konnte er am 31. Mai 1814 das befreite Hamburg wieder betreten. Sein Geschäft war durch Bessers Fürsorge mit Hilfe eines treuen Dieners vor Zertrümmerung bewahrt geblieben und hatte nicht so bedeutenden Schaden genommen als er gefürchtet hatte. Er konnte deshalb, ohne sich mit seinen Gläubigern in einen Vergleich einzulassen, dasselbe fortsetzen, zumal er versprach, in drei Jahren seine sämmtlichen Verbindlichkeiten zu erledigen. Bei dieser Gelegenheit nahm er auch seinen Schwager Besser, der zwar schon Jahre lang Theilhaber des Geschäftes gewesen war, mit seinem Namen in die Firma auf, die jetzt Perthes & Besser lautete. Weil in Deutschland bei der allgemeinen, durch die langjährigen Kriege hervorgerufenen, Erschöpfung das Geschäft wenig Absatz zu versprechen schien, so suchte er eine Anbahnung mit England. Im Frühjahre begab sich Besser nach London, doch schon im August kehrte er wieder zurück, nachdem er festgestellt hatte, daß die gehegten Hoffnungen sich dort nicht erfüllen würden. Trotzdem gelang es beiden rührigen Männern schon nach einem Jahre, an der Ostermesse 1815, zum größten Theile ihren Verpflichtungen nachzukommen und so das Vertrauen, mit dem ihnen ihre Gläubiger entgegen gekommen waren, aufs glänzendste zu rechtfertigen.

Mit dem eingetretenen Frieden entfaltete P. eine nicht minder ersprießliche Thätigkeit wie früher in den bewegten, kriegerischen Zeiten. Er sorgte nicht nur für das materielle Wohl der durch den Krieg schwer geschädigten Bewohner Hamburgs, sondern auch für deren seelisches durch die Gründung der Hamburg-Altonaischen Bibelgesellschaft. Mit dem ihm eigenen klaren Blicke erkannte er, was dem Deutschen in seinen politischen Verhältnissen Noth that und suchte in seiner Weise dahin zu wirken. Als seine eigene geschäftliche Aufgabe betrachtete er es, in Gemeinschaft mit dem gesammten deutschen Buchhandel das litterarische

Bedürfniß der Nation und deren einzelner Bestandtheile möglichst schnell zu erkennen, er glaubte deshalb, daß der deutsche Buchhandel einer Neubelebung und theilweisen Umgestaltung bedürftig sei, welche besonders keine Scheidung zwischen Nord- und Süddeutschland eintreten lasse. Um Oesterreich, das in litterarischer Beziehung Deutschland entfremdet war, zu gewinnen und um den Bundestag auf eine gesetzliche Regelung der Bestimmungen gegen den Nachdruck aufmerksam zu machen, ließ P. im Sommer 1816 eine Broschüre unter dem Titel erscheinen: „Der deutsche Buchhandel als Bedingung des Daseins einer deutschen Litteratur“. Nach dem Tode seiner geliebten Frau, am 28. August 1821, fühlte sich P. vereinsamt und er beschloß deßhalb Hamburg zu verlassen und seinen Wohnsitz in Gotha aufzuschlagen, wo zwei seiner Töchter verheirathet waren. Am 20. März 1822 siedelte er dorthin über, nachdem er sein Hamburger Geschäft seinem Schwager Besser überlassen hatte, und gründete in Gotha ein eigenes Verlagsgeschäft, das sich nur auf Geschichte und Theologie beschränkte, und zwar in letzterer nur auf wissenschaftlich-positive Werke. Zum großen Theil verdankten die Erscheinungen seines Verlages ihre Entstehung seiner eigenen Anregung. So z. B. das Hauptwerk seines historischen Verlages, die Geschichte der europäischen Staaten herausgegeben unter Redaction von Heeren und Ukert. Als Richtschnur für die Bearbeitung dieses großartig angelegten Werkes stellte P. die Bedingung auf, daß niemand als Mitarbeiter zugelassen werden solle, welcher die Geschichte als ein Mittel betrachte, die Wahrheit irgend eines politischen Systems zu beweisen. An dieses Werk schlossen sich dann verschiedene andere an, welche einzelne deutsche Territorien behandelten, z. B. Rommel, Geschichte von Hessen; Barthold, Pommern und Rügen u. A. Ferner erschien bei ihm eine Reihe von Werken über bestimmte Zeitabschnitte, über bedeutende Erscheinungen in der Geschichte: Sartorius, Ursprung der Hansa; Aschbach, Kaiser Sigismund; Droysen, Geschichte des Hellenismus; Hurter, Innocenz III.; Ranke serbische Revolution und viele andere. In seinem theologischen Verlag nahm ebenfalls ein großes Sammelwerk den Mittelpunkt ein, die theologischen Studien und Kritiken, herausgegeben von Umbreit und Ullmann. Außerdem vertheilte sich diese Verlagsthätigkeit noch in verschiedene Gruppen, von denen hervorzuheben sind: Kirchenhistorische Werke von Neander, Ullmann, Martensen, Papencordt, Kommentare zur heiligen Schrift von Umbreit und Tholuck, ferner systematische Darstellungen von Twesten, Nitzsch und Sartorius.

Mit wenig Betriebscapital und ganz allein arbeitend, begann er sein Verlagsgeschäft in Gotha, in unglaublich kurzer Zeit aber gehörte dasselbe an Umfang und Gediegenheit zu den ersten in Deutschland. „Immer wußte P. was er wollte, die Vorzüge des Menschen kamen dem Buchhändler zu Gute, und was er trieb, das trieb er mit ganzer Seele, darin lag das Geheimniß seines Erfolgs“. Diese Worte eines seiner Freunde kennzeichnen am Besten die Berufsthätigkeit des Mannes.

Es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß P. eine überaus einflußreiche Stellung im Buchhandel einnahm und niemand so vielfach und nachhaltig auf das Ganze und die einzelnen Glieder einwirkte als er. Von der Ansicht ausgehend, daß der Buchhandel in Deutschland eine einzige deutsche Anstalt sei und die Angehörigen desselben auch solche dieser einzigen großen Verbindung sein müßten, gab er die erste Anregung zur Gründung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, der im Jahre 1825 ins Leben trat und heute noch die Vertretung des ganzen Standes bildet. Neben Reinhaltung des Standes von schlechten Elementen, welche entsittlichend auf das Volk wirken könnten, war sein Hauptaugenmerk auf die Festsetzung eines litterarischen Rechtszustandes gegen den sein Unwesen treibenden Nachdruck gerichtet. Außerdem regte er bei dem beab-

sichtigten Bau einer Buchhändlerbörse im J. 1833 die Gründung einer Lehranstalt für Buchhändlerlehrlinge und eines Museums für die Geschichte des gesammten Bücherwesens, der Druckerei und der Papiermacherkunst an. Beide Anstalten traten aber erst lange nach seinem Tode ins Leben, die eine zehn Jahre nach demselben, die andere nach mehr als vierzig Jahren.

Mit zunehmendem Alter und der immer größer werdenden Ausdehnung seines Geschäftes fand er an seinem Sohn Andreas eine Stütze, dem er in den letzten Jahren eine eigene Verlagshandlung unter der Firma Friedrich & Andreas Perthes begründen half, die andere Wissenschaftsgebiete als seine eigene pflegte. P., der am 13. Mai 1825 eine zweite Ehe mit der verwittweten Charlotte Hornbostel geb. Becker, eingegangen war, erhielt vor seinem Tode noch manche Ehrung für sein ersprießliches Wirken. Im J. 1834 ernannte ihn die Stadt Leipzig, bei Gelegenheit der Grundsteinlegung der Buchhändlerbörse, zu ihrem Ehrenbürger, ein Jahr darauf erhielt er das Ritterkreuz des sächsischen Civilverdienstordens, 1840 machte ihn die Universität Kiel zum Ehrendoctor der Philosophie und 1841 überreichte ihm die thüringische Stadt Friedrichsroda, wo er seit Jahren seinen Sommeraufenthalt genommen hatte, das Diplom als Ehrenbürger. Doch alle diese Ehrenbezeugungen konnte er nur noch kurze Zeit genießen; am 18. Mai 1843 mußte er dieses Leben nach einem wochenlangen, schmerzhaften Krankenlager verlassen. An seinem Grabe standen sieben Kinder erster und vier zweiter Ehe sowie viele treue Freunde, die er sich während eines rastlos thätigen Lebens erworben hatte. P. besaß einen großen, weiten Blick für alle Verhältnisse, besonders für die historische, gesellschaftliche und politische Lage. Dabei war sein ganzes Wesen von einer Frömmigkeit durchdrungen, welche, weit entfernt von Kopfhängerei, tief im Christenthum wurzelte, keinen Unterschied der Confessionen kannte und ihren Ausdruck in seiner praktischen Thätigkeit fand und auf das Segensreichste wirkte.

Clemens Theodor Perthes, Friedrich Perthes' Leben, nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet. 3 Bände. 6. Auflage. Gotha 1872. — Wilhelm Baur, Stein und Perthes, der Reichsfreiherr und der Bürger in der Zeit der Befreiungskriege. Zwickau 1862. — Wilhelm Baur, Friedrich Christoph Perthes. Ein deutsches evangelisches Bürgerleben aus der Zeit der Befreiungskriege. 2. Auflage. Barmen 1879. — (Böhlau, H.) Zur Erinnerung an Friedrich Perthes. Bei Gelegenheit seines hundertjährigen Geburtstages. Leipzig 1872. Separat-Abdruck aus dem Börsenblatte für den deutschen Buchhandel. — W. Alexis (W. Häring), Friedrich Perthes. Mit Bildniß. Berlin 1855. Pallmann.

Perthes: Clemens Theodor P.*).

Perthes: Hermann Friedrich P., Philologe und Schulmann, 1840 bis 1883, wurde als der Sohn von Clemens Theodor P. in Bonn am 5. Februar 1840 geboren, erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium der Vaterstadt, dessen Director Schopen auf die Richtung seiner Studien vornehmlich einwirkte. Von Herbst 1858 an studirte er auf der heimathlichen Universität Philologie, besonders bei F. Ritschl und O. Jahn, und setzte von 1861 an seine Studien in Berlin unter Böckh und M. Haupt fort. Im Herbst 1863 promovierte er in Bonn als Dr. phil. mit einer Dissertation: „Quaestiones Livianae“, welche wegen einer treffenden Entdeckung über das Entstehen der Lücken im Livianischen Geschichtswerke ein für eine derartige Gelegenheitsschrift

*) Die Redaction muß zu ihrem Bedauern erklären, daß es ihren vielfachen Bemühungen nicht gelungen ist, eine ihr genügende Biographie von Cl. Th. P. zu erlangen.

ungewöhnliches Aufsehen in Fachkreisen erregte. Nach Ablegung der Schulamtsprüfung trat er im October 1863 in die erste schulmännische Thätigkeit beim Gymnasium in Wesel ein, ging aber bereits Ostern 1865 als Adjunct an das Joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin über, wurde im Frühjahr 1868 Rector des Progymnasiums in Moers am Niederrhein und nach 2 Jahren zunächst auftragsweise, dann 1871 definitiv Director des Gymnasium Bugenhagianum zu Treptow a. d. Rega. Schon im Herbste 1873 gab er dieses Amt jedoch auf, um mit dem Titel eines Geheimen Hofrathes in die Privatdienste des Großherzogs von Baden überzutreten und einen Theil des Unterrichts der badischen Prinzen zu übernehmen. Ein immer ernster auftretendes Lungenleiden nöthigte ihn schon Ostern 1876 zum Ausscheiden aus dieser Stellung; er siedelte nach Davos über und eröffnete hier am 1. August 1878 unter dem Namen Fridericianum — nach dem Großherzoge von Baden benannt — eine Unterrichts- und Erziehungs-Anstalt für brustleidende Knaben. Auch diese neue Berufsthätigkeit mußte er auf ärztlichen Rath im Juni 1880 aufgeben; er übertrug die Leitung der Anstalt einem seiner Amtsgenossen und behielt sich selbst nur die Oberleitung vor, die er von Bonn aus, so gut es ging, weiter führte. Hier erlag er seiner Krankheit am 13. Juni 1883. — Leider hat der begabte Mann seine mit so erfreulichem Erfolge begonnenen philologischen Studien in späteren Jahren nicht fortgesetzt; außer der erwähnten Dissertation hat er nur noch einen Aufsatz über die Peleiaden in Dodona und eine exegetische Arbeit über Pindar veröffentlicht. Dagegen wandte sich sein Interesse mehr und mehr dem rein schulmännischen Gebiete zu; von 1873 bis 1876 veröffentlichte er fünf Artikel „zur Reform des lateinischen Unterrichts auf Gymnasien und Realschulen“ nebst einer Reihe dazu gehöriger Schulbücher. Dieser mit einer gewissen Zuversichtlichkeit auftretende Versuch, den gesammten lateinischen Unterricht aus der gewöhnlichen Bahn herauszuführen und die „Wortkunde“ zur Grundlage desselben zu machen, fand in Fachkreisen eine sehr getheilte Aufnahme; P. war nicht mehr in der Lage, mit seiner Methode selbst eine Probe in größerem Umfange anzustellen, die ihn und Andere hätte überzeugen können, und so scheint die Aussicht auf weitere Wirkung der von ihm gegebenen Anregung nicht bedeutend zu sein. Immerhin bleibt es ein namhaftes Verdienst, daß er den Anstoß zu einer fruchtbaren Prüfung und Besprechung des altsprachlichen Elementarunterrichtes gegeben hat.

Perthes' Selbstbiographie in der Festschrift des Gymnasium Bugenhagianum von 1881, S. 56 ff., ergänzt durch eigene Erinnerungen.

R. Hoche.

Perthes: Johann Georg Justus P., der Begründer der bekannten Verlagsbuchhandlung und Geographischen Anstalt Justus Perthes in Gotha, wurde am 11. Sept. 1749 zu Rudolstadt geboren. Von seinem Vater, dem fürstlichen Leibarzt, zum Kaufmannsstande bestimmt, fand er im J. 1778 Gelegenheit, mit dem herzoglich sächsischen Hofagenten Karl Wilhelm Ettinger in Gotha und mit Johann Friedrich Dürfeldt eine „Handlungs-Societät“ zur Weiterführung der damals in großer Blüthe stehenden Ettinger'schen Buchhandlung in Gotha zu gründen. Obschon dieser Vertrag auf zehn Jahre abgeschlossen war, schied P. bereits im September 1785 aus, um auf eigene Rechnung ein Verlagsgeschäft, wenn auch mit sehr bescheidenen Mitteln zu begründen. Von der Ettinger'schen Buchhandlung wurde ihm der Verlag und der Vertrieb des Gotha'schen Hofkalenders und des Almanach de Gotha auf 15 Jahre von 1786—1800, doch unter Beibehaltung der Firma Ettinger, pachtweise überlassen. Diesem lebenskräftigen Verlagsartikel widmete P. während der ersten vier Jahre des Bestehens seiner Firma seine ganz ausschließliche Thätigkeit. Nachdem er den Kalender in sicheren Bahnen wußte, fing er mit Beginn des Jahres 1790 an, seinen Verlag

wesentlich auszudehnen. Sein erster Verlagsartikel mit seiner eigenen Firma auf dem Titel: „Hamberger, Merkwürdigkeiten bei der römischen Königswahl und Kaiserkrönung“ war vom Glück begünstigt und erlebte drei kurz aufeinander folgende Auflagen. Gleichzeitig bereitete er eine größere periodische Publication vor, den von Schlichtegroll redigirten „Nekrolog, enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger verstorbener Deutschen“, der von 1791—1806 die stattliche Reihe von 28 Bänden erreichte und zur Bekanntmachung von Perthes' Verlag in erster Linie beigetragen hat. Obwohl im Laufe der Jahre noch eine Menge theologischer, philosophischer, geschichtlicher Werke und außerdem noch solche des verschiedensten Inhalts bei ihm erschienen, erhielt er erst im Februar 1797 die landesherrliche Erlaubniß zum Betriebe einer „ordentlichen Verlags- und Sortimentsbuchhandlung“. Mit Beginn des Jahrhunderts wurde nicht nur der Pachtvertrag mit Ettinger auf weitere fünfzehn Jahre verlängert, sondern P. wandte sich jetzt auch mehr einer einheitlichen Richtung seines Verlags zu. Es war dies die geographische, welche heute noch die Hauptthätigkeit der Firma ausmacht. Nach der Herausgabe zweier größerer Werke, Pigavetta's Beschreibung der von Magellan unternommenen ersten Reise um die Welt und der Geschichte Martin Behaims, aus Urkunden bearbeitet von Christoph Gottlieb v. Murr, erschien bei ihm im J. 1809 ein Handatlas über alle bekannte Länder des Erdbodens in 24 Karten herausgegeben von Johann Heinrich Gottlieb Heusinger. Einige Jahre vorher war P. mit einem Manne in Verbindung getreten, dessen Name später untrennbar mit der Firma Justus Perthes verknüpft war, nämlich mit Adolf Stieler. Diese Verbindung wurde durch die hereinbrechenden Kriege unterbrochen und erst nach erfolgtem Frieden wieder aufgenommen. Stieler beabsichtigte einen Handatlas herauszugeben, der durch bequemes Format, begleitenden Text zu jedem Blatte, durch möglichste Genauigkeit, Deutlichkeit und Vollständigkeit, dabei aber durch zweckmäßige Auswahl, Gleichförmigkeit der Projection und des Maßstabes, durch schönes Papier, guten Druck, sorgfältige Illumination und wohlfeilen Preis sich auszeichnen sollte. P. ging auf dieses Verlagsunternehmen ein und ließ es sogleich in Angriff nehmen, so daß bereits im Frühjahr 1816 fünf fertige Blätter vorlagen. Leider aber sollte er die Vollendung desselben nicht mehr erleben, denn er starb nach kurzem Kranksein am 1. Mai 1816. Er war seit 19. Mai 1784 mit Sabine Ernestine Dürfeldt (geb. am 22. October 1765), der Schwester seines ehemaligen Geschäftstheilhabers, vermählt gewesen. Dieser Ehe entsprossen 15 Kinder, welche aber fast sämmtlich in jungen Jahren gestorben sind, nur zwei Söhne, Wilhelm und Karl überlebten ihn.

Justus Perthes in Gotha 1785—1885 (Festschrift zum hundertjährigen Geschäftsjubiläum). Pallmann.

Perthes: Wilhelm P., Sohn des Vorigen, wurde am 18. Juni 1793 zu Gotha geboren, besuchte daselbst das Gymnasium und war dann Lehrling und Gehilfe in dem Geschäfte seines Vetters Friedrich Perthes in Hamburg. Hier wurde er mit in die patriotische Bewegung gezogen, trat 1813 in die hanseatische Legion und machte deren Feldzüge in Mecklenburg und Holstein als Lieutenant mit. Im J. 1814 kehrte er nach Gotha zurück und trat als Theilhaber ins väterliche Geschäft ein. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er das Geschäft auf eigene Rechnung und Gefahr. Sein Vater hatte für ungehinderte Fortführung insofern gesorgt, als er das Weitererscheinen des Hauptartikels des Geschäftes, des Hofkalenders, gesichert hatte. Am 12. Decbr. 1814 war nämlich der Vertrag mit Madame Caroline Ettinger auf 25 Jahre von 1816—1840 verlängert worden, und P. hatte zugleich das Recht erkauft, die

völlige Verlagsabtretung jederzeit verlangen und erwerben zu können. Obgleich dies erst am 21. Jan. 1828 erfolgte, so willigte doch die Besitzerin schon 1816 darein, trotzdem daß dies nicht im Vertrage vorgesehen war, daß ihre Firma auf dem Titel verschwand und die von Justus Perthes darauf gesetzt wurde. Neben der Verbesserung der äußeren Ausstattung und der Erweiterung des Inhaltes des Hofkalenders galt P. als Hauptaufgabe die weitere Ausbildung seines kartographischen Verlags. In Verbindung mit C. G. Reichard war der Handatlas von Stieler im März 1823 mit 50 Karten zu Ende gebracht worden. Diesem Hauptwerke folgten dann von 1823—1831 25 weitere Karten in 5 Supplementlieferungen. War dieser Atlas auch kein Musterstück äußerlicher Eleganz, so besaß er eine politische und statistische Genauigkeit, die bis dahin noch von keiner ähnlichen Erscheinung erreicht worden war. Außer Stieler sollte noch ein zweiter Mann den Ruf der Firma Justus Perthes auf Glänzendste verbreiten, Heinrich Berghaus, der von 1832—1837 15 Karten von Asien herausgab, die alles bisher Geleistete übertrafen und Justus Perthes zu einer Weltfirma machten. Dieser Publication folgte dann Berghaus' physikalischer Atlas, der nicht minder, wie der fast zu gleicher Zeit erscheinende Historische Atlas von Karl v. Spruner, die erfolgreiche Thätigkeit von P. bewies. Zu diesen drei die geographische Wissenschaft in bisher ungekannter Weise fördernden Männern gewann P. noch einen vierten, welcher der kartographischen Erdkunde ein neues Gepräge aufdrücken sollte: Emil v. Sydow. Im Verein mit diesen Männern gelang es P. durch seinen raschen Blick, der das wissenschaftliche und praktische Bedürfniß eines Unternehmens sofort klar erkannte und durch seine gewissenhafte Thätigkeit sein Geschäft zu dem ersten seiner Art in Deutschland zu erheben. P., der sich am 12. Mai 1818 mit Agnes, der ältesten Tochter seines Vetters und ehemaligen Principals Friedrich Perthes, verheirathet hatte, starb am 10. Septbr. 1853 zu Gotha.

Zum Andenken an Wilhelm Perthes. Gotha 1853. — Justus Perthes in Gotha, 1785—1885 (Festschrift zum hundertjährigen Geschäftsjubiläum).

Pallmann.

Perthes: Bernhardt P., der älteste, und nach dem frühzeitigen Tode eines jüngeren Bruders der einzige Sohn des Vorigen, wurde am 3. Juli 1821 in Gotha geboren. Durch ein Halsleiden am regelmäßigen Besuch der Schule gehindert, hatte er auch noch im Sommer 1837 das Unglück durch ein verunglücktes Experiment das linke Auge zu verlieren und wurde dadurch gezwungen, die Schule ganz zu verlassen und sich nur auf mündlichen Unterricht zu beschränken. Michaelis 1838 kam er zu Wilhelm Besser in Berlin als Lehrling, doch mußte er schon nach wenigen Monaten auf Anordnung eines Augenarztes seine Thätigkeit zur Schonung des ihm verbliebenen Auges unterbrechen. Bald aber hatte er die Leiden überwunden und konnte nach zwei Jahren vollkommen gesund von Berlin nach Hamburg übersiedeln, um seine buchhändlerische Ausbildung in demselben Geschäfte fortzusetzen, in welchem sein Vater dieselbe begonnen hatte. Im October 1842 verließ er diese Stellung, um nach mehrjährigem Aufenthalte im Auslande am 1. Januar 1845 als Theilhaber ins väterliche Geschäft einzutreten. Mit seinem Eintritt in die Handlung suchte er auf bessere Ausstattung der Erscheinungen hinzuwirken, wie er sich überhaupt mit Vorliebe der technischen Seite des Geschäftes zuwandte. So wurde unter seiner Leitung die Galvanoplastik für die Vervielfältigung der Kupferplatten angewendet und damit eine erheblich wohlfeilere Herstellung erzielt, welche ihrerseits wieder eine Preisminderung sämmtlicher Kartenwerke nach sich zog. Außerdem führte er, weil Kupferstich und Kupferdruck nicht mehr allein zur Herstellung der Karten genügten, den lithographischen Farbendruck ein, der besonders bei

geognostischen Karten seine Anwendung fand. Sein Lieblingsgegenstand aber war die Chemitypie, ein Verfahren, welches die Vervielfältigung der Karten durch Hochdruck, ähnlich wie beim Holzschnitt, gestattete. Als er durch den Tod seines Vaters im Herbste 1853 alleiniger Besitzer des Geschäfts geworden war, suchte er einen schon längst gehegten Gedanken zu verwirklichen. Er wollte nämlich die Bestrebungen des großen Geschäftes mehr auf einen Punkt vereinigen und durch eine festere Anordnung die Verlagshandlung in eine „Geographische Anstalt“ umwandeln. Alle jene Männer, welche als Geographen, Kartographen, Statistiker u. s. w. bisher dem Geschäfte nahe gestanden hatten, sollten als dauernde Mitglieder einer ins Leben zu rufenden Anstalt herangezogen werden, einer Anstalt, welche einen Einigungs- und Mittelpunkt für die gesammte Geographie in allen ihren Zweigen bilden sollte. In August Petermann, welcher die rein wissenschaftliche geographische Forschung repräsentirte, und in Emil von Sydow, dem praktisch geschulten Kartographen, fand er die Leiter seiner Anstalt, welche durch ihre monatlich erscheinenden „Mittheilungen“ unter der Redaction von Petermann bald festen Boden gewonnen hatte. Ueber diesen neuen Bestrebungen wurden die alten bewährten Werke des Verlags nicht vergessen, sondern im Gegentheil sorgfältig gepflegt, eifrig fortgesetzt und vervollständigt. Dieser wachsenden Ausdehnung des Geschäftes konnten die alten Räume, welche es seit 1822 inne hatte, nicht mehr genügen, Bernhard P. ließ deßhalb in den Jahren 1855/56 einen für die damaligen Verhältnisse großartigen Neubau aufführen, in welchem er aber nicht mehr lange schalten und walten sollte, denn am 27. October 1857 unterlag er einem hartnäckigen Typhus. Seit 16. August 1845 war er mit Minna Mauke, der Tochter seines ehemaligen Principals in Hamburg verheirathet; seine Ehe war ohne männliche Nachkommen geblieben, doch wurde ihm ein Sohn nachgeboren.

Zum Andenken an Bernhardt Perthes. Gotha 1857. — Justus Perthes in Gotha 1785—1885 (Festschrift zum hundertjährigen Geschäftsjubiläum).

Pallmann.

Pertsch: Johann Georg P. jun., Canonist und Kirchenhistoriker, geb. zu Wunsiedel am 10. Mai 1694, † zu Helmstädt am 19. August 1754. — Johann Georg P. jun. stammt aus einer angesehenen Theologenfamilie des Fürstenthums Bayreuth. Der Urgroßvater Johann, der Großvater Friedrich, wie auch der Vater Johann Georg sen. waren Superintendenten, letzterer überdies kaiserlicher gekrönter Poet, Doctor der Theologie und geschätzter Fachschriftsteller (geb. am 14. December 1651, † 1718). Unser Johann Georg kam 1704 infolge Beförderung seines Vaters zum Consistorialrath nach Gera, verbrachte dort seine Jugend und bezog um Ostern 1713 die damals blühende Universität Halle, wo Thomasius, Böhmer und Gundling, Freih. v. Wolf und Heineccius gleichzeitig lehrten. Von diesen Männern wurde P. in das Studium der Philosophie und Rechtswissenschaft eingeführt, worauf er im December 1716 unter Böhmers Decanat mit einer Disputation: „Ueber das Recht einer Kirchhofsanlage“ die Doctorwürde erwarb und sodann in Gera, 1719 in Bayreuth zum Regierungsadvocaten ernannt wurde. In letzterer Stadt verheirathete er sich in dieser Eigenschaft im Novbr. 1720 mit der Kaufmannstochter Roth aus Gera. — 1722 finden wir ihn als Proceßrath des Markgrafen Georg Wilhelm von Bayreuth und nach des Markgrafen unerwartetem Tode gegen Ende des Jahres 1726 als Hofrath bei dessen Tochter, der Prinzessin Christine Wilhelmine, welcher er bei Geltendmachung ihrer Erbschaftsforderung durch Erzielung eines Vergleiches sehr vortheilhafte Dienste leistete. Der Uebertritt der Fürstin zum Katholicismus und der Wegzug einiger Freunde, bewogen ihn zur Aufgabe seiner

bisherigen Stellung. Er ging im Herbst 1728 nach Jena mit dem Entschlusse, sich von nun an der akademischen Laufbahn zu widmen, und begann zu Michaeli seine Vorlesungen über canonisches Recht, welche trotz mancher Neider — unter den Studirenden großen Beifall und wachsende Theilnahme fanden, da er über hundert Zuhörer zählte. In Anerkennung dessen erhielt er 1729 den Titel eines Hofgerichtsadvocaten und den Rang eines Professors der Philosophie; wurde indessen bezüglich einer ordentlichen Lehrstelle an der Hochschule mit bloßen Versprechungen hingehalten. Dessen überdrüssig nahm er 1732 (nach Meusel und Fikenscher 1731) die erledigte Stelle eines ersten Syndikus der Reichsstadt Hildesheim an. Es gelang ihm nach gründlichen Studien in den reichhaltigen Archiven der Stadt mehrere ebenso wichtige als verworrene Processe der Commune Hildesheim siegreich durchzuführen und den schon unter Kanzler Zimmermann 1691 begonnenen Streit, daß die Stadt unter bischöflicher Herrschaft stehe, zu deren Gunsten beizulegen. — Diese glänzenden Erfolge, verbunden mit gediegenen schriftstellerischen Leistungen mehrten seinen Ruf als Jurist und Sachwalter, so daß ihn im folgenden Jahre (1733) der König von England als Kurfürst von Hannover zugleich zum Hofgerichtsassessor in Hannover und 1738 nach Niederlegung dieser Stelle der Herzog von Braunschweig zum Assessor am Hofgerichte in Wolfenbüttel ernannte, welche Aemter er „von Haus aus", d. h. von Hildesheim, verwaltete, während er wegen Vorliebe zur letzteren Stadt andere Anerbietungen ausschlug. Trotz dieser guten Beziehungen zu den Bewohnern und Behörden Hildesheims gerieth er dort wegen Ungültigkeitserklärung einer Predigerwahl 1742 mit den maßgebenden Persönlichkeiten in Zwist und war ihm daher sehr willkommen, daß ihn der Herzog von Braunschweig 1743 als vierten ordentl. Professor der Rechte mit Hofrathscharakter nach Helmstädt berief, wo er im October desselben Jahres mit einer feierlichen Rede: „de Jure Imperatoris exigendi a Judaeis aurum coronarium, annuumque censum etc." von seinem Lehrstuhle Besitz ergriff; 1745 rückte er zum Professor juris canonici et feudalis, 1747 zum Professor Pandectarum, 1748 zum Professor Codicis und zugleich zum Ordinarius der Juristenfacultät vor, welche Würde er bis zu seinem Tode bekleidete. P. war ein sehr kenntnißreicher Jurist und ebenso fleißiger wie fruchtbarer Schriftsteller, dessen Werke und Abhandlungen über Kirchenrecht, Kirchengeschichte und die Rechtsverhältnisse von Hildesheim, s. Z. in Fachkreisen viel Aufsehen machten, und welche auch heute noch brauchbar sind. Sein Hauptwerk ist der „Versuch einer Kirchengeschichte", welcher in fünf stattlichen Quartbänden die ersten vier Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung behandelte. (Bd. I. Erstes Jahrh. Leipzig 1736 4°. — Bd. II. Zweites Jahrh., ebenda 1737, 4°. — Bd. III. Drittes Jahrh. Wolfenbüttel 1738. — Bd. IV. Viertes Jahrh. 1. Theil ebenda 1739, 2. Theil ebenda 1740, 4°.) Im ersten Bande folgt auf die Widmung an Herzog Karl von Braunschweig eine sehr ausführliche Vorrede, worin der Verfasser seine kirchenrechtlichen Werke, namentlich über Beichte und Bann gegenüber den herben Angriffen der Kritik sehr eingehend vertheidigt; nebenbei erfahren wir mehreres über dessen Jugend- und Gelehrtenleben (bis 1736). Den Schluß (Nr. XLIII—LIII) bildet eine Lebensbeschreibung seines Vaters, des gelehrten Doctors der Philosophie und Theologie Johann Georg P. sen., Superintendenten und Gymnasialinspectors zu Gera. (Ueber dessen zahlreiche theologischen Schriften gibt Fickenscher in seinem Gelehrten Fürstenthum Bayreuth Bd. 7, S. 43—51 unter Anführung der Litteratur (S. 43 Note 9) näheren Aufschluß.) Dieser Vorrede entnehmen wir, daß P. jun. von Jugend auf, ermuntert durch seinen Vater, zu theologischen Fragen, namentlich aber zum Kirchenrecht und zur Kirchenhistorie, besondere Neigung gehabt habe, daß ihm jedoch durch diese Studien und die Schriften

hierüber viele Feinde erwachsen seien. P. huldigte der freisinnigeren Richtung, und stieß hierdurch bei den orthodoxen Protestanten auf scharfen Widerspruch. Einen Beleg hierfür liefern die Recensionen in den „Unschuldigen Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen“ (einem zu Leipzig im vorigen Jahrhundert erschienenen Organe conservativer Tendenz), worin die tadelnden Amtsgenossen P. unter Anderem vorwerfen, daß er „hochhin fahre“, durch seine Schriften manchen Schaden stifte und irrige Behauptungen aufstelle, weshalb sie mit Gottes Beistand auf seine Umkehr hoffen! Ein Mitgrund zu den erlittenen Anfeindungen scheint auch in dem leicht erregbaren, sehr heftigen Temperamente des Gelehrten gelegen zu sein, durch welches er in seinen Proceßschriften zuweilen zu derben, ja „pöbelhaften“ Ausfällen hingerissen wurde, wozu ihn nach seiner Entschuldigung die grundlosen Angriffe der Gegner reizten. Außer der Kirchenhistorie besitzen wir u. A. von P. „Recht der Beichtstühle, Ursprung und Fortgang der geheimen Beichte ꝛc. ꝛc.“ (ein gründliches Werk, das bei den Einen vielen Beifall, bei Andern großen Anstoß hervorrief, Halle 1721, 2., vermehrte Ausgabe. Wolfenbüttel 1738, 2 Bände). „Recht des Kirchenbannes, dessen Ursprung und Fortgang ꝛc. ꝛc.“ (Halle 1721, 2., vermehrte Ausgabe. Wolfenbüttel 1738, 4°). „Elementa juris canonici et Protestantium ecclesiastici, commoda auditoribus methodo adornata“ (Francof. et Lips. 1731. Ed. II, aucta et emend. ibid. 1735. III. Ed., Vol. 1. und 2. Jenae 1741). „Kurze Historie des canonischen und Kirchenrechts, besonders zum Gebrauch akademischer Vorlesungen entworfen“ (Leipzig und Breslau 1752 gr. 8). Ein vollständiges Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften bei Fickenscher Bd. 7, S. 54, Meusel, Bd. 10, S. 317—325; Weidlich, Geschichte der jetzt lebenden Rechtsgelehrten, Bd. 2, S. 212—224, hier mit litterarkritischen Bemerkungen. Sein Bildniß, gestochen von Haid, findet sich in Brucker's Bildersammlung, 8. Zehend, und vor Wernsdorf's memoria in Folio; dasselbe in verkleinertem Formate (8°) als Titelkupfer in den oben erwähnten Elementa juris canonici etc.

J. G. Pertsch in dessen Vorrede zum Versuch einer Kirchenhistorie, Band 1. — Meusel, Weidlich und Fickenscher a. a. O. nebst den dortselbst Aufgeführten. Eisenhart.

Pertsch: Johann Heinrich P., Philologe und Theologe (1776—1844). Er wurde in Coburg als der Sohn eines Landschaftsconsulenten am 20. December 1776 geboren, erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium Casimirianum seiner Vaterstadt und studirte dann von 1795—1798 in Jena und Göttingen vornehmlich Theologie. Nachdem er schon 1797 Candidat des Predigtamtes geworden, erhielt er im November 1803 eine Anstellung als Collaborator am Coburger Gymnasium; 1806 wurde er außerordentlicher, 1808 ordentlicher Professor der Geschichte, der morgenländischen und griechischen Sprache an dieser damals noch halbakademischen Anstalt. Zum Dr. phil. war er 1804 in Erlangen auf Grund einer Dissertation: „De recta methodo historiae catholicae in Gymnasiis . . docendae“ promovirt worden. 1811 wurde er Pastor an der Kreuzkirche und gleichzeitig Diakonus an der Morizkirche in Coburg; später wurde er Superintendent in Rodach, wo er am 3. October 1844 starb. — Von seinen nicht sehr zahlreichen Schriften sind hier zu nennen: „Lehrbuch der Menschengeschichte“ 1805; „Neues allgemeines litterarisch-artistisches Lexikon“, 2 Bde., 1807; „Grundriß der römischen Alterthumskunde“ 1808. Dauernden Werth haben diese Arbeiten nicht.

N. Nekrolog d. D. 1846, S. 1030 f., ergänzt durch Privatmittheilungen. R. Hoche.

Perty: Joseph Anton Maximilian P. wurde am 17. September 1804 in dem Städtchen Ornbau im Ansbachischen, wo seine Mutter sich auf Besuch befand, geboren. Die früheste Jugend verlebte er in Nördlingen, wo

sein Vater Administrator bei der Johanniter-Ordens-Commende Kleinerdlingen war. 1809 wurde letzterer Rechnungscommissar im bayrischen Dienst und zog mit seiner Familie nach München. Schon als Knabe sammelte P. die verschiedensten Naturgegenstände und benutzte seine Mußestunden, um sie kennen zu lernen. Ein unwiderstehlicher Drang trieb ihn, die Naturerscheinungen zu beobachten und ihre Ursache zu erforschen. Nachdem er 1822 das Gymnasium absolvirt, studirte er anfangs in München, später in Landshut Medicin und Naturwissenschaften. Trotzdem er sich in den Strudel des studentischen Lebens stürzte, so daß sein Vater seine Hand von ihm abzog, vernachlässigte er doch sein Studium nicht. Nach seiner Promotion in der medicinischen und später in der philosophischen Facultät habilitirte sich P. als Privatdocent für Zoologie und allgemeine Naturgeschichte in München und wurde 1833 als Professor der Zoologie, Psychologie und Anthropologie an die Akademie nach Bern berufen, welche im folgenden Jahre in eine Universität umgewandelt wurde. In dieser Stellung entwickelte P. eine ungemein rege litterarische Thätigkeit. Nachdem er schon früher in: „Delectus animalium articulatorum Brasiliae“ die von Spix und Martius in Brasilien gesammelten Insecten, sowie einige aus der Sammlung des Herzogs von Leuchtenberg in Eichstädt und des Vicomte Sa da Bandeira stammende neue Arten beschrieben hatte, veröffentlichte er außer zahlreichen kleineren Abhandlungen folgende größere Werke: „Allgemeine Naturgeschichte, als philosophische und Humanitätswissenschaft“, 1837—1841 und Supplement dazu: „Neue Ergebnisse der Wissenschaft“, 1844 und 1845; „Zur Kenntniß der kleinsten Lebensformen“ 1852; „Lehrbuch der speciellen Zoologie“, 1855; „Grundzüge der Ethnographie“, 1859; „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“, 1861; „Die Realität der magischen Kräfte“, 1862; „Anthropologische Vorträge“, 1863; „Ueber das Seelenleben der Thiere“, 1865; „Blicke in das verborgene Leben des Menschengeistes“, 1869; „Die Natur im Lichte der philosophischen Anschauungen“, 1869; „Die Anthropologie als Wissenschaft von dem körperlichen und geistigen Wesen des Menschen“, 1874; „Der jetzige Spiritismus“, 1877; „Erinnerungen aus dem Leben eines Natur- und Seelenforschers,“ 1879; „Die sichtbare und unsichtbare Welt“, 1881. Alle diese Werke zeugen von einer streng wissenschaftlichen Durchbildung, umfassender Litteraturkenntniß und scharfer Beobachtungsgabe; leider aber auch, namentlich in der letzten Zeit, von einer Hinneigung zum Wunderbaren und zu spiritistischen Anschauungen.

P. war eine universell angelegte Natur, welche das ganze Weltall, das unendlich Kleine wie das unendlich Große zu erfassen versuchte. Sein Ziel war eine Naturphilosophie. Aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen und Kenntnisse suchte er ein System zusammenzustellen, dessen Zweige sich jedoch in den Spiritismus verlaufen. Wenn daher auch P. keinen entscheidenden Einfluß auf die Entwickelung der Naturwissenschaften ausgeübt hat, so verdankt ihm doch namentlich die Zoologie eine Menge specieller Kenntnisse und seine durch gewandte Darstellung ausgezeichneten Werke haben weiteren Kreisen vielfach Anregung gegeben und nicht unwesentlich zur Förderung der Wissenschaften beigetragen. P. starb im Alter von 80 Jahren am 8. August 1884.

M. Perty, Erinnerungen eines Natur- und Seelenforschers. Leipzig 1879.

W. Heß.

Pertz: Georg Heinrich P., geb. am 28. März 1795 zu Hannover als Sohn eines Hofbuchbinders, dessen Vorfahren Hofbuchbinder an der Bibliothek zu Wolfenbüttel gewesen waren, † am 7. October 1876 in München. Nachdem er auf der Universität zu Göttingen mit theologischen Studien begonnen, dann aber sich der Geschichte mit größtem Eifer zugewendet hatte, erlangte er am 14. October 1816 den Doctorgrad, und bald darauf auch eine Anstellung in

Hannover am Archive und an der Bibliothek. Im J. 1819 erschien seine Erstlingsschrift: „Die Geschichte der Merowingischen Hausmeier", mit einer Vorrede von Heeren, worin dieser sie bezeichnete als „das Werk eines meiner Zuhörer, der mir unter wenigen lieb war". Sie zeichnete sich aus durch umfassende Quellenkenntniß, und ganz vorzüglich durch die treffliche Methode, indem er sich strenge nur an die lautersten Quellen hielt; die Darstellung ist klar und gedrängt. Unzweifelhaft war Heeren berechtigt, hieran die bedeutenden Erwartungen zu knüpfen, welche er in der Vorrede aussprach. P. hatte dann das Glück, sogleich zu einer Aufgabe berufen zu werden, welche gerade für seine eigenthümliche Begabung ganz besonders geeignet war. Gerade um dieselbe Zeit hatte der Freiherr vom Stein den großartigen Plan einer Sammlung der deutschen Geschichtsquellen des Mittelalters gefaßt, und am 20. Januar 1819 die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde gestiftet. Es konnte nicht fehlen, daß man nach jener Schrift in P. einen vorzüglich geeigneten Mitarbeiter erkannte, und als Bücheler ihn zur Theilnahme an den Arbeiten aufforderte, antwortete er am 5. Juli 1819 mit freudiger Zustimmung und erbot sich zur Bearbeitung der wichtigsten Schriften aus der karolingischen Periode. Stein selbst forderte ihn am 21. December nicht nur zur Uebernahme der Schriftsteller aus der karolingischen Periode, sondern auch zu einer Reise nach Wien auf zur Durchforschung der Hofbibliothek. Diese Reise, welche auch nach anderen Bibliotheken in Oesterreich und nach Italien ausgedehnt wurde, war die erste, welcher sich eine lange Reihe weiterer Forschungsreisen angeschlossen hat, nach den verschiedenen Bibliotheken Deutschlands, nach Italien, Frankreich und England. Der wachsende Ruhm seines Namens und seine bedeutende Persönlichkeit bahnten ihm die Wege, welche damals noch dem Forscher weit größere Schwierigkeiten boten als später, und mit unermüdlicher Thätigkeit, sowie mit größter Sorgfalt durchforschte er die handschriftlichen Schätze, welche noch niemals zu diesem Zweck aufgesucht waren. Zahlreiche Entdeckungen belohnten seinen Eifer, und seine Abschriften und Vergleichungen sind von musterhafter Zuverlässigkeit. Diese Eigenschaften traten schon in seinen ersten Reiseberichten so klar hervor, daß ihm nach seiner Rückkehr von der Reise die Redaction sowohl des Hauptwerkes wie des Archivs, der Zeitschrift, welche dasselbe vorbereiten sollte, übertragen wurde. Es ist durchaus sein Verdienst, daß nun an die Stelle unsicheren Tastens die rasche zielbewußte Ausführung trat, daß 1826 der erste, 1829 der zweite Band erscheinen konnte. In dem vollkommen richtigen Gefühl, daß vor allen Dingen ein wirklicher Anfang gemacht werden müsse, wartete er nicht, bis die Vorarbeiten für den überaus schwierigen ältesten Zeitraum fertig sein würden — sie sind es noch jetzt nicht —, sondern bearbeitete die karolingische Periode, für welche er hinlänglich gerüstet war. Zum ersten Mal wurden hier mittelalterliche Geschichtsquellen mit der vollen philologischen Sorgfalt behandelt, welche bis dahin nur classischen Autoren gewidmet war; fest und sicher wird hier schon der später immer unverbrüchlich festgehaltene Grundsatz befolgt, nach Untersuchung aller Handschriften nur den ältesten und besten Text, in manchen Fällen die Urschrift selbst, zu Grunde zu legen, die Abweichungen der anderen Handschriften, doch nicht ohne verständige Auswahl, anzugeben und zu berücksichtigen; ferner auch für den Inhalt, so viel wie irgend möglich, dem Urquell nachzugehen, und jedes nachweisbar abgeleitete Stück auch als solches zu bezeichnen. Dagegen ist, was für den raschen Fortschritt des Werkes durchaus nothwendig ist, von tiefer eingehenden, für den nächsten Zweck nicht erforderlichen sachlichen Untersuchungen abgesehen. P. hat hiermit für das ganze Unternehmen das maßgebende Muster aufgestellt; die Sammlung der ältesten Annalen, welche den Eingang bildet, ist eine, wenn man den damaligen Zustand

der Publicationen erwägt, erstaunliche Leistung und überragt alle früheren Arbeiten im höchsten Grade. Dadurch erst wurde die Möglichkeit gegeben, nun, unterstützt durch neue, zum Theil von ihm selbst gemachte Funde, auch wieder darüber hinausgehen zu können. Dasselbe gilt von den darauf folgenden zwei Bänden der Leges, welche jetzt mangelhaft erscheinen, damals aber ebenfalls einen großen Fortschritt darstellten und lange Zeit der gelehrten Arbeit großen Nutzen gebracht haben. In diesen Bänden hatten nur Ild. von Arx die Sanctgaller Quellen, Dahlmann die Vita Anskarii, Knust den Benedictus levita bearbeitet. War anfangs vorzüglich auf Uebernahme vieler Ausgaben durch befreundete Gelehrte gerechnet worden, so zeigte sich doch bald, daß diese theils nicht die richtige Methode zu treffen wußten, theils ihre Zusagen nicht einhielten; nur Lappenberg (s. A. D. B. XVII, 707) hat in fortgesetzter freundschaftlicher Verbindung mit P. eine größere Anzahl norddeutscher Geschichtsquellen selbständig bearbeitet. Uebrigens aber erwies es sich als nothwendig, jüngere Hilfsarbeiter anzunehmen, welche Reisen für das Unternehmen ausführten und in einheitlicher Weise die Ausgaben bearbeiteten. Bethmann und Waitz eröffneten in ausgezeichneter Weise die Reihe derselben, denen Wilmans, Koepke, Wattenbach, Jaffé u. a. sich anschlossen. In enger Freundschaft war P. verbunden mit J. F. Boehmer (s. A. D. B. III, 76), welcher mit ihm nach Stein's Tode die Direction leitete, so grundverschieden auch ihre natürlichen Anlagen und ihre Geistesrichtung waren; Boehmer hatte die Abtheilung der Kaiserurkunden übernommen und hat hier durch seine Regesten epochemachend gewirkt, während zu Ausgaben, wie sie für die Monumente verlangt wurden, ihm die philologische Schulung fehlte.

Nach der Rückkehr von seiner ersten Reise (1823) war P. als Archivsecretär in Hannover angestellt, nach dem Erscheinen des ersten Bandes wurde er Bibliothekar und Archivrath, dann auch Mitglied des Oberschulcollegiums und Historiograph des Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg. In dieser Eigenschaft vorzüglich wandte er sich den hinterlassenen Schriften von Leibniz zu und erwarb sich ein großes Verdienst, indem er dessen Annales Imperii Occidentis nach langer Verborgenheit endlich zum Druck brachte, ein sehr bedeutendes und auch nach mehr als hundert Jahren nicht unbrauchbar gewordenes Werk. Im J. 1832 war P. auch Mitglied der zweiten Kammer der hannoverschen Ständeversammlung und begründete die Hannoversche Zeitung, in welcher er mit seinen Freunden die Ideen Steins zur Geltung zu bringen suchte und für gemäßigten Fortschritt auf conservativer Grundlage mit Freimuth eintrat; in Dahlmann's Leben von Springer ist manches darüber zu finden. Mit dem Umschwung der Dinge durch Ernst Augusts Regierungsantritt 1837 wurde nicht nur solcher Wirksamkeit der Boden entzogen, sondern P. auch der Aufenthalt in der Heimath verleidet, so daß er gern einer Berufung nach Berlin als Oberbibliothekar mit dem Titel eines Geh. Oberregierungsrathes folgte (1842). Hier trat er in lebhaften freundschaftlichen Verkehr mit Savigny, Ranke, Homeyer, den Gebrüdern Grimm, und den übrigen Vertretern der damals lebhaft angeregten wissenschaftlichen Thätigkeit, welcher auch politisch liberale Bestrebungen nicht fehlten. Namentlich betheiligte sich P. an den Bemühungen zur Besserung der Preßverhältnisse, und zur Gründung einer auf conservativer Grundlage doch reformatorischen Zeitschrift, welche an der Bedenklichkeit der Regierung und anderen Hindernissen scheiterte. P. war streng conservativ gesinnt, aber im Sinne des Freiherrn vom Stein, welcher ihm immer das herzlichste Wohlwollen bewiesen hatte, und den er im höchsten Grade verehrte. Er betrachtete es deshalb auch als seine heilige Pflicht, das Leben desselben zu beschreiben, und führte diese Aufgabe mit derselben Gewissenhaftigkeit durch, welche alle seine Arbeiten auszeichnete. Lange freilich blieb ihm die Benutzung der wichtigsten Actenstücke

versagt, und erst der übrigens von ihm entschieden verworfenen Revolution von 1848 verdankte er deren ungehinderte Benutzung. Noch in demselben Jahre veröffentlichte er Stein's Denkschriften über deutsche, insbesondere preußische Verfassung, und von 1849—1855 erschien in 6 Bänden die große Lebensbeschreibung des Freiherrn. Die Wirkung derselben war sehr groß, weil damals noch wenig authentische Nachrichten über diesen hochwichtigen Zeitraum ans Licht gedrungen waren, und P. mit rühmenswerthem Freimuthe alles mittheilte, ohne zu fragen, ob er hier oder dort Anstoß erregte. Dazu kam die gewaltige Persönlichkeit des Mannes, sein markiger Stil. Die Verarbeitung des Stoffes freilich war nicht sehr zu rühmen, beschränkte sich aber auch meistens darauf, die Briefe und Actenstücke aneinander zu reihen, und man hatte allen Grund, dankbar dafür zu sein, daß diese so unverkürzt gegeben wurden. Weit weniger befriedigte die schon in höherem Alter unternommene Biographie von Gneisenau, von welcher 3 Bände in den Jahren 1864—1867 erschienen sind.

In jener Zeit der 50er Jahre stand P. auf der Höhe seines Ruhmes und Ansehens im Inland wie im Ausland; von unermüdlicher Arbeitskraft, durch bedeutende neue Entdeckungen in fast jedem neuen Bande der Monumenta den Schatz der Geschichtsquellen vermehrend. Durch die Einzelausgaben der wichtigsten Quellenschriften in Octav sicherte er diesen eine ausgebreitetere Wirkung, und in noch höherem Grade erreichte er diesen Zweck, auch hierin einen Gedanken des Stifters ausführend, durch die von ihm bewirkte und geleitete Sammlung der Uebersetzungen; denn von den auf dem Titel genannten Männern ist er allein für diese Sache wirklich thätig gewesen. Als Mitglied der Akademie der Wissenschaften hat er eine Reihe von Untersuchungen, anknüpfend an neu aufgefundene Documente alter und neuer Zeit, vorgetragen und veröffentlicht. Auch in die von König Max von Baiern gestiftete historische Commission wurde er 1858 berufen und besuchte deren Versammlungen regelmäßig bis 1870.

Stein's Leben enthält auch die ausgiebigsten Nachrichten über die Entstehungsgeschichte der „Monumenta Germaniae“; diese betrachtete P. recht eigentlich als ein Vermächtniß von Stein; es ist unglaublich, was er dafür mit sehr geringen Mitteln und mit höchst bescheidenem Ertrag für sich selbst geleistet hat; zu Zeiten haben sogar er und Boehmer noch Zuschüsse zu den Kosten gegeben. Aber er glaubte sich auch sonst an die Grundsätze des Stifters gebunden, nicht nur inbetreff des vielfach getadelten Folioformates, sondern auch darin, daß von dem gesammelten Material vor der Publication nichts mitgetheilt werden durfte. So kam es, daß die wichtigsten gelehrten Schätze ganzen Generationen vorenthalten blieben, und daß unter den Fachgenossen, welche das Unternehmen freudig begrüßt und nach Möglichkeit gefördert hatten, eine zunehmende Abneigung entstand. Ebensowenig konnte er sich entschließen, selbst dem ihm sonst am nächsten stehenden Waitz eine Einwirkung auf die Leitung der Sache einzuräumen. Mit dem Alter wuchs die ihm von Natur schon eigene Starrheit, und von dem Wunsche erfüllt, seinem Sohne Karl die Nachfolge zu sichern, suchte er die diesem weit überlegenen Mitarbeiter in untergeordneter Stellung zu halten. Namentlich sein Verhältniß zu Jaffé steigerte sich bis zum erbittertsten Hasse, und schadete ihm in hohem Grade in der Meinung der Zeitgenossen. Auch in der Leitung der königl. Bibliothek, um welche er sich viele und große Verdienste erworben hat, trat doch immer mehr ein autokratisches Wesen hervor, welches ihm die Herzen seiner Beamten entfremdete; nachdem sich dann auch die Schwächen des Alters in seiner Amtsführung fühlbar machten, wurde er 1873 pensionirt.

Die Direction der Monumenta hielt er nach dem Tode Boehmer's (1863), welcher aber auch keinen Einfluß darauf geübt hatte, allein in der Hand, und

nur nominell bildete er sich zuletzt ein Directorium ohne wirkliche Thätigkeit oder Befugnisse. Schon lange war, anfangs noch am Bundestage, auf eine Aenderung dieses Verhältnisses hingearbeitet worden; nach der Bildung des neuen Reiches, welches zur besseren Fortführung des Unternehmens bedeutend größere Mittel zu gewähren bereit war, wurde an diese Gewährung die Bedingung einer neuen Organisation geknüpft, welche nach langen Verhandlungen unter Vermittelung der Akademie der Wissenschaften im J. 1875 zum Abschluß kam. Waitz, der anfangs der hervorragendste Mitarbeiter gewesen, und immer in freundschaftlichen Beziehungen geblieben war, auch fortwährend noch bedeutende Arbeiten für das große Werk ausgeführt hatte, übernahm den Vorsitz der neuerrichteten Centraldirection, welcher auch P. angehörte, ohne jedoch sich noch wirklich betheiligen zu können. Im J. 1876 wollte er nach einem Aufenthalt in Tegernsee noch einmal wieder an den Sitzungen der historischen Commission in München theilnehmen, aber kaum dort angelangt, wurde er von einem Schlagfluß betroffen, welcher am 7. October seinem Leben ein Ende machte.

P. war in erster Ehe 1827 mit Julia Garnett vermählt, welche er in Paris kennen gelernt hatte; von ihren drei Söhnen ist Georg, welcher zwei Gedichtsammlungen herausgegeben hat, 1870 vor dem Vater gestorben. Der älteste Sohn Karl, Mitarbeiter an den „Monumenta Germaniae“, Bibliotheksecretär und Professor in Greifswald, zuletzt in Geisteskrankheit verfallen, hat eine Abhandlung über die Kosmographie des Aethicus geschrieben und die von seinem Vater entdeckten Fragmente des Granius Licinianus entziffert und herausgegeben; seine Ausgabe der merowingischen Königsurkunden veranlaßte nicht unbegründeten Tadel. Auch der jüngste Sohn, Hermann, welcher als Ingenieurmajor den preußischen Kriegsdienst verlassen hatte, ist schon am 11. September 1881 gestorben. Nach dem Tode seiner ersten Frau vermählte P. sich 1853 mit Leonore Horner, welche mit ihren Töchtern ihn überlebte.

G. H. Pertz's Leben und litt. Wirksamkeit, von Karl Pertz. Wissensch. Beilage der Leipz. Zeitung 1882, Nr. 65—67. — Briefe der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm an ihn, das. Nr. 91—93. — Nekrolog von W. v. Giesebrecht, Sitzungsberichte der Münch. Akad. 1877, S. 65—74. — W. Arndt, Im neuen Reich 1876, II, S. 651—657. — Waitz, Neues Archiv, II, S. 451—473, vorzüglich über seine Verdienste um die Monumenta Germaniae.

Wattenbach.

Pesarovius: Paul Pomian P., aus adligem Geschlecht, lutherischer Theologe, geb. den 18. Februar 1650 zu Nikolaiken in Ostpreußen, als Sohn des Seniors der preußischen Geistlichkeit, Albert Pomian P., der bei seinem Tode, im 103. Jahre seines Lebens, im 72. seines Predigtamtes, 10 Kinder und 96 Enkel hinterließ. Nach theologischem Studium in Königsberg 1676 Magister, 1678 Subinspector am theologischen Convict, wurde er 1682 infolge heftigen Streitens gegen die Synkretisten seines Amtes enthoben. Einige Jahre hielt er sich theils auf deutschen Universitäten, theils in Holland und England auf, bis er sich in Rostock niederließ. Auch hier erregte er Streitigkeiten, so daß gegen seine Ernennung zum Professor der Theologie Widerspruch erhoben wurde, infolge dessen er im Jahre 1686, klagend über die Bedrückung der reinen Lehre, Rostock verließ. Nach kurzem Aufenthalt in Greifswald, Wittenberg und Leipzig, hielt er sich wieder mehrere Jahre in Holland und Schweden auf. Zurückgekehrt, söhnte er sich mit den Rostocker Professoren aus, nachdem er de paradiso infernali der Calixtiner disputirt, und wurde 1696 zum Doctor der Theologie promovirt. In demselben Jahre wurde er erster Pfarrer am Dom in Königsberg, Mitglied des Consistoriums und außerordentlicher Professor. Am 18. Januar 1701 assistirte er den beiden Bischöfen in der Schloßkirche bei der

Krönung des ersten Königs von Preußen. Heftige Ausfälle auf der Kanzel veranlaßten nach vergeblichen Vermahnungen seine zeitweilige Amtsenthebung. Heimlich verließ er im August 1707 seine Gemeinde; obgleich der König ihn zur Rückkehr aufforderte, entsagte er von Hamburg aus im Februar 1708 seinem Amt. Er ging nach Schweden, wo er zehn Jahre als Prof. theol. honor. an der Universität von Upsala besonders schriftstellerisch wirkte. Im Jahre 1718 kehrte er nach Deutschland zurück, um für seine erschütterte Gesundheit in Bädern Heilung zu suchen. Am 3. December 1723 ist er in Dresden gestorben.

24 Druckschriften, meist dogmatischen und polemischen Inhalts. Vgl. Jöcher III, 1413. — Gelehrtes Preußen II, 6. St. S. 410 und III, 4. St. S. 202. — Ranfft's Leben sächsischer Gottesgelehrten. — Sammlung von Alten und Neuen Sachen 1724, S. 977. — Gebser, Geschichte der Domkirche S. 352.

Carl Alfr. v. Hase.

Pesch: Georg P. (Peschin), ein deutscher Componist aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, von dem Forster in den 4. Theil seiner Liedersammlung von 1556 das Lied „Glück, hoffnung gib, stund weil“ und in den 5. Theil (1556) das Lied „Mein Hertz fert hin in großem leid“ aufgenommen hat. Im ersteren ist er G. Pesch, im letzteren Georg Peschin gezeichnet. Beweise für die Identität der beiden Namen habe ich nicht, doch liegt die Vermuthung sehr nahe, daß es ein und derselbe Componist ist, mit dessen Namensschreibung man es nicht allzu genau genommen hat (s. weiter unten). Beide Tonsätze sind einfach contrapunctisch gesangreich geschrieben, weich in der Stimmung und von wunderbarem Wohlklange, eine Eigenschaft, die in der Forster'schen Sammlung nicht allzu oft anzutreffen ist, denn die Rauheiten und Härten sind in der Zeit, aus der Forster seine Sammlungen zusammenstellte, noch vorherrschend. Die Aehnlichkeit der beiden Lieder in ihrer weichen melodischen Stimmung ist einer der ersten Gründe, den Pesch und Peschin für ein und denselben Componisten zu halten. Doch damit sind die Acten über denselben noch lange nicht geschlossen, denn es reihen sich diesen beiden Namen noch drei andere an, die ich nicht anstehe, demselben Componisten zuzuschreiben. Forster hat nämlich im 1. Theile seiner Liedersammlung von 1539 zwei Lieder unter Nr. 22 und 113 aufgenommen, von denen er das Lied „Fraw ich bin euch von herzen holt“ einem Gregor Pesthin oder Peschin und „Mag ich zuflucht in ehr und zucht“ einem Gregor Pitschner oder Pesthin zuschreibt; ferner veröffentlicht der Augsburger Drucker Kriesstein 1540 ein Lied „Mich freszt unglück so vast“, welches er mit Gregor Pöschin zeichnet, dann befindet sich in der Staatsbibliothek in München, im Codex 61, eine Messe von Gregorio Peschin; ganz besonders hat aber der Lautenist Ochsenkhun in Heidelberg ihn verewigt und in sein 1558 erschienenes Lautenbuch 13 für Laute arrangierte Motetten und Lieder aufgenommen, die sich unter Fol. 38, 59, 61—65, 74, 79 und 80 befinden. Er nennt ihn einmal Gregor Peschin, dann wieder Gregor Petschin. Da selbst Ochsenkhun, der ihn muthmaßlich gekannt hat, da er eine große Vorliebe für ihn zeigt, in der Schreibweise des Namens wechselt, so ist es heute nicht mehr möglich, wenigstens vorläufig, den eigentlichen Namen festzustellen, doch möchte ich noch hinzufügen, daß nicht Georg, sondern Gregor wohl sein richtiger Vorname ist, da der letztere vorwiegend gebraucht wird. Von den beiden obigen Liedern aus Forster, schließt sich das letztere im Charakter denen von Georg Pesch an, während das erstere im einfachen Choralstile gehalten ist, mit den Pauseneinschnitten nach jedem Verse. Die übrigen oben angeführten Compositionen harren noch einer Prüfung. Nur über das Lied im Kriesstein sagt Ambros: „Ausgezeichnet schön, zu schön für den die Verderbtheit der Welt bejammernden Text.“

Rob. Eitner.

Peschek: Christian Adolf P., verdienter Provinzialhistoriker, stammte von einer böhmischen Exulantenfamilie aus der Gegend von Königgrätz, die mit dem großen Rechenmeister Christian Peschek, seinem Urgroßvater, in der südlichen Oberlausitz heimisch geworden war, und wurde am 1. Februar 1787 zu Jonsdorf als Sohn des damaligen Pfarrers Christian Friedrich P. geboren. Mit den Eltern 1795 nach Großschönau, 1796 nach Zittau übergesiedelt, wo nachmals — 1816 — der Vater bis zum Pastor Primarius aufstieg, erhielt er zunächst häuslichen Unterricht und besuchte dann 1799—1805 das Gymnasium unter Rudolphs Rectorat. Wie sehr der Vater in dem Sohne schon damals den historischen und litterarischen Sinn geweckt hatte, bewies der letztere bereits als Schüler durch eine kleine Arbeit. Ostern 1805 bezog er die Universität Wittenberg, um sich nach den Traditionen seiner Familie — auch die Mutter war eine Pfarrerstochter — dem Studium der Theologie zu widmen. Besonders anregend wirkten hier auf ihn Pölitz und Heubner. Obwol er sich dem damals auch in Wittenberg vorwiegenden Rationalismus nicht anschloß, so blieb er doch Zeit seines Lebens jeder intoleranten Auffassung abhold, wie es seine milde, versöhnliche Natur verlangte. Der Ausbruch des Krieges von 1806, der bald auch Wittenberg berührte, nöthigte ihn zur zeitweiligen Rückkehr nach der Heimath. Nachdem er dann 1808 zum Magister lib. art. promovirt worden war und April 1809 in Dresden das Examen für das geistliche Amt bestanden hatte, ging er nach Zittau zurück und fand hier Juli 1811 eine Anstellung als Hilfslehrer, März 1813 als Oberlehrer an der neuorganisirten Stadtschule, übernahm aber schon im December 1816 das Pfarramt in Lückendorf und Oybin, dicht an der böhmischen Grenze. Nach zehnjähriger, freilich oft recht beschwerlicher Thätigkeit in der schönen Gebirgseinsamkeit trat er 1826 seinem greisen Vater als Substitut an die Seite und übernahm nach dessen baldigem Tode (im November dess. Jahres) 1827 die Stelle des Katecheten und des Zuchthauspredigers. Von dieser stieg er 1831 zum zweiten, 1840 zum ersten Diakonus, 1854 zum Archidiakonus auf, wobei er zugleich einige Jahre hindurch als Religionslehrer am Schullehrerseminar wirkte. Sein Amt nahm P. nicht derartig in Anspruch, daß er nicht reichliche Zeit zu wissenschaftlicher und litterarischer Thätigkeit gefunden hätte, auf die ihn eine alte und tief gewurzelte Neigung hinwies, und sein glückliches Familienleben, das er 1814 durch die Vermählung mit Henriette Auguste Gössel, der Tochter des Pfarrers in Eybau begründete, erhielt ihm die Heiterkeit und Frische des Geistes, die Voraussetzung solcher Arbeit. Er war ein Mann von umfassendstem Interesse, in den antiken Litteraturen ebenso belesen wie in der modernen, auch des Französischen, Englischen, Italienischen und etwas auch des Czechischen kundig — sein Tagebuch führte er seit der Studentenzeit in englischer Sprache —, überaus fleißig, ein bieneneifriger Sammler und dabei von ebenso großer Leichtigkeit in der schriftstellerischen Production, wie erfüllt von dem Bedürfniß zu einer solchen. Er hat mit nicht weniger als 53 Zeitschriften in Verbindung gestanden und wurde deshalb allmählich in 15 gelehrten oder gemeinnützigen Gesellschaften ein geschätztes Mitglied, unterhielt auch bis an sein Ende eine ausgebreitete Correspondenz, insbesondere mit böhmischen und sächsischen Gelehrten. Am nächsten stand ihm natürlich die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz, der er seit 1824 als wirkliches Mitglied angehörte und deren Organ, das „Neue Lausitzische Magazin“, er 1832—1834 selbst redigirte. Zugänglich und gefällig wie er war, obwohl er eines gewissen harmlosen Selbstgefühls keineswegs entbehrte, unterstützte er gern auch die Arbeiten anderer. Seine eigenen bewegten sich in zahllosen Aufsätzen und selbständigen Schriften des verschiedensten Umfanges auf einem sehr ausgedehnten Gebiete, auch auf dem

theologischen und pädagogischen — wir erwähnen von solchen nur: „Jesus und die Frauen. Ein Andachtsbuch“ Zittau 1819, das auch ins Holländische übersetzt wurde, „Menschenwerth, in Thatsachen und Vorbildern dargestellt. Ein Lesebuch“, Zittau 1820 und „Konfessionsbüchlein“, Zittau 1830 — aber am liebsten concentrirte er seine wirklich wissenschaftliche Thätigkeit, zu deren Förderung er trotz schmalen Einkommens selbst nicht unbedeutende pecuniäre Opfer brachte, doch auf die Geschichte seiner heimathlichen Landschaft und Stadt und zog auch, was bei den historischen Beziehungen sich von selbst ergab, die des benachbarten Böhmen, wenigstens in einzelnen Richtungen, mit in den Kreis seiner Studien, wie er denn auch gern und häufig dort weilte, wo noch kein Nationalitätenstreit den friedlichen Verkehr deutscher und czechischer Gelehrter störte, und zahlreiche Verbindungen mit solchen anknüpfte, zu denen er schon in Lückendorf den Grund gelegt hatte. Dankbar hat er namentlich stets die Förderung anerkannt, welche zahlreiche Mitglieder der böhmischen Aristokratie ihm gewährten. In der Geschichte Zittaus und der Oberlausitz hat er sich eine so umfassende Kenntniß erworben, wie sie wahrscheinlich weder vor ihm noch nach ihm irgendwer besessen hat. Er verfährt nicht immer kritisch, in der Anordnung des Stoffes oft mehr schematisch als historisch und liebt es zuweilen, in behaglicher Breite sich zu ergehen, verfällt wohl auch in einen erbaulichen Ton, wo er nicht gerade hingehört, aber immer ist die Fülle des wohlgeordneten Materials erstaunlich, oft fast erdrückend, und die bedeutendsten seiner Werke auf diesem Gebiete haben trotz mancher Mängel die Forschung nicht nur außerordentlich gefördert und weiteren Untersuchungen eine sichere Grundlage geschaffen, sondern zuweilen sie so gut wie abgeschlossen. Seinem Geburtsort und der Stätte seiner ersten geistlichen Wirksamkeit widmete er mehrere kleinere Arbeiten („Geschichte von Jonsdorf bei Zittau“, Z. 1835, „Geschichte der Kirche zu Lückendorf“, Z. 1839); besonders aber regte ihn die herrliche Ruine der Cölestinerkirche auf dem Oybin, die zu seinem Lückendorfer Pfarrsprengel gehört hatte, zu immer erneuter Forschung und Darstellung an, die er dann in der „Geschichte der Cölestiner des Oybins“ 1840 zum Abschluß brachte. Der Ortsgeschichte Zittaus, der freilich durch den Brand von 1757 die urkundliche Grundlage zum guten Theil entzogen worden ist, wandte er sich schon 1823 mit der Schrift „Petrus von Zittau“ zu; 1834 und 1837 erschien dann in zwei starken Bänden sein „Handbuch der Geschichte von Zittau“, eines seiner Hauptwerke, das Dank der Fülle des Stoffs immer eine ehrenvolle Stelle unter den deutschen Stadtgeschichten einnehmen wird und das ihm verdientermaßen den Ehrenbürgerbrief der Gemeinde eintrug (1839). So rechte Ehrentage für ihn wurden deshalb auch die beiden Erinnerungsfeste, die er noch in höherem Alter erleben durfte, das 600jährige Jubiläum der Gründung Zittaus durch König Ottokar II. von Böhmen im August 1855, das die Stadt u. a. durch einen großen historischen Festzug und einen Festactus beging, und die hundertjährige Gedenkfeier der Zerstörung der Stadt durch die österreichische Beschießung am 23. Juli 1757. Beim ersteren hielt P. in Gegenwart des damaligen Kronprinzen Albert die Festrede, die dann auch im Druck erschien („König Ottokar II. und die Begründung der Stadt Zittau“, 1855), bei der zweiten die Festpredigt („Predigt am hundertsten Brandgedächtnißtage“, 1857), allerdings mehr eine historische Darstellung als eine Festpredigt. Der allgemeinen Geschichte der Oberlausitz gehören dann Arbeiten an wie die Preisschrift „Geschichte der Poesie in der Lausitz“, Görlitz 1836 und mehrere bei seinem Tode nur handschriftlich im Archiv der Oberlausitzer Gesellschaft zu Görlitz vorhandene, so die „Literatur des oberlausitz. Adels“ 1835, „Repertorium der historischen Literatur, die Oberlausitz im Allgemeinen betr.“ 1837, „Literatur der oberlausitzischen

Dörfer“ 1840 u. a. Mit besonderer Vorliebe wandte sich P. später der Erforschung der böhmischen Gegenreformation und ihrer Rückwirkung auf die Lausitz und auf Sachsen zu. Wies ihn doch auf diese die Geschichte seiner eignen Familie, die er auch mehrfach in kleinen Gelegenheitsschriften behandelt hat, wie das bei seinem ausgeprägten Familiensinn natürlich war. Im J. 1844 veröffentlichte er in zwei Bänden die „Geschichte der Gegenreformation in Böhmen“, 1857 erwarb er sich mit seiner Arbeit über „die böhmischen Exulanten in Sachsen“ den Preis der Jablonowski'schen Gesellschaft, beides Werke, die ihm einen dauernden Namen sicherten. Der ersteren Schrift wohl hauptsächlich verdankte er die Ehre der Ernennung zum Dr. theol. durch die theologische Facultät der Universität Leipzig an Luther's dreihundertjährigem Todestage 1846. — P. blieb dank seiner überaus einfachen und streng geregelten Lebensweise bis in sein spätes Alter körperlich und geistig rüstig, theilnehmend für die verschiedensten Interessen und unermüdlich thätig bis an sein Ende. Dies kam dann rasch über ihn. Er hatte noch die Predigt für das Reformationsfest, das in Sachsen am 31. October kirchlich begangen wird, niedergeschrieben und noch am 24. October einen Vortrag im „Verein für wissenschaftliche Unterhaltung“, zu dessen eifrigsten Mitgliedern er gehörte, gehalten, aber am nächsten Tage schon erkrankte er an einer heftigen Brustfellentzündung, die seinem Leben am Morgen des 3. Novbr. 1859 ein Ziel setzte. 1861 haben seine Landsleute „dem rastlosen Forscher in der Geschichte des Vaterlandes, der Heimath und des Oybin“ auf dem Berge selbst unweit des Eingangs zur Cölestinerkirche ein Denkmal gesetzt, zu dem Donndorf die Büste (in Bronce) lieferte.

Vgl. Hirche, Rede zum Andenken des Dr. theol. et phil. Christian Adolph Peschek, gehalten am 11. April 1860 in der 115. Hauptversammlung der Oberlaus. Ges. der Wiss. Angefügt ist ein Verzeichniß aller litterarischen Arbeiten Peschek's, z. Th. nach seiner eigenen Niederschrift. — H. Kaemmel, De vita studiisque Christiani Adolphi Peschecii. Oratio in gymnasio Zittaviensi habita 22. Decbr. 1859, beides im „Neuen Lausitz. Magazin“ Bd. 37, 1860. — Album des Gymnasiums zu Zittau, hrsgeg. von O. Friedrich (1886) S. 110. 30. Einzelnes nach Familienmittheilungen und eignen Erinnerungen. O. Kaemmel.

Peschek: Christian August P. wurde am 29. December 1760 zu Eibau bei Zittau geboren, wo sein Vater damals Pfarrer war. Dieser folgte bald einem Rufe nach Zittau, und hier erhielt der Sohn theils durch den von seinem älteren Bruder und von Candidaten ertheilten Privatunterricht, theils auf dem städtischen Gymnasium seine Bildung. Seine poetische Begabung trat schon hier vielfach zu Tage, und der Text zu der Cantate, die zur Feier des Teschener Friedens in Zittau aufgeführt ward, war von P. gedichtet. Er widmete sich in Leipzig und nachmals in Berlin dem Studium der Medicin, empfing 1784 die Doctorwürde und ließ sich dann in seiner Vaterstadt als Arzt nieder. Im J. 1795 erging an ihn der Ruf, die sächsische Armee als Feldmedicus zu begleiten. Er folgte demselben und hatte so Gelegenheit, die schönen Rhein- und Maingegenden kennen zu lernen, während seine Familie einstweilen in Dresden wohnte. Auch 1796 hielt ihn sein Beruf in der Ferne fest. P. hat in diesen Feldzügen viel leiden, selbst das gefährliche und langwierige Lazarethfieber durchmachen müssen. Im J. 1798 wählte er Zittau wieder zum Ort seiner Wirksamkeit und übernahm hier 1802 auch das Stadtphysikat, das er bis 1825 bekleidete. Dann trat er in den Ruhestand und kaufte sich in Weislitz bei Dohna ein Landgut, in dessen Bewirthschaftung er für die Tage seines Alters eine angenehme Beschäftigung zu finden hoffte. Doch überzeugte er sich bald, daß die Landwirthschaft auch andere Seiten habe als nur poetische, verließ

darum Weislitz und zog 1828 nach Dresden, wo er den Studien und litterarischen Beschäftigungen lebte und am 29. September 1833 starb. — P. war ein vielseitiger Schriftsteller. Von seinen medicinischen Werken ist sein „Wörterbuch der Hausarzneikunde“ (II, 1800—1802) das bedeutendste. Seine Romane (Die unbekannte Nonne“, 1781 — „Das Jägermädchen, für Empfindsame und Spöttler“, 1782 — „Fritz von Pappelwald“, 1783 — „Theodor, oder die Rache des Schicksals“, 1784 — „Philipp und Jacobine“, 1782) sind als unreife Jugendproducte längst der Vergessenheit anheimgefallen; dagegen erregten seine „Dichterischen Kriegsgemälde“ (1782) eine um so längere Aufmerksamkeit, weil die poetische Litteratur an Dichtungen dieser Gattung eben nicht reich war. Die Kriegsscenen des baierischen Erbfolgekrieges hatten ihm den Stoff dazu geboten. Dieser Dichtungen wegen ward er auch in Berlin dem Könige Friedrich dem Großen vorgestellt. Seine Monographie „Der Oybin bei Zittau; Raubschloß, Kloster und Naturwunder“ (1793) hat viel zur Berühmtheit dieses Ortes beigetragen, und seine „Lausitzische Monatsschrift, oder Beiträge zur natürlichen, öconomischen und politischen Geschichte der Lausitz“ (3 Jahrgge. 1791 ff.) ist auch heute noch für den Forscher von Werth.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1833, S. 623 ff.

F. Brümmer.

Peschel: Karl Gottlieb P., Historienmaler, geb. zu Dresden am 31. März 1798 als Sohn des kurfürstlich sächsischen Finanzcalculators Georg Gottlieb P., † ebenda am 3. Juli 1879, hat sich auf dem Gebiete der religiösen Kunst ausgezeichnet und gehört in die Zahl jener deutschen Künstler, welche sich in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in Rom zusammenfanden, um sich hier durch die Anschauung südlicher Natur und das Studium der alten italienischen Meister dazu auszurüsten, die vaterländische Kunst neu zu beleben und aus ihrem Zustande der Verflachung emporzuheben. Er verwendete sein geringes, aus den Kriegszeiten übrig gebliebenes väterliches Erbtheil, nachdem er die Dresdener Akademie besucht, auch bereits bei Ausführung der Vogel’schen Deckengemälde im Schlosse zu Pillnitz als Gehülfe mitgewirkt hatte, zur Reise nach Italien und verbrachte von 1825—26 ein glückliches Jahr in Rom. Sein Begleiter auf der Reise dahin war Adolf Zimmermann, in Rom selbst empfingen ihn alte und neue Freunde. Anton Dräger führte ihn in die römische Kunstwelt ein, mit Ludwig Richter knüpfte sich ein Verhältniß der Freundschaft an, das als ein überaus inniges während der ganzen Lebenszeit der beiden Männer fortdauerte. Nach seiner Rückkunft in die Heimath sah sich P. anfänglich genöthigt, seinen Unterhalt durch Bemalen von Schnupftabaksdosen zu verdienen. Aber schon das erste Bild, welches auszuführen ihm die Noth des Lebens gestattete, eine Rebekka am Brunnen, erntete Anerkennung, wurde vom sächsischen Kunstverein angekauft und ermöglichte ihm, eine seiner unwürdige Thätigkeit aufzugeben und ganz zur Kunst zurückzukehren. Er wurde nun bei Ausmalung des Härtel’schen römischen Hauses in Leipzig neben Genelli beschäftigt, der bekannte Kunstfreund Johann Gottlob von Quandt ließ auf Schönhöhe bei Dittersbach unweit Stolpen einen Saal im Unterstock eines 1833 daselbst errichteten Thurmbaues von ihm mit Frescogemälden nach Goethe’schen Gedichten ausschmücken, und als er an der Dresdener Akademie Nachfolger des im J. 1837 verstorbenen Christian Ernst Stölzel als dritter Zeichenmeister wurde, eröffnete sich ihm an dieser Anstalt eine ehrenvolle Laufbahn. Eine Reihe größerer künstlerischer Arbeiten entstand während der langen Dauer seines Lebens, bis in sein hohes Alter steigerte sich nur, besonders in seinen Zeichnungen, die Schönheit seiner Darstellungsweise. Unter anderem malte er für die Kirche in Auerbach im Vogtland ein Altargemälde, die Mutter Gottes mit der Leiche des

Heilandes; zwei Bilder von ihm aus den Jahren 1845 und 1851, Dem Patriarchen Jacob erscheinen auf seinem Zuge nach dem gelobten Lande die Engel Gottes und Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken, kamen in die Dresdener Galerie. Durch Vervielfältigung wurden von ihm außer anderen Werken, welche theils von ihm selbst und J. Williard lithographirt, theils von Hanfstängl photographirt wurden, eine Folge von Darstellungen zu Tobias (1830) und die von Anton Krüger in Kupfer gestochenen Fresken von Schönhöhe bekannt. Ein als Kunstwerk ausgezeichnetes, von Friedrich Leon Pohle gemaltes Bildniß von ihm erhielt gleichfalls die Dresdener Galerie.

H. v. Friesen, Flüchtige Bemerkungen über einige Freskogemälde auf der Schönhöhe bei Dittersbach, im Kunst-Blatt 1838 Nr. 64 u. 65 S. 253 f. und 259 f. — Joh. Karl Seidemann, Ueberlieferungen zur Geschichte von Eschdorf, Dittersbach und Umgegend, Dresden 1860, Burdach, S. 166 f. — Wilh. Kaulen, Freud' und Leid im Leben deutscher Künstler, Frankf. a. M. 1878, S. 163—167. — Allgemeines Künstlerlexicon, umgearbeitet von A. Seubert Bd. 3, Stuttgart 1879, S. 53. — Franz v. Reber, Geschichte der neueren deutschen Kunst, 2. Aufl., Bd. 2, Leipzig 1884, S. 216 f.

F. Schnorr v. Carolsfeld.

Peschel: Oskar Ferdinand P., hervorragender Geograph und Publicist, geb. am 17. März 1826 zu Dresden, † am 31. August 1875 zu Leipzig. Peschel's Vater war Officier und Lehrer an der Cadettenschule zu Dresden, ein Mann von hoher Bildung, seine Mutter, eine geb. Steinacker, stammte aus Leipzig. P. genoß nur bis zu seinem 14. Jahre den Unterricht des Gymnasiums und trat dann als Lehrling in ein Kaufmannshaus ein, welches er nach drei Jahren verließ. Zweijährige Privatstudien befähigten ihn, 1845 das Absolutorium der Kreuzschule zu Dresden zu erlangen. In Heidelberg und Leipzig widmete er sich der Rechtsgelehrsamkeit und bestand schon am 19. August 1848 bei der Leipziger Juristenfacultät das Examen pro praxi juridica et notariatu. Bezeichnend ist es, daß er nur wenige Wochen später, am 8. September desselben Jahres mit einer Dissertation „Ueber den Begriff des Tragischen im modernen Drama. Eine Kritik der Aristotelischen Poetik“ bei der Universität Jena in absentia promovirte. In der That liegt mehr in dem damit gewonnenen philosophischen Doctor als in der durch die juristische Prüfung erlangten Befähigung zum Richter oder Anwalt der Abschluß der Universitätsstudien des in vielseitiger litterarischer Bethätigung schon in den ersten Semestern sich ergehenden Jünglings. P. war nicht nur als „Raketen und Sternschnuppen sprühender“ Dichter von Polterabendscherzen im Kreise seiner Freunde bekannt, sondern hatte schon 1846 in Kuranda's Grenzboten Novellen veröffentlicht und sich außerdem im Lustspiel versucht. Auch scheint nicht erst das Sturmjahr 1848 ihm die Feder des politischen Schriftstellers in die Hand gedrückt zu haben, denn er tritt uns in einer Correspondenz der Allgemeinen Zeitung aus Berlin vom 9. November 1848 als ein ausgesprochenes publicistisches Talent entgegen. Dieselbe bespricht das historische Ereigniß dieses Tages, die Vertagung der preußischen Nationalversammlung und ihre Verlegung nach Brandenburg in dem Stile eines sehr wohl informirten und über den Parteien stehenden Berichterstatters, welchem tiefere Farben, als die journalistische Palette zu tragen pflegt, für das Große dieses folgenreichen Wendepunktes in Preußens Geschichte zur Verfügung standen. P. war am 22. October nach Berlin gekommen, hatte hier durch einen glücklichen Zufall, der ihm einen Abgeordneten der Nationalversammlung zum Zimmernachbar gab, rasch Verbindungen in den politischen Kreisen gefunden, und in einigen Correspondenzen so sehr zur Zufriedenheit der

Allgemeinen Zeitung gearbeitet, daß deren Redacteur G. Kolb ihm Ende December eine Stellung bei der Redaction anbot. P. war um die Jahreswende selbst nach Augsburg gekommen, wo er eine Zeitlang den „deutschen Artikel“ besorgte, — von Berlin aus hatte P. auch gelegentlich über sächsische Verhältnisse geschrieben — um dann ein Jahr lang von Wien aus zu correspondiren. Er kehrte 1850 nach Augsburg in die Redactionsstube zurück und verweilte in derselben bis zum August 1854. Das Cholerajahr hatte in den Stab der Allgemeinen Zeitung Lücken gerissen. P. harrte aus und leitete eine geraume Zeit die Redaction des großen wichtigen Blattes. Freiherr von Cotta vergaß ihm nie die Opfer, welche er in dieser schweren Zeit gebracht und als die Redaction des mit der Allgemeinen Zeitung eng verschwisterten „Ausland“ im August 1854 durch den Tod des verdienten Dr. Eduard Widenmann erledigt wurde, übernahm P. die von Männern berühmteren Namens umworbene Stellung des Leiters der zu jener Zeit einzigen deutschen Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Die Nummer 48 des 1854er Jahrganges ist die erste, welche er mit seinem Namen zeichnete. In diese Zeit der rein publicistischen Thätigkeit fällt Peschel's Vermählung mit Caroline Freiin v. Könitz im Herbst 1852 und damit die Gründung eines Hausstandes, dessen Segen in dem damals noch kleinen, an äußeren Anregungen armen Augsburg doppelt wohlthätig empfunden ward. Eng befreundet mit den geistvollen und vielseitigen Leitern der Allgemeinen Zeitung, in regem Verkehr mit den Mitarbeitern des Ausland, von welchen die meisten im Laufe der Jahre (denn Augsburg war damals noch ein Mittelpunkt des norddeutsch- und österreichisch-süddeutschen Verkehres) die Gastfreundschaft des vielgepriesenen Peschel'schen Hauses genossen haben, die eifrigen Studien durch jährlich wiederkehrende Reisen in die Alpen, an den Rhein, nach Frankreich, England, Italien und durch die behagliche Arbeit im Hausgarten unterbrechend, führte P. in Augsburg ein schönes Leben, dessen idyllischen Frieden in den ersten zehn Jahren nur die Sorge um die niemals sehr kräftige Gesundheit des arbeitsamen und bis zur Erregung lebhaften Mannes einige Male umwölken wollte. Vergessen wir nicht nachzuholen, daß P. ein tieferes Interesse für Volkswirthschaft hegte, das in der kaufmännischen und industriellen Entwicklung Augsburgs manches Anziehende fand. P. war ursprünglich Schutzzöllner, ließ sich 1852 in England durch Dönniges zum Freihandel bekehren und gehörte zu den Vertheidigern des Zollvereins in der schwierigen Zeit des drohenden Zerfalles. P. erlebte den Triumph, daß die zähesten Gegner des Zollvereins ihn am Ende des Kampfes um seinen Rath bei der Abfassung einer Petition um Erhaltung des Zollvereins baten. Dasselbe Interesse wie für die politischen Angelegenheiten bethätigte P. zeitlebens auch für die volkswirthschaftlichen. Als er bereits das Ausland leitete, schrieb er noch oftmals Aufsätze über das Gold, über Fragen des Weltverkehrs, der Auswanderung u. ähnl. Als er dann zwanzig Jahre später in Leipzig Vorlesungen über Europäische Staatenkunde hielt, kamen auch diese Vorstudien seiner praktischen und weitsinnigen Auffassung und Behandlung der politischen Geographie zu Gute.

Die Leitung einer Zeitschrift, welche so umfassende Gebiete wie Länder- und Völkerkunde nicht bloß wissenschaftlich gründlich, sondern auch klar und in anziehender Form zu behandeln hat, und ebendeßhalb nicht auf sie sich beschränken darf, sondern auf alle jene Nachbargebiete übergreifen muß, auf denen die Voraussetzungen der Beurtheilung länder- und völkerkundlicher Fragen liegen, erfordert die ganze Arbeit eines Mannes. Peschel's Vorgänger in der Redaction des Ausland waren Gelehrte von großem Rufe gewesen und besonders Dr. Widenmann, dessen Erbschaft P. antrat, galt für einen der meistwissenden Männer

des litterarischen Deutschlands jener Tage. Peschel's geographische Bildung war, als er die Redaction des Ausland übernahm, erst im Werden. Aus der Zeitgeschichte hatte er die Anregung zum Studium der Geschichte der vergangenen Geschlechter geschöpft und schon 1852 sammelte er Material zu einer Geschichte der Entdeckung Amerikas. Die Publicistik hatte ihn zu den Problemen des Wirthschaftslebens hingeleitet. Sein schöpferischer Geist ließ ihn sehr frühe die Wichtigkeit der Stellung würdigen, welche die wirthschaftlichen Fragen jederzeit im Leben, in der Geschichte der Menschheit eingenommen haben. Hier baute sich die Brücke, auf welcher P. den Schritt auf das eigentlich geographische Feld wagte. Er selbst bezeichnete die Uebernahme des Ausland als den wahren Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn. Nichts ist instructiver als die Herausgabe des Ausland, schrieb er an seinen Nachfolger v. Hellwald. P. besaß den Fleiß und den Wissenstrieb, welche nothwendig waren, um diese Zeitschrift selbständig zu leiten. Seine Freunde rühmen als ein „Element in seinem Grundcharakter“ die Liebe und den Ernst, die er auf jedes Studium verwendete. „Wenn er durch irgend einen Zufall darauf kam, daß ihm die Kenntniß dieses oder jenes Wissens fehlte, sofort stürzte er sich mit aller Macht darauf. Bei großen Ereignissen und Zeitfragen suchte er stets auf die Anfänge zurückzukommen, daher sein in jeder Beziehung klares Urtheil“ (Familienaufzeichnungen). Bei der Redaction des Ausland liefen zu jener Zeit alle geographischen Erscheinungen der deutschen Litteratur und viele der französischen, englischen u. a. ein. Die Reisebeschreibungen, welche eine ganz andere, wichtigere Stelle einnahmen als jetzt, da viel mehr wissenschaftliches Material in ihnen verarbeitet wurde, lieferten in langen Auszügen einen großen Theil des Stoffes, der die Spalten dieser Zeitschrift füllte. P. legte sich die, wenn sie gut ausgeführt werden soll, nicht leichte Arbeit der Auslese und Verdichtung großer Thatsachenmengen großentheils selbst auf und die 16 Bände des Ausland, welche unter seiner Leitung erschienen, werden bis heute gerade wegen der condensirten Reisebeschreibungen, welche sie darbieten, besonders geschätzt. Diese Arbeit führte den jungen Herausgeber unmittelbar in die beste geographische Litteratur seiner Zeit ein. Ihr dankte er einen großen Theil des reichen Wissens, auf welchem seine wissenschaftlichen Arbeiten ruhen. Glücklicherweise war indessen das Ausland zu jener Zeit noch weit entfernt, eine geographische Zeitschrift im engeren Sinn zu sein. Es schloß politische, volkswirthschaftliche, selbst schönwissenschaftliche Beiträge und Betrachtungen nicht aus. Bei diesen mochte P. in den ersten Jahren seiner Redaction Ruhepunkte finden. In den „Politisch-geographischen Rückblicken“ fühlt man die Liebe durch, mit der der einstige politische Schriftsteller zum Leitartikel zurückkehrte, der freilich unter seiner Hand zum Ideal weitblickender publicistischer Erörterung sich erhob. Wenn wir nicht irren, so ist der erste selbständige Beitrag, welchen P. seiner Zeitschrift zuwandte, der Rückblick auf die österreichische Politik im Jahre 1854, ein glänzender Aufsatz, der viel Aufmerksamkeit erregte. Aber einige Nummern später finden wir die neue Redaction schon bereit, zu einem Aufsatze über die alte Geschichte Mexikos, aus der Feder Karl Andrees und Hermann E. Ludewigs, einige kritische Anmerkungen zu geben, welche Zeugniß ablegen, daß dem jungen Geographen eines der schwersten Probleme der Völkerkunde nicht fremd geblieben war. Eine gleichzeitige Darstellung der geographischen und politischen Lage Rußlands und Englands in Asien ist von einer Auffassung der politischen Geographie eingegeben, wie sie so tief und geistvoll keinem der damaligen deutschen Fachgeographen eigen war. Diese Rückblicke waren nicht die einzige Neuerung, welche P. im Ausland einführte. Viel einschneidender war die sehr viel ausgedehntere Mitarbeit des Redacteurs, deren Spuren man im Jahrgang 1855 in einer großen

Anzahl der verschiedenartigsten Aufsätze begegnet und welche auch in zahlreichen Anmerkungen zu den eingesendeten Arbeiten sich kundgiebt. Bis zu seinem letzten Redactionsjahr schrieb P. einen großen Theil seiner Zeitschrift selbst. Und seine Beiträge, große und kleine, waren für die Leser der Zeitschrift nie zu verkennen. Die Klarheit der Darstellung, die imponirende, doch oft vielleicht zu weitgehende Sicherheit der Behauptung, die Eleganz der Sprache stechen hell hervor. P. war sein fleißigster und erfolgreichster Mitarbeiter. Die Redaction des Ausland und diejenige der Allgemeinen Zeitung waren seit lange eng miteinander verbunden. Während jene Aufsätze herübernahm, welche für die Allgemeine Zeitung zu geographisch gehalten waren, war der Redacteur des Ausland Rathgeber und Helfer der großen Zeitung in Angelegenheiten, die seinem Ressort nahe lagen. In dieser Verbindung hat P. bis zu seinem Weggang von Augsburg politisch geschriftstellert. Aber die Aufregung dieser Thätigkeit ließ ihn die ruhigere beim Ausland auch gegenüber lockenden Anerbietungen vorziehen, wie sie öfter an ihn herantraten. Am wenigsten verführte ihn das 1855 ergangene Anerbieten, ein in Paris geplantes officiöses deutsches Blatt zu leiten.

Die „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen“ (1858) ist in tieferem Sinne die erste wissenschaftliche Arbeit Peschel's, denn an ihr hat er seine Kraft nicht bloß bewährt, sondern auch geschult. Die Vorarbeiten zu diesem Werke zeigen uns weit über die Tagesschriftstellerei hinausreichende Interessen, welchen schon im J. 1852, also lange vor der Uebernahme des Ausland, der vielseitig beschäftigte Redacteur seltene Mußestunden widmete. Die Bibliotheken von Augsburg und München wurden von ihm mit einem Fleiß und einer Sorgfalt durchgearbeitet, welche in zahlreichen sauberen Excerptenheften unsere Bewunderung erregten. Dafür, daß er dem damaligen preußischen Gesandten Minutoli am spanischen Hofe in der Besorgung von Correcturen behilflich gewesen, besorgte dieser ihm Abschriften in spanischen Archiven. Mit dem Aufwande eines gewaltigen Fleißes zusammengetragenes Material fügte sich der in einzelnen Abschnitten schon früh versuchten Ausarbeitung immer von Neuem an und schob die Veröffentlichung des Werkes um so mehr hinaus, als Peschel's Sorge für stilistische Reinheit, womöglich Schönheit ein leichtes Einschieben oder Angliedern nicht zuließ. Der große Vorzug dieses Werkes, einheitlich angelegt und nach einem sehr klaren Plane in jedem Abschnitt harmonisch durchgebildet zu sein, tritt bei dem nahe liegenden Vergleiche mit A. v. Humboldt's Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent rasch in die Augen. Hier ist nichts von den Abschweifungen in hundert Fragen, welche dieses letztere Werk ebenso belehrend im Einzelnen wie überschüttend, ja fast verwirrend im Ganzen erscheinen lassen. Peschel's Geschichte wirkt als historisches Kunstwerk und so wollte er es auch angesehen wissen. Als Historiker, nicht als Geograph hat er diesen großen Abschnitt der Weltgeschichte behandelt. So faßte er selbst sich auf und als die Historische Commission ihm den Auftrag ertheilte, eine Geschichte der Erdkunde in Deutschland zu schreiben, zweifelte er, ob die Annahme zuläßig sei, da er sich doch nur als Historiker, nicht als Geograph bewährt habe. Dieses Buch hat das weitere Verdienst, die Persönlichkeiten der Entdecker und vor allem des Columbus selbst unbefangener zu zeichnen, als es bisher meist geschehen war. Nicht überall gefiel es, daß einige Helden um einige Stufen herabstiegen, aber die Wahrheit der Geschichtsauffassung hat durch Peschel's Arbeit endgültig nur gewonnen.

P. empfand nach jedem neuen Werk, auf dessen Vollendung er zurückblickte, eine Schwächung seines Körpers, eine Erlahmung seiner Spannkraft. Es war

ihm, als ob im Streben und Arbeiten sein Geist an der schwachen Hülle zuviel gerüttelt habe und als ob nach jeder großen Anstrengung beide nur in tiefer Ruhe ins Gleichgewicht wieder kommen könnten. Jedes der vier Hauptwerke Peschel's zeichnet nicht bloß eine neue Stufe seiner wissenschaftlichen Entwicklung, sondern scheint mit immer größerer Anstrengung dem schwachen Körper abgerungen. Im Frühjahr 1859 stellte sich zum ersten Mal Blutspeien ein, das nach einer Kur im appenzeller Bad Weisbad vollständig schwand. Kaum nach Augsburg zurückgekehrt, empfing P. die Kunde vom Tode seiner Mutter und seines Schwiegervaters. Die Gattin schreibt: „Das gab uns beiden das Gefühl des Alterns.“ In dasselbe Jahr fällt die durch Leopold Ranke übermittelte Aufforderung, die Geschichte der Erkunde in dem Sammelwerke „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“ zu schreiben. Die Redaction des Ausland stellte gleichzeitig erhöhte Ansprüche. 1855 waren durch August Petermann die Geographischen Mitteilungen, 1862 durch Karl Andree der Globus gegründet worden. Beide machten mit Karten und Illustrationen dem Ausland eine so starke Concurrenz, daß P. zu Neuerungen im Aeußeren seiner Zeitschrift und in der Auswahl und Behandlung des Stoffes sich gedrungen fühlte. Da indessen die besten Zeiten für diese Zeitschrift schon vergangen waren, fand er nicht das gehoffte Entgegenkommen bei der Verlagshandlung. Es kam zu einer Kündigung und zu dem Gedanken der Begründung eines Concurrenzunternehmens unter Einsetzung eigener Mittel. P. reiste nach Leipzig, um seinen Plan mit Geschäftsmännern zu besprechen. Endlich entschloß er sich, das Ausland in der Weise fortzuführen, daß er aus einer vom Verlage gestellten Pauschalsumme die Honorare für Aufsätze und Illustrationen bestritt. P. war aber zu großmüthig und zu optimistisch, um in eigenen Angelegenheiten ein guter Finanzmann zu sein; er setzte nur zu und kehrte endlich zu der alt erprobten Form der Leitung des in manchen Beziehungen verjüngten Blattes zurück. Aber er hat von dieser Zeit an das Gefühl nicht überwunden, in dieser ebenso geachteten wie gealterten Zeitschrift eine schwer zu bewegende, noch schwerer umzugestaltende Masse vor sich zu haben. Als die flatterigen grünen Umschläge beseitigt, Papier und Druck verbessert, Illustrationen beschafft worden waren, machte P. die Erfahrung, daß die Erneuerung eines in alten Geleisen sich bewegenden Unternehmens oft schwerer und unfruchtbarer sei, als eine Neuschöpfung. Und doch, was machte er auch nach dieser Zeit aus dem Ausland! Dasselbe war 1828 gleichzeitig mit einem Parallelunternehmen gegründet worden, welches den Namen Inland trug. Dem Titel entsprechend, den es bis 1865 führte, widmete es den größeren Theil seiner Aufmerksamkeit dem „geistigen und sittlichen Leben der Völker“. Es verschmähte auch Beiträge belletristischer Natur nicht ganz und war ursprünglich mehr der Unterhaltung als der Belehrung gewidmet. Als P. die Leitung übernahm, war der geographische Charakter schon ziemlich deutlich ausgesprochen. Die Zeitverhältnisse waren dazu angethan, ihn zu verstärken, denn die Erforschung Afrikas und der Nordpolarländer nahm mit ihrem Wechsel von hohen Erfolgen und erschütternden Niederlagen die Theilnahme weiter Kreise in Anspruch. Eine bändereiche Litteratur populärer Darstellungen folgte den Spuren Franklin's, Livingstone's, Barth's. Eine wachsende Zahl von populären Zeitschriften setzte sich das Ziel, geographische und naturwissenschaftliche Kenntnisse zu verbreiten. Es herrschte eine gewisse Begeisterung für die realistischen Studien. Das war die Geburtszeit des naturwissenschaftlichen Unterrichtes, aber auch der neumaterialistischen Aufklärung. Für Peschel's Zukunft war es von der größten Bedeutung, daß er gerade jetzt an der Spitze eines Blattes stand, welches diesen Strömungen sich nicht entziehen durfte. Er begann die Fortschritte der Naturwissenschaften zu verfolgen, vertiefte sich in einzelne Zweige derselben, wie Geo=

logie und Anthropologie, mit der ganzen Energie seines Willens und überraschte durch die Klarheit seines Ueberblickes und die Ruhe seines Urtheils. Er legte damit den Grund zu seiner selbstforschenden Thätigkeit auf dem physikalisch-geographischen Gebiete, welche kraft dieser Vorbereitung sich mit der Zeit auf eine nicht viel weniger ausgedehnte Litteraturkenntniß stützen konnte, als ihm für historische Arbeiten längst zur Verfügung stand. P. zeichnete vor vielen Fachgelehrten der Blick für das geistig Bedeutende auch in der naturwissenschaftlichen Litteratur aus. Bekanntlich überwiegt in dieser das Product gelehrter Handwerksarbeit an Masse gewaltig die geistig hervorragenden Erzeugnisse. Hellwald behauptet, daß das Ausland unter allen deutschen wissenschaftlichen Zeitschriften zuerst gründlich Notiz von Darwins Origin of Species genommen habe. Jedenfalls ist es erstaunlich zu sehen, wie der gerade mitten in den Vorarbeiten zur Geschichte der Erdkunde stehende Mann Zeit fand, sich in die neuen Anschauungen dieses Werkes zu vertiefen, welches mehr als irgend ein anderes in unserem Jahrhundert umgestaltend und fruchtbar auf die Meinungen vom Werden der Welt, von der Schöpfung gewirkt und neue Wege der Forschung geöffnet hat. P. würdigte vollkommen die Bedeutung der neuen Theorie, ließ sich aber weder zu Befehdung noch Anerkennung verleiten, sondern sprach das wahre Wort, welches bis heute Geltung bewahrt hat: „Sie wird sich schwer beweisen lassen, weil dazu eine fortgesetzte Beobachtung durch Jahrtausende nöthig wäre. Sie läßt sich auch nicht völlig widerlegen, weil dazu hunderttausende von Jahren gehören würden.“ P. hat diese vorsichtige Haltung gegenüber der einflußreichsten naturwissenschaftlichen Hypothese unseres Jahrhunderts nie aufgegeben. Würde er am Leben geblieben sein, so hätte er die Genugthuung gehabt, ruhig Denkende auf seine Seite zurückkehren zu sehen. P. nahm dieselbe ruhige Haltung auch anderen Richtungen und Bestrebungen gegenüber ein. Um so bemerkenswerther ist es, daß sein geographischer Sinn ihn die große Bedeutung der Migrationstheorie Moritz Wagners voll würdigen ließ.

Die Geschichte der Erdkunde bis auf Alexander v. Humboldt und Carl Ritter ist das gelehrteste der Bücher, welche P. der Wissenschaft geschenkt hat. Es enthält die größte Fülle von Stoff, es ruht auf der Basis der breitesten und mannigfaltigsten Vorarbeiten, und erschwerte die künstlerische Abrundung mehr als jedes andere. Es liegt das in der Sache selbst. Dazu kommt aber eine Stellung der Aufgabe, welche den Keim des Zwiespaltes in sich selbst trägt. Eine Geschichte der Erdkunde vermag deutsches Verdienst noch viel weniger von nichtdeutschem zu trennen, als die Geschichte irgend einer anderen Wissenschaft. Man erinnere sich an die Expedition, welche Hornemann im Auftrag der britischen Afrikanischen Gesellschaft ausführte, oder an die gemeinsame Reise von Barth, Overweg und Richardson. Man kann nicht Alexander v. Humboldt's und Moritz Wagner's Forschungen im nördlichen Südamerika voll würdigen, ohne des zeitlich zwischen beiden stehenden Boussingault zu gedenken. P. empfand lebhaft die unwissenschaftliche und zugleich unkünstlerische Beschränkung, welche ihm auferlegt werden wollte. Er hat sich derselben so wenig wie möglich gefügt, sein Band zeigt in der langen Reihe der Genossen die umfassendste, kosmopolitischste Darstellung und ist der lesbarste von allen geworden. Man tritt wohl keinem einzigen der berühmten Männer, die mit P. zugleich am Werke waren, zu nahe, wenn man sagt, daß Peschel's Band der im Sinne des hohen Förderers dieser „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“ wirksamste geworden ist. Es ist ein schwerwiegendes Zeugniß für den Einfluß eines so wenig an das große Publicum sich wendenden Werkes, wenn dasselbe nach zehn Jahren in zweiter Auflage erschien. Man darf behaupten, daß die Mittelpunktstellung der Geographie in der Wissenschaft unserer Tage sich seit dem

Erscheinen des Kosmos nicht mehr so praktisch bewährt habe, wie in dem lebendigen Interesse, welches von allen Seiten dieser geschichtlichen Darstellung entgegengebracht ward. Da dieselbe sich auch im Zeitraum, den sie umspannt, keine Schranken auferlegt — denn der Beisatz Neuere Zeit auf dem Titel gewinnt erst von S. 230 ab praktische Bedeutung — ersetzt sie nahezu eine Geschichte der allgemeinen Erdkunde, deren die deutsche Litteratur damals noch entbehrte. P. wußte am besten, wie viele Vorstudien noch zu machen waren, ehe die Grundlagen einer solchen Darstellung für gegeben erachtet werden durften. Er verfolgte, was an bedeutenderen Veröffentlichungen zur Geschichte der Erdkunde erschien, er hat auch die Umarbeitung des ersten Drittels seines Buches für die zweite Auflage noch selbst besorgt, aber selbstforschend war er seit dem ersten Erscheinen desselben nicht mehr auf diesem Felde thätig gewesen. Was ein einzelner Mann zu seiner Zeit mit dem Aufwande von sehr viel Kraft leisten konnte, hatte P. vollendet. In unabsehbare Weiten zog sich das zum Theil sehr öde Feld, das durchzupflügen gewesen wäre, wenn dem Ideal einer Geschichte der Erdkunde hätte nähergekommen werden sollen. Fehlt doch allein schon für die Geschichte der Reisebeschreibungen die nöthigste bibliographische Unterlage und ist selbst an provinziellen Vorarbeiten für die Geschichte der Landesaufnahmen und Kartographie deutscher Gebiete fast absoluter Mangel zu constatiren. Es ist vollkommen gerechtfertigt, wenn P. nach Abschluß dieses Werkes mit scharfer Wendung der Geschichte den Rücken kehrt, um der Natur der Erde und der Völker selbst sich zuzuwenden. Seine Geschichte der Erdkunde leidet an Unvollkommenheiten, welche z. B. in der Darstellung der wissenschaftlichen Hilfsmittel, die das 16. Jahrhundert zur Ortsbestimmung aufwenden konnte, in der lückenhaften Behandlung der Thätigkeit eines Ortelius, im Uebergehen so hervorragender Reisender wie Georg Marggraffs und Peter Kolbs sich empfindlich geltend machen. Vielleicht ist selbst einem Carl Ritter nicht genau die Stelle angewiesen, welche er in der Entwicklung der Geographie einnimmt. Größere Unvollkommenheiten liegen im Plan, dem P. sich anbequemen mußte. Aber trotzdem gibt es in keiner Culturſprache ein auf gleich engem Raum gleich inhaltreiches, das Wesentliche aus richtigen Gesichtspunkten erörterndes, den weltgeschichtlichen Zusammenhang geistvoll durchschauendes und, trotz des condensirten Characters, an den bedeutsameren Stellen formvollendet darstellendes Werk wie dieses. In pietätvoll durchgeführter, vielfach verbesserter zweiter Auflage erschien dasselbe 1877. Sophus Ruge in Dresden, welchen P. selbst zum Vollender dieser Neuausgabe bestimmte, hat dieselbe besorgt.

Eine Frucht der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften sind die 1869 zuerst erschienenen und seitdem mehrmals aufgelegten „Neue Probleme der Vergleichenden Erdkunde, als Versuch einer Morphologie der Erdoberfläche". Die Anregung zu den einzelnen Aufsätzen über Fjorde, Ursprung der Inseln, Geographische Homologien, Deltabildungen, Hebungen und Senkungen der Küsten, welche seit 1867 in den Spalten des Ausland veröffentlicht wurden, empfing P., wie er selbst berichtet, zwar bei den Vorarbeiten zu seiner Geschichte der Erdkunde, besonders den Kartenvergleichungen, welche ihn auf die Naturwidrigkeit vieler Länderformen in den Kartenbildern früherer Jahrhunderte hinführten. Aber der Geist, aus dem heraus sie geschrieben sind, ist im Studium der Geologie und physikalischen Geographie geschult und man erkennt vorzüglich den Einfluß von Lyell, Dana, Darwin. Auch Bernhard v. Cotta's Arbeiten, die auf der Berührungsgrenze von Geologie und Geographie stehen, und von denen manche im Ausland erschienen waren, mochten nicht ohne Einfluß geblieben sein. In zwei Richtungen haben allerdings jene Vorbereitungen auf die Neuen Probleme hinführen müssen. P. mußte die ganze Weite des brachliegenden Ge-

bietes der Morphologie der Erdoberfläche überschauen, mit dem die Geologie in landläufiger Beschränkung ebensowenig sich abgab, wie die Geographie Ritters. Letztere nannte sich zwar vergleichend, war es aber doch nur in dem Sinne der Vergleichung der Bedeutung der Erdräume für die Geschichte des Menschen, nicht in dem genetischen wie die vergleichende Morphologie, welche nun P. aufzubauen unternahm. Ferner mußten aber die ausgedehnten Studien, welche in der älteren geographischen und Reiselitteratur zu machen waren, auf eine Fülle einzelner Versuche zur Lösung geomorphologischer Probleme führen. Rennell's Arbeiten über das Gangesdelta, Dana's geistvolle Bemerkungen über die Fjordküsten in der halbvergessenen Bändereihe der Wilkes Expedition waren sicherlich einem Kenner der Litteratur wie P. nicht verborgen geblieben, eingehend hatte er J. R. Forster's und Pallas' Ansichten über das studirt, was er dann treffend geographische Homologien nannte. In der That konnten denn auch die Grundgedanken der Neuen Probleme als ganz neue Entdeckungen nur von solchen bezeichnet werden, denen die eigene Erfahrung der Thatsache mangelt, daß auf allen Gebieten der Wissenschaft die überraschendsten, geistvollsten Ansichten einzeln in Fülle vorgetragen worden sind, so daß Späterkommenden immer mehr nur das Verdienst der Ausprägung oder Legirung übrigbleibt. Peschel's Verdienst an den Neuen Problemen liegt denn auch mehr in der sicheren Fragestellung und dem klaren methodischen Vorgehen. Daß in den Untersuchungen, welche wesentlich auf dem Vergleiche der ähnlichen Erscheinungen an der Erdoberfläche beruhen, nicht die Erscheinungen selbst in der freien Natur eingehend geprüft, sondern ihre immerhin doch nur schematischen Abbilder in Karten und Büchern zu Grunde gelegt wurden, hat minder geistvolle Nachahmer dazu verführt, überhaupt bloß auf der Karte vergleichende Erdkunde treiben zu wollen. Die Ergebnisse solchen Mißverstehens einer an sich vollberechtigten Methode P. zur Last zu legen, wie es in verständnißloser Weise von übereifrigen Kritikern versucht ward, ist ganz unberechtigt. Dem Bahnbrecher auf diesem Gebiete konnte es gestattet sein, zu zeigen, daß die Karten eine Sprache reden, welche der physikalische oder vergleichende Geograph verstehen soll. Er gab diese Neuen Probleme nicht für schwerwiegende und abschließende wissenschaftliche Untersuchungen aus, sondern erkannte ihnen nur den Werth von anregenden essayartigen Betrachtungen zu. Ihre Form, die geradezu elegant ist, vermeidet es, in Einzelheiten sich zu vertiefen, kann aber wohl dazu dienen, zahlreiche geistvolle Ansichten in raschem Wechsel zum Ausdrucke zu bringen. P. ist in anderen Fällen vor schwierigen Rechnungen und eindringenden Darlegungen nicht zurückgeschreckt; hier wollte er mehr anregen und hinweisen, als selbst Schächte anlegen. Nur ungeschickten Nachfolgern können diese schöngeformten, fesselnden Essays gefährlich werden, nur geschmacklose Lobredner können dieselben als Muster wissenschaftlicher Monographien anpreisen. Man sollte sich freuen, daß ein geistvoller Forscher seine Gedanken, mit deren Ausarbeitung er Bände füllen konnte, in so gedrängter Fülle und so anziehender Form dargeboten hat. Das Büchlein wird in unserer Litteratur seinen Platz behalten, wenn es längst wissenschaftlich antiquirt sein wird. Indessen wird es aber immerhin noch für eine Reihe von Jahren auch den Schülern und Freunden der Erdkunde zum gewinnreichen Studium dienen können.

Ende der sechziger Jahre machte sich an verschiedenen deutschen Hochschulen der Wunsch, Lehrstühle der Geographie zu gründen, lebhafter geltend. Die Theilnahme weiter Kreise an den geographischen Forschungen, von der wir oben gesprochen haben, war nur gewachsen. Es war die Zeit der nationalen Afrika- und Polarexpeditionen, zu welchen Tausende guter Deutscher ihre Scherflein zusammentrugen. Seitdem Alexander v. Humboldt und Carl Ritter aus dem

Leben geschieden waren, empfand man das Vorhandensein einer Lücke im geistigen Leben der Nation und besonders an jenen Anstalten, wo künftige Geographielehrer herangebildet wurden. Die deutsche Kartographie stellte sich entschieden an die Spitze, wo blieb die Wissenschaft? Es gab einige Professoren der Geographie an deutschen Hochschulen, aber keinen entfernt ebenbürtigen Nachfolger Carl Ritters. Die Geschichte der Erdkunde und die neuen Probleme zeigten, daß P. an Geist und Vielseitigkeit alle anderen Geographen überragte, die zu dieser Zeit in Deutschland thätig waren. Mit Recht schloß man aus seiner Darstellungsweise, daß er ein anregender Lehrer sein werde. Eine ganze Reihe gelehrter Gesellschaften, darunter die Münchener Akademie der Wissenschaften und die von Madrid, hatten ihn mit ihrer Mitgliedschaft belehnt. Mit dem damals neu begründeten Polytechnikum zu München knüpften sich zuerst Verhandlungen, denen die Universität derselben Stadt sich anschloß, es kam eine vertrauliche Anfrage aus Berlin, dann ein Ruf nach Graz, der abgelehnt ward, und endlich der Ruf nach Leipzig, den P. im Spätjahr 1870 annahm. Von München aus wurden auch, nachdem P. um Ostern 1871 nach Leipzig übergesiedelt war, noch Versuche gemacht, ihn zu gewinnen, aber nun vergebens. Vorher würde P. München vorgezogen haben, denn ihm ruhte seit kurzem das liebste Kind auf dem dortigen südlichen Kirchhof. Nun blieb er, von der sächsischen Regierung mit dem Titel eines Geheimen Hofrathes geehrt, bis an sein frühes Ende der gerade damals herrlich aufblühenden Universität Leipzig erhalten.

P. trat in die akademische Lehrthätigkeit, die ihm weitere Bahnen öffnete und zugleich ihn wesentlich entlastete, nicht mit triumphirenden Gefühlen ein. Es klingt wie Resignation aus seinen Briefen, die er zu dieser Zeit an Freunde richtete. Seine körperlichen Kräfte waren seit der Veröffentlichung der Geschichte der Erdkunde gesunken. Ein Sturz, den er im März 1858 that und der ihm eine mehrere Wochen andauernde Gehirnerschütterung zuzog, blieb vielleicht nicht ohne Einfluß auf ein Leiden, das seit 1864 in zunehmender Gereiztheit des Nervensystems sich ankündigte. Der Krieg des Jahres 1866 brachte ihn, den entschiedenen Anhänger kleindeutscher Politik, in scharfen Gegensatz zu vielen Freunden. Eine ganze Reihe naher Anverwandter waren im baierischen Heere ins Feld gezogen und die Familie seiner Gattin hatte Gefallene zu betrauern. Dazu kam die Verstimmung über die inneren Verhältnisse Baierns. Ein Artikel in der Allgemeinen Zeitung, welchen er zur Vertheidigung des arg beschuldigten Prinzen Karl schrieb, war ein Ausfluß der Erregtheit seines ritterlichen Gefühles über die schmähliche Verurtheilung, welche hoher und niederer Pöbel den Führern der besiegten Armee zu Theil werden ließ. Der Prinz berief ihn ins Hauptquartier nach Ansbach, wo ihm Einsicht in sämmtliche Operationsjournale und Depeschen verstattet wurde. Feldmarschall v. d. Tann, damals Generalstabschef, bewahrte ihm lebenslang treue Freundschaft. 1867 und 1868 ließen in emsiger Arbeit den Grund zu den Neuen Problemen und der Völkerkunde legen. P. war sicher, daß in nicht ferner Zeit die Berufung in ein akademisches Lehramt an ihn ergehen werde und suchte, wol mit im Hinblick darauf, seine wissenschaftliche Basis besonders nach der naturwissenschaftlichen Seite hin mit aufreibendem Fleiße zu verbreitern. Im Frühling 1869 besuchte er Venedig, Florenz, Rom und Neapel, um Studien über ältere Karten zu machen. Und im darauffolgenden Sommer empfing er den schwersten Schlag durch den Tod seines jüngsten achtjährigen Töchterleins, mit welchem besonders seit dem stürmischen Sommer 1866 ein inniges Verhältniß, das man fast Freundschaft nennen konnte, ihn verband. Die Witwe schreibt: „War Oskar recht aufgeregt, so nahm ihn das noch nicht sechsjährige Mädchen an der Hand und

sie wanderten miteinander in den Garten und der Vater wurde durch ihr kluges Geplauder und ihre Aufmerksamkeit auf jedes Blatt erheitert und beruhigt." Als dieses Kind im August 1869 gestorben war, erholte sich P. niemals mehr ganz von seinem tiefen Schmerze. Er schrieb an Hellwald: „Der harte Schlag hat mich tief gebeugt und mächtig umgewandelt. Man wird sehr ernst, wenn das Liebste auf Erden unwiederbringlich verloren ist. Mit dem seltsam begabten Kinde bestand ein ganz eigener Verkehr, so daß mir ist, als hätte ich obendrein mein jüngstes Schwesterchen nicht mehr." Der Ort, wo dieses Liebste ihm entrissen worden war, blieb für P. nicht mehr derselbe. Er wartete nur die Gelegenheit ab, um Augsburg zu verlassen und hatte die Leiche seines Kindes in ein Familiengrab zu München legen lassen. Weder die Reihe ehrenvollster Berufungen noch die Freude über die Siege Deutschlands im folgenden Jahre hob seine Zuversicht. Er schrieb von der trüben Stimmung, welche ihn überwältige, wenn eine Pause in der geschichtlichen Spannung eintrete, weil der Verlust, den er erlitten, noch unverschmerzt sei.

Der Antritt des akademischen Lehramtes brachte neue Aufregungen. Für die pädagogische Seite des neuen Berufes hatte P. seine Vorbereitung in einem Aufsatze „Die Erdkunde als Unterrichtsgegenstand", der 1868 in der deutschen Vierteljahrsschrift erschien, glänzend bezeugt. Aber die Vorlesungen, deren erste über physische Erdkunde P. im Sommer 1871 hielt, mußten ganz neu geschaffen werden. P. schrieb keine ausführlichen Collegien nieder, bereitete sich aber zu einem kurzen Dictat der Hauptpunkte jeder Vorlesung, welches er dann frei erläuterte, so sorgfältig vor, daß Klarheit und Sicherheit als Vorzüge seiner Vortragsmethode allseitig gerühmt werden. Sein Vortrag war nicht schwungvoll, hatte aber hinreißende Momente, die Schüler Peschel's heute noch nicht vergessen haben. „Da war kein Wörtchen zuviel, keins zu wenig, wie Cristalle schloß alles scharf aneinander; es war leicht, ihm zu folgen, das Gesagte zu behalten." (J. Löwenberg.) In den späteren Semestern arbeitete P. mit seinen Schülern im ersten geographischen Seminar, das an einer deutschen Universität errichtet wurde. Seine Vorlesungen waren stark besucht, seine Zuhörer und Schüler verehrten ihn und empfingen einen tiefen Eindruck von seinem Wissen, seinem liebenswürdigen, offenen Charakter. Sie waren bewundernde und ergriffene Zeugen eines aufopfernden Pflichtgefühles, mit welchem sich P. in den letzten drei Semestern, in denen sein Rückenmarksleiden zum Ausbruch gekommen war, zur Universität fahren und zum Katheder führen ließ. Der Vervollständigung der Collegienhefte waren die letzten Arbeiten Peschel's gewidmet. Dem Tode nah, besorgte er noch die Ankündigung der Vorlesungen für das Wintersemester 1875/76, welches seinen Lehrstuhl verwaist sah. Bis zu seinem Tode blieb er vollständig und mit der gewohnten Sorgfalt angekleidet. Er hatte den Tod kommen sehen, seitdem alle Kuren in Gastein, am Vierwaldstättersee, mit Electricität den Fortschritt der vom Rückenmark ausgehenden Muskelatrophie nicht hatten aufhalten können. Er starb bei Bewußtsein gegen Mittag des 31. August 1875.

Das Werk der letzten Jahre Peschel's ist die „Völkerkunde", welche 1874 erschien und heute in sechster Auflage vorliegt. Auch die Anfänge dieser Arbeit reichen in die Auslandzeit zurück und ein großer Theil derselben war bei der Uebersiedlung nach Leipzig vollendet. Die ersten Vorläufer waren jene Aufsätze über die „Rückwirkung der Ländergestaltung auf die menschliche Gesittung", welche seit 1867 bei ihrem Erscheinen in jener Wochenschrift nicht geringeres Interesse erregten als früher die Neuen Probleme. In diesen hatte P. der physikalischen Geographie neue Wege gewiesen, nun versuchte er die sog. Ritter'sche Auffassung der Geographie an den völkerkundlichen Thatsachen zu prüfen. Es war

viel Mißbrauch mit der Auffassung der Erde als einer Schule des Menschengeschlechtes getrieben worden. Carl Ritter war zu seiner stark zur Teleologie neigenden Richtung in der Zeit der Herrschaft der deutschen Naturphilosophie gekommen; es klebte ihr manches Unklare an. Gerade dieser Seite der Ritterschen vergleichenden Erdkunde bemächtigten sich die Nachtreter, welche nicht sehr weit von der Behauptung hielten, daß der Mensch das Erzeugniß des Bodens sei, auf dem er aufwachse. Die Volney'sche Anschauung, daß die charakteristischen Züge der mongolischen Rasse im Kampf der Gesichtsmuskeln mit dem Steppenstaub und der Wüstensonne sich ausgebildet hätten, schien ihnen nicht unbegründet. Daß Einflüsse der äußeren Natur auf die Natur unseres Körpers nicht den Geographen, sondern den Physiologen zur Erforschung zuzuweisen seien, fiel ihnen nicht ein. Die schwierigsten Probleme wurden durch Behauptungen im Stile der Carus'schen Unterscheidung der Menschen in Tag-, Dämmerungs- und Nachtvölker erledigt. So kam es, daß nach Carl Ritter das fruchtbare Gebiet der Naturbedingtheit geschichtlicher Erscheinungen zu verwildern drohte. Peschel's kritisches Eingreifen geschah etwas rasch und einseitig. Mit Unrecht befehdete er Carl Ritters Teleologie als die Hauptursache der Ergebnißlosigkeit dessen, was man heute anthropogeographische Studien nennen würde. Er drang nicht bis zur Unterscheidung der geographischen und physiologischen, der mechanischen und statischen Momente in der Rückwirkung der Natur auf die Völker vor, sondern blieb wesentlich auf dem Boden seines Vorgängers stehen, suchte jedoch diesen Boden einzuengen und zugleich schärfer zu begrenzen. Man erkennt hier die Grenzen seines im höchsten Sinne formalen Talentes, dem zwar manche tiefste Probleme verschlossen sind, das uns aber gleichzeitig durch das selbständige combinirende Vorgehen auf den allerentlegensten Gebieten in Erstaunen setzt. P. gab die erste klare, umfassende Darlegung der Ergebnisse der anthropologischen Studien in dem Abschnitte über die Körpermerkmale der Menschenrassen. In dem Streit über Arteinheit, Alter und Urheimath des Menschengeschlechtes nimmt er nach keiner Seite Partei, sondern legt die Thatsachen unbefangen vor den Leser. Diese beiden Abschnitte hätte unter den damaligen Anthropologen s o nur K. E. v. Baer schreiben können. Es ist auch nichts Besseres seitdem erschienen. Das negative Resultat, daß nichts in den Körpermalen zu einer scharfen Zerlegung der Menschen in Rassen zwinge, gilt bis heute. In den Abschnitten, welche von den ethnographischen Merkmalen der Völker, Sprachen, Tracht, Wirthschaft, Hüttenbau, Waffen, gesellschaftlicher Gliederung handeln, tritt P. energisch der Annahme entgegen, daß in der Menschheit der Gegenwart Urzustände fortdauern. So wie er den Affenmenschen auf dem anthropologischen Boden zurückwies, bekämpfte er die Persistenz des Urmenschen auf dem ethnographischen. Die nur scheinbar geistreichen, im tiefsten Grunde dilettantischen Arbeiten Lubbocks, welche damals, wie alles derartige, rasch Schule machten, fanden an ihm einen strengen Richter. Der Abschnitt über die Entwicklung der Religionen enthält eine fesselnde, geistvoll und schön geschriebene Uebersicht der geistigen Entwicklung der Menschheit. Er ist, auf dem Boden der Annahme zahlreicher selbständiger Götzen-, Götter- und Mythenschöpfungen stehend, vielleicht nicht der tiefste, aber jedenfalls der anziehendste Abschnitt des Buches, das in der die Schilderungen der einzelnen Völker enthaltenden zweiten Hälfte nicht ganz so gleichmäßig gearbeitet ist. Schmerzlich fühlt man bei den unvermuthet sich aufthuenden Lücken, wie die sorgfältig vollendende Hand ermattete und erinnert sich der Klage des Erkrankten über das schwere Buch, wie es auf ihm laste.

P. stand nach Anlage und wissenschaftlicher Richtung A. v. Humboldt näher als Carl Ritter. Den Spuren eines eindringenden Studiums der naturwissenschaftlichen und entdeckungsgeschichtlichen Schriften des ersteren begegnet

man bei P. überall. In der überreichen Litteratur des 100jährigen Geburtstages des großen Geographen überragt Peschel's Würdigung der wissenschaftlichen Verdienste A. v. Humboldt's weitaus alles, was von geistvollster und wissenschaftlich berechtigtster Seite sonst vorgebracht wurde. Kein Zeitgenosse war an vielseitigem Wissen und litterarischem Können A. v. Humboldt so nahe verwandt wie P., der daher unter den Gelehrten, welche sich 1869 unter Führung von Karl Bruhns zur Herausgabe einer dreibändigen Humboldtbiographie vereinigten, sicherlich der berufenste war. Es ist zu bedauern, daß ihm nur ein kleiner Antheil an diesem Werk verstattet war, welcher 1872, also bereits in der Zeit der abnehmenden Kräfte erschien. Was aber P. über A. v. Humboldt's Verdienste um Erd- und Völkerkunde, Staatswirthschaft und Geschichtschreibung auf dem engen Raum von drei Bogen sagt, zeigt ihn als einen gewiegten Kenner gerade dieser Seiten der Thätigkeit A. v. Humboldt's. Man empfindet so recht die tiefere Aehnlichkeit der wissenschaftlichen und litterarischen Richtung, welche beide Männer wie Meister und Schüler verwandt erscheinen läßt, wenn man sieht, mit welcher Sicherheit sich P. auf den Forschungswegen des großen Reisenden und Schriftstellers bewegt. Ihm war vermöge seiner publicistischen Vergangenheit auch die staatenkundliche Richtung des vielseitigen Geistes, welche in den halb statistischen Werken über Mexiko und Cuba Ausdruck fand, vertrauter als allen anderen Beurtheilern. Vorzüglich hat aber P. über die Bedeutung des Kosmos Worte gesprochen, die nur aus der tiefsten Selbsterfahrung geschöpft werden konnten.

Wir nennen zum Schluß einige hervorragende Arbeiten Peschel's, welche in der bisherigen Darstellung noch keine Erwähnung gefunden haben. Gemeinsam mit Richard Andree und unterstützt von seinen Schülern Krümmel und Putzger gab P. den „Physikalisch-Statistischen Atlas des Deutschen Reiches“ heraus, dessen Erscheinen (1876) er nicht mehr erlebte. In gesunden Tagen hatte er den Plan entwerfen helfen, die Krankheit drückte aber seinen Antheil an der Ausarbeitung auf ein Minimum herab, und er konnte nur einige der Karten selbst noch prüfen. Die 1869 bei Münster in Venedig erschienene Sammlung der Karten des Andrea Bianco versah er mit eingehenden Begleitworten in der bescheidenen Form einer Vorrede. An den großen Serien von Volks- und Jugendschriften, welche der Buchhändler Otto Spamer herausgab, theilweise auch selbst verfaßte, betheiligte sich P. mit einigen Beiträgen zu dem „Buch berühmter Kaufleute“. Seine akademische Antrittsvorlesung „Die Theilung der Erde unter Papst Alexander VI. und Julius II.“ erschien 1871 im Druck. Erst nach seinem Tode erschien eine Auswahl größerer Aufsätze Peschel's, welche J. Löwenberg als „Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde“ in drei Bänden herausgab. Die im ersten Bande stehende größere Abhandlung „Der Ursprung und die Verbreitung einiger geographischer Mythen im Mittelalter“ ist eine Vorarbeit zur „Geschichte der Erdkunde“, welche schon 1854 in der Deutschen Vierteljahrsschrift erschienen war. Von Schülern Peschel's nach Collegienheften bearbeitet sind die „Physische Erdkunde“, welche G. Leipoldt in zwei Bänden und die unvollendete „Europäische Staatenkunde“, welche O. Krümmel herausgab.

Peschel's Geist war fein, schöpferisch, kritisch und geduldig. Seine Bedeutung lag, wie bei jedem großen Gelehrten, in der Vereinigung so heterogener Eigenschaften. Es ist sehr bezeichnend, daß P. lange zwischen der belletristischen und publicistischen Thätigkeit schwankte und daß vielleicht nur der zufällig bei ihm sehr früh auftretende Wunsch nach einer festen Lebensstellung zu Gunsten der letzteren entschied. In den frühesten Arbeiten, die wir kennen, der Doctordissertation und jener ersten wohl bezeugten Correspondenz in der Allgemeinen Zeitung, deren wir bereits Erwähnung zu thun hatten, durchglüht das Feuer

einer jungen Dichterseele den gehobenen und oft kühnen Ausdruck. Die Welt- und Menschenkenntniß, die überlegene Beurtheilung von Ereignissen, welche den reiferen Sinn ergrauter Männer zu umwölken vermochte, würde uns noch mehr erstaunen, wenn wir nicht daran dächten, daß ein intuitiver Geist diese Correspondentenfeder lenkte. Seine Freunde glaubten, daß P. recht daran gethan habe, sich nicht der Dichtkunst in die Arme zu werfen, da seine Begabung ihnen zu deutlich nach der anderen Seite zu weisen schien. Er hat selbst keinen Werth auf seine dichterischen Gaben gelegt, denn er bewahrte kein Erzeugniß seiner Muße auf und es fand sich gar nichts der Art in seinem Nachlasse vor. Aber wir verfolgen bis in sein letztes großes Werk hinein, in die Völkerkunde, zwei Ausstrahlungen dieser schönen Gabe, welche ebenso wol den spröden Stoff zahlloser Thatsachen kühn umzuschaffen und zum Fruchtboden blühender Gedanken zu machen, als denselben in eine anziehende, ja gewinnende Form zu bringen vermochte. Wenn diese poetische Anlage nicht genügte, um große Werke der Dichtkunst auszugestalten, so belebte oder verlebendigte dieselbe den scharfen Verstand des Denkers und gab seinen wissenschaftlichen Hervorbringungen eine Form, welche glauben lassen konnte, daß auch nach Alexander v. Humboldt ein großer Geograph die Nationallitteratur mit gelehrten und schönen Arbeiten bereichern werde. Peschel's Bedeutung für die Geographie liegt daher nur theilweise auf der wissenschaftlichen Seite, ein nicht geringer Theil derselben führt auf die litterarischen Verdienste zurück. Die rasch hintereinander folgenden Auflagen, welche einige von seinen Werken erlebten, sprechen es deutlich aus, daß nicht bloß das wissenschaftliche Publicum sich durch dieselben angezogen fühlte. P. hat nichts Unlesbares geschrieben und pflegte die Form, wie er selbst öfter betont hat, mit Bewußtsein, im Gegensatz zu den meisten deutschen Gelehrten, die nach Goethe's Ausspruch die Gabe besitzen, die Wissenschaften unzugänglich zu machen. Damit ist aber auch schon ausgesprochen, daß Peschel's wissenschaftliche Thätigkeit hauptsächlich auf jenen Gebieten der Geographie sich bewährte, welche dem Verständniß des Publicums näherliegen, weil sie wenig Voraussetzungen machen und nicht in Sprachen voll dunkler Formeln und Zahlen reden: den geschichtlichen, völkerkundlichen, politischen und wirthschaftsgeographischen. Wo er auf das Gebiet der physikalischen Geographie überging, bot er keine tief eindringenden, zu endgültigen Ergebnissen kommenden Untersuchungen, sondern er schritt anregend, anbahnend vor. Auch beruhen diese Arbeiten alle nicht auf unmittelbarer Beobachtung der Natur. Sie sind im Studium der Litteratur und der Karten entstanden. Keine von ihnen ist bloß für den Fachmann geschrieben und es legt keine einen Schacht an, der dann von Nachfolgern in directer Richtung auf die tiefste Stelle des Problems fortgegraben werden konnte. Es prägt sich überhaupt in allem, was P. geschrieben hat, eine andere Auffassung von gelehrter Thätigkeit aus, als sie in Deutschland und besonders an den Universitäten in Geltung steht. Nie wird die Fühlung mit dem gebildeten Publicum ganz aufgegeben und als die größte Kunst gilt, gründlich zu sein, ohne langweilig oder gar unverständlich zu werden. Nur ein vielseitiger, scharfsinniger, durch tiefe und ausgedehnte Studien genährter Geist konnte auf dieser Grenze sich bewegen, ohne seicht zu werden. Es ist wahrscheinlich, daß P., wenn er das Leben erhalten hätte, immer mehr dem Reize, Wahrheit zu suchen, nachgegeben und auf die Form der Darstellung nur den Werth einer Eigenschaft zweiten Ranges gelegt haben, daß er zuletzt doch mehr der Wissenschaft als der Litteratur angehört haben würde.

P. schrieb in den ersten rein publicistischen Jahren seiner Thätigkeit einen Stil, den man blühend nannte. Die Schätzung einer ausgeschmückten Schreibweise war damals eine allgemeinere als heute. In den Spalten der Allgemeinen

Zeitung erschienen auch sehr inhaltreiche und klare gedachte Abhandlungen gern in einer stilistischen Toilette, der man ein wenig die Absicht, zu gefallen, anmerken durfte. Die brutalen Thatsachen hatten die kleinen Verschönerungskünste nicht ganz verdrängen können. Ja, man gewinnt den Eindruck, als ob nach 1848/49 auch im Stil eine Periode der Restauration eingetreten sei. Peschel's Ideen waren jedenfalls in der ersten Hälfte der 50er Jahre moderner als ihre Einkleidung. Und doch gewann ihm zunächst diese mehr Beifall als jene allein es vermocht hätten. Der Mann, welcher in ein angesehenes Blatt, wie die Allgemeine Zeitung, schrieb, stand in immer sich erneuernden Beziehungen mit dem Publicum. Erschien einer von Peschel's glänzenden Aufsätzen, so liefen Briefe von allen Seiten ein, welche Beifall und Zustimmung in oft enthusiastischen Lobesreden aussprachen, hauptsächlich aber neugierig noch dem Namen des Verfassers sich erkundigten. Auch abgehärtete Tagesschriftsteller verschmähen nicht die Reize eines solchen Rapportes mit dem Publicum, und wir begreifen, daß es P. wohlthat, als der erste selbständige Aufsatz, welchen er im Ausland nach Uebernahme der Redaction erscheinen ließ, eine derartige Beifallssalve hervorrief. Ein großer Theil der Vorzüge des Stiles von P. ruhte indessen auf der geistigen Seite. Die klaren, scharf umrissenen Gedanken schufen sich eine entsprechende Form des Ausdruckes. Ein anderer Theil gehört der nervös feinen Empfindung an, der die Hypothese einer asiatischen Abstammung der altamerikanischen Cultur „widerwärtig“ erscheint, die „mit Unwillen“ den Gedanken eines Herabsteigens der Urarier vom Pamir zurückweist, dagegen die Wahl Turkestans als Urheimath arischer Völker „verführerisch“ findet, auch mit Vorliebe Worte wie geographisches „Verhängniß“, „geheimer Sinn“ der Uferlinien, u. dgl. anwendet. Daß das genaue Maß bei diesem Hervortreten der Empfindung leicht verloren geht, ist kaum zu verwundern und man gewöhnt sich an die leichte Uebertreibung des Ausdrucks, mit welcher die südlichen Nordseeküsten als der Schauplatz der heftigsten Verwüstungen bezeichnet werden, welche gegenwärtig die Geschichte unseres Planeten kennt u. dgl., als nothwendiges Zubehör dieser individuellen, jeder Zeit lebhaft gestimmten, pulsirenden Schreibweise.

Mit alledem hat P. das große Verdienst, die Stellung der Geographie als Wissenschaft neben den Schwesterwissenschaften befestigt zu haben. Von seinen Neuen Problemen ging die Anregung zur Gewinnung des an die Geologie verlorenen Gebiets aus, und daß P. die historische und die naturwissenschaftliche Seite mit gleichem Geiste vertrat, ist vorbildlich für seine hervorragendsten Nachfolger geworden. P. hat eine im Vergleich zu der Kürze seiner Lehrthätigkeit große Anzahl von Schülern ausgebildet und eine ganze Reihe derselben ist wissenschaftlich thätig geworden. Dennoch kann man nicht von einer Schule im üblichen Sinne dieses Wortes sprechen, denn eine so eigenartige Individualität kann gerade ihr Bestes, das, was sie auszeichnet, nicht übertragen. Auch hatte P. noch keine eigenen Methoden ausgebildet, die er wie fertige Werkzeuge seinen Schülern hätte übergeben können. Schriften wie die Leipoldts über die mitttere Höhe Europas oder Krümmels Morphologie der Meeresräume deuten indessen an, daß P. planvoll vorgegangen sein würde, um seine Schüler an die Lücken der geographischen Forschung hinzuführen und in den Neuen Problemen wie in der Völkerkunde waren Wege beschritten, welche über A. v. Humboldt und Ritter hinausführen mußten. Peschel's Lehrwirksamkeit war nicht zu kurz bemessen, um zahlreiche Anregungen auszustreuen, und um die begeisterte Anhänglichkeit einer großen Zahl von Schülern sich zu sichern, aber es war ihm nicht vergönnt, die Früchte seiner Unterweisung im Heranreifen zu überwachen. Es trat einiges Unreife zu Tage, was zusammen mit den ungemessenen Lobesergüssen von nicht ganz Urtheilsfähigen, die sich auf eigene Faust unter Peschel's Anhänger ein=

gereiht hatten, bald nach seinem Tode eine theilweise entsprechend sich übernehmende Kritik hervorrief. Leider fand diese auch in der nicht immer ganz gelungenen Art der Herausgabe von Peschel's hinterlassenen Schriften einigen Anlaß, sich zu äußern. Diese Schwankungen sind vorübergegangen und P. steht heute als der nächst Carl Ritter um die Entwicklung der wissenschaftlichen Geographie in Deutschland verdienteste Gelehrte und als der würdige Nachfolger A. v. Humboldt's auf dem Gebiete geographisch-litterarischer Thätigkeit da.

Wir haben P. als eine fein empfindende, sanguinische, bewegliche Natur kennen gelernt. Dieser Grundton schloß die Kraft nicht aus. Bei aller Liebenswürdigkeit konnte dieses Herz auch herbe sein und schrak nie vor dem Ausdruck der Ueberzeugung zurück. Ein hervorragender Zug war die deutschpatriotische Gesinnung, welcher P. bei jeder Gelegenheit Ausdruck verlieh. Geborener Sachse, in Baiern lebend, durch Geist und Wissenschaft gerecht gegenüber dem Individuellen in Staaten, Provinzen, Städten, wie er denn für sein Adoptivvaterland Baiern und besonders Augsburg stets ein auf tieferer Kenntniß begründetes Verständniß bewies, ist P. unter die frühesten und entschiedensten Vertreter des deutschen Reichsgedankens in Süddeutschland zu rechnen. Ohne mit dieser Gesinnung auf den Markt zu treten, hat er für dieselbe gewirkt und gestritten. Peschel's Formen waren im persönlichen Verkehr und in der Schrift verbindlich und es ist bezeichnend, daß, so offen er auch seine wissenschaftlichen und politischen Ansichten vertrat, litterarische Fehden ihm fast ganz erspart blieben.

Mittheilungen und Aufzeichnungen der Witwe Peschel's, von J. Löwenberg und aus dem Kreise der augsburger Freunde und der leipziger Schüler und Freunde. — Oskar P., sein Leben und Schaffen von Friedrich v. Hellwald. 1876. — Nachruf von Georg Ebers. Mitth. d. V. f. Erdkunde zu Leipzig. 1875. — Oskar P. und die Erdkunde. Von Heinrich Pahde (Progr. Mühlheim a. d. Ruhr. 1879). — Kürzere Lebensbeschreibungen von Richard Andree im Daheim XII. Jahrg., von F. v. Hellwald im Ausland 1875, Nr. 41 und der Allgemeinen Zeitung 1875, Nr. 265 (Beil.), von W. in der Deutschen Rundschau f. Geographie, VII. Jahrg. H. 12. — Zur Würdigung seiner Wirksamkeit finden sich werthvolle Beiträge in F. v. Richthofen, China I. und in den methodologischen Berichten H. Wagner's im Geographischen Jahrbuch seit 1878. In den letzteren ist die mit Peschel's Anregungen sich beschäftigende Litteratur bis zur Gegenwart herab zusammengestellt. Bildnisse Peschel's finden sich in den Biographien von F. v. Hellwald, R. Andree, G. Ebers und J. Löwenberg. Friedrich Ratzel.

Pesne: Anton (Antoine) P., Bildniß- und Geschichtsmaler, wurde geboren zu Paris am 23. Mai 1683. Den ersten Unterricht in der Kunst erhielt er von seinem Vater Thomas P., einem Bildnißmaler von geringer Bedeutung, Neffen des durch seine Blätter nach N. Poussin bekannten Kupferstechers Jean P., und weiterhin durch seinen Großohm, den Geschichtsmaler Charles de La Fosse. Nachdem ihm 1703 von der Pariser Akademie der erste Preis in der Malerei zuerkannt worden, ging er um 1706 zu seiner ferneren Ausbildung nach Rom, Neapel und Venedig, wo er sich dem Studium der großen Meister widmete und bei längerem Aufenthalte in letzter Stadt angeblich unter dem persönlichen Einfluß des Malers Andrea Celesti stand. Den ersten namhaften Auftrag zu einem Bildnisse ertheilte ihm 1707 der Freiherr von Kniphausen in Venedig. Dieses Gemälde gab die Veranlassung, daß König Friedrich I. von Preußen zu Anfang des Jahres 1711 an Stelle des eben verstorbenen Aug. Terwesten P. als Hofmaler nach Berlin berief. Gegen die Mitte des Jahres traf er mit seiner jungen Frau, einer Tochter des Blumen-

und Früchtemalers J. B. Gayot Dubuisson aus Italien dort ein. Auch die beiden folgenden Könige von Preußen wandten dem Künstler ihre dauernde Gunst zu. In die Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. fällt die Reise (1723 bis 1724?) Pesne's nach England. Er scheint seinen Weg über Paris genommen und hier das Bildniß des späteren Directors der französischen Akademie in Rom, des Malers N. Vleughels gemalt zu haben, welches ihm die Mitgliedschaft der Pariser Akademie eintrug. In London, wo sich P. nur kurze Zeit aufhielt, malte er die mit geringem Beifall aufgenommenen Bildnisse einiger Mitglieder des königlichen Hauses.

P. war in erster Linie Bildnißmaler: die königliche Familie, die Hofgesellschaft und sonstige hervorragende Persönlichkeiten Berlins sind durch ihn dargestellt worden. In den königlichen Schlössern zu Berlin, Potsdam und Charlottenburg befinden sich zahlreiche Oelbilder seiner Hand, in letzterem Schlosse das bekannte Bild Pesne's, welches uns Friedrich den Großen als dreijähriges Kind mit einer Trommel neben seiner Schwester Wilhelmine zeigt (gest. von D. Cunego und F. Eichens). Die königliche Gemäldegalerie in Berlin bewahrt drei Bilder des Meisters: neben der Oelskizze zu dem sehr gerühmten, jetzt verschollenen Bilde des Herrn von Erlach mit seiner Familie, das interessante Bildniß Friedrichs des Großen aus dem Jahre 1739, und ferner das trefflich durchgeführte Gemälde, welches den Kupferstecher G. F. Schmidt nebst Gattin darstellt. Die Dresdener Galerie weist sieben Gemälde von P. auf, unter diesen das Selbstbildniß des Künstlers v. J. 1728 (gest. von G. F. Schmidt 1752). Die Mehrzahl seiner Bildnisse ist von verschiedenen gleichzeitigen und späteren Kupferstechern wiedergegeben worden (vgl. A. Apell, Handbuch für Kupferstichsammler). Auch als Historienmaler war P. mit Erfolg thätig. In den genannten Schlössern, sowie im Schlosse zu Rheinsberg befinden sich von ihm mehrere Wand- und Deckengemälde mit allegorischen und mythologischen Darstellungen. Sein letztes unvollendetes Werk ist das im Marmorsaal des Neuen Palais bei Potsdam aufgestellte, den Raub der Helena darstellende große Oelgemälde. Der bedeutendste unter seinen zahlreichen Schülern, Bernhard Rode, führte dasselbe nach dem Tode des Meisters zu Ende.

Von seinen Zeitgenossen in Deutschland ist P. als einer der größten Künstler gepriesen worden. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte Berlin keinen Maler aufzuweisen, der ihm, zumal im Porträtfach, gleich zu schätzen war. Die meisten Maler, welche nach ihm dort thätig waren, sind seine Schüler gewesen und lassen seinen Einfluß erkennen. Die Kraft seiner Farbengebung, in welcher seine Bewunderer die venetianische Farbenpracht wiedererkennen wollten, trug ihm zu seiner Zeit allgemeine Anerkennung ein. Hieraus erklärt sich, daß Friedrich der Große als Kronprinz P. in einem begeisterten Gedichte mit Lob überhäufte (Oeuvres de Frédéric le Grand T. XIV). Die künstlerische Bedeutung der großen französischen Bildnißmaler unter König Ludwig XIV. erreicht P. indessen nicht. Seinen Gemälden ist aber schon durch die dargestellten Persönlichkeiten ein bleibender geschichtlicher Werth gesichert. P. starb als Director der königlichen Akademie der Künste am 5. August 1757 zu Berlin.

Vgl. Nachrichten von Künstlern und Kunst-Sachen. Leipzig 1768. — F. Nicolai, Beschreibung der Kgl. Residenzstädte Berlin u. Potsdam. . . . Berlin 1786. — F. Nicolai, Nachrichten von den Baumeistern . . . Berlin 1786. — Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste, Göttingen 1805. — Füßli, Allg. Künstler-Lexicon. — Nagler, Neues Allg. Künstler-Lexicon. — Dussieux, Les artistes français à l'étranger. Paris 1856. — A. Jal, Dict. critique de Biographie et d'Histoire. Paris 1872. — Kgl. Museen zu

Berlin. Beschreib. Verzeichniß d. Gemälde 1883. — E. Bellier de la Chavignerie und L. Auvray, Dict. général des artistes de l'école française. Paris 1885.

Weinitz.

Pessina: Wenzel Michael P. (Peschina) v. Czechorod, Domherr, geboren zu Neu-Hradek in Böhmen am 13. September 1782, † zu Prag am 7. Mai 1859, überging aus dem Gymnasium zu Königgrätz ins Studium der Theologie zu Prag, wurde 1807 zum Priester geweiht, hierauf als Caplan für Polna beordert; 1814 zum Pfarrer in Kruzenburg befördert, 1819 in gleicher Würde auf die besser dotirte Stelle zu Butschin in Mähren übersetzt, erfolgte 1832 seine Erhebung zum Domherrn an der Prager Metropolitankirche bei St. Veit. — In weiterer Folge zum Consistorialrathe und Domcustos ernannt, wußte er in letzter Eigenschaft ganz besonders erfolgreich der in ihm schon längst treibenden Idee des Domausbaues vorzuarbeiten. Und die nach dieser Richtung entwickelte Thätigkeit ist es auch, welche seinem Namen eine bleibende Stelle in der Culturgeschichte des Landes sicherte. Denn diese seine Idee wirkte zugleich nach außen, und gewann Gestaltung durch den im J. 1857 ins Leben getretenen Dombauverein — dessen thatkräftiges Vorgehen behufs der Mittelbeschaffung 1860 schon zur Bestellung des „Dombaumeisters" in der Person des ausge-ausgezeichneten Gothikers Joseph Kranner führte (s. A. D. B. XVII, 33). Wie nach dem Sterbejahre Pessina's ersichtlich, erlebte er zwar nicht die Freude weiteren Mitthuns, blieb aber doch der Motor. Bemerkenswerth ist hierbei, daß, trotzdem er sein Vermächtniß den Tschechen ans Herz gelegt hatte, dieses von den Deutschen Prags aufgenommen und durch sie in Vollzug gebracht wurde. — Was er dagegen noch als reichliche Ernte stiller Aussaat auf humanitärem Gebiete erlebte, war eine Fülle an Ehren und Auszeichnungen, die ihm in ganz besonderer Menge zur Feier seines fünfzigjährigen Priesterjubiläums — 13. September 1857 — zukam. Kaiser Franz Joseph verlieh ihm den Orden der eisernen Krone 3. Klasse, der seine Erhebung in den Adelstand mit dem gewünschten Prädicate „von Czechorod" nach sich zog. Die Städte Königgrätz und Polna übersandten ihm mittelst Deputation Ehrenbürgerdiplome; Glückwunschadressen und sinnige Geschenke von nahe und ferne kamen hinzu. Die locale Tagesfeier erhöhte überdies eine solenne kirchliche Feier unter Theilnahme des Cardinalerzbischofs Fürsten von Schwarzenberg, des Königgrätzer Bischofs Dr. Hanl, von Vertretern der Regierung, der Landeshauptstadt und fast aller Stände und städtischen Corporationen. — Im Besitze des Ehrendiploms eines Doctor der Theologie von Seite der Prager Universität war P. schon seit 1848. Das Thun und Streben Pessina's charakterisirt schließlich sein geringer Nachlaß an Vermögen und findet Erklärung darin, daß er den Ueberschuß des Einkommens zum Theil wohlthätigen Zwecken widmete, größtentheils jedoch dem Dombaufonds zuwendete. Behufs Errichtung eines seine Grabstätte — auf dem Kleinseitner Friedhofe — zierenden Monuments trat darum Cardinal Schwarzenberg an die Spitze eines Comités, durch welches dasselbe ausgeführt wurde.

Rud. Müller.

Pestalozzi: Joh. Heinrich P. ist am 12. Januar 1746 in Zürich geboren. Sein Vater, Johann Baptist, der Sohn des Pfarrers Andreas Pestalozzi in Höngg, war Chirurg und hinterließ, als er im Juli 1751 starb, die Wittwe mit vier Kindern, deren eines bald nachher starb, in dürftigen Verhältnissen; dieselbe, Susanna Hotz, stammte vom Lande und war mit dem bekannten Arzt Hotz in Richterswyl und dem in österreichischen Diensten stehenden General Hotze nahe verwandt. Mit Heinrich wuchsen ein älterer Bruder und eine jüngere Schwester auf; der erstere, Joh. Baptist, ging in den Achtzigerjahren

aufs Meer und ist da verschollen; die Schwester, Anna Barbara, an der P. mit großer Liebe hing, verheirathete sich 1777 mit einem Kaufmann Große in Leipzig. Mutter Pestalozzi starb 1796.

Heinrich P. war von Geburt schwächlich und kränklich. Die Verwaistheit und die Armuth der Familie waren auch nicht dazu angethan, die normale Entwicklung des Knabenalters zu befördern. Es fehlte für die Erziehung der weiterschauende Blick der väterlichen Leitung; aber was mütterliche Sorge leisten konnte, das wurde P. in reichem Maße zu Theil; und der Mutter zur Seite stand eine treue Magd, das Babeli, die, wie sie dem sterbenden Vater versprochen, derselben in hingebender Treue die Haushaltung durchbringen half. Die Schattenseite dieser Erziehung schildert P. selbst im „Schwanengesang": „Ich wuchs an der Hand der besten Mutter als ein Weiber- und Mutterkind auf, wie nicht bald eines in allen Rücksichten ein größeres sein konnte. Ich kam, wie man bei uns sagt, jahraus jahrein nie hinter dem Ofen hervor; kurz alle wesentlichen Mittel und Reize zur Entfaltung männlicher Kraft, männlicher Erfahrungen, männlicher Denkungskraft und männlicher Uebungen mangelten mir in dem Grad, als ich ihrer bei der Eigenheit und bei den Schwächen meiner Individualität vorzüglich bedurfte." Und in „Lienhard und Gertrud" schildert er bei der Erzählung von den Jugendverhältnissen des Pfarrers Ernst seine eigene Jugend, wenn er sagt: „Es hätte Alles aus ihm werden können, wenn er in seiner Jugend die Menschen von Angesicht zu Angesicht gesehen wie in den Büchern. Aber er sah nur seine Mutter und seine Magd, die himmelstreu war, aber den Buben einsperrte, damit er der armen Mutter wenig Geld koste."

Die Folgen dieser jugendlichen Abgeschlossenheit von seinen Altersgenossen („damit er nicht unnützer Weise Kleider und Schuhe verderbe") machten sich denn auch geltend, als Pestalozzi in die Schule kam. „Mit diesem Pestalozzi", erzählt 1783 einer seiner Zeitgenossen, Pfarrer Schinz (1745—1790), „ging ich schon in die allerunterste Schule. Der Schulmeister behauptete, es könne und werde aus dem Knaben nie etwas Rechtes werden, und alle Schüler verlachten und verspotteten ihn wegen seiner unangenehmen Gesichtsbildung, seiner außerordentlichen Nachlässigkeit und Unreinlichkeit. In den höheren Schulen bekam P. den Ruf eines sonderbaren Menschen, der bei aller beibehaltenen unausstehlichen äußerlichen Unreinlichkeit und Unachtsamkeit dennoch, wenn es sein mußte und er einmal von seiner beständigen Gedankenzerstreuung zu sich selbst gebracht wurde, genau den Punkt traf, zu welchem man ihn leiten wollte." Und damit stimmt trefflich, was Pestalozzi in seiner Selbstschilderung vom Jahre 1802 sagt: „Ich war von Jugend auf der Narr aller Leute; meine Jugendführung gab meiner Lebhaftigkeit in tausendfachen träumerischen Ideen allgemeine Nahrung und ließ mich zugleich in Allem, was die Menschen Gewöhnliches genießen, können und thun, genußleer, ungeübt. Die Buben in der Schule schon schickten mich, wohin sie nicht gern gingen; ich ging, wohin sie nicht gingen und that, was sie wollten. Selbst beim großen Erdbeben (es ist wol dasjenige vom 9. December 1755 gemeint), wo die Präceptoren den Kindern schier über die Köpfe die Stiege herabgingen und es Keiner wagen wollte, wieder hinaufzugehen, ging ich und brachte ihnen Kappen und Bücher hinunter. Aber ich schickte mich doch nicht zu ihnen und hatte, ob ich schon gut lernte, dennoch im Gewöhnlichen und Täglichen was vorfiel ganz und gar nicht die Gewandtheit, die die Fähigern unter den Andern alle auszeichnete; auch lachten sie mich alle aus und gaben mir den Namen „Heiri Wunderli von Thorlikon". Ich kann es ihnen nicht übelnehmen." Eingehend hat sich P. im „Schwanengesang" über die Eigenthüm-

lichkeiten seiner Individualität, wie sie schon in seiner jugendlichen Entwicklung hervortrat, ausgesprochen. Nach diesen fremden und eigenen Zeugnissen treten in dem jungen P. Unbeholfenheit, Ungeregeltheit, Ueberwuchern der Einbildungskraft über die geordnete Verstandsbildung, geistvolle Erfassung dessen, was ihm zusagte, mit gänzlicher Vernachlässigung von alle dem, was seinem Gemüthe keine Nahrung gab, als charakteristische Züge hervor; alles das verbunden mit gelegentlich aufblitzender Energie und einer Gutmüthigkeit, „die alle Welt wenigstens so gutmüthig und zutraulich glaubte als sich selbst"; endlich auch darin die Art des Sanguinikers, daß es ihm nichts galt, wenn er auch „mit seinem Kopf in hundert und hundert Kleinigkeiten mehr als ein anderes Kind an die Wand stieß". Suchen wir noch einen Ausdruck, der all das zusammenfassend bezeichnet, so hat, wie in manch Anderm, ihn P. selbst gegeben, wenn er von der starken Ausbildung seines „Traumsinns" redet.

Dieser Träumersinn fand nun in den äußern Verhältnissen, in denen das reifere Jugendalter Pestalozzi's sich bewegte, reichliche Nahrung. Die höheren Schulen von Zürich, die Pestalozzi besuchte, um Theologie zu studiren, standen damals nach Pestalozzi's ausdrücklichem Zeugniß in wissenschaftlicher Beziehung ausgezeichnet gut. Es war die Zeit Bodmer's, Breitinger's, Steinbrüchels. Es war eine Zeit der Versenkung in die Ideale der classischen Welt. „Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Wohlthätigkeit, Aufopferungskraft und Vaterlandsliebe war das Losungswort unserer öffentlichen Bildung. Der Geist des Unterrichtes, den wir genossen, lenkte uns mit vieler Lebendigkeit und reizvoller Darstellung dahin, die äußeren Mittel des Reichthums, der Ehre und des Ansehens einseitig und unüberlegt gering zu schätzen und beinahe zu verachten. Das ging so weit, daß wir uns in Knabenschuhen einbildeten, durch die oberflächlichen Schulkenntnisse vom großen griechischen und römischen Bürgerleben uns solid für das kleine Bürgerleben in einem der schweizerischen Kantone und ihren zugewandten Orten vorzüglich gut vorbereiten zu können." Der von der Erdschwere sich loslösende idealische Geisteszug haftete aber nicht blos an den Persönlichkeiten, die auf P. und seine Mitschüler erzieherisch einwirkten; es war die Atmosphäre, in der die Bessern jener Zeit lebten und webten und sich über die Kleinlichkeit der Gegenwart erhoben. Was diese nicht darbot, suchte und fand man in der Vergangenheit, in Athen, Sparta und Rom, und bei den biedern Altvordern der eidgenössischen Heldenzeit. Pestalozzi's Erstlingsarbeit „Agis", die die Größe des alten Spartanersinns verherrlicht (1765), Lavaters Schweizerlieder, die Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft, Müller's Schweizergeschichte geben Zeugniß von dieser Geistesrichtung. Oder man schwärmte mit Rousseau für die Rückkehr zur Natur; Geßner's Idyllen riefen sanfte Rührungen hervor; der alte Bodmer bot seine Ideale in Patriarchaden dar.

Aber mit diesen sittlichen, socialen und politischen Phantasiegebilden stand die Gegenwart in so schneidendem Widerspruch, daß der Jugend nicht zu verdenken war, wenn sie an dem Anblicke derselben ihre sittliche Ueberzeugungskraft schärfen und gelegentlich auch ein wenig Weltgericht spielen wollte. Dazu bot ihr der gefeiertste Zürcher jener Zeit, der alte Bodmer, „der Vater der Jünglinge", ein Mann von scharfem Blick und scharfer Zunge, Gelegenheit und Anregung auf seinen Spaziergängen im „Platz" und durch die Stiftung der helvetischen Gesellschaft zur „Gerwe". Diese versammelte sich wöchentlich einmal. Ausbreitung geläuterter Begriffe über das sittliche, politische, gesellschaftliche Leben war ihr Endzweck. Pädagogische, geschichtliche, moralische, politische Abhandlungen wurden da vorgelesen und besprochen. Mit Neujahr 1765 gründete dieses junge Zürich (die sog. „Patrioten") sogar ein moralisches Wochen=

blatt, den „Erinnerer", der im Drucke erschien und es bis in den dritten Jahrgang hinein brachte, dann aber obrigkeitlich unterdrückt wurde.

Der Prophet dieser jungen Generation war Rousseau. Auch auf P. übte er entscheidenden Einfluß. „So wie sein Emil erschien (1762), war mein im höchsten Grade unpraktischer Traumsinn von diesem ebenso im höchsten Grad unpraktischen Traumbuch enthusiastisch ergriffen. Ich verglich die Erziehung, die ich im Winkel meiner mütterlichen Wohnstube und auch in der Schulstube, die ich besuchte, genoß, mit dem, was Rousseau für die Erziehung seines Emil ansprach und forderte. Die Hauserziehung, sowie die öffentliche Erziehung aller Welt und aller Stände erschien mir unbedingt als eine verkrüppelte Gestalt, die in Rousseau's hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Zustandes finden könne und zu suchen habe. Auch das durch Rousseau neubelebte, idealisch begründete Freiheitssystem erhöhte das träumerische Streben nach einem größeren segensreichen Wirkungskreise für das Volk in mir. Knaben-Ideen, was in dieser Rücksicht in meiner Vaterstadt zu thun nothwendig und möglich sei, brachten mich dahin, den Stand eines Geistlichen, zu dem ich früher hinlenkte und bestimmt war, zu verlassen und den Gedanken in mir aufkeimen zu machen, es könnte möglich sein, durch das Studium der Rechte eine Laufbahn zu finden, die geeignet wäre, mir früher oder später Gelegenheit und Mittel zu verschaffen, auf den bürgerlichen Zustand meiner Vaterstadt und sogar meines Vaterlandes einigen thätigen Einfluß zu erhalten." P. führt also seinen Uebertritt von der Theologie zu rechts- und staatswissenschaftlichen Studien auf die Einwirkung der Schriften Rousseau's zurück; thatsächlich ist er auch aus dem Carolinum, der höheren Lehranstalt Zürichs, nach den Schülerverzeichnissen vor Ostern 1766 ausgetreten, d. h. ehe er in die eigentliche classis theologica übergegangen wäre; somit fällt wol die gewöhnliche Erzählung, ein Mißgeschick bei der ersten Predigt sei Ursache des Berufswechsels gewesen, die zuerst Henning aus Iverdon mitgebracht, ohne Weiteres dahin.

Auch nach einer andern Seite hin übte Rousseau einen bemerkenswerthen Einfluß auf P. und seine Jugendgenossen aus. Der Apostel der Natur schlug für diese Städter die Brücke zum theilnehmenden Interesse und zur thatkräftigen Sympathie für die Verhältnisse der Landbevölkerung. Sie gehen aufs Land heraus, suchen zu ergründen, wie der Bauer denkt, was ihn drückt. Sie vergleichen ländliche und städtische Zustände und finden erstere unverdorbener, werden Schwärmer für Landleben und Landbau. Zu dieser Annäherung an das Landvolk hatte P., sowol bei den Verwandten seiner Mutter am Zürichsee, als namentlich bei seinem Großvater, dem Pfarrer Pestalozzi in Höngg, Gelegenheit. Vom Pfarrhaus aus lag es nahe, den Blick in die Schule zu werfen, Vorzüge und Schattenseiten der ländlichen Erziehung abzuwägen, die Mängel des Volksunterrichtes zu erkennen. „Es fiel mir frühe auf", sagt P. bei Besprechung seiner Höngger-Erinnerungen, „daß der Fehlerhaftigkeit der ländlichen Erziehung allgemein in ihrem Wesen unendlich leichter zu helfen sein könnte, als derjenigen der städtischen. Dabei war mir das Landvolk lieb. Ich bedauerte den Irrthum und die Ungewandtheit, in denen seine noch belebtere Naturkraft unbeholfen dastand und es regte sich sehr frühe in meinen jugendlichen Jahren ein lebendiger Gedanke, ich könnte mich fähig machen, diesfalls mein Scherflein zur Verbesserung der ländlichen Erziehung beizutragen. Es schien mir schon in meinen Jugendjahren heiter (bei P. stehender Ausdruck für: klar), dieses müsse in Kunsthinsicht durch die höchst mögliche Vereinfachung der gewohnten Schulunterrichtsmittel des Lesens, Schreibens und Rechnens angebahnt werden."

Es war wirklich eine kühne Jugendgeneration, die sich um Lavater und

Füßli als ihre Vorkämpfer schaarte und bald auch P. als begeisterten Gesinnungsgenossen und thätigen Mitarbeiter in ihre Kreise zog. Im J. 1762 hatten sie durch eine anonyme Klagschrift die Regierung zur Bestrafung des Junkers Felix v. Grebel (des Eidams des um Staat und Wissenschaft hochverdienten regierenden Bürgermeisters Leu) genöthigt, welcher 1758—61 Landvogt in Grüningen gewesen. 1764 brachten sie einen ungetreuen Verwalter zur Flucht; 1765 verzeigten sie einen schlechten Pfarrer dem Antistes durch ein anonymes Billet; bei der Untersuchung nach dem Schreiber desselben wurde auch P. in Verhör genommen. Noch mehr stellte diesen in den Vordergrund die Entdeckung eines handschriftlichen „Bauerngesprächs“, in dem die Regierung die Aufforderung an die Unterthanen auf dem Lande erblickte, einem allfälligen Truppenaufgebot nach Genf sich zu widersetzen (Januar 1767). Mit aller Energie ward auf den unbekannten Verfasser gefahndet. P. hatte eine richtige Ahnung, wer der Thäter sei; er ging zu ihm, um ihn zu bereden, sich der Obrigkeit zu stellen; aber dieser — es war der cand. theol. Christoph Heinrich Müller (s. A. D. B. XXII, 521) — nachmaliger Professor in Berlin und Herausgeber des Nibelungen — floh, und nun kam P. in den Verdacht, ihn zur Flucht aufgemuntert und ihm dabei geholfen zu haben. Er ward vier Tage in Untersuchungshaft gehalten. Im Urtheil wurden die Kosten solcher Haft ihm und den Mitgenossen auferlegt, und angeordnet, daß denselben — P. ist dabei mit Namen erwähnt — das obrigkeitliche Mißfallen unter nachdrucksamem Zuspruch bezeugt werden solle. Das corpus delicti wurde vor dem Rathhaus feierlich verbrannt. Eine schriftliche Aufzeichnung berichtet weiter über den Ausgang: „Allen Patrioten soll ernstlich angezeigt werden, daß, wo sie künftig etwas wider den Staat reden sollten, sie ihres Burgerrechts sollten verlustig sein; die drei Klafter Holz müßten sie dem Henker bezahlen. Uebrigens solle die Commission ernste Untersuchung machen, wie diesem Uebel ferner zu steuern, auch wegen der gefährlichen Gesellschaften, und der „Erinnerer“ soll nicht mehr unter die Preß kommen. NB. Vogel trieb auf dem Rathhause ein Gespött und Dälliker und Pestalutz spazierten mit einer (Tabak-)Pfeifen auf der (benachbarten) Meisen-Zinne, als man die Schriften verbrannte.“

So sehen wir den Jüngling P. aus der Schüchternheit seiner frühern Jugend mit einem Male, fast vorzeitig, ins Leben der Oeffentlichkeit herausgetreten; und wie hier im Kampf gegen die Mängel des Staatslebens, so zu gleicher Zeit auch, getrieben vom Drang seiner genialen Natur die litterarische Concurrenz mit seinen Lehrern versuchend. Noch im hohen Alter erzählt er darüber mit einer sichtbaren inneren Befriedigung: „Mitten indem ich in einigen Theilen eines bestimmten Unterrichtsfaches hinter meinen Mitschülern weit zurückstand, übertraf ich sie in einigen anderen Theilen desselben in einem seltenen Grad. Das ist so wahr, daß ich einst, da einer meiner Professoren, der sehr wol Griechisch verstand, aber durchaus kein rhetorisches Talent hatte, einige Reden des Demosthenes übersetzte und drucken ließ, die Kühnheit hatte, mit den beschränkten Schulanfängen, die ich im Griechischen besaß, eine dieser Reden auch zu übersetzen und am Examen als Probestück meiner diesfälligen Vorschritte niederzulegen. Ein Theil dieser Uebersetzung wurde im Lindauer Journal einem Aufsatze, „Agis“ betitelt, beigedruckt. Meine Uebersetzung war auch unstreitig in Rücksicht auf Feuer und rednerische Lebendigkeit besser, als die des Herrn Professors, ungeachtet ich ohne alle Widerrede noch so viel als nicht Griechisch konnte, hingegen der Herr Professor wohl.“ P. war zur Zeit dieser seiner ersten litterarischen Veröffentlichung (1765) 19 Jahre alt und es wird wenige Schriftsteller geben, die durch mehr als 60 Jahre hindurch — „Schwanengesang“,

„Lebensschicksale" und „Langenthaler Rede" datiren von 1826 — sich die Frische für litterarische Productionen erhalten haben.

Das waren freilich nicht eben Vorstufen für rasche Beförderung im zürcherischen Staatsleben. Auch mochten Andere besser als P. selbst die Gefahren erkennen, denen seine Individualität in der juristisch-politischen Laufbahn entgegenging. Das Wort eines sterbenden Freundes, des hochbegabten und klarschauenden Joh. Kaspar Bluntschli (geb. 1742, † 24. Mai 1767 als cand. theol.) entschied und P. faßte nun („plötzlich") den Entschluß, sich der Landwirthschaft zu widmen. Schon im Herbst 1767 begab er sich zu Tschiffeli nach Kirchberg (Kant. Bern) um sich in seinen Beruf einführen zu lassen. Im Herbst 1768 kam er zurück und kaufte dann, nachdem ein zürcherisches Kaufmannshaus ihm die Mittel, einen Versuch zur Krappcultur im Großen zu machen, vorgeschossen hatte, auf dem Birrfelde im Gebiet des damaligen Kantons Bern Land zusammen; er nannte das Gut, das er so am Fuße der Brunegg im „Letten" bei Birr sich erwarb, den „Neuhof"; bis er das von ihm gleichzeitig in Bau genommene Landhaus beziehen konnte (Frühjahr 1771), wohnte er in dem benachbarten Dörfchen Müligen an der Reuß. Hier gründete er nun auch einen eigenen Hausstand. Am Sterbebette Bluntschli's hatte ihn die gemeinsame Verehrung für den kranken Freund mit Anna Schultheß, der Tochter des Pflegers Schultheß zum „Pflug" näher zusammengeführt; das Andenken an den Verstorbenen pflanzte gegenseitige Freundschaft, aus der Freundschaft ward Liebe, ideale, schwärmerische Liebe. Diese Liebe überwand alle Bedenken und Schwierigkeiten, und deren waren nicht wenige: Pestalozzi war mehr als sechs Jahre jünger denn seine Braut; er war arm, Anna's Vater war reich, Anna war schön und gefeiert, P. häßlich und unordentlich. Die Eltern Anna's waren entschieden gegen die Verbindung. Pestalozzi's Darlegungen seiner öconomischen Plane setzten sie ein nur zu begründetes Mißtrauen entgegen. Nicht nur Verwandte und Jugendfreunde, selbst hochstehende Persönlichkeiten wie Bürgermeister Heidegger nahmen sich der Liebenden an. Endlich erfolgte die Einwilligung, aber nur so, daß die Mutter Schultheß erklärte, sie wolle sich der Verbindung nicht mit Gewalt entgegensetzen; sie ließen die Tochter ziehen, doch ohne Aussteuer. Am 30. October oder 2. October 1769 — das Datum ist nicht vollständig sichergestellt — fand die Trauung in Gebistorf bei Brugg statt.

In inniger Reinheit entfaltete sich das Familienleben. Das Tagebuch, das die beiden Gatten gemeinschaftlich führten, zeigt ihr innerstes Seelenleben in voller Offenheit; die ruhige, fromme Klarheit der Frau, ihre Verehrung und zarte Sorge für den „Geliebten", seine wechselnden Stimmungen, die oft an Hypochondrie streifen, voller Seelenkämpfe. Am 19. August 1770 wurde Pestalozzi's einziges Kind, ein Sohn, geboren, Hans Jakob oder „Jakobli" wie er nachher im Hause hieß, in der Zeit, als die finanzielle Unternehmung Pestalozzi's bereits dem Untergang verfallen war.

Die Mutter Schultheß hatte Anna mit den Worten entlassen: „Du wirst mit Wasser und Brod zufrieden sein müssen!" Noch ehe die junge Haushaltung in den „Neuhof" herüber ziehen konnte, begannen diese Worte sich zu erfüllen. P. hat in späterer Zeit seine Leidensgeschichte auf dem Neuhof in herzergreifender Weise geschildert, schon im „Schweizerblatt" von 1782 in seinem „Nachruf an Iselin" und dann wieder 1826 im Schwanengesang. Aber wir besitzen darüber auch einen Bericht von dritter Hand, das Urtheil eines in seinem Naturell von Pestalozzi gänzlich verschiedenen kühl und praktisch denkenden Freundes, in dem Briefe des Pfarrers Schinz, in welchem derselbe, der zudem als sachkundiger Experte Gelegenheit gehabt, einen unparteiischen Blick in die Verhältnisse zu thun, unterm 12. April 1783 einem Freunde über die Persönlich-

keit des Verfassers von „Lienhard und Gertrud" Aufschluß gab. Dieser Bericht hält deutlicher als Pestalozzi's eigene Darstellungen die verschiedenen Stadien der Unternehmung auf dem Neuhof 1769—1780 auseinander und mag daher in den Hauptpunkten hier seine Stelle finden:

„P. kaufte zu Birr bei 40 Morgen Landes, ließ ein zu seinen Absichten zweckloses, sonst sehr geschmackvolles Haus und andere Gebäude, gegen mein und aller Freunde Rath und Zureden aufführen und hoffte auf der Grappflanzung alle Auslagen wieder zu gewinnen. Die Grappflanzung gedieh übel. P. konnte nicht Rechnung halten, wie er sollte, weil er sich nie mit den Kleinigkeiten des Rechnungswesens beladen wollte, sondern nur im Großen es durchdachte. Daher entstand in seiner Oekonomie eine Verwirrung, die wichtiger war als er selbst glaubte. Von dem vornehmen Kaufmanne, der seine vielen tausend Gulden zugleich mit Pestalozzi's eignem zugesetzten Gelde in der größten Gefahr sah, ward ich zum Mittelmann erbeten, weil derselbe sich auf meine etwelchen durch Erfahrung erworbenen, landwirthschaftlichen Kenntnisse verließ. Ich untersuchte und brachte es zur Liquidation, bei welcher der Kaufmann auf ca. 5000 Gulden freudigen Verzicht that, wenn damit dem unerfahrenen Speculanten geholfen werden konnte. Nach mißlungenem Versuche in der Grappcultur unternahm P. eine Sennerei, für die er seine Felder in Esparsettenbau verwandelte. Endlich gab er nach diesfälligen, ebenfalls schlechten Proben seiner Feldbaupraxis auch diese Idee auf um sie mit einer andern zu vertauschen, nämlich auf seinem Gute eine Erziehungsanstalt für verlaufene, heimathlose, von liederlichen Eltern schlecht besorgte Bettelkinder zu errichten. Nach dem Erziehungsplan mußten die Kinder bei gutem Wetter auf den Feldern arbeiten, bei schlechtem Wetter aber und im Winter ihr Brod mit Baumwolle spinnen gewinnen und verdienen lernen. P. gab einen weitläufigen, durch seine Beredsamkeit hinreißenden Plan dieser Anstalt im Drucke heraus, wodurch er vermittelst einer zinslosen Geldenthebung auf gewisse Jahre bei seinen Freunden die zu diesem Institut nöthigen Fonds sammelte. Für Zürich machte P. mich zum Sammler. — Ein paar Jahre ging die Sache gut; trefflich wenigstens waren die Nachrichten, die in Iselins Ephemeriden und in andern öffentlichen Blättern darüber gegeben wurden. Allmählich zog das Gerücht von dieser Anstalt dem P. mehrere Freunde aus der Versammlung (der helvetischen Gesellschaft) zu Schinznach zu. Diese kamen, nachdem P. zuvor in Kenntniß gesetzt worden war, in großer Anzahl zu ihm aufs Birrfeld. Auch ich war dabei und fand hier einen schicklichen Anlaß, dem P. die mir auffallenden Fehler in freundschaftlicher und vertraulicher Unterredung nachzuweisen. Hierauf ging es etwas besser; aber der weise und scharfsichtige Theoreticus, dabei höchst unglückliche Practicus, ließ sich eine andere Speculation beifallen. Er der mit Geld nicht umzugehen wußte, der den Mittelweg zwischen dem leichtgläubigsten Zutrauen und einem unbedingten Mißtrauen gegen die Menschen niemals kannte, der zum Calculiren und Scripturiren, zum gemeinen Handel und Verkehr viel zu gut war, dehnte seine Spinnereien auf Kaufhandel mit Baumwollbüchern, auf Besuchung der Messen u. s. w. aus. Dadurch kam die Erziehungsanstalt in Abgang, die Haushaltung in Verlust und er selbst in solche Gefahr seines Vermögens und seines ehrlichen Namens, daß er nur durch völlige Nachsicht seiner Gläubiger und mit Hilfe und Unterstützung seiner Freunde von Verzweiflung und gänzlichem Untergange zu retten war. Er war in der dringendsten Noth und hatte gar oft in seinem sonst anmutigen Landhause weder Geld noch Brot, noch Holz, sich vor Hunger und Kälte zu schätzen. Dazu kam noch eine traurige langwierige Krankheit seiner Frau, Druck und Unterdrückung, Zertretung von Innen und Außen."

Fragen wir uns, welche Stellung diese erste Periode des praktischen Wirkens

1769—1780 auf dem Neuhof in Pestalozzi's Leben einnehme und was sie zu seiner pädagogischen Entwicklung beigetragen, so ist vor Allem, wie schon Mörikofer richtig gesehen, festzuhalten, daß zunächst durchaus nicht Gedanken pädagogischer Art P. nach dem Neuhof geführt haben. Und wenn P. sich zu Anfang der Siebzigerjahre auf dem Neuhof pädagogisch beschäftigt hat, so war dies die Beschäftigung des liebenden Vaters mit seinem einzigen Söhnlein, über den er ein nachher von Niederer in Bruchstücken veröffentlichtes Tagebuch führte. Wir gewinnen aus dieser Zeit durchaus den Eindruck eines Mannes, der mit seinen Unternehmungen in erster Linie die Existenz seiner Familie sicher stellen will und von dieser Sicherstellung die Möglichkeit abhängig macht, seinen edeldenkenden Sinn auch für weitere Kreise zu bethätigen. Anders gestalteten sich freilich die Verhältnisse, als P. 1774 dazu kam, zur Hebung seiner ökonomischen Bedrängniß eine Armenerziehungsanstalt auf dem Neuhof zu begründen und durch diese Unternehmung dazu geführt ward, seine Erziehungsideen auch theoretisch klar zu stellen. In der Hauptsache gewiß richtig hat Niederer — zwar nicht Augenzeuge, aber nachmals von P. zu seinem Biographen bestimmt und wol auch instruirt — den Gedanken dieser Anstalt folgendermaßen präcisirt: „Pestalozzi's erstes diesfalls in seinem Lebensgange Epoche machendes Unternehmen, war ein im eigentlichen Sinne ökonomisch-pädagogischer Speculationsversuch. Im Besitze eines beträchtlichen Landgutes war er überdies Associé einer Baumwollenfabrik und eines Handelshauses. Sein Landeigenthum war cultivirbar, aber durchaus unangebaut und verwildert. Er wollte es durch Benutzung ungebrauchter, ebenso vernachlässigter menschlicher Kräfte anbauen und in Aufnahme bringen. Der Grundsatz von dem er ausging, bestand auf den kürzesten Ausdruck zurückgeführt, darin: die einen durch die andern gegenseitig so zu benutzen, daß der Mensch die Natur, die Natur hinwieder den Menschen cultivire. Der Fabrikationserwerb und Handelsbetrieb, den er damit verknüpfte, sollte einerseits die Subsistenzmittel der Anstalt vermehren und sichern, andrerseits selbst wieder als Uebungs- und Bildungsmittel der menschlichen Kräfte benützt und so die physischen Bedürfnisse der Kinder mit den Forderungen der Fabrikation und des Handels, diese mit der Anregung und Benützung der menschlichen Kräfte in Uebereinstimmung gebracht werden. Von Seite des Gemüthes stützte sich das Unternehmen auf den menschenfreundlichen Trieb der Armenhülfe. Bettelkinder sollten dem Bettel entrissen werden, ihr Brot selbst verdienen lernen und dabei die Kosten ihrer Erziehung sogar mit ökonomischem Vortheil, für den Unternehmer vergüten. Der Gedanke war neu, großartig und verkündete einen Fürsten im Gebiete der Civilisation". Noch merkwürdiger aber und folgenreicher als die praktische Durchführung und die speciell pädagogische Seite des Unternehmens waren die theoretischen Ideen, auf welche P. durch dieses Unternehmen geführt wurde und welche er in seinen „Briefen über die Erziehung der armen Landjugend" 1777 in Iselins Ephemeriden niedergelegt hat. Nicht durch Wohlthätigkeit sondern durch Entwicklung der in den Menschen, auch in den ärmsten liegenden Kräfte ist der Menschheit zu helfen. Alle Volksbildung ist somit Bildung zur Industrie, d. h. Anleitung zur richtigen Entfaltung und Verwerthung der im Volke liegenden Arbeitskräfte. Dadurch schafft sich die Armenerziehung die Hülfsmittel unabhängiger Existenz und so zugleich die Mittel ihrer eignen unendlichen Entwicklung. Um dies Ziel zu erreichen, ist aber nothwendig, die Armuth in der Armuth und für die Armuth zu erziehen; die Erziehung zur Erwerbsthätigkeit der theoretischen Bildung vorangehen zu lassen und dann den Unterricht mit der Arbeit zu verbinden; als Arbeitsbranche die ertragfähigste auszuwählen und darum zum mindesten die gewerbliche Fabrikation der Landwirthschaft an die Seite zu stellen; endlich diese Arbeit in großem Maßstabe zu

organisiren; in dieser Organisation der Arbeit auf Grund einer Erweiterung der Familie als Collectivgenossenschaft aller bethätigten Arbeitskräfte zu gemeinsamen Einsatz ihrer Thätigkeit für das Gesammtarbeitshaus dämmern bereits die socialen Zukunftsideen des 19. Jahrhunderts herauf.

Es ist bereits gesagt worden, daß auch dieses Unternehmen äußerlich mißlang und warum es mißlang. Die Anstalt, die 30—40 Kinder beherbergt hatte, mußte sich 1780 auflösen. P. selbst schildert dieses Ergebniß kurz und klar in den einfachen Worten: „Mein Versuch scheiterte auf eine herzzerschneidende Weise. Meine Frau hatte im Uebermaß ihres Edelmuthes ihr Vermögen beinahe ganz für mich verpfändet. Ehe ich mich versah, steckte ich in unerschwinglichen Schulden und der größere Theil des Vermögens und der Erbhoffnungen meiner lieben Frau war gleichsam in Rauch aufgegangen. Unser Unglück war entschieden. Ich war jetzt arm.“ Pestalozzi's Verwandte kauften ihm den Neuhof ab, damit er die dringendsten Gläubiger befriedigen könne; von nun an hatte er nur noch die Nutznießung, nicht mehr den Besitz des Gutes. Aber diese Armenerziehungsanstalt ist doch die Wiege der pädagogischen Ideen Pestalozzi's geworden und hat durch ihn der Menschheit den reichsten Gewinn gebracht. Nicht vergeblich hatte er auf die Ruhe seines Familienlebens verzichtet um der Erziehung armer Kinder zu leben, und mit diesen armen Kindern wie ein Bettler gelebt, um sie wie Menschen leben zu machen.

Doch was sollte er jetzt anfangen, mittellos, creditlos wie er war? Seine Freunde, vor Allem Iselin in Basel, wiesen ihn auf die Schriftstellerei. Und nach einigen kleinern Arbeiten („Abendstunde eines Einsiedlers“, „Ueber Aufwandgesetze in einem kleinen handeltreibenden Freistaat“) entstand sein Volksbuch „Lienhard und Gertrud“, in das er seine psychologischen Erfahrungen niederlegte und das ihn mit Einem Mal zu europäischem Ruhme emporhob. Dieses wunderbare Buch, dessen erster Theil auf die Frühlingsmesse 1781 zunächst anonym erschien und in den Jahren 1783, 1785, 1787 weitere Theile als Fortsetzungen erhielt, ist durchaus der geniale Wurf eines Autodidakten. „Die Geschichte floß mir (erzählt der Verfasser) ich weiß nicht wie aus der Feder, und entfaltete sich von selbst ohne daß ich den geringsten Plan davon im Kopfe hatte oder auch nur einem solchen nachdachte. Das Buch stand in wenigen Wochen da, ohne daß ich eigentlich nur wußte wie ich dazu gekommen.“ Den Schlüssel zu der Bedeutung des Werkes aber gibt er selbst, wenn er die Situation nach Auflösung der Armenerziehungsanstalt schildert: „Das Entgegenstreben gegen mein Unglück führte jetzt zu nichts mehr. Indessen hatte ich in der unermeßlichen Anstrengung meiner Versuche unermeßliche Wahrheit gelernt und unermeßliche Erfahrungen gemacht und meine Ueberzeugung von der Wichtigkeit (Richtigkeit?) der Fundamente meiner Ansichten und meiner Bestrebungen war nie größer als in dem Zeitpunkt, in dem sie äußerlich ganz scheiterten. Auch wallte mein Herz immer unerschütterlich nach dem nämlichen Ziel, und ich fand mich jetzt im Elend in einer Lage, in der ich einerseits die wesentlichen Bedürfnisse meiner Zwecke, andrerseits die Art und Weise wie die mich umgebende Welt über den Gegenstand meiner Bestrebungen in allen Ständen und Verhältnissen wirklich denkt und handelt, erkennen und mit Händen greifen lernte. Ich sage es jetzt mit innerer Erhebung und mit Dank gegen die ob mir waltende Vorsehung: selber im Elend lernte ich das Elend des Volks immer tiefer und so kennen, wie sie kein Glücklicher kennt. Ich litt was das Volk litt und das Volk zeigte sich mir, wie es war und wie es sich Niemand zeigte.“

Die Grundgedanken von Lienhard und Gertrud sind leicht heraus zu finden; wir schließen uns in unsrer Darlegung derselben in der Hauptsache an die Auseinandersetzung, die Mann von denselben gibt (in s. Einleitung zu L. und G.)

Gertrud sagt: Wenn es nichts als Arbeit und Verdienst brauchte die Armen glücklich zu machen, so würde bald geholfen sein, aber das ist nicht so: bei Reichen und bei Armen muß das Herz in Ordnung sein, wenn sie glücklich sein sollen. Der Mittelpunkt der Erziehung ist daher die sittliche und zwar die religiös-sittliche Erziehung; aber diese Selbstaufraffung des Menschengeschlechts kann nicht befohlen oder geschenkt werden, sie muß von Innen heraus, von unten herauf wachsen und es gilt für die Freunde der Menschheit nur, dieser Selbstentwicklung Handreichung zu thun.

Jene Emporhebung vollzieht sich nun in Pestalozzi's Buch in concentrischen Kreisen, zunächst in der Einzelfamilie, dann in Gemeinde und Staat, und ihr Hauptfactor ist die Mutter, das Centrum des häuslichen Kreises. Sie ist die erste und natürlichste Lehrerin der Kinder; sie knüpft alle Lehren an ihre nächsten Verhältnisse, auch die Lehren der Religion, die ihr Quelle der Sittlichkeit ist. In den Gaben, die sie den Kindern gibt, zeigt sie ihnen Gaben Gottes, in ihrer Liebe Gottes Liebe; dem Dank der Kinder gegen die Eltern gibt sie die Richtung auf Gott und so gründet sie auf das Kinderverhältniß in der Familie den Glauben an Gott, die Liebe zu ihm und dem Nächsten. In dem engen Kreis der Familie liegt auch der natürliche Boden für die Einsichtsbildung und die Uebungsstätte für das, was das äußere Glück schafft, Thätigkeit und Treue im Kleinen.

Nun ist aber der thatsächliche Zustand der Dinge derart, daß das Glück der Einzelfamilie durch die allgemeinen Zustände der Gemeinde mitbedingt ist; hier tritt Arner helfend ein; aber selbst ein Arner darf nicht rechnen die Generation der Erwachsenen umzuwandeln. Die Sorge richtet sich daher vor Allem auf die Jugend, und da das im Allgemeinen tief gesunkene Familienleben nicht die Kraft hat, den Neubau der social-sittlichen Reform ausreichend und gesichert zu tragen, tritt zum Ersatz und zur Ergänzung die Schule ein. „Da man nicht daran sinnen kann, daß die verderbten Spinnereltern ihre Kinder zu so einem ordentlichen und bedächtlichen Leben anhalten und auferziehen werden, so bleibt nichts übrig, als daß das Elend dieser Haushaltungen fortdauert, so lang das Baumwollspinnen fortdauert und ein Bein von ihnen lebt", sagt der Baumwollenmeyer, „oder daß man in der Schule Einrichtungen macht, die ihnen das ersetzen, was sie von ihren Eltern nicht bekommen und doch so unumgänglich nöthig haben." Der Zweck der Idealschule Pestalozzi's ist also Erziehung; Erziehung zu den Sitten ein Hauptstück der von ihm gezeichneten Schule im Hause der Gertrud; durch die Schule will er die Menschen bilden, deren Hand, Herz und Kopf gleichmäßig und ihrer eigenthümlichen Lebenslage entsprechend entwickeln. Schulmeister ist ihm daher nicht ein Mann von Gelehrsamkeit, sondern ein Mann, der zufolge seiner frühern Beschäftigung die Welt gesehen, die Menschen kennen und behandeln gelernt, der Lieutenant Glüphi (Lieutenant: wol mit Doppelsinn, „Unterofficier" und „Stellvertreter" Pestalozzi's), ein Mann, mit klarem Blick, warmen Herzen und fester Hand, und ihm geht Gertrud, die Mutter, helfend zur Seite. Die Erziehung der Hand ist hier theoretisch noch dargestellt wie sie P. auf dem Neuhof praktisch geübt, als Erziehung auf Grund der Anleitung zu beruflicher und gewerblicher Thätigkeit. So hat denn auch den ersten Gedanken einer solchen Schule der Baumwollenmeyer, ein Mann der sich durch Bedächtlichkeit, praktischen Sinn und Sparsamkeit aus der Armuth zum Wohlstand emporgearbeitet, in welchem verwirklicht ist, wozu P. die Bevölkerung erziehen will. In der Erziehung des Herzens hilft der Pfarrer Ernst, der in Verbindung mit dem Lieutenant sich bemüht, die Kinder auch von Seite der Religion aus, zu einem stillen, arbeitsamen Berufsleben zu führen, durch feste Angewöhnung an eine weise Lebensordnung, die Quellen unedler, schand-

barer und unordentlicher Sitten zu verstopfen, und auf diese Weise den Grund der stillen, wortleeren Gottesanbetung und der reinen thätigen und ebenso wortleeren Menschenliebe zu legen. Und zu diesem Ziel zu gelangen, bindet er jedes Wort seiner kurzen Religionslehre an das Thun und Lassen der Kinder, an ihre Umstände und das Berufsleben ihres Hauses also, daß wenn er mit ihnen von Gott und Ewigkeit redet, es immer scheint, er rede mit ihnen von Vater und Mutter, von Haus und Heimath, kurz von Sachen die sie auf der Welt nahe angehen.

Die Sorge für den Kopf dagegen ist die ausschließliche Domäne Glüphis, d. h. der Schule. Glüphi wirkt, daß was in den Kopf hinein müsse, heiter und klar sei, wie der stille Mond am Himmel. Er beugt dem Kopfverdrehen bei seinen Kindern dadurch vor, daß er sie vor Allem aus genau sehen und hören lehrt, durch Arbeit und Fleiß die kaltblütige Aufmerksamkeit übt und zugleich den reinen Natursinn der in jedem Menschen liegt, in ihnen stärkt. Für P. ist die Anschauung nicht blos ein Mittel sich irgend einen Unterrichtsgegenstand leicht und sicher anzueignen, sie ist ihm zunächst ein Mittel zur Stärkung der Geisteskraft selbst, ihr Zweck ist für ihn hauptsächlich ein formaler: das Anschauen an und für sich ist also zu üben und zur Kraft auszubilden; denn „recht sehen und hören ist der erste Schritt zur Weisheit des Menschen". In einer solchen Schule regiert der Geist ernster Liebe und eine auf überlegene Geisteskraft sich stützende Autorität, nicht das „Narrenholz". Nach den Erfahrungen des Neuhof verbindet P. mechanische Handarbeit (Spinnen) mit dem Unterricht. Und auch darin stützt sich P. auf die Erinnerung an seine Armenerziehungsanstalt, daß er an die Möglichkeit glaubt, eine so einfache Unterrichtsmethode zu finden, mit welcher ein jeder recht verständige Bauersmann, wenn er nur schreiben und rechnen könne, in der Hauptsache ebensoviel ausrichten würde wie Glüphi. „Es brauchte nicht einmal, daß ein Mann nur selber rechnen könnte, und ich habe mit meinen Augen einen Mann gesehen, der seine Rechnungstabellen mit einer ganzen Stube voll Kinder gebraucht hat und damit fortgekommen ist."

Die psychologischen und socialen Ideen wie sie P. bei dem Werke der Volksreform vorschweben, hat er in „Arners Gesetzgebung" niedergelegt. Die Hauptpunkte derselben sind etwa folgende: 1. Der Mensch muß aus einem Naturmenschen zum sittlichen Menschen erst erzogen werden. 2. Das kann nur geschehen von Innen heraus durch die Entbindung der in ihn gelegten Kräfte. 3. Diese Kräfte kommen zur gesunden Entfaltung auf Grund der Uebung in den nächsten Individualkreisen (Segen der Wohnstube). 4. Zu ihrer weitern Entwicklung ist nothwendig, daß durch die Sorge der Gemeinschaft rechtlich festgestellte Verhältnisse des staatlichen Lebens dem Menschen der seine Pflichten erfüllt, eine bürgerlich ehrenhafte Existenz und Erwerbsfähigkeit, unabhängig von den Launen und Gnadenerweisungen der Machthaber, garantiren. 5. Der Staat hat nicht nur die Pflicht unrechtlichen Uebergriffen zu wehren, sondern von sich aus eingreifend seine Angehörigen zu bürgerlicher Ehrenhaftigkeit und Erwerbsfähigkeit zu erziehen, und den Unordnungen die lähmend einwirken könnten, prophylaktisch entgegenzutreten. 6. Indem die Gemeinde durch Organisation der gegenseitigen Handbietung gleichsam die Familie im Großen zur Darstellung und dieses Familienbewußtsein durch gemeinsame Prüfungsstunden und sinnbildliche Festfeiern zum Ausdruck bringt, leistet sie für das Volksleben, was die Einzelfamilie für deren Angehörige: sie verbürgt die Aufrechthaltung einer festen und weisen Ordnung und jeglichen Fortschritt. — 7. Die Bildung des Menschen baut auf seinen Kopf, auf seine Hände und Füße und nicht auf sein Herz auf. 8. Sie beginnt damit, daß die Menschen angehalten werden, in Sachen ihres

Brodkorbs ihre Augen zu gebrauchen und rechnen zu lernen und besteht darin, daß die Bildung und Erhebung aller wahren Kräfte unserer Natur begünstigt und ihre Abschwächungen, sowie ihre Verwilderung verhütet werde; verzichtet daher auf alle abstracten Allgemeinheiten und tritt allen Arten der Träumerstimmung entgegen. 9. Die Kopfbildung ist somit auch unabhängig von der Religionslehre durchzuführen; letztere — die übrigens strenge von allen theologisch gelehrten Fragen frei zu halten ist, — bildet nicht die Grundlage, sondern den Schlußstein der Volksbildung, die „auf das Fundament der festen und vollendeten Mauern einer weisen bürgerlichen Bildung gebaut“ ist. 10. Aber die Endzwecke einer wahrhaft weisen Gesetzgebung stimmen mit den Endzwecken einer wahrhaft weisen Religion überein und die Mittel, unser Geschlecht durch eine gute bürgerliche Gesetzgebung zu veredeln, sind innerlich gleich mit den Mitteln dasselbe durch den Dienst des Allerhöchsten zu veredeln.

Solche Zwecke wie sie Arner mit dem Dorfe Bonnal verfolgt, können nur dann auf die Dauer mit Erfolg erstrebt werden, wenn der Staat sie sanctionirt und adoptirt. Es gilt darum, die beiden Vorurtheile zu widerlegen, daß dem Volke zu helfen eine Unmöglichkeit sei und daß Volksbildung dem Staate gefährlich werden könne. Dieser Widerlegung ist neben der positiven principiellen Darlegung der 4. (letzte) Theil von Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud“ gewidmet. Das Buch endet damit, daß der Herzog bei seinem Besuch in Bonnal die Ideale seiner Jugend wirklich erfüllt und damit erfüllbar findet. Charakteristisch ist dabei, daß P. jenen Vorurtheilen zwei Anschauungen entgegenstellt, die dem Gedankenkreis der ganzen vorrevolutionären Zeit angehören, aber bei ihm zu besonderer Schärfe sich ausbilden und fundamentale Bedeutung gewinnen. Sobald die Reformen ins Große gehn, wie bei der Umwandlung des Dorfs und bei der gehofften Umwandlung des Volkslebens überhaupt, ist es Aufgabe und Vorrecht der obrigkeitlichen Macht, der ruhigen Umgestaltung von unten herauf, durch ihr Eingreifen von oben herab einen beschleunigten Gang zu geben und geben zu können; dieser Glaube an die Macht des aufgeklärten Despotismus tritt uns sowol in den spätern Theilen von „Lienhard und Gertrud“ als in seinem Commentar „Christof und Else“ in unzweideutiger Weise entgegen, und wir finden uns auch bei Pestalozzi's Darlegungen lebhaft an das Wort Schillers gemahnt: „Wo sich die Völker selbst befrein, da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.“ Daß aber die Obrigkeit, daß die höhern Schichten der Gesellschaft zu den von P. für die Veredlung und Hebung der Menschheit geplanten Reformen wirklich die Hand bieten, das hängt nicht von zufälligen Gutmüthigkeitserregungen ab; das wohlverstandene Interesse der Herrschenden selber kann ihnen zeigen, daß die Sicherstellung ihrer eigenen Macht und Rechte abhängig und erst erreichbar ist durch die Sicherstellung der Rechte des gemeinen Manns und eine vernünftige, den Kräften freien Spielraum gebende Ordnung des Volkslebens; eine solche Staatspolitik ist die beste und die einzige Verunmöglichung der Revolution; der klardenkende Egoismus und die Humanität führen auf den nämlichen Wegen dem nämlichen Ziele entgegen, und daher gilt es nur, das Interesse des Egoismus diesem selbst klar zu stellen und ihm die Möglichkeit zu beweisen, daß mit Arners Mitteln mathematisch sicher im Großen und Allgemeinen zu erreichen sei, was Arner in Bonnal erreicht hat. So erklärt es sich, daß des Herzogs Rathgeber Bylifsky das Ergebniß seiner Berathungen mit den Ministern der Finanz und Justiz über die Mittel die der Staat anzuwenden habe, um Arners Reform zu adoptiren und im Großen durchzuführen, in dem Vortrag an den Fürsten dahin zusammenfassen kann: „Wir haben die Sache geprüft und sehen keine andere Last, die dadurch auf den Staat fallen kann, voraus, als die Errichtung eines neuen Lehrstuhls, um Ihre Edelleute mit den

Grundsätzen einer besseren Volksführung bekannt zu machen, und einer Landescommission, um Jedermann, der Neigung zeigt, mehr oder weniger von diesen Grundsätzen auszuführen, mit Rath und Leitung an die Hand zu gehen."

Es sind wahrlich Reformen umfassendster Art, deren Ideen P. „in seiner Einsiedelei träumend" erfaßt und die er in „Lienhard und Gertrud" niedergelegt hat. Von der stillen Hütte der Gertrud aus erweitert sich der Blick auf Gemeinde und Staat, auf die ganze civilisirte Menschheit; von der Ordnung des Hauses auf Politik, Recht und Religion, auf die sämmtlichen Ideenkreise der Menschheit. In seinem Geiste sah sich P. als der denkende Schöpfer einer idealen Gesetzgebung der Menschheit gleich den größten Denkern des Alterthums, gleich Männern, die im Mittelalter durch ein weise Ordnung der nationalen Verhältnisse ihr Volk zu Kraft und Wohlstand emporgeführt; und es ist für Pestalozzi's Denkart überaus bezeichnend, daß er in dem Kreise gleichgesinnter Freunde, der wie er selbst die Beglückung der Menschheit sich zum Ziele gesetzt, als Mitglied des Illuminatenordens, sich „Alfred" nannte, d. h. sich den Namen jenes großen angelsächsischen Fürsten und Staatsordners hat beilegen lassen, den eben in jener Zeit Haller als Idealbild eines constitutionellen Gesetzgebers vor Augen gestellt (A. v. Haller, Alfred König der Angelsachsen. Göttingen und Bern 1773). Der Traum war göttlich schön, aber es war eben nur ein Traum, mit dem die Wirklichkeit in immer grelleren Contrast trat. Der Enthusiasmus den der erste Theil von „Lienhard und Gertrud" erregt, minderte sich schon beim zweiten, und der dritte und vierte, die so recht eigentlich mit Pestalozzi's Herzblut geschrieben waren, ließen kalt und fanden wenige Leser. Nicht minder traf dieses Schicksal Pestalozzi's zweites Volksbuch „Christof und Else", in welchem er die Ideen, die in „Lienhard und Gertrud" zu Grunde liegen, eingehender besprach (1782). Pestalozzi's Hoffnung als Schriftsteller einflußreich zu wirken und so abgesehen von der Bestreitung seines Lebensunterhaltes auch seinem Gemüth und Herzen Befriedigung zu verschaffen, schwanden so zu sagen mit jeder Publication mehr dahin. Seine Wochenschrift „Ein Schweizerblatt" (1782) brachte es nicht über einen Jahrgang heraus. Die umfangreiche Schrift „Ueber Gesetzgebung und Kindermord" (1783) scheint bei den Zeitgenossen wenig Eindruck hervorgebracht zu haben. Die umgearbeitete Ausgabe von „Lienhard und Gertrud" 1790—92 vermochte das Interesse für dieses Buch so wenig aufs neue zu beleben, daß P. bei der dritten Ausgabe 1804 wieder auf die ursprüngliche Gestaltung zurückgriff. Als P. dann in den Neunzigerjahren angesichts der großen Weltereignisse sich der Besprechung politischer Fragen zuwandte und im Februar 1793 ein größeres Manuscript abschloß: „Ja oder Nein, Aeußerungen über die bürgerliche Stimmung der Europäischen Menschheit in den obern und untern Ständen, von einem freien Mann" brachte es schon der Inhalt mit sich, daß er dasselbe ungedruckt in sein Pult legen mußte; erst vor einem Jahrzehnt ist es der Leserwelt unter verändertem Titel im Druck zugänglich gemacht worden (Seyffarth, Pestalozzi's Werke Bd. XVII, 311 ff. „Ueber die Ursachen der französischen Revolution"). Ebenso erging es den politischen und nationalökonomischen Denkschriften, die er anläßlich der Begebenheiten im Canton Zürich, des Stäfner Aufstandes 1795 und der vor 1798 sich neu entwickelnden Gährung in den Zürcherschen Seegemeinden entwarf (gedruckt in Zehnder-Stadlin S. 765 ff.). Das einzige Buch, mit dem P. einigermaßen den Geschmack seiner Zeit getroffen und das daher einige Jahre später eine zweite Auflage erlebte, sind seine „Fabeln" oder wie sie in erster Auflage heißen „Figuren zu meinem ABC-Buch" 1797.

Aber die schlimmste Erfahrung machte P. mit dem Werke, dessen Plan er anderthalb Jahrzehende in sich herumtrug, und in welchem er den ganzen Inhalt

seines Denkens über Menschenwesen und Menschenwohl zusammenfaßte und an welchem er drei Jahre lang „mit unglaublicher Mühseligkeit“ schrieb. Es ist das ein Versuch, seine Ideen in philosophischer Darlegung zu begründen und auszugestalten. Das Buch erschien ebenfalls 1797, unter dem Titel: „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts“. Dasselbe ist durchdrungen von der Wehmuth, theilweise auch von der Verbitterung eines nutzlosen zertretenen Daseins. Und wenn er dann im Verlauf seiner Auseinandersetzungen seine Zeitgenossen bittet, seiner Offenheit doch wenigstens ihre Aufmerksamkeit, seinem Irrthum ihre Widerlegung zu gönnen, so gesteht die Anmerkung der Gesammtausgabe seiner Werke zu dieser Stelle: „Diese Bitte ist nicht erhört worden; es hat beinahe Niemand von dem Dasein dieser Nachforschungen, die schon vor mehr als zwanzig Jahren im Publicum erschienen, Notiz genommen.“

Man begreift, daß unter diesen Verhältnissen Kummer und Sorgen den Neuhof nicht verließen. Immerhin trat gegenüber der Zeit der Auflösung der Armenanstalt eine Besserung der äußern Lage ein. Es ist bekannt, daß das Verdienst diese angebahnt zu haben, jener Dienstmagd „Lisabeth“ (Elisabeth Näf von Kappel Kt. Zürich) gebührt, in der die Zeitgenossen das Urbild der „Gertrud“ sahen und ehrten. Dann halfen Basler Freunde (Felix Battier, Sohn) finanziell nach, so daß das Gut wieder ordentlich bebaut werden konnte. Selbst der Fabrikationsbetrieb wurde wieder aufgenommen, nicht mehr auf eigene Rechnung, sondern indem ein benachbartes Geschäft (Laué & Co. in Wildegg) Arbeit gab. Gegen Ende der Neunzigerjahre erschien P. sogar nominell als Chef eines Seidenhauses in Fluntern bei Zürich, indem er als Städter das bürgerliche Monopol des Fabrikationsbetriebes durch Uebertragung seines Namens einem thatsächlich von Landbewohnern (Heinrich Notz zur Platte in Fluntern) geführten Geschäft gegen eine — wie die Tradition geht bedeutende — jährliche Geldleistung zuwandte. Seit 1790 stand P. für den Erwerb der Familie sein Sohn Jacob auf dem Neuhofe zur Seite; 1791 verheiratete sich derselbe mit A. Magd. Fröhlich von Brugg; mit einer Enkelin Marianne (geb. 1794, † 1802), der später (1798) ein Enkel Gottlieb nachfolgte, zog neues junges Leben in den Neuhof ein. Einzelne Freunde suchten den Verfasser von „Lienhard und Gertrud“ auf dem Neuhofe auf, wie der nachmalige Staatsrath Georg Heinrich Ludwig Nicolovius (1767—1839) und traten mit ihm in bleibende freundschaftliche Beziehungen. P. selbst und seine Frau konnten sich wieder freier bewegen. Wie letztere oft längere Zeit bei ihrer Freundin, der Frau von Hallwyl sich aufhielt, so sehen wir P. 1792 seine längst in Aussicht genommene Reise nach Deutschland zum Besuch seiner Schwester in Leipzig unternehmen; den Winter 1793—94 bringt er bei seinen mütterlichen Verwandten in Richterswyl zu; hier besuchten ihn Fernow, Baggesen und Fichte. Besonders mit letzterem trat er in nähern Gedankenaustausch; beide trafen sich in ihren Anschauungen und ihren Interessen für die französische Revolution; es ist wol eine Folge des Zusammentreffens mit Fichte, daß P. sich nun entschloß, in den „Nachforschungen“ seine eignen Ideen zu philosophischer Darlegung zu bringen, und andrerseits hat Fichte seiner Hochachtung für Pestalozzi's Erziehungsgedanken, nachdem sie mittlerweile in Thatleistungen übergegangen, durch die „Reden an die Deutsche Nation“ ein unvergängliches Denkmal gesetzt. An den Versammlungen der helvetischen Gesellschaft nimmt P. jetzt wieder regern Antheil, nunmehr bereits inmitten einer jüngern Generation; seine Freunde sind gelegentlich nicht ohne Besorgniß, daß seine Hand bei den politischen Unruhen in seinem Heimathkanton mit im Spiele sei und fürchten für seine Sicherheit (Pestalozziblätter 3. Jahrg. 1882, S. 25 ff.).

Aber bei alledem fühlte sich P. nichts weniger als glücklich. Kränklichkeit seiner Frau, der sehr ängstliche Gesundheitszustand seines Sohnes — derselbe hatte schon als Lehrling in einem Handelshause in Basel epileptische Zufälle gehabt, die sich später wiederholten und 1801 seinem Leben ein frühes Ende machten — waren ein Grund für solche Stimmung; der andre bestand darin, daß P. immer dringender nach einem praktischen Erprobungsfeld für seine Ideen sich sehnte. In der Schweiz waren die Verhältnisse zu klein und enge, als daß er je hoffen konnte, hier seinen Wunsch erfüllt zu sehen; sein Briefwechsel mit Iselin, mit deutschen Illuminaten, mit dem Minister Karl von Zinzendorf in Wien legen Zeugniß davon ab, daß er seit Anfang der Achtzigerjahre sich in steigendem Maße mit der Hoffnung trug, in Wien, bei Joseph II., oder durch Großherzog Leopold Verwendung zu finden. Als diese Aussicht sich mit dem Tode Leopolds II. gänzlich zerschlug, wandten sich seine Blicke nach Frankreich. Von der französischen Nationalversammlung in einer ihrer letzten Sitzungen (26. August 1792) zum Ehrenbürger Frankreichs ernannt (neben Schiller, Campe, Wilberforce u. a.), dachte er während der Schreckensherrschaft 1793 ernstlich daran nach Frankreich zu gehen, aber auch hier scheint ihn — zu seinem Glücke — eigentlich Niemand ernstlich herbeigewünscht zu haben; so unterblieb die Reise, damit schwand aber auch diese letzte Aussicht. Wie unglücklich sich P. über diese „Nutzlosigkeit seines zertretenen Daseins fühlte, davon geben die ersten seiner „Fabeln," das Nachwort der Nachforschungen und der „Brief über den Aufenthalt in Stans" Zeugniß; am tiefsten läßt in seinen damaligen Seelenzustand der Brief blicken, den P. von Stans aus an seine Freundin von Hallwyl schrieb: „Es geht, es geht in allen Theilen; ich lösche die Schande meines Lebens aus; die Tugend meiner Jugend erneuert sich wieder; wie ein Mensch, der Tage lang im Moder und Koth bis an den Hals versunken, seinen Tod nahe sieht, und die Vollendung seiner dringendsten Reise vereitelt sieht, also lebte ich Jahre, viele Jahre in der Verzweiflung und im Rasen meines unbeschreiblichen Elends; ich hätte der ganzen Welt, die um mich herstand und mich also sah, nur ins Gesicht speien mögen; woran konnte ich mich mehr halten? Aber jetzt sehe und fühle ich mich wieder außer meinem Koth; ich sehe und fühle mein Schicksal mit dem Schicksal andrer Menschen gleich, bin auch selbst wieder ein Mensch, und versöhne mich so gern mit meinem Geschlecht und selbst mit denen, die unermüdet waren, Wasser in die Grube meines Elends zu leiten. Zerbrechet den Becher meines Elendes und trinket mit einem Menschenglas auf meine Errettung, auf mein Werk, auf meine Besserung!"

P. hatte bereits sein dreiundfünfzigstes Lebensjahr angetreten und war von dem Gefühl des nahenden Alters niedergedrückt, als die helvetische Staatsumwälzung des Jahres 1798 die alte Eidgenossenschaft der dreizehn Orte in Trümmer warf. Die Besten der Männer, die nun ans Ruder gelangten, schauten zu ihm als ihrem Altmeister in pietätvoller Hochachtung empor. Und P. selbst sah in der Staatsumwälzung die Morgenröthe, ja das Kommen eines neuen Tages und machte aus seinen Jubelgefühlen darüber kein Hehl.

Auf zweierlei Weise konnte er, an die neue Einheitsregierung sich anschließend, die Erfüllung seiner Wünsche für Volksbeglückung anstreben, als Politiker und Erzieher. Im ersten Fall mußte er darauf ausgehen, das Vertrauen der Männer der Regierung dadurch zu gewinnen, daß er mit der Macht seines Wortes zwischen sie und die Volksstimmung vermittelnd und verständigend trat und dadurch auch sich selbst bei jenen Gehör für seine Culturideen verschaffte. Wie Wenige schien gerade er dazu geeignet eine solche Vermittlung wirksam durchzuführen und der Gedanke daran hatte nicht nur äußern, sondern auch innern Reiz. Pestalozzi's Weltverbesserungspläne wiesen ihn geradezu diesen Weg und er hat zuerst auch diesen betreten. Er schrieb Broschüren, Flugschriften, um das

Volk für die neuen Einrichtungen zu stimmen; er nahm die Redaction des „Helvetischen Volksblattes" an, eines officiösen Organs, das die Regierung schuf, um Belehrung sittlicher und politischer Art von Staatswegen zu verbreiten, und es ist merkwürdig: bei allen folgenden Wendepunkten der Schicksale der vaterländischen Geschicke, hat P. der Versuchung nicht widerstehen können, die Bahn eines politischen Rathgebers zu betreten; so 1802, als er seine „Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat" schrieb und sich als Abgeordneten zur Consulta nach Paris wählen ließ; 1814, als er der Reaction mit seiner umfangreichen Schrift „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmuth meines Zeitalters und meines Vaterlandes" entgegen zu treten suchte; und noch 1826 ist die „Rede die ich als Präsident der helvetischen Gesellschaft zu Langenthal gehalten habe" im Wesentlichen eine Zusammenfassung patriotisch-politischer Betrachtungen. Es zeigt sich hierin bei P. eine Ader ächt republikanischen Sinns, der an der Idee festhält, daß Staats- und Volksleben nicht zwei auseinanderfallende Kreise sind, und daß wer für das Volksleben eintreten will, gegenüber dem Wohl und Wehe des Staates nicht gleichgültig bleiben darf.

Aber ebenso merkwürdig ist: so gefeiert der Name Pestalozzi's war und wurde, so hat doch jedesmal der Instinct der öffentlichen Meinung herausgefühlt, daß hierin nicht Pestalozzi's Bedeutung liege; der Strom der Entwicklung rauschte über diese seine Kundgebungen dahin, ohne daß sie einen nennenswerthen Einfluß auszuüben vermocht hätten, und ihm blieb, wenn er anderes gehofft — und wie hätte ein solcher Sanguiniker nicht anderes hoffen sollen! — auf diesem Gebiete nichts als mehr oder weniger bittere Enttäuschung. Zum Idealpolitiker war er mit dem Reichthum, der Tiefe und der Reinheit seines Gemüthes geschaffen; zum Realpolitiker fehlte ihm die Ruhe und Unvoreingenommenheit objectiver Prüfung, die Unabhängigkeit von dem momentanen Eindruck der ihn umgebenden Persönlichkeiten und Verhältnisse, das heißt nicht viel weniger als Alles!

Und so ging es denn auch dies erste Mal. Von der allgemeinen Anschauung aus, daß die Zukunft auf der Möglichkeit der Consolidation der neuen Staatsverhältnisse beruhe, ließ er sich zur Rechtfertigung von Dingen hinreißen, die kaum durch die Noth der Zeit entschuldbar waren, und schneller als er erkannten die Freunde, daß er bei längerer politischer Bethätigung nur sich selbst rasch abnutzen werde. Er selbst freilich sah darin Undank und Verkennung, und wunderlich mischen sich daher Anklagen und Selbstgeständnisse in dem Urtheil, das er 1801 über die Männer der Helvetik in seinem Buche: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" niederlegte: „Ich irrte mich nicht nur in jedem Schlauen, ich irrte mich in jedem Narren, und traute Jedem der vor meinen Augen stand und ein gutes Wort redete, auch eine gute Meinung zu. Aber dennoch kannte ich das Volk und die Quellen seiner Verwilderung und Entwürdigung vielleicht wie Niemand; aber ich wollte nichts, gar nichts als das Stopfen dieser Quellen und das Aufhören ihrer Uebel, und Helvetiens neue Menschen (novi homines), die nicht so wenig wollten und das Volk nicht kannten, fanden natürlich, daß ich nicht zu ihnen paßte; diese Menschen, die in ihrer neuen Stellung wie schiffbrüchige Weiber jeden Strohhalm für einen Mastbaum ansahen, an dem die Republik sich an ein sicheres Ufer treiben könne, achteten mich, mich allein für einen Strohhalm, an dem sich keine Katze anschließen könnte. Sie wußten es nicht und wollten es nicht, aber sie thaten mir Gutes; sie thaten mir mehr Gutes, als mir je Menschen Gutes gethan haben. Sie gaben mich mir selbst wieder und ließen mir im stillen Staunen über die Umwandlung ihrer Schiffsverbesserung in einen

Schiffbruch nichts übrig als das Wort, das ich in den ersten Tagen ihrer Verwirrung aussprach: Ich will Schulmeister werden! dafür fand ich Vertrauen."

Und so betrat denn P. den andern, stillern, mühsamern, aber für ihn allein richtigen Weg, die Erfüllung seiner Menschheitspläne von unten herauf, als Erzieher, zu versuchen. Es scheint, daß Joh. Lucas Legrand, Präsident des helvetischen Directoriums (geb. 1755, † 1836), ein äußerst wolwollender Mann, der aber gleich P. als Politiker nicht eben in seinem Elemente war, zuerst P. in diesen Gedanken bestärkte; als dann Ph. Alb. Stapfer (geb. 1766, † 1840) sein Amt als Minister der Künste und Wissenschaften antrat, fand P. zu seinem Vorhaben bei ihm die treueste und unerschütterliche Unterstützung; auch Dr. A. Rengger (geb. 1764, † 1835), früher der Hofmeister des jungen Ph. E. Fellenberg, jetzt Minister des Innern, half mit. Stapfer bot P. zunächst die Leitung eines neu zu begründenden helvetischen Lehrerseminars an; P. lehnte aber ab, mit dem Bemerken, er wolle seine Ideen für eine bessere Erziehung erst in einer Kinderschule erproben und ihre Resultate sicher stellen. Eben als er daran gehen wollte, diese Absicht auszuführen, ereignete sich die Katastrophe von Stans (9. September 1798). „Das Unglück von Unterwalden", erzählt P. selbst, „entschied über das Local das ich wählen mußte. Ich ging gern. Mein Eifer, einmal an den großen Traum meines Lebens Hand anlegen zu können, hätte mich dahin gebracht, in den höchsten Alpen, ich möchte sagen, ohne Feuer und Wasser anzufangen, wenn man mich nur einmal hätte anfangen lassen."

Am 5. December 1798 ward P. vom Directorium mit der Leitung des Waisenhauses in Stans beauftragt. Die Aufgabe war, den Kindern der Unterwaldner, die durch den Einfall der Franzosen Eltern und Heim verloren, von Seiten der Regierung Obdach und Erziehung zu verschaffen. Die Regierung gewährte mit einer bei ihrer schlimmen finanziellen Lage doppelt anerkennenswerthen Bereitwilligkeit die nothwendigen Mittel. Am 7. December siedelte P. nach Stans über — seine Familie blieb auf dem Neuhof zurück; am 14. Januar 1799 konnten die ersten Zöglinge aufgenommen werden; ihre Zahl stieg bald auf 50, im Lauf des Frühjahrs auf 80. Am 8. Juni mußte die Anstalt sich auflösen, da das Herannahen der Alliirten die Errichtung von Lazarethen im Rücken der französisch-helvetischen Armee nothwendig machte, und das Kloster in Stans, das bisher als Local für das Waisenhaus gedient, dafür gut gelegen und geeignet schien; P. selbst war von der Anstrengung aufs äußerste erschöpft und spie Blut; aber auch nachdem der Kriegslärm verrauscht war und P. sich erholt hatte, ward dieser nicht zurückberufen; er hatte in Stans geleistet, was eben nur ein Pestalozzi leisten konnte; und was man nun für die Weiterführung der Anstalt nöthig hatte, das konnte jeder gewöhnliche Verwalter oder Lehrer mindestens ebensogut zur Zufriedenheit der Centralbehörde durchführen als Pestalozzi.

Was hat P. in Stans geleistet? Man darf vor allem nicht vergessen, daß die ganze Zeit seiner dortigen Wirksamkeit auf fünf Monate zusammengeht. Man darf nicht vergessen, daß P. als Protestant in ein katholisches Land, als Organ einer durch fremde Waffen unter allen Gräueln des Kriegs wieder zur Autorität gelangten Regierung nach Stans kam. Man darf auch nicht vergessen, daß die praktische Organisationskraft für das Verwaltungsdetail ihm abging und daß er nicht mit festen methodischen Grundsätzen für den Unterricht, sondern recht eigentlich um diese erst zu finden und zu prüfen, die Stelle angenommen. Nichts desto weniger kann constatirt werden, daß P. auch in diesen Beziehungen auf den Aufenthalt in Stans mit Befriedigung zurückblicken durfte. Gerade diejenigen, die seinem Werke am nächsten standen und aus persönlichen und principiellen Interessen am meisten berufen waren, Kritik zu

üben, ließen ihm am meisten Gerechtigkeit widerfahren. „Freund, kannst du glauben“, schrieb er unmittelbar nach seinem Abgang von Stans an Geßner, „die größte Herzlichkeit für mein Werk fand ich bei den Kapuzinern und Klosterfrauen. Thätiges Interesse an der Sache nahmen wenige außer Truttmann (neben diesem, dem damaligen Regierungscommissär, waren es laut Belegen vor allem die Pfarrer Businger und Odermatt). Die, von denen ich am meisten hoffte, waren so sehr in politische Verbindungen und Interessen vergraben, daß diese Kleinigkeit ihnen bei ihrem großen Wirkungskreis nicht bedeutend sein konnte.“ Am Schluß seiner Thätigkeit sah sich P. im Stande, von den 6000 Franken, die er erhalten, 3000 wieder zurückzugeben; das war doch wol ein Beleg dafür, daß er es verstanden, mit den ökonomischen Mitteln hauszuhalten. Und was die geistige Anregung, die von ihm ausging, betrifft, so darf auf die Briefe Businger's und Truttmann's hingewiesen werden, von denen der letztere im Februar an Rengger folgendermaßen schrieb: „Im Armenhause geht es gut, Vater Pestalozzi arbeitet Tag und Nacht über Hals und Kopf. Wirklich speisen und arbeiten 62 Kinder im Hause. Zum Schlafen aber bleiben nur 50, aus Mangel an Betten. Da ist es zum Erstaunen, was der gute Mann leistet, und wie weit die Zöglinge, die voll Wißbegierde sind, in dieser kurzen Zeit schon vorgerückt sind.“ Aber der nämliche Truttmann drängte nachher bei Pestalozzi sowol als beim Minister darauf, daß eine feste Organisation und ein geordneter Lehrplan eingeführt werde, und traf damit den Nagel völlig auf den Kopf, wenn er schrieb: „Ich bewundere den Eifer des Bürgers Pestalozzi und seine rastlose Thätigkeit für diese Anstalt; er verdient Ehre und Dank; aber ich sehe ein, daß er die Sache, wenn sie bis auf einen gewissen Grad gebracht ist, in Ordnung und mit gutem Erfolg durchzuführen und seine Ideen zu realisiren außer Stande ist.“ Für den Alltagsmechanismus einer Anstalt war P. nicht geschaffen; das jedoch, was die erste Zeit einer solchen Anstalt brauchte, selbstlose Hingebung der ganzen Persönlichkeit, um Herzen zu gewinnen, Kräfte zu werben, das hat der alte Pestalozzi in Stans in einer einzigartigen Weise geleistet. Daß er den Kindern alles in allem, Lehrer und Vater und Mutter zugleich war, daß er auch hier wie auf dem Neuhof sich keinen Augenblick besann, mit seinen armen Kindern arm zu sein, um ihnen alles zu werden, das ist Pestalozzi's ewiger Ruhm, der sich nicht nach der Dauer seines Aufenthalts in Stans mißt. Darum hat sich auch für die Zeitgenossen, wie für ihn selbst, die Erinnerung an seine dortige Wirksamkeit verklärt, und erschienen ihm noch im späten Greisenalter die Tage in Stans als „die höchsten Segenstage seines Lebens“.

Denn P. blieb sich seinerseits bewußt, daß er diesen Tagen in Stans Unermeßliches verdanke. Sie hatten ihm das Bewußtsein seiner Kraft wiedergegeben; sie hatten ihn in aller Noth und gerade um dieser Noth willen instinctiv zu den Quellen gelangen lassen, an denen ihm die Erkenntniß der Möglichkeit aufging, daß und wie Unterricht und sittliche Erziehung auf ihre Elemente zurückgeführt werden können; „es war eigentlich das Pulsgreifen der Kunst, die ich suchte — ein ungeheurer Griff — ein Sehender hätte ihn nicht gewagt; ich war zum Glück blind, sonst hätte ich ihn auch nicht gewagt. Ich wußte bestimmt nicht was ich that, aber ich wußte, was ich wollte, und das war: Tod oder Durchsetzung meines Zweckes.“ So fand P. in Stans den Weg zu dem Ziele, dem sein Herz wie ein mächtiger Strom schon seit den Jünglingsjahren entgegen gewallt war, die Quelle des Elends zu stopfen, in das er das Volk um sich her versunken sah. Diese Ueberzeugung belebte ihn auch, als er ferne von Stans für seine geschwächte Gesundheit im Freundeshause auf dem

Gurnigel Heilung suchte: „Es war nicht mein Ufer, es war wie ein Stein im Meere, auf welchem ich ruhete, um wieder zu schwimmen. Ich vergesse diese Tage nicht, so lange ich lebe, sie retteten mich, aber ich konnte nicht leben ohne mein Werk, selbst in dem Augenblicke, da ich auf des Gurnigels Höhe das schöne unermeßliche Thal zu meinen Füßen sah, denn ich hatte noch nie eine so weite Aussicht gesehen, und dennoch dachte ich bei diesem Anblick mehr an das übelunterrichtete Volk, als an die Schönheit der Aussicht. Ich konnte und wollte nicht leben, ohne mein Werk.“

Nach seiner Rückkehr vom Gurnigel fand P. durch Vermittlung des helvetischen Oberrichters Schnell Gelegenheit, in Burgdorf an einer Elementarschule seine Versuche fortzusetzen (wahrscheinlich August 1799). Ueber Pestalozzi's Schulhalten in Burgdorf besitzen wir nun die Darstellung eines Augenzeugen, Johannes Ramsauer (1790–1848), des nachmaligen Mitarbeiters Pestalozzi's, welcher in jenen Jahren als Schüler bei P. war; diese Schilderung erklärt hinlänglich, warum Pestalozzi's Unterricht auch in Stans von denjenigen, die nicht in den Kern der Sache vordrangen, hatte mit Mißtrauen beobachtet werden müssen.

Und doch trotz allen diesen äußeren Unvollkommenheiten trat allmählich zu Tage, daß P. sich nicht vergeblich abmühte. Als zu Ende März 1800 nach achtmonatlicher Wirksamkeit die Prüfung stattfand, legte die Schulcommission von Burgdorf ihren Befund in einem Zeugnisse nieder, das ihr selbst zu nicht minderer Ehre als P. selber gereicht. „In dem Alter von 5—8 Jahren, in welchem nach der bisherigen marternden Methode die Kinder die Buchstaben kaum sillabiren und lesen gelernt, haben Ihre Schüler nicht nur diese Pensen in einem bisher ungewohnten Grade der Vollkommenheit zu Ende gebracht, sondern die fähigsten unter ihnen zeichnen sich bereits als Schönschreiber, Zeichner und Rechner aus. Bei Allen haben Sie die Neigung zur Geschichte, Naturgeschichte, Meßkunst, Erdbeschreibung u. s. w. zu erwecken und zu beleben gewußt, daß ihre künftigen Lehrer, wenn sie von diesen Vorbereitungen vernünftigen Gebrauch zu machen wissen, ihre Arbeit ungemein erleichtert finden müssen. Aus Ihren Händen oder aus den Händen eines nach Ihrer Methode zu Werke gehenden Lehrers werden künftig die oberen Schulen nicht mehr mit Kindern besetzt werden, an welchen Jahre lang gearbeitet werden muß, nur an jenen ersten Elementen nachzupflastern, sondern mit Kindern, die von dieser Seite nichts vermissen lassen und deren Köpfe schon mit reellen Kenntnissen angefüllt sind. — Möchte Ihr glühender Eifer für die praktische Anwendung Ihrer trefflich ausgedachten und auf die menschlichen Bedürfnisse so genau berechneten Theorie nicht etwa wieder in bedrängten Lagen unsers Vaterlandes, in Eifersucht wie andern Leidenschaften oder in Mangel an öffentlichen Hülfsmitteln Hindernisse antreffen — möchten Sie durch keinerlei Umstände von Ihrem Lieblingsgeschäft, der Bildung und der Veredlung der Kinderwelt, abgezogen werden. Möchten wir nicht zu klein sein, um etwas zu diesem großen Plane beizutragen.“ —

P. freilich betrachtete auch Burgdorf nicht als seine bleibende Stätte. Er dachte daran, auf dem Neuhof eine Erziehungsanstalt zu gründen; aber die helvetische Regierung konnte ihm die gewünschte Beisteuer an Holz nicht bieten und damit zerschlug sich der Plan. Aber nach andern Seiten zeigte sich, daß die Zeit der Prüfung für ihn ihrem Ende nahe sei. Das allgemeine Interesse begann sich seinen Versuchen zuzuwenden. Stapfer hatte auch in den schwersten Stunden den Glauben an ihn nicht sinken lassen; er veranlaßte nun, daß der helvetische Vollziehungsrath (die damalige Executive) P. durch eine Anleihe von 1600 Fr. den Druck seiner Elementarbücher ermöglichte; der Beschluß erfolgte einstimmig. Aber Stapfer wandte sich auch an das Interesse der gebildeten Kreise

überhaupt; durch seinen Schwager Schnell ward zu anfang Juni 1800 eine patriotische Gesellschaft von Erziehungsfreunden in Bern gebildet, in der bestimmten Absicht, die Bestrebungen Pestalozzi's dadurch zu unterstützen und zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. Eine Commission aus ihrer Mitte — Paul Usteri von Zürich und Joseph Lüthi von Solothurn waren dabei mit bethätigt — erhielt den Auftrag, Pestalozzi's Methode an Ort und Stelle zu prüfen; der Bericht, den sie im Herbst abstattete, fiel außerordentlich günstig aus.

Inzwischen war aber in Pestalozzi's persönlicher Stellung eine große und entscheidende Veränderung vorgegangen. Wir erinnern uns jenes Planes von Stapfer im J. 1798, ein helvetisches Lehrerseminar zu gründen. Der Versuch einer solchen Schulanstalt war, nachdem P. und Andere abgelehnt, durch Joh. Rud. Fischer von Bern, Stapfers Secretär, unternommen worden; die helvetische Regierung hatte ihm dafür das Schloß Burgdorf eingeräumt. Die Noth der Zeit modificirte den ursprünglichen Plan; mit Hülfe der wohlhabenden Familien Burgdorfs gelang es Fischer, für eine Schaar armer Appenzellerkinder in Burgdorf und Umgebung Quartier zu finden; Fischer hatte dabei ersucht, den Kindern einen jungen Mann beizugeben, der Lust habe, Schulmeister zu werden, er wolle dann seine Ausbildung übernehmen. Der Kindertransport, 19 Knaben und 7 Mädchen, kam am 26. Januar 1800 in Burgdorf an, mit ihm Hermann Krüsi, ein junger Lehrer mit offenem Kopfe und gutem Verständniß für die Kinderwelt, aber von höchst mangelhafter Berufsbildung. Krüsi fuhr in Burgdorf fort, seine Appenzellerkinder zu unterrichten, während er selbst theoretisch und praktisch Fischers Lehrschüler geworden war. Im übrigen gerieth die Ausführung des Plans einer Lehrerbildungsanstalt ins Stocken; Fischer siedelte schon am 2. April nach Bern über und trat bei Stapfer wieder als Secretär ein; seine Kraft war durch das Fehlschlagen seiner Hoffnungen gebrochen; am 11. Mai 1800 starb er, erst achtundzwanzig Jahre alt. P. war es, der zuerst Krüsi die Todesnachricht mittheilte und sie zugleich mit der freundlichen Einladung begleitete, Krüsi möge seine Schule mit derjenigen Pestalozzi's vereinigen. In Krüsi fand nun P. einen Mitarbeiter, wie er ihn unter Tausenden nicht besser hätte finden können. Er besaß, was P. abging, die Kunst des praktischen Schulhaltens, in hohem Maße, und war zugleich einsichtig und bescheiden genug, um sich voll und ganz der geistigen Leitung Pestalozzi's zu unterziehen. Durch Krüsi beredet schloß sich noch im Sommer der Theologe Tobler, ebenfalls ein Appenzeller, dem Unternehmen an; dieser seinerseits beredete den würtembergischen Buchbindergesellen Buß, ihm unmittelbar nachzufolgen. Die helvetische Regiegierung gab für die Anstalt, die Erziehungsanstalt, Seminar und Waisenhaus in sich schließen sollte, unentgeltlich die nöthigen Localitäten im Schlosse, dazu Holz- und Pflanzland. Im October 1800 ward die Anstalt eröffnet; ihre Entwicklung als Erziehungsinstitut drängte aber bald die andern Zwecke in den Hintergrund. In demselben gelangte P. dazu, die praktischen Consequenzen seiner Grundgedanken zu ziehen und mit Hülfe seiner drei ersten Mitarbeiter ihre Verwerthung für die Unterrichtspraxis in Angriff zu nehmen. Nachdem er bereits 1800 in einem Bericht an die Commission der Erziehungsgesellschaft den Versuch gemacht, den sich in ihm gestaltenden Ideen Ausdruck zu geben, arbeitete er nun eine größere Schrift zu diesem Zwecke aus: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", die 1801 erschien und in ähnlicher Weise wie „Lienhard und Gertrud", aber weit folgenreicher, das Interesse der gebildeten Welt für den Verfasser und seine Ideen in Anspruch nahm. Dieses Buch, das den Einfluß Pestalozzi's auf das Schulwesen des 19. Jahrhunderts begründet hat, besteht in 14 Briefen an seinen Freund Geßner (Buchhändler in Bern). In den drei

ersten Briefen schildert er die Vorbereitung, die er selbst, Krüsi und Buß, — Tobler war bereits wieder aus Pestalozzi's Kreise geschieden, kehrte aber später in denselben wieder zurück — zu dem Werke mitgebracht; in Brief 4—11 die Resultate seiner Beobachtungen und der gemeinschaftlichen Arbeit für die Denkbildung (intellectuelles Gebiet), in Brief 12 diejenigen für die Bildung der Fertigkeiten (auf physischem und sittlichem Gebiet); Brief 13 und 14 besprechen die Anwendung dieser Grundsätze auf das Centrum der Menschenbildung, die Bildung zu sittlicher Religiosität. Der Titel entspricht dem Inhalt wenig, es sei denn, daß man in dem Namen „Gertrud" das einfachmenschliche, ruhig beobachtende, pädagogische Denken personificirt sieht; das Ziel, auf das die Darstellung hinsteuert, ist, zu zeigen, daß man durch richtiges Elementarisiren des Wissens die schlichteste Mutter in den Stand setzt und ihr damit Recht und Pflicht auferlegt, ihre Kinder selbst richtig zu erziehen; also könnte etwa der Titel dem Inhalt in der Fassung angepaßt werden: „daß Gertrud ihre Kinder erziehen kann und darum auch soll!"

P. hat später noch zu wiederholten Malen seine Methode im Zusammenhang dargestellt: 1807 in den „Ansichten und Erfahrungen, die Idee der Elementarbildung betreffend"; 1809 in der „Rede über die Elementarbildung", die P. bei der Versammlung der Gesellschaft der Erziehungsfreunde in Lenzburg hielt („Lenzburger Rede"), die aber nur in der von P. veranlaßten Ueberarbeitung durch Niederer im Druck erschienen ist; 1818 in der „Rede an mein Haus"; 1818/19 in „Briefen über Elementarbildung an J. P. Greaves Esq.", die bis jetzt nur in englischer Uebersetzung bekannt sind (letters on early education), 1826 im „Schwanengesang" und in dem „Versuch einer Skizze über das Wesen der Idee der Elementarbildung", den er für die Helvetische Gesellschaft ausarbeitete (Pestalozzibl. 3. Jahrg. 1882, S. 49 ff.). Wesentliche Umbildungen der Grundgedanken fanden aber nicht mehr statt und da es im Zusammenhang dieser Arbeit nur darum sich handeln kann, die Grundzüge von Pestalozzi's pädagogischem Denken zu geben, die in dem Buche „Wie Gertrud &c." in ihrer historischen Entwicklung dargeboten sind, schließen wir hier einen kurzen Umriß derselben an.

Der Grundgedanke Pestalozzi's ist die Psychologisirung des Unterrichts und der Geistesbildung, d. h. Unterricht und Geistesbildung sollen dem geistigen Fassungsvermögen angepaßt werden. Wenn es nun gelingt, den Bildungsstoff in seine Elemente zu zerlegen, so ist es klar, daß die Elementarbildung mit der Elementarentwicklung des Kindes, d. h. schon im Säuglingsalter desselben sich verbinden und deshalb in die Hand der Mutter gelegt werden soll. Schon diese ersten Einwirkungen sind der Kunstbildung, d. h. bewußter Planmäßigkeit zu unterwerfen.

Nun ist alle Kunst nur dann wahrhafte Kunst, wenn sie dem Gang der Natur sich anschließt und ihre ganze Kraft ruht auf der Uebereinstimmung mit der physischen Natur. Die Natur aber zeigt mit Klarheit in ihren Schöpfungen, welchen Gang auch die Kunst der geistigen Bildung ins Auge zu fassen habe. Denn der Mechanismus der sinnlichen Menschennatur — und auf die sinnliche Empfindung und Anschauung baut ja die geistige Entwicklung auf — ist in seinem Wesen den nämlichen Gesetzen unterworfen, durch welche die physische Natur allgemein ihre Kräfte entfaltet. Nach diesen Gesetzen soll aller Unterricht das Wesentlichste seines Erkenntnißfachs unerschütterlich tief in das Wesen des menschlichen Geistes einprägen, dann das weniger Wesentliche allmählich, aber mit ununterbrochener Kraft, an das Wesentliche anketten und alle ihre Theile bis an das Aeußerste des Faches in einem lebendigen, aber verhältnißmäßigen Zusammenhang mit dem Wesentlichen erhalten: wie dies im Reich der Natur

beispielsweise der Einblick in die Entwicklung des Baumes lehrt. Daraus leitet P. im nähern seine Naturgesetze für die kunstmäßige Entwicklung der geistigen Kräfte oder die Erziehung ab: fürs erste sind die Anschauungen zu ordnen und das Einfache zu vollenden, ehe man zum Entwickelten fortschreitet; dann gilt es alle wesentlichen zusammengehörenden Eindrücke von Dingen (Merkmale) im Geiste in eben den Zusammenhang zu bringen, in dem sie sich in der Natur wirklich befinden; weiterhin sie durch möglichstes Zusammenwirken der verschiedenen Sinne allseitig und vollständig zur Wahrnehmung zu bringen; ferner sie ohne Einmischung unserer Willkür als unbedingt nothwendig auf uns einwirken zu lassen; und endlich durch Reichthum und Vielseitigkeit in Reiz und Spielraum uns zur freien Beherrschung derselben zu erheben. — P. nennt diese Gesetze physisch-mechanische Gesetze und leitet sie nachträglich auf eine dreifache Quelle zurück, d. h. er begründet sie durch drei psychologische Erfahrungsthatsachen: 1. daß das Geistesleben seiner Natur nach von dunklen Anschauungen ausgeht um zu deutlichen Begriffen zu gelangen; daraus ergibt sich die Nothwendigkeit, diese Anschauungen in die einfachen Grundtheile zu zerlegen, aus denen sie bestehen und die bleibenden Bestandtheile ihrer Erscheinungsform vor den wechselnden hervorzuheben; so wird das Vorstellungsleben vor Irrwegen behütet und durch Eine klare Anschauung die leichte Aufnahme ganzer Reihen verwandter Anschauungen vermittelt; — 2. daß mit dem Anschauungsvermögen die (in ihrer unmittelbarer Bethätigung der Täuschung unterworfene) Sinnlichkeit der menschlichen Natur allgemein verwoben sei; daraus folgt die Nothwendigkeit eines allmählichen langsamen Gangs der Erkenntniß, damit dieselbe von sinnlichen Trübungen abgeklärt zu allseitiger Ausreifung gelange; — 3. daß für die Deutlichkeit der Anschauung „das Verhältniß der äußern Lage des zu erkennenden Gegenstandes mit meinem Erkenntnißvermögen (d. h. die räumliche Entfernung des Objects vom Subject) maßgebend sei, daraus folgt die Nothwendigkeit, die Gegenstände dem Erkenntnißvermögen nahe zu bringen, und das Nächstliegende, ja den Mittelpunkt dieses Kreises, das Kind selbst, als ersten Unterrichtsstoff zu verwenden. — Also geht unsere Erkenntniß von Verwirrung zur Bestimmtheit, von Bestimmtheit zur Klarheit, und von Klarheit zur Deutlichkeit über.

Welches sind nun, fragt P., die Elemente des denkbildenden Unterrichts? Zunächst bieten sich dafür die gewöhnlichen Elementarfächer dar, und es wären also diese nun wahrhaft elementarisch, in psychologischen Reihenfolgen, zu gestalten. Aber sofort zeigt sich, daß jene nicht elementarer Natur sind; das Schreiben ist eine Unterart des Zeichnens und dieses beruht auf der Kunst des Messens; das Lesenkönnen ist dem Redenkönnen untergeordnet und die Natur schreitet erst allmählich vom Schall durch Laut und Wort hindurch zum Redenkönnen empor; man wird also auf jene Grundkräfte, auf die Urformen der menschlichen Geistesentwicklung zurückgehen und diese kunstmäßig ausbilden müssen, wenn man durch die Erziehung die Geistesentwicklung sicherstellen will, und diese Urformen der Geistesentwicklung werden den Grund- und Hauptformen der Dinge entsprechen. Da tauchte P. intuitiv der Gedanke auf — er selbst sagt: „wie ein deus ex machina" —: die Mittel der Verdeutlichung aller unsrer Anschauungserkenntnisse gehen von Zahl, Form und Sprache aus. Zahl, Form und Sprache (die Pestalozzische Trias) sind gemeinsam die Elementarmittel des Unterrichts, indem sich die ganze Summe aller äußern Eigenschaften eines Gegenstandes im Kreise seines Umrisses und im Verhältniß seiner Zahl vereinigt und durch Sprache meinem Bewußtsein zu eigen gemacht wird. Und wie sie so die Elemente des Objects bilden, so auch diejenigen des erkennenden Geistes; unsere ganze Erkenntniß entquillt aus 3 Elementarkräften: aus der Schallkraft, der die

Sprachfähigkeit entspringt; aus der unbestimmten blos sinnlichen Vorstellungskraft, welcher das Bewußtsein aller Formen entspringt; aus der bestimmten, nicht mehr blos sinnlichen Vorstellungskraft, aus welcher das Bewußtsein der Einheit und mit ihr die Zählungs- und Rechnungsfähigkeit hergeleitet werden muß. „Ich urtheilte also, die Kunstbildung unseres Geschlechtes müsse an die ersten und einfachsten Resultate dieser 3 Grundkräfte, an Schall, Form und Zahl, angekettet werden, und der Unterricht über einzelne Theile könne und werde niemals zu einem, unsere Natur in ihrem ganzen Umfang befriedigenden Erfolge hinlenken, wenn diese drei einfachen Resultate unserer Grundkräfte nicht als die gemeinsamen, von der Natur selbst anerkannten Anfangspunkte alles Unterrichts anerkannt und im Gefolg dieser Anerkennung in Formen eingelenkt werden, die allgemein und harmonisch von den ersten Resultaten dieser drei Elementarkräfte unserer Natur ausgehen und wesentlich und sicher dahin wirken, den Fortschritt des Unterrichts bis zu seiner Vollendung in die Schranken einer lückenlosen, diese Elementarkräfte gemeinsam und im Gleichgewichte beschäftigenden Progression zu lenken . . . ., damit finde ich aber auch das Problem: einen allgemeinen Ursprung aller Kunstmittel des Unterrichts und mit ihm die Form aufzufinden, in welcher die Ausbildung unseres Geschlechtes durch das Wesen unserer Natur selber bestimmt werden könne.“ Also auf die Resultate der drei Grundkräfte des Sprechens, Messens und Zählens muß der Unterricht aufgebaut werden. Die Sprachlehre muß daher aufbauen auf die Wortlehre, d. h. auf die Mittel einzelne Gegenstände kennen zu lehren und diese auf die Tonlehre, d. h. auf die Mittel die Sprachorgane zu bilden; und sie selbst, die Sprach- oder vielmehr Sprechlehre, ist nichts anderes als die Zusammenfassung der Mittel, durch welche wir dahin geführt werden, uns über die uns bekannt gewordenen Gegenstände und über alles, was wir an ihnen zu erkennen vermögen, bestimmt ausdrücken zu können. Die Formlehre, deren praktische Bethätigung Zeichnen (und Schreiben) ist, beruht auf der Meßkunst, diese hinwieder geht aus von einer systematisch geleiteten Anschauungskunst; und wie die Tonlehre auf ein ABC der Töne als die Grundlage aller Lautcombinationen hinführt, ebenso muß auch ein ABC der Anschauungen als die Grundlage aller Formcombinationen gefunden werden können. Und ebenso beruht die Rechenkunst darauf, daß ein solches ABC der Anschauung zu Grunde gelegt werde, welches für die Operation mit ganzen Zahlen in den angeschauten Combinationen der Einheit, für die Zertheilung der Einheit am vollkommensten in den Theilungscombinationen des Quadrates zu suchen ist. (Pestalozzische Einheiten- und Bruchtabellen.) Die Richtigkeit der Bildung unseres Vorstellungsvermögens, dessen Grundkräfte Zählen und Messen sind, hängt davon ab, daß die Anschauung das absolute Fundament aller Erkenntniß sei, mit andern Worten, daß jede Erkenntniß von der Anschauung ausgehe und auf sie müsse zurückgeführt werden können. — Ganz in gleicher Weise nun wie das theoretische Erkennen elementarisirt, d. h. auf ein ABC sei es der Laute (Sprache), sei es der Anschauung (Zahl und Form) zurückzuführen ist, muß auch das Gebiet der Fertigkeiten, d. h. des praktischen Könnens, elementarisch gebildet werden. Und das bezieht sich sowol auf die körperlichen Fertigkeiten (ABC der Körperübungen, als Grundlage eines methodisch-allseitigen Turnunterrichts) als auf die sittlichen (ABC der sittlichen Fertigkeiten); und Pestalozzi weist am Schlusse des Buches „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ in begeisterter Klarheit nach, wie die höchste Begründung des sittlichen Verhaltens, die religiöse, ihre Grundkräfte aus dem naturgemäßen instinctiven Verhältniß zwischen Mutter und Kind herauszuentwickeln vermöge, so daß die zur Bestimmtheit gebrachten und systematisch geweckten Gefühle der Liebe, des Vertrauens, der Dankbarkeit, des Gehorsams des Kindes gegen die

Mutter gewissermaßen das ABC bilden würden, auf dem sich der ganze Bau des Gemüths- und Willenslebens erheben kann.

Das sind die psychologischen Grundlagen der Methode Pestalozzi's. In der Technik ihrer Durchführung erwies sich für P. und den Pestalozzianismus die Schranke, die alles Menschliche nur allmählich zur Vollkommenheit schreiten läßt. P. selbst ist sich hier auch gar nicht immer gleich geblieben; die Anwendung des gegenseitigen Unterrichts, die gleichzeitige Beschäftigung der Kinder durch Unterricht und Bethätigung der Hand tritt zeitweise in den Vordergrund, zeitweise wieder völlig zurück; der Versuch die Anschauung des Kindes zuerst an seinem eignen Körper zu üben, erwies sich als entschiedener Mißgriff. Daß der Methode als solcher, d. h. nicht ihrer psychologischen Grundlage und Idee, sondern der Erscheinungsform derselben, die sie durch die pädagogischen Experimente Pestalozzi's und seiner Mitarbeiter erhielt, Unfehlbarkeit zugeschrieben und dadurch das Mechanische dieses Methodisirens anstatt der freien geistigen Verwerthung jener Grundlagen als das unbedingte Hilfs- und Heilmittel der menschlichen Entwicklung hingestellt wurde, hat sich im Ausgang der praktischen Erziehungsunternehmungen Pestalozzi's und in der Thatsache aufs bitterste gerächt, daß die pädagogische Entwicklung, bei aller Hochachtung für Pestalozzi, sehr rasch über den Pestalozzianismus seiner unmitttelbaren Jünger zur Tagesordnung geschritten; aber auf den geistigen Grundlagen, die P. für seine eignen pädagogischen Experimente mit der ganzen Schärfe und Hingebung seines Geistes aus den Tiefen der Menschennatur herausgegraben, baut die Menschheit immer noch fort und wird dieselben sich nicht mehr zuschütten lassen. Auch diese Grundlagen sind nicht in allem Detail der Darlegung unanfechtbar; aber sie waren ein redlicher und geistvoller Versuch, sich über die psychologische Gestaltung aller Menschenbildung ins Klare zu setzen; dieser Versuch zog darum die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, weil er dem Ringen der Zeit, die Menschennatur zu ergründen und zu heben, beredten Ausdruck verlieh und weil der Mann, der ihn theoretisch gethan, zugleich auf die praktische Durchführung, die er und begeisterte Mitarbeiter in Burgdorf der Welt vor Augen stellten, hinweisen konnte, und diese Begeisterung hinwiederum, welche die Mitarbeiter an das gemeinsame Werk fesselte und welche von ihnen aus auch auf die zahlreichen Besucher überging, war die Wirkung einer Persönlichkeit, in welcher der Grundsatz der hingebendsten Begeisterung für Menschenwohl: Alles für Andere, für sich Nichts! gleichsam eine lebendige Verkörperung gefunden.

So mühevoll P. sich zu einem endlichen Gelingen hatte emporringen müssen, so schnell vollzog sich nun in Burgdorf der Umschwung: schon 1803 zählt das Institut über 100 Zöglinge, P. steht auf der Höhe des Weltruhms und von allen Seiten pilgern Schaaren pädagogischer Jünger heran um ihn kennen zu lernen, das Institut zu besichtigen, die Methode zu studieren. Es ist eigentlich ein wundersames Phänomen: der Mann, der zeitlebens nicht orthographisch und stilgerecht schreiben konnte, wird der Prophet für die Methode des Unterrichts; der Mann, der in seiner Naivetät den Freunden gestand, er verderbe (durch seine blinde Gutmüthigkeit) alle die, mit welchen er zu thun habe, der Prophet der Erziehung; der Mann, der nur in der Gegenwart lebte und dessen geistiges Leben nach Niederer's treffendem Ausdruck eigentlich keine Geschichte hatte, eine Persönlichkeit von centraler culturgeschichtlicher Wirksamkeit; der Mann, der sozusagen nie über die Grenzen seines kleinen Vaterlandes herausgekommen, zieht die Bewunderer aus aller Welt zu sich heran; der Mann, der sich selbst der absoluten Regierungsunfähigkeit anklagt, war der herrschende Mittelpunkt und der Gegenstand einer Hingebung, die das Unmögliche um seinetwegen möglich zu machen suchte. Wo man hinsieht, steht man vor lauter Wider-

sprüchen und findet die Lösung kaum anderswo und anderswie als in Pestalozzi's eigenem Ausspruch: „Man hat mir in meinen Knabenschuhen schon gepredigt, es sei eine heilige Sache um das von unten herauf dienen; aber ich habe jetzt erfahren, um Wunder zu leisten, muß man mit grauen Haaren von unten herauf dienen."

Die Schilderung des einfachen naturvollen Anstaltslebens, wie es in Pestalozzi's Persönlichkeit seinen Gemüth und Willen tief anregenden Mittelpunkt hatte, die Darstellung des Unterrichtsgangs, der religiös-sittlichen Abend- und Morgenunterhaltungen, des ungezwungenen Verkehrs zwischen Lehrern und Zöglingen, — hier ins nähere auseinanderzulegen würde zu weit führen und ist, seitdem die diesfälligen Auseinandersetzungen von Soyaux, Gruner, Ramsauer, Türck, Torlitz u. a. in der neuen Pestalozzilitteratur wieder allgemein zugänglich gemacht worden sind, auch nicht mehr nothwendig. Wir wenden uns daher abschließend dem äußern Gang der Schicksale Pestalozzi's und seiner Unternehmungen zu.

Auf der Höhe, die P. gleich in den ersten Jahren in Burgdorf erreichte, vermochte er sich und seine Erziehungsunternehmungen ein volles Jahrzehnt zu halten und eigentlich erst von 1817 an beginnt die Ueberzeugung sich allgemeine Bahn zu brechen, daß es Abend werden wolle. In der Wittwe seines einzigen Sohnes (die sich später mit einem Herrn Kuster verehelichte) erhielt P. eine vorzügliche, ihm treu ergebene Besorgerin des weitläufigen Haushaltes. Das Jahr 1803 brachte ihm in Niederer und Muralt zwei Mitarbeiter, die an Lückenlosigkeit höherer Bildung ihn überragten und mit der gleichen Hingebung, wie der einfache Krüsi, sich an seine Unternehmung anschlossen, in seine Ideen einlebten. Als P. 1804 Schloß Burgdorf räumen mußte, da die neue Mediationsregierung des Kantons Bern das Gebäude für staatliche Zwecke zu bedürfen erklärte, wagte dieselbe es doch nicht, trotz aller Voreingenommenheit gegen den Emporkömmling der Revolution, ihn so geradezu zu vertreiben; sie bot ihm das Johanniterhaus in Münchenbuchsee für seine Zwecke an; auch waadtländische Städte luden ihn ein, in ihren Mauern die Anstalt fortzusetzen. P. ging nach Buchsee. — Eine Viertelstunde von Buchsee liegt der Wylhof („Hofwyl"), wo ebendamals der P. von Jugend auf bekannte und mit dessen Sohn gleichaltrige P. Em. v. Fellenberg (1771—1844) die Grundlagen seiner großartigen Erziehungsinstitute legte, an Jahren um ein Vierteljahrhundert jünger als P., ein Mann von eiserner Energie, reichen Mitteln und hohem Organisationstalent. Was lag näher, als eine Verbindung beider nach den gleichen Zielen strebender Männer, die sich in so glücklicher Weise in ihren Eigenschaften ergänzten? So urtheilten vor allem Pestalozzi's Mitarbeiter Tobler und Muralt; sie knüpften unter der Hand mit Fellenberg an; P. selbst ging auf den Gedanken einer Vereinigung ein und so entstand der Plan, ein Netz von Erziehungsanstalten zu gründen, dessen Organisation Fellenberg leiten, dessen Seele P. sein sollte. Die Anstalt in Buchsee trat unter Fellenbergs Verwaltung; P. selbst ging zunächst nach Iferten, um dort das dritte Glied dieses Organismus ins Leben zu rufen; als viertes war Payerne oder Avenches in Aussicht genommen. Allein die mit so großen Hoffnungen angeknüpfte Verbindung war nicht von Dauer. P. und Fellenberg waren beide zu scharfkantige originale Naturen, als daß nicht Mißverständnisse und Reibungen hätten entstehen müssen; dazu kam, daß Fellenberg, eben damals körperlich leidend und zudem noch in der jugendlichen Vollkraft seines ebenso rücksichts- als rückhaltslosen Wollens, Pestalozzi's Mitarbeiter sich durch seine launenhafte Haltung gründlich entfremdete. Schon im Frühjahr 1805 löste sich die Vereinigung, nicht ohne herbe gegenseitige Beschuldigungen; Lehrer und Schüler von Buchsee zogen zu P. nach Iferten hinüber; im Juli

war das ganze Haus daselbst wieder vereinigt. Und die nächsten fünf Jahre blühte nun das Institut in Iferten zu stets höherem Glanze empor. Zöglinge aus aller Herren Ländern strömten ihm zu; junge Erzieher und Besucher eilten herbei, um hier kürzere oder längere Zeit die „Methode" zu studieren. Rußland und Preußen sandten von Staatswegen Jünglinge als Eleven zu diesem Zweck, letzteres die drei späteren Schulmänner Kawerau, Dreist und Henning. Niederer leitete die litterarische Thätigkeit, gab Pestalozzi's Darstellungen die Weihe eines in der gelehrten Welt hoffähigen Stils und redigirte 1808—1812 die „Wochenschrift für Menschenbildung, herausgegeben von Heinrich Pestalozzi und seinen Freunden", die die Ideen Pestalozzi's als publicistisches Organ verbreiten sollte; man kam schließlich auf diesem Gebiete so weit, daß nach dem Vorgange Salzmanns in Schnepfenthal und des Waisenhauses in Halle mit dem Institut eine eigene Buchdruckerei und Buchhandlung verbunden wurde. Neben die Knabenerziehungsanstalt trat eine Mädchenpension, von Frau Kuster geleitet; unter der letzteren wirkte Rosette Kasthofer (später Niederers Gattin), die 1813 das Mädcheninstitut auf eigne Rechnung übernahm. Pestalozzi's Thätigkeit nach allen Seiten war eine fast übermenschliche. Mit seltenen Ausnahmen war er jeden Morgen um 2 Uhr wach und begann seine schriftstellerischen Arbeiten; bei dem Gewühl des Tages zwischen Zöglingen, Lehrern und Gästen sagte er wol einem besuchenden Freund mit dem Ausdruck innern Glücks: „Es gad ung'hür!" Gleichen Eifer erwartete er auch von den Lehrern, zumal von den in seinem Hause gebildeten Unterlehrern; „es gab Jahre", erzählt Ramsauer, „in denen keiner von uns nach 3 Uhr Morgens im Bette gefunden wurde, und man arbeitete Sommer und Winter von 3—6 Uhr". Aber eben der Glanz, den das Institut verbreitete, barg auch die Keime der Zersetzung in sich. Die Lage des Instituts an der Grenze zweier Sprachgebiete trug zur Vermehrung der Zöglinge bei, aber schädigte die Einheit der erzieherischen Einwirkung und Zwecke. Man wollte eine Art Universalinstitut werden, nahm die alten Sprachen in den Unterrichtsplan auf und vernachlässigte darüber die Elementarbildung. Die Gäste verbreiteten den Ruhm des Instituts, aber ihr beständiges Kommen und Gehen machte geregelte Arbeit unmöglich und setzte der Gefahr aus, auf den Schein hinzuarbeiten. Die litterarische Thätigkeit war eine nothwendige Ergänzung für die Verbreitung der Idee, aber sie zersplitterte Zeit, Kraft und Stimmung Pestalozzi's und Niederer's und schädigte dadurch ihre erzieherische Wirksamkeit. Buchdruckerei und Buchhandlung waren eine ständige Versuchung, die Arbeit dahin zu richten, um diesem Nebenzweige Beschäftigung zu geben, und bei Pestalozzi's und Niederer's Geschäftsunkenntniß ein zehrender Schaden für die Finanzen. Der Institutsorganismus war nachgerade zu groß geworden, als daß Pestalozzi's Geist allenthalben in seiner stillen Kraft hätte wirken können, und wenn das nicht mehr stattfand, so waren P. und Niederer am wenigsten geeignet mit festen Organisationsformen nachzuhelfen. Die Lehrerschaft war bis über die Zahl von 30 Lehrkräften angewachsen; die älteren Mitarbeiter sonnten sich in dem durch ihre Mithilfe gewonnenen Ruhmesglanz, wurden in der Erfüllung ihrer täglichen Pflichten bequem, und alle glaubten, von der Unfehlbarkeit, die das Institut in der öffentlichen Meinung behauptete, auch einen Antheil genießen zu können; das schuf Dissonanzen. Joseph Schmid, unter Pestalozzi's jüngern Lehrern sein besonderer Liebling, ein tüchtiger Mathematiker, aber ohne zureichende Allgemeinbildung, verließ die Anstalt 1810; im gleichen Jahr folgte dem Rufe als reformirter Prediger nach Petersburg Muralt, von dessen Bildung und ruhig praktischem Wesen die Nächststehenden am ehesten erwartet hätten, er werde im Stande sein, die auseinanderstrebenden Elemente zusammenzuhalten. Längst schon hatten aber da und dort Stimmen verlauten

lassen, auch in der Presse, es stehe in Iferten nicht alles so glänzend, wie von dort aus verbreitet werde. Um diesen Angriffen ein Ende zu machen, ließ sich P. durch den Rath seiner Mitarbeiter 1809 bewegen, von der Tagsatzung eine officielle Expertise zu verlangen. Die Tagsatzung ging auf das Gesuch ein und ernannte P. Girard in Freiburg, Professor Trächsel in Bern und Rathsherrn Merian in Basel zu Prüfungscommissären. Sie kamen, blieben drei Tage in Iferten; ihr Bericht, von Girard verfaßt, ward im folgenden Jahre der Tagsatzung vorgelegt und gedruckt. Er lobte, was er nur immer loben konnte, tadelte in den mildesten Formen, sprach mit der höchsten Ehrerbietung von P., aber durch all das konnte und sollte nicht verhüllt werden, daß die Grundanschauung der Commission dahin ging: Vieles ist im einzelnen gut und sinnig, aber es greift nicht zu einem dem Bedürfnisse der Zöglinge entsprechenden, wohldurchdachten und abgeschlossenen Ganzen zusammen, — oder mit andern Worten: es wird viel zu behaglich experimentirt und man ruht zu sehr auf den Lorbeeren einzelner gelungener Experimente aus —; und das Ganze ist nicht dazu geeignet, daß die öffentliche Schule durch Anschluß an das Institut einen wesentlichen Nutzen von demselben ziehen könnte. Obgleich die Tagsatzung P. auf diesen Bericht hin den Dank des Vaterlandes aussprach, war mit eben diesem Bericht das Urtheil über das Institut gesprochen; die Hoffnung, daß dasselbe der Ausgangspunkt für die zukünftige Entwicklung des schweizerischen Schulwesens werde, war abgeschnitten. Als Privatinstitut freilich mochte es weiter wirken, und auch mit Ehren fortbestehen, und Pestalozzi's Lebensabend sicher stellen und erfreuen. Aber nun war das Verhängniß, daß die leitenden Persönlichkeiten, statt sich der innern Reorganisation zu widmen, glaubten, auf publicistischem Wege und durch neue pädagogische Entdeckungen für die Ehre des Institutes einstehen zu sollen. Mit fieberhaftem Eifer warf sich P. auf die Anwendung der Methode für die alten Sprachen, Niederer auf die litterarische Polemik, an der sich auch P. durch seine Zuschrift „an Hrn. Geheimrath Delbrück“ und „Erklärung gegen Hrn. Chorherr Bremi“ 1812/13 betheiligte. Die Finanzen geriethen in immer heillosere Zerrüttung; alles schien aus Rand und Band gehen zu sollen. P. rief nun auf Niederer's Drängen 1815 Schmid zurück, der ein großes organisatorisches Talent besaß; mit gewaltiger Hand griff das Vorarlberger „Naturkind“ ein; man erwachte zu neuer Hoffnung. Da starb im December 1815 Pestalozzi's treue Gattin, die in der letzten Zeit nach dem Tode der Frau Kuster durch die allgemeine Achtung, in der sie stand, das versöhnende Mittelglied gewesen. An ihrem Begräbnißtag, dem 16. December 1815, brach der offene Streit unter den Mitarbeitern aus; 1816 schieden Krüsi und Ramsauer; 1817 sagte sich Niederer von Pestalozzi's Institut los. Bei dem Mangel an Lehrern (durch mehrfache Massenaustritte veranlaßt) waren die Unterlehrer überanstrengt und revoltirten nun (Juli 1817): P., von all den Aufregungen überreizt, wurde vorübergehend gemüthskrank. Ein Versuch des französischen Generalinspectors Jüllien, eine neue Verständigung des in der Genesung begriffenen Greises mit Fellenberg herbeizuführen, hatte den gleichen Verlauf wie das Experiment des Jahres 1804: zuerst vollständige Einigung, dann immer größere Entfremdung, und endlich — unter Schmid's Einfluß — gänzliche Entzweiung mit beiderseitigen Vorwürfen. P. warf sich nun vollständig Schmid in die Arme, der durch einen günstigen Vertrag mit Cotta über die Herausgabe sämmtlicher Werke Pestalozzi's, dessen Alter sorgenfrei gestellt. Noch einmal schien Pestalozzi's Stern aufzuleuchten. 1818 gründete P. in der Nähe von Iferten, in Cleudy, eine Armenerziehungsanstalt, die jedoch schon im dritten Jahre ihres Bestehens mit der Anstalt zu Iferten verschmolzen wurde. Das Institut war durch Schmid, der P. nunmehr unbeschränkt beherrschte, finanziell

gerettet; aber Pestalozzi's Geist, unter Schmid's Vormundschaft gestellt, vermochte nicht mehr dasselbe mit seiner selbstlosen Hingabe zu durchleuchten und zu erwärmen; es trieb zusehends der Auflösung entgegen, die durch häßliche Processe zwischen Schmid und P. einerseits, Niederer und Krüsi andrerseits, beschleunigt wurde. 1825 mußte P. die Anstalt schließen und zog sich zu seinem Enkel auf den Neuhof zurück. Lebensvoll wie immer, rastlos thätig in schriftstellerischen Leistungen (1826: „Schwanengesang", „Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf und Iferten", „Langenthaler Rede") und mit großen Projecten betreffend die Verwerthung seiner Methode für das Studium der alten Sprachen beschäftigt, trat P. in das neunte Decennium seines Lebens ein, als ein sich plötzlich verschlimmerndes Steinleiden ihm in Brugg, wo er ärztliche Hilfe gesucht, am 17. Februar 1827 den Tod brachte. Sein Sterbebett war Zeuge meisterhafter Standhaftigkeit im Leiden, klarsten Bewußtseins und seines unbegrenzten Vertrauens zu dem Mann, um dessenwillen sich seine treusten und ältesten Jünger von ihm getrennt. Schon am 19. Februar ward P. in Birr bestattet; es war ein kalter Wintertag, Schnee fiel; die entfernteren Bekannten hatten nicht frühzeitig genug benachrichtigt werden können; das Leichengeleite war klein; Lehrer und Schüler der Umgebung sangen ihm ins Grab.

Von seiner Familie überlebten ihn sein Enkel Gottlieb († 1863 in Zürich) und dessen Gattin, Schmid's Schwester Katharina (geb. 1799, cop. 1822, † 1853) und sein Urenkel Karl (geb. 1825, gegenwärtig Professor am Eidgen. Polytechnicum); ebenso die meisten der in seine Lebensgeschichte eingreifenden Mitarbeiter: Hermann Krüsi, geb. 1775, † 1844 als Seminardirector in Gais; Gustav Tobler, geb. 1769, von 1800 an zu verschiedenen Malen Pestalozzi's Mitarbeiter, † 1843 zu Nyon; Joh. Christoph Buß, geb. 1776, 1800—1805 bei Pestalozzi, † 1865 in Bern; Joh. v. Muralt, geb. 1780, † als Prediger der deutschen reformirten Gemeinde in Petersburg 1850; Joh. Niederer, geb. 1779, † 1843 als Vorsteher eines Töchterinstitutes in Genf, und Rosette Niederer geb. Kasthofer (1779—1857); Joh. Ramsauer, geb. 1790, † zu Oldenburg 1848; Joseph Schmid, geb. 1785 oder 1786, nach 1825 Privatlehrer in Paris, † 1850.

Für Pestalozzis Leben sind vor allem aus maßgebend seine eigenen Schriften, die in folgenden Sammelwerken zusammengestellt sind: 1. Pestalozzi's sämmtliche Schriften Band 1—15, Stuttgart bei Cotta, 1819—1826 (die Mängel dieser Ausgabe sind bekannt). — 2. Pestalozzi's sämmtliche Werke. Gesichtet, vervollständigt und mit erläuternden Einleitungen versehen von L. W. Seyffarth, 18 Theile in 9 Bänden, Brandenburg bei A. Müller, 1869—1873. — 3. J. H. Pestalozzi's ausgewählte Werke. Mit Pestalozzi's Biographie, hrsg. von Fr. Mann, 4 Bände, Langensalza bei H. Beyer, 1878—1879. —

Seit der Herausgabe der Werke P.'s durch Seyffarth sind in den „Pestalozziblättern", hrsg. von der Commission für das Pestalozzistübchen in Zürich (zuerst im Correspondenzblatt des Archivs der Schwz. perm. Schulausstellung, 1878—1879, von 1880 an selbständig), an Schriften Pestalozzi's, die in jener Ausgabe fehlen, erschienen: 1878: An die Freunde der Menschen und an Helvetiens Freunde. — 1879: Allgemeine Begriffe von der Gesellschaft der Illuminaten. — 1880: Ideen zu e. christlichen Lied für eine Arbeitsstube meistens armer Kinder. — 1882: Versuch einer Skizze über das Wesen der Elementarbildung (1826). — 1885: Memoire über die Verbindung der Berufsbildung mit der Volksschule (1790). — 1886: Zuruf an die Bewohner des vormals demokratischen Cantons (1798). — An Helvetiens Volk, Nr. 1

(1798). — Ueber die Niederlassung der Protestanten im Veltlin (1790). — Die Gutachten P's. über die volkswirthschaftl. Verhältnisse im Cant. Zürich finden sich bei Zehnder-Stadlin, Pestalozzi. Gotha 1875. — Eine Reihe z. Th. umfangreicher Actenstücke aus Pestalozzi's Feder sind zum ersten Mal in Morf's Buch „Zur Biographie Pestalozzi's" veröffentlicht.

Sammelwerke von Auszügen aus Pestalozzi's Schriften: 1. R. Christoffel, Pestalozzi's Leben und Ansichten. Zürich 1846. — 2. Dr. A. Vogel, Die Pädagogik J. H. P.'s in wortgetreuen Auszügen. Bernburg 1882. — 3. Dr. A. Vogel, Systematische Darstellung der Pädagogik Joh. H. P.'s mit durchgängiger Angabe der quellenmäßigen Belegstellen. Hannover 1886.

Die Ausgaben einzelner Werke mit Specialeinleitung und Commentar sind zahlreich in Bezug auf Lienhard und Gertrud 1. u. 2. Thl. u. Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Das Pestalozzistübchen hat herausgegeben: Lienhard und Gertrud, 1. u. 2. Theil Jubiläumsausgabe Zürich 1881. Dritter u. vierter Theil Zürich 1883. — Meine Nachforschungen über den Gang der Natur u. s. w. Zürich 1885.

Urtheile und Berichte von Zeitgenossen über P. und seine Methode: 1. Gruner, Briefe aus Burgdorf 1804; 2. Aufl. Frankfurt 1806. — 2. Sohaux, Pestalozzi, seine Lehrart und seine Anstalten. Leipzig 1803. — 3. W. v. Türck, Briefe aus Münchenbuchsee. Leipzig 1806. — 4. J. Niederer, Pestalozzi's Erziehungsunternehmung im Verhältniß zur Zeitcultur. 2 Bde. Stuttgart 1812, 1813. — 5. Herbart, Pestalozzi's Idee eines ABC der Anschauung. Göttingen 1804. — 6. Torlitz, Reise in die Schweiz, veranlaßt durch P. und dessen Lehranstalt. Kopenhagen u. Leipzig 1807 (Abdruck der auf P. bezüg. Briefe Pestalozzibl. Jahrg. 1884). — 7. Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius. Bonn 1841 (Abdruck der auf P. bezüg. Stellen Pestalozzibl. Jahrg. 1885). — 8. Henning, Mittheilungen über P. im „Schulrath an der Oder" 1816/1817 (Abdruck der auf P.'s Jugend bez. Stellen in Pestalozziblätter 1885). — 9. Gegenschrift gegen P.'s Lebensschicksale: E. Biber, Beitrag zur Biographie H. P.'s. St. Gallen 1827.

Memoiren von Mitarbeitern: 1. J. Ramsauer, Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens 1836. 2. Aufl. Oldenburg 1880. — 2. Ramsauer u. Zahn, Pestalozzische Blätter 1. Heft: Memorabilien J. Ramsauers. Elberfeld 1846. — 3. Heft: Krüsi, Erinnerungen aus meinem pädagogischen Leben. Stuttgart 1840. — 4. J. Niederer, Pestalozzische Blätter. Aachen 1828, 1829.

Aus der übrigen Litteratur über P., deren (damals) annähernd vollständiges Verzeichniß das Correspondenzblatt des Archivs der Schweiz. Schulausstellung II. Jahrg. 1879 Nr. 3 (auf 16 Seiten) enthält, heben wir hervor: Blochmann, K. J., Heinrich Pestalozzi. Leipzig 1846. — Chavannes, Biographie de H. P. Lausanne 1883. — Guillaume, J., Pestalozzi im Dictionnaire de Pédagogie von F. Buisson, Ière partie (pages 2283—2358). Paris. — Rog. de Guimps, Notice sur P. 1843 (ins Deutsche übersetzt: H. P. nach seinem Gemüth, Streben und Schicksalen. Aarau 1844). — Hunziker, O., Pestalozzi und Fellenberg. Langensalza 1879; — Pestalozzi (in Hunziker's Geschichte der schweiz. Volksschule II S. 73 ff. Zürich 1881); — Pestalozzi und Rousseau. Basel 1885; — Pestalozzi's Ideen über Armenerziehung auf dem Neuhof (in Bühlmann's Praxis der schweiz. Volks- und Mittelschule 1. Jahrg. Zürich 1881); — Glüphi, der Idealschulmeister in Lienhard und Gertrud (ib. 2. Jahrg.) — Krüsi, H., Pestalozzi, his life, work and influence. New-York 1875. — Fr. Mann, Biographie P's. (in Bd. I der ausgewählten Werke P.'s). — Mörikofer, Heinrich Pestalozzi (in der Geschichte der schweiz. Litteratur des 18. Jhd. Leipzig 1861). — H. Morf, Zur Biographie Pestalozzi's. Band I—III. Winterthur 1868, 1885. —

J. Niederer, Pestalozzi, in den Pestalozzischen Blättern 1828, neu abgedruckt als „Pestalozzi nach Niederer's Schilderung" in den „Pestalozziblättern" 1880. — Paroz, J., Pestalozzi, sa vie, sa méthode etc. Bern 1857. — Pestalozzi, sein Leben und Wirken einfach und getreu erzählt, hrsg. von der zürch. Schulsynode (verfaßt von J. Bär). Zürich 1846. — Pestalozziblätter herausgegeben von der Commission für das Pestalozzistübchen in Zürich. 1.—8. Jahrg. Zürich 1880—1887. — Das Pestalozzistübchen in Zürich. Zürich 1886. — Pompée, Etude sur la vie et les travaux de Pest. Paris 1850, 1878. — Seyffarth, L. W., Pestalozzi nach seinem Leben und aus s. Werken dargestellt. 6. Aufl. Leipzig 1876. — Zehnder-Stadlin, Josephine, Pestalozzi; Idee und Macht der menschl. Entwicklung. 1. Bd. Gotha 1875.

Hunziker.

Pestel: Friedrich Wilhelm P., Rechtsgelehrter, geb. am 7. Januar 1724 in Rinteln; † 16. October 1805 in Leyden. Die Familie lebte früher in England. Samson P., ein Ahnherr Friedrich Wilhelms, floh während der Protestantenverfolgung unter Königin Maria aus England nach Holland, wo er als Hauptmann und Commandant des Schlosses Duisburg sein Leben endete. Dessen Nachfolger wählten insgesammt die juristische Laufbahn, und hielten sich im Hessischen oder in den benachbarten Bezirken auf. Samson's Sohn (der Urgroßvater Friedrich Wilhelms), Johannes P., war Rathsherr in preußisch Minden; dessen Sohn (Urgroßvater Friedrich Wilhelms) David P., zuletzt (1662) Professor des Codex und des Lehenrechtes zu Rinteln, wohnte 1648 als gräfl. bückeburgischer Gesandter dem westphälischen Friedensschlusse bei, und starb am 20. December 1684 im 82. Lebensjahre als Senior der Universität. Er verfaßte 23 Dissertationen, die bei Rotermund Bd. V, S. 1974 aufgezählt sind. — Davids Enkel, der Vater unseres Gelehrten, Friedrich Ulrich P., geb. am 25. Januar 1691 in Rinteln, wurde nach dem Besuche der dortigen Universität, dann jener zu Frankfurt a. O. und zu Leyden auf Anregung seines Onkels, des Propstes P., Universitätsprofessor; erhielt in Rinteln Ende 1716 die Professur der Moral, später 1727 — nachdem er am 21. Mai 1722 als Doctor juris promovirt hatte, — jene für Pandecten, und starb — seit 1730 Primarius seiner Facultät — hochgeschätzt am 3. November 1764 mit Hinterlassung einer großen Anzahl von Dissertationen und Programmen, welche bei Meusel Bd. X, S. 325 und bei Strieder Bd. X S. 291 sehr ausführlich aufgezählt sind. Aus seiner am 22. Mai 1722 mit der Bürgermeisterstochter Elisabeth Helene Lenderking aus Rinteln abgeschlossenen Ehe stammen zwei Söhne.

Friedrich Wilhelm, der ältere von beiden, ist am 7. Januar 1724 geboren, kam schon 1739 auf die Hochschule seiner Vaterstadt Rinteln, und bezog sodann Göttingen. Dort versah er zugleich bei dem ältesten Sohne des Geheimrathes Philipp Adolph v. Münchhausen die Dienste eines Hofmeisters. Dank seinem Fleiße und rastlosem Ehrgeize erwarb P. in Göttingen gediegene Kenntnisse; 1745 wurde er Licentiat, 1747 Doctor beider Rechte und Professor der Moral in Rinteln, nachdem sein Vater, Friedrich Ulrich, zu Gunsten des Sohnes auf diese Professur verzichtet hatte; dann im folgenden Jahre (1748) außerdem ordentlicher Professor der Rechte, sohin ein Specialcollege seines Vaters, welcher den Lehrstuhl für Pandecten inne hatte. 1763 folgte Friedrich Wilhelm dem Rufe als Professor des natürlichen und deutschen Staatsrechtes mit ansehnlichem Gehalte nach Leyden; 1769 erhielt er zugleich das Secretariat des Stolpischen Legates für Studierende. Als eifriger Anhänger des Erbstatthalters und der Oranienpartei verlor er während der Revolutionsperiode seine Stelle und lebte in ziemlich knappen Verhältnissen bei seinem Onkel, dem Oberappellationsgerichtsrathe Justin Ferdinand Friedrich P. in Celle. — Einige Jahre später

wurde er jedoch wieder in seine Stelle eingesetzt, welche er bis zu seinem Tode (16. October 1805) versah. Der Verstorbene war auch litterarisch thätig. Von seinen — meist kleineren — Schriften, fanden die „Fundamenta jurisprudentiae naturalis" (Leidae 1773) vielen Anklang und erlebten mehrere Auflagen (2. Leid. 1774; 3. Ultraj. 1775; 4. Leid. 1788). Nach der 2. Auflage erschien eine französische Uebersetzung (Utrecht 1775), nach der dritten eine holländische des Advocaten Friedrich van Breda (Utrecht 1783), endlich 1806 eine deutsche von Konrad Friedrich P. (Leiden). Auch seine „Commentarii de Republ. Batava" (Leidae 1782) wurden unter dem Titel: „Vollständige Nachrichten von der Republik Holland" (Berlin 1784) von Regierungsrath Mebes ins Deutsche übertragen. Strieder liefert im 10. Bd. seiner hessischen Gelehrtengeschichte S. 302 bis 308 ein erschöpfendes Verzeichniß sämmtlicher Schriften nebst Angabe der einschlägigen Recensionen. Von seinen Söhnen studirten Friedrich Franz Ludwig und Karl Ferdinand Friedrich, Rechtswissenschaft, und erwarben 1786 bezw. 1789 (letzterer unter seines Vaters Vorsitz) den Doctorgrad.

Jöcher, III, 1417 u. ff. — Rotermund V, 1971—1975. — Strieder, hess. Gel.-Gesch. X, 283—308. — Intell. Bl. d. Lpzg. Liter.-Zt. 1806, S. 122. — Ueber Friedr. Ulr. P. noch besond. Meusel X, 324—328 und die daselbst Genannten. Eisenhart.

Peter, Herzog v. Kurland s. A. D. B. VI, S. 290—291.

Peter von Schaumberg (Schaumburg), (51.) Bischof von Augsburg, von 1424—1469. Auch das Augsburger Bisthum litt an dem Uebel jener Zeit, an der schismatischen Wahl, im höchsten Grade, bis Papst Martin V., um den Wirren ein Ende zu machen, die dissentirende Wahl des Domcapitels vom Jahre 1423 umstieß und aus eigener Machtvollkommenheit den Canonicus von Würzburg und Bamberg, P. v. Schaumberg zum Bischof ernannte 1424 (Bulle vom 1. März). P., dessen Geburtsjahr unbekannt ist, entstammte einem fränkischen Geschlechte (Schaumburg bei Schalkau, Herzogthum Meiningen). Durch Wissen und Gewandtheit ausgezeichnet wurde er nicht nur mit Ehren überhäuft, sondern auch mit ehrenvollen Aufträgen von Päpsten und Fürsten betraut; weniger gut waren auf ihn die Augsburger, mit denen er um allerlei Recht und Freiheiten öfter in Streit gerieth, zu sprechen. Einmal „was aller klag stuck bei 60". Die Land- und Stadtvogtei, die Geleitsgerechtigkeit, die Schutz- und Kastenvogteien über die Klöster, die Gerichtsbarkeit über die gebrödeten Diener und das Gesinde, die Thorschlüssel der Stadt, den Pflasterzoll und andere Zölle, das Wein- und anderes Umgeld und noch anderes, behauptete der Bischof, hätte die Stadt widerrechtlich an sich gerissen. Aber Rath und Bürgerschaft waren entschlossen „all ee (zu) sterben und verlieren leib und guet und mit im kriegen . . . umb ir freihait, die sie hetten von künigen und kaisern herpracht". Die einmüthige Festigkeit der Bürger zwang den Bischof endlich nachzugeben. Freundlich wurde deßhalb das Verhältniß nie. 1451, als P. nach Rom ging, bat ihn der Rath, „das er die stat versprech gegen dem bapst, ob sie verclagt wurden. Das verhieß er in, aber er hielts nit." „Es wär wäger, man hett mit im kriegt." Uebrigens giebt ihm sogar der Chronist Burkard Zink das Zeugniß: „der regiert also das Bistumb herlich und fridlich und macht das Bistumb reicher, dann es vor in 50 jaren nie gewesen wer, das ist war". In der That suchte er mit großem Eifer die Angelegenheiten seines Bisthums in Ordnung zu bringen. Vor Allem ließ er sich angelegen sein, der eingerissenen Zuchtlosigkeit seines Weltklerus wie der Klöster wirksam entgegenzutreten. Zu diesem Zweck hielt er zwei Synoden, auf denen er genaue Vorschriften über die Pflichten der Geistlichen erließ. Beweisen dieselben auch an ihrem Theil den Verfall der Sitten

und die Verweltlichung des Clerus, wie es fast überall der Fall war, so erregt besonderes Interesse z. B. seine Forderung, daß keiner die Ordination erlangen solle, der nicht zuvor über wissenschaftliche Gegenstände geprüft worden sei, ferner daß jeder Priester bei Strafe von einem Gulden rheinisch wenigstens die Summa rudium oder die Summa Mag. Joan. de Aurach besitzen müsse. Dem klösterlichen Wesen suchte er durch die Einführung einer entsprechenden Reformation wieder aufzuhelfen. Dieses Streben kam vorzüglich dem Benediktinerkloster zu St. Ulrich zu gut, wo unter seiner Mitwirkung der gelehrte und sittenstrenge Melchior von Stamham zum Abte gewählt wurde (s. Artikel Melchior von Stamham); letzterem verdankte dies Kloster einen ungeahnten, wenn auch nur kurzen Aufschwung. War in den schlimmen Zeiten, welche seit den Tagen von Avignon über die ganze Kirche gekommen waren, überall Unordnung und Verwirrung eingerissen, so betrachtete es P. als seine vornehmste Pflicht diesem Unwesen zu steuern, den ewigen Streitigkeiten und Rechtshändeln der geistlichen Corporationen ein Ende zu machen, Rechte und Competenzen festzustellen, Mißstände aller Art abzuschaffen. Unleugbar besaß P. ein bedeutendes Verwaltungstalent, das entscheidend und vortheilhaft in die Mißstände seiner Diöcese eingriff. Diese Energie scheint ihn freilich verlassen zu haben, wenn er, der fränkische Ritter, gegen den Adel hätte vorgehen sollen. Er bewirkte nicht nur, daß von Papst Pius II. am 15. Februar 1465 das alte von der Stadt als Beleidigung empfundene und heftig bekämpfte Statut des Capitels bestätigt wurde, wornach nur Adelige und Ritterbürtige oder Licentiaten der Theologie und Rechte nach strenger Prüfung in das Capitel gewählt werden durften, sondern er gebot seinem Reformationseifer auch stillzustehen, als es sich darum handelte das ausschließlich adelige Kloster von Ellwangen zu seiner ordnungsgemäßen Zucht zurückzuführen. Selbst Braun, der Geschichtschreiber der Augsburger Bischöfe (s. Litter.), bekennt: „Das Kloster Ellwangen zu reformiren hatte P. weder Muth noch ernstlichen Willen." — Sonst sorgte er in seiner Diöcese auch für fromme Stiftungen und für gleichmäßige Vertheilung der Fundationen und Dotationen seiner zahlreichen Gotteshäuser. Die Restaurationsarbeiten am Augsburger Dom setzte er fort, indem er den östlichen Chor erweitern und wölben ließ. Als der Abt Melchior von Stamham die Ulrichskirche neu zu bauen beschloß 1465, weihte der Bischof dies Beginnen durch eine feierliche Grundsteinlegung und ertheilte derselben einen Ablaß am St. Simpertustag für alle, welche an diesem Feste bußfertig sich betheiligen und zur Unterhaltung der Kirche Kelche, Bücher oder andere Dinge beitragen würden. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß P. unter die tüchtigeren Kirchenfürsten seiner Zeit zu rechnen ist. Seine erfolgreiche Thätigkeit wie seine Brauchbarkeit in öffentlichen Geschäften ernteten deshalb schon damals die verdiente Anerkennung. Kaiser Sigismund schickte ihn unter Anderen als Gesandten von seinet- und des Reichs wegen auf das Concil zu Basel, das wiederum ihn als seinen Bevollmächtigten nach Böhmen abordnete, um mit den Utraquisten zu verhandeln. Kaiser Friedrich zog ihn über die wichtigsten Reichsangelegenheiten wiederholt zu Rath; die Herzoge von Baiern hörten gerne auf ihn, selbst bei den Königen von England und Frankreich genoß er hohes Ansehen. Es konnte nicht fehlen, daß die päpstliche Curie der Wirksamkeit dieses Bischofs gerechte Würdigung zu theil werden ließ. Schon Papst Martin V. ehrte ihn mit der Würde eines Kämmerers; Eugen IV. ernannte ihn zum Cardinal „propter grandia virtutum merita" durch die Bulle vom 19. December 1439, während er den Cardinalshut erst 1450 bei seiner Romfahrt von Nicolaus V. erhalten zu haben scheint. Als 1467 wegen des Türkenkrieges ein Reichstag nach Nürnberg ausgeschrieben wurde, ernannte ihn Papst Paul II. zu seinem Legaten a Latere durch ganz Deutschland. Wegen

zunehmenden Alters gewährte ihm der Papst Pius II. 1463 auf seine Bitten einen Coadjutor in der Person des Domcapitulars Johann von Werdenberg. P. entzog sich übrigens deshalb noch nicht der Thätigkeit, bis ihm am 12. April 1469 der Tod ein Ziel setzte.

Vgl. Placidus Braun: Geschichte der Bischöfe von Augsburg. — Die Chroniken der deutschen Städte. Wilhelm Vogt.

Peter von Brünn, Erzbischof von Magdeburg (1371—1381), gelangte unter Zustimmung Kaiser Karls IV., der in ihm wohl einen Förderer seiner Hauspolitik erblickte, und des Papstes durch Tausch mit dem Erzbischof Albrecht, welcher ihm in seinem Bisthum Leutomischl folgte, in den Besitz des Erzstiftes Magdeburg. Die Zeit seines Episcopats ist reich an Zerwürfnissen zwischen ihm einer- und dem Domcapitel und den Städten Magdeburg und Halle andererseits; auch an Fehden mit den benachbarten Fürsten fehlt es nicht. P. war ein Mann von großer Klugheit, der die erzstiftischen Interessen überall wahrzunehmen wußte, dabei aber wenig scrupulös in der Wahl seiner Mittel, unzuverlässig und habgierig. Das Erzstift verdankt ihm mehrere wichtige Erwerbungen. Die durch den Tod ihres letzten Besitzers erledigte Herrschaft Hadmersleben wußte er dadurch beim Erzstift zu erhalten, daß er die Ansprüche eines Seitenverwandten mit Geld abkaufte. Ferner erwarb er von dem Grafen Günther v. Barby die Stadt Schönebeck und von denen v. Wanzleben das Haus Wanzleben. Mit der Neustadt-Magdeburg vereinigte er das daranstoßende Dorf Frose und trug dadurch nicht wenig zu einem weiteren Aufschwunge dieser Stadt bei.

Mit Halle, der zweitwichtigsten Stadt des Erzstifts, überwarf er sich bereits 1373 wegen der erzbischöflichen Gefälle von den Salzgütern. Dazu kamen im folgenden Jahre neue Streitpunkte, die schließlich dahin führten, daß der Kaiser auf Betreiben des Erzbischofs die Stadt in die Acht erklärte. Als die Stadt dem Erzbischof eine namhafte Summe bezahlt und dadurch die Aufhebung der Acht erlangt hatte, brachen neue Streitigkeiten aus, welche beide Theile veranlaßten, sich nach Rom zu wenden. Noch ehe aber eine endgiltige Beilegung des Streites zu Stande kam, gab P. sein Erzstift auf. — Auch mit der Stadt Magdeburg kam es zu Zerwürfnissen. Das im Anfange seines Episcopats ziemlich leidliche Verhältniß zwischen ihm und der Stadt erlitt dadurch Einbuße, daß P. die Rechte des bischöflichen Officials auf Kosten des Gerichtes des Dompropstes, wodurch die Interessen der Bürgerschaft verletzt wurden, zu erweitern strebte. Dazu kamen noch andere Differenzen, welche den Riß zwischen Landesfürst und Stadt noch vergrößerten. Erzbischof und Stadt wandten sich beide an Kaiser Karl IV., welcher sich damals in der Altmark aufhielt. Nach langen Verhandlungen kam am 12. Juni 1377 ein Vertrag auf drei Jahre zwischen beiden Parteien zu Stande, welcher die streitigen Punkte schlichtete und zur Beilegung der innerhalb dieser Zeit etwa entstehenden Streitigkeiten vier Schiedsrichter, je zwei des Erzbischofs und der Stadt, ernannte. Wenige Tage darauf machte der Kaiser der Stadt einen Besuch und wurde hier festlich empfangen. — Jahrs darauf kam es zu einem Zerwürfniß zwischen dem Erzbischof und dem Domcapitel. Der Erzbischof verfuhr eigenmächtig und gewaltthätig gegen das Domcapitel, erpreßte Geld von ihm und nahm einige seiner Mitglieder gefangen. Er wandte sich nach Rom, um hier gegen das Domcapitel klagbar zu werden. Als aber in dieser Zeit durch den Tod des Papstes Gregors XI. (27. Mai 1378) und Kaiser Karl's IV. die ganze Lage sich änderte, auch das Domcapitel in seiner Opposition beharrte, verzichtete er, wol mehr unter dem Druck der jetzt eingetretenen politisch-kirchlichen Verhältnisse als freiwillig, auf sein Erzstift, das der Papst Markgraf Ludwig von Meißen, der bereits früher zum Erzbischof

von Mainz ernannt war, verlieh, wogegen P. das Bisthum Olmütz erhielt (Mai 1381).

Gesta archiepiscoporum Magdeburgensium bei Pertz, Mon. Germ. hist. Script. XIV, S. 444, 8, 9. — Magdeburger Schöppenchronik (= Deutsche Städtechroniken Bd. VII) S. 207, 261 ff. — v. Dreyhaupt, Saal-Creyß I, S. 84 ff. — Sagittarius, Hist. ducat. Magdeburg. bei Boysen, Histor. Magazin IV, S. 36—48. Janicke.

Peter von Aspelt, Erzbischof von Mainz (1306—1320), entstammt entweder einer Trierer Bürgerfamilie Namens Aspelt, Achtspalt, Aichspalt, oder einer bürgerlichen Familie in dem bei Luxemburg gelegenen Flecken Aspelt (Heidemann, P. v. A. als Kirchenfürst und Staatsmann). Von seiner Jugend und von dem Gange seiner wissenschaftlichen Ausbildung ist nichts Näheres bekannt. Da er bei seinem ersten Auftreten (1286) als Arzt des Königs Rudolph von Habsburg bezeichnet wird und eine Reihe kirchlicher Aemter in seiner Person vereinigte, so nahm man an, er habe sein Vorankommen wol seinen medicinischen Kenntnissen zu verdanken gehabt. Er war bereits Canonicus in Trier, Mainz und Speier und Propst an der Stiftskirche in Bingen, als er in Begleitung einer Gesandtschaft Rudolph's nach Rom kam und bei Papst Nikolaus IV. die Ernennung zum Propste in Trier durchsetzte, worüber ein heftiger Streit zwischen Rom und dem diese Beförderung nicht anerkennenden Trierer Capitel ausbrach. Wol durch Rudolph's Empfehlung kam P. nach Prag zu König Wenzel II., als dessen Protonotar und Kanzler er lange Zeit die Politik Böhmens leitete. Ein scharfsinniger Kopf, ausdauernd in der Verfolgung seiner Ziele, gewandt in den öffentlichen Geschäften, wußte P. in geschickter Ausnützung der ihn umgebenden Verhältnisse sich nach oben unentbehrlich zu machen. Die Propstei auf dem Wyssehrad, die Stelle eines böhmischen Kanzlers (1296) und endlich die Würde eines Bischofs von Basel waren der Lohn für seine ausgezeichneten Dienstleistungen. Letztere Beförderung dankte P. wesentlich seiner Hingabe an das Haus Habsburg, auf dessen Seite der neu ernannte Bischof im Streit zwischen Albrecht von Oesterreich und Adolph von Nassau stand. Auch nach des Letzteren Tode fuhr P. noch fort, im Sinne der österreichischen Politik zu wirken, bis nach dem Ableben des Königs Andreas III. von Ungarn die Wege der Habsburger und jene Wenzels, dessen Sohn am 26. August 1301 als König von Ungarn gekrönt wurde, sich kreuzten. Von da an hat König Albrecht keinen entschiedeneren und gefährlicheren Gegner gehabt als den böhmischen Kanzler. Im Begriffe, nach seiner Diöcese Basel sich zu begeben, um von dort aus die zwischen dem französischen und böhmischen Könige eingeleiteten Verhandlungen zu fördern, fiel P. in die Gefangenschaft zweier Anhänger Albrechts (Juni 1304), aus deren Händen er erst im Frühjahr 1305 nach Zahlung eines schweren Lösegeldes befreit wurde. Eine Zeit lang schien P. von dem Schauplatz seiner bisherigen Thätigkeit verschwinden zu sollen, als nämlich nach Wenzel's II. Tode der Einfluß der Deutschen in Prag beseitigt wurde. Da fügte es sich, daß in Mainz nach dem Tode Gerhards II. von Eppstein die Domherrn über einen Nachfolger desselben sich nicht einigen konnten, welchen Anlaß Papst Clemens V. benutzte, um auf dem Wege der Provision der Vacanz ein Ende zu machen; des Papstes Wahl fiel auf den Basler Bischof, der als Förderer des französisch-böhmischen Bündnisses und als Gegner des auch dem Papste verhaßten Albrecht ein Gegengewicht gegen die Habsburger Bestrebungen im Reiche bieten sollte. Nach einer Erzählung des Magdeburger Chronographen sollte P. unter ganz anderen Umständen Erzbischof von Mainz geworden sein. Es hätte nämlich Graf Heinrich von Luxemburg den Basler Bischof ersucht, bei dem in Poitiers

damals weilenden Papste die Erhebung Balduins, des Bruders des Grafen, auf den Stuhl von Mainz zu befürworten und zu betreiben; der Papst habe die Fürsprache abgewiesen, sei dann in eine schwere Krankheit verfallen, von welcher er nur durch die Kunst des Bischofs hätte befreit werden können; zum Danke hierfür habe der Papst dem Basler Bischofe die für Balduin nachgesuchte Würde ertheilt. Als der Luxemburger, der einen Verrath vermuthete, über den Ausgang der Angelegenheit in Zorn gerathen, soll P. zur Besänftigung des Enttäuschten dem Balduin zum erzbischöflichen Stuhl von Trier verholfen haben. Als Erzbischof von Mainz (10. November 1306) rechtfertigte P. die Erwartungen Derer, die an seiner Beförderung Antheil genommen. Zwar bestätigte Albrecht zu Colmar am 15. August 1307 die Wahl Peter's durch die Verleihung der Regalien, worauf Beide in ihren geschäftlichen Beziehungen auf gutem Fuße mit einander verkehrten; als aber Albrecht von seinem Neffen Johann v. Schwaben ermordet wurde (1. Mai 1308), trat P. den Söhnen des Ermordeten entgegen. Es fehlte damals nicht an Stimmen, welche den Mainzer Erzbischof, der in den Augen der Oesterreicher für einen „Trugner" galt, der Anstiftung zu dieser Missethat beschuldigten. P. war es, der nun die Wahl Heinrichs von Luxemburg zum Könige durchsetzte (27. November 1308). Wie er von da an der Leiter der Politik des Erwählten in Deutschland wurde, so wurde sein Wille auch in Böhmen maßgebend, als er dem Sohne Heinrichs, Johann, die böhmische Krone verschaffte und diesen in Prag krönte (7. Februar 1311). Wiederum trat der in seltener Machtfülle dastehende Erzbischof von Mainz den Habsburgern entgegen, als Heinrich von Luxemburg auf seiner Heerfahrt nach Italien verstarb (24. August 1313). Erst empfahl P. den König Johann von Böhmen zur Nachfolge, dann aber, als dieser Wahlvorschlag aussichtslos erschien, entschied er sich mit Balduin von Trier, Johann von Böhmen, Woldemar von Brandenburg und Johann von Sachsen für den Herzog Ludwig von Baiern, während die übrigen Fürsten den Herzog Friedrich von Oesterreich erwählten (19. October 1314). An dem wegen dieser zwiespältigen Wahl demnächst ausgebrochenen Kriege nahm Erzbischof P. insofern Antheil, als er König Ludwig Geld vorstreckte, für ihn warb und die Waldstätte gegen die Habsburger aufstachelte. Nur einmal treffen wir ihn in des Königs Kriegslager, als dieser Wiesbaden und den Scharfenstein belagerte. Das Ende des Kampfes erlebte er nicht mehr, indem P. am 4. Juni 1320, hoch an Jahren, verstarb.

Trotzdem P. den Schwerpunkt seiner Thätigkeit in die Verfolgung seiner politischen Laufbahn verlegte, war er eifrigst bestrebt, seinen Pflichten als Kirchenfürst gerecht zu werden. In Basel drang er auf den Synoden von 1297 und 1299 auf Wiederherstellung der Kirchenzucht, freilich ohne besonderen Erfolg. Auch als Erzbischof von Mainz war P. unablässig bemüht, durch gewissenhafte und strenge Visitationen den in der Erzdiöcese eingeschlichenen Mißbräuchen entgegenzutreten; mit aller Strenge, aber auch mit aller Gerechtigkeit verfolgte er sein Ziel, den Clerus zu Zucht und Ordnung zurückzuführen. Hauptsächlich dem letzteren Zwecke war die Synode von 1310 bestimmt. Auf derselben soll Wildgraf Hugo, Komthur zu Grumbach, mit 40 Ordensrittern erschienen sein, um feierlichst Verwahrung gegen die dem Orden zum Vorwurf gemachten Vergehungen einzulegen. Auf dem im October 1311 zu Vienne abgehaltenen Concile, welchem P. mit Erlaubniß des Papstes fernblieb, erfolgte die Aufhebung des Tempelherrnordens, dessen Güter unter Zuziehung des Erzbischofs von Mainz und der Bischöfe von Prag und Olmütz auf die Johanniter übergehen sollten. Dem ganzen Wesen des Erzbischofs, der bei allen Unternehmungen das eigene Interesse zu wahren verstand, entsprach es, daß er für die Hebung seines Erzstiftes besorgt war. Bei den Wahlen von Heinrich VII. und Ludwig dem Baier ließ

P. sich die Freiheiten und Privilegien der Mainzer Kirche bestätigen und sich Ersatz leisten für alle erwachsenen Auslagen und Schädigungen, selbst für solche, die mit den Angelegenheiten der Erwählten in keinem Zusammenhange standen. Insbesondere ließ er sich, im Widerspruche mit einer zwischen König Albrecht und Erzbischof Gerlach von Mainz wegen des Zolles in Oberlahnstein und wegen anderer unrechter Zölle getroffenen Vereinbarung vom 20. März 1302, von König Heinrich VII. den Zoll zu Lahnstein zurückgeben, worauf der Erzbischof von Köln mit ähnlichen Anforderungen auftrat und durchdrang. Auch bei Erhebung Johanns von Luxemburg auf den böhmischen Thron bedang er sich erhebliche Vortheile; als Geschenk des Königs erhielt er damals u. A. auch den goldenen Stuhl, der lange Zeit zu den Schätzen des Mainzer Domes zählte (Joannis, Rer. mog. I 97). Zu den Besitzungen des Erzstiftes fügte er eine Reihe von neuen Erwerbungen hinzu; für dargeliehenes Geld erhielt er von Ludwig von Baiern eine Anzahl von Städten und Flecken in Pfand, während er andererseits Gelegenheit fand, einzelne Gebietstheile, die verpfändet waren, wieder auszulösen. Ganz besonders erhoffte er Erweiterungen seiner Macht in Hessen nach dem Tode des Landgrafen Johann von Hessen durch den Erwerb der freigewordenen Lehen und in gleicher Weise in Thüringen durch Wiedererlangung der Mainzer Lehen. Damit kam er nun nicht zu dem erstrebten Ziele. Was er in seiner langen, mit Glück gekrönten Laufbahn für sich erwarb, davon geben die von ihm errichteten Testamente (Gudenus, Codex dipl. III, 160—179) Zeugniß; ein großer Theil seiner Schätze kam der Mainzer Kirche zu gut. „Mit Renten und Geschenken groß, mit Schmuckgeräth, das zu ihm floß, der Kirche er Macht und Reichthum ehrt, hielt sich von Lastern unverwehrt. Fromm und freigebig in der That, war er auch scharfsinnig im Rath.“ Mit diesen frei übertragenen Worten rühmt Peter's Wirken die Umschrift um das höchst beachtenswerthe, im Ostchor des Mainzer Domes befindliche Denkmal des Erzbischofs, der nach seinem ganzen Wirken und Auftreten zu den hervorragendsten Mainzer Kirchenfürsten zählt.

Bockenheimer.

Peter Friedrich Ludwig, Herzog von Oldenburg, geb. 17. Januar 1755, † 21. Mai 1829, war der zweite Sohn des Herzogs Georg Ludwig von Holstein-Gottorp (s. A. D. B. VIII, 698) und der Herzogin Sophie Charlotte, einer Tochter des Prinzen Friedrich Wilhelm von Holstein-Beck, welche in erster Ehe mit dem Burggrafen Alexander zu Dohna vermählt gewesen war. Sein Geburtsort war Riesenburg in Ostpreußen, wo das von dem Vater befehligte Regiment Holstein in Garnison lag. Schon in seinem neunten Jahre verlor er die Mutter und wenige Wochen später (7. Sept. 1763) auch den Vater. Der Sorge für seine und seines älteren Bruders, Wilhelm August, Erziehung unterzog sich die Kaiserin Katharina II. von Rußland, indem sie in Gemeinschaft mit dem Oheim der Prinzen, dem Fürstbischof von Lübeck, Herzog Friedrich August von Holstein-Gottorp, die Vormundschaft übernahm. Unter Leitung des russischen Obersten v. Staal lebten die Prinzen in Bern (1764—68) und Bologna (1769—73) und begaben sich dann nach Petersburg, wo der ältere in den Dienst der russischen Marine, der jüngere in den Dienst der Landarmee trat. Prinz P. nahm an dem Feldzuge gegen die Türken mit Auszeichnung Theil, verließ aber, als der Bruder durch einen Sturz aus dem Mastkorbe bei Kronstadt den Tod in den Wellen gefunden hatte (14. Juli 1774), den Militärdienst und ließ sich nach einem längeren Aufenthalte in England als Privatmann in Hamburg nieder. — Inzwischen waren die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst durch den Vertrag von Zarsko-Selo vom 20/31. Mai 1773 von Dänemark an Rußland abgetreten und von dem Großfürsten Paul an den Chef der jün-

geren Linie des Holstein-Gottorp'schen Hauses, den Fürstbischof von Lübeck, Herzog Friedrich August, übertragen (14. December 1773) und von dem deutschen Kaiser zum Herzogthum erhoben. Der Sohn des Herzogs, Erbprinz Peter Friedrich Wilhelm, Coadjutor zu Lübeck, war gemüthskrank. Herzog Friedrich August ernannte daher durch Testament vom 4. April 1777 seinen Neffen, den Prinzen P., zum Landesadministrator des Herzogthums Oldenburg und veranlaßte die Wahl desselben zum Coadjutor in Lübeck an Stelle seines von der Coadjutorie zurücktretenden Sohnes. — Prinz P. nahm von nun an seinen Sommeraufenthalt auf dem in der Nähe der Stadt Oldenburg belegenen Schlosse zu Rastedt und vermählte sich am 26. Juli 1781 mit der Prinzessin Friederike Elisabeth Amalie von Würtemberg, Tochter des Herzogs Friedrich Eugen, die ihm aber schon am 24. November 1785 durch den Tod entrissen wurde, nachdem sie ihm zwei Söhne, den nachmaligen Großherzog Paul Friedrich August (s. A. D. B. I, 667) und den Prinzen Peter Friedrich Georg (s. A. D. B. VIII, 683) geboren hatte. — Nach dem Tode des Herzogs Friedrich August (6. Juli 1785) übernahm Herzog P. die Regierung des Herzogthums Oldenburg als Landesadministrator, diejenige des Bisthums Lübeck im eigenen Namen; erst am 2. Juli 1823, mit dem Tode seines gemüthskranken Vetters, fiel ihm auch die selbsteigene Regierung des Herzogthums Oldenburg zu. Seine lange Regentenzeit war eine vielbewegte. Nachdem er in den ersten Jahren, unterstützt von dem ausgezeichneten Minister Grafen Holmer, auf allen Gebieten der Verwaltung die bessernde Hand angelegt, auch infolge des Reichsdeputationshauptschlusses vom Jahre 1803 als Entschädigung für die Aufhebung des einträglichen Weserzolles zu Elsfleth eine bedeutende Erweiterung der Grenzen des Herzogthums durch Erwerbung des hannoverschen Amts Wildeshausen und der münsterschen Aemter Vechta und Cloppenburg, sowie den dauernden Besitz des Bisthums Lübeck als eines weltlichen Erbfürstenthums erlangt hatte, wurde seine Thätigkeit in dem ersten Decennium des neuen Jahrhunderts vorzugsweise durch die infolge der geographischen Lage des Landes eingetretenen schwierigen politischen Verhältnisse in Anspruch genommen, welche schon im J. 1806 zu einer, wenn auch nur kurzen, Besetzung des Landes durch die Holländer führten, im J. 1808 den Beitritt des Herzogs zum Rheinbunde veranlaßten und endlich im J. 1811 die Einverleibung des Herzogthums in das französische Kaiserreich zur Folge hatten, nachdem der Herzog jeden ihm von Napoleon angebotenen Ländertausch zurückgewiesen hatte. Der Herzog begab sich nach Rußland, wo er an der Errichtung der russisch-deutschen Legion thätigen Antheil nahm. Im November 1813 kehrte er in die Heimath zurück. Durch den Wiener Congreß wurden ihm, abgesehen von einer geringen Territorial-Erweiterung des Herzogthums, aus dem ehemaligen französischen Saardepartement diejenigen Gebietstheile zuerkannt, aus denen nachmals das Fürstenthum Birkenfeld gebildet ist und der großherzogliche Titel beigelegt, den er jedoch nicht annahm. Im J. 1818 gelangte er durch Cession von Seiten des Kaisers von Rußland auch in den Besitz der Erbherrschaft Jever. Nachdem er eifrig und erfolgreich bemüht gewesen war, die dem Lande durch die Fremdherrschaft geschlagenen Wunden zu heilen, mußte er es in den letzten Regierungsjahren seine Aufgabe sein lassen, die Schäden zu mildern, welche Wasserfluthen und Mißwachs dem Lande verursacht hatten. Am 21. Mai 1829 starb er zu Wiesbaden, wo er wiederholt Kräftigung gegen die sich einstellenden Schwächen des Alters gesucht hatte. — Herzog P. „war eine ernst und nüchtern angelegte holsteinische Natur, ein Herr von klarem Blick, festem Willen und strengstem Pflichtgefühl, als Regent ein Geschäftsmann ersten Ranges, jedem Verdienst gerecht, gleichmäßig und wohlwollend in seinem Urtheil über Menschen und Dinge, unerbittlich gegen

Unwahrheit und Heuchelei, ein deutscher Fürst in des Wortes bester Bedeutung. Allem äußerlichen Scheinwesen, allem prunkvollen Treiben abhold, war der Herzog in seinem Privatleben fast bürgerlich einfach; ihm war sein Haus seine Welt, der fürstliche Beruf der Inhalt seines Daseins". So schildert ihn Jansen (Aus vergangenen Tagen, S. 123), und so lebt sein volksthümliches Bild noch heute in der Erinnerung des Landes, mit dessen Geschicken die seinigen in sturmvoller Zeit während einer 44jährigen Regierung verbunden gewesen sind.

Mutzenbecher.

Peter: Constantin Friedrich Peter, Herzog von Oldenburg, geb. zu Jaroslaw am 26. August/7. September 1812, † zu Petersburg am 2/14. Mai 1881, war der Sohn des Prinzen Peter Friedrich Georg von Oldenburg (s. A. D. B. VIII, 683) und der Großfürstin Katharina Pawlowna, der Schwester des Kaisers Alexander I. von Rußland. Nachdem er seinen Vater schon im ersten Lebensjahre verloren hatte, siedelte er, als seine Mutter sich mit dem Kronprinzen Wilhelm von Würtemberg vermählte, mit seinem älteren Bruder Alexander nach Stuttgart und nach dem im J. 1819 erfolgten Tode der Mutter nach Oldenburg über, wo die Prinzen unter den Augen ihres Großvaters, des Herzogs Peter Friedrich Ludwig, erzogen wurden. Nach erreichter Volljährigkeit und nachdem der Bruder gestorben war, begab Herzog P. sich nach Petersburg, um in den russischen Militärdienst zu treten. Er wurde Oberst im Preobraschenskischen Garderegiment, später General, ging dann aber in den Dienst der Verwaltung über und entfaltete vorzugsweise auf dem Felde des Unterrichts, der Erziehung und der Wohlthätigkeit unter allseitiger Anerkennung eine ersprießliche Wirksamkeit. Seinem Stammlande bewahrte er auch in der Ferne stets das lebendigste Interesse. Wie er in Petersburg die Rechtsschule ins Leben rief, so verdankt ihm Oldenburg die Gründung der Cäcilienschule.

Mutzenbecher.

Peter Friedrich Wilhelm, Erbprinz von Holstein-Gottorp, geb. zu Eutin am 3. Januar 1754, war der einzige Sohn des Herzogs Friedrich August, Fürstbischofs von Lübeck, nachmaligen Herzogs von Oldenburg. Nachdem er 1769/70 in Kiel studirt hatte, trat er eine längere Reise an, welche dadurch von Bedeutung geworden ist, daß J. G. Herder der Begleiter des Prinzen war und auf derselben nach Darmstadt und zu Goethe nach Straßburg geführt wurde (1770/71). Im J. 1773 wurde der Prinz vom Domcapitel zu Lübeck zum Coadjutor des Hochstifts gewählt und nahm im December desselben Jahres an dem Einzuge seines Vaters in die Hauptstadt der der jüngeren holstein-gottorpischen Linie cedirten Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst Theil. Aber eine Geisteskrankheit, deren Spuren sich schon früher gezeigt hatten, die indeß auf einer Reise, welche der beabsichtigten Vermählung des Prinzen mit der Prinzessin Charlotte von Hessen-Darmstadt galt, zum völligen Ausbruch kam, führte die Nothwendigkeit herbei, den Prinzen nicht nur auf die Coadjutorie in Lübeck, sondern auch auf die Nachfolge in der Regierung des Herzogthums Oldenburg verzichten zu lassen (14. Februar 1777). Nach dem Tode des Vaters (6. Juli 1785) überwies ihm der König von Dänemark das Schloß zu Plön, wo er am 2. Juli 1823 starb. Mutzenbecher.

Peter (Karl Peter Ulrich), Herzog von Holstein-Gottorp, als Kaiser von Rußland: Peter III.; geboren am 21. Februar 1728 auf dem Schlosse zu Kiel als der einzige Sohn Herzog Karl Friedrich's von Holstein-Gottorp und der Großfürstin Anna von Rußland, der ältesten Tochter Kaiser Peter's des Großen. Kaum ein Jahr alt, verlor der Prinz schon die Mutter; die zahlreiche weibliche Bedienung, welcher er nun überantwortet

ward, übte durch ihre übertriebene Aengstlichkeit einen schädlichen Einfluß auf seine Entwicklung, dessen Folgen sich zunächst in einer gewissen scheuen Furchtsamkeit zeigten. Auch den Vater verlor der Prinz schon mit elf Jahren. Geschwister hatte er nie gehabt, stand somit jetzt ganz vereinsamt da.

Wir müssen einen Rückblick auf die Schicksale des Vaters werfen. Karl Friedrich war der Sohn Herzog Friedrich IV. (A. D. B. VIII, 21) und der schwedischen Hedwig Sophie, der ältesten Schwester König Karl XII. Auch er war in früher Kindheit Waise geworden; auch er hätte wie später sein Sohn aus eigenen Erfahrungen „die Leiden eines Knaben“ schreiben können. In Erinnerung an die eigene traurige Kindheit hatte er in Betreff der Erziehung seines Sohnes, der er besondere Sorgfalt zuwendete, letztwillig Alles bis ins Kleinste geordnet. Zu seinem Vormunde hatte er den Prinzen Friedrich August von Holstein-Gottorp, dritten Sohn Bischofs Christian August, bestellt, der in Gottorp'schen Diensten stand und das besondere Vertrauen des Herzogs genoß. Diesem hatte er ans Herz gelegt, die Umgebung seines Sohnes vorsichtig zu wählen, auf seine Ausbildung, auch auf die körperliche, die größte Aufmerksamkeit zu verwenden, und vor Allem darauf zu sehen, daß dem Knaben eine liebreiche Behandlung zu Theil werde. Von alledem geschah gerade das Gegentheil. Als Karl Friedrich am 18. Juni 1739 starb und nun der elfjährige Sohn ihm als Herzog von Gottorp folgte, bedurfte es demnach der Ernennung einer vormundschaftlichen Regierung. Auf den jungen Herzog gingen zugleich die Erbansprüche seines Vaters an die schwedische Krone über. Denn als Karl XII. von Schweden am 14. November 1718 vor Friedrichshall fiel, ohne Leibeserben zu hinterlassen, hätte ihm Karl Friedrich als Sohn seiner älteren Schwester folgen sollen, wie ihn denn auch Karl XII. immer als seinen Nachfolger behandelt hatte. Seine Thronbesteigung wäre indessen gleichbedeutend gewesen mit einer Fortsetzung des Krieges gegen Dänemark zur Geltendmachung der Gottorpischen Ansprüche an Schleswig. Deswegen war eine Hofpartei und die Armee seiner Throncandidatur entgegen. Die Armee pronuncirte statt seiner die jüngere Schwester des verstorbenen Königs, Ulrike Eleonore, Gemahlin des Landgrafen Friedrich von Hessen (A. D. B. VII, 522), zur Königin von Schweden, und die ad hoc einberufenen Stände bestätigten diese Wahl. Ulrike Eleonore lebte aber in kinderloser Ehe. Somit war, wenn sie starb, Karl Peter Ulrich der letzte Sprößling des alten schwedischen Königshauses, während ihm zugleich als Enkel Peter's des Großen Ansprüche auf die Thronfolge in Rußland zur Seite standen.

Auf die Nachricht vom Tode Herzog Karl Friedrich's nahm nun aber der damalige Bischof von Lübeck, Herzog Adolph Friedrich (A. D. B. I, 114) als ältester Agnat die Vormundschaft und die Administration des Landes für sich in Anspruch und trat sie mittelst Patentes vom 21. Juni 1739 an. Sein jüngerer Bruder, der obengenannte Prinz Friedrich August, verzichtete auf die ihm testamentarisch übertragene Vormundschaft, nahm seinen Abschied aus Gottorpischen Diensten, ging ins Ausland und überließ den ihm so warm ans Herz gelegten Pflegebefohlenen seinem Schicksal. Das Testament des seligen Herzogs ward einfach ad acta gelegt. Zum Hofmeister des jungen Herzogs ward Graf Brümmer ernannt; ein früherer Cavallerieofficier, den der selige Herzog wegen seines anstößigen Lebenswandels des Landes hatte verweisen wollen. „Il est bon pour dresser un cheval mais non pour élever un prince“ äußerte über ihn Professor Mildt, der französische Lehrer des Prinzen. Ein im großherzoglich oldenburgischen Haus- und Centralarchiv aufbewahrtes Memorial enthält eine Zusammenstellung der dem Grafen Brümmer zur Last gelegten Mißgriffe in der Erziehung des Herzogs. Zur Residenz war diesem das Schloß Kiel angewiesen.

Der Unterricht, in dem die fremden Sprachen natürlich eine Hauptrolle spielten, dauerte von Morgens bis Abends spät; von Erholung, Bewegung in freier Luft, Anregung im Umgang mit Altersgenossen war keine Rede. Ermüdet und ermattet von Schulstunden mußte der Prinz oft stundenlang auf das Essen warten, wenn sich Graf Brümmer eben auf der Jagd oder im Salon der Frau v. Brockdorff ergötzte. Unter der Tafel liebte es Graf Brümmer, sich in platten und frivolen Scherzen zu ergehen. Abends mußte der Prinz in Uniform den Gesellschaften beiwohnen, die Brümmer in den herzoglichen Gemächern veranstaltete, und am Tanze der Erwachsenen Theil nehmen. Wenn seitens der Lehrer geklagt ward, daß der Prinz wenig Sinn für die Grammatik zeige, gab es heftige Auftritte und unpassende Strafen; so ließ ihn Graf Brümmer an seinen Arbeitstisch binden, mit entblößten Knieen auf Erbsen liegen oder stundenlang mit einem Eselsbild um den Hals zum öffentlichen Aergerniß umhergehen. Das mag als Probe aus einer langen Reihe von ähnlichen Beschwerden genügen. Das Aergste aber, was dem Prinzen widerfuhr, war doch die Art, wie man den Religionsunterricht betrieb: je nachdem die Aussichten auf die Thronfolge in Rußland oder in Schweden mehr in den Vordergrund traten, ward er in griechisch-katholischer oder in lutherischer Confession unterrichtet, wobei fanatische Geistliche sich bemühten, ihm Mißtrauen und Haß gegen die Lehren der gerade bei Seite geschobenen Religion einzuflößen. So ward der religiöse Frieden des Knaben zerstört und ihm gegen den griechisch-katholischen Cultus ein Widerwillen beigebracht, über den er auch später nie vollständig hat Herr werden können. In wie hohem Grade Brümmer's Behandlung das Gemüth des Prinzen verbittert hat, sollte sich später zeigen. Der einzige Lichtblick in diesen trüben Kindertagen war der Verkehr mit der Jungfrau Alinius, seinem Kindermädchen, dem noch der Kaiser später seine Dankbarkeit bezeigte.

1741 hatte die jüngste Tochter Peter des Großen, Elisabeth, den russischen Thron bestiegen. Sie wollte dem Prinzen P., als dem Sohn ihrer älteren Schwester, die Nachfolge auf den russischen Thron sichern und wünschte deswegen seine Uebersiedlung nach Petersburg. In Kiel, wo er der Gegenstand inniger Theilnahme war, machte man Miene, sich seiner Ueberführung zu widersetzen. Er ward aber nächtlicher Weile an Bord eines russischen Kriegsschiffes gebracht, das gleich darauf in See ging. Im Februar 1742 hielt der Prinz seinen Einzug in Petersburg, von der Kaiserin in herzlicher Weise empfangen und unter endlosen Festlichkeiten. Die Kaiserin wandte nun seiner Ausbildung ihre besondere Aufmerksamkeit zu. Seine Kränklichkeit aber, wiederholte ernstliche Krankheiten und die unter diesen Umständen doppelt ermüdenden Anstrengungen des Hoflebens, denen er sich trotzdem nicht entziehen durfte, wirkten auf das Störendste ein. Am 7./18. November 1742 trat er zur griechisch-katholischen Kirche über, und ward als Peter Petrowitsch „ex jure sanguinis" zum Großfürsten-Thronfolger erklärt.

Bald nachher am 4. Januar 1743 fand sich in Moskau eine schwedische Gesandtschaft ein, um dem Prinzen im Namen des schwedischen Reichsraths die schwedische Krone anzutragen. Um des bereits erfolgten Uebertritts zur griechischen Kirche willen war die Sache hinfällig, sie scheint aber auf den Prinzen, den man über seine Aussichten auf den schwedischen Thron nie genügend aufgeklärt hatte, einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Er gab seinem Schmerz über den Verlust der schwedischen Krone in einer Weise Ausdruck, welche die Altrussen, bei denen seine Throncandidatur viele Gegner hatte, verletzte. Die Sache ward ausgebeutet, um ihm bei der Kaiserin zu schaden und ihn beim Volke unpopulär zu machen. Schon hier liegen die kleinen Anfänge der großen

Bewegung, die später gegen ihn ins Werk gesetzt wurde; es ist „le commencement de la fin“.

Im Herbst 1743 erkrankte P. so schwer, daß man für sein Leben bangte. Dies veranlaßte die Kaiserin, welche das Aussterben der Nachkommenschaft Peter's des Großen befürchtete, die Vermählung des 16jährigen Prinzen gegen den dringenden Rath der Aerzte in Erwägung zu nehmen: ihre Wahl fiel auf die dem Holstein-Gottorpischen Hause verwandte Prinzeß von Anhalt-Zerbst, die spätere Kaiserin Katharina II. Sie traf mit ihrer Mutter im Februar 1744 in Moskau ein, trat am 9. Juni d. J. zur griechischen Kirche über und erhielt den Namen Katharina Alexiewna. Als im Herbst 1744 die Residenz von Moskau nach Petersburg verlegt wurde, erkrankte der Großfürst auf der Reise dahin in Chotilowo an den Blattern. Die Kaiserin war Tag und Nacht an seinem Bett „dans une consternation excessive“, wie der preußische Gesandte unter dem 12. November 1744 berichtete. Der Großfürst erholte sich zwar; gleichwol aber wurde ihm die Krankheit verhängnißvoll. Zunächst hörten, damit die Reconvalescenz nicht gestört werde, seine Studien auf. Dann aber entstellten die Pockennarben sein Gesicht dergestalt, daß Katharina des peinlichen Eindrucks nicht Herr werden konnte. Auch ihm selbst entging dies nicht, und es liegen hier die Anfänge einer Verstimmung, die später so schwere Folgen nach sich ziehen sollte. Es kam aber noch Eines hinzu. Während der Tage, wo man den Tod des Großfürsten fürchtete, waren Alle, und die Kaiserin nicht am wenigsten, von der Frage der Nachfolge im Reich tief bewegt. Im Staatsrath brach sich die Ansicht Bahn, daß in diesem Falle seine Verlobte, die Großfürstin Katharina zu seiner Nachfolgerin zu ernennen sei. Es blieb dies kein Geheimniß; wer vermag zu sagen, welche Gedanken damit in der Seele der jungen, ehrgeizigen Fürstin aufgekeimt sind?

Die Vermählung erfolgte am 1. September 1745. Das eheliche Verhältniß war bald und oft getrübt. Es scheint sogar, daß Katharina schon früh an Machinationen gegen den Thronfolger Theil genommen hat.

Als Herzog von Holstein erhielt P. am 11. Juni 1745 vom deutschen Kaiser veniam aetatis. Die Regierung über den Gottorper Antheil am Herzogthum Holstein führte er von Petersburg aus mit zwei Conseils, deren eines seinen Sitz in Petersburg, das andere in Kiel hatte. Er nahm nun Einsicht in die unverantwortliche Art und Weise, wie während seiner Minderjährigkeit die Regierung geführt worden war, und eine tiefe Mißstimmung erfaßte ihn unter den Klagen und gegenseitigen Anschuldigungen, die jetzt von drüben her zu ihm drangen. Der Gottorpische Gesandte in Stockholm, Geheimrath v. Holmer, welcher Mitglied des Conseils in Kiel gewesen war, wurde sofort abberufen. Der bis dahin, auch in Petersburg, vielvermögende Hofmarschall Graf Brümmer ward in ländliche Einsamkeit nach Trittau verbannt. Die Kieler Kanzlei ward neu geordnet und dem Präsidenten strenge Disciplin eingeschärft. Der Kieler Postmeister, welcher das Briefgeheimniß nicht geachtet hatte, ward zur Rechenschaft gezogen. Der Justizpflege, der Verwaltung, der Universität wandte der Herzog seine Aufmerksamkeit zu und ging überall ohne Ansehen der Person vor, wie verschiedene Rescripte an das Kieler Conseil beweisen. Hatte er früher auf das Andrängen des Hofkanzlers Pechlin zu der berüchtigten Verfolgung des Geheimraths Westphalen (s. d.) selbst die Hand geboten, so zeigte er sich jetzt, über den wahren Sachverhalt aufgeklärt, bemüht, das an Westphalen begangene Unrecht wieder gut zu machen.

1754 ward dem Großfürsten ein Sohn geboren, der nachmalige Kaiser Paul, durch welchen er der Stifter des in Rußland regierenden Hauses ward.

Am 25. December 1761/5. Januar 1762 starb Kaiserin Elisabeth und Peter III. bestieg den Thron. Seine ferneren Thaten und Schicksale gehören ganz der russischen Geschichte an, und können hier nur flüchtig angedeutet werden. Er begann seine Regierung damit, 20000, unter Elisabeth nach Sibirien Verbannten die Freiheit zu schenken. Reformen sollten auf allen Gebieten sofort ins Leben treten. Die heimliche Kanzlei ward abgeschafft, jene Staatsinquisition, die seit den Zeiten Iwan's des Großen so viel Unglück über Rußland gebracht hatte. Anwendung von Tortur und Knute ward verboten. Unterm 27. März /7. April 1762 legte der Kaiser dem Senat sein nationalökonomisches Programm vor: Die Waldungen sollten gegen Ausforstung geschützt werden, der Handel mit Korn und Vieh freigegeben, Handelsfactoreien errichtet, der Preis auf Salz herabgesetzt werden. Eine verbesserte Organisation der Rechtspflege ward in Aussicht genommen und ein sogenannter Wohlfahrtsausschuß ernannt mit der Aufgabe, das allgemeine Wohl der Unterthanen zu überwachen. Die Einfuhr verschiedener Luxusgegenstände ward verboten. Auch Heer und Flotte sollten reorganisirt werden, das Heer nach preußischem, die Flotte nach englischem Muster. Sogar auf die griechische Kirche und ihre Klöster erstreckte sich dieser hastige Reformeifer des Kaisers. Friedrich der Große bemerkte auf die Nachricht hiervon: „attaquer ces archimandrites et ces popes c'était se faire des ennemies irréconciliables.“ Aber auch auf vielen anderen Gebieten fühlte man sich in seinen berechtigten wie unberechtigten Interessen bedroht und beeinträchtigt. Noch aufregender vielleicht wirkte des Kaisers auswärtige Politik. Er war bekanntlich seit lange ein begeisterter Verehrer Friedrich des Großen, mit dem er in intimem Briefwechsel stand. In der That war es ein kühner Griff in das Rad der Weltgeschichte, als der Kaiser plötzlich die europäische Coalition sprengte, durch welche Friedrich II. sich auf das Aeußerste bedroht sah. Am 16. März 1762 ward zwischen Rußland und Preußen der Waffenstillstand geschlossen, am 5. Mai der Friede, in welchem die eroberten und fast schon incorporirten preußischen Provinzen wieder herausgegeben wurden. Wenn zu gleicher Zeit der Krieg mit Dänemark auszubrechen drohte — die Heere waren bereits in Marsch —, so war dieser Krieg, in dem man nur die Verfolgung Gottorpischer Hausinteressen sah, nicht minder unpopulär.

Die sorgfältig vorbereitete Revolution kam am 28. Juni/9. Juli 1762 zum Ausbruch. Katharina wurde zur Kaiserin ausgerufen, Peter III. verhaftet und nach Ropscha gebracht. Hier ward er am 6. Juli/17. Juli in brutalster Weise meuchlings ermordet. F. v. Krogh.

Peter: s. auch **Petrus**.

Peter v. Coblenz, Baumeister. Der Name „Maister Peter Stainmetz von koblentz“ tritt uns zuerst 1482—90 in den Steuerlisten von Stuttgart entgegen. Hierauf wird der Mann 1501 noch einmal urkundlich genannt als zu Urach seßhaft und als Meister der S. Amandikirche da, deren Bau 1499 vollendet war, nachdem er 1479 begonnen hatte. Von dieser Kirche her kennt man sein Meisterzeichen und ist danach im Stande, seine weitere Thätigkeit zu verfolgen. Das Bild, das sich von derselben ergibt, ist folgendes:

Vermuthlich hatte der Meister in den 70er Jahren als fürstlicher Baumeister in dem Uracher Theil des getrennten Württemberg die Bauten geleitet, welche Graf Eberhard im Bart dort ausführte (Schloß, Mönchshof, Stiftskirche). Bei der Verlegung der Residenz des wiedervereinigten Landes nach Stuttgart 1482 folgte er dem Grafen dahin, um, wahrscheinlich an der Stelle des 1470—78 genannten, im letzten Jahr gestorbenen Parliers Hans, dem Stuttgarter fürstlichen Baumeister Albrecht Georg als Gehilfe bei dessen weit-

verzweigter Bauthätigkeit, die in Stuttgart insbesondere damals den Fortbau an der Stiftskirche und Spitalkirche umfaßte, zu dienen. Zwei Jahre vor dessen Tod hatte Meister P. 1490 den Mittelpunkt seiner Thätigkeit wieder nach Urach verlegt und wirkte von dort aus, meist durch Unterwerkmeister, an einer Reihe kirchlicher Bauten (Münsingen um 1487—95, Weilheim unter Teck 1489—1517, Dettingen, OA. Urach seit 1494, Heutingsheim seit 1487, Schwieberdingen 1495, Eltingen, Karthause Güterstein). Im Kloster Hirschau hat er 1491 den nördlichen Flügel des Kreuzgangs, wahrscheinlich auch andere, jetzt nicht mehr erhaltene Bautheile hergestellt; in Blaubeuren die ganze Klosterkirche 1491—1501, hier unterstützt von dem zugleich als Bildhauer thätigen Steinmetzen Ando (? = Anton). Mit Albrecht Georg, dessen Schüler er früher gewesen sein mochte, theilte P. die Vorliebe für das Hineinziehen der Strebepfeiler in die Wände des Langhauses. Seine Heimath kann ebensowohl das Dorf Koblenz bei Zurzach in der Schweiz, als die Stadt Coblenz gewesen sein. Für letzteres spricht das Vorkommen eines Meisters Peter von Lahn in Waiblingen und Fellbach 1487—1519. Sein Bild mögen wir mit Beisbarth an dem Uracher Marktbrunnen finden. Näheres s. in meiner Schrift: Württ. Baumeister u. Bildh., Stuttg., Kohlhammer 1882 (Separatabdruck aus den Württ. Vierteljahrsh. f. Landesgesch. 1882, Heft I—III).

Klemm.

Peter von Dresden, ein Zeitgenosse von Johann Huß, könnte, wenn der ihm zugeschriebene, durch die bisherigen Forschungen jedoch noch keineswegs hinreichend bewiesene Antheil an der hussitischen Bewegung begründet wäre, in seiner Art eine weltgeschichtliche Bedeutung beanspruchen. Wird er doch als einer der Urheber der Lehre vom Abendmahl unter beiderlei Gestalt (sub utraque) und als eifriger Bekämpfer der Lehre vom Fegefeuer genannt. Ferner wird ihm ein nachhaltiger Einfluß auf den bekannten Jakob (Jacobellus) von Mies zugeschrieben. Sicher bekannt über sein Leben und Wirken ist nur Folgendes: Nach dem Zeugniß des Aeneas Sylvius hat P., als dessen Heimath, wie schon sein Beiname bezeugt, Dresden oder ein dieser Stadt benachbarter Ort anzunehmen ist, im Jahre 1409 die Universitätsstadt Prag, woselbst er jahrelang als akademischer Lehrer thätig gewesen, infolge der bekannten Katastrophe mit den Professoren und Studenten zugleich verlassen und sich in sein Vaterland zurückbegeben. In die nächstfolgenden Jahre fällt dann die angebliche Thätigkeit Peter's an den gelehrten Schulen zu Chemnitz und Zwickau. Nachgewiesen ist seine Anwesenheit in Dresden im J. 1412, wo er mit einem gewissen Nikolaus zusammen an der Schule zum hl. Kreuz als Lehrer wirkte. Wegen Verbreitung ketzerischer Lehren nach Art der von Wiklif und den böhmischen Neuerern aufgestellten, wurden beide Männer schon nach etwa zweijähriger Lehrthätigkeit durch richterliches Urtheil ihrer geistlichen Oberbehörde aus der Meißner Diöcese ausgewiesen. In Begleitung seines Schicksalsgenossen kehrte P. nach Prag zurück, gründete in Gemeinschaft mit Ersterem eine Schule (bursa) daselbst und hat in der Folge mit dem vorerwähnten Jacobellus (zu Ende des Jahres 1414) das Abendmahl unter beiderlei Gestalten insgeheim auszutheilen begonnen; ein Vorgang, der bekanntlich die Billigung des damals bereits in Konstanz eingekerkerten Huß gefunden hat. P. ist schließlich, da er die von ihm — anscheinend mit wesentlichem Erfolg — verbreiteten Wiklif'schen Lehren nicht widerrief, 1421 auf dem Scheiterhaufen gestorben. Näheres über das tragische Ende des Vorreformators hat sich nicht ermitteln lassen und muß hierüber sowie über seine Wirksamkeit und Bedeutung als solcher überhaupt, weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben. Ein bekanntes Kirchenlied, in welchem lateinische und deutsche Zeilen gemischt sind, wird P. ohne ausreichenden Grund zugeschrieben.

Flathe, Geschichte von Sachsen (Gotha 1867). Bd. I, S. 348. — Herzog's Real-Encyclopädie II, S. 394 u. XIII, S. 218. — O. Meltzer, die Kreuzschule in Dresden b. z. Einführ. der Reformation (1539). Dresden 1886. S. 33 u. ff. Paul Pfotenhauer.

Peter von Duisburg s. **Dusburg** (A. D. B. V, 492).

Peter von Pilichsdorf, Professor an der Wiener Universität, Canonicus zu St. Stephan und Pfarrer von Pilichsdorf, einem nicht unansehnlichen Orte am nördlichen Rande des Marchfeldes in Niederösterreich, nach welchem er auch benannt wurde. Die Nachrichten über ihn fließen sehr spärlich und es läßt sich aus den älteren Documenten der Wiener Universität nur eruiren, daß er aus Höbersdorf (Hebertsdorf) in Niederösterreich gebürtig war und mit seinem Familiennamen Engelhardi (scil. filius Engelhardi) hieß, daß er im J. 1388, wo er noch der Artistenfacultät angehörte, jedoch schon baccalaureus formatus aus der Theologie war, das Rectorat bekleidete und in den Jahren 1398, 1399, 1401 und 1402 fünf Mal als Decan der theologischen Facultät, an welche er wahrscheinlich bald nach seinem Rectorate übergetreten war, fungirte. Von da ab verschwindet sein Name aus den Universitätsacten. Der Jesuit Jakob Gretser entdeckte zwei Schriften von ihm in mehreren Codices, von denen jedoch nur der Tegernseer den Namen des Autors enthielt, und edirte beide zu Ingolstadt 1613, und zwar die erste derselben: „Contra sectam Waldensem liber“ oder „Obviationes s. scripturae contra errores Waldenses“ — ein nicht unwichtiger Beitrag zur Kirchengeschichte — ganz in 36 Capiteln; die zweite dagegen: „Tractatus contra pauperes de Lugduno“ nur fragmentarisch, theils weil der Codex einen zu fehlerhaften, oft sinnlosen Text bot, theils weil ihm einige Ansichten und Aeußerungen des Verfassers zu läppisch schienen. Sie finden sich auch in der Gesammtausgabe von Gretsers Werken (Regensburg 1734—41) im 2. Theile des 12. Bandes und in der Maxima bibliotheca veterum patrum (Lugduni 1677) im 25. Bande S. 277 u. 299. Die erste ist auch noch handschriftlich auf der k. k. Wiener Hofbibliothek im Codex 4219 (Theol. 216, S. 212a bis 232b) vorhanden. Nach der Schlußschrift derselben Expliciunt obviationes . . . 1444 rückten die älteren Literarhistoriker Cave, Fabricius und noch Jöcher die Lehrthätigkeit des Autors in die Mitte des 15. Jahrhunderts hinauf, obwohl schon Gretser in seinen Prolegomenis das Jahr 1395 als Entstehungszeit derselben aus einer Stelle des 30. Capitels nachgewiesen hatte. Obige Schlußformel und Datirung ist demnach nur als Zusatz eines Abschreibers zu nehmen. Jöcher macht den Autor überdies noch zum Professor der Kölner Universität, bezüglich welcher Angabe hier die Anmerkung genügen mag, daß Jos. Hartzheims bibliotheca Coloniensis (Col. 1757), die alle kölner Schriftsteller mit ihren Werken verzeichnet, nichts von ihm weiß.

Vgl. Aschbach, Gesch. der Wiener Univ. im ersten Jahrh. ihres Bestehens. Wien 1865. S. 124 u. 586. — Wappler, Gesch. der theolog. Facultät der k. k. Univ. zu Wien. 1884. S. 364 u. 468 und die obengenannten Autoren. P. Ant. Weis.

Peter von Rosenheim, ein Beiname, den er von seiner Geburtsstadt am Innflusse führte, scheint im Jahre 1403 als Student dem Rector der Wiener Hochschule, Nicolaus v. Mazzen, in die Einsamkeit von Subiaco gefolgt zu sein. Im Jahre 1416 kehrte er in Begleitung desselben nach Deutschland zurück und wurde 1418 zu Konstanz von Papst Martin V. mit anderen zur Reformirung des Benedictinerordens ausgesendet. P. ging zunächst nach Melk, wo er bald als Prior erscheint, und besuchte nun eine Reihe größtentheils bairischer Klöster, um die echte Regel St. Benedicts wiederherzustellen. Im J. 1432 reiste er im Auftrage der Concilsväter, die zu Basel tagten, nach

Böhmen, wo er der hussitischen Bewegung Einhalt thun sollte. Von den Erfolgen seiner Thätigkeit ist nichts bekannt. Sein Heimgang erfolgte wahrscheinlich am 5. Januar 1441; das Todesjahr ist nicht völlig sicher. Trithemius spricht sich über ihn mit großem Lobe aus. Sein Hauptwerk: „Roseum memoriale divinorum eloquiorum", worin jedes Capitel der Schrift in einem Distichon gegeben ist, erlebte viele Auflagen.

Keiblinger, Geschichte des Benediktinerstifts Melk. I, 489 ff. — Kobolt, Gelehrtenlexikon und Nachträge. G. Westermayer.

Peter von Sachsen, einer der wenigen adligen Herren, die sich noch in den letzten Decennien des 14. Jahrhunderts in deutscher Lyrik versuchten. Einen Barant zum Lobe der Maria, das einzige sicher ihm gehörige Gedicht, das erhalten ist, übersandte er dem gelehrten Hymnendichter und -übersetzer, dem Mönch von Salzburg (s. A. D. B. XII, 165), der die Gabe durch ein lateinisches Lied ähnlichen Inhalts und gleicher (freilich vereinfachter) Form erwiderte. Peters Lied, in einer reimreichen verkünstelten Strophe verfaßt, häuft in meisterlicher Art Lobesepitheta auf Maria: den Ritter verräth Nichts. Für ein in derselben Form abgefaßtes Mailied steht Peter's Verfasserschaft nicht fest; abweichende Behandlung des Auftakts zeugt gegen sie. Noch die Dichterkataloge des 16. Jahrhunderts kennen P. von Sachsen unter dem entstellten Namen Peter oder Peterlein Sachs.

Meisterlieder der Kolmarer Handschrift, hrsg. v. Bartsch, Stuttg. 1862, S. 6, 7, 90, 184. Roethe.

Peter von Zittau, der einzige Geschichtschreiber, welcher über die Anfänge und ersten Jahrzehnte des luxemburgischen Hauses in Böhmen ausführlich berichtet, der bedeutendste Geschichtschreiber Böhmens im 14. Jahrhundert überhaupt, wurde um 1275 in der Stadt, nach welcher er genannt wird und die damals zu Böhmen gehörte, geboren. Seine Lebensverhältnisse kennen wir erst von dem Augenblicke an, da er in das Cistercienserkloster Königsaal (Aula regia) eintrat, welches der König Wenzel II. ein Jahrzehnt zuvor gestiftet und reich begabt hatte. Sein Eintritt dürfte kaum vor 1303, nachdem er sich zuvor vergebens bei den Kreuzherren um Aufnahme beworben, erfolgt sein. Um 1308 beendete er sein Noviziat; acht Jahre später wurde er Abt des Klosters. In der Reihenfolge der Aebte war er der Dritte. Seine Verwaltung fiel in eine sehr schwere Zeit, denn die Steuern, die der unternehmungslustige König Johann dem Kloster auferlegte, stiegen allmählich ins Unerschwingliche, und so war das Stift um 1338 so herabgekommen, daß seine Auflösung wegen des Druckes der Schulden bevorstand und der Markgraf Karl von Mähren demselben 3000 Schock Prager Groschen vorzustrecken genöthigt war. P. entsagte unter diesen Verhältnissen gern seiner Würde (1338). Nicht lange hernach — wahrscheinlich 1339 — ist er gestorben.

Während seiner zum Theil aufreibenden Thätigkeit als Abt fand P. noch Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit: er glänzte als Kanzelredner und hinterließ einen Band Predigten; seine Schrift — ein Lehrgedicht — über „die Erbauung eines angehenden Klerikers" wurde seinerzeit gern gelesen und fand große Verbreitung. Am wichtigsten aber war es, daß er einen Theil seiner Muße historischen Studien zuwandte. An eigenen geschichtlichen Aufzeichnungen war Königsaal bei der kurzen Zeit seines Bestehens arm. Einige Notizen über die wichtigsten Punkte der böhmischen Geschichte wurden wohl bald nach 1292 aus bekannten Quellen zusammengestellt (die sog. Annales Aulae regiae). Als dann Wenzel II., der Zeit seines Lebens dem Kloster gewogen war und sich gern als Mitglied desselben betrachtete, 1305 gestorben war, ging man daran, sein Andenken durch die Abfassung seiner Lebensgeschichte zu verewigen, und diese Auf-

gabe wurde dem Mönche Otto, genannt von Thüringen, der früher, freilich nur auf kurze Zeit (1297—98), das Kloster geleitet, einem kränklichen schüchternen Manne, übertragen. Derselbe, seiner Aufgabe wenig gewachsen, schrieb Wenzel's Leben bis zum Jahre 1296 im Stile mittelalterlicher Legenden, verschwieg vieles und berichtete manches durchaus fehlerhaft. Nach Otto's Tod forderte der Abt Johann III. von Waldsassen seinen Freund P. auf, die Biographie Wenzel's zu beenden und dieser folgte dem Rathe; doch stellte er sich, es war das in der Zeit, da er zum Abt gewählt wurde, sein Ziel viel höher: „Ich werde“, sagt er in der Widmung an den Abt von Waldsassen, „nicht bloß von der Gründung von Königsaal und von den Königen Böhmens, die zu meiner Zeit gewesen sind, sprechen, sondern auch von anderen Königreichen und Ländern, geistlichen und weltlichen Fürsten, von verschiedenen Ereignissen, an denen sich des Lesers Sinn erbauen kann.“ Es sind also im Wesentlichen seine Erlebnisse, die er schildert und die man seine Memoiren zu nennen gewohnt ist — nicht ganz richtig, da er seine Nachrichten ziemlich gleichzeitig mit den Ereignissen niedergeschrieben.

Daß er zu dieser Arbeit in hohem Grade befähigt war, ist sicher: er führte eine gewandte und verhältnißmäßig gute Feder und hatte für das, was er erzählt, wofern er nicht Augenzeuge war, stets ausgezeichnete Quellen. Sehr viel dankt er dem ersten Abte von Königsaal, Konrad von Erfurt, einem tüchtigen Staatsmanne, der zu Wenzel II., Wenzel III., Rudolf I., dem Kaiser Heinrich VII., namentlich aber zu Peter v. Aspelt, dem Erzbischof von Mainz, in nahen Beziehungen stand. Seinem Abte hatte er es auch zu danken, daß er selbst bei bedeutenden Staatsactionen, wie z. B. bei der Erhebung des Luxemburgischen Hauses auf den böhmischen Thron thätig sein konnte. Im J. 1297 war P. Zeuge der Krönung, 1305 des Begräbnisses Wenzel's II.; er sah nach dem Tode Wenzel's III. die anarchischen Zustände in Böhmen und begleitete 1309 seinen Abt nach Heilbronn, wo die letzten Verhandlungen stattfanden, die Johann, dem Sohne des Kaisers, die Krone Böhmens sicherten. 1310 war P. mit seinem Abt in Frankfurt, 1313 im Begriffe, mit demselben nach Italien zu gehen, als die Nachricht vom Tode des Kaisers Heinrich VII. eintraf. Ebenso hatte er Gelegenheit, einzelne Ereignisse, die sich bei der Königswahl Ludwig's abspielten, näher zu beobachten. Als Abt genoß er das Vertrauen der Königin Elisabeth in hohem Grade; wir finden ihn in der Folge als Theilnehmer bei vielen Festlichkeiten und wichtigen Ereignissen innerhalb der königlichen Familie. Im J. 1317 wohnte er als Abt von Königsaal dem Prager Landestage bei, welcher bei St. Clement abgehalten wurde. Von der Königin beauftragt, den König in Luxemburg aufzusuchen und zur Heimkehr nach Böhmen zu bewegen, traf er denselben in Trier. In den folgenden Jahren war er Zeuge der Zwistigkeiten im königlichen Hause und der wirren Zustände des Landes; 1320 sah er die Belagerung der Altstadt Prag durch den König. In den Jahren 1323—1325 finden wir ihn in der Umgebung der Königin, als dieselbe, entzweit mit ihrem Gemahl und fern von diesem, zu Kamb in Baiern lebte. 1328 weilt er in Mähren, im folgenden Jahre legte er im Namen der Königin den Grundstein zu einer neuen Kirche in Königsaal; 1331 finden wir ihn in Regensburg in der Umgebung des Königs Johann, der daselbst mit Ludwig von Baiern Unterhandlungen führte. Im J. 1333 ist er in Königsaal mit dem Bau einer kostspieligen Wasserleitung beschäftigt; 1334 hielt er sich auf der Reise zu dem Ordenscapitel in Würzburg, Trier, Clairvaux, Dijon, Paris u. a. O. auf. 1335 wohnte er in Znaim der Hochzeit Otto's von Oesterreich mit Anna von Böhmen bei. 1337 machte er seine letzte Reise zum Generalcapitel. Das Wichtigste ist, daß er auf solchen Reisen, zu denen er als Abt

verpflichtet war, eine Menge Notizen sammelte und sie sofort niederschrieb. Von besonderem Werthe sind die zahlreichen Briefe und Urkunden, welche er in seiner Chronik mittheilt. Wie uns diese heute vorliegt, besteht sie aus drei Büchern von ungleichem Umfange: das erste umfaßt nämlich 120, das zweite 34, das dritte nur 15 Capitel. Diese Eintheilung rührt daher, daß P. seine Chronik in drei Bänden von ungleichem Umfange niederschrieb. Aus diesem Umstande erklärt sich auch das Vorkommen vereinzelter Bände, von denen sich heute der erste in Donaueschingen und Raudnitz und der zweite (Autograph) in der Vaticana befindet. Wie die einzelnen Bücher ihrem Umfange nach verschieden sind, so ist dies auch nach ihrem inneren Werthe der Fall. Für die erste Zeit, da, wo er die Arbeit seines Vorgängers fortsetzt, spricht P. nicht als Augenzeuge, sondern nur vom Hörensagen. Zeitgenosse und für das meiste, was er erzählt, auch Augenzeuge, ist er von den letzten Jahren Wenzels II. angefangen. Für die Regierung Wenzel's III., Rudolf's von Oesterreich, Heinrich's von Kärnthen und Johann's bietet sein Werk eine wichtige Fundgrube. Hie und da etwas zu scharf — oft etwas voreilig — in seinen Urtheilen, läßt er sich doch von der Leidenschaft niemals zu weit hinreißen; daher entspricht denn auch seine Darstellung der Dinge in Böhmen seit dem Ausgange der nationalen Dynastie im Wesentlichen den thatsächlichen Verhältnissen. Was die formelle Seite des Werkes betrifft, ist sie eine der merkwürdigsten, die wir im 14. Jahrhundert finden; einem jeden Capitel läßt P. Verse (leoninische Hexameter) folgen, welche die Gefühle des Schreibers bei Gelegenheit der Darstellung einzelner historischer Thatsachen enthalten und die Handlungen, welche erzählt werden, mit Lob und Tadel begleiten. P. hatte die Absicht, das ganze Werk in die Form von Reimchroniken umzugestalten, ist aber zu dieser Umarbeitung niemals gekommen. Die Königsaaler Chronik erfreute sich in Böhmen großer Beliebtheit. Schon drei Jahre nach Peter's Tode wurde sie von dem Domherrn Franz von Prag völlig abgeschrieben und mit einigen Zusätzen und einer Fortsetzung bis 1351 versehen; auch noch das Geschichtswerk des Benesch v. Weitmühl, eines Zeitgenossen Karls IV., knüpft an Peter's Chronik an.

Drucke: 1. In Frehers SS. rer. Bohemicarum, Hanoviae 1602 (enthält nur das zweite Buch nach dem in Rom, damals noch in Heidelberg befindlichen Autograph); 2. Im V. Bd. von Dobner's Monumenta historiae Boemica, Prag 1784, vollständig nach der Iglauer Handschrift. 3. Mit Benützung aller Handschriften hrsg. von Loserth unter dem Titel „Die Königsaaler Geschichtsquellen mit den Zusätzen und der Fortsetzung des Domherrn Franz von Prag“ im VIII. Bd. der Fontes rer. Austriac. 1. Abth. Scriptores. 4. Mit tschechischer Einleitung und Noten ed. von Emler im IV. Bd. der Fontes rerum Boh. Prag 1882. — Die gesammte Litteratur über Peter v. Z. in O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im M. A. I, 292—303. — Vgl. Loserth, die Königsaaler Geschichtsquellen. Krit. Untersuchung über die Entstehung des Chronicon Aulae regiae im LI. Bd. des Arch. f. österr. Gesch.

Loserth.

Peter: Christoph P., Componist, geb. 1626 zu Weida im Voigtlande, kam 1650 von Großenhain nach Guben als Cantor und Lehrer an der gymnasialen Stadtschule. Hier entwickelte er, namentlich durch den Liederdichter Joh. Franck (A. D. B. VII, 211) angeregt, eine lebhafte Thätigkeit, zunächst durch Herausgabe eines wol für den kirchlichen Gebrauch der Gemeinde bestimmten Gesangbuches, des ersten in der Niederlausitz; es erschien in Freiberg in Sachsen 1655 unter dem Titel: „Andachts-Zymbeln oder Andächtige und geistreiche . . Gesänge . . in vier und fünf Stimmen von Christoph Petern Sangmeister zu Guben“ (Vgl. Lausitz. Magazin Bd. 50 S. 131 f.). Nur drei Exemplare sind ermittelt. Unter den

274 Gesängen herrschen die Lutherischen vor; die Aufnahme neuerer Lieder neben diesen wird im Vorwort ausdrücklich begründet. Unter letzteren sind am zahlreichsten die seines Freundes, des genannten Gubener Bürgermeisters Franck, zu deren 16 er Compositionen geliefert hat (hier noch nicht als die seinigen gekennzeichnet). Eine zweite Auflage bereitete er 1661 vor; sie ist aber bis jetzt nicht nachweislich. Liturgische Compositionen enthält sein 1659 veröffentlichtes „Precationum thuribulum“. 1667 erschienen seine 24 „geistlichen Arien“ mit Instrumentalbegleitung, darunter 6 neue Melodien Franck'scher Lieder; 18 weitere zu solchen sind in des Dichters „Geistlichem Sion“ 1674 herausgegeben. Er starb am 4. December 1669. Charakteristisch für seine Compositionen ist das Faßliche und Gefällige derselben. Sein Tonsatz ist dem von H. Albert, H. Schein, Gesius, besonders aber dem von Joh. Crüger ähnlich, von Dissonanzen nicht ganz so frei, wie der von Schein. Im kirchlichen Gebrauche hat sich keine seiner Melodien erhalten.

Koch in d. Euterpe, 1857 S. 146 ff., 1863 S. 170 f., 1874 S. 169.

H. Jentsch.

Peter: Joanes Wenceslaus P., Maler, geb. zu Karlsbad (Böhmen) (laut Taufbuch) am 9. September 1745, † zu Rom am 28. December 1829, war der legitime Sohn des Karlsbader Bürgers und Büchsenmachers Joh. Georg P. Vorgebildet im väterlichen Hause, dann zu einem tüchtigen Graveur in die Lehre gegeben, wurde P. hierauf Gehilfe eines Waffenerzeugers, bei dem er sich durch sorgfältig ausgeführte Ciselirungen hervorthat, und in Folge davon das besondere Interesse des in der Curstadt weilenden Grafen Joseph v. Kaunitz, damaligen kaiserlichen österreichischen Botschafters am päpstlichen Hofe, auf sich zog. Derselbe hielt ihn nämlich für die Bildhauerei berufen und bewirkte daraufhin unter wohlwollendstem Beithun seine Versetzung nach Rom. Dort ganz besonders interessirt für die Werke der Plastik aus classischer Vorzeit, durch sie auch befangen für die Bildhauerei, war eben in Folge davon — wie sein Nekrologist hervorhebt — Peters erstes Werk in dieser Kunst ein Basrelief von zwanzig Figuren aus gebrannter Erde, welches von Lord Bristol gekauft wurde und sich gegenwärtig in England befindet. Indeß vom Erfolge auf diesem Gebiete nicht befriedigt, mehr und mehr hingezogen auf das der Malerei, unterzog er sich dieser Richtung nach eingehenden Studien an der Akademie, suchte namentlich Vervollkommnung im Ausführen des Nackten zu erlangen, die ihn aber merkwürdigerweise auf die Thiermalerei lenkte — die er fortan mit ebenso vieler Vorliebe als sachlicher Begabung übte. Das zeitgenössische Urtheil hierüber lautet: „Durch unermüdliches Studium war es ihm gelungen, nicht nur die Färbung, das Fell, die Muskel, die einem jeden Thiere eigen sind, auf der Leinwand wiederzugeben; sondern er stellte auch deutlich wahrnehmbar den Luchs unruhig, den Tiger grimmig, den Löwen großmüthig dar; kurz er wußte seinen Gemälden ein solches Leben mitzutheilen, daß man nicht allein die Formen, sondern auch das eigenthümliche der dargestellten Geschöpfe in Stellung, Bewegung und Rasse genau erkannte.“ Während dieser Umwandlung, die vollen künstlerischen Erfolg nach sich zog, gewann P. zugleich einen neuen, einflußreichen Protector im Fürsten Marc-Antonio Borghese. Eingeführt durch ihn und empfohlen im weiten Kreise der römischen Kunstfreunde, gab es in der damals noch weltbeherrschenden Tiberstadt bald keinen gesuchteren und beschäftigteren Maler wie den schlichten „Peter von Karlsbad“. — Fortgesetzt bestellte Bilder nahmen ihren Weg in die Sammlungen des Quirinal, des Palazzo Torloni, nach Neapel, Florenz, Mailand, nach Frankreich, Spanien, Deutschland und Böhmen, Rußland, Amerika, vor allem nach England, wohin er besonders viele Schilderungen vom Leben und Treiben Isegrims zu malen hatte.

— In einem Hauptbilde großen Umfanges, das irdische Paradies darstellend, vereinigte P. endlich alle seine Lieblinge aus dem Bereiche der Vierfüßler, Reptilien und Vögel in einem reizenden Garten als friedliche Gesellschaft des ersten Menschenpaares. Die Vollendung desselben verzögerte sich aber bis nahe an sein Lebensende, und gelangte dann in den Besitz der Lucas-Akademie, an welcher P. auch lange Zeit als Professor wirkte. — Ein mir bekannt gewordenes Werk von P. (der Prophet Daniel in der Löwenhöhle — 3 Schuh hoch, 4 Schuh 2 Zoll breit) befand sich vormals in der Gemäldegalerie patriotischer Kunstfreunde zu Prag. Als jugendlich schöne Gestalt mit erhobenen Armen und nach Oben gerichtetem Blicke, im Kreise von fünf stattlichen Löwen dargestellt, ließ sich der von der Legende geschilderte Vorgang leicht errathen. Bezeichnet mit der Jahreszahl 1798, war der klar angeordneten, auf gute Studien basirten, farbenkräftigen Ausführung wol anzusehen, daß das Bild der Blüthezeit seines Schaffens angehöre. Zwei andere, in Rom hochgehaltene Gemälde, in welchen P. Menschen- und Thiergestaltungen glücklich zu vereinigen wußte, waren Herkules und Diana. — Von nicht geringer Bedeutung ist, daß auch Goethe in seinem Entwurf einer Geschichte der Kunst des 18. Jahrhunderts Peters mit den Worten gedenkt: „Dieser treffliche Thiermaler vereint in seinen Darstellungen mit Natursinn noch die lockenden Eigenschaften einer schönen markigen Behandlung und glänzenden Farbe. Wiewohl die Thiere als das Hauptfach unseres Künstlers zu betrachten sind, so hat er doch nebenher auch nicht ohne Lob historische Darstellungen und Bildnisse verfertigt.“ — Erwähnenswerth ist noch, daß in Karlsbad dem Künstler zu Ehren ein Stadttheil „Petersberg“ benannt wurde.

Jahrbücher d. böhm. Museums. 1. B. 1830. — Stuttgarter Kunstbl. Nr. 48. 1830. — Verzeichn. d. Gemälde-Galerie patriot. Kunstfreunde. Prag 1835. — Meusel, Künstl. Lex. B. 11. — Nagler, neues allg. Künstl. Lex. — Müller-Klunzinger, Künstler aller Zeiten und Völker. — Eigene Forschungen.

Rudolf Müller.

Peter: Margaretha P., geb. am 25. December 1794 in Wildensbuch, Kantons Zürich; † ebendaselbst am 15. März 1823, war die jüngste Tochter eines wohlhabenden Bauers in dem oben genannten kleinen Weiler an der zürcherisch-schaffhausischen Grenze. Geistig begabt, der Liebling des Vaters, ihm und ihren Geschwistern überlegen, gewann sie schon frühe großen Einfluß auf dieselben und wurde sich dessen wohl bewußt. Unter dem Schein der Bescheidenheit übte sie auf ihre nächste Umgebung eine Herrschaft, die ihr schmeichelte und ihr Selbstgefühl stärkte. Nach dem Confirmationsunterrichte (1811) ihrer eigenen Weiterbildung überlassen, durch nahe Verwandte in Berührung mit Herrenhutern und mit sectirerischen Kreisen gebracht, begann sie sich vorzugsweiser Beschäftigung mit religiösen Betrachtungen und der Lectüre mystischer Schriften hinzugeben, wahrte sich aber auch auf diesem Gebiete volle Selbständigkeit und erlangte hierdurch, und da sie sich geläufig und kräftig auszudrücken wußte, bei ihren Nächsten unbedingtes Zutrauen und Ansehen, für sich und ihre Anschauungen. Bald traten andere Bekannte zu dem Kreise, in dem sie galt. Sie wurde von Heilsbegierigen aufgesucht, mit Gleichgesinnten im Schaffhausischen brieflich und mündlich bekannt, von Frau von Krüdener (A. D. B. XVII, 196) bei deren Erscheinen im nahen Badischen (1817) ausgezeichnet; von einem frömmelnden Schwärmer, Vicar Ganz in Basel, mit Briefen beehrt. In Margaretha selbst, in ihrer Familie, unter ihren Freunden entstand und befestigte sich die Erwartung, daß sie zu außerordentlichen Dingen bestimmt sei. Die ungemessene Eitelkeit, die dies in ihr entfachte, und der Wahn, daß an ihrem Lehren und Thun das Heil vieler Seelen hänge, verleitete sie nun auch, ihre

nächste Pflicht treuen Ausharrens in der ihr von Gott angewiesenen Berufsarbeit außer Augen zu setzen. Statt dem Vater und den Geschwistern beim Betrieb der Landwirthschaft beizustehen, gab sie sich — freilich mit Zustimmung und Vorschub dieser von ihr Beherrschten — von 1821 an gänzlich nur frommscheinendem Müssiggang hin. Brieflich und mündlich und in Besuchen bei auswärtigen Freunden, zuletzt mit einer Schwester sich bei einer Handwerkerfamilie in Illnau, Kantons Zürich, für mehr als Jahresfrist einlagernd, beschäftigte sie sich nur mit Verkündung ihrer Meinungen über die wahre Lehre Christi und ihrer hochmüthigen Erwartungen von der ihr bestimmten Auszeichnung und wichtigen Aufgabe in der einstigen Vollendung seines Werkes. Die natürlichen Folgen eines solchen Verhaltens, sittlicher Fall und geistige und moralische Zerrüttung konnten nicht ausbleiben. Anfangs 1823 in's väterliche Haus zurückgekehrt, brachte Margaretha die Ihrigen, die noch immer unbedingter Glaube an sie beherrschte, erst zu den auffallendsten Handlungen abergläubischer Thorheit, wobei, angeblich zu Vertreibung des Teufels, eine förmliche Zertrümmerung eines Theiles des Hauses begann. Und als die Polizei diesem Gebahren ein Ziel zu setzen suchte, erfolgte, ein paar Tage später, am 15. März, die blutige Katastrophe, in welcher unter Margaretha's mitleidslosem Antriebe zuerst ihre Schwester Elisabeth freiwilligen Tod zu Rettung der Seelen ihres Vaters und Bruders unter den Streichen der Anwesenden erlitt, die sie aufs Haupt schlugen, und dann Margaretha selbst Hand an sich legte und nach ihrem beharrlichen Befehl förmlich gekreuzigt wurde, die Thäterin, ihre vertrauteste Freundin, dabei immer von Neuem antreibend und ohne je zu zucken. Für das Heil der Welt wollte sie sterben. Es ist schwer zu sagen, in welchem Maße theils wirkliche schwärmerische Erwartungen, theils das Bewußtsein eines nahen Endes ihrer bisherigen Stellung und Rolle und das Verlangen, in derselben entsprechender auffallender Weise aus der Welt zu gehen, bei Margarethens Entschlusse mitwirkten. Gewiß ist, daß ihre Schwester und die Vollstrecker ihrer Befehle bei der grausen That nur ihrer als göttliches Gebot angesehenen Aufforderung folgten, in gutem Glauben handelten und das Wiederaufleben der beiden Getödteten nach drei Tagen erwarteten. Der schreckliche Vorfall und der sich daran knüpfende Criminalproceß erregten nicht nur weit und breit das größte Aufsehen, sondern hatten auch ihre Nachwirkungen in dem Kampfe, in welchem damals eine unter der Herrschaft des absolutesten Rationalismus stehende Staatskirche mit berechtigten und mit ganz ungesunden Bestrebungen stand, die sich gegen seine ausschließliche Geltung richteten.

Quellen: Margaretha Peter, Aufsatz von Carl Pestalozzi in Herzogs Realencyclopädie für protest. Theologie, Bd XXI. 507 und die dort (in der besten Darstellung und Beurtheilung des Geschehenen) aufgezählten zahlreichen zeitgenössischen Flugschriften. G. v. Wyß.

Petermann: August P., s. die Nachträge zu diesem Bande.

Peters: Adolf P. wurde am 9. Februar 1803 zu Hamburg geboren und der kriegerischen Verhältnisse wegen von seinen Eltern zu einem mütterlichen Oheim nach Hameln geschickt, wo er seine Erziehung erhielt und auch das Gymnasium besuchte. Schon hier entwickelte sich in ihm — was selten genug vereinigt gefunden wird — eine gleich lebhafte Neigung für Mathematik und Poesie. Nachdem sich P. auf den Wunsch seines Vaters einige Zeit in Rechnungs- und Vermessungsgeschäften geübt, bezog er im Herbst 1822 die Universität Göttingen, um Philosophie, besonders aber Mathematik und Naturwissenschaften zu studiren. Seine Neigung zur Poesie erhielt neue Nahrung durch den freundschaftlichen Verkehr mit Ph. Spitta, dessen Gedichte „Psalter und Harfe" auch von P. später (1833) herausgegeben wurden. Beide bildeten den

Mittelpunkt einer freien poetischen Genossenschaft, der auch H. Heine eine Zeit lang näher trat. Im Jahre 1825 ging P. nach Leipzig und folgte 1826 einem Rufe als Lehrer der Mathematik an das Blochmann'sche Erziehungsinstitut in Dresden, mit welcher Stellung er die eines Lehrers am Vitzthum'schen Gymnasium verband. Beide Aemter gab er Michaelis 1843 auf, um Muße für poetische Arbeiten, sowie für mathematische Forschungen zu gewinnen. Auch unterrichtete er seitdem die drei königlich sächsischen Prinzen und die Prinzessin Elisabeth in der Mathematik. Im Jahre 1851 wurde P. Professor der Mathematik und Naturwissenschaften an der königlichen Landesschule St. Afra in Meißen und in dieser Stellung wirkte er bis zu seinem Uebertritt in den Ruhestand 1873. Drei Jahre später, am 5. Juni 1876, starb er in Meißen. — Die fachwissenschaftlichen Schriften Peters' („Ueber das Studium der Mathematik auf Gymnasien", 1828; — „Neue Curvenlehre. Grundzüge einer Umgestaltung der höheren Geometrie durch ihre ursprüngliche analytische Methode", 1835; — „Die symmetrischen Gleichungen mit zwei Unbekannten. Ein Methodensystem aus der höheren Algebra", 1851. — „Ueber die Nothwendigkeit der Einrichtung zweckmäßiger mathematisch-naturwissenschaftlicher Bildungsanstalten an deutschen Universitäten", 1854) kennen wir nicht, doch hat die Kritik eine Bereicherung der Wissenschaften darin gefunden. Als Dichter trat P. zuerst mit „Gesängen der Liebe" (1840) an die Oeffentlichkeit; sie offenbaren ein für die heitere erotische Lyrik sehr befähigtes Talent, das sich in einfachen, kunstlosen Weisen am besten ausspricht. Unbedeutender war „Die ins Deutsche übersetzte Rheinfrage der Franzosen oder der umgekehrte Spieß" (1841), ein fliegendes Blatt, mit dem auch er in der Zeit des Beckerschen Rheinliedes auftrat. Nach längerer Pause erschienen dann „Natur und Gottheit. Preisgesänge" (1859), in denen seine Muse einen höheren Schwung nahm. „Gott in der Natur, die Natur in Gott zu finden und so die Räthsel des Daseins zu lösen und seine Widersprüche zu versöhnen, ist das Bestreben des Dichters, der mit einem lebhaften und innigen Gefühl zugleich eine tiefe philosophische Bildung und eine seltene Sprachgewandtheit verbindet".

H. Kurz, Geschichte der deutschen Nationallitteratur, IV. Bd., S. 172. — Wilh. Haan, Sächsisches Schriftsteller-Lexikon, S. 257. — Karl Goedeke, Deutschlands Dichter von 1813—1843, S. 237 und 404. — Kneschke und Moltke, Deutsche Lyriker seit 1850, S. 520. Franz Brümmer.

Peters: Anton de P., Maler, geb. 1723 zu Köln, war der Sohn des Miniaturmalers Joh. Barth. Peters. Während letzterer sein Fach nur als handwerksmäßiges Erwerbsmittel betrieb, offenbarte sich in dem Sohne schon frühzeitig ein Talent, das zu höherem Aufschwung bestimmt war. Ein in Köln zu vorübergehender Beschäftigung anwesender französischer Maler wandte dem Jünglinge sein Wohlwollen zu und nahm ihn mit nach Paris, wo er ihn einige Zeit unter seiner Fürsorge behielt und in der Oelmalerei unterrichtete. Auf seine künstlerische Entwicklung und die Richtung, welche er einschlug, waren die Meisterwerke des damals in der Blüthe seines Wirkens stehenden Malers J. B. Greuze von dauerndem Einfluß. Er entschied sich für die höhere Genremalerei, welcher sich durch Greuze's vortreffliche Werke der Zeitgeschmack mit Vorliebe zugewandt hatte — nur daß P. sich nicht selten in mehr oder weniger lüsternen Darstellungen gefiel, wohingegen die Bilder des edel empfindenden französischen Meisters nie die guten Sitten verletzen. Durch seine ausgezeichneten Fähigkeiten gelangte P. selbst in Frankreichs Hauptstadt zu großem Ansehen; er wurde vom Könige in den Adelstand erhoben und genoß des besondern Schutzes mehrerer erlauchter Personen, unter andern des Königs Christian VII. von Dänemark und des Prinzen Karl von Lothringen,

Statthalters der Niederlande, welche ihm den Titel ihres Hofmalers verliehen. Neben seinem Hauptfache, das ihn seine Gegenstände aus dem häuslichen und gesellschaftlichen Leben wählen hieß, trat P. auch zuweilen mit geschichtlichen und religiösen Vorstellungen im höheren Stile auf, in welchen sich die Begabtheit des Künstlers nicht verleugnete. Auch die vielen Bildnisse, welche er, zum Theil auf Begehren sehr hochgestellter Personen, malte, sind von großer Verdienstlichkeit. Eine besondere Sorgfalt wandte er seinen Miniaturgemälden zu, die zudem sehr selten sind. Im Besitz eines Kölner Kunstsammlers befand sich um 1840 ein solches Bild von seiner Hand, auf einer 6 Zoll hohen und 4 Zoll breiten Elfenbeintafel den Tod der Kleopatra darstellend, von so äußerst zarter Ausführung und Pracht der Farben, daß die Wirkung auf jeden Beschauer wahrhaft bezaubernd war. Seine Oelgemälde zeichnen sich durch ein reines, heiteres Colorit aus, welches das Auge sogleich gewinnt; dazu gesellt sich das Verdienst einer fleißigen Ausführung. P. war während seines Aufenthaltes in Paris im Besitz einer Sammlung kostbarer Gemälde älterer Meister; so besaß er das Bild von Terburg, wonach Wille 1765 den geschätzten Kupferstich „Instruction paternelle“ ausgeführt hat, was auf dem Blatte bemerkt ist. Der Ausbruch der französischen Revolution entriß P. dem Schooße der Ueppigkeit und führte ihn in seine rheinische Geburtsstadt zurück. Hier mußte er durch die Ungunst der Zeitverhältnisse die Wandelbarkeit des Erdenglückes erproben, indem ihn, dem eine lange Reihe von Jahren hindurch der volle Reiz des Wohllebens entgegengelächelt hatte, am 6. October 1795 im 73jährigen Greisenalter der Tod auf dem Lager des Elends antraf. Unter den Bildern aus seiner letzten Zeit befinden sich viele, welche sein im Alter immer mehr zunehmender Mangel an Ausdauer in einzelnen Theilen unvollendet gelassen hat. Das städtische Museum zu Köln bewahrt mehrere Gemälde und außerdem eine sehr große Anzahl von Aquarellarbeiten von ihm, die Wallraf, der Stifter des Museums, aus seinem Nachlaß erworben hat. P. hat sich auch mit der Radirnadel versucht und vieles ist nach ihm in Kupfer gestochen worden, von Breitenstein (Bildniß des Pfarrers Pet. Anth), Chevillet (L'amour maternel, La jeune Dévideuse), C. Corbutt (L'amour maternel) und Le Vasseur (La petite marchande de carpes, La jardinière en repos, Le vigneron galant, Tarquin et Lucrèce). Von einigen Schriftstellern wird dieser Maler „Peters de Bruxelles“ genannt, weil er sich einige Jahre in Brüssel aufgehalten hat.

Merlo, Nachrichten v. Köln. Künstlern. J. J. Merlo.

Peters: August P., unter dem Schriftstellernamen Elfried von Taura bekannt, wurde am 4. März 1817 zu Taura, einem Dorfe bei Chemnitz in Sachsen als der Sohn eines Strumpfwirkers geboren. Die Eltern siedelten nach einigen Jahren nach dem regeren Gebirgsstädtchen Marienberg im Erzgebirge über, lebten aber hier trotz alles Fleißes, aller Sparsamkeit und Einschränkung in so armseligen Verhältnissen, daß der Vater sogar zeitweise seine Familie verlassen mußte, um auswärts (in Annaberg, in Böhmen) für dieselbe Brot zu erwerben. August P. besuchte erst die Volksschule in Marienberg, dann die dortige lateinische Schule, war dazwischen eine Zeit lang als Schreiber in Dresden und als Handelslehrling in Pirna thätig, frequentirte nachmals noch die Gymnasien zu Annaberg und Chemnitz; doch gestatteten ihm seine ärmlichen Verhältnisse nicht, den Gymnasialcursus zu beenden, und so trat er am 4. December 1834 in ein Fußartillerieregiment ein, um beim Militär eine seinen Kenntnissen angemessene Stellung zu erringen. Doch die kriegerischen Lorbeern, von denen der Jüngling geträumt und die er sich als Officier zu erwerben hoffte, ließen allzulang auf sich warten, und seine zunehmende Kurzsichtigkeit machte schon nach wenigen

Jahren seinen Austritt aus der Armee wünschenswerth. Wir finden in der Folge P. als Forstsecretär auf dem ehemaligen Forsthofe Olbernhau und später als Brandkassensecretär in Annaberg. Daß dem begabten, phantasiereichen Manne die Thätigkeit eines Bureaubeamten auf die Dauer nicht genügen konnte, war nur natürlich, und so ging P., nachdem er sich durch ein Bändchen „Gedichte“ (1844) in die litterarische Welt eingeführt hatte, 1845 nach Leipzig, wo er sich bis 1847, theils schriftstellernd, theils studirend, aufhielt. In dieser Zeit erschienen die ersten seiner Erzählungen und novellistischen Arbeiten, die er als Mitarbeiter der „Vaterlandsblätter“, der „Sonne“ und anderer Zeitschriften veröffentlichte. Seit dem Mai 1847 lebte er in Berlin, wo er die Redaction des von Held gegründeten „Volksvertreters“ übernahm, dann in Jöhstadt, Zittau, Dresden, gründete von hier aus (Frühjahr 1848) in Meißen „die Barrikade“, ein Wochenblatt mit demokratischer Tendenz, und begab sich dann in seine Heimath, das Erzgebirge, um in Sachsen und Böhmen (Annaberg, Kaaden, Kommotau) für die Sache der Einheit und Freiheit des Vaterlandes agitatorisch zu wirken. Darauf redigirte er in Marienberg „Die Bergglocke“, ein Blatt, das in volksthümlicher Sprache die demokratische Sache verfocht. Von hier aus trat P. im Januar 1849 seiner späteren Gattin Luise Otto zum ersten Male persönlich nahe, obgleich er schon seit längerer Zeit mit ihr brieflich verkehrt hatte. P. gehörte damals jener gemäßigten Richtung der Demokratie an, welche das Ministerium Oberländer lieber stützen als stürzen wollte, in der Voraussicht, daß kein freisinnigeres an seine Stelle treten würde. Als aber doch der Sturz desselben erfolgte, und als in Dresden der Aufstand losbrach, zögerte auch P. nicht, zu den Waffen zu greifen. Er hatte vom Kampfe abgemahnt, weil er vorahnend dessen unglücklichen Ausgang voraussah; jetzt aber wollte er nicht zurückbleiben wie so viele Phrasenhelden, die sich feige verkrochen, als die Zeit des Handelns gekommen war. Er stellte sich an die Spitze einer Freischar, die er über Freiberg nach Dresden führen wollte; doch löste sich dieselbe, da in Dresden der Aufstand bereits niedergeworfen war, unterwegs auf, und P. begab sich nach der Pfalz und nach Baden. Dort ward er der Führer einer von ihrem Hauptmann verlassenen Freischar, focht als solcher mit in den verschiedenen Kämpfen des badischen Insurgentenheeres und bildete schließlich mit seiner Schar einen Theil der Besatzung der Festung Rastatt. Nachdem diese noch in demselben Jahre (1849) den zu Hilfe geeilten preußischen Truppen in die Hände gefallen war, wurde P. in den Kasematten der Festung internirt und harrte hier nun des Urtheilsspruches des Standgerichts. Indessen blieb er dem Leben erhalten, da er gleich vielen seiner Mitgefangenen vom Typhus befallen wurde und seine Krankheit länger währte als das Standgericht. Als er genesen, verurtheilte ihn ein ordentliches Gericht zu 8 Jahren Zuchthaus, die in 6 Jahre Einzelhaft umgewandelt wurden, und so wurde er im Mai 1850 in das Zellengefängniß zu Bruchsal übergeführt. Die Behandlung des Gefangenen war sehr human; anfänglich mit Bretterhobeln beschäftigt, erhielt er bald die Vergünstigung zu schreiben und zu studieren, durfte auch monatlich zwei Briefe absenden. Als Gefangener verlobte er sich mit seiner gleichgesinnten Freundin Luise Otto. Im August 1852 ward P. von der badischen Regierung begnadigt, doch nur, um nach Sachsen ausgeliefert zu werden. Hier abermals zu 8 Jahren Zuchthaus verurtheilt, wurde er um Pfingsten 1853 nach Waldheim abgeführt. Es wurde ihm bald erlaubt, sich litterarisch zu beschäftigen, da Ernst Keil, der Gründer der „Gartenlaube“ sich verbürgt hatte, den Werth seiner dadurch ausfallenden Arbeitsleistung zu ersetzen. Für den Gefangenen begann nunmehr eine stille Zeit geistiger Einkehr und Umschau, die, so erzwungen und unfreiwillig sie auch sein mochte, doch von heilsamem Einflusse auf die Läuterung seines

geistigen und Gemüthslebens war. Da P. aber unter seinem Namen nichts veröffentlichen durfte, so wählte er sich das Pseudonym Elfried von Taura. Zunächst betheiligte er sich bei einer vom „Hannöverschen Kurier“ ausgeschriebenen Preisbewerbung und ging mit seiner Novelle, „Die stille Mühle; eine Geschichte aus Deutsch-Böhmen“ (1856) als Sieger aus derselben hervor. Dann folgten „Eine reiche Erbin. Novelle“ (1856); „Friedrich der Freudige. Ein Heldenbild in freien Liedern“ (1857), das sich besonders durch ganz vorzügliche Charakteristik des Helden auszeichnet; „Muthige Herzen. Novelle“ (1858) und „Die Tochter des Wilddiebs. Eine Erzählung nach Thatsachen“ (1858), worin der Dichter in lebendiger Schilderung die traurigen Zustände im sächsischen Erzgebirge beleuchtet und uns erzählt, wie ein junger Geistlicher durch Muth und Ausdauer dem sittlichen Verfall Einhalt thut und die Bevölkerung für Fleiß und Mäßigkeit gewinnt. Die Fortsetzung dieser gediegenen Erzählung, „Die Malerin von Dresden“ (1859), tritt dagegen bedeutend zurück. Am werthvollsten von Peters' Arbeiten sind seine „Erzgebirgischen Geschichten“ (II, 1858) und seine Novellen „Aus Heimath und Fremde“ (II, 1860). „Hier überwiegt eine Lyrik in Prosa, welche an den Blüthenüberschwang der österreichischen Dichterschule erinnert. Dennoch läßt der gediegene Untergrund eines bestimmten Lokals und seines Natur- und Volkslebens keine zu weitgehende Verflüchtigung der dichterischen Ergüsse zu.“ Inzwischen war P. am 8. Juli 1856 plötzlich begnadigt und ihm die Hälfte seiner Strafe erlassen worden. Um sich eine Existenz zu gründen, begab er sich nach Annaberg, später aber nach Freiberg, wo er das Gewerbsblatt „Glück auf!“ ins Leben rief. Am 24. November 1858 fand seine Vermählung mit Luise Otto im Dome zu Meißen statt; beide siedelten 1860 nach Leipzig über, wo P. zuerst die Redaction des „Generalanzeigers“ übernahm, später im Verein mit seiner Gattin die freisinnige „Mitteldeutsche Volkszeitung“ herausgab. Leider wurde diese ideale Ehe schon nach sechs Jahren durch den Tod des erst 47 Jahre alten Gatten getrennt: P. starb am 4. Juli 1864 an einem Herzleiden. Von seinen Romanen seien noch erwähnt „Zawicz von Rosenberg“ (III, 1860), „Die Witkowetze“ (III, 1863) und „Der Ring der Kaiserin (II, 1864).

Hugo Rösch: Glück auf! Ein Jahrbuch für das Erzgebirge und seine Freunde; II. Jahrg. 1886, S. 66 ff. — Mittheilungen aus der Familie.

Franz Brümmer.

Peters: Christian Friedrich August P., Astronom, geb. am 7. September 1806 in Hamburg, † am 8. Mai 1880 in Kiel. Sohn eines Kaufmanns, konnte P. durch die Sorgfalt des Vaters seine natürlichen mathematischen Anlagen voll und ganz ausbilden, so daß ihn der Altonaer Astronom Schumacher schon frühzeitig zur Theilnahme an seinen geodätischen und astronomischen Arbeiten heranzuziehen in der Lage war. Im Alter von 19 Jahren betheiligte er sich bereits lebhaft an den Vorbereitungen für die Kartirung des Hamburger Landes, auch fing er jetzt schon an, Artikel für die „Astr. Nachr.“ zu schreiben. Dann erst bezog er die Universität Königsberg, an welcher damals Bessel lehrte, und promovirte mittelst der Dissertation „Disquisitio de motu penduli in aere resistente“ (Astr. Nachr., 12. Band). Von 1834—1838 prakticirte er in Hamburg, hauptsächlich mit dem dortigen Passageninstrument von Repsold beschäftigt, und vom 1. October 1839 an sehen wir P., der sich inzwischen einen eigenen Hausstand gegründet hatte, als Directorialassistenten bei der russischen Reichssternwarte in Pulkowa thätig, 1842 wurde er Adjunct, 1847 außerordentliches Mitglied der St. Petersburger Akademie. Am 4. September 1849 folgte er einem ehrenvollen Rufe als Professor der Astronomie nach Königsberg;

die Direction der Sternwarte war zwar zu diesem Zeitpunkte nicht mehr, wie früher, mit der Professur verbunden, doch erhielt P. zu seiner besondern Verfügung das berühmte Bessel'sche Heliometer. Verschiedene bedeutende Astronomen, wie Marth und Radau, haben sich in Königsberg unter Peters' Leitung ausgebildet. Als jedoch nach Petersens Tode (s. u. S. 495) gleichzeitig die Sternwarte in Altona und die Redaction des angesehensten Fachblattes verwaist waren, ließ sich P. bereit finden, nach jener Stadt überzusiedeln. Er hat in 25½ Jahren 58 Bände der „Astr. Nachr." herausgegeben, doch hat sich, wie nicht geleugnet werden kann, gegen seine Art der Geschäftsleitung mancherlei Opposition geltend gemacht. In Verbindung mit Pape (s. o. S. 139), seinem Assistenten und Schwiegersohn, gab P. auch die „Zeitschrift für populäre Mittheilungen aus der Astronomie" heraus, von welcher jedoch nur drei Bände erschienen sind. Der Plan einer Verlegung des Altonaer Observatoriums nach der Universitätsstadt Kiel ward von P. unmittelbar nach dem Kriege von 1864 der preußischen Regierung vorgelegt und von dieser günstig aufgenommen; im Jahre 1872 verlegte er selbst seinen Wohnsitz nach Kiel und wieder zwei Jahre später wurde er daselbst zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt, doch ließ ihn lange und schwere Krankheit in diesem Amte nicht mehr recht heimisch werden. Ein Sohn von P. ist völlig in dessen Fußtapfen getreten und bekleidet gegenwärtig die früher von seinem Vater verwaltete Professur an der Kieler Hochschule. — Aus Peters' Pulkowaer Zeit sind besonders die 1842 erschienene Schrift „Numerus constans nutationis ex ascensionibus rectis stellae polaris in specula Dorpatensi annis 1822 ad 1838 observatis deductus" (Petersburg 1842) und die „Recherches sur la parallaxe des étoiles fixes" (ibid. 1832) zu erwähnen; für beide Abhandlungen erhielt deren Verfasser die Medaille der englischen astronomischen Gesellschaft. In Pulkowa stellte er auch interessante Untersuchungen an über die Ablenkung, welche die Blase der Libelle unter der attractiven Einwirkung von Sonne und Mond erleidet (Petersb. Abhandl. 1845); in Gemeinschaft mit seinen Collegen v. Fuß, Sabler und Döllen lieferte er die ersten schärferen Ortsbestimmungen für den neu entdeckten Neptun (Astr. Nachr., 25. Band). Spätere selbständige Arbeiten waren die „Bestimmung der Bahn des Kometen von 1585" (Altona 1848) und die zur Vertheidigung der Bessel'schen Ansichten gegen Struve geschriebene Schrift „Ueber die eigene Bewegung des Sirius" (Königsberg 1851). Die naturforschende Gesellschaft zu Danzig krönte Peters' wesentlich gegen Leverrier gerichtete Monographie über die Abweichungen des von Bradley gebrauchten Greenwicher Passageninstrumentes mit ihrem Preise. Von Peters' zahlreichen Aufsätzen in seiner eigenen Zeitschrift registriren wir nur seine Kritik der Mädler'schen Hypothesen über die Eigenbewegung der Fixsterne und die physikalischen Beobachtungen während der totalen Finsterniß vom 28. Juli 1851 (Astr. Nachr., 28. 33. Band). Seit 1855 beschäftigte sich P. unausgesetzt mit der Revision der dänischen Gradmessung; diesem Bestreben verdanken die von ihm ins Werk gesetzten galvanischen Bestimmungen der Längenunterschiede gewisser Hauptsternwarten sowie die Untersuchungen über die Länge des Sekundenpendels auf Schloß Güldenstein (Astr. Nachr., 40. Band) ihr Dasein. Der europäischen Gradmessungskommission gehörte P. in der speciellen Eigenschaft eines Vertreters ihres Vorstandes, des Generals v. Baeyer, an. Der Plan, gemeinschaftlich mit A. Repsold ein umfassendes Handbuch der praktischen Astronomie zu liefern, gelangte leider nicht zur Ausführung, doch hat sich P. um die wissenschaftliche Litteratur durch seine Edition des Gauß-Schumacher'schen Briefwechsels (6 Bände, Altona 1860—62) ein nicht gering zu schätzendes Verdienst erworben.

Vierteljahrsschrift der astronomischen Gesellschaft, 16. Jahrg. S. 5 ff. — Wolf, Geschichte der Astronomie, S. 483, 490, 521, 544, 743, 767.

Günther.

Peters: Friedrich P. (Petri), geb. zu Hallerspring im Fürstenthum Kalenberg am 10. März 1549, † zu Braunschweig 1617, besuchte seit 1561 die Schule zu Hildesheim, 1565 das Martineum zu Braunschweig und ging 1569 auf die Klosterschule zu Ilfeld über, wo er bis 1571 bei Michael Neander tüchtige Kenntnisse im Hebräischen sich erwarb. Nachdem er dann noch einige Zeit in der Johannisschule zu Halberstadt gewesen war, bezog er die Universität Wittenberg, wo er am 9. März 1574 die Magisterwürde errang. Noch in demselben Jahre trat er das Conrectorat am Martineum zu Braunschweig an, das er bis 1578 inne hatte. Am 6. November 1578 wurde er Prediger an der Andreaskirche daselbst. Eine Schrift, welche er 1586 gegen den Wucher verfaßte, erweckte ihm manche Feinde im Rathe der Stadt, die ihm bei verschiedenen Gelegenheiten zu schaden suchten. So noch in demselben Jahre, als ihn insbesondere der Helmstädter Professor Daniel Hofmann wegen seiner Lehre über die Ubiquität Christi — P. hatte für Chemnitz gegen Danäus eine Schrift „de unione hypostatica naturarum Christi ꝛc.“ verfaßt — heftig angriff. Dann um den Anfang des J. 1588, als er eine Wittenberger Schmähschrift gegen den von Wittenberg nach Braunschweig übersiedelnden Polycarp Leyser mit einer Begrüßungsschrift für denselben beantwortete und die Lehrer der dortigen Hochschule sich darüber beschwerten. Beide Male aber wurde es P. nicht schwer, sich gegen die wider ihn erhobenen Anklagen zu rechtfertigen. In theologischer Beziehung war P. ein eifriger Anhänger des strengen Lutherthums, ein Freund und Gesinnungsgenosse von Polycarp Leyser, mit dem er schon vor dessen Anstellung in Braunschweig in Verkehr gestanden hatte; gegen die sog. Calvinisten hat er verschiedene heftige Schriften verfaßt. Im J. 1598 wurde P. Senior des geistlichen Ministeriums in Braunschweig und am 15. November 1605 Coadjutor des dortigen Stadtsuperintendenten. Als solcher hat er neben seinen Predigten öffentliche Vorlesungen besonders über die hebräische Grammatik gehalten. Im J. 1609 wurde er auch Decan des Kalands St. Matthäi in Braunschweig. Sein wichtigstes Werk ist für uns „der Teutschen Weißheit“, eine äußerst reichhaltige Sprichwörter-Sammlung. Dieselbe erschien in drei Theilen nebst Appendix, wie die Druckeinrichtung zeigt, zusammen 1605 in Hamburg, wenn auch der Titel des zweiten Theils noch die Jahreszahl 1604 trägt. Das Buch enthält etwa 20000 Sprichwörter, Priameln und Reimsprüche; eine kurze Vorrede hat P. Leyser dem Werke vorausgeschickt. Die letzte Zeit seines Lebens hatte P. nochmals heftige Streitigkeiten zu bestehen. Der Unfug, der mit dem Verkauf von Stiftslehen getrieben wurde, hatte ihn zu mißfälligen Aeußerungen hierüber veranlaßt. Gegen scharfe Angriffe, die er deshalb erfuhr, vertheidigte er sich in seinem „Gründtlichen Bericht . . ., ob Thumherrn oder ihre Adjuncten, die gemeiner Leute und Bürger Kinder sind . . . der Stiftslehen mit gutem Gewissen genießen können“. Er entschied diese Frage im verneinenden Sinne. Das Erscheinen dieses Buches hat P., der am 21. October 1617 verstarb, nicht mehr erlebt; es wurde erst 1618 von seinem Schwiegersohne M. Barth. Völkerling herausgegeben. Doch der Streit ging auch nach Peters' Tode weiter. Die Braunschweigischen Stifter St. Blasi und St. Cyriaci beklagten sich, als ihre Beschwerden bei dem Rathe und dem geistlichen Ministerium nicht den gewünschten Erfolg hatten, beim Herzoge Friedrich Ulrich. Dieser hat das Buch in einem Patente vom 9. December 1619 confisciren lassen, doch weigerte sich der Rath der Stadt Braunschweig dasselbe anzuschlagen. Eine umständliche vom Decan des Blasienstiftes Valentin Möller verfaßte Gegenschrift, Vindiciae canonicorum, ist im

Drucke nicht erschienen. — P. ist dreimal verheirathet gewesen. Am 30. April 1577 vermählte er sich mit Cäcilie Flockwedel, die ihm fünf Söhne und zehn Töchter gebar und am 9. Juli 1596 gestorben ist; am 11. Juni 1598 mit der Wittwe des Rathsherrn Joh. Kruders, Elisabeth geb. Götzen († 14. August 1599), und zuletzt mit der Wittwe des Pastors Johannes Hennichius von St. Jacobi in Hamburg, Christine, geb. Lampadius.

Vgl. über ihn Rehtmeyer's der Stadt Braunschweig Kirchen-Historie Th. IV. S. 267 ff. u. a. a. O. P. Zimmermann.

Peters: Karl Ferdinand P., Professor der Mineralogie an der Universität Graz, verdienstvoller Geologe, geb. am 13. August 1825 auf Schloß Liebshausen im böhmischen Mittelgebirge als Sohn eines gebildeten Landwirths und Gutsdirectors, erhielt eine sorgfältige Jugenderziehung und gewann frühzeitig durch den Umgang mit seinem Großvater, dem berühmten Mineralogen Franz Ambros. Reuß zu Bilin und mit seinem Oheim, dem als Geolog und Paläontolog ausgezeichneten Professor August E. Reuß eine besondere und nachhaltige Vorliebe zur mineralogisch-geologischen Wissenschaft. P. besuchte das Gymnasium sowie das Technikum in Prag und widmete sich nach dem Wunsche der Seinigen auf den Universitäten Prag und Wien, wo er im J. 1849 das Doctordiplom sich erwarb, dem Specialfache der Medicin, betrieb jedoch zugleich auch erst in Prag unter des Mineralogen Zippe Leitung, später in Wien, angeregt durch den regen Verkehr mit W. v. Haidinger und Fz. v. Hauer, eifrigst mineralogisch-geologische Studien. Kaum nach Prag zurückgekehrt, um am dortigen Hospitale sich weiter in der Medicin auszubilden, wurde er als Lehrer der Naturgeschichte an die Realschule zu Graz berufen. Eine Erstlingspublication im J. 1852: „Ueber die Lagerungsverhältnisse der oberen Kreideformation der östlichen Alpen“ lenkte die Aufmerksamkeit der österreichischen Geologen auf diese hoffnungsvolle jugendliche Kraft und P. erhielt schon 1852 bei der damals neu errichteten geologischen Reichsanstalt in Wien eine Verwendung. In dieser Stellung durchforschte P. Oberösterreich, Salzburg, den Böhmerwald, Kärnthen sowie Oberkrain und sammelte einen reichen Schatz geologischer Erfahrungen, über die er in zahlreichen Aufsätzen (Jahrb. d. geol. Reichsanstalt) Mittheilungen machte. Namentlich ist die Abhandlung über die Salzburger Alpen im Gebiete der Salzach von hohem wissenschaftlichen Interesse. 1855 wurde P., nachdem er schon früher an der Universität in Wien sich als Privatdocent für Geologie habilitirt hatte, als Professor der Mineralogie nach Pest berufen, mußte aber schon 1861 in Folge der eingetretenen politischen Verhältnisse diese Stellung wieder aufgeben und siedelte zunächst an die Universität Wien über. Hier widmete er sich eingehend mineralogischen und geologischen Untersuchungen, namentlich richtete er seine Forschungen auf die paragenetischen Verhältnisse der Mineralien. Im J. 1864 durchforschte er im amtlichen Auftrage die Dobrudscha und das Gebiet der Donaumündungen geologisch, worüber er eine vortreffliche Beschreibung lieferte. Auf den Lehrstuhl für Mineralogie und Geologie an die Universität Graz berufen, setzte er dann seine geologischen und paläontologischen Untersuchungen mit unermüdlichem Eifer, soweit ihm dies eine, in Folge erlittenen Sturzes eingetretene Lähmung der Gliedmaßen gestattete, fort. Schätzenswerthe Arbeiten über die Schildkröten- und Säugethierarten von Eibiswald, über Halitherium von Hainberg, über Dinotherium u. s. w. stellte er trotz seiner Krankheit in vollem Schaffensdrange fertig. Von Peters' Meisterschaft in der Behandlung wissenschaftlicher Stoffe und von seinem umfassenden Wissen legt insbesondere das Buch „die Donau und ihr Gebiet“ ein glänzendes Zeugniß ab, das als erste umfassende Darstellung des großen Donaugebiets nach neuerer Auffassung gelten kann und ebenso leicht verständlich und klar wie stylistisch vortrefflich geschrieben ist. Bis zu seinem Lebens-

ende am 7. November 1881 blieb P. geistig frisch und schriftstellerisch nach vielen Richtungen hin thätig, wie zahlreiche Aufsätze in der Allg. Zeitung beweisen.

Nekrolog im Jahrb. d. Geol. Reichsanst. in Wien XXXI. 425.

v. Gümbel.

Peters: Wilhelm Karl Hartwig P., Zoolog und Reisender, Bruder des Astronomen Heinrich Friedrich Christian P., wurde am 22. April 1815 zu Koldenbüttel im südwestlichen Schleswig geboren, wo sein Vater als Pfarrer lebte. Im zehnten Lebensjahre siedelte er mit den Eltern nach Flensburg über; auf dem dortigen Gymnasium blieb er bis zum Herbste 1834, studirte dann ein Halbjahr in Kopenhagen und vom Frühling 1835 an in Berlin Medicin und Naturwissenschaften, legte hier sein ärztliches Staatsexamen ab und wurde im December 1838 zum Dr. med. promovirt. Achtzehn Monate hielt er sich dann am Mittelmeere auf in anregender Gemeinschaft mit H. Milne-Edwards zoologisch sammelnd und forschend. Die wesentlichen Ergebnisse dieser Studien finden sich in den gemeinschaftlich veröffentlichten „Zoological notices“, 1840, niedergelegt. Nach Berlin zurückgekehrt wurde er, wie schon früher, J. Müller's Assistent und rüstete sich nunmehr auf seine große Afrikareise. Zwei kleinere Arbeiten über „Anatomie von Sepiola“ und „Leuchten von Lampyris“ gehören dieser Zwischenzeit an. — Anfang September 1842 begab P. sich über Holland und England nach Lissabon und schiffte sich hier am 24. December 1842 ein, um an Bord eines Verbrecher-Transportschiffes nach Mossambique zu segeln. Erst am 16. März 1843 landete er zunächst auf der Westküste in Loanda und nach fünfwöchigem Aufenthalt in dieser Stadt endlich am 17. Juni im Hafen von Mossambique. Sehr bald folgen die ersten Recognoscirungsfahrten, vom 23. Juli bis 20. August südlich nach Quellimane, dann nordwärts ein flüchtiger Besuch der Inseln Sansibar und Anjouana vom 18. September bis zum 26. October 1843. — Zu der geplanten großen Zambesereise brach er am 12. Mai 1844 von Mossambique aus auf, doch schon am 8. Juli, 8 Tage nachdem er Quellimane verlassen, zwang ihn ein heftiges Fieber zur Umkehr. Auf dem englischen Kriegsschiff Cleopatra erholte er sich langsam; die erst am 10. August wieder beginnenden Notizen des Tagebuchs lassen schon auf ein verhältnißmäßiges Wohlbefinden schließen. Ein kurzer Aufenthalt im südwestlichen Madagascar (10. bis 14. August) und ein längerer bei Capstadt (24. August bis 4. October) stellten Peters' Gesundheit so weit her, daß er am 8. November zum zweiten Male den Zambese aufwärts ins Innere Afrika's vorzudringen versuchen konnte, diesmal mit größerem Erfolg, wenn auch nicht ohne dem gefürchteten Klima seinen Tribut zu zollen. Vom 9. December 1844 bis zum 1. September 1845 sehen wir ihn von häufigen schwereren oder leichteren Fieberanfällen geplagt, hier rastlos die naturwissenschaftlich völlig unbekannte Umgegend Tette's zoologisch, botanisch, geographisch, sprachlich durchforschen und seinem Vaterlande die werthvollsten Sammlungen sichern. Auf dem Rückweg blieb P. zu gleichem Zwecke je 4 Monate in Senna und in Quellimane. — Nach kurzer Rast in Mossambique vom 19. Mai bis zum 7. Juli 1846 wandte er sich dem entlegeneren Süden zu, verweilte vom 19. Juli bis zum 19. October in Inhambane, vom 26. October bis zum 15. November an der Delagoabay und kehrte auf der Rückreise wieder Inhambane, dann Sofala und Quellimane berührend, den 7. Februar 1847 nach Mossambique zurück. Ein Aufenthalt in dem 40 geogr. Meilen nordwärts gelegenen Ibo, vom 4. April bis 25. Juli, wohin er 4 Tage und Nächte lang in offenem Boote fuhr, schloß das Forschungswerk. Am 7. August 1847 verließ P. Mossambique um über Indien (November, December) und Egypten nach Europa (Anfang 1848) heimzukehren.

Als Prosector des anatomischen Instituts zu Berlin (seit 1843), dann gleichzeitig als Docent (Herbst 1849) und seit 1853 als außerordentlicher Professor der medicinischen Facultät und seit dem Jahre 1851 als Mitglied der Akademie der Wissenschaften war er hauptsächlich mit der Durcharbeitung seiner Sammlungen beschäftigt. Ende 1857, nach dem Tode Lichtenstein's, dem er schon seit December 1856 als Mitdirector des Zoologischen Museums zur Seite gestanden, wurde er dessen Nachfolger in der Museumsdirection, in der Professur für Zoologie (5. Februar 1858), sowie als Director des zoologischen Gartens.

Seit 1858 lebte P. mit Henriette geb. v. Köhler in glücklicher Ehe und hinterließ bei seinem Tode am 20. April 1883 sechs Kinder. Im J. 1870 bereits traten gichtische Erscheinungen auf, deren Quelle seine Aerzte in den gesundheitsschädlichen Einflüssen des tropischen Aufenthalts erblickten. Die weitere Entwicklung der Krankheit setzte seinem schaffensreichen Leben ein Ende, bevor er das 68. Jahr erreicht hatte.

Entscheidend für Peters' Beruf und wissenschaftliche Richtung war der mächtige Einfluß von Johannes Müller. Dieser große Meister war es, der seine Studien leitete und ihm die glanzvolle wissenschaftliche Laufbahn eröffnete; aus des Lehrers privaten Mitteln wurde der Aufenthalt in Nizza bestritten, J. Müller in Verbindung mit Ehrenberg und Humboldt erwirkte die Staatsunterstützung für die Tropenreise. P. hat gezeigt, daß ihm dieses freundliche Entgegenkommen nicht unverdient zu Theil wurde. Er zählte nach Müller's Tode zu seinen Nachfolgern in dem getheilten Reiche. Nicht nur nach außen übernahm er jetzt in Berlin die entscheidende Stellung im Gebiete der Zoologie, er betonte auch in Müller's Geiste im Gegensatz zu seinem Amtsvorgänger den engen Zusammenhang zwischen Zoologie und Anatomie, nach zwei Richtungen hin, einerseits den Anatomen, andrerseits den descriptiven Zoologen gegenüber dafür eintretend. Der hohe Aufschwung der histologischen Anatomie fällt in die Zeit, wo P. fern unter den Drangsalen des heißen Afrika für die Wissenschaft Kraft und Leben einsetzte und darauf durch seine musterhafte Bearbeitung den Werth der erbeuteten Schätze verdoppelte. So darf es denn kaum befremden, wenn er an den Eroberungen, die mit Hülfe des Mikroskops auf einem weniger durchforschten Boden oft mit leichterer Mühe gemacht wurden, geringeren Antheil nahm; hatte er doch für sein scharfes Auge überreichen Stoff, um mit den einfachsten Instrumenten, Lupe, Messer und Pincette, eine Fülle von Thatsachen festzustellen, Thatsachen, die zu ergründen den jüngeren Mikrotechnikern mitunter nicht gelang.

Die Praxis eines großen, nur unzureichend mit Arbeitskräften bedachten Museums bringt es mit sich, daß Studien und Publicationen ein mosaikartiges Ansehen gewinnen. Man möge indeß nicht glauben, daß durch dieses Hemmniß bei P. das Streben zum Ganzen erstickt worden wäre. Nach faunistischer Richtung bildete sein Reisewerk, nach der systematischen eine große Monographie der Fledermäuse, für die er 70 sorgfältig redigirte Tafeln hinterläßt, deren Text herzustellen ihm aber nicht mehr beschieden war, ferner seine Arbeiten über Ohrenrobben u. s. w. einen ehrenden Beweis für sein Wollen und Können. Zu beklagen ist, daß die auf Selbstforschung gegründete Darstellung der Wirbelthiere im „Handbuch der Zoologie" dem Drange der Geschäfte zum Opfer fiel. Nachdem schon über die Hälfte der Säugethiere zum Druck gekommen, mußte P. seine Arbeit zurückziehen und seinem Mitarbeiter Carus die Ausfüllung der Lücke überlassen.

Gerade in Peters' Zeit fällt der geistige Sturm, den Darwin's Origin of species entfesselte. In Harmonie mit der kritischen, skeptischen Richtung der

Berliner Wissenschaft stand auch der Hauptvertreter der Zoologie der neuen Lehre anfangs kühl und abwartend gegenüber, auch später hat er zu deren Verfechtern nie gehört, aber ebensowenig zu deren Angreifern; er hat auch nie Gelegenheit genommen, seinen Standpunkt zur Descendenztheorie klarzulegen. Im Allgemeinen galt er für ihren Gegner (Lender). Indeß die auch von ihm (1861) anerkannte Fassung in Carus und Gerstäcker's Handbuch der Zoologie, Seite 13, sowie später sein Verhalten gelegentlich Darwin's Ernennung zum Ehrenmitgliede der Berliner Akademie beweisen andrerseits, daß er, wie du Bois-Reymond ihm (Sitzungsb. der Akad. d. Wiss. 1885, S. 622) bezeugt, nicht „die Bedeutung des von Darwin eröffneten unermeßlichen Ausblicks verkannte". Bei seinen Arbeiten entsprach es offenbar seinen Neigungen, sich mehr an dem Bau solider Fundamente, als an dem der luftigen, fernhin sichtbaren Zinnen zu betheiligen.

Die Abtheilungen, denen er seinen Forscherfleiß hauptsächlich zuwandte, und in denen er unter den Gelehrten sowohl nach Zahl als Werth seiner Veröffentlichungen in erster Reihe steht, sind die Säugethiere, Amphibien und Fische, sodann Arachniden, Myriapoden und Echinodermen. Seine kleineren Abhandlungen, mehr als 300 an der Zahl mit fast 150 Tafeln, füllen allein 5 stattliche Octavbände. Punkte, in welchen sein Name auch außerhalb der Systematik genannt zu werden pflegt, sind die morphologische Bedeutung des Schildkrötenpanzers (Dissertation), die Geschlechtsverschiedenheiten der Seeigel, die Homologie der Gehörknöchelchen, die Moschusdrüse der Schildkröten.

Als besondere Lebensaufgabe galt ihm die Pflege des zoologischen Museums, das ihm eine ebenso schnelle als gesunde Entwicklung zu danken hat. In der Abtheilung der Amphibien und Fische beispielsweise schnellen die Nummern des Katalogs bezüglich von 3706 (im J. 1860) und 4708 (1861) auf 10 465 und 12 103 (bei seinem Tode) empor. Es gelang ihm, der Berliner Sammlung einen Platz unter den ersten der Welt zu erringen. Und wie bei den Erfolgen auf seiner Reise, so ist auch hier der Aufschwung lediglich auf Rechnung seiner Thatkraft und Umsicht zu setzen; denn hier wie dort standen die ihm gewährten Mittel völlig außer Verhältniß zu dem Erzielten. Dabei hatte P. noch einen Theil seiner Arbeitskraft andern Instituten, wie dem Zoologischen Garten (bis 1869), dessen Reorganisation und neues Erblühen er einleiten half, und dem deutschen Fischereiverein zu widmen.

Als Universitätslehrer war P. eifrig und pünktlich, doch gebrach es ihm im Drängen der vielfachen anderweitigen Obliegenheiten und in Mitte des großstädtischen Treibens an der nöthigen geistigen Sammlung, um gleiche Erfolge wie in der Verwaltung des Museums auch nach dieser Richtung hin erringen zu können. In richtiger Erkenntniß der Unmöglichkeit, von eines Menschen Kraft beide Leistungen gleichzeitig zu fordern, hat man denn auch nach Peters' Tode zu einer Sonderung der Museumsleitung von dem Lehramt schreiten müssen.

Dem größeren Publicum stand er fern, weder in wissenschaftlicher noch in sonstiger Hinsicht rechnete er zu den populären Größen der Residenz; wohl aber verkehrte er in den höheren und höchsten Kreisen der Gesellschaft und fand vollste Würdigung bei der Gelehrtenwelt des Auslandes, mit der er enge persönliche Beziehungen unterhielt.

Eine gewisse Zurückhaltung und Gemessenheit, wohl auch Schroffheit im amtlichen Verkehr und im gewöhnlichen Leben, die Zähigkeit und Energie und der Sinn für das Geschäftliche, mit denen er seine Gedanken zu verwirklichen strebte, andererseits die Hingabe, Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft, welche den Näherstehenden, die aufopfernde Treue, welche den Freunden zu Theil wurde,

sind Charakterzüge, die er seiner nordischen Heimath zu danken haben mag; die Ehrfurcht vor der Religion war eine Mitgabe des Vaterhauses. Er scheute nicht den Kampf, wenn — und zumeist war es hier wiederum das Interesse seines Museums — eine wichtige Angelegenheit ihn zu erfordern schien, oder wenn es galt, ungerechtfertigte Angriffe abzuwehren. — So sehen wir in seinem Leben das Bild eines Mannes, der mit Freude sein ganzes Wirken in eifrigen treuen Dienst seiner Wissenschaft gestellt hat.

Da es bisher, wie an einer Biographie Peters', so an einem Verzeichniß seiner Schriften fehlt, so lassen wir hier wenigstens über seine Hauptarbeiten genaue Angaben folgen. Selbständig erschienen: „Naturwissenschaftliche Reise nach Mossambique". 4°. I. Säugethiere 1852, (II. Vögel, nur die Tafeln hergestellt), III. Amphibien 1882, IV. Flußfische 1868, V. Insecten und Myriapoden 1862, VI. Botanik 1862 u. 64. Die Säugethiere, Amphibien, Flußfische und Myriapoden von Peters selbst, die Insecten von Klug, Loew, Schaum, Hagen, Gerstäcker, Hopfer, die Botanik von Klotzsch und Anderen bearbeitet. Die übrigen Theile der Peters'schen Sammlungen sind andern Orts von ihm selbst, der Rest von v. Martens (Mollusken 1860, 1879), Karsch (Arachniden 1878), Hilgendorf (Crustaceen 1878) meist in den Berichten der Akademie behandelt. — „Observationes ad anatomiam comparatam Cheloniorum" (Dissert.). 1838. 4°. — „De serpentum familia Uropeltaceorum" (Habilitationsschrift). 1861, 4°. — „Ueber Wohnen und Wandern der Thiere" (Popul. Vortrag). 1867. — Als Abhandlungen der Akademie d. W. und zugleich in selbständiger Ausgabe: H. Lichtenstein und W. Peters, „Ueber neue merkwürdige Säugethiere des k. zool. Museums" (1854) 1855, 4°. W. Peters, „Ueber die an der Küste von Mossambique beobachteten Seeigel und insbes. über die Gruppe der Diademen" (1853) 1855, 4°. „Ueber die Chiropterengattungen Mormops und Phyllostoma" (1856) 1857. 4°. „Ueber einige merkwürdige Säugethiere des k. zool. Museums" (1860) 1861, 4°. „Ueber die Gattung Nyctophilus" (1860) 1861, 4°. „Ueber Cercosaura" 1862, 4°. „Ueber die Säugethiergattung Chiromys" (1865) 1866, 4°. — In der Festschrift der Gesellsch. naturforsch. Freunde zu Berlin 1873: „Die Nagergattung Dinomys", 4°, in den Transact. Zoolog. Soc., London (1870) 1871, 4°: „Contribution to the knowledge of Pectinator", in K. C. v. d. Decken's Reise, III, 1 bearbeitete P. die Säugethiere, Amphibien und Fische, 1869.

Von den übrigen zoologischen Arbeiten beziehen sich auf Säugethiere 126, Vögel 14, Amphibien 145, Fische 48, Gliederthiere 12, Würmer 11, Stachelhäuter 6, Mollusken 3, Cölenteraten 2; paläontologisch ist eine Arbeit (je 1 neue Fisch- und Froschg.). Zur Veröffentlichung gelangten diese Schriften in Müller's Archiv für Anat. u. Physiol. 1839—50, weitaus die meisten in den Monats- u. Sitzungsber. der Akad. d. Wiss. 1844—83, im Archiv für Naturgesch. 1849—56 u. 62, in den Sitzungsber. d. Gesellsch. naturf. Freunde in Berlin 1849, 1877—83, in Proceed. zool. soc. London 1861, 63, 65, 66, 71, 72, in Annales museo civ. Genova 1872, 74—78, 82, im Journal für Ornithologie 1863, 64, 68, 81, Correspondbl. naturw. Ver. f. Sachsen u. Thür., Halle 1867, Öfvers. af k. Vetensk.-Ak. Förhandl., Stockholm 1869, Jornal de sc. math., phys. e nat. (Lisboa) 1870, in 2. Deutsche Nordpolfahrt, II. 1872. In den ersten Jahren erschienen öfters Uebersetzungen seiner Arbeiten in l'Institut Paris, Annals and Mag. n. hist. London, the Edinburgh new philos. Journ., wo auch die „Zoological notices" 1840 zu finden sind.

Seine Reiseerlebnisse schilderte P. in ansprechenden Reisebriefen: Monatsberichte über die Verhandl. der Gesellsch. für Erdkunde, Berlin, Bd. I, S. 97, 262; III, S. 84, 97, 234; V, S. 125 und in einem kurzen zusammenfassenden

Berichte V, S. 261, 1843—48; „Beobachtungen über Meeres- und Lufttemperatur im atlant. Ocean“, edirt von Mahlmann, ebenda I, S. 250. P. lieferte ferner einen ausführlichen Auszug aus einem portugiesischen Werke, eine Expedition von Tette nach Lunda behandelnd, mit eigenen Noten, Zeitschr. f. allg. Erdk. Berlin VI, S. 257, 369, 1856. — Seine sprachlichen Studien bilden die Grundlage von: Bleek, The languages of Mosambique, London 1856, Quer 8⁰. 403 S.

Vgl. Vita in der Dissertation. — Kurzer Lebensabriß von seinem Arzte Dr. Lender, Deutscher Reichsanzeiger 18. Juni 1883. — Die oben citirten Reisebriefe. — Dem Verf. standen außerdem zu Gebote das naturwissenschaftliche Reisejournal (M.-S.) und persönliche Bekanntschaft. F. Hilgendorf.

Petersdorff: Christian **Friedrich** Engel v. P., preußischer Generallieutenant, ward am 3. Juni 1775 zu Hanau geboren. Sein Vater war damals Hauptmann im kurfürstlich braunschweigisch-lüneburgischen 1. Infanterieregiment von Scheither, welches als Schutz- und Ehrenwache der von ihrem Gemahl, dem Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Cassel, seit dessen Uebertritt zum Katholicismus getrennt lebenden Landgräfin Maria, einer Vatersschwester König Georg III. von Großbritannien, dort in Garnison stand. P. trat 1789 als Kadet bei demselben Regiment, welchem sein Vater angehörte, in den Dienst, ward 1791 Fähnrich, 1794 Lieutenant und machte die Feldzüge gegen die Franzosen von 1793, 1794 und 1795 in den Niederlanden mit; in der Friedenszeit besuchte er die Militärschule zu Hannover und die Universität Göttingen. Nachdem die hannoversche Armee im J. 1803 aufgelöst war, trat er im April 1804 in das preußische Infanterieregiment vac. Nr. 30 v. Borcke, welches einen Theil der Besatzung von Stettin bildete, nahm mit diesem am Feldzuge des Jahres 1806 theil, wußte sich nach dem Gefechte von Lübeck der bevorstehenden Capitulation zu entziehen und begab sich nach Pommern, wo er am 13. December in Greifenberg zu Schill stieß. Dieser entsandte ihn am folgenden Tage nach Colberg, um mit dem Commandanten Obrist v. Lucadou den Entwurf zu einem gemeinsamen Unternehmen gegen die Stadt Stargard zu besprechen und zugleich die Organisation des Schill’schen Corps zu fördern, welches für seine Ausrüstung auf die allerdings sehr geringen Hilfsquellen angewiesen war, welche Colberg bot. Er fand wenig Gehör; der Commandant ging auf keines seiner Gesuche ein, sondern wies P. an in der Festung zu bleiben und aus den zuströmenden Flüchtlingen eine Compagnie für das Grenadierbataillon von Waldenfels zu bilden. Nach einiger Zeit gelang es ihm jedoch, wieder zu Schill nach Greifenberg zu kommen. Am 22. Januar 1807 erhielt dieser die königliche Ermächtigung zur Bildung eines Freicorps. Beide machten sich nun mit verdoppeltem Eifer an die Organisation desselben; es sollte aus allen Waffen bestehen, um fremder Unterstützung entbehren und ganz selbständig handeln zu können; zu seiner Ausrüstung aber fehlte es, außer an Menschen, so ziemlich an allem, was nöthig war. P. befehligte zunächst die Fußjäger. Als Schill am 17. Februar in dem Gefechte bei Naugard verwundet wurde und nach Colberg ging, übernahm er das Commando des Corps. Es sollte jetzt versucht werden durch England Ausrüstungsgegenstände zu erhalten und diese Macht zu einer Landung an einem Punkte der Ostseeküste zu veranlassen; dazu sollte ein Officier dorthin gesandt werden. Vermuthlich mit Rücksicht auf seine Herkunft als Hannoveraner und weil er englisch sprach, fiel die Wahl auf P. Am 18. März reiste dieser zu Schiff von Colberg ab, war am 12. April in London bei dem preußischen Gesandten v. Jacobi-Klöst, reiste am 21. wieder ab und traf am 2. Mai in Stralsund ein, der reichen Sendung an Kriegsgeräth voraus eilend, welche England zur Verfügung stellte; mit dem zweiten Theile seiner Aufgabe hatte er nicht so viel Glück gehabt, mit der thätigen Theilnahme

am Kriege haperte es wie gewöhnlich. Für die geschickte Ausführung seines Auftrages wurde er vom Könige belobt; für das Gefecht bei Naugard erhielt er den Orden pour le mérite. Als nach Friedensschluß aus der Infanterie des Schill'schen Corps das leichte Bataillon des Leib-Infanterieregiments Nr. 9 gebildet ward, wurde P. bei demselben als Hauptmann angestellt; Berlin ward seine Garnison. Am 28. April 1809 brach Schill von hier mit dem ihm unterstellten 2. brandenburgischen Husarenregiment zu seinem bekannten Zuge auf; am 4. Mai folgte ihm Lieutenant August von Quistorp mit etwa 150 Mann des Bataillons. Der Gouverneur L'Estocq sandte P. hinterher, um Quistorp zur Umkehr zur bewegen. Bei Neuendorf, schon auf königlich sächsischem Gebiete, traf dieser zuerst auf den Lieutenant von Blomberg, einen inactiven Officier, welcher Schill ebenfalls Mannschaften zuführen wollte und Quistorp's Vorhut bildete; P. verhaftete denselben; auf den dadurch entstandenen Lärm eilte aber Quistorp herbei und drohte, wenn P., welcher die Soldaten anredete, zu sprechen fortführe, Feuer geben zu lassen, sodaß dieser unverrichteter Sache nach Berlin zurückkehren mußte. Als 1812 der Krieg mit Rußland in Sicht war, bat P. um seine Entlassung. Er hatte seinem Bruder Karl, welcher mit ihm im hannoverschen 1. Infanterieregiment gestanden hatte und jetzt der englisch-deutschen Legion angehörte († als hannoverscher Oberstlieutenant a. D. am 13. März 1834 zu Witzenhausen), das Versprechen gegeben, nie für Napoleon zu kämpfen. Den erbetenen Abschied erhielt er als Major mit der Erlaubniß seine Uniform fortragen zu dürfen; in der betreffenden Cabinetsordre hieß es, daß der König ihm auch ferner in Huld und Gnade zugethan verbleiben wolle; sie war in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßt. Bevor ein Jahr zu Ende war, trat er von neuem in preußische Dienste. Als der Aufruf vom 3. Febr. ergangen war, trug er in Gemeinschaft mit Lützow (s. d.) dem Könige schon am 9. desselben Monats die Bitte vor, ein Freicorps errichten zu dürfen; am 18. d. M. ward ihnen dieselbe gewährt; Lützow wurde Chef, P. Commandeur des Corps. Letzterer blieb zunächst in Breslau, um die Herbeischaffung der Mittel und die Annahme der Freiwilligen, sowie deren Eintheilung zu leiten. Im Gasthofe zum Goldenen Szepter hatte er sein Werbebüreau aufgeschlagen; von allen Seiten strömten die Freiwilligen herbei; daß bei ihrer Annahme nicht immer mit der wünschenswerthen Sorgsamkeit verfahren wurde, hat dem Corps manche unlautere und ungeeignete Elemente zugeführt und sich bald fühlbar gemacht. Auch ist den Errichtern des Corps nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht worden, daß sie durch den Aufenthalt in Breslau sich des Vortheils begaben von vornherein persönlich und unmittelbar auf dasselbe einzuwirken, die Mitglieder schon in Zobten und Rogau recht gründlich zu erziehen und anzuleiten. Als das Corps nach dem Kriegsschauplatze aufbrach, marschirte auch P. mit demselben. Für die unzweckmäßige Verwendung in dieser Periode des Feldzuges gebührt Lützow die Verantwortlichkeit allein. Um die Mitte des Mai hatten die Streifzüge auf dem linken Elbufer der Schaar zahlreiche Rekruten zugeführt, zu deren Einreihung einige Ruhe nöthig war, gleichzeitig sollten drei leichte Geschütze ausgerichtet werden. P. sollte das alles besorgen, während Lützow mit der Cavallerie zu seinem Zuge nach Thüringen und Franken aufbrach. Ersterer ging zu diesem Zweck am 20. Mai nach Havelberg und war, nachdem er denselben erfüllt, die Infanterie des Corps auf ca. 2000 Mann gebracht und die Geschütze marschfähig gemacht hatte, im Begriff nach dem Harz zu gehen um, den Absichten der obersten Heeresleitung entsprechend, von hier aus das Land im Rücken der französischen Armee zu insurgiren, als der russische General Woronzow ihn dringend aufforderte, sich mit ihm zu einem Unternehmen gegen Leipzig zu vereinigen. Die Aussicht auf einen glänzenden Erfolg lockte ihn. Am 2. Juni brach er mit 900 Mann, welche

auf Wagen befördert wurden, und einer neu formirten Escadron, auf; der Rest des Corps sollte in einigen Tagen nach dem Harz abmarschiren. Am 10. Morgens standen die Verbündeten vor Leipzig, von den Höhen bei Gohlis sahen sie die Stadt vor sich liegen, bereits hatte ihre Cavallerie der französischen ein glückliches Gefecht geliefert; und schon hielten sie den dort commandirenden Herzog von Padua mit der Garnison für ihre sichere Beute, da machte die Kunde von dem geschlossenen Waffenstillstande den Feindseligkeiten ein vorläufiges Ende. P. kehrte nach Havelberg zurück und widmete sich von neuem den Organisationsarbeiten, welche durch die Mißgriffe bei der ersten Aufstellung, durch die bei Kitzen erlittenen Verluste und durch die Neuwerbungen nöthig geworden waren. Sie hatten guten Fortgang und günstigen Erfolg. Am 17. August begann der Krieg von neuem. Dem Major v. P. gab er Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung, als der Oberbefehlshaber General Graf Wallmoden mit dem größten Theile der ihm unterstellten Truppen auf das linke Elbufer gegangen war, wo er am 16. September den von Marschall Davout dorthin entsandten General Pecheux bei der Göhrde schlug, und auf dem rechten Ufer des Stromes nur schwache Kräfte zurückgelassen hatte, zu denen 1500 Infanteristen und 4 Geschütze des Freicorps nebst 400 Mann hanseatischer Reiterei und 120 Kosaken unter Petersdorff's Commando gehörten. Davout griff diese am 18. bei Zarrenthin mit überlegenen Kräften an, warf ihre Vorposten und drängte P. eine Strecke Weges zurück; es gelang diesem indeß sowol am 18., wie am folgenden Tage, wo Davout von neuem vorging, demselben durch seine feste Haltung so zu imponiren, daß er von energischeren Versuchen den Schleier, welchen jener gebildet hatte, zu zerreißen abstand. Da Lützow bei der Göhrde verwundet war, so übernahm P. bis zum 25. November, wo dieser zurückkehrte, das Commando des Corps und blieb mit der Hauptmasse desselben den Franzosen im Mecklenburgischen gegenüber. Für das Gefecht bei Zarrenthin erhielt er das Eiserne Kreuz. Als Lützow am 25. December aus dem Holsteinischen mit der Cavallerie nach Frankreich abmarschirte, übernahm P. das Commando von neuem, ging dann aber, auf Grund einer vom 14. December datirten Cabinetsordre, am 11. Januar 1814 von Holstein aus nach Kassel, um unter Leitung des Kurprinzen Wilhelm bei der Errichtung der hessischen Truppen mitzuwirken, eine Aufgabe, welche er trotz großer damit verbundener Schwierigkeiten, mit vielem Geschick löste (vgl. Kurhessen seit den Befreiungskriegen von C. W. Wippermann, Kassel 1850). Am 25. März 1815 wurde er zum Commandeur des aus der Infanterie des Lützow'schen Corps gebildeten preußischen 25. Infanterieregiments ernannt; dasselbe in den Krieg zu führen hinderte ihn ein im März erlittener Beinbruch; jedoch konnte er bald wieder im militärischen Verwaltungsdienste thätig sein; es geschah zuerst in Düsseldorf, dann in Aachen. Am 12. October 1815 ward er zum Commandanten von Memel ernannt, vertauschte diesen Posten 1827 mit dem nämlichen zu Pillau, ward 1837 in gleicher Eigenschaft nach Thorn versetzt und trat, nachdem er inzwischen zum Generalmajor aufgestiegen war, 1842 mit dem Charakter als Generallieutenant in den Ruhestand. Am 4. Mai 1854 starb er zu Plauenthin bei Colberg.

Archiv des preußischen Kriegsministeriums. — Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, 93. Band 3. Heft, Berlin 1855. — Oesterreichischer Soldatenfreund vom 12. Juli 1854. — Stawitzky, Geschichte des 25. Infanterie-Regiments, Koblenz 1857, S. 57. B. Poten.

Petersen: Adolf Cornelius P., Astronom, geb. am 23. Juli 1804 in Westerbau (Amt Tondern in Schleswig), † am 3. Februar 1854 in Altona. P. studirte die mathematischen Wissenschaften und ward frühzeitig mit dem bekannten Astronomen Schumacher bekannt, der ihn zuerst als Gehilfen bei der

dänischen Gradmessung verwendete und ihm 1827 eine Stelle als Observator an seiner Sternwarte in Altona verschaffte. Nachdem Schumacher 1850 gestorben war, führte P. die interimistische Leitung der Sternwarte bis zu seinem eigenen Tode; auch theilte er sich von jenem Zeitpunkte an mit Hansen in Gotha in die Redaction des Fachjournals, welches Schumacher unter dem Titel „Astronomische Nachrichten“ ins Leben gerufen und zu hoher Blüthe gebracht hatte. Diese Zeitschrift enthält denn auch eine große Reihe von Mittheilungen aus Petersen's Feder über von ihm angestellte Beobachtungen und Berechnungen. Er war ein glücklicher Kometenentdecker und hat vier dieser Gäste unseres Sonnensystems zuerst aufgefunden (7. August 1848, 26. October 1849, 1. Mai 1850, 17. Mai 1852). Als Theoretiker erwarb sich P. Verdienste durch die Angabe einer verbesserten Methode zur Bestimmung der Rotationszeit der Sonne und durch den Nachweis, daß Lalande den Planeten Neptun schon am 8. und 10. Mai 1795 beobachtet, ihn jedoch für einen Fixstern gehalten hatte. Uebrigens gehörte P. auch zu jenen, welche zuerst die Bahn des neu entdeckten Wandelsterns aufmerksam verfolgten (Astron. Nachr., 25. Band, S. 98). Die Rastlosigkeit, mit welcher der unermüdliche Mann trotz körperlichen Leidens sich der mühevollen Beobachtungsthätigkeit hingab, ließ ihn viel zu frühzeitig einer Brustkrankheit erliegen.

Poggendorff, Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften, 2. Band. Sp. 414. — Maedler, Geschichte der Himmelskunde, 2. Band, S. 275 ff. Günther.

Petersen: Johann Christoph August P., geb. am 18. November 1808 in Erfurt, † am 1. November 1875 als Generalsuperintendent des Herzogthums Gotha. P. hatte früh seinen Vater, einen Erfurter Fabrikanten, durch den Tod verloren. Er wuchs unter den Augen einer sorgsamen Mutter und wohlwollender Lehrer als ein überaus fleißiger und gut gearteter Knabe auf und absolvirte zu Ostern 1828 das Gymnasium seiner Vaterstadt mit dem Reifezeugniß ersten Grades. Mit der Absicht, classische Philologie zu studiren, ging er nach Berlin, wurde aber bald durch den Einfluß Schleiermacher's — welchem er später, bei der 100 jährigen Wiederkehr seines Geburtstages 1868 ein schönes litterarisches Denkmal gesetzt hat („Schleiermacher als Reformator der deutschen Bildung“. Festrede. Gotha 1869) — für die Theologie gewonnen. Die 4 Jahre seines Berliner Studiums sind für sein Leben entscheidend gewesen. Als Schüler von Schleiermacher, Neander, Theremin, Steffens und im persönlichen Umgang mit diesen hervorragenden Männern, besonders auch durch häufigen Verkehr im Hause des Hofpredigers Strauß, den er seinen geistlichen Vater nannte, gewann er jenen offenen Sinn für alles menschlich Große und Schöne und in unauflöslicher Verbindung damit jene begeisterte Liebe zur evangelischen Kirche, jene wechselseitige „Durchdringung des Evangelismus und des Humanismus“, wie er sich theologisch auszudrücken liebte, durch welche er Vielen zum Segen geworden ist. Auch als Hauslehrer bei dem Grafen Karl von der Gröben in Berlin brauchte er von dem liebgewordenen Verkehr nicht zu scheiden und gewann er überdies reichliche Nahrung seiner vaterländisch-christlichen Gesinnung. Nachdem er das erste theologische Examen „sehr gut“, das zweite „vorzüglich gut“ bestanden hatte, fand er in seiner Vaterstadt Erfurt 1834 eine Anstellung als Diakonus an der Thomaskirche, wurde aber schon im folgenden Jahre als Pfarrer nach Buttelstedt bei Weimar berufen, wo er 15 glückliche, arbeits- und segensvolle Jahre verlebt hat. Seine Hauptsorge galt der Gemeinde. Er war ein Seelsorger von unermüdlichem Eifer und gewissenhafter Treue. Aber seine Amtspflichten ließen ihm noch Muße genug zu schriftstellerischer Thätigkeit. Durch eine seiner Examenarbeiten: „Aus welchen Ursachen muß die Entstehung der

Differenzen und Spaltungen zwischen der lutherischen und der reformirten Kirche abgeleitet werden?" hatte er den ersten Anstoß zu gründlicher Vertiefung in die Lehre von der Kirche erhalten. Als nun 1837 Richard Rothe's epochemachendes Werk über „die Anfänge der christlichen Kirche und ihrer Verfassung" erschien, fand Petersen sich durch die genialen Gedanken dieses Buches ebensosehr gefesselt wie zum Widerspruch gereizt. Rothe trug hier zum ersten Male seine vielfach mißverstandene Lehre von dem Aufgehen der Kirche in den Staat vor. Nach ihm hat Christus das Gottesreich, welches er auf Erden gestiftet, in seiner Vollendung nicht unter der Form der Kirche, sondern als eine politische Gemeinschaft gedacht. Christus hat nach Rothe ein eigenthümliches geistiges Leben in der Menschheit angezündet, welches dazu berufen ist, auf dem Wege der geschichtlichen Entwicklung sich der natürlichen Form des menschlichen Gemeinschaftslebens immer mehr zu bemeistern und diese von ihm beseelte natürliche Form selbst, mithin den christlichen Staat, zum Organ für seine weitere Wirksamkeit zu machen. Als Bedingung und Mittel für die Realisirung dieses seines letzten Zweckes mußte der Herr auch eine Kirche wollen d. h. eine rein und ausschließlich religiöse Gemeinschaft. Denn ohne sie würde die Erfüllung des natürlichen Gemeinschaftslebens mit christlichem Geist nicht erreichbar sein. Je weiter aber der geschichtliche Proceß fortschreitet, desto mehr tritt die Kirche zurück, bis sie in der Vollendung gänzlich aufgehört haben wird, eine besondere Form der Gemeinschaft zu bilden. Eine Hauptetappe auf diesem Wege ist die Reformation. — Diesem kühnen Gedanken trat P. in seinem Buche: „Die Idee der christlichen Kirche. Zur wissenschaftlichen Beantwortung der Lebensfrage unserer Zeit ein theologischer Versuch. Erster analytisch-critischer Theil." 1839, entschieden entgegen, indem er die Rothe'schen Ausführungen Schritt für Schritt zu widerlegen suchte. Seine Ansicht, daß die Kirche auch im vollendeten Gottesreich neben dem Staate und der Cultur und auf's innigste mit diesen beiden vereinigt ein bleibender Theilorganismus sein werde, entwickelte und begründete er ausführlich in der „Lehre von der Kirche", deren erstes und zweites Buch: „von dem Wesen und der Organisation der Kirche" als zweiter, synthetisch-dogmatischer Theil des ganzen Werkes 1842 an das Licht der Oeffentlichkeit trat, während der dritte, historisch-pragmatische Theil: „von der Entwickelung der Kirche" 1846, das umfangreiche Gebäude krönte. Dieser dritte Theil „und mit ihm das Ganze" ist der theologischen Facultät zu Erlangen gewidmet, welche bei Gelegenheit ihres 100jährigen Jubiläums 1843 P. zum Doctor der Theologie creirt hatte. In dem dreibändigen Werke steckt eine Fülle theologischer Gelehrsamkeit. Alle mit dem Hauptthema in Verbindung stehenden Fragen, Lehre, Cultus und Disciplin der Kirche, das Amt des Geistlichen, die Kirchenverfassung, Katholicismus und Protestantismus, Reformation, Confession, und Union werden unter fortlaufender Berücksichtigung der einschlägigen Litteratur und unter Hinweis auf den Zusammenhang mit fernerliegenden theologischen Problemen gründlich erörtert. Leider ist der schwerfällige Formalismus der Darstellung einer weiteren Verbreitung des Buches hinderlich gewesen. Ein schöner Erfolg für den Verfasser selbst war die Herzensfreundschaft mit seinem Widersacher Rothe, die, aus der edlen Haltung der wissenschaftlichen Polemik geboren, im Briefwechsel und persönlichen Verkehr sich entfaltend, P. bis zum Heimgange Rothe's 1867 hoch beglückt hat. Das praktische Resultat seiner Studien aber war, daß er bei allem Wechsel der Zeiten als ein treuer Sohn der lutherischen Kirche zugleich für das gute Recht der Union mit mannhafter Ueberzeugung eintreten konnte. Gegen die Lichtfreunde einerseits und die hereinbrechende Reaction andererseits suchte er in den vierziger Jahren auf stürmisch

bewegten kirchlichen Versammlungen in Weimar, Apolda, Kösen, Wittenberg das Bekenntniß zu der Souveränität Christi und seines Wortes als das für den Bestand der Kirche einzig Nothwendige mit flammender Rede in die Herzen zu pflanzen. Auch mit der Feder arbeitete er rastlos für diesen hohen Zweck. Nicht mehr für die Gelehrten wollte er nun schreiben, sondern für sein theures deutsches Christenvolk. Größeres kannte er nicht, als — nach dem immer wieder von ihm citirten Uhland'schen Wort — „für unser Volk ein Herz“. Diese Liebeswärme fühlt man der „bürgerlichen Geschichte“ an, welche unter dem Titel: „Der Lichtfreund oder die Kindtaufe“ 1847 erschienen ist. „Wie das Büchlein von einem geschrieben wurde, dessen Freude und Stolz es ist, ein Sohn des deutschen Volkes zu sein, so sollte es aus dem Herzen des Volkes heraus geschrieben sein, um in's Herz des Volkes einzugehen. O möchte es doch ein deutsches Volksbuch werden, ein Buch für Alle aus allen Ständen, die als echte Deutsche auch rechte Christen sein wollen!“ Ein biederer Handwerker, der sich von der lieblosen Strenggläubigkeit seiner Verwandten abgestoßen fühlt, wird aus der Gefahr, von den Netzen der Freigeisterei umstrickt zu werden, durch den Einfluß eines bewährten Christen und durch die Kreuzschule des Lebens gerettet und zum rechten, in der Liebe thätigen Glauben geführt. An den Faden dieser Erzählung werden als Hauptbestandtheil des Buches Gespräche über die religiösen Zeitfragen aufgereiht. Das Buch würde ohne Zweifel mehr Leser im Volke gefunden haben, wenn in der Geschichte mehr geschähe und weniger gesprochen würde. Dem gleichen Zwecke, wahres Christenthum im Volke zu pflanzen, diente die Herausgabe einer fast vergessenen geistvollen Schrift des Grafen von Zinzendorf, gewöhnlich kurzweg „der Passagier“ genannt. Der eigentliche Titel lautet: „Sonderbare Gespräche zwischen einem Reisenden und allerhand anderen Personen von allerlei in der Religion vorkommenden Wahrheiten“. Diese Schrift, die bei ihrem ersten anonymen Erscheinen 1739 bereits drei Auflagen erlebt hatte, ist auch in der Ausgabe von P. zweimal aufgelegt worden (1849 und 1869).

Die vielseitigen Verdienste Petersen's und sein kräftiges Auftreten hatten zur Folge, daß er 1850 als Nachfolger Bretschneider's zum Oberpfarrer der Stadt Gotha gewählt wurde. Herzog Ernst ernannte ihn unter Bestätigung der Wahl alsbald zum Superintendenten, 1852 zum Oberconsistorialrath und Generalsuperintendenten des Herzogthums. In dieser hohen und verantwortungsvollen Stellung ist es ihm noch gerade 25 Jahre zu wirken vergönnt gewesen. Er übte sein Amt mit Milde und nahm sich mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt der ihm untergebenen Geistlichen an. Die Generalvisitationen gereichten ihm zu wahrer Herzerquickung, abgesehen von den Fällen, wo er tadeln und strafen mußte, was ihm schwer wurde. Den in Thüringen festgewurzelten Rationalismus behandelte er schonend, suchte ihn aber evangelisch zu vertiefen. Um das Volksschulwesen hat er sich durch Aufstellung eines Lehrplans, den er selbst als eine „Sorgenarbeit vieler Jahre“ bezeichnete, durch Bearbeitung einer Fibel und eines Lesebuchs und namentlich durch die Organisation des Religionsunterrichts große Verdienste erworben. Die Volksschule hatte er besonders lieb, und es war ein tiefer Schmerz für ihn, als 1863 bei durchgeführter Trennung der Kirche von der Schule im Herzogthum Gotha das Wirken auf diesem Gebiete ihm fast ganz entzogen wurde. In der Prima des Gymnasiums gab er mit Freuden den Religionsunterricht.

Man könnte P. nicht mit Unrecht einen Virtuosen der Frömmigkeit nennen. Alle großen und kleinen Erlebnisse dienten ihm selbst zur Vertiefung des Sündenbewußtseins sowohl wie zu erneutem Lobpreis der göttlichen Gnade in Christo. So waren denn auch seine Predigten ausgezeichnet durch die eindringliche Kraft der glaubensvollen Ueberzeugung, die aus jedem Worte zu spüren

war. Ein warmes, überwallendes Gefühl, das namentlich bei festlichen Gelegenheiten zu mächtiger Begeisterung sich steigerte und den Redner über sich selbst hinaushob, riß die Gemeinde mit sich fort. Seine Predigten vorher auszuarbeiten und zu memoriren war einem Manne wie P. unmöglich. Sie waren nach vorausgegangener ernster Geistes- und Herzensarbeit ein freier Erguß des frommen Gemüthes. Wenn ebendeshalb zu günstiger Stunde und auf festlicher Höhe der Eindruck ein bedeutender war, so konnten freilich an gewöhnlichen Sonntagen oder bei körperlicher Indisposition auch die Mängel einer solchen Methode nicht verborgen bleiben. Hinter der Ueberschwänglichkeit des Gefühls blieben die häufig wiederholten und nur locker verknüpften Gedanken alsdann wohl empfindlich zurück. Einzelne Predigten hat P. auf Wunsch, nachdem er sie gehalten, für den Druck aufgeschrieben. Die gelesenen geben auch nicht von ferne die Wirkung des gehörten Wortes wieder. Wir heben als charakteristisch hervor: „Wir sind Gottes Volk! Eine Landpredigt zum 1000jährigen Jubelfeste Deutschlands.“ 1843. (Diese Predigt mußte sich in der Röhr'schen kritischen Predigerbibliothek eine sehr abfällige und ungerechte Beurtheilung gefallen lassen, welche von dem Verfasser als „unbarmherzige Mißhandlung seines Lieblingskindes“ schmerzlich empfunden wurde.) Ferner: „Gottes friedebringender Segen in Kriegszeit.“ 1866, und: „Unsere Siegesfreude.“ 1870. Auch die treffende Rede am Grabe seines Freundes Fritz Reuter mag hier erwähnt sein, abgedruckt in: „Ein Andenken an Fritz Reuter's Begräbnißfeier.“ 1874.

Seit 1858 stand an der Spitze der Gothaischen Landesgeistlichkeit neben P. der Oberhofprediger D. Carl Schwarz. Beide hatten sich zum Text ihrer Antrittspredigt das apostolische Wort 2. Cor. 1,24 gewählt: „Nicht, daß wir Herren seien über euren Glauben, sondern wir sind Gehilfen eurer Freude; denn ihr stehet im Glauben“, und befanden sich in der Anwendung dieses Grundsatzes auf ihre Amtsthätigkeit in erfreulichster Uebereinstimmung. Von Art aber waren sie grundverschieden. Bei Schwarz zeigte sich eine bewunderungswürdige Schärfe des Gedankens, ein rücksichtsloses Urtheil, ein rasches und entschiedenes Vorgehen, eine unüberwindliche Abneigung gegen jede Art von Vermittelung, während P. auf allen Seiten das Gute heraussfand und anerkannte, gern dilatorisch verfuhr, stets den Frieden zu bewahren oder wiederherzustellen suchte und allem Parteiwesen abhold war. Es ist beiden, dem tapferen Streiter und dem milden Vermittlungstheologen, nicht leicht geworden, sich in einander zu finden. Der Gothaischen Landeskirche aber hat dieses sich ergänzende Nebeneinander zu großem Segen gereicht. Schwarz war einer der Stifter und Führer des deutschen Protestantenvereins. Auch P. trat, wenngleich nicht ohne schwere Gewissenskämpfe, dem Vereine bei, dessen rechten Flügel er mit Rothe und Baumgarten bildete. Von seinen früheren Freunden mußte er manches bittere oder befremdete Wort wegen seiner Zugehörigkeit zu diesem Vereine hören, konnte aber auf den Ausdruck des Bedauerns, daß er in eine seiner nicht würdige Gesellschaft hineingerathen sei, ehrlich erwidern, er sei vielmehr hineingewachsen. Auf dem ersten Protestantentage in Eisenach 1865 war P. der einzige, der sich gegen die von Schwarz aufgestellten und vertheidigten Thesen über die protestantische Lehrfreiheit erklärte, weil ihm die positive Stellung des Geistlichen zur heiligen Schrift nicht genügend in diesen Thesen gewahrt schien. Bei der Friedensliebe Petersens gehörte gewiß ein sehr anerkennenswerther Wahrheitsmuth zu dieser isolirten Opposition gegen seinen eigenen nächsten Collegen, der nicht gern Widerspruch ertrug. Diese von seinem Gewissen geforderte That und seine Stellung zu der verhandelten wichtigen Frage hat P. in einem lesenswerthen Schriftchen erklärt: „Die protestantische Lehrfreiheit und ihre Grenzen. Ein offenes Wort zum ersten

deutschen Protestantentage." 1865. Dem Protestantenverein ist P. bis an sein Ende unwandelbar treu geblieben. Daß ein solcher Mann mit seinem warmen Herzen voll Liebe in seinem Hause beglückt und beglückend lebte, bedarf der Versicherung nicht. Seine Gattin starb schon im Jahre 1857 nach 18jähriger Ehe, aus welcher zwei Töchter, gegenwärtig an Gothaische Superintendenten verheirathet, entsprossen sind. P. selbst feierte noch im October 1875 mit voller, vielleicht zu tiefer Betheiligung seines Gemüthes das 25jährige Jubiläum seiner Wirksamkeit in Gotha. Am Tage darauf erkrankte er und entschlief sanft und schmerzlos am 1. November. Er bleibt im Lande Gotha unvergessen.

Otto Dreyer.

Petersen: Balthasar P., geb. in der Stadt Tondern in Schleswig-Holstein am 7. Mai 1703 als Sohn eines Spitzenfabrikanten. Auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt vorbereitet, bezog er 1721 die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Sein Hauptlehrer war hier J. B. Buddeus. In Kiel setzte er seine Studien dann ein Jahr fort und ward darauf Hauslehrer. $2^{1}/_{2}$ Jahre später bot sich ihm die Gelegenheit dar, Führer oder Hofmeister eines jungen Adeligen zu werden, mit dem er auf Reisen ging und verschiedene Universitäten besuchte. Er benutzte diese Gelegenheit treu zu seiner eigenen Ausbildung und hörte selbst juristische und medicinische Collegien. 1729 ward er zum Hauptpastor in Leck gewählt und 1739 zum Propst und Hauptpastor in der Stadt Sonderburg ernannt, von wo er 1746 in derselben Eigenschaft nach seiner Vaterstadt Tondern befördert ward. Die Pädagogik war sein besonderes Interesse und er hielt in seinem Hause gewissermaßen eine Art Akademie, indem er seine Zöglinge von den ersten Elementen an, er selbst allein, unterrichtete, bis sie akademischen Abiturienten gleichgestellt und nach stattgehabter Prüfung unmittelbar im Staatsdienst verwandt wurden. Als später doch für diese ein kurzer akademischer Cursus verlangt ward, gab er dieses Unternehmen auf. Da er jedoch das Bedürfniß nach mehr Wirksamkeit fühlte, warf er sich nun auf die Ausbildung von Volksschullehrern, wozu damals fast alle Gelegenheit sonst fehlte. Dies veranlaßte ihn einen wesentlichen Theil seines Vermögens zur Errichtung eines „Schulmeisterinstituts" zu bestimmen und dadurch ist er der Stifter des noch blühenden Lehrerseminars in Tondern geworden, das nach seinem Tode 1788 in's Leben trat und sich seitdem zeitgemäß entwickelt hat. Er vermachte dazu seinen Hof Görrismark mit 209 Demat und 28000 Mark bar. Ein von ihm verfaßtes Lehrbuch: „Erkenntniß Gottes für Katecheten, Küster und Schulhalter", wurde auf Kosten seiner Masse 1788 gedruckt und lange dem Unterricht zu Grunde gelegt. Außerdem verfaßte er auch ein Leben Jesu (1781) in 4 Bänden und „die Seligkeit der Auserwählten im ewigen Leben". 1784. 2 Bde. 1779 feierte er sein 50jähriges Jubiläum, fungirte aber im Amte noch fort bis an seinen Tod, 1. Januar 1787, nachdem er 58 Jahre das Predigtamt verwaltet hatte. Ihm war der Charakter als Consistorialrath verliehen.

S.-H. Prov.-Ber. 1787, 3, 403. — Meusel, Gel. Deutschland, s. v. — Falks Archiv III, 338. — S.-H.-L. Kirchen- und Schulblatt. 1883. Nr. 13.

Carstens.

Petersen: Christian P., Philologe und Bibliothekar, 1802—1872. In Kiel am 17. Jan. 1802 als der Sohn des Glasermeisters Joachim Heinrich P. geboren, erhielt er seine Schulbildung auf der Bürgerschule und seit 1816 auf der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt, studirte dann von Ostern 1821 an zuerst in Kiel, von Michaelis 1823 bis Ostern 1825 in Berlin, dann wieder bis Michaelis 1825 in Kiel Alterthumswissenschaft und erlangte am 14. December

1825 daselbst durch eine Vorlesung (Cleanthis in Jovem hymnus, quem denuo recognovit . .) die Facultas legendi. Die akademische Lehrthätigkeit trat er jedoch noch nicht gleich an, sondern übernahm zunächst zu Neujahr 1826 eine Lehrerstelle am Köhncke'schen Erziehungsinstitute in Nienstädten bei Altona. Von hier aus kam er mit den gelehrten Kreisen Hamburgs in Berührung, deren Aufmerksamkeit vornehmlich durch seine beiden Schriften über die stoische Philosophie (Inauguraldissertation: „Stoicorum, inprimis Chrysippi de categoriis... doctrina" und „Philosophiae Chrysippeae fundamenta", beide 1827) auf ihn gelenkt war; namentlich gewann der damalige Syndicus Karl Sieveking lebhaftes Interesse für den jungen Gelehrten und veranlaßte ihn Ostern 1828, statt nach Kiel behufs der Habilitirung zurückzukehren, die seit Gurlitt's Tode (14. Juni 1827) frei gewordenen philologischen Vorlesungen am hamburgischen akademischen Gymnasium zu übernehmen. Damit war über die Zukunft Petersen's entschieden; er übernahm von Michaelis 1828 an im weitesten Umfange diese neue Thätigkeit, mit der er seit 1831 noch die Stelle eines Registrators an der Stadtbibliothek verband; 1832 wurde er zum zweiten Bibliothekar, daneben im October 1833 zum Professor der classischen Philologie am akademischen Gymnasium ernannt; 1844 wurde er zunächst provisorisch, seit 1851 definitiv alleiniger Stadtbibliothekar. In dieser umfangreichen Thätigkeit als Lehrer und Bibliothekar verblieb er bis an seinen Tod am 15. Januar 1872. — Die Hamburger Bibliothek hat gelegentlich der durch den Neubau von 1840 veranlaßten Neugestaltung wesentlich durch ihn ihre jetzige Ordnung erhalten, durch deren Darlegung in dem ausführlichen Berichte über die neuen Gebäude („Ansichten und Baurisse .... und Plan für die künftige Aufstellung der Stadtbibliothek" von J. G. C. Lehmann und C. Petersen, 1840) er eine für Neueinrichtung großer Bibliotheken überaus lehrreiche und nach mancher Rücksicht mustergültige Anleitung gegeben hat. Die Geschichte der Hamburger Bibliothek hatte er schon 1838 in ausführlicher Darstellung in einem eigenen Buche behandelt. Seine wissenschaftlichen Studien, deren Ergebnisse er meist in den Indices scholarum des akademischen Gymnasiums niederlegte, bewegten sich anfangs auf dem bereits oben erwähnten Gebiete der griechischen Litteratur („Cleanthis Stoici hymnus" 1830, „Phaedri Epicurei . . de natura deorum fragmentum" 1833, „Hippocratis Coi de aëre, aquis et locis liber" 1833, „Hippocratis nomine quae circumferuntur scripta" 1839), wendeten sich später aber auch der Philosophie zu („Johannis Saresberiensis entheticus de dogmate philosophorum nunc primum editus et commentariis instructus" 1843) und richteten sich zuletzt fast ausschließlich auf griechische Mythologie und Kunst, auch auf deutsche Sagen- und Götterlehre. Von seinen zahlreichen Arbeiten in dieser Richtung sind die bedeutendsten: „Zur Geschichte der Religion und Kunst bei den Griechen" 1845; „Der geheime Gottesdienst bei den Griechen" 1848; „Der Hausgottesdienst bei den Griechen" 1851; „Das Zwölfgötter-System der Griechen" 1853 u. 1868; „Die Feste der Pallas Athene und der Fries des Parthenon" 1855; „Die Geburtstagsfeier bei den Griechen" 1858; „Das Gymnasium der Griechen" 1858; „Der delphische Festcyclus des Apollon und des Dionysos" 1859; „Der Niobiden-Mythus" 1860; „Die Pferdeköpfe auf den Bauernhäusern in Norddeutschland" 1860; „Die Donnerbesen" 1862; „Hufeisen und Roßtrappen" 1865; ferner die umfangreiche Arbeit „Griechische Mythologie und Religion" in Ersch u. Gruber's Encyclopädie Sect. I, Bd. 82, S. 1—380.

Nachruf von J. (M. Isler) im Hamb. Correspondenten von 1872. — Hamb. Schriftsteller-Lexicon, Bd. VI, S. 32—41. — Lexicon der schlesw.-holst. Schriftsteller von Alberti I, Bd. 2, S. 184—190, und II, Bd. 2,

S. 125; nebst Mittheilungen der Familie. — Vollständige Verzeichnisse der Schriften Petersen's finden sich in den beiden Schriftsteller-Lexicis.

R. Hoche.

Petersen: Friedrich P., Geistlicher, geb. im Flecken Hoyer (Schleswig-Holstein) am 18. August 1807 als Sohn des dortigen Predigers Christian Petersen († 1818), studierte seit 1826 Theologie in Kiel und bestand, nachdem er inzwischen mehrere Jahre als Hauslehrer zugebracht, das theologische Amtsexamen auf Gottorp 1837 mit Auszeichnung. Er ward darauf 1838 zum Prediger der Dorfgemeinde Uck, damals zur Propstei Tondern gehörig, 1842 der Propstei Apenrade zugelegt, gewählt. Sein Leben hier hat er selbst als ein idyllisches, in seinen Erlebnissen beschrieben. 1846 wurde er vom Herzog zu Augustenburg zum Prediger der Gemeinde Notmark auf der Insel Alsen ernannt, wo er am 3. April 1848, als politisch mißliebig, von der dänischen Regierung vom Amte suspendirt ward und in dänische Gefangenschaft gerieth. Wieder freigelassen, ward er von der schleswig-holsteinischen gemeinsamen Regierung am 3. Januar 1849 zum Prediger in Ulderup auf Sundewitt ernannt, aber nachdem die dänische Regierung wieder in Kraft getreten, am 7. Januar 1850 von dieser wieder seines Amtes entlassen. Hierauf ward er von der schleswig-holsteinischen Statthalterschaft zum Feldprediger der schlesw.-holst. Armee bestellt, als welcher er bis zum 27. Febr. 1851 fungirte. Er gehört demnach zu denjenigen Geistlichen, die das engere Vaterland nothgedrungen verlassen mußten und auch er fand, noch vor Ablauf dieses Jahres, Anstellung und neue Heimath, als erster Stadtpfarrer in Sct. Johann-Saarbrücken, wo er am 14. Mai 1859 gestorben ist. — Als Prediger in Uck betheiligte er sich zunächst an dem Streit, der damals zwischen Dr. Claus Harms und seinem Collegen, dem damaligen Archidiakonus Wolf ausgebrochen, in Veranlassung der Dinter'schen Schullehrerbibel, durch die Broschüre: „Für Harms, gegen Wolf, gemeinverständliche Würdigung des entstandenen Streites." 1839. Dann gab er die „biblischen Denksprüche für alle Tage des Jahres" vom Generalsuperintendenten Callisen in dänischer Sprache heraus, die in 3. Aufl. 1847 erschienen. An der schleswig-holsteinischen Erhebung nahm er von Anfang an den regsten Antheil und gehört mit zu den Vorkämpfern derselben. Er verfaßte: „Zur Rechtfertigung Nordschleswigs. Votum eines N. S. Predigers." 1850. „Die schleswigsche Geistlichkeit unter den wechselnden Staatsgewalten. Zugleich ein Beitrag zur Würdigung des Kampfes der evangelischen Kirchenzeitung wider die vertriebenen Geistlichen". 1851. Bekanntlich hatte Prof. Hengstenberg sich der Partei der Dänen angenommen, welches mehrere Gegenschriften veranlaßte. Ferner gab er heraus: „Des königlichen Synodi zu Rendsburg Ansprache an heimathliche Lehrer der Herzogthümer Schleswig und Holstein von 1737 mit einem Vorwort und Zeugniß wider Prof. Hengstenberg". 1855, und darauf: „Erlebnisse eines schleswigschen Predigers in den Friedens- und Kriegsjahren 1848—1850". 1856. Ein Beitrag zur Beurtheilung der dänischen kirchlichen und nationalen Zustände. Diese Schrift, darin der Verfasser seine eigenen Erlebnisse schildert und die gut geschrieben ist, verdient noch immer gelesen zu werden, sie führt recht lebendig in die Verhältnisse jener Zeit ein. Veranlaßt ward sie zunächst durch den bekannten Dr. Rudelbach, der in seiner Schrift von 1851: „Die Sache Schleswig-Holsteins historisch, politisch, staatsrechtlich und kirchlich erörtert", zu dem Resultat gelangt, daß Schleswig gar kein Recht auf eine Verbindung mit Holstein habe und namentlich die schleswigschen Geistlichen bezichtigt, den Amtseid selbst mit in die Sphäre der Insurrection hinübergezogen zu haben; sie ist also zugleich eine Defensionsschrift, nur mit etwas reichlich pastoraltheologischen Reflexionen. Dieser seiner Hauptschrift folgten noch: „Der gegen-

wärtige Zustand der Kirche und Schule des Herzogthums Schleswig. Nach neuester eigener Anschauung". 1857, und „Sind Aufruhr und Meineid im dänischen oder schleswig-holsteinischen Lager zu suchen" 1858. Zuletzt in Gelzer's protestant. Monatsbl. VI, 192": „Die Leiden der schleswigschen Landeskirche und die politische Doctrin der evangel. Kirchenzeitung. Ein Zeugniß wider Professor Hengstenberg". Der Verfasser hat also den Kampf für seine engere Heimath Schleswig-Holstein bis an sein Ende tapfer fortgeführt.

Alberti, Schriftstellerlexicon s. v. und die oben angeführten „Erlebnisse".

Carstens.

Petersen: Georg Peter P., geb. am 16. Februar 1771 in Meyn, Kirchgemeinde Wallsbüll (Kreis Flensburg in Schleswig-Holstein), widmete sich dem theologischen Studium und bestand das Amtsexamen 1791. Er war dann einige Jahre Hauslehrer in Reinfeld und ward 1801 Prediger in Lensahn, Propstei Oldenburg in Wagrien (Holstein). 1844 als solcher emeritirt starb er am 31. October 1846 in Neustadt in Holstein. Von Professor A. Niemann in Kiel angeregt, beschäftigte er sich schon als Candidat mit der speciellen Landeskunde und es erschien von ihm: „Historisch-ökonomische Beschreibung des Amtes Reinfeld in Holstein" zuerst in den von Niemann 1787 gegründeten S.-H. Provinzialberichten vom J. 1798, später auch separat gedruckt mit Niemann's Vorrede. 1801. Er hat sich um die Provinz dadurch sehr verdient gemacht, daß er die Redaction dieser Zeitschrift, die eine Zeitlang ins Stocken gerathen, 1811 übernahm, die er, mit besonderem Geschick, bis einschließlich 1830 fortgeführt hat. Es ist der Provinz mit diesem Unternehmen, das für den Herausgeber keineswegs lucrativ gewesen, vielfacher Nutzen für das öffentliche Leben erwirkt worden. Ununterbrochen ist diese Zeitschrift von ihm fortgesetzt, mit einziger Ausnahme des Jahres 1819. Dafür erschien als Anhang zum Jahrgang 1818 von ihm die „Chronik der Reformationsfeyer 1817 in den dänischen Staaten" in 4 Heften. 1819. Jeder Jahrgang enthält Beiträge der verschiedensten Art vom Herausgeber. Außerdem verfaßte er auch andere gemeinnützige Schriften, wie ihm des Volkes Wohl am Herzen lag: „Nützliche Unterrichtstafeln für Schullehrer auf dem Lande", 1799. „Der Tod in seiner freundlichsten und schrecklichsten Art", 1800. „Der Bau des Tabaks und seine Fabrikation", 1812 auf eigene Versuche mit dem Tabaksbau, den man damals hier einführen wollte, gegründet. Der Erfolg ist jedoch kein sonderlicher gewesen. Nach dem Tode des Propstes Postelt in Oldenburg edirte er dessen Schrift: „Für junge Christen in gebildeten Familien", 1824. Ferner erschienen von ihm: „Erinnerungen aus dem Leben des königl. Justizraths Matthiesen", 1825, der unter Struensee's Regiment erster Bürgermeister in Kopenhagen war. Noch im S.-H. Schulblatt 1841, 2 berichtete er über die Industrieschulen in der Oldenburgischen Gemeinde. — Die Provinzialberichte wurden fortgesetzt von Pastor Hartwig Peters (geb. in Eppenwörden in Süder-Dithmarschen 10. Februar 1784, † als Diakonus an Sct. Marien in Flensburg am 7. Oct. 1842), der ein Vertheidiger der zur Zeit König Friedrich VI. in den Herzogthümern in Gang gebrachten wechselseitigen Schuleinrichtung war (die Wechself. Sch., ein bedeutender Fortschritt zur Verbesserung der Volksschulen, 1829, Dr. Diesterwegs Urtheil über die Wechself. Sch. in Erwägung gezogen 1837). Bei der neuen Zollordnung schrieb er: „Sollen die Prediger in dem Herzogthum Schleswig-Holstein auf die Zollfreiheit unbedingt verzichten?" 1832. — Vier Jahrgänge der Provinzialberichte erschienen von ihm bis 1834 incl. Dann gab im Anschluß daran von 1836—1840 Dr. Carl Heiberg (geb. am 29. October 1796 in Klensby bei Schleswig, Rechtsanwalt in Schleswig, † am 16. August 1872) die Schleswigholsteinischen Blätter heraus.

J. Carstens und Dr. Carl Lorenzen, Kieler und Neue Kieler Blätter 1843—1845. — H. Biernatzki, S.-H. Landesberichte 1846 und 1847.

Carstens.

Petersen: Heinrich P., Kupferstecher, wurde am 13. August 1806 zu Altona als der Sohn eines Kaufmanns geboren. Da er sich der Kunst widmen wollte, bezog er, nach Beendigung seiner unter Krohmann gemachten Vorstudien, im J. 1824 die Kunstakademie in Dresden, wo er sich im Zeichnen und Malen vervollkommnete, besonders auch ältere Bilder in der kgl. Gemäldegalerie copirte und dadurch den Grund zu seiner späteren Kenntniß alter Meister legte. Bald widmete er sich ganz dem Kupferstich und begab sich 1827 in das Atelier J. F. Roßmäßler's († 1858), mit dem er viel auf Reisen, in Frankfurt, München, Heidelberg ꝛc. und in deutschen Bädern war. Als P. am Johannistage des Jahres 1830 nach Nürnberg gekommen war, diese Stadt mit ihren alterthümlichen malerischen Straßen durchwandert und von der Burg aus eine Gesammtansicht derselben erhalten hatte, gefiel dieselbe ihm so wohl, daß er beschloß, in ihr seinen dauernden Wohnsitz zu nehmen. Er verheirathete sich daselbst im Jahre 1833 mit einer Nürnbergerin und kaufte zehn Jahre später von der Witwe des Akademiedirectors Zwinger das alte höchst malerisch am Paniersplatze gelegene, nach seinem Erbauer Topler benannte Haus, welches allen Kennern der Kunstgeschichte und allen Besuchern Nürnbergs wohl bekannt ist. P. übernahm es in sehr vernachlässigtem Zustande, versetzte es aber, so viel ihm irgend möglich war, mit größter Pietät wieder in den alten Zustand zurück und unterhielt es sorgfältig. Es wurde eine echte Künstlerwohnung, in welcher P. manches Stück schönen alten Hausraths, besonders aber eine gewählte Sammlung von Kupferstichen älterer und neuerer Meister und eine große Sammlung älterer Handzeichnungen aufstellte. P. lebte darin, im Kreise seiner Familie, von Allen, die ihn kannten, geachtet, sehr glücklich, und hat Nürnberg, eine im J. 1869 in Gesellschaft des Dr. v. Eye unternommene Reise nach Italien ausgenommen, nie mehr verlassen. Er wurde bald befreundet mit dem Kupferstecher Reindel, Director der Nürnberger Kunstakademie, mit dem als Sammler bekannten Kaufmann Hertel und dem Auctionator Börner, einem sehr wohl unterrichteten Kunstkenner. Bei ihnen lernte er eine große Anzahl älterer Kunstwerke näher kennen, schätzen und lieben und bildete im Umgang mit diesen Männern seine gründliche Kunstkennerschaft aus. In den letzten Jahren seines Lebens war er auch Conservator der städtischen Kunstsammlungen auf dem Rathhause. P. starb noch in voller Kraft stehend, ganz plötzlich am 28. October 1874.

P. war als Kupferstecher sehr thätig. Seinen ersten selbständigen Versuch im Stechen machte er im J. 1827 in München. Es ist ein Porträt, offenbar Copie nach einem älteren Stiche, deren Abdrücke er seiner Mutter gewidmet hat. Eine zweite ähnliche Platte widmete er seinem Bruder Konrad. Schon besser als diese, noch sehr schülerhaften Arbeiten sind zwei andere Porträts, Graf Scharffenstein und Johann v. Giffen, augenscheinlich ebenfalls Copien. Seine fünfte Platte, 1828 in München gefertigt, Porträt nach Bause, zeigt schon große technische Vollendung. Im J. 1829 fertigte er fünf Porträts (Dr. v. Leonhard, Dr. Puchelt, Ph. L. Geiger, Gmelin und Hofrath Kreyßig) welche mit Roßmäßler's Namen erschienen sind, und zwei kleinere Porträts, Marquis von Monrose und Voltaire, von denen das letztere schon Petersen's Namen trägt. In den Jahren 1828 und 1829 entstanden in Heidelberg zwei kleine Landschaften. Als völlig selbständiger Künstler stach P. dann, wie alle vorher genannten Blätter in Linienmanier, in trefflicher Vollendung vier größere Porträts (Graf Bülow v. Dennewitz, Maria Theresia, Matthison und L. v. Beethoven) für ein von Hennings in Gotha herausgegebenes Werk „Deutsche Ehrenhalle“.

Von nun an entfaltete P. eine sehr rege Thätigkeit, arbeitete meist auf Bestellung der Buchhändler. Im J. 1834 stach er das Titelblatt zu Thibaut's Perspective, seit 1835 mehrere Blätter für das Bibliographische Institut zu Hildburghausen, dann 3 Blatt Genrebilder für den österreichischen Lloyd in Triest, später 5 Platten Genrebilder nach Rothbarth, David ꝛc. für Buchhändler Sax in Stuttgart, dann 7 Platten mit Ansichten aus Mailand, Venedig, Rouen und Salzburg für A. Hartleben in Budapest, dann Mehreres für A. H. Payne in Leipzig, zehn Blatt für das Landespräsidium von Böhmen in Prag, 6 Blatt, darunter 3 für ein Missale Romanum, für G. Haase in Prag, 2 Blatt für Creuzbaur in Karlsruhe, 26 Blätter, meist Heiligenbilder, für G. J. Manz in Regensburg. Auch für das bei Schrag in Nürnberg erschienene, aus 100 Blatt bestehende Werk „Nürnberger Gedenkbuch" stach er mehrere Platten nach Zeichnungen von J. G. Wolff. Von größern Platten stach er 1839 Tizians „Christus mit dem Zinsgroschen", dann Rafaels „Madonna della Sedia" und für den Kunstverein zu Nürnberg „Die Kinder im Walde" von A. v. d. Embde. Auch begann er einen großen, besonders sorgfältig ausgeführten Stich „Karl IX. in der Bartholomäusnacht" nach Wappers, den er wegen dringender Bestellung jedoch zurücklegen mußte; erst wenige Wochen vor seinem Tode kam er dazu, diese ihm sehr liebe Arbeit aufzunehmen. Er hat sie jedoch nicht vollendet. In den Jahren 1840—74 radirte er mehrere hundert Platten, Darstellungen älterer kunstgewerblicher Gegenstände, meist nach Zeichnungen J. v. Hefners, für des Letzteren große Werke „Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters und der Renaissance", „Eisenwerke des Mittelalters" und „Kunstkammer des Fürsten von Hohenzollern". Auch fertigte er im Auftrage des Freiherrn H. v. Aufseß die Facsimilestiche nach den Zeichnungen eines alten Meisters, welche das germanische Museum — das übrigens mehre Jahre lang seinen Sitz in Petersen's Hause hatte — unter dem Titel „Mittelalterliches Hausbuch" herausgegeben hat, sowie mehrere Facsimilestiche (3 Platten mit 9 Zeichnungen) nach älteren Handzeichnungen der Universitätsbibliothek in Erlangen, welche der damalige Bibliothekar Rößler in einem besonderen Werke publiciren wollte, das jedoch nicht über Probedrücke hinaus gediehen ist. Aehnliche Facsimilestiche fertigte P. auch für ein Werk Rudolf Weigel's und als einzelne fliegende Blätter. Auch für den „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" des germanischen Museums stach P. mehre Stahlplatten, sowie für die Abtheilung „Kulturgeschichte" der zweiten Auflage von Brockhaus' „Bilderatlas zum Konversations-Lexikon". Alle seine Blätter zeichnen sich durch treues Festhalten an den charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Originals und liebevolle Durchbildung vortheilhaft aus. Ganz vorzüglich sind seine Facsimiles älterer Handzeichnungen. In den ersten Jahren hatte P. einige Schüler in seinem Atelier, später arbeitete er jedoch meist allein. P. war auch wohlgeübt im Restauriren beschädigter Kupferstiche.

R. Bergau.

Petersen: Johannes P., berühmter Chronist. Derselbe verfaßte: „Chronica oder Zeitbuch der Lande zu Holstein, Stormarn, Dithmarschen und Wagrien, wer dieselben Länder regiert, was sich vor Christi Geburt und hernach bis Anno 1531 darin zugetragen; item von ihrem Glauben, Sitten, Gewohnheiten, Kriegen und Veränderungen des Regiments. Von wem die Bischofthümer daselbst gestiftet, neben Verzeichniß der Nahmen der Bischöfe zu Hamburg, Oldenburg und Lübeck. Auch von Ankunft, Zunehmung und Befreyung der Städte Hamburg und Lübeck. Ferner wie das Herzogthum Schleswig an die Grafen von Holstein gekommen und was die anstoßenden Nachbahren von Kriegen darin geführet. Alles aufs Einfachste und kürzeste in IV Theilen beschrieben." Von dem Leben dieses Verfassers ist allein das mit Sicherheit bekannt, daß er Hauptpastor in

der Stadt Oldenburg in Holstein gewesen. Nicht einmal die Zeit seines Amtes ist mit völliger Gewißheit anzugeben, da zwei desselben Namens als Hauptpastoren angegeben werden. Während Dr. Lübkert (Kirchliche Statistik Holsteins, Glückstadt 1837, S. 359), den zweiten Hauptpastor dieses Namens, der übrigens nicht wie hier angegeben, erst 1565, sondern bestimmt, wie actenmäßig nachgewiesen, schon 1559 fungirte, und 1568 auch noch als Verfasser der Chronik bezeichnet, nennt Hollensteiner (Chronikbilder aus der Vergangenheit Oldenburgs in Holstein. Oldenburg 1884, S. 248) bestimmt den ersten dieses Namens als den Verfasser, und dies mag auch das Wahrscheinliche sein. Derselbe war der Sohn eines Schmieds aus Sustorff und der erste evangelische Prediger in der Stadt Oldenburg. Er hat dies Amt angetreten, dazu erwählt 1531, nachdem der letzte katholische Hauptpriester Johann Pregel in diesem Jahre sein Amt niedergelegt. Er ist 1552 gestorben. Dieser Chronik ist sowol nach Inhalt als nach Vortrag der erste Platz zuerkannt unter allen bekannten in deutscher Sprache verfaßten, diese Provinz betreffenden Chroniken; sie ist daher ein Werk von Bedeutung. Wahrscheinlich ward sie ursprünglich in niedersächsischer oder plattdeutscher Sprache verfaßt. Das Original scheint aber durchaus verloren und sind Spuren davon nirgends entdeckt worden. Herausgegeben wurde dieselbe erst nach dem Tode des Verfassers zuerst von Dominicus Dräver aus Goslar, Frankfurt 1557, dann wiederholt gedruckt Lübeck 1599, 1614, und Rinteln 1627. Dr. Kruse, der in den schleswig-holsteinschen Provinzialberichten (1820, 2, 170) auf dieses Werk aufmerksam machte und eine Probe mittheilte, hat die Chronik „für unsere Zeiten lesbar gemacht“ neu herausgegeben Altona 1827 und 1828 in 2 Bänden.

Molleri Cimbria etc. I. s. v. — Waitz, schlesw.-holst. Geschichte. Götting. 1852, II, S. 106. — v. Wegele, Gesch. d. Deutschen Historiographie, S. 305 f.

Carstens.

Petersen: Johann Wilhelm P., Schriftsteller, 1758—1815. P. wurde im J. 1758 (nicht 1760) zu Bergzabern als Sohn des Consistorialraths und Hofpredigers P. geboren. Er wurde am 9. November 1773 in die Karlsakademie zu Stuttgart zum Studium der Rechte aufgenommen. Er war als Karlsschüler und in den folgenden Jahren mit Schiller nah befreundet; die Freundschaft wurde erneuert, als Schiller 1793—1794 für ein halbes Jahr wieder in Ludwigsburg und Stuttgart sich aufhielt. Am 15. December 1779 wurde P. aus der Akademie entlassen und als Unterbibliothekar an der herzogl. (später königl.) öffentlichen Bibliothek in Stuttgart angestellt; 1786 (nicht 1794) wurde er Bibliothekar und war daneben von 1789 bis zu der Anfangs 1794 erfolgten Aufhebung der Karlsschule Professor der Diplomatik und Heraldik an derselben. Im August 1794 wurde er, wie es scheint wegen seiner freien politischen Gesinnungen, des Amts entlassen, aber im November 1795 wieder eingesetzt. Er starb zu Stuttgart am 26. December 1815. — P. war nach den Schilderungen seiner Freunde ein guter, geselliger Kamerad, aber etwas zerfahren in seiner Lebensweise (vgl. Wagner, Gesch. der Hohen Carls-Schule 1, 335; 2, 408; Cotta's Brief an Schiller in ihrem Briefwechsel, S. 485). Vor allem wird er als ein starker Trinker geschildert; Friedrich Haug, der Epigrammatiker, wohl sein intimster Freund, ist nicht müde geworden, ihn als Potator in Epigrammen unsterblich zu machen. Mit Haug und dessen Geistesverwandtem Friedrich Weisser hing P. auch litterarisch aufs engste zusammen. Er ist wie sie völlig auf der Geistesstufe des Aufklärungszeitalters stehen geblieben, war daher auch Mitarbeiter des in seinen ersten Zeiten von diesen beiden namentlich geleiteten „Morgenblatts“, ohne sich aber, soweit sich verfolgen läßt, an dem von diesem Blatte geführten Kriege gegen die Romantiker thätig zu betheiligen.

Seine Schriftstellerei bezieht sich zumeist auf culturhistorische Gegenstände und gibt oft von einer bedeutenden Belesenheit Zeugniß; leider hat er seine Kraft nie zu einem größeren Werke zusammengefaßt, so daß sich über das Maß seiner ganzen Combinations- und Darstellungsgabe kein genügendes Urtheil fällen läßt. — Petersen's schriftstellerische Werke sind noch nirgends ganz vollständig zusammengestellt; ich thue es im Folgenden, soweit ich deren kenne.

A) Besonders erschienen: „Geschichte der deutschen National-Neigung zum Trunke", 1782 (anonym); „Die Gedichte Ossians neuverteutschet", 1782 und 2. Aufl. 1808 (anonym, in prosaischer Form); „Litteratur der Staatslehre. Ein Versuch von Jo. Wilhelm Placidus." 1. (einz.) Abtheilung, Strasburg 1798 (vielmehr Stuttgart, Mezler 1797? 1798?); „Einige Bemerkungen über die Königl. öffentliche Bücher-Sammlung in Stuttgart", 1811 (anonym).

B) In Zeitschriften: a) Im Wirtembergischen Repertorium, das P. mit Schiller und Abel zusammen 1782/83 herausgab: „Auszug eines Schreibens, über Einiges im Schwäbischen Nationalkarakter"; „Eine Entdeckung in der teutschen Kunstgeschichte, das Alter der Glasmalerei betreffend"; „Leben Joh. Val. Andreä's"; „Fragen, die Geschichte der Sitten, der Künste und Wissenschaften in Teutschland betreffend"; wahrscheinlich auch: „Von der Gewohnheit verschiedener Völker, die wegen Gebrechlichkeit, Alter und andern Zufällen, unbrauchbare Personen zu tödten"; „Von den altteutschen Zweikämpfen zwischen Männern und Weibern"; „Neue Erläuterungen, die Geschichte der Rosenkreuzer und Goldmacher betreffend"; vielleicht endlich: „Etwas von Kaiser Max I."; „Miscellaneen zur Geschichte des teutschen Frauenzimmers"; „Ueber den echten Karakter der teutschen Aussprache". Jedenfalls ist P. der Hauptmitarbeiter dieser kurzlebigen Zeitschrift gewesen. — b) In Schiller's Anthologie hat P. mehrere Gedichte geliefert, die sich aber nicht mehr bestimmen lassen. — c) In den Schriften der Kurf. Teutschen Gesellschaft in Mannheim, Bd. 3 (1787): „Welches sind die Veränderungen und Epochen der teutschen Hauptsprache seit Karl d. Gr.?" — d) An Gräters Bragur soll P. (nach Meusel und Gradmann) Mitarbeiter gewesen sein; er ist daselbst in der Vorrede zu Band 3 als neueingetretener Mitarbeiter aufgeführt, seine Mitwirkung kann sich aber jedenfalls nur auf Artikel von kleinem Umfang bezogen haben. — e) Im Freimüthigen von 1805: „Fragmente, Schiller's Jugendjahre betreffend". — f) Im Morgenblatt: Zahlreiche Artikel vermischten Inhalts und verschiedenen Titels, zu allermeist culturhistorische Anekdoten u. ä. Einzelheiten. Wichtiger sind die im Jg. 1807 derselben Zeitschrift erschienenen Erinnerungen an Schiller. — Dazu noch manche Recensionen. — Am bekanntesten und interessantesten sind jedenfalls die Mittheilungen über Schiller, da sie von einem dem Dichter in seiner Jugend sehr nahe gestandenen herrühren; ihr exakter Werth ist leider nicht ganz zweifellos. Das Umfangreichste, was P. hinterlassen hat, sind seine nach seinem Tode von J. Fr. Cotta erworbenen, von dessen Enkel 1866 (mit Ausnahme eines Manuscripts zu Schillers Jugendgeschichte) an die königl. öffentliche Bibliothek zu Stuttgart geschenkten Collectaneen. Sie umfassen in vielen Fascikeln Aufzeichnungen zur Culturgeschichte, besonders des deutschen Mittelalters, zur mittelalterlichen deutschen Litteratur, zur Geschichte der Politik, zur Geschichte einzelner Wissenschaften, Württembergica und Miscellen. Diese Collectaneen sind in keiner Weise zusammen verarbeitet, sie beweisen aber oft eine bedeutende Findigkeit und sind nicht selten aus sehr entlegenen, schwer findbaren Quellen geschöpft.

Vgl. Meusel. — Haugs Gelehrtes Wirtemberg. — Gradmanns Gelehrtes Schwaben. — Schiller, hist.-krit. Ausg., Bd. 1, S. 376 f. — Schiller, Briefwechsel mit Cotta. — Wagner, Geschichte der Hohen Carls-Schule. —

Württembergische Vierteljahrshefte 6, 104 und 9, 14. — In den Werken über Schiller ist P. öfters genannt; s. jetzt insbesondere Weltrich's Schiller.
Hermann Fischer.

Petersen: Niclas Matthias P., geb. auf der Schleiinsel Arnis (Schleswig-Holstein) am 15. December 1798. Die Eltern wohnten als Landleute später im Dorfe Steinfeld, Kirchgemeinde Ulsnis in Angeln. Er besuchte das Gymnasium in der Stadt Schleswig und studierte dann Philologie in Kiel und Leipzig, wo er 1822 zum Dr. phil. promovirte. Seine erste Anstellung fand er darauf als Adjunct an der Landesschule in Grimma und fungirte zugleich als Cantor an der St. Augustuskirche daselbst. Er blieb an dieser Anstalt und rückte an derselben auf zum Oberlehrer und Professor, bis er im Jahre 1860, auf sein Ansuchen, mit Pension entlassen ward. Dann siedelte er nach Dresden über, zuletzt nach Hamburg, wo er am 19. Mai 1881 gestorben ist. Als Philolog hat er im Grimmaer Programm von 1842 geschrieben: „Cosmogoniarum quarundam antiq. comparatio" und 1852: „Specimen comm. novi in Caesaris de bello gallico et de bello civ. libros." Für den Schulgebrauch lieferte er eine „Chronol. Uebersicht der Weltgeschichte". Er war zugleich musikalisch begabt und hat zur musikalischen Litteratur einen nicht unwichtigen Beitrag verfaßt: „Verzeichniß der in der Bibliothek der Grimmaer Landesschule vorhandenen Musikalien aus dem 16. und 17. Jahrhundert" im Programm 1861. In seiner spätern Dresdener Mußezeit hat er sich auch als Dialect-Dichter bekannt gemacht. Es erschienen von ihm: „Plattdütsche Fabeln, Vertellungen un Märken" in Angler Mundart, 1865. Unter seinem mehr als 40jährigen Aufenthalt in Sachsen hat der Verfasser die Liebe zu seiner Muttersprache sich noch immer bewahrt. Das Büchlein, 171 Seiten, enthält 5 Fabeln in Reimen (zu 3 derselben ist der Stoff aus Reineke Fuchs entnommen), fünf Erzählungen in Prosa und 2 Märchen desgleichen. Ein sorgfältig gearbeitetes Wortregister ist dem angefügt und hat für Sprachforscher Werth. 1870 hat er noch: „Populäre Astronomie. Gespräch zwischen einem plattdeutsch sprechenden Bauer und seinem ihn hochdeutsch belehrenden Pastor", herausgegeben. Wie das Vorwort besagt, war die Veranlassung zu dieser Schrift der glückliche Versuch, einen Bauer, welcher die populäre Astronomie von Littrow bezweifelte, von der Wahrheit dieser Wissenschaft zu überzeugen. —

Vgl. Grimmaer Programm 1849, S. 36; 1861 S. II. und 1882. — Alberti, Schriftstellerlex. II, S. 201.
Carstens.

Petersen: Johann Wilhelm P., pietistischer Schriftsteller und Dichter des 17. Jahrhunderts, wurde am 1. Juni 1649 zu Osnabrück geboren, wohin der Vater als Vertreter der Stadt Lübeck der Friedensverhandlungen wegen gesendet war. Seine Mutter Magdalena Prätoria war eine „große Beterin". Bei seiner Taufe, erzählt P. in seiner Selbstbiographie (s. u.), habe der päpstliche Nuntius, der spätere Papst Alexander VII. ausgerufen: tu eris filius pacis. In Lübeck wuchs der Knabe auf: früh zeigte sich seine Begabung in Abfassung lateinischer Reden und Gedichte. Zwanzigjährig ging er nach Gießen; P. Haberkorn (s. d.) und andere Verfechter streng lutherischer Rechtgläubigkeit waren seine Lehrer. In Rostock, wohin er sich darauf begab, wurde er in absentia von der philosophischen Facultät zu Gießen zum Magister befördert. Ein Stipendium des Rathes zu Lübeck ermöglichte ihm Reisen. Seit 1673 Docent in der philosophischen Facultät zu Gießen, hielt er Vorlesungen u. a. über Hugo Grotius de jure naturae, schrieb einen Tractat Juppiter confutatus, „um den Heyden Lucian zu widerlegen," zugleich „hydram Atheismi, Papismi Idololatriam" und „Praedeterminatismum Reformatorum".

Auf dem Wege ein eitler, disputir- und streitsüchtiger Orthodox zu werden, wurde er durch die Begegnung mit einem kirchlich, aber ebenso menschlich gesinnten Theologen stutzig. Der Ruf Ph. J. Spener's hatte ihn bestimmt, nach Frankfurt zu reisen. Er fand bei Spener „ein gantz ander Leben und Wesen als insgemein". Der Unterschied ward ihm klar „zwischen einer äußerlichen, buchstäblichen Erkänntniß . . und der ἐπίγνωσις τῆς ἀληθείας ἡ κατ᾽ εὐσέβειαν." Durch Spener wurde er auch mit einer „adlichen Person" bekannt, die vorher an einem Hofe Kammerfräulein gewesen. Sie ist später seine Frau geworden. Er übergab ihr eine Disputation gegen die Calvinisten. Sie lobte jedoch nicht, sondern antwortete: „ich hätte den Gott Petersen darinnen geehret; durch solche äußerliche Gelährtigkeit, mit der man sich gemeiniglich brüstete, könne man nicht „zu der göttlichen Einfalt der himmlischen Dinge gelangen". Diese Rede „fiel tief in sein Herz". An dem „Collegio Pietatis", das Spener in seinem Hause angestellt hatte, nahm er Theil, hörte ihn oft über Dinge reden, „von denen er auf Universitäten wenig gehört hatte", „wovon nachgehends Spener in seinen piis desideriis gehandelt". Die Schriften von J. Böhme (s. d.), J. Betke (s. d. A. D. B. II, 576), F. Breckling, die er schon als Student in Händen gehabt, werden damals für ihn eine erhöhte Bedeutung erlangt haben.

In Gießen fiel die Veränderung seines Wesens auf; man höhnte ihn „wegen der Pietät"; er aber „fragte nichts danach". Im J. 1676 begab er sich nach Lübeck: gegen die Geistlichen nimmt er dort Spener in Schutz. Den Gefahren, die ihm durch Händel mit den katholischen Domherren daselbst drohten, — ein Mandat Leopolds I. verlangte von dem Lübecker Senat seine Auslieferung — entging er durch die Berufung als Professor der Poesie nach Rostock. Sein Amt trat er mit der Rede „de christiano poeta" an. Aber auch in Rostock verfolgten ihn „die Lübeckischen Jesuiten". Gern nahm er daher die Stelle als Prediger in der Aegidienkirche in Hannover an. Zwar schützte ihn hier der katholisch gewordene Herzog Johann Friedrich vor seinen Feinden, allein bald gerieth er mit den Amtsbrüdern in Streit, die seinen Verzicht auf Beichtgeld ihm nicht verzeihen konnten. Dem Bischof Steno, aus Dänemark gebürtig, einem protestantischen Ueberläufer, gelang es „weder durch Dräuen noch Promessen" ihn für die katholische Kirche zu gewinnen. Neunundzwanzigjährig wurde er Superintendent und Hofprediger zu Eutin (1678) bei dem Herzog August Friedrich von Holstein, der zugleich Bischof von Lübeck war. Zehn Jahre blieb er hier in glücklichen Verhältnissen; über die Hofintriguen, von denen er berichtet, siegte er durch seine rechtschaffene Natur: in seiner Weise suchte er den Menschen zu nützen und sie von unreinen Worten und Thaten abzuhalten, grausamem Verdammungseifer immer abhold. Die Geschichte, die er von dem Handwerksgesellen Peter Günther erzählt, den er retten wollte, dem jedoch seine Hinneigung zu Lehren der Socinianer den Tod brachte, ist bezeichnend für ihn wie die Zeitgenossen. —

P. wäre unverheirathet geblieben, wie er erklärt, allein sein „lieber Vater" mahnte zur Ehe. Eine „fürnehme Geschlechterin" war ihm in Lübeck vorgeschlagen worden. Er aber dachte an das Fräulein v. Merlau: „entweder sie oder keine." Auch Spener wurde veranlaßt, „sie zu überreden". Ihr Vater wollte zwar die Tochter „nur einem von Adel" geben, allein er fühlte sich, wie er an P. schrieb, durch eine Weigerung beängstigt. Charakteristisch für P. ist ein Bericht, er habe Gott auf den Knieen gebeten, wenn die Heirath in seinem Willen läge, so möchte er den Vater ängstigen, daß er seinem Willen nicht widerstehen könnte. Als P. nun den Brief des Vaters gelesen, merkte er daran, daß Gott ihn erhört hatte, „daß es die wäre, die er mir von Ewigkeit zugedacht hätte". 1680 wurde das fünf Jahre ältere Fräulein v. Merlau seine Gattin. Spener traute das Paar: den Rhein hinunter fuhren die Vermählten

nach Holland. Von einer Krankheit, die ihn in Emden überfiel, erholte sich P. bei den Eltern in Lübeck. Seine Ehe war eine glückliche. Auch die Frau erzählt in ihrer Selbstbiographie, sie habe einen lieben Ehegatten, „der ihr ungemeine Liebe und Treue erzeiget". Nach zwei Jahren wurde ihnen der erste Sohn geboren. — Auch in seinem Amte war P. glücklich. Seine Predigten waren beliebt; ein „Spruchkatechismus", gedruckt zu Frankfurt 1684, zeigt manches Eigenartige. Auf die Frage z. B.: „Auf wie mancherlei Weise können wir den Nächsten tödten?" lautet die Antwort: „Mit der Hand, mit der Zunge, mit dem Gesicht und mit dem Herzen." Die Erläuterung geben Bibelsprüche.

Petersens Ansehen wuchs. Im J. 1686 ernannte ihn die Universität Rostock zum Doctor der Theologie; zwei Jahre darauf kam er als Superintendent nach Lüneburg. Diese Stelle, in der er mehr Zeit zu wissenschaftlichen Studien zu erlangen hoffte, erhielt er erst nach langen Streitigkeiten mit seinem Amtsvorgänger C. H. Sandhagen. Das Leben in Lüneburg war kein glückliches: er gerieth durch fremde Schuld und eigenes Handeln in Kampf und Streit. Die Stadtgeistlichen waren ihm feindlich wegen einiger Neuerungen — P. nahm auch hier kein Beichtgeld — und wegen seiner Ansichten vom tausendjährigen Reich, „da er mit den Juden und Wiedertäufern ein weltliches und wollüstiges Reich glaube". Sie verklagten ihn 1689 bei dem Consistorium. Vier Jahre früher hatte P., nach seinem eigenen Bericht, zum ersten Mal die Offenbarung des Johannes gelesen. Seine Frau, die schon als achtzehnjähriges Mädchen die Zahl 1685 am Himmel mit großen güldenen Ziffern gesehen haben will, hatte „auf gleichen Tag und in gleicher Stunde denselben Trieb empfunden". Beide, so behauptet P., sind unabhängig von einander durch göttliche Erleuchtung zu denselben Gedanken über das tausendjährige Reich gekommen. Zum erbitterten Feinde hatte sich P. auch den „Syndikus" gemacht. Als nämlich 1689 das Opernhaus in Kopenhagen abbrannte, viele Menschen theils verbrannten, theils erstickten, machte der Schrecken, daß die Hamburger ihre Opern einstellten. Die Lüneburger aber „ließen ärgerliche Comoedien spielen". P. strafte auf der Kanzel die Lust an den „heidnischen spectacula"; er wußte nicht, daß auch „der Syndikus mit seiner Frauen" ein fleißiger Theaterbesucher gewesen war. Dieser aber glaubte, P. habe die Predigt, um ihn zu beschimpfen, gehalten und wurde sein eifriger Verfolger.

Zunächst erreichten die Gegner nichts. Das fürstliche Consistorium verbot beiden Theilen weder für noch gegen den Chiliasmus zu predigen. Aber 1691 wurde P. mit der schwärmerischen R. J. v. Asseburg (s. A. D. B. I, 622) bekannt, die in ihren Visionen Offenbarungen zu erhalten glaubte. P. reiste zu ihr nach Magdeburg mit seiner Frau; ihre „Bezeugungen", die er für göttlich hielt, bestätigten sein Lieblingsthema. Er nahm sie in sein Haus auf und veröffentlichte die „Species facti von dem adlichen Fräulein . . von der Asseburg", wobei er die Frage behandelte, „ob Gott nach der Auffarth Christi nicht mehr heutiges Tages durch Göttliche Erscheinung den Menschen-Kindern sich offenbahrn wolle, und sich dessen gantz begeben habe". Vor das Consistorium gefordert, wurde P. im Januar 1692 abgesetzt: binnen vier Wochen sollte er mit seiner Familie Stadt und Land Lüneburg verlassen. Es war ein harter Winter, P. hatte kein Vermögen: er tröstete sich aber, „daß alle Dinge denen, die Gott anbeten, zum besten dienen". Zunächst begab er sich nach Braunschweig, dann nach Wolfenbüttel. Hier erhielt er bald, wie er wörtlich berichtet, einen Brief von dem ihm früher ganz unbekannten Kammerpräsidenten zu Berlin von Knyphausen (s. d.) mit dem Inhalt, „daß er aus der Species facti die Göttlichkeit der Asseburgischen Bezeugungen erkennete". P. sollte mit seiner Familie nach Magdeburg kommen und sich daselbst niederlassen, der Kurfürst Friedrich III. würde ihn beschützen;

eine Pension von 700 Thalern wurde ihm gleich in Aussicht gestellt. In Berlin wurde dann P. mit Knyphausen persönlich bekannt. Vornehme Gönner, darunter auch Eberhard v. Danckelmann (s. d.), ermöglichten ihm, sich ein kleines Landgut bei Magdeburg in Nieder-Dodeleben zu kaufen. Seine „Eheliebste“ war mit ihm besonders thätig, „daß der durch die Pachtleute verwilderte Acker wieder in Stand käme“. Seine Meinungen vertrat er nun erst recht mit Feuereifer. Die Lehre vom tausendjährigen Reich fand zwar viel Beifall, besonders in Holland und England, aber auch „viele Widersprache“. Sein „lateinisches erstes Scriptum wider den Prof. Meier in Helmstedt“ widmete er der Baroneß v. Gersdorf. Es ist die Großmutter Zinzendorfs, des Stifters der Brüdergemeinde (A. D. B. IX, 55). Unter seinen Feinden, die P. „von Jahr zu Jahr widerleget“, sind besonders zu nennen: Calixtus in Helmstedt; der einflußreiche Vertreter der lutherischen Orthodoxen Joh. Friedr. Mayer in Hamburg (s. d.); der als friedfertig geltende J. Fecht (s. d.) in Rostock, den P. den Rostockischen Ketzermacher nennt und gegen den er lateinisch schrieb: „Rana coaxans in furiosissimo haeretifice Johanne Fechtio ...“; endlich Erdmann Neumeister (s. d.), der auch als Liederdichter bekannte rechtgläubige Theologe, dem P. die Schrift entgegenhielt: „Zaum und Gebiß dem unseeligen Lästerer Erdmann Neumeistern ins Maul geleget.“ Als Mayer in Hamburg eine Religionsformel (1690) vertheidigte, die alle Geistlichen unterschreiben sollten, und die den Chiliasmus, „er sey subtilis oder crassus“, verwarf, verweigerten drei pietistisch gesinnte Geistliche in Hamburg die Unterschrift: Spener, der gegen Mayer schrieb, erklärte sich entschieden gegen die Formel, und wie P. erzählt, rieth Spener, man sollte mit P. ein öffentliches Collegium halten, auf daß man erfahren könnte, ob diese Meinung in der heiligen Schrift Grund hätte oder nicht. 1695 erschien von P. zu Magdeburg seine „Bezeugung vor der gantzen Evangelischen Kirche“, daß seine Lehre nichts gemein habe mit den „Irrthümern des Cerinthi noch mit den Jüdischen Fabeln“. Als die Theologen Wittenbergs in ihrer „christlutherischen Vorstellung in deutlichen und aufrichtigen Sätzen“ Spener angriffen und ihr Lutherthum, nach Karl Hase's Ausdruck, altersschwach vertheidigten, erschien Petersen's „Freudiges Zujauchtzen der erwehlten Fremdlinge hin und her über den Sieg D. Speners wieder die Theologen zu Wittenberg.“ Berlin 1695 bey Hr. Rüdigern.

Trotzdem daß manche Regierung „die Ketzereien“ Petersen's keineswegs verdammte, wagte doch keine, den begabten Mann wieder in ein Amt zu setzen. Er hat sein noch übriges Leben mit eifrigen Studien und mit Abfassung seiner sehr zahlreichen Schriften hingebracht — im J. 1717 zählt er selbst schon weit über 100 Schriften auf. Ueber Verleumdungen und niedrige Nachreden tröstete ihn wie seine Frau die treue Anhänglichkeit der Gönner in allen Kreisen. Häufig machte er Reisen, meist im Dienste des Pietismus, auch nach Süddeutschland. Auf einem Ausflug nach Nürnberg und Altdorf wurde er von den Professoren gut aufgenommen, besonders auch von dem „berühmten“ Omeis; dieser Polyhistor leitete von 1697 an den von Harsdörfer gestifteten Blumenorden an der Pegnitz (A. D. B. XXIV, 347). Sie nahmen P. wie seine Frau „in die Blumengesellschaft oder Pegnitz-Schäfer auf, da ich den Namen Petrophilus und meine Liebste den Namen Phoebe bekommen hat“. Im J. 1718 besiegte er mit A. H. Francke den Jesuiten Schmeltzer in mehreren Religionsgesprächen, und es gelang ihnen, den Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz zum lutherischen Glauben zurückzuführen. Sein Gut bei Magdeburg hatte P. wegen mancher mißlichen Verhältnisse verkauft; er zog sich nach Thymern bei Zerbst zurück, wo er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte. Er starb am 31. Januar 1727. Nur drei Jahre hatte er seine Frau überlebt.

Diese hat in ihrer Selbstbiographie (s. u.) kürzer als der Gemahl über ihre Schicksale berichtet. Eine ernste, kräftige Natur, die gegen Verflachung und Rohheit der Zeit sich auflehnte, wurde sie durch harte Erfahrungen zur Versenkung in ihr Inneres getrieben, zu übertriebener Weltverachtung: endlich ward sie eine überzeugte und entschiedene Anhängerin der „Pietät“. Nicht mit Unrecht schließt Gustav Freytag aus ihrer Biographie, daß sie nicht frei von Ehrgeiz und nicht ohne einen Beisatz von herber Strenge war.

Von zarter Kindheit an, so erzählt sie selbst, habe sie den Geist Gottes empfunden, aber ihm aus Unwissenheit oft widerstrebt, in ihrem Adelstand Hindernisse bereitet, bis der Verstand herbeikommen, „da das heilsame Wort seine kräfftige Ueberzeugung in mir gewürcket“. Johanna Eleonore v. Merlau wurde am 25. April 1644 geb. zu Frankfurt a. M. Die geliebte Mutter starb, als sie ins neunte Jahr ging. Der Vater begegnete ihr hart, strafte oft unschuldig, „darüber ich solche knechtische Furcht bekam, daß ich zusammenfuhr, wo ich nur eine Stimme hörte, so der meines Vaters ähnlich war“. Zwölfjährig verließ sie schon das Elternhaus; als „Hofjungfer“ that sie in gräflichen Häusern Dienste. Zuletzt kam sie zu der Herzogin von Holstein, einer geborenen Landgräfin von Hessen. Sie erzählt, daß sie an den Eitelkeiten der Welt Gefallen hatte, als geschickte Tänzerin vor Allen den Preis gewann: ein unglückliches Liebesverhältniß mit einem Officier brachte sie zu tieferem Nachsinnen. Sie bemerkte, daß „unter Edelleuten großer Mißbrauch wäre, so dem Christenthum gantz und gar zuwider“. Ihre Gedanken „wendete sie vom Heyrathen gantz ab“. Ein Geistlicher in höherem Amte bewarb sich um sie, sie überließ dem Vater die Entscheidung. Das Nein desselben „nahm jener Geistliche an und gab sich zufrieden.“ Indes hatte sie am Hofe als Braut gegolten: „da hatte ich wieder eine neue Schmach in meinem Hertzen.“

Wie in dem Leben ihres Mannes, wurde auch in dem ihrigen Spener von hervorragendem Einfluß. Denn auf einer Reise, die sie mit ihrer Herrschaft nach Ems machte, wurde sie mit dem „Gottesmann“ bekannt. Spener ist es, von dem sie erzählt, daß er so große Einsicht hatte und bis auf den Grund ihres Herzens sehen konnte. Der „Abscheu vor der Welt“ wurde immer größer in ihr. „Ach, dachte ich offt, daß ich doch eines Vieh-Hirten Tochter wäre, . . es wäre kein Aufsehen auf mich.“ Fest entschlossen begehrte sie endlich ihre Entlassung von der ihr lieben Herzogin. Zwar blieb sie noch drei Jahre, aber „alle vergängliche Lust hatte sie von sich abgelehnt“. Der Vater begehrte sie nach dem Tode der Stiefmutter. Da er jedoch Hofmeister bei der Fürstin von Philippseck wurde, bekam sie Freiheit, sich bei einer vornehmen, „gottseligen“ Wittwe „in die Kost zu begeben“. So lebte sie sechs Jahre, da bewarb sich, wie oben erzählt, P. um sie, „der mich etliche Jahre zuvor in Frankfurt gesehen“.

Die himmlischen Erleuchtungen und „Bezeugungen“ kamen beiden Ehegatten unabhängig von einander. Noch im ledigen Stand, erklärt sie, seien ihr mehrere Geheimnisse aufgeschlossen; besonders berichtet sie über einen Traum im J. 1664, die Bekehrung der Juden und Heiden betreffend. Sie konnte es von ihrer frühen Jugend an nicht fassen, „wie Gott, der die wesentliche Liebe ist, so viel in die unaufhörliche Verdammniß verdammen sollte“.

Was aber ist der Kern der Lehren Petersen's? Das tausendjährige Reich steht nach ihm noch bevor: in nicht zu ferner Zeit wird Christus erscheinen, dann erfolgt die erste Auferstehung der Todten. Weiter aber kam P. zur Erkenntniß der „Wiederbringung aller Dinge“. Vorher, sagt er, hatte er gemeint, daß die, so in den feurigen Pfuhl kämen, gar keine Erlösung daraus zu gewarten hätten. Nun lehrte er, daß alle Dinge wieder in den Stand kommen,

in welchem sie vor der Entstehung des Bösen waren. Das ganze Menschengeschlecht wird zur Seligkeit gelangen, eine Buße der Verdammten und eine Erlösung von der Höllenstrafe sei zu erwarten. In seiner Schrift „Mysterium Apocatastaseos oder das Geheimnis der Wiederbringung aller Dinge“ ist er in der Vorrede des 3. Bandes überzeugt, „daß diese Wahrheit so wenig als die Sonne, wann sie auffgehet in ihrer Macht, kann außgeblasen noch untergedrucket werden“. Gegen seine Gegner, die „Ketzermacher“, hebt er hervor (S. 39 ib.), er habe längst nebst dem Herrn Dr. Spener selig bewiesen, daß die Lehre von dem Apocalyptischen gesegneten tausendjährigen Reich in dem 17. Artikel der Augsburgischen Confession nicht verdammt sei, „weil ich weder ein Cerinthisches noch Müntzerisches Reich glaube“.

Unter dem Drucke der Zeit, sagt Herder, unter der Streitsucht der Mächtigen wie der Gelehrten sah man das tausendjährige Reich nahen. Man wünschte und berechnete seine Ankunft. P., ein heller Kopf bei einem sanften Herzen, so urtheilt er ferner, wurde durch seine Verfolger dahingebracht, daß er einer Hoffnung, die ihm sonst angenehme Hypothese geblieben wäre, zu viel Raum gab und sie sich zu nahe einbildete; ihre Zeit aber bestimmte er nie.

Ob an P. übrigens diese schon öfters vor ihm angedeuteten Lehren durch Ueberlieferung gekommen sind, oder von ihm, wie er behauptet, selbstthätig entdeckt sind, das ist nicht zu entscheiden.

P. war ein Mann von Gemüth, Phantasie und von dichterischer Begabung. Gegenüber den starren Buchstäblern war er gleich Arnold, Spener und Anderen von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Kirche eine Erneuerung nöthig habe, daß das Christenthum eine Religion des Herzens und der That wieder werden müsse. Er gehört zu den Vertretern des älteren Pietismus, welche in Sehnsucht nach einem lebendigen Glauben, in der tapferen Behauptung der eigenen sittlichen und religiösen Persönlichkeit, in ihrer Weise einer freieren Zeit vorgearbeitet haben. Weniger besonnen, weltgewandt und maßvoll als Spener, auch weniger frei von Eitelkeit, war er ihm doch gleich an Rechtlichkeit und Gutherzigkeit. Er hatte wirklich eine „liebreiche Complexion“, wie er treuherzig von sich selbst sagt. Wenn er gegen seine Gegner zuweilen derbe Ausdrücke gebraucht, so muß man an die grobe Sprache der theologischen Klopffechter denken, an die Gereiztheit des böslich Verleumdeten und Verfolgten. Spener bezeugte noch kurz vor seinem 1705 erfolgten Tode von P., daß er ihn für einen aufrichtigen und frommen Mann halte, ob er auch „manches anders von ihm geschehen gewünscht, auch mit einigen Dingen zurückzuhalten geraten habe“. Gewiß, Selbsttäuschung, Wundersucht und Einbildung, daß die Vorsehung mit besonderer Vorliebe für den Liebling in jedes Ereigniß des Lebens eingreife, sind auch bei ihm zu finden; „viel Wortgeklingel frommer Redensarten“ auch bei ihm, was K. Hase von der ganzen Richtung äußert. Aber in seinen Gedanken wie in seinen Handlungen sind der menschenfreundliche Sinn und ein tiefes Verständniß für das Wesentliche aller religiösen Empfindung nicht zu verkennen. Hat nicht Leibnitz, haben nicht Lessing und Herder sich mit Recht der „Enthusiasten“ angenommen? Von den Gebrechen und sogar den Lastern des späteren Pietismus ist P. frei zu sprechen. Wir stehen auf seiner Seite, wenn er den Verfolgungseifer der hochmüthigen Gegner geißelt, welche, statt ihn geistig zu bekämpfen, mit weltlicher Gewalt ihn mundtodt machen wollten. In der genannten Schrift, Bd. 3, § 46, spricht er von dem pharisäischen Geiste der Ketzermacher, die mit kurzer Hand abfertigen und aus den Grenzen verweisen: unter dem Papstthum selbst könnte man keine geschickteren Werkzeuge antreffen.

Wenn Friedrich III., getreu der Ueberlieferung seines Hauses, Duldung übte

gegen den als Ketzer Verfolgten, so handelte er nach dem Grundsatz, welchem später sein großer Enkel im „Anti Macchiavell“ Ausdruck gab: „laisser à chacun la liberté de conscience; être toujours roi et ne jamais faire le prêtre.“ Mit demselben Rechte aber, mit dem Friedrich III. P. schützte, trat der große Friedrich gegen die Ausartungen und die Streitsucht des zur Herrschaft gelangten späteren Pietismus auf, gegen die „Hallischen Pfaffen“.

Das Verdienst Brandenburgs erkennt der unbestochene Herder, wenn er von jener Zeit redend und auf P., Francke, Arnold, Dippel hinweisend, äußert, Brandenburg habe sich seit der Reformation in Ansehung der Religionen ebenso weise als gerecht betragen. „Diesem Geist der Duldung“, fährt er fort, „stimmte damals, wie immer, der bessere Theil der Menschen wenigstens insgeheim bei; des alten Wustes im Dogmatisiren und Verfolgen war man müde. Auch wo sie unvorsichtig irre ging, nahm man an der Tendenz zum Neuen, zum Freien, zum Verständlichen, zum Bessern in den Ländern Brandenburgs Antheil.“

Herder urtheilte auch über Petersen's Dichtungen sehr günstig, nicht minder Lessing. Außer lateinischen Hymnen, welche in deutschen Uebersetzungen auch in Gesangbücher übergingen, verfaßte P. eine „Uranias, de operibus Dei magnis . .“ (1720), angeregt durch Leibniz, den er in Berlin persönlich kennen gelernt hatte. Ein Art poetischer Theodicee und zugleich Messiade, besingt dieses Epos die Werke Gottes von Beginn der Welt bis zur Apokatastasis. In der Vorrede bekennt P. selbst, wie viel er dem Rathe und der Anregung magni illius viri, illustrium eruditorum facile principis zu danken habe. Noch Haller gedenkt in einer Recension der christlichen Epopoe Petersen's und der sorgsamen Feile Leibnizens. „Voll trefflicher Stellen“, äußert Lessing, „ist Petersens Uranias; und was kann man mehr zu ihrem Lobe sagen, als daß Leibniz sie zu verbessern würdigte?“ Petersen's lateinische Gedichte übrigens hatten — wie Jöcher mittheilt — Venzky in Halberstadt und Küster in Berlin unter dem Titel Carmina Peterseniana herausgeben wollen, allein das Vorhaben ist nicht ausgeführt.

Deutsch erschienen von P.: „Der Stimmen aus Zion Erster und Ander Theil: Zum Lobe des Allmächtigen, im Geist gesungen, und nunmehro zum andernmal herausgegeben“ 1698 o. O. (Die erste Ausgabe nach Goedeke 1696.) Ferner „Neue Stimmen aus Zion“ 1701 o. O. Diese prosaischen Lieder, wie Lessing sie nennt, sind freie Dichtungen, nicht etwa Bearbeitungen: ein jeder Theil enthält 100 Psalmen, im Ganzen 300. Ueber jedem eine Ueberschrift; eine allgemeine Melodie ist dem ersten Psalm beigefügt, „nach der alle anderen, wie auch die Psalmen Davids, können gesungen werden“ (Vorrede Petersens).

Eigene Erfahrungen und Empfindungen spricht er in einer schlichten, durch kräftige Bilder belebten Sprache aus, tapfer für seine gottseligen Brüder eintretend. So beginnt gleich der 48. Psalm, mit der Ueberschrift gegen die Doegiter, die so frech und stolz sich gegen die Kinder Gottes auflehnen: „Was trotzest du, o Tyrann, und verlässest dich auff deinen Arm? Was schnaubest du gegen die Stillen im Lande?“

Manche seiner Stimmen aus Zion lassen sich, so schreibt Herder, wie Idyllen lesen; „liebliche Bilder voll reiner Empfindung und hoher Wahrheit“. In Herders „Christlichen Hymnen und Liedern“ (Sch. z. Litt. u. K. 4, 141 f.) findet sich ein Gedicht: „Die Gemeine des Herrn. Nach Petersen.“ In der That hat Herder ein Lied desselben mit nicht wesentlichen Aenderungen und Kürzungen benutzt aus Petersen's „CCC Stimmen aus Zion . . . nach gewöhnlichen Melodeyen in förmliche Lieder übersetzet“ 1721 o. O. Die oben genannten 300 Psalmen in ungebundener Sprache hat P. in Verse gebracht: wie der Inhalt sind die Ueberschriften ganz dieselben wie in dem oben genannten Werke. Herder hat, wie

ich hier nur kurz bemerken kann, das 13. Lied Petersen's mit der Ueberschrift „Die wunderbare Gemeinschafft der oberen Kirche mit der Kirche auf Erden" u. s. w., S. 41—44, vor Augen gehabt.

Diese „förmlichen Lieder" verdienen mehr Beachtung, als ihnen bisher in der Litteraturgeschichte zu Theil geworden ist. Neben trefflichen Stellen fehlt es freilich bisweilen auch ihnen nicht, wie den pietistischen Liedern überhaupt, an Geschmacklosigkeit; man lese z. B. Psalm 96 des 3. Theiles, entsprechend dem prosaischen Psalm 96 des 3. Theiles S. 217. Allein außer Herder hat noch ein großer Kenner P. vor unverdienter Geringschätzung geschützt. Lessing, der ganze Stellen aus Psalm 43 und 82 der Beachtung seiner Leser empfiehlt, vergleicht Petersen's Dichtung mit Wieland's „Empfindungen des Christen" und meint: „Wieland ist reich an Blümchen, an poetischem Geschwätze, Petersen an starken Gedanken, an großen Gesinnungen, ohne Zwang, ohne Schwulst. Beide haben die Sprache der h. Schrift zu brauchen gewußt, nur daß sie Petersen in ihrer edeln Einfalt gelassen, Wieland aber durch affectirte Tiefsinnigkeiten . . verunstaltet hat. Und gleichwohl sind Petersen's Stimmen gar bald verachtet und vergessen worden. Denn Petersen war ein Schwärmer!"

„Das Leben Jo. Wilhelmi Petersen . . 1717 o. O. auf Kosten guter Freunde." Verzeichnis seiner Schriften S. 368—394. — „Leben Frauen Joh. Eleonora Petersen 1718 o. O. auf Kosten guter Freunde" (68 S.). II. Auflage 1719 (ich habe die erste benutzt). — Jöcher, Allg. Gelehrtenlex. 1751, III, 1421—1423. — Ersch und Gruber (von Döring), III, 19. Theil. — Herzogs Real-Encykl., 11. Bd. (1883), S. 499 f. — Koch, Gesch. d. Kirchenlieds, I, 6. Bd. (1869), S. 121 f. — Kürschner, Dr. J. W. Petersen, Eutin 1862, Progr. — K. Hase, Kirchengesch., 1877, 10. Aufl., S. 506 f. — A. Ritschl, Gesch. d. Pietismus, I, 407; II, 1, (1884) S. 225 f. — Hirzel, Hallers Gedichte, 1882, S. 308. — Gustav Freytag, Bilder a. d. d. Verg., IV (1879), S. 27 f. — Herders Adrastea, Werke, herausgegeben von Suphan 23, 458 und 491 f. — Lessing's Werke (Hempel) IX, 51 f. — Die Bibliothek des Joachimsthalschen Gymnasiums bei Berlin enthält, wie mir Dr. Bolte mittheilt, Petersiana in 2 Bänden, die Küster gesammelt hat. —

Daniel Jacoby.

Petkum: Edzard Adolf v. P., aus Ostfriesland gebürtig, war eines der gehaßtesten Werkzeuge der Regierung Karl Leopold's (s. A. D. B. XV, 308) in Mecklenburg, wahrscheinlich sogar der Anstifter und Urheber, wenn auch nicht der einzelnen Gewaltthaten, doch der ganzen Richtung. Ist auch das böse Andenken, welches ihm der nach Selbstherrlichkeit ringende, gegen den Herzog durchaus aufsässige Adel bewahrte, in keiner Weise frei von Selbstsucht und Parteihaß, so scheint doch auch in Petkum's Auftreten bei Entlassung des früheren Kammerpräsidenten Dietrich Joachim v. Plessen und dessen Ersetzung durch den in mißrathenen Finanzprojecten berühmt gewordenen Kammerdirector Luben v. Wulsen 1715, sowie in dem Reversverlangen vom Adel, nach dem Zuge des Czaren Peter durch Mecklenburg, daß er am Auftreten des offen sich auflehnenden nach Ratzeburg geflohenen „Engeren Ausschusses der Ritterschaft" nicht theilhabe, noch theilnehmen wolle, ein besonderes Wohlgefallen an den herzoglichen Maßregeln hervorzutreten. Durch die ostfriesische Gemahlin Adolf Friedrichs war ein gewisser Zug von Ostfriesen nach Mecklenburg hin schon früher eingeleitet. Aus ostfriesischen und dänischen Diensten war v. P. 1699 als Bevollmächtigter des Herzogs Adolf Friedrich in die kaiserliche Commission eingetreten, welche die ärgerlichen Händel um die Beerbung des Herzogthums Güstrow schlichten sollte, und brachte den Herzog dahin, den Hamburger Vergleich vom 8. März 1701,

der das Herzogthum Mecklenburg-Strelitz schuf, anzunehmen. Es wird behauptet, er habe das auf Bestechung durch Friedrich Wilhelm von Schwerin gethan, obwohl er des Kaisers günstigere Entscheidung schon kannte. 1704 von Adolf Friedrich in Ungnade entlassen, wurde er von Karl Leopold, der mit seinem älteren Bruder, dem seit 1692 regierenden Herzog Friedrich Wilhelm, ebenfalls im Hader lag, in Dienst genommen. Aber auch der letztere ernannte ihn schon am 8. April 1706 zu seinem Geheimen Rath. Da trotzdem v. P. stets im Vertrauen und in der Gunst Karl Leopold's blieb, wird ihm grade der für diesen günstige Apanage-Vertrag, der „fürstbrüderliche Unionsvergleich“ vom 31. Januar 1707 zu danken gewesen sein. Als Karl Leopold nach dem kinderlosen Tode seines Bruders am 31. Juli 1713 zur Regierung kam, blieb P. sein Hauptrathgeber und schürte den schon unter der vorigen Regierung erwachsenen Haß gegen den ritterschaftlichen Adel und die Stadt Rostock um so mehr, als der Herzog in ihnen den Hemmschuh für die Erweiterung seiner Einkünfte erkannte, deren er zur Einführung der geplanten stehenden Militärmacht dringend bedurfte. Am 3. Mai 1715 wurde v. P. erster Minister und rieth nun zu den rücksichtslosesten Gewaltmaßregeln. Als der Herzog endlich vor der kaiserlichen Execution 1719 das Land verließ, sandte er P. von Berlin aus an seinen General v. Bülow nach Güstrow zu weiteren Maßregeln. Da letzterer aber sich der kaiserlichen Commission gefügt hatte, ging auch P. an deren Sitz nach Rostock, von dort aber nach Schloßfeld und seinen angeblichen Gütern in Ostfriesland. Als er von dort zu seiner Familie, die in Rostock geblieben war, zurückkehrte, starb er daselbst am 2. Mai 1721.

Boll, Gesch. Mecklenburgs, II, 201 ff. — Lisch, Jahrb. 13, S. 207 f., 221.

Krause.

Petra: Hermann de P. (van den Steen), Karthäuser, geboren um die Mitte des 14. Jahrhunderts zu Santdorp in Flandern, † am 23. April 1428 zu Brügge. Er war 29 Jahre der geistliche Leiter der Karthäuserinnen zu St. Anna bei Brügge. Gedruckt sind von ihm in einem Foliobande „Sermones quinquaginta in orationem dominicam“ (Aldenardae 1480, Lovanii 1484), nicht gedruckt Sermones de tempore und de sanctis, De regimine monialium liber, Tractatus de immaculata conceptione B. M. V.

Paquot, Mémoires II, 604. Reusch.

Petrasch: Josef Freiherr v. P., philolog.-histor.-litterar. Schriftsteller und Dichter, geboren zu Brod in Slavonien am 19. October 1714 als Sohn des dortigen Commandanten General Max Freiherr v. P., zeigte schon in der Jugend bedeutende Anlagen und erhielt in Folge dessen und der günstigen Vermögensumstände seiner Eltern eine sehr sorgfältige Erziehung und Unterricht in der lateinischen Sprache, in modernen Sprachen und in andern Wissenschaften. Er kam hierauf mit seinen Eltern nach Olmütz, studirte bei den dortigen Jesuiten Philosophie, wurde zum Doctor ernannt, wandte sich sodann der Rechtsgelehrsamkeit zu und setzte die Studien darin auf der Universität zu Löwen fort. Nach Vollendung derselben machte er Reisen durch die hervorragendsten Länder Europa's. Im J. 1733 trat er in das Heer ein und machte einige Feldzüge am Rhein als Adjutant des Prinzen Eugen von Savoyen mit. Als der Krieg zu Ende war, setzte er seine Studien fort, besuchte einige Universitäten Deutschlands, mußte aber, nachdem sein Vater und später seine Mutter gestorben waren, nach Olmütz zurückkehren. Später vermählte er sich mit Antonie v. Hettersdorf in Würzburg. Seine weitere Beschäftigung war ausschließlich wissenschaftlicher Thätigkeit gewidmet, er erlernte die griechische Sprache und bereiste auch Griechenland über Italien zurückkehrend, wo ihn die gelehrten Gesellschaften zu Florenz und Cortona zu ihrem Mitgliede ernannten. Im J. 1747 gründete P. in

Olmütz eine Gelehrtengesellschaft unter dem Namen: „Die Unbekannten“. Die Mitglieder derselben verfaßten Abhandlungen, von denen alle Monate ein Stück unter dem Titel: „Monatliche Auszüge alter und neuer gelehrter Sachen“ (Olmütz, Frankfurt und Leipzig 1747—48) erschien. Die meisten Abhandlungen in dieser Zeitschrift, der sich namhafte Gelehrte des In- und Auslandes anschlossen, sind von P. selbst in der Form von Recensionen verfaßt und betreffen die verschiedensten Gegenstände. Die Gesellschaft wie die Zeitschrift bestanden übrigens nicht lange, dem Neide, der Mißgunst und den Umtrieben erliegend, und P. zog sich sodann auf sein Gut Neuschloß in Mähren zurück. Er wurde noch von den gelehrten Gesellschaften zu Kempten, Altorf und Augsburg zum Mitgliede, von der letzteren 1758 zum Präsidenten ernannt. Auch den Entwurf einer in Wien zu gründenden Akademie der Wissenschaften, hatte P. der Aufforderung des Ministers Friedr. Wilh. Graf v. Haugwitz folgend im J. 1750 ausgearbeitet. Allerdings stellten sich der Gründung dieser Akademie Hindernisse entgegen und man nahm davon Abstand. P. starb am 15. Mai 1772 zu Neuschloß, noch in den letzten Lebensjahren mit einer Reihe gelehrter Männer im regen Briefwechsel stehend.

Die litterarische Thätigkeit Petrasch's zerfällt in eine streng gelehrte und in eine poetische. Was die erstere Richtung betrifft, so hatte er verschiedene historische und andere Aufsätze und Arbeiten, außer in den eben erwähnten „Monatlichen Auszügen“, auch in andern deutschen sowie in italienischen Journalen veröffentlicht. Die wenigsten erschienen unter seinem Namen, er wählte gewöhnlich das Pseudonym Petrus Cinerus (Peter Asch). Im J. 1742 gab er 20 Abhandlungen unter dem Titel: „Petri Cineri Dissertationes litterariae varia hebdomade publicatae.“ Florent. 1742 heraus. Auch hatte er eine bibliographische Arbeit, eine „Bibliotheca bohemica“ verfaßt, welcher die Censurbewilligung versagt wurde, da auch die Titel von Schriften gegen die Religion und den Staat darin verzeichnet waren, ein merkwürdiges Zeichen von lächerlicher Engherzigkeit der Censurbehörde. Die poetischen Werke haben allerdings einen geringen ästhetischen Werth, sind aber immerhin für das beginnende Geistesleben Oesterreichs bezeichnend und daher von litterarhistorischem Interesse. Zuerst erschienen: „Des Freyherrn Joseph von P. sämmtliche Lustspiele, herausg. von der deutschen Gesellschaft zu Altdorf“. Nürnberg 1765, darauf folgten: „Dreissig Schauspiele zur Besserung der deutschen Schaubühne. M. e. Vorrede v. G. A. Will“ 3 Bde. 1765 (!) Aus diesen Lustspielen seien etwa genannt: „Tiefsinn oder das Geheimnißvolle“ — „Das Eiland der Bucklichten“ — „Der Dichter“ — „Der lächerliche Erforscher“ — „Die altvätterische Erziehung“ — „Der Redliche“ — „Der Hof der Schauspieler“ — „Der Ungefällige“. — Die Stücke wurden auf den Bühnen zu Wien, Preßburg, Prag, Olmütz und Brünn mit Beifall zur Aufführung gebracht, einen besondren poetischen Werth haben sie, wie erwähnt nicht, und bewegen sich auf dem Gebiete der Stücke Gottscheds und seiner Zeitgenossen. Dasselbe gilt von Petrasch's „Sammlung verschiedener deutscher Gedichte eines Sclavoniers“ 1767 und 1768. Aus dem ungedruckten Nachlasse Petrasch's seien noch ein Gedicht „Die Träume“, ein Roman „Arbaces“ 4 Theile für die Jugend, sowie die Uebersetzung des Werkes Paprocky's über den mährischen Adel in die lateinische Sprache angeführt.

F. M. Pelzel, Abbildungen böhm. und mähr. Gelehrten und Künstler nebst kurz. Nachricht v. ihr. Leben. III. Thl. Prag. 1777. — F. Prochaska, De saecularibus liberalium artium in Bohemia et Moravia fatis commentarius. Pragae 1787. Pag. 405 f. — Dr. L. Hirzel, Joseph v. P. im Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen u. Lit. v. Herrig. XXI. Jahrg. 1866. 39. Bd. S. 353 ff. — Wurzbach, biogr. Lex. Bd. XX. A. Schlossar.

Peträus: M. Nicolaus P., † 5. Januar 1641 als Superintendent des Fürstenthums, damals noch Bisthums Ratzeburg, hieß eigentlich Petersen, war 1569 in Husum geboren, schon als Knabe seit 1573 in Magdeburg, Walkenried (wo doch keine Schule war), Ilfeld und Braunschweig gewesen und besuchte dann Rostock, Helmstädt, Leipzig und Jena, wo er 1591 Magister wurde; ging auch nach Erfurt. Das scheint nicht völlig mit einem Zeugniß zu stimmen, welches ihm am 11. November 1597 die theologische Facultät zu Rostock ausstellte und worauf hin er am 6. December 1597 als Superintendent vom Domcapitel in Ratzeburg berufen wurde. Danach hatte er länger als 8 Jahre, also seit 1589 in Rostock gelebt; Wandel, Kenntnisse und das Studium der Form der Theologie „wie sie die Kirche als recht aufstellt", werden ausnehmend gelobt und er für würdig erachtet, „den ausgezeichnetsten Platz in der Kirche einzunehmen"; er gehörte also der starren Orthodoxie der mecklenburgischen Kirche an. Ostern 1598 trat er sein Amt an, nachdem Lucas Bacmeister ihn ordinirt hatte; 1600 ernannte ihn die Rostocker Facultät zum Doctor der Theologie. Die Zeit seiner Superintendentur war eine der wüstesten im Bisthum. Die letzte Zeit des Herzogs Karl von Mecklenburg als Administrator und Augusts von Braunschweig-Lüneburg erkaufte Stellung als Coadjutor, darauf der Streit um die Administration zwischen August und Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg zerrütteten das ganze Ländchen, über welches nachher die Geißel des 30jährigen Krieges von beiden kämpfenden Seiten hereinbrach. P. hat dabei sein geistliches Amt mit Nachdruck und Würde aufrecht erhalten. Er fand die kirchlichen Zustände durch seinen Vorgänger, den bekannten Streittheologen Konrad Schlüsselburg aufs Höchste zerrüttet vor und überließ sie als geordnete seinem Nachfolger Mithobius (A. D. B. XXII, 12), seinem Wirken hatte er die mecklenburgische Kirchenordnung zu Grunde zu legen, eine von ihm entworfene ratzeburgische hat die Bestätigung nicht erhalten. Dagegen wurden die der Kirchenvisitation von 1699 von ihm angehängten „Generalia oder gemeine Dekrete" bestätigt und erhielten so Gesetzeskraft; ähnliche schlossen sich auch an die späteren Visitationen; sie enthalten zumeist polizeiliche, z. Th. harte Bestimmungen, deren Aufrechterhaltung den Pastoren und Küstern aufgetragen wurde. Die während der Predigt auf dem Kirchhof stehen und Geschwätz treiben, oder vor geendigter Predigt aus der Kirche laufen, sollen einige Stunden ans Halseisen geschlossen und außerdem in Geldstrafe genommen werden. Von Zaubern, Wicken, Böten und Krystallsehen wird viel verboten; der Superintendent glaubte also auch daran. Als der Administrator August am 24. Juni 1622 ein „Consistorium oder Geistliches Gericht" anordnete, wurde P. um Beisitzer ernannt. Mit seiner Ehefrau Katharina Wienken legirte er am 8. Juli 1640 ein Capital von 1500 M. Lüb. zum Besten der Kirche und der Kirchendiener, im Dom erhielt er ein Denkmal. Von seiner Hand hat sich die Abschrift einer nicht unwichtigen chronicalischen Quelle, der (bis 1574 fortgesetzten) „Lista episcoporum eccl. Raceburgensis et eorum facta" in der Propsteiregistratur zu Ratzeburg erhalten. Mit der Rostocker Familie Petreius hängt er nicht zusammen.

G. M. C. Masch, Gesch. d. Bisth. Ratzeburg. S. VII, 20. 569 ff. 677 ff. 706 f. Ueber die bei der Restauration nicht entfernten Monumente s. Fr. W. J. Rickmann, die Domkirche zu Ratzeburg. 1881. Krause.

Petrejus: Johann P. (Hans Peterlein), berühmter und gelehrter Buchdrucker Nürnbergs im 16. Jahrhundert. Er war um das Jahr 1497 zu Langendorf bei Hammelburg in Franken geboren, ist also jedenfalls mit der in Basel ansässigen Buchdruckerfamilie Petri (s. u. S. 520) verwandt. Zu Wittenberg hatte er sich die Würde eines Magister artium erworben und trat dann um 1524 zu Nürnberg als Buchdrucker auf, wo er nach Kobergers Tod als der

bedeutendste und unterrichtetste Vertreter seines Faches galt. Nicht nur, daß ihn seine wissenschaftliche Vorbildung hierzu besonders befähigte, kamen ihm auch seine Kenntnisse der Mechanik zu statten, mit deren Hilfe er alle Instrumente und Sachen, die er zur Druckerei nöthig hatte, eigenhändig anfertigen konnte. Er druckte viele deutsche, lateinische und griechische Bücher, die von den Gelehrten sehr geschätzt wurden und die ihm die Freundschaft manches hervorragenden Mannes, so z. B. Melanchthons, erwarben. Unter seinen Verlagswerken wären zu erwähnen: sechs verschiedene Bibelausgaben, ein Corpus juris, nach dem Florentiner Codex von Gregor Haloander herausgegeben, zu dessen Herstellung (1529/1530) ihm der Rath von Nürnberg einen Zuschuß gewährte, ein Vitruvius, den er auf eigene Kosten ins Deutsche übersetzen und unter Aufsicht seines Schwagers, des Rechen- und Schreibmeisters Johann Neudörfer (A. D. B. XXIII, 481) im Jahre 1548 erschienen ließ. Auch Musikwerke sind aus seiner Druckerei hervorgegangen; so noch zu seinen Lebzeiten die drei ersten Theile der berühmten Liedersammlung von Georg Forster (s. A. D. B. VII, 164), die Liedersammlung von Wolfgang Schmeltzel 1544, die Trium vocum cantiones centum a praestantissimis diversarum nationum ac linguarum musicis compositae, 1541; die Harmoniae poëticae Pauli Hofheymeri (Compositionen horazischer Oden) 1539 u. A. Petrejus wohnte seit 1533 in einem eigenen Hause unter der Veste an der alten Schmiedgasse. Sein Druckerzeichen ist ein zweischneidiges nach oben gerichtetes Schwert von Flammen umgeben. Er starb hochgeehrt und geachtet am 18. März 1550, sein Grabstein auf dem Johanniskirchhof (Nr. 772) trägt die in Erz gegossene Inschrift:

„Innumeras clarus novit Petreius artes,
Et coluit vera religione Deum.
Profuit officio multis et vixit . . . .
Nunc cubat hic corpus, spiritus astra colit.“

Die Druckerei ging in den Besitz seines Schwiegersohnes Gabriel Hayn über, der sie unter demselben Zeichen fortführte.

Neudörfer, Nachrichten von Künstlern und Werkmeistern Nürnbergs, herausg. von G. W. K. Lochner. Wien 1875. (Quellenschriften zur Kunstgeschichte Bd. X). — Will und Nopitsch, Nürnbergisches Gelehrten-Lexicon.

Pallmann.

Petreus: Heinrich P., geb. am 1. Februar 1546 zu Hardegsen, † 1615, stammte aus einer Patricierfamilie jener Stadt und war der Sohn des in Diensten Herzog Erichs von Braunschweig-Kalenberg stehenden Hauptmanns Heiso Petreus. Er besuchte die Schulen zu Eimbeck, Münden und (nicht vor 1557) die Klosterschule zu Walkenried. Darauf bezog er zuerst die Universität Jena, dann im Sommer 1564 die zu Leipzig, wo er insbesondere den Unterricht des Juristen Modestinus Pistoris und des bekannten Polyhistor Camerarius genoß, und schließlich die zu Basel, wo er nach der Vorrede seiner Aulica vita noch 1575 weilte. Er trat dann eine Stelle als Hofmeister zweier fränkischer Edelleute an, die er auch auf Reisen in die Schweiz und in Italien begleitete. Durch Vermittlung seines Freundes Joh. Fichard, der Syndicus zu Frankfurt a. M. war, erhielt er 1577 vom Rathe dieser Stadt als Rector des Barfüßergymnasiums eine Bestallung auf 6 Jahre. Aber schon vor Ablauf dieser Zeit veranlaßten ihn Streitigkeiten, in welche er als Flacianer mit der Frankfurter Geistlichkeit gerieth, seinen Abschied zu nehmen, der ihm unterm 13. Mai 1581 ertheilt wurde. Bald darauf wird er an die Schule in Göttingen gekommen sein, an welche ihn schon Herzog Erich d. J. († 1584) berufen haben soll. Als dann diese zu einem Pädagogium umgestaltet wurde, ward P. am 28. April 1586 feierlich als erster Rector dieser Anstalt eingeführt; er übernahm selbst die Lehr-

fächer der Logik, Rhetorik und des Rechts. Am 15. October 1590 erwarb er zu Marburg die juristische Doctorwürde. Da die Göttinger Prediger die Aufsicht über das Pädagogium für sich in Anspruch nahmen, P. ihnen diese aber nicht zugestehen wollte, so mußte das Consistorium in Wolfenbüttel den Streit entscheiden. Die Art und Weise, wie hier P. seine Sache persönlich führte, gefiel dem Herzoge Heinrich Julius so gut, daß er ihn bald darauf (im J. 1591) als Hof- und Consistorialrath, sowie als Inspector der Schulen in seine Dienste nahm. Am 6. Januar 1594 (1595?) erhielt er von demselben Fürsten aufs Neue eine Bestallung als Consistorial-, Hof- und Canzleirath. In dieser Stellung, in welcher er für Schule und Kirche des Landes eine segensreiche Thätigkeit entfaltete, ist er zu Wolfenbüttel am 22. September 1615 gestorben. — P. stand bei seinen Zeitgenossen als vielseitiger Gelehrter wie auch als gewandter lateinischer Dichter in hohem Ansehn. Seine Schriften, die juristische, historische und andere Gegenstände behandeln, finden sich verzeichnet in (Heumanns) Zeit- und Geschichtbeschreibung der Stadt Göttingen Bd. IV, S. 33 ff., in Domeiers Geschichte der Stadt Hardegsen S. 68 und bei Jöcher Bd. III, Sp. 1433; ebenda sind auch Nachrichten über sein Leben zu finden. Petreus' erste Gemahlin Magdalene geb. Ilbeck, die Wittwe des bekannten Flacius Illyricus († 1575, s. A. D. B. VII, 88), welche er am 23. October 1577 zu Frankfurt heirathete, brachte ihm außer dem Vermögen auch die an kostbaren Handschriften reiche Bibliothek des Flacius zu; sie starb bereits 1579. Jene Büchersammlung ist von P. 1597 an den Herzog Heinrich Julius verkauft worden und bildet noch jetzt einen werthvollen Bestandtheil der Wolfenbüttler Bibliothek. Später ist P. eine zweite Ehe eingegangen, über die wir nichts weiter wissen, als daß seine Wittwe ihn bis in den September 1626 überlebte. Sein ältester Sohn Heinrich P. jun., der am 1. December 1604 ein Kanonikat des Stifts St. Cyriaci bei Braunschweig erhielt, errang am 23. Juni 1614 zu Marburg, wo er seit dem 8. Juni 1613 studirte, die juristische Doctorwürde und wurde Syndicus der Stadt Speier, daneben 1622 auch Rath und Advocat des Herzogs Friedrich Ulrich zu Br. und Lün. für seine Processe beim Reichskammergerichte daselbst.

P. Zimmermann.

Petri: Bedeutende Buchdruckerfamilie in Basel. Der erste dieses Namens, Hans P., stammte aus dem Städtchen Langendorf bei Hammelburg in Franken, wo er im J. 1441 geboren wurde. Im J. 1488 wurde er Bürger zu Basel, nachdem er bereits vorher, ungefähr seit 1460 sich in dieser Stadt aufgehalten hatte. Um 1480 trat er in Geschäftsgemeinschaft mit Hans Amerbach aus Reutlingen (A. D. B. I, 398) und Jacob v. Pfortzen aus Kempten. Eine selbstständige Verlagsthätigkeit läßt sich von ihm nicht nachweisen, doch wird ihm nachgerühmt, daß ihm die Baseler Buchdruckereien viel verdankten, weil er durch seinen Fleiß und Geschicklichkeit mehrere aufgemuntert und weil er verschiedene Verbesserungen erfunden habe. Nach dem Ausscheiden Jacob von Pfortzens aus dieser Genossenschaft, um 1490 trat Petri's Landsmann Johannes Froben (A. D. B. VIII, 127) in dieselbe ein und verblieb in derselben bis zu des Letzteren Tode. P. war ein schlauer, dabei thatkräftiger Mann, der durch seinen Unternehmungsgeist, den er auf Reisen und Messen bethätigen konnte, die Seele der Genossenschaft wurde, obwohl er mitunter auch etwas bedenkliche Geschäfte in Anregung brachte. Verheirathet mit einer Baselerin, Barbara Mellinger, hinterließ er bei seinem um 1512 erfolgten Tode sein Geschäft seinem Neffen und Pflegesohne Adam P., da seine drei Söhne frühzeitig gestorben waren.

Adam P., im J. 1454 zu Langendorf geboren, wurde von seinem Oheim als sechsjähriger Knabe nach Basel gebracht und in dem Druckgewerbe auferzogen. Im J. 1507 erwarb er das Bürgerrecht und zwei Jahre später trat

er zum erstenmale selbständig als Drucker auf. Nachdem er die Druckerei seines Oheims übernommen hatte, entwickelte er eine bedeutende Wirksamkeit, doch meistens nur als Lohndrucker für andere Verleger und als eifriger Nachdrucker von Reformationsschriften. Von 1515—1519 stand er in reger Geschäftsverbindung mit Anton Koburger von Nürnberg (A. D. B. XVI, 366), der ihn mit verschiedenen Druckaufträgen bedachte. Seine Druckwerke sind theilweise mit Holzschnitten nach Zeichnungen Hans Holbeins geschmückt. Adam P. starb 1525 und hinterließ zwei Söhne, Hieronymus und Heinrich, von welchen der letztere die Druckerei fortsetzte. Seine Witwe Anna geb. Silber, Tochter des Notars Sixtus S., heirathete später den gelehrten Sebastian Münster (s. A. D. B. XXIII, 30). Sein Druckerzeichen stellt einen nackten Knaben dar, der auf einem Löwen reitet und in der linken erhobenen Hand eine Kreuzesfahne mit der Inschrift IHS. und ADP. hält. Zu beiden Seiten des Löwen ranken sich Rosenzweige empor, die von einem Renaissance-Rundbogen, auf Säulen ruhend, umgeben sind.

Heinrich P., Sohn des Vorigen, geboren 1508, studirte anfangs Medicin und erwarb sich den Doctorgrad. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er dessen Geschäft, das er mit großem Eifer fortführte. Als ein besonderes Zeichen seiner geschäftlichen Thätigkeit wird erwähnt, daß er 108 mal die Frankfurter Messen besucht habe. Sein ausgedehnter Verlag umfaßte viele historische und philologische Werke, unter denen besonders die Bücher seines Stiefvaters Sebastian Münster: dessen dreisprachiches Wörterbuch (Lateinisch, Griechisch und Hebräisch) und dessen bekannte Kosmographia in ihren verschiedenen Ausgaben hervorragen. Er war aber nicht nur als Verleger, sondern auch für das öffentliche Gemeinwesen thätig, indem er Rathsherr, Dreierherr und Deputat der Kirchen und Schulen gewesen. In letzterer Eigenschaft sorgte er für Vermehrung der Universitätsbibliothek dadurch, daß die Predigerbibliothek mit derselben vereinigt wurde. Seine Verdienste wurden von Kaiser Karl V. im J. 1556 durch Erhebung in den Ritterstand gewürdigt. In Folge dessen nahm er und seine Nachkommen zur Unterscheidung von anderen Petri's den Namen Henric-Petri an. Er war zweimal verheirathet, zuerst mit Anna Hütschin, einer ehemaligen Nonne, die ihm zwölf Töchter und fünf Söhne gebar. Zwei seiner Söhne Sixtus und Sebastian wurden ebenfalls Drucker und eine seiner Töchter heirathete den Buchdrucker Hieronymus Curio. Seine zweite Frau war Barbara Brant, Tochter des Bürgermeisters Theodor Brant. Er starb im J. 1579. Sein Druckerzeichen stellt einen Felsen dar, dem eine aus Wolken hervorragende Hand mittels eines Hammers Feuer entlockt, das durch einen gleichfalls aus Wolken hervortretenden menschlichen Kopf angefacht wird.

Sixtus P., sein ältester, und Sebastian P., sein jüngster Sohn, betrieben gleichfalls das Druckgewerbe, doch scheint der erstere sich nicht lange damit befaßt zu haben, da man nur wenige Druckwerke von ihm kennt. Dagegen wird Sebastian P., der 1574 zum erstenmal als Buchdrucker auftritt, der Nachfolger seines Vaters gewesen sein, da er auch dessen Druckerzeichen führte. Die bedeutendsten Werke seines Verlags waren eine deutsche Uebersetzung von Geiler von Kaiserspergs Narrenschiff, verschiedene theologische Schriften von Jacob Gryneus, die Baseler Chronik von Jacob Wurstisen und dann noch mehrere Ausgaben von Sebastian Münster's Kosmographie. Er war mit Elisabeth Löffel verheirathet und starb im J. 1629. Nach seinem Tode bestand das Geschäft unter der Firma Henric-Petri's Erben noch einige Zeit fort, von 1660 ab geht dasselbe allmählich in den Besitz von Jacob Bertsche über. Der Verlag wurde an die bekannte Baseler Verlegerfamilie König verkauft. Die Druckerei erwarb von Bertsche Friedrich Lüdin, von diesem kam sie in den Besitz der

Familie Decker (s. A. D. B. V, 4). Diese verkaufte sie mit Beginn dieses Jahrhunderts an Schöll, der sie später Thurneisen überließ, von diesem erwarb sie hierauf die heute noch bestehende Schweighauser'sche Buchhandlung. Ein seltenes Beispiel der Vererbung eines 400 Jahre alten Geschäftes!

Stockmeyer, J., und Balth. Reber, Beiträge zur Baseler Buchdruckergeschichte. Basel 1840. 4°. — Rechnungsbuch der Froben und Episcopius 1557—1564. Herausgegeben von Rudolph Wackernagel. Basel 1881. — O. Hase, die Koberger. Zweite, neugearbeitete Auflage. Leipzig 1885.

Pallmann.

Petri: Bernhard P., Oekonomierath und Gutsbesitzer zu Theresienfeld in Wiener-Neustadt, berühmter Schafzüchter, geboren am 2. April 1767 in Zweibrücken, † 1854 in Theresienfeld. Bestimmt, einst am baierischen Hofe im Fache der Oekonomie, sowie über die Hofgüter die oberste Leitung zu übernehmen, erlernte er Landwirthschaft und Gartenbau. Alsdann begab er sich 5 Jahre auf Reisen nach England, Frankreich, den Niederlanden und Deutschland. Zurückgekehrt, richtete er in Karlsberg bei Zweibrücken die Hofgärten nach englischer Art ein. Nach Auflösung der herzoglichen Regierung, zur Zeit der französischen Revolution, wendete er sich nach Oesterreich, führte daselbst die schöne Gartenkunst ein und wurde Güterdirector des Fürsten Johann von Liechtenstein, als welcher er 1803 eine Reise nach Spanien unternahm, um von da Merinoschafe auf die Besitzung des Fürsten zu bringen. 1808 schied er aus den fürstlichen Diensten und begab sich nach Theresienfeld, wo er 1804 vier verschiedene Besitzungen gekauft hatte, um auf jeder derselben reine Inzucht mit den vier Merinostämmen zu betreiben, welche er aus Spanien für sich mitgebracht hatte. Aus diesen Heerden verkaufte er alljährlich ansehnliche Transporte in die verschiedensten Länder. Er schrieb: „Das Ganze der Schafzucht", 1815; „Aufruf an alle Herrschafts- und Schäfereibesitzer des österr. Kaiserthums, die Begründung von Wollmärkten betreffend", 1823; „Beobachtungen und Erfahrungen über die Wirkungen der Körner- und Häckselfütterung", 2. Aufl. 1824; „Physiologisch-comparative Versuche über die Nahrungskräfte und Eigenschaften sehr verschiedenartiger Kulturgewächse", 2. Aufl. 1824; „Die wahre Philosophie des Ackerbaus, oder ein auf die Erhöhung des Grundeigenthums gestütztes ganz neues Düngersystem", 1825; „Das Ganze der Schafzucht für Deutschlands Klima und das ihm ähnliche der angrenzenden Länder", 3 Thle, 1825; „Mittheilungen des Interessantesten und Neuesten aus dem Gebiete der höheren Schaf- und Wollkunde", 1829; „Vergleichende Darstellung des Productionswerthes verschiedenartiger Gewächse gegen einander", 1833; „Ueber Pflanzenernährungs-Grundsätze", 1829; „Mittheilungen über eine nachhaltige Wertherhöhung des Grundeigenthums", 1840; „Ueber die Theresienfelder Musterwirthschaft", 1841; „Ueber die ökonomischen Aufgaben, die in der Theresienfelder landwirthschaftlichen Musteranstalt zur rationellen Verbesserung der Landwirthschaft praktisch behandelt worden sind", 1841.

Löbe.

Petri: Gottfried Erdmann P., Dr. der Theologie und Philosophie, zuletzt Kirchen- und Schulrath bei der Kreisdirection in Bautzen, eine um die Hebung des Volksschulwesens in der Oberlausitz verdiente Persönlichkeit, geboren zu Bautzen am 30. Juni 1783, † am 22. October 1850 in Schwerin. P. war der jüngste Sohn des 1818 als Archidiakonus an der Hauptkirche zu St. Petri in Bautzen verstorbenen Christian Abraham P. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater; seine Gymnasialbildung empfing er in seiner Vaterstadt in der unter dem als trefflichen Pädagogen bekannten Rector Gedicke vorwaltenden realen Richtung. 1802 bezog P. die Universität Leipzig, wo er sich dem Studium der Theologie widmete; hier waren seine Lehrer in der Philo-

sophie Platner und Carus, in der griechischen Litteratur Hermann und Schott, in den theologischen Fächern Beck, Krüger, Keil und Tittmann. Im Herbst 1804 erwarb er sich von der philosophischen Facultät zu Jena die Doctorwürde. Seine Neigung zum Lehrerberuf bewog ihn in demselben Jahre in die pädagogische Wirksamkeit einzutreten, indem er eine Lehrstelle an dem in Altenburg unter Bergners Leitung bestehenden Erziehungsinstitut annahm, wo die Beschäftigung mit der pädagogischen Litteratur und die Obliegenheiten des Erziehers ihn mit Theorie und Praxis der Pädagogik vertraut machten. Nach seinen persönlichen Aufzeichnungen brachte er hier zwar die mühevollsten, zugleich aber auch für sein späteres Wirken fruchtbarsten Jahre seines Lebens zu. Noch vor der 1807 erfolgten Auflösung jenes Institutes übernahm P. an Weihnachten 1806 die Führerstelle bei dem jüngsten Sohne des Geheimraths Freiherrn v. Beust auf Neusalza, den er auf das akademische Studium vorbereitete und auf die Universität begleitete. Nach dem schon 1808 erfolgten Tode des jungen Mannes befand P. sich noch einige Monate in gleicher Stellung bei einem jungen Grafen von der Schulenburg, erhielt dann aber im November 1808 eine Berufung in das Predigtamt seitens seiner Vaterstadt, wo er 1809 als substituirter Katechet und Prediger zu St. Maria und Martha sein Amt antrat und dasselbe bis 1811 bekleidete. Die Aussicht auf einen größeren und besonders auch auf das Gebiet der Schule sich erstreckenden Wirkungskreis bestimmte P. in diesem Jahre das Amt eines Katecheten und Zuchthauspredigers in Zittau anzunehmen, wo eben die Gründung der allgemeinen Stadtschule zur Bethätigung seiner pädagogischen Neigung die erwünschte Gelegenheit bot; hier unterzog er sich in Verbindung mit dem Stadtschuldirector Krug dem Auftrag der Regierung, die Errichtung eines Landschullehrerseminars durchzuführen, dessen Direction er dann bis zum Ende seines dortigen Aufenthaltes führte. 1816 rückte P. in das zweite und in gleichem Jahre in das erste Diakonat vor, wobei er zugleich das Pfarramt in Kleinschönau in elfjähriger Verwaltung besorgte. Das Archidiakonat bekleidete er daselbst von 1827 bis 1830 und rückte 1831 in das Primariat, in welcher Stellung er bei der Aufsicht über das Gymnasium mitzuwirken und das Predigercollegium der Candidaten als Vorstand zu leiten hatte. 1832 ward P. als Kirchen- und Schulrath bei der Oberamtsregierung in Bautzen berufen, welches Amt er bis Ende April 1835 bei dieser Regierung und vom 1. Mai dieses Jahres bis zu seinem am 1. April 1849 erfolgten Eintritt in den Ruhestand bei der königl. Kreisdirection daselbst verwaltete. Nach seiner Pensionierung siedelte P. nach Schwerin über zu seiner dort verheiratheten Pflegetochter, wo er am 22. October 1850 starb.

P. hatte während seiner Universitätsstudien ursprünglich die Absicht, sich zum akademischen Lehramt vorzubereiten; eine am Grabe seines erstgenannten Eleven, dann eine später in Altenburg von ihm gehaltene und beifällig aufgenommene Predigt bestimmten ihn jedoch unter dem Einfluß und mit der Unterstützung der Beust'schen Familie 1808 seine theologischen Studien in Leipzig wieder aufzunehmen und zu vollenden. Nach seinem Eintritt in das Predigtamt blieb Petri's Interesse trotz seiner eigentlichen vielfachen Amtsgeschäfte doch stets ungemindert der Schule, ihren geistigen und materiellen Bedürfnissen zugewandt. Schon in Zittau, wo P. als Director des dortigen Lehrerseminars wirkte, hatte er in der Erkenntniß, daß der Lehrer nur im geistigen Verkehr mit seinen Amtsgenossen und in der Aneignung der allseitig gemachten Erfahrungen, die für die Schule unentbehrliche Fortentwicklung gewinnen könne, sich die Aufgabe gestellt, solches Fortschreiten zu fördern und zwar hauptsächlich durch das Mittel der seit 1812 daselbst unter seiner persönlichen Leitung regelmäßig zu bestimmten Zeiten stattfindenden Conferenzen, woran

sich eine große Anzahl von Lehrern freiwillig betheiligte und womit er auch die Gründung einer pädagogischen Bibliothek verband. Seine volle Theilnahme konnte aber P. der Schule zuwenden, als er 1832 mit seiner Berufung als Kirchen- und Schulrath nach Bautzen aus dem Predigtamte schied und nun die Pflege des Volksschulwesens, sowie die Verbesserung der socialen Stellung des Lehrpersonals und dessen Fortbildung seine eigentliche Amtsaufgabe geworden war. Fast alle auf dem Gebiete der Volksschule in der Oberlausitz während der Zeit seiner dortigen Amtsthätigkeit seitens der Regierung getroffenen Verbesserungen sind auf seine Anregung und Mitwirkung zurückzuführen. So wurden seit 1832 in der Oberlausitz und seit 1835 besonders auch im Bezirke der Kreisdirection zu Bautzen bis 1844 22 neue Schulen gegründet, 61 neue Schulhäuser gebaut oder eingerichtet, eine ziemliche Anzahl erweitert und 78 neue Lehrerstellen errichtet. Eine nachhaltige Förderung fanden die Bestrebungen Petri's in dem am 6. Mai 1835 erlassenen Elementar-Volksschulgesetz für die königlich sächsischen Lande und noch ganz besonders durch die Schulstiftung des 1834 verstorbenen Hauptmanns von Nostitz auf Weigsdorf, welche die Mittel zu besserer Besoldung von Lehrern und zur Schaffung neuer Lehrstellen bot. Neben diesen die äußeren Verhältnisse zumeist berührenden Einrichtungen war Petri's Augenmerk fortwährend zugleich auch auf die geistigen Bedürfnisse des Lehrerstandes gerichtet, auf die Vorbildung für das Seminar und die Fortbildung im Beruf. Nachdem P. schon 1836 zur Vorbereitung für das Seminar in Bautzen eine Präparandenanstalt errichtet hatte, schuf er 1838, geleitet von der gleichen Ansicht und Absicht, wie vormals in Zittau, zur Förderung des geistigen Strebens der Lehrer nach Genehmigung seiner in diesem Sinne gemachten Vorschläge für die Schullehrer auf dem Lande und in den kleineren Städten 16 Conferenzgesellschaften mit Theilung der größeren in Partialvereine von 5 bis 8 Lehrern. Die Zusammenkünfte letzterer fanden alle 3 Wochen statt, wobei der Reihe nach die einzelnen Lehrer ihr Verfahren, sowie ihre Resultate der gemeinschaftlichen Beurtheilung unterwarfen und die Ergebnisse in einem Protocolle aufgezeichnet wurden; außerdem wurden jährlich mehrmals noch Conferenzen aller Lehrer eines Conferenzdistrictes abgehalten, wo dann die Erledigung strittiger Punkte und die Besprechung der zuvor gefertigten und in Circulation gesetzten, pädagogischen Aufsätze behufs Ermittelung des Anwendbaren stattfand. Die Conferenzgesellschaft, deren Versammlungsort Bautzen war, leitete P. persönlich. Mit diesem Institut war wiederum eine Bibliothek pädagogischer Werke verbunden, die P. seit 1839 in 14 Lesekreisen in Umlauf hielt. Alle diese Einrichtungen übten ihren von P. berechneten Einfluß auf das geistige Streben des Lehrstandes und dadurch auf die Hebung der Volksschule in stets zunehmendem und erfolgreichem Maße. — Auch litterarisch war P. thätig, wenn auch mehr auf kirchlichem als pädagogischem Gebiete; es mag hier Erwähnung finden ein 1827 erschienener Band „Predigten über wichtige Angelegenheiten des Herzens und Lebens" zum Besten des Unterstützungsfonds für die Witwen und Waisen evangelischer Volksschullehrer in der Oberlausitz; dann veröffentlichte er außer mehreren Reden und einzelnen Predigten noch viele wissenschaftliche Artikel in größeren encyclopädischen Werken, sowie Aufsätze in Zeitschriften und in dem „Sonntagsblatt für häusliche Erbauung" in den Jahrgängen 1829 und 1830. 1839 erschien von ihm die Promotionsschrift „Quae desiderentur adiumenta et praesidia ad augendam christianae religionis vim salutarem in civibus patriae nostrae Saxoniae" und in demselben Jahre die Schrift „Die schwersten Aufgaben in Kirche und Schule." Wie P. ein von echter Theilnahme an der Hebung der Volksschule erfüllter und geleiteter Organisator war, so war er auch viele Jahre hindurch ein eifriger Seelsorger und ein von der Kraft der eigenen Ueber-

zeugung getragener Prediger. Während seiner Amtsführung als Kirchenrath hat er auch auf dem kirchlichen Gebiete vielfache Verbesserungen geschaffen. Nach seinen persönlichen Aufzeichnungen erscheint P. bei allem kräftigen Ernst in der Durchführung seiner Reformen als eine im Verkehr milde, für jedes Entgegenkommen sehr erkenntliche, von wahrer Religiosität und vor allen von wirklichem Interesse für die Hebung der Volksbildung tief durchdrungene Persönlichkeit.

Persönliche Aufzeichnungen G. E. Petri's im Kirchenarchiv zu St. Petri in Bautzen in dem Band betitelt: „Catalogus membrorum societatis“ S. 28 und 29. K. G. Hergang, Pädagog. Real-Encyklopädie. II. Bd., S. 455 und 456. Binder.

Petri: Jacob Heinrich P., Chronist der oberelsässischen Stadt Mülhausen, stammt aus einer angesehenen Baseler Gelehrtenfamilie. Geboren am 7. December 1593 besuchte er die Schulen seiner Vaterstadt, widmete sich der Rechtswissenschaft und bildete sich durch eine Reise nach Italien 1615 und durch einen Aufenthalt zu Speier am Reichskammergericht 1616 weiter aus. 1620 erhielt er die Stadtschreiberstelle in Mülhausen. Vierzig Jahre lang bis zu seinem Tode am 23. Mai 1660 war er im Dienst dieser Stadt thätig, achtzehn Mal versah er das Amt eines Bürgermeisters. Wiederholt vertrat er seine Stadt auf den Eidgenössischen Tagsatzungen und fremden Mächten gegenüber wie z. B. den Schweden. Wie er ganz in ihrem Leben aufgegangen, zeigt am besten seine Chronik, die sieben Bücher Mülhauser Historien, die er im J. 1626 vollendete. Sie führen in schlichter, klarer Sprache die Erzählung von den Geschicken Mülhausens mit weiterm Ausblick auf die weltgeschichtlichen Begebenheiten bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs, vor diesem ungeheuren Ereigniß erlahmt seine Feder. Eine Untersuchung der Quellen und der Glaubwürdigkeit der Petri'schen Chronik steht noch aus.

Der Stadt Mülhausen Geschichten von J. H. Petri, herausg. von Graf 1838, darin eine Lebensbeschreibung Petris von seinem Zeitgenossen und Landsmann J. Brandmüller. — A. Stöber, Die bürgerlichen Aufstände in der Stadt Mülhausen, 1874, darin Auszüge aus Petri's handschriftlichem Notizenbüchlein. Wiegand.

Petri: Isaak Jacob von P., preußischer Ingenieuroberst, der jüngste Sohn unter vierundzwanzig Kindern des preußischen General-Kriegscommissarius Heinrich P. von Soomern, dessen Vorfahren der Religion wegen ihre Heimath, die Oberpfalz, verlassen hatten, und welcher, weil die dortigen Güter der Familie verloren gegangen waren, den Namen von Soomern abgelegt hatte und sich nur P. nannte, war am 17. September 1705 zu Wesel geboren. Schon vor seinem Eintritt in das Ingenieurcorps nahm er unter seinem Schwager, dem damaligen Ingenieurmajor von Foris, an einer Generalvermessung der Provinz Preußen theil, ward dann bei dem genannten Corps Conducteur, später Lieutenant und von König Friedrich Wilhelm I. zum Jagdingenieur ernannt. König Friedrich II. schickte ihn als Ingenieur vom Platz nach Magdeburg, wo Fürst Leopold von Dessau, der dortige Gouverneur, selbst ein tüchtiger Ingenieur und von lebhaftestem Interesse für die Befestigungskunst erfüllt, ihn zum Adjutanten wählte. Der Lieutenant P. gehörte zu denjenigen Officieren seiner Waffe, welche der Fürst dem Könige bei Ausbruch des 1. Schlesischen Krieges als zur Verwendung bei der Belagerung von Festungen geeignet nannte; er wurde indeß nicht dazu gebraucht, sondern blieb in der Begleitung des Fürsten; 1742 wurde er Capitän. Nach Beendigung jenes Krieges beauftragte ihn der König mit Ausarbeitung der Entwürfe für das in Berlin herzustellende Invalidenhaus und betraute ihn später mit der Erbauung und der Ausstattung desselben; 1748 hatte er sein

Werk vollendet. Jetzt wurde seiner Thätigkeit ein ganz anderes Feld angewiesen: er baute zuerst Schleusen am Finnowkanal, welcher die Havel mit der Oder verbindet, und erhielt dann die Aufgabe, das am linken Ufer des letzteren Stromes liegende Bruch zu reguliren, ein Unternehmen, welches, der bedeutenden seiner Verwirklichung entgegenstehenden Schwierigkeiten wegen, anfänglich auf großen Widerspruch und erhebliche Bedenken stieß, welches er aber schließlich glücklich zu Ende führte. Es machte eine weite Strecke wüsten Moor- und Bruchbodens zu fruchtbarem Acker- und Wiesenlande. Am 2. Juli 1753 wurde ein Hauptstück seines Werkes, der neue Oderkanal zwischen Güstebiese und Oderberg, dem Verkehr übergeben. Aus diesen friedlichen Beschäftigungen rief ihn der siebenjährige Krieg ab, welcher einen Theil seiner Schöpfungen wieder zerstörte. Er wurde zuerst nach Küstrin gesandt um die dortigen vernachlässigten Festungswerke wiederherzustellen, 1758 aber in das königliche Hauptquartier berufen, welchem er, abgesehen von einer Entsendung zu der Armee des Prinzen Heinrich nach Sachsen im J. 1761, bis zu Ende des Krieges angehörte. Beiden Feldherren leistete er Dienste, deren Werth sie wiederholt anerkannten; 1758 war er bei der Belagerung von Schweidnitz, 1760 ward er bei Torgau am Fuße verwundet, während seiner Herstellung baute er die Elbbrücke bei dieser Stadt. Unmittelbar nach Beendigung der Feindseligkeiten entsandte ihn der König wiederum in das Oderbruch; er sollte sich alles ansehen und berichten, in welchem Zustande die vor dem Kriege ausgeführten Arbeiten sich befänden. Auf Grund seiner Meldungen erhielt er Befehl herzustellen, was die Feinde und die Zeit vernichtet hatten; schließlich krönte er sein Werk durch die Erbauung von sieben protestantischen Kirchen. Als der König das Geschaffene besichtigt hatte, äußerte er: „Hier ist ein Fürstenthum erworben, worauf ich nicht nöthig habe Soldaten zu halten.“ Die Commission, welche auf Petri's Wunsch dessen Rechnung prüfte, fand alles in der besten Ordnung; die Millionen, welche durch seine Hände gegangen waren, hatten sämmtlich diejenige Verwendung gefunden, für welche sie bestimmt waren. Der König gedachte nun ihn zu einer ähnlichen Arbeit zu gebrauchen, indem er das Warthebruch in gleicher Weise umgestaltete, wie es ihm mit dem der Oder so gut gelungen war. Als er aber dazu mehr als eine Mill. Thaler forderte, vertraute der König die Ausführung dem Geheimen Finanzrath v. Brenkenhof (s. A. D. B. III, 307) an, welcher mit wenig mehr als einem Drittel dieser Summe auszukommen und dieselbe schon im ersten Jahre zu verzinsen versprach. Die Folge davon war, daß die Anlage schließlich mehr kostete als P. gefordert hatte und daß trotzdem die Ausführung viel zu wünschen übrig ließ; in der Hauptsache aber hatten Petri's Pläne der Arbeit zu Grunde gelegen. Großen Fleiß verwandte er zeitlebens auf die Herstellung von Karten und Plänen; viele derselben verbrannten bei dem Bombardement von Küstrin durch die Russen, eine von ihm herausgegebene Karte von Sachsen erschien im Buchhandel. P. starb am 16. April 1776 zu Freienwalde an der Oder. In den Ranglisten des Ingenieurcorps hieß er im Anfange seiner Dienstlaufbahn P. II.; P. I. wurde unter Friedrich Wilhelm I. die Schuld beigemessen, daß ein von ihm erbautes Pulvermagazin einstürzte; der König befahl (1. April 1737), man solle den Ingenieur, welcher solches respiciret bei den Ohren nehmen und Capitän P. ward infolge dessen verurtheilt, den Schaden, da er ihn nicht ersetzen konnte, zu Colberg „abzukarren“. Der König befahl den Spruch in Vollzug zu setzen; als er später auf Walrawes Verwendung, welcher von P. ausgeführte Arbeiten lobte, diesen begnadigen wollte (22. November 1737), war er bereits gestorben.

(König) Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 3. Theil, Berlin 1790. —

U. v. Bonin, Geschichte des Ingenieurcorps und der Pioniere in Preußen, 1. Theil, Berlin 1877. B. Poten.

Petri: Nicolaus P. von Harlem (de Harlem d'Hollandia Almanus) war einer der zahlreichen Niederländer, welche die Buchdruckerkunst in den ersten Jahrzehnten nach ihrer Erfindung in Italien ausgeübt haben. Es ist übrigens nur Weniges, was man von ihm weiß. Zunächst ließ er sich in Padua nieder, wohin ihn ohne Zweifel die große Universität gezogen hatte. Im J. 1475 muß er daselbst eingetroffen sein; denn der erste Druck, welchen man von ihm kennt, des Fulginas Gentilis Commentar Super prima fen quarti Canonis Avicennae (Hain 7565), ein größeres Werk, ist vom Februar 1476 datirt. Vermuthlich aber war es ihm nicht möglich, mit den andern bereits in Padua vorhandenen Druckereien zu concurriren: schon im nächsten Jahr, 1477, finden wir ihn in Vicenza. Dort hat er in diesem Jahr in Verbindung mit dem eben damals sich daselbst aufhaltenden, namentlich als Venediger Drucker bekannten Hermann von Lichtenstein aus Cöln (s. A. D. B. XVIII, 550 ff.) zwei Werke des Antonius Andreä herausgegeben, das eine davon jedoch, wie es scheint, nur in der Eigenschaft als Verleger (Hain 975, 991). Weitere Drucke kennt man von ihm nicht. Nur der Curiosität halber sei erwähnt, daß die Vertreter der Costerlegende P. zu einem der Gehilfen des angeblichen Harlemer Erfinders, ja als N. Pieterszoon zu einem Angehörigen seiner Familie gemacht haben.

Vgl. P. C. van der Meersch, Recherches sur la vie et les travaux de quelques imprimeurs belges, Gand 1844, p. 207—228. Steiff.

Petri: Suffridus s. **Petrus** u. S. 539.

Petri: Victor Friedrich Lebrecht P., geboren zu Bernburg am 21. Februar 1782, † am 4. Februar 1857, Sohn Joh. Fr. Petri's, der noch im November 1782 von Bernburg als Prediger der reformirten Gemeinde nach Braunschweig übersiedelte († 1830). Hier besuchte P. 1790—97 das Gymnasium Catharineum und darauf das Collegium Carolinum. So auf das Gründlichste vorbereitet, bezog er behufs Studiums der Theologie und Philologie die Universität Helmstedt, wo er am 9. April 1799 immatriculirt wurde und insbesondere an Henke's Seminarübungen sich betheiligte. 1801 ging er nach Göttingen, wo er sich vorzüglich an Ammon anschloß. Nachdem er dann das erste theologische Examen und eine philologisch-pädagogische Prüfung bestanden hatte, wurde er am 29. September 1802 als Collaborator am Gymnasium zu Bernburg und zugleich als Gehülfsprediger der Pfarre Waldau-Altenburg angestellt. Schon Michaelis 1803 ging er aber als Collaborator an das Gymnasium zu Braunschweig über. 1806 bestand er in Bernburg das zweite theologische Examen; am 21. März 1808 wurde ihm auf eine eingereichte Abhandlung aus der orientalischen Litteratur (in Saadiam Gaonem, Jesaiae interpretem) von der philosophischen Facultät zu Helmstedt ohne mündliche Prüfung die Doctorwürde verliehen. Zu Ostern desselben Jahres rückte er zum ordentlichen Classenlehrer auf und 1809 wurde er auf Verfügung des niedersächsischen Synodalvereins ordinirt, um seinen Vater im Amte zu unterstützen. Daneben hielt er seit Ostern 1815 als Professor am Collegium Carolinum Vorlesungen über Hebräisch und erklärte auch griechische Schriftsteller. Zu Ostern 1821 erhielt er das Directorat des Martini-Gymnasiums. Der Commission, welche zur Verbesserung der Unterrichtsanstalten in der Stadt Braunschweig durch Rescript vom 16. Januar 1827 ernannt wurde, gehörte neben Bode, Henke und Friedemann auch P. an, und der unterm 6. December des Jahres erstattete Commissionsbericht stammte aus seiner Feder. Nachdem die Commission die Schulreform durchgeführt hatte, schied P. mit Neujahr 1828 ganz aus dem Schuldienste aus und beschränkte seine Lehrthätigkeit auf das Collegium Carolinum, wo er schon seit Scheffler's Tode

(† 21. Februar 1825) die Zahl seiner Vorlesungen stark vermehrt hatte und Ostern 1827 Mitglied des Directoriums geworden war. Seine Vorträge waren sehr mannigfaltig und betrafen die verschiedensten Gebiete der classischen Philologie, daneben hauptsächlich noch das Hebräische und Arabische. Als nach Michaelis 1835 das Colleg umgestaltet und eine humanistische, technische und merkantilische Abtheilung gebildet wurden, erhielt P. das Directorium der ersten; zu Neujahr 1836 wurde er Hofrath, ein Jahr später Mitglied und am 16. December 1843 Präsident der Commission zur Prüfung der Candidaten des höheren Schulamts; am 1. September 1853 endlich wurde ihm der Titel eines geheimen Hofraths verliehen. Die Universität Göttingen ernannte ihn, der zu wiederholten Malen (wie 1829 und 1836) kirchliche Amtshandlungen in der reformirten Gemeinde aushülfsweise übernommen hatte, im J. 1837 zum Doctor der Theologie. Orden wurden ihm von braunschweigischer und anhaltischer Seite verliehen. Sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum gestaltete sich zu einer Feier, wie sie kaum je einem Gelehrten in Braunschweig zu Theil geworden ist. Noch bis zuletzt körperlich und geistig frisch ist er am 4. Februar 1857 in Braunschweig gestorben. — Seine Gattin Charlotte Sophie, eine Tochter des Oberpredigers Pauli in Ballenstedt, die er am 8. October 1812 heimgeführt hatte, war ihm bereits am 3. September 1846 im Tode voraus gegangen. Von fünf Söhnen haben vier den Vater überlebt, ebenso drei Töchter. — P. war der letzte bedeutende Vertreter der humanistischen Wissenschaft am Carolinum, ein Mann von sehr ausgebreitetem Wissen und staunenswerther Sprachkenntniß. Nicht weniger als vierzehn Sprachen soll er vollständig beherrscht haben. Schriftstellerisch ist er verhältnißmäßig wenig hervorgetreten; auch ist der Einfluß seiner Persönlichkeit und seiner mündlichen Lehre weit bedeutender gewesen, als seine Veröffentlichungen erkennen lassen. Die Anstalt, an der er viele Jahrzehnte wirkte, war ihm fest an's Herz gewachsen, und nicht ohne innere Erregung trat er stets mit aller Entschiedenheit den Angriffen entgegen, die wiederholt gegen die humanistische Abtheilung des Collegs erhoben wurden, welche seinen Tod allerdings nicht lange überleben sollte. Seine wissenschaftliche Thätigkeit bezog sich vor Allem auf die altclassische und hebräische Litteratur; daneben hat er eine Reihe von Predigten und Gelegenheitsschriften herausgegeben, die sich zum Theil auf die Aufgabe und den Zweck des Carolinums bezogen. Treue Hingabe an seinen Lehrberuf wurde ihm durch innige Verehrung dankbarer Schüler vergolten. Der Grundzug seines Wesens war edle Humanität, sein Wahlspruch: si vis amari, ama. In religiöser Hinsicht war er ein Anhänger der Helmstedter rationalistischen Schule, ein abgesagter Feind jeder mystischen, katholisirenden Richtung. Trotz seiner sonst milden Duldsamkeit scheute er im Kampfe gegen diese, wie seine Streitschrift gegen Dr. Geibel in Lübeck, den Vater des Dichters Emanuel Geibel, beweist, selbst eine scharfe Polemik nicht. Seine Schriften sind, jedoch nicht vollständig, bei F. Süpke zum Andenken an V. Fr. L. Petri (Braunschweig 1857) verzeichnet, wo auch Lebensnachrichten über ihn sich zusammengestellt finden, die jedoch nach Obigem zu vervollständigen sind.

P. Zimmermann.

Petřina: Franz Adam P. (spr. Petschrina), geboren am 24. December 1799 in Semil an der Iser in Böhmen, † am 27. Juni (nicht Juli) 1855 in Prag. Petřina's Lebenslauf ist von W. R. Weitenweber in einer vor der Böhm. Ges. der Wissenschaften gehaltenen Denkrede geschildert. Demnach hat sich P. aus den dürftigsten Verhältnissen herausarbeiten müssen. Sein Vater, ein armer Weber, konnte den sehnlichen Wunsch seines Sohnes, studiren zu dürfen, nicht befriedigen und P. mußte daher das Geschäft seines Vaters erlernen Erst nachdem er in seinem 17. Lebensjahre Webergesell geworden war, fand er

die Unterstützung junger Freunde, mit deren Hülfe es ihm, wenn auch unter harten Entbehrungen, gelang, sich zunächst eine gute Schulbildung zu erwerben und dann die Universität Prag besuchen zu können. 1832 wurde er als Adjunct bei der Professur für Mathematik und Physik angestellt; 1836 promovirte er. Bald darauf, 1837, wurde er als Professor der Physik und angewandten Mathematik am Lyceum in Linz angestellt, in welcher Stellung er bis zum August 1844 verblieb, um dann die Professur der Physik an der Universität Prag zu bekleiden. Er war seit 1848 correspondirendes Mitglied der Wiener Akademie und ordentliches Mitglied der Böhmischen Ges. d. Wissenschaften. P. hat sich durch Experimentaluntersuchungen, welche fast ausschließlich dem Gebiete der Elektricität angehören, vortheilhaft bekannt gemacht. Wiederholt beschäftigte er sich mit der elektromagnetischen Maschine, an der er verschiedene Verbesserungen anbrachte. In einer seiner ersten Arbeiten, über eine neue Theorie des Elektrophors und ein neues Harzkuchen-Elektroscop, ist der theoretische Theil nicht glücklich, wogegen das vorgeschlagene Elektroscop noch jetzt Beachtung verdient. Von praktischer Bedeutung wurden seine Untersuchungen über die Benutzung von Zweigströmen in der Telegraphie und über die Möglichkeit durch eine einzige Leitung gleichzeitig hin und her zu telegraphiren. Ein Instrument, durch welches P. sich als Erfinder der musikalischen Telephonie eingeführt hätte, ist so mangelhaft bekannt geworden, daß sich nicht angeben läßt, bis wie weit die Ansprüche Petřina's in der Geschichte der Telephonie genannt zu werden, reichen. Dies Instrument soll eine Art Physharmonika sein, welche durch Elektromagnetismus in Function gesetzt wird. In einer Sitzung der Böhm. Ges. vom 26. Juli 1852 soll es vorgezeigt sein, wobei erwähnt wird, daß die Töne rein und hinreichend stark seien, ferner, daß diese Töne auf ein gleiches mit Drahtleitungen verbundenes Instrument übertragbar sein sollten. Eine besondere Monographie des Instrumentes sollte von dem Adjuncten Petřina's, einem Herrn Nowák herausgegeben werden, doch ist dies nicht geschehen und es scheint zweifelhaft, ob das von einem Mechaniker Spitra in Prag verfertigte Instrument noch vorhanden ist.

W. R. Weitenweber, Denkrede auf Prof. Fr. Ad. Petřina, gehalten am 10. December 1855. — Abh. der kön. böhm. Ges. der Wissenschaften; fünfte Folge Bd. IX. — Dr. F. J. Studnička, Bericht über die mathemathischen und naturwissenschaftlichen Publicationen der kön. böhm. Ges. der Wissenschaften, Prag 1855. § 40. — Dr. Fr. Ad. Petřina S. 290—299; Poggendorff, biogr.-litter. Handw.-Buch II, 416. Karsten.

Petrus Ravennas, auch Petrus Thomai oder Thomasius Petrus Franciscus und dessen älterer Sohn Vincentius, Ersterer Jurist und Humanist des 15. Jahrh. Petrus, nach Geburt und Bildung Italiener, verbrachte seine Jugend und den größeren Theil des Mannesalters auf italienischen Rechtsschulen, ungefähr im 51. Lebensjahr kam er als Universitätsprofessor nach Deutschland, wo er bis zu seinem Tode verblieb. Für die Gelehrtengeschichte Deutschlands ist somit nur diese letztere Periode von unmittelbarem Belange. Der Familienname des Petrus ist unbekannt; Balthasar's Vermuthung, er habe Johannes Baptista geheißen, ist ebenso grundlos, als der Versuch, aus dem Beinamen Thomasi auf eine Familie „Thomasini“ zu schließen. Wahrscheinlich führte er als von geringer Herkunft, — „ex bassa platea“, wie er selbst im Streite gegen Hochstraten („alta platea“) einmal sagt, — gleich seinen Eltern gar keinen Geschlechtsnamen. Wie wir aus seiner Schrift „de immunitate ecclesiarum“ erfahren, ist er in dem an weltgeschichtlichen Begebenheiten so reichen Ravenna etwa 1448 geboren, hörte bei dem gefeierten Alexander de Tar-

tagnis (nach seinem Geburtsorte „da Imola“ genannt) schon frühzeitig die Rechte, und trat im 20. Jahre zu Padua mit der Behauptung auf, das gesammte corpus juris auswendig zu wissen. Am Katharinentage 1468 lieferte er beiden Universitäten, der der Scholaren und der der Magister, den öffentlichen Beweis, indem er beliebige vom Bischofe, als dem Haupte der Schulen, bezeichnete Gesetzesstellen wörtlich wiedergab und sie hierauf aus den summariis des Bartolus mit allen Glossen und Ansichten der Doctoren gleich einem geübten römischen Rechtslehrer aus dem Gedächtnisse erklärte. Sein Lehrer Imola hörte anfangs wie versteinert zu, dann schlug er, wie zur Abwehr des Bösen, in der Luft ein Kreuz, während die übrigen sich beeilten, den beglückten Jüngling zu umarmen. P. führte auch wegen seines staunenswerthen Gedächtnisses den Beinamen „da memoria“, nannte sich selbst auf den Büchertiteln gern „memorabili memoria praeditus“ und schrieb eine Anleitung zur Uebung und Schärfung des Gedächtnisses mit der Bezeichnung: „Petri Ravennatis libellus de artificiosa memoria, Foenix dictus“, welche Abhandlung am 10. Januar 1491 bei Bernardinus de Choris in Venedig, 1500 in Erfurt, in dritter Auflage 1508 zu Cöln und dann wiederholt als Bestandtheil der aurea opuscula gedruckt wurde. Es scheint auch das bewundernswürdige Gedächtniß vereint mit gewandter Redegabe der Hauptgrund des ausgedehnten Ruhmes gewesen zu sein, welchen er in ganz Italien genoß, während solcher Ruhm mit seinen schriftlichen Arbeiten nicht in vollem Einklang steht. Eitel geworden durch den ihm verschwenderisch gestreuten Weihrauch bereiste er später mehrere Städte Italiens, trug Schaustücke seines Gedächtnisses vor, ertheilte Rechtsgutachten, zeigte sich auch als höfischer Dichter und erntete von Fürsten, Staatsmännern und holden Frauen Gunst- und Ehrenbezeigungen. Eine Reihe überraschender Beispiele der unvergleichlichen Gedächtnißkraft Petrus' liefert Girolamo Tiraboschi in seiner Storia della letteratura italiana, T. VI, P. II, p. 544 u. ff.

Wenige Wochen nach dem erwähnten Vorgange zu Padua wurde P. dort zur lectura institutionum erwählt, las vier Jahre als auditor juris und erwarb im 24. Jahre die Würde eines Doctors beider Rechte. Etwas später hielt er in Bologna, in Pavia und Ferrara, auch in Pistoja mit Beifall Vorträge, bildete bisweilen Schüler und lehrte von 1477 bis Ende 1479 gegen ein Stipendium von 355 Gulden in Pisa, wo er an Abfassung des 1. Bandes der 1480 erschienenen akademischen Statuten mitarbeitete. Am Schluß des genannten Jahres verließ er trotz inständiger Vorstellungen und lockender Versprechungen der Rectoren Pisa und ging wieder nach Padua; seinen Pisaner Freunden aber erwiderte er auf ihre wohlmeinende Abmahnung von seinem unsteten Wanderleben, er habe es leichter als andere, da er ja alles, was er besitze, mit sich trage; wobei er weniger auf seine bescheidenen Glücksgüter, als auf sein unvergleichliches Gedächtniß anspielte.

Als P. zum zweiten Male in Padua, einer Hochschule der Republik Venedig, die Professur für kanonisches Recht bekleidete, bezog er anfänglich ein Honorar von 80 Ducaten, das wegen seiner Unzulänglichkeit 1484 auf 150 erhöht wurde und wozu mit Rücksicht auf seine vielen Söhne seit 1492 eine Jahreszulage von 50 Ducaten trat. — Im November 1497 hielt sich der Pommernherzog Bogislav X. (s. A. D. B. III, 48) auf der Heimkehr aus dem gelobten Lande einige Zeit in Venedig auf und hörte im häufigen Verkehr mit Gelehrten und Staatsmännern das Lob des Wundermannes, in welches auch die von Bogislav nach Padua entsandten Vertrauensmänner — wahrscheinlich Propst Martin Karith und Geheimschreiber Dalmer — nach ihrer Rückkehr von dort einstimmten. Da der Herzog der damals herrschenden Meinung huldigte, daß berühmte Ausländer den Glanz deutscher Universitäten erhöhen (weßhalb wir damals und auch später

auf denselben sehr häufig französischen und welschen Namen begegnen), war er von dem lebhaften Wunsche beseelt, P. für seine junge, aber der Hebung dringend bedürftige Hochschule in Greifswalde zu gewinnen. Der wanderfreudige Professor sagte auch sofort zu, machte aber seinen Wegzug von der Erlaubniß des Dogen abhängig. Agosto Barbarigo trug anfangs Bedenken, einen Gelehrten, dessen Lob in ganz Italien widerhallte, scheiden zu lassen; gab jedoch endlich den persönlichen Bitten des Herzogs nach und die Stelle wurde P. bis zur Rückkehr ins Vaterland offen gelassen. Bogislav übersandte ihm am 25. November (1497) 100 Ducaten, „um sich damit auszurichten und mit nach dem Lande Pommern zu reisen"; er selbst ging mittlerweile zum Besuche des Papstes nach Rom. Im Vorfrühlinge des nächsten Jahres (1498) zog Petrus mit seiner zweiten Gattin, der zärtlich geliebten Lucretia, mit seinen Söhnen: Vincentius, der bereits Doctor der Rechte war, und dem jüngeren Johann Baptista, mit seinem Töchterchen Marieta und dem Koche Christoffero da Madiano, voll des Lobes über die Huld seines neuen Gebieters nach dem fernen Greifswalde, vielleicht der „seltsamste Vogel Minerva's, der je über die Alpen nach Deutschland geflogen". Bogislav stand damals auf dem Gipfel der Macht und des Ansehens; seine Heimreise durch Italien und Deutschland glich nach dem Tagebuche des Geheimschreibers Dalmer und anderen Aufzeichnungen nahezu einem Triumphzuge, weil Fürsten und Städte, welche der hohe Gast auf seinem Wege besuchte, mit Freudenfesten und Ehrenbezeigungen wetteiferten, an denen P., als im unmittelbaren Gefolge des Herzogs, in der Regel theilnahm. Dessen besondere Erlebnisse erfahren wir aus der 1508 zu Cöln in der Bursa Knyck verfaßten „Criticomastix suae peregrinationis" des Magister Ortuinus Gratius (s. A. D. B. IX, 600), damals ein begeisterter Anhänger Petrus', später die Zielscheibe des Spottes in den bekannten epistolis virorum obscurorum. Die Criticomastix ist zur Widerlegung der kölnischen Gegner des P. abgefaßt und überquillt auf jeder Seite vom Lobe des Gefeierten. Ein Brief des Ortwin Gratius bildet gewissermaßen die Vorrede; er ist im gleichen Tone wie die Criticomastix selbst gehalten und P. wird darin als der edelste unter allen Gelehrten und als der gelehrteste unter allen Edeln gepriesen! Am Schluß der Abhandlung ist das sehr warm abgefaßte Erwiderungsschreiben unseres Gelehrten an Gratius angereiht. P. gibt ihm hierin das Zeugniß, gut und richtig geschildert zu haben; „doch", fährt er selbstbewußt fort, „unsere Uebersiedlung verdient auch in der That solche Anerkennung". — Die Criticomastix erzählt in sehr breiter Weise, daß beim Wegzuge des P. in Venedig wie Padua unter allen Männern und Frauen tiefste Trauer geherrscht habe und daß die an letzterer Hochschule studierenden Deutschen ihrem Meister gefolgt seien. Als man nach Innsbruck kam, wo eben Maximilian I. Hof hielt, ließ der König, obwol unpäßlich, jedoch begierig den Doctor kennen zu lernen, diesen noch zur Nachtzeit rufen. P. setzte die aus Notabeln, Staatsmännern und Gelehrten bestehende Versammlung durch seine Gedächtnißkünste in Staunen, besang sodann in lateinischen Versen des Königs Lob, mit dem er das seines neuen Gebieters verflocht, und suchte zuletzt in feiner Höflingsweise aus der Glosse die Abhängigkeit der europäischen Könige vom römischen Kaiser darzuthun, worauf er mit Ehrenbezeigungen und dem Titel eines „eques auratus" huldvoll entlassen wurde. P. hat später die in Gegenwart Maximilian's zur Nachtzeit vorgetragenen carmina als Beilagen verschiedener seiner Werke veröffentlicht. Mit Bogislav gelangte er im April 1498 nach Pommern und Stettin und wurde sodann vom Herzog selbst nach Greifswalde geleitet, wo er an dessen Seite einritt, von der Einwohnerschaft freundlich begrüßt. Wenige Tage darnach (am 24. April)

wurden P. und sein Sohn Vincentius immatriculirt; der Eintrag in das Universitätsalbum durch den Rector Borchard Beckemann aus Stralsund, Collegiat in der Artistenfacultät, lautet: „Praestantissimus perceleberrimusque utriusque juris interpres, dominus Petrus de Ravenna, intitulatus XXIIIj mensis aprilis, nihil solvit.

Egregius ac eximius vir, dominus Vincentius de Ravenna, praememorati domini doctoris Petri filius, utriusque Juris doctor; nihil solvit; qui quidem domini Doctores per serenissimum principem nostrum dominum ac ducem Bugeslaum non minimis expensis de Italia ad nostram almam universitatem pro reformatione ejusdem Universitatis sunt adducti.

Gleichzeitig wurde auch der Koch Madiano, als zur Universitätsjurisdiction gehörig, umsonst mit inscribirt.

Als Facultätscollegen hatte der Ravennate außer seinem Sohne den Nicolaus Louwe aus Stettin, den Lorenz Bokholt und Heinrich Bukow aus Greifswalde.

Schon am 3. Mai desselben Jahres wurde P. nach damals bestehender Uebung, Neuberufenen das Rectorat anzutragen, zum Rector erwählt, welches Amt er im Frühjahr 1501 abermals bekleidete. Auch der Sohn Vincentius war zweimal mit den Rectoratsgeschäften betraut; das erste Mal im Frühjahre 1499, das zweite Mal im Frühjahre 1502, nun als Kanonikus bei Sanct Nicolai bezeichnet. — Unmittelbar nach der Immatriculation begannen die Vorlesungen über beide Rechte — das römische und kanonische. Auf wiederholtes Ansuchen hervorragender Greifswalder Bürger, ein Gutachten darüber abzufassen: ob flüchtige Verbrecher an geheiligter Stätte ergriffen werden dürfen? schrieb P. seine Abhandlung: „de immunitate ecclesiae“. Am Schluße sagt er, im Besitze weniger meist neuerer Bücher habe er das Meiste aus dem Gedächtnisse schöpfen müssen; allein er wisse eben nebst dem corpus juris zwanzigtausend Stellen gelehrter Doctoren und siebentausend Bibelsprüche auswendig. Die Abhandlung wurde zu Lübeck 1499 in Folio (50 Bl.) mit schöner Mönchsschrift per magistrum Lukam Brandis gedruckt. In den ersten Octobertagen 1500 hielt der Caminer Bischof, Martin Karith, eine Synode zu Stettin, auf welcher neben liturgischen Fragen die Kirchenzucht behandelt wurde. Im Auftrage des Bischofs verfaßte P. eine längere Rede, die er bei Eröffnung der Synode halten wollte; da aber dies aus ihm und uns unbekannten Gründen nicht gestattet wurde, ließ er sie in seinen „opusculis aureis“ drucken. Diese Rede bildet einen sehr anziehenden Beitrag zur Sittengeschichte jener Zeit und wirft ein grelles Licht auf den damaligen lockeren Wandel des Caminischen Clerus. P. eifert in seinem Vortrage gegen das Zu- und Vortrinken, gegen Würfel und Beischläferinnen, zugleich warnt er vor Beherbergung von Histrionen, vor muthwilligen Schauspielen und dem Auftreten verlarvter Geistlicher bei Kirchenfesten!

1502 erschienen zu Leipzig (in ducali oppido Liptzensi) bei Baccalarium Wolfg. Monacensem die „aurea opuscula“ (54 Bl. in Quart). Sie enthalten 1) die oben erwähnte Synodalrede: „Sermo Dom. Petri de Ravenna etc. quem habiturus erat de mandato — — domini Martini dignissimi Episcopi Caminensis etc. etc.“; dann 2) eine Sammlung „argumenta et responsa juris“ nebst einer Anweisung über das Verfahren des Sachwalters bei Gericht. 3) Den Schluß bildet eine Reihe von zehn lateinischen Gedichten: An die heilige Jungfrau, an die Zuhörer, an Herzog Bogislav und dessen Räthe, an den Propst von Lübeck und andere namhafte Persönlichkeiten; weßhalb er bemerkt: das Büchlein sollte eigentlich libellus florum heißen.

Vor Veröffentlichung dieses Werkchens hatte P. auf Einladung Hamburg und Lübeck besucht; dortselbst Responsa ertheilt und zu Hamburg in einer

Elegie den Rath, zu Lübeck den Propst Bockholt, und, trotz seiner Jahre, die schönen Frauen besungen. (In den aureis opusculis sind es die Gedichte [III] Nr. 3, 4 und 5.) Um jene Zeit schrieb ihm auch der Dänenkönig Johann: Wenn sein (des Königs) Name bei P. noch irgend welches Ansehen genieße, möge er sofort zu ihm kommen; es harrten seiner mannichfache und schwierige juristische Arbeiten, die keiner so wie er zu lösen vermöchte und für deren Erledigung der König sehr dankbar wäre. Auch die Herzoge von Mecklenburg, Johann und Balthasar, sandten Boten an P., die bei ihm Rath erholten und ihn einluden in herzogliche Dienste zu treten. P. war indeß durch das dem Herzog Bogislav gegebene Wort gebunden und konnte deßhalb den freundlichen Aufforderungen keine Folge geben.

Trotz des gewaltigen Gegensatzes zwischen dem heiteren südlichen Himmel und der rauhen Ostseeküste, zwischen den blühenden Städten Oberitaliens und dem bescheidenen Greifswalde, ist in dieser Richtung keine Klage des P. laut geworden; er scheint sich in seiner neuen, nordischen Heimat bald und leicht zurecht gefunden zu haben, getragen durch die besondere Gunst des Herzogs und ausgezeichnet durch einen ungewöhnlich hohen Gehalt. Letztere Umstände mögen für die älteren Professoren eine Quelle des Neides und der Scheelsucht gewesen sein; sie führten jedoch zu keinem Zerwürfnisse. P. stand vielmehr mit der Mehrzahl der herzoglichen Räthe in sehr gutem Einvernehmen, namentlich waren er und sein Sohn eng befreundet mit dem ihnen gesinnungsverwandten D. Johann v. Kitscher aus Meißen, welchen Bogislav in Sachsen kennen gelernt und zu sich als Berather gerufen hatte. Aber auch P. wurde häufig in organisatorischen und juristischen Fragen zu Gutachten aufgefordert; so wegen Zeugenvorladung, der Prinzessinnensteuer, wegen Lehenheimfalls u. dergl. m., welche Punkte der Gefragte zum Verdruße des Adels stets im Sinne des seinen Vortheil ausbeutenden Herzogs entschied.

Eine verheerende Seuche, welche im Sommer 1501 Deutschland heimsuchte, und im folgenden Jahre auch in Pommern auftrat, veranlaßte den Rector mit mehreren Universitätsangehörigen nach dem nahen Dörfchen Dersekow zu fliehen, wo auch P. mit den Seinen bis zum Erlöschen der Krankheit blieb und erst im October 1502 nach der Stadt zurückkehrte. Trotzdem fiel sein Töchterchen Marieta der tückischen Krankheit am 25. October 1502 zum Opfer. Vergeblich hatte der fromme Vater den Schutzpatron in Pestzeiten, Sanct Rochus, in einem (in den aureis opusculis abgedruckten) Gedichte angefleht. Die zwanzigjährige Tochter wurde mit vielem Pompe bei den Dominikanern bestattet und widmete ihr der Bruder Vincentius im Universitätsalbum einen rührenden Nachruf. Dieser schmerzliche Verlust weckte bei P. und seiner Gattin Lucretia die bisher zurückgehaltene Sehnsucht nach der fernen Heimat mit voller Macht. Umsonst versuchte Bogislav, umsonst versuchten die befreundeten Räthe, besonders Johann v. Kitscher, den geschätzten Gast zurückzuhalten, der nach der Criticomastix in Greifswalde „mehrere“ Kinder verloren.

Im April 1503 verließ er mit seiner Gattin und seinen beiden Söhnen Greifswalde. Der Herzog beschenkte ihn mit einem edlen Rosse, hundert Ducaten und ließ ihm ein rühmendes Empfehlungsschreiben zustellen. Kurfürst Friedrich von Sachsen hatte eben die hohe Schule zu Wittenberg gegründet; als er und sein Bruder Johann von dem Beschlusse des berühmten Italieners hörten, luden sie ihn durch abgesandte Boten zum Besuche von Wittenberg ein, empfingen ihn nach Ortwins Bericht schon vor den Thoren der Stadt und geleiteten ihn mit großem Pompe in dieselbe. Kurz darauf, am 3. Mai, hielt er an der Universität einen sehr interessanten Vortrag: über die Gewalt des Papstes und des römischen Kaisers (de potestate summi pontificis et Romani Imperatoris), worin

er u. A. Letzterem die Befugniß einräumt, ohne Mitwirkung des Papstes Universitäten zu gründen.

Bald entsprach er auch dem Wunsche der Fürsten, an der neuen Hochschule Lehrvorträge zu halten. Doch scheint er wahrscheinlich aus Rücksicht auf seine bisherige Stelle bei Bogislav kein ordentliches Lehramt — keine lectura ordinaria — übernommen zu haben; denn er ist weder bei der Universität immatriculirt, noch ist er irgendwo als ordinarius Witebergensis aufgeführt. Dagegen findet sich Vincentius im Wintersemester 1503/4 als Vincentius de Thomais Ravennas U. J. Dr. Paduensis in der Matrikel eingetragen, und wurde nicht bloß zum Professor ernannt, sondern am 23. Mai oder 1. Juni 1504 sogar zum Rector erwählt. Doch bemerkt Balthasar in seinen handschriftlichen Zusätzen zu seinem „Leben der Greifswalder Juristen“: der Kurfürst habe bald wahrgenommen, daß Vincentius in seinem Wandel kein so vorzüglicher Mann sei, wie er dem Kurfürsten durch dessen Rath, Doctor Martinus Pollichius Mellerstadtius, dargestellt worden. Als D. Nicolaus Marschalk vor Ostern 1505 Wittenberg verließ, erlangte Vincentius das Ordinariat des Codex und behielt es bis zu seinem Abzuge im Spätsommer oder Herbst 1506. Um Walpurgis 1507 erhielt dessen Professur Dr. Hieronymus Schürpf. —

Der Vater P. hielt, wie bereits erwähnt, nur außerordentliche Vorlesungen, indem er an Festtagen in Gegenwart der fürstlichen Brüder seine „sermones extraordinarii“ vortrug, das sind 24 Reden über verschiedene religiöse und moralische Fragen, welche (nach Löscher) bereits 1505 zu Wittenberg in officina Trebelliana im Drucke erschienen unter dem Titel: „Sermones extraordinarii et pulcherrimi cum multa rerum et historiarum copia clarissimi, — — miranda memoria praediti Doctoris Petri Ravennatis Itali, quos diebus festibus suis auditoribus pronunciavit in Universitate Wittebergensi assidentibus serenissimis principibus Illustrissimis Saxoniae ducibus Frederico Electore et Joanne fratribus.“ Außerdem lehrte P. nach eigenen Compendien römisches und kanonisches Recht. Das compendium juris civilis erschien schon 1503 (Albiburgi. 4°); der erste Theil des compendium juris canon. „in quo innumerabilia aurea et elegantia dicta continentur“ ebenda am 20. April 1504 mit einem Huldigungsschreiben an den Kurfürsten schließend; am 26. April 1506 folgte zu Leipzig bei Wolfg. Monacensis der zweite Theil dieses umfassenden Werkes, an den sich noch ein dritter anreihte. — In einer späteren Cölner Ausgabe ist das compendium in 3 partes getheilt und sind die Materien alphabetisch geordnet. Pars 1 umfaßt die Buchstaben a bis h; P. 2 i bis p. Fol. CCX beginnt P. 3 hujus utilissimi compendii, zuletzt: conclusio, d. h. Anrede an die Zuhörer. Petrus zählte in Wittenberg manchen Freund; zu diesen gehörte auch Nicolaus Marschalk, der die Vorrede zum compendium juris civilis verfaßte, dann Kilian Reiter aus Mellerstadt und Herman Trebelius aus Eisenach, welche die Veröffentlichungen ihres Gönners mit Gedichten schmückten, während hinwieder dieser bedacht war, die sächsischen Fürsten und deren erste Beamte in wohlgesetzten Versen zu besingen.

So günstig sich hiernach für P. die Dinge in Wittenberg gestalteten, so war doch auch hier seines Bleibens nicht. Im Sommer 1506 brach die Pest aus, weßhalb die Universität am 4. Juli (nach Muther am Ulrichstage, dem 7. August) nach dem Landstädtchen Herzberg verlegt wurde, wo sie bis Anfang December desselben Jahres verblieb. Auch P. schloß sein Collegium über Civilrecht im Juli mit den Worten: „Wie ich sehe, liebe Zuhörer, vertreibt uns die Pest. So Gott will, gedenke ich seiner Zeit das begonnene Werk zu vollenden!“ Dieser Vorsatz kam jedoch nie zur Ausführung; denn P. zog, an mehreren deutschen Hochschulen vorsprechend, auf Umwegen nach Köln, dessen

Universität sich gerne das „deutsche Paris" nennen hörte, obwohl deren wissenschaftliche Leistungen auf diesen hochstrebenden Namen damals keinen Anspruch mehr verliehen.

Doctor Vincentius scheint den Vater nicht begleitet, sondern Wittenberg später verlassen zu haben, und von da unmittelbar nach Italien zurückgekehrt zu sein. Bald darauf wurde er Auditor des Cardinals von St. Sabina in Rom, und war nach Versicherung des Vaters eifrig bemüht, allen Deutschen, die sich am päpstlichen Hofe an ihn wandten, hilfreiche Hand zu bieten. Hiermit schließen die Nachrichten über Vincentius und ist uns über dessen spätere Schicksale nichts bekannt. —

P. war nach Köln ein glänzender Ruf vorangegangen und man sah seinem öffentlichen Auftreten mit größter Spannung entgegen. Wenn wir den übertreibenden Schilderungen des Ortwin Gratius Glauben beimessen dürfen, konnte bei der ersten Vorlesung ein sehr geräumiger Saal nicht die Menge der Herbeiströmenden fassen. Dicht gedrängt stand man bis weit über die Thüre hinaus noch im Freien. Mancher suchte ein Plätzchen auf den Aesten der vor den Fenstern befindlichen Bäume; andere im Sparrenwerk des Daches. Dem gewaltigen Getöse, durch die Anwesenheit so Vieler entstanden, folgte plötzlich lautlose Stille. P. war erschienen und hatte zu sprechen begonnen. Wie ein majestätischer Strom ergoß sich seine Rede. Alles lauschte mit ungetheilter Aufmerksamkeit. Und als er geendet, ertönte ein gewaltiger Beifallssturm, wie man ihn zu Köln kaum noch gehört. — Der Rath der freien Reichsstadt beeilte sich, den Gelehrten für die Universität zu gewinnen und P. übernahm gegen ein ziemlich bescheidenes Honorar den Vortrag in beiden Rechten, worauf er am 3. December 1506 immatriculirt und ihm „ob reverentiam personae" die übliche Inscriptionsgebühr nachgelassen wurde. Da er auch seine sermones extraordinarii zum Gegenstand einer Vorlesung machte, besorgte er im Winter 1506/7 eine neue Ausgabe derselben und reihte an sie drei weitere, schon früher veröffentlichte Werke, die „Repetitio C. inter alia de immunitate ecclesiae", den „libellus de potestate Papae & Imperatoris", endlich den „Clypeus contra doctorem Cajum impugnantem suum consilium", der bereits 12 Cal. Julii 1503 zu Wittenberg in 4° die Presse verlassen hatte. Am Schlusse des Buches theilt der Verfasser dem Leser die biographisch wichtige Nachricht mit, daß er und seine Gattin in den Orden der Tertiarier von der Regel des heiligen Franziscus getreten seien. Im folgenden Jahre (1508) veröffentlichte P. sein bekanntes „Alphabetum aureum" (Alphabetum aureum famatissimi Juris utriusque Doctoris et equitis aurati dni Petri Ravennatis itali. quod ob publicam Scholasticorum utilitatem ac ut multa ex tempore in utroque Jure tum opponendo tum respondendo tum etiam determinando memoriter pronunciare possent. in lucem edidit, atque amplissime Germanorum universitati coloniensi nuncupavit); nach der Anlage unseren juristischen Encyklopädien vergleichbar, aber an Umfang und Tiefe des Gehaltes weit hinter diesen zurückstehend, denn das Buch enthält eine systemlose Aneinanderreihung juristischer Begriffe und Rechtsfragen, sammt deren Erläuterung in alphabetischer Ordnung, bereichert durch einen großen Citatenkram und bestimmt, von den Schülern auswendig gelernt zu werden. Nur durch den großen Ruf des Verfassers ist es erklärlich, daß dieses Werk in verhältnißmäßig rascher Folge vier Auflagen erlebte. Die zweite erschien in dem nämlichen Jahre wie die erste, 1508 (impressum Rothomagi per P. Olivier); die dritte am 6. Februar 1511; die vierte besorgte Dr. Johannes Thierey zu Lyon 1517. Dem Alphabete sind noch beigegeben die (wenige Blätter umfassenden) „Dicta quaedam notabilia quasi extravagantia sine ordine alphabeti"; dann die „Allegationes et conclusiones in materia consuetudinum";

welche unter dem Titel: „Enarrationes in titulum de consuetudine“ auch in besonderem Drucke ausgegeben wurden. In der 3. und 4. Auflage ist die mehr erwähnte Criticomastix des Ortwin Gratius angehängt, nebst dessen Briefe an P. und dem Antwortschreiben des Ravennaten, welche beiden Schriftstücke schon früher kurz besprochen wurden. — Die günstige Aufnahme, welche der Ankömmling sofort bei seinem ersten Erscheinen in Köln gefunden hatte, sicherte ihm unter der Bevölkerung zahlreiche Anhänger, deren Namen wir aus der Criticomastix erfahren; wir finden unter vielen anderen den Protonotar des apostolischen Stuhles, Propst Andreas de Venroed, die Bürgermeister Gerhard v. Wesel und Gerhard Wasser, den erzbischöflichen Fiscal Urban de Viersen, Joh. Rincus, der Petrus malen und dessen Bild in seiner Wohnung aufhängen ließ, den Engländer Harisius, der gleich einigen Fremden des P. wegen nach Köln gekommen, und mehrere Andere.

Aber auch an Gegnern fehlte es dem welschen Gaste nicht, an deren Spitze kein Geringerer stand als der Dominikanermönch Jacob Hochstraten (s. A. D. B. XII, 527), einer der einflußreichsten Männer des theologischen Deutschland, doch schlimm gekennzeichnet in jenen epistolis obscurorum virorum; mit ihm und seinen Anhängern gerieth P. in eine wissenschaftliche Fehde, die beiderseits mit großer Zähigkeit und steigender Erbitterung geführt wurde. (Dr. Muther hat in seinen Vorträgen „Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation“, S. 99 u. ff., unter dem Titel: „Ausgang des Petrus Ravennas“ den Verlauf und die Einzelheiten dieses höchst unerquicklichen Streites sehr ausführlich geschildert.)

Um Johannis 1507 erschien die zweite Ausgabe des Jus canonicum; aus ihr entnehmen wir 2 Streitfragen, welche zwischen P. und den Kölner Theologen zu Meinungsverschiedenheiten geführt hatten. Die erste Streitfrage betrifft die Natur des Zehenten. P. vertritt in Uebereinstimmung mit den Kanonisten und gegen die Ausführungen eines ungenannten Doctors der Theologie den Satz: daß die Zehenten nicht juris humani, sondern juris divini, sohin unverjährbar seien. Der zweiten Controverse lag der concrete Fall zu Grunde: daß die Herausgabe des Leichnams eines reuig am Galgen verstorbenen Verbrechers behufs kirchlichen Begräbnisses verlangt wurde. P. hatte die Antwort ertheilt, daß die Verweigerung dieses Verlangens gegen göttliches, menschliches und natürliches Recht verstoße und sowohl guter Sitte wie Anstand widerstreite! . . Gegen diesen Ausspruch richtete nun Hochstraten anfangs 1508 oder 1509 die Streitschrift: Justificatorium principum Alamaniae a Jacobo Hochstraten compilatum, dissolvens rationes P. Ravennatis (s. l. e. a.). Daneben veröffentlichte Gerhard von Zütphen, der freien Künste und der Theologie Professor, den „Tractatum de cadaveribus maleficorum morte punitorum ad considerationem Alamaniae Principum et aliorum Judicum.“ (Colon. 1508. 4°.)

Da P. und die Kölner Theologen übereinstimmend der papistischen Richtung huldigten und die erwähnten Controversen als theologische im strengeren Wortsinn nicht bezeichnet werden können, wird man kaum fehl gehen, wenn man die eigentliche Ursache des Zwistes zwischen P. und seinen kölnischen Widersachern auf ganz anderem Gebiete sucht. Zweifellos erregten die durchschlagenden Erfolge des welschen Gastes den Neid und die Scheelsucht der Einheimischen, zumal P., von Ueberhebung und Eitelkeit nicht frei, mit einem verletzenden Selbstgefühle aufzutreten pflegte. Auch Ordenseifersüchteleien mögen eine beachtenswerthe Rolle gespielt haben; wenigstens waren die Dominikaner sehr ungehalten, daß P. und seine Frau Lucretia Tertiarier geworden. Als die Tractate von Hochstraten und Gerhard erschienen, war P. gerade damit beschäftigt, einige „dicta notabilia“ zu seinem alphabetum aureum zusammenzustellen. Er benützte

diese Gelegenheit, in den dictis die zweite Streitfrage zu berühren und zu seinen Gunsten die schwerwiegende Ansicht des gefeierten Juristen Baldus de Ubaldis ins Treffen zu führen. Fast gleichzeitig trat er mit einer zweiten Schrift gegen Hochstraten auf, welche den Titel führt: „Valete cum perpetuo silentio ad clarissimum theologiae professorem magistrum Jacobum de Alta platea, ordinis predicatorum, Petri Ravennatis J. U. Doctoris de bassa platea etc.“; Petrus nennt sich hier im Wortspiele mit Hochstraten's latinisirtem Namen (de alta platea) „de bassa platea“ (von der niederen Straße, d. h. von geringer Herkunft), und vertheidigt seine allerdings derbe Kampfweise mit dem hochfahrenden Gegner durch die ironische Behauptung: er sei eben plump an Körper und Geist, müsse daher plump vorgehen, weil Plumpem Plumpes gezieme. Er wolle sich indeß bei des Gegners Albernheiten nicht länger aufhalten; er werde das von Hochstraten ausgegebene Büchlein nebst seiner Entgegnung in Italien drucken lassen, die italienischen Doctoren mögen dann über diese Umgereimtheiten urtheilen.

P. stand in der heißen Fehde nicht allein; er fand in Ortwin von Graes kräftige Unterstützung, welcher in der mehrgenannten Criticomastix (ad Petr. Ravennatem suae peregrinationis Criticomastix ist der volle Name der Abhandlung) für den Angegriffenen in die Schranken trat, dessen Wanderschaft rechtfertigte und in allerdings starker Uebertreibung die Leistungen und Verdienste des P. hervorhob. Ortwin's Verhalten bleibt jedoch ebenso räthselhaft als auffallend; denn während er 1508 jene, man darf sagen, begeisterte Schutzschrift veröffentlicht, finden wir ihn 1511 im Lager der Gegner des Petrus, da er der 1511 erschienenen dritten Ausgabe von Hochstraten's „Protectorium principum Alamaniae“ ein lobendes Distichon voraussetzte und dem Dominikaner Gerardus de Zutphania eine höchst floskelreiche Grabschrift widmete. — Ebenso räthselhaft und auffällig bleibt es, daß die bekannten epistolae obscurorum virorum, welche an zwei Stellen (Brief 20 und 50, Band II) des Ravennaten gedenken, und Ortwin als „poeta, orator et philosophus, nec non theologus et plus si vellet“ verhöhnen, von jenem Meinungswechsel keine Erwähnung thun, obwol er für den Verfasser der Briefe eine sehr brauchbare Waffe gegen den Magister gewesen wäre.

Die beständigen Nörgeleien und Angriffe von Seite der Dominikaner verleideten P. allmählich den Aufenthalt im „glücklichen, heiligen Köln, der berühmtesten Stadt Deutschlands“, und er rüstete sich zur Abreise nach der ersehnten Heimat. Am Sonntag Palmarum, den 16. April 1508, hielt er vor einer großen Menge in der Minoritenkirche seine Abschiedspredigt über den Tod und verließ unter heißen Thränen die Kanzel. Am Donnerstag nach Ostern (27. April) bestieg er ein Schiff und fuhr einstweilen nach Mainz; denn die sofortige Rückkehr ins Vaterland war unthunlich, weil an Po und Adda der Kriegslärm tobte und gerade das Paduanische Gebiet mit feindlichen Truppen überzogen war. In Mainz wurde dem Fremdling warmer Willkomm. Wenige Tage nach der Landung sprach er in zahlreicher Gelehrtenversammlung (welcher auch der päpstliche Legat vom heiligen Kreuze anwohnte), unvorbereitet über einige ihm angewiesene Stellen des Hebräerbriefes und die Gewalt eines Legaten a latere, worüber letzterer sich sehr beifällig äußerte. Die Universität übertrug ihm alsbald die lectura ordinaria in jure canonico und er las noch gegen Ende des Sommersemesters 1508, wie wir aus der Aufzeichnung eines seiner Zuhörer, Johannes Sorbillo, erfahren. Im Laufe des Sommers vollendete er sein zu Köln begonnenes „Compendium breve in materia consuetudinum feudorum etc.“ Die Widmung (praefatiuncula) an Kaiser Maximilian ist datirt aus Köln am 13. April 1508 und floß aus der Feder seines

Schülers, des Engländers Guilelmus Harisius, jur. utr. baccalaureus, den wir bereits in Köln kennen gelernt haben. — P. bezeichnet im Eingange dieses Werk ausdrücklich als sein letztes, da er nach vielen Mühen endlich zu ruhen wünsche. Indessen werde er nicht versäumen, dem Jacob Hochstraten zu antworten, der voll Hochmuth, Dreistigkeit und Eigendünkel, in großer Ignoranz über Rechtsmaterien geschrieben habe, obwol er zwischen den Clementinen und dem liber sextus kaum unterscheiden könne und niemals Hörer des Rechts gewesen sei!

Letzterer entgegnete auf das Büchlein „Valete cum perpetuo silentio etc." mit der „Scholastischen Vertheidigung der Fürsten Deutschlands darin, daß sie die Verbrecher unbeerdigt am Galgen lassen", wahrscheinlich nur ein etwas vermehrter Wiederabdruck des 1508 erschienenen Justificatorium Principum Alamaniae, das 1511 mit einem Lobgedichte Ortwin's in dritter Auflage erschien, nachdem Hochstraten mittlerweile zur wichtigen Stelle eines inquisitor haereticae pravitatis ernannt worden war.

Während also Hochstraten den Kampf fortsetzte, sucht man vergebens nach der von P. im comp. feudorum in Aussicht gestellten Entgegnungsschrift; er scheint durch den Tod daran verhindert worden zu sein. Nur eine sehr triftige Hinderungsursache konnte die Erfüllung der sehr bestimmt gegebenen Zusage vereiteln. — Da wir nach dem Sommer 1508 jede Spur unseres Gelehrten verlieren, ist mit Grund anzunehmen, daß er in der zweiten Hälfte dieses oder anfangs des nächsten Jahres das Zeitliche segnete. Wir haben über den Tod des P. keine unmittelbare Nachricht; von Belang ist ein Brief, den Reuchlin am 1. November 1518 an den Cardinal Achilles de Crassis richtete. Er spricht hierin von Hochstraten, der sich rühme, Petrus Ravennas aus Köln vertrieben zu haben, und schreibt dann wörtlich: „Der göttliche Petrus Ravennas ging durch dieses Ungeheuer von Menschen, Aschthrata I. R. VII (denn so wird auf Chaldäisch auch der Teufel genannt), unter — aus Kummer (prae maerore)".

P. hatte 1508 das 60. Lebensjahr überschritten und durch seine unstäte, aufregende Lebensweise einen guten Theil seiner Kräfte verbraucht, weßhalb ihn auch Ortwin als sehr gealtert und gebrechlich schildert. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß er ohnedieß durch Verdruß und Aerger über die beständigen Kämpfe vorzeitig aufgerieben wurde und aus Kummer über die erlittenen Kränkungen und böswilligen Angriffe starb. Wenn ihn Luther in seinen „Resolutiones de indulgentiis" unter die Zeugen der evangelischen Wahrheit setzt, welche um dieser willen von den Anhängern der römischen Curie mit Gewalt unterdrückt wurden, so hat schon Hugo in seinem civilistischen Cursus (VI, 183) das Irrthümliche dieser Behauptung dargethan, weil P. dem papistischen Systeme huldigte und der Fehde nicht theologische Meinungsverschiedenheiten, sondern ganz vorwiegend persönliche Gehässigkeiten zu Grunde lagen.

Trotz unstäten Wanderlebens war unser Gelehrter ein sehr fleißiger und fruchtbarer Schriftsteller. Er hinterließ achtzehn Werke, von denen das compendium juris canonici mehrere Theile umfaßt. Sein nun selten gewordenes Erstlingswerk ist die eigentlich aus vier Reden bestehende „Oratio pro patria ad illm̄um Principem Nicolaum Trunum Venetum Ducem", welche am 14. Februar 1472 von Nicolaus Jenson zu Venedig in Folio gedruckt wurde. Lange nach seinem Tode erschien die „Constitutio de statutis", zuerst 1574 in Königsberg, dann 10 Jahre später 1584 Fol. in Venedig. Die mehreren seiner Werke beigegebenen lateinischen Carmina zeugen von dichterischer Begabung und sicherer Beherrschung der Sprache. Prof. Dr. Muther hat als Anhang zu seinem oben erwähnten Vortrage: „Ausgang des Petrus Ravennas" (Seite 95—128, dann 370—395), sämmtliche Schriften desselben sorgfältig zusammengestellt, unter genauester An-

gabe der einzelnen Titel, des Inhaltes jeden Bandes und der verschiedenen Ausgaben.

Ueber die Periode in Italien die in Savigny's Gesch. des röm. Rs. im Mittelalter Bd. VII S. 253 Citierten, bes. Fabronius, Hist. acad. Pisanae T. I — u. G. Tiraboschi, Storia della letter. italiana VI. P. III, 544—55. — Ueber die Greifswalder Periode: Kosegarten, Gesch. d. Univers. Greifsw. &c. S. 154—162. — Ueber die Kölner und Mainzer Periode: Dr. Muther, Nr. III, „Ausgang des Petrus Ravennas", S. 95—128 u. 370—395 in dessen Vorträgen: Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben &c. — Ein vollständiges Lebensbild gibt F. W. Barthold, Gesch. v. Rügen u. Pommern, Thl. IV, Bd. II, S. 7—17 u. 51—63. Siehe auch A. Balthasar, Vitae J.Ctorum Gripisw. u. dessen handschriftl. Zusätze. Eisenhart.

Petrus: P. Theodori, Astronom, geb. (um die Mitte des XVI. Jahrhunderts?) in Emden, † am 1. September 1596 auf dem Schiffe (im indischen Ocean). P., der in dem Originalberichte über die von ihm ausgeführten Reisen den Namen Peter Dircksz Keyser führt, scheint früh in den niederländischen Seedienst getreten zu sein und den Unterricht des Amsterdamer Mathematikers Plancius genossen zu haben. Er befand sich auf der Flotte, welche die erste holländische Expedition nach Hinterindien brachte, und erfreute sich des Rufes eines besonders erfahrenen Piloten. Bei der Rückkehr der Escadre wurden die astronomischen Aufzeichnungen des Verstorbenen dem Plancius übergeben, der die darin enthaltenen astrognostischen Neuerungen holländischen Globenverfertigern (Hondius u. s. w.) mittheilte und es so bewirkte, daß auch der Deutsche Bayer von jenen für seine „Uranometria nova" Nutzen ziehen konnte. Bayer behielt ebenso wie Houtman und Caesius die Bezeichnungen des P. Th. bei, der mithin als der eigentliche Begründer der Astrognosie der Südhalbkugel gelten darf. Im ganzen hat er die Position von 121 Australsternen mit der in jener Zeit überhaupt erreichbaren Genauigkeit bestimmt.

Recueil de voyages qui ont servi à l'établissement de la compagnie des Indes Orientaux, 1. Band, Amsterdam 1717. — Olbers, Ueber die neueren Sternbilder, Schumachers Astronomisches Jahrbuch für 1840. S. 239 ff. Günther.

Petrus: Suffridus P. (Sjoerd Pietersz), friesischer Historiker, geb. am 15. Juni 1527 in Leeuwarden, studirte in Löwen, wurde 30 Jahre alt Professor der griechischen und lateinischen Sprache in Erfurt; 1562 Licentiat und Bibliothekar von Granvelle, wohnte später in Löwen, wo er Licentiat der Rechte wurde und dann das canonische Recht docirte, und starb nach mehrfachem Wohnwechsel in Köln, wo er vorher Professor des Griechischen gewesen war, als Canonicus der Apostelkirche am 23. Januar des Jahres 1597. P. war seiner Zeit ein angesehener Gelehrter, der eine gewaltige Zahl von litterarischen, juristischen und historischen Werken geschrieben hat. Aber ihm fehlte Kritik und noch mehr Liebe zur Wahrheit. Ihm namentlich verdanken die vielen tollen und sinnlosen Fabeln, welche die friesische Geschichte entstellen, ihre Verbreitung, denn er redete der berüchtigten Chronik des Andreas Cornelius das Wort und schrieb ein eigenes Werk „De Frisiorum antiquitate et origine libri tres," Colon. 1590, um allen Unsinn, welchen dieser aus seinen angeblichen Quellen hervorgebracht hatte, zu vertheidigen und die Echtheit jener Quellen zu beweisen. Ein Jahr später fügte er demselben noch ein Leben Friso's zu und beschäftigte sich noch kurz vor seinem Tode mit einer „Apologia pro antiquitate Frisiorum", gegen Ubbo Emmius, welche 1603 von Furmerius beendigt und herausgegeben wurde. Einen etwas besseren Dienst leistete er der Geschichte durch seine „De scriptoribus

Frisiae decades XVI et semis“, Col. 1593, in welchem Buche er zwar über alle die 40 angeblichen alten Historiker, aus welchen Cornelius u. s. w. ihre Fabeln hervorgezogen zu haben versicherten, wie wenn sie wirklich dagewesen wären, redet, doch über späteres hie und da einigen nützlichen Aufschluß gibt. Seine Fortsetzung von Beka und Heda und seine „Gesta Episcoporum Leovanensium“ sowie die Ausgabe der Chronik des Martinus Polonus und seine „De illustribus Ecclesiae scriptoribus auctores“ geben keine Veranlassung zu Klagen, wie seine Werke über friesische Geschichte, welche einem verdienstvollen Gelehrten den unauslöschlichen Makel der Fälschung und Lüge und der Verbreitung von Lügen und Fälschungen aufgedrückt haben. Jedoch verdient Eines dabei als Entlastung angeführt zu werden. P. glaubte alles was er schrieb, und vertheidigte auf ihm unwidersprechlich scheinenden Gründen die Fabeln der Autoren, die er vertheidigte. Er meinte gewiß ein Meisterstück der historischen Kritik geliefert zu haben, und was fast mehr sagen will, das haben auch seine Zeitgenossen gemeint; und noch in diesem Jahrhundert haben viele friesische namhafte Gelehrten, Sprach- und Geschichtsforscher sich nicht entschließen können, einem so gelehrten und kritisch verfahrenden Autor nicht wenigstens theilweise Glauben zu schenken. Das hat der Kampf um das Oera Linda Bok bewiesen.

Vgl. Bolhuis van Zeeburgh, Kritick der Friesche Geschiedsschrijving I. — de Wind, Bibliotheek van Nederlandsche Geschiedschrijvers. — Die Liste seiner Werke steht bei van der Aa. — J. H. D. Möhlmann, Kritik der friesischen Geschichtsschreibung u. s. w. Emden 1863, S. 38 ff.

P. L. Müller.

Petsch: Johann Friedrich P. ist der Dichter „eines schönen christlichen Liedes, von dem ehrwürdigen Herren, Doctor Martino Luther, und seiner Lehre“, das im J. 1546 bald nach Luther's Tode zu Wittenberg bei Georg Rhaw erschien. Der Dichter ist vermuthlich identisch mit dem Johann Friedrich Petzsch, den Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen am 14. December 1545 Luther und Melanchthon in einem Briefe an sie zur Anstellung in einem Kirchenamte empfahl; wir erfahren aus diesem Schreiben, daß P. früher vom Kurfürsten Unterstützung zu seinem Studium erhalten hatte, damals Magister war und sich um eine Anstellung oder weitere Beisteuer zu seiner Unterhaltung an den Kurfürsten gewandt hatte. Im Album der zu Wittenberg Immatriculirten kommt sein Name, wie es scheint, nicht vor; hingegen ist im April 1543 ein Georg Petsch aus Weimar inscribirt, der vielleicht ein Bruder des unsrigen ist. (Im J. 1539 ist Caspar Petzsche aus Klausenburg inscribirt).

Wackernagel, das deutsche Kirchenlied I, S. 423, No. 78. III, S. 975 No. 1159. — Burkhardt, Luthers Briefwechsel S. 485. — Foerstemann, album academiae Vitebergensis. p. 203b. (und 177a.).

l. u.

Petter: Anton P., Historienmaler, geb. am 2. April 1781 zu Wien als Glied einer Familie, welche eine Reihe hervorragender Künstler aufzuweisen hat, erhielt seine erste Ausbildung in seiner Vaterstadt, insbesondere durch den Custos der kaiserlichen Gallerie, Karl Ruß, mit dem ihn auch in der Folge ein gleiches Streben verband. Kaum 25 Jahre alt erhielt P. für sein großes Gemälde: „Der todte Aristides“ den Reichel'schen Kunstpreis zuerkannt. Seine weitere Ausbildung betrieb er in Italien, insbesondere in Rom und wurde 1814 zum Mitglied der Akademie der bildenden Künste ernannt. Die Akademieen zu Mailand und Venedig hatten P. zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. Als Erzherzog Johann von Oesterreich zu Anfang dieses Jahrhunderts der vaterländischen österreichischen Kunst seine besondere Aufmerksamkeit zuwendete, richtete er auch seine Aufmerk-

samkeit auf P., derselbe malte eine Reihe von Bildern für das Schloß Thernberg, in dem der Fürst weilte, sein großes Bild, die Begegnung der Brautleute Max I. und Maria von Burgund darstellend, welches auf der Ausstellung von 1816 besonderes Aufsehen erweckte, kaufte der Erzherzog und schenkte es der ständischen Bilder gallerie in Graz. Er war es auch, welcher den Maler aneiferte, Stoffe aus der Geschichte Oesterreichs zum Vorwurfe seiner Bilder zu wählen. So entstanden im J. 1822 das großartige Gemälde, welches den Triumphzug Maximilians I. in Gent darstellt, während dessen die Gemalin des Kaisers ihm den inzwischen geborenen Sohn Philipp entgegenbringt, im J. 1824 das Bild: Johanna von Aragonien mit ihren Kindern an der Leiche Philipps von Oesterreich, im J. 1828 einige Gemälde, welche Scenen aus Pyrkers Rudolphiade darstellten u. a. m. Das große Bild, welches Rudolf von Habsburg an der Leiche Ottokars darstellt, wurde von Blasius Höfel in Kupfer gestochen. P. wurde im J. 1820 Professor an der Akademie der bildenden Künste in Wien, an welchem Institute er 1828 zum Director ernannt wurde. Er starb am 14. Mai 1858 hochbetagt zu Wien.

P. gehörte durch seine Bilder der historischen Richtung der Kunst Oesterreichs an, und zwar ist er den Begründern dieser Kunstrichtung beizuzählen. Seine Compositionen zeigen allerdings noch die Steifheit und Härte jener Zeit, allein eine vortreffliche Technik und effectvolles Colorit weisen trotzdem in allen Bildern seine hervorragende Meisterschaft. Die Bilder: Der ermordete Meleager, Alcibiades, Phaedra, Lais und Aristipp, und andere beweisen des Künstlers tüchtige Studien auch auf dem Gebiete der Geschichte des classischen Alterthums. Mehrere seiner Gemälde entnehmen ihre Stoffe der biblischen und Heiligenhistorie, so: Hagar, König Saul bei der Hexe von Endor, eine Madonna, die heilige Familie. Von den großen historischen Compositionen sei noch des Bildes: Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aspern, gedacht. Eine große Zahl von Bildern, Porträts, Scenen aus Dichtungen, Altargemälde ꝛc. aus Petter's Pinsel zeigen den außerordentlichen Fleiß und die Gewandtheit des unermüdlichen Meisters, der in der Kunstgeschichte Oesterreichs sich einen bleibenden Namen errungen hat.

Wurzbach, Biogr. Lex. Bd. XXII. — Oesterreichische National-Encyclopädie. Bd. IV. S. 196 u. a. O. Schlossar.

Pettrich: Franz Johann Nepomuk P. (auch Petrich), Bildhauer, geb. am 29. August 1770 (laut Matrikel) zu Trebnitz in Böhmen (Leitmeritzer Kreis), † zu Dresden am 23. Januar 1844, war der Sohn eines ehrbaren und wegen seiner fachlichen Tüchtigkeit viel beschäftigten Tischlers, der es zugleich verstand sich im „Jungen" einen brauchbaren Gehilfen für die erforderlichen Schnitzarbeiten heranzubilden. Mit dieser Lehrzeit ist außerdem eine Tradition verknüpft, welche darauf hinweist, daß sich bei P. schon frühe der ureigne Trieb für bildnerische Gestaltung äußerte. Gehalten, die zum Hausstande gehörigen Kühe und Ziegen beim Grasen zu überwachen, vertrieb er sich dabei am liebsten die Zeit, seine Schützlinge auf mitgenommenen Brettchen zu porträtiren. Diese vielseitig bemerkte Talentäußerung führte endlich auch dazu, daß der Vater von seiner Vorherbestimmung abließ und den Sohn einem Leitmeritzer Steinmetz Namens Wiküp in die Lehre gab, wo dieser bis ins 17. Jahr verblieb, um hiernach als „freigesprochener Geselle" behufs weiterer Ausbildung die Wanderzeit antreten zu können. Sein Weg führte ihn zunächst nach Prag, dort zu einem zwar untergeordneten Bildhauer Namens Molinsky, der jedoch rechtschaffen genug war, dem begabten und strebsamen Jünglinge behilflich zu sein für den Uebertritt an eine angemessenere Bildungsstätte. P. wanderte in Folge davon 1789 nach Dresden, suchte hier Aufnahme in der Akademie, vervollkommnete sich unter Casanova im Zeichnen und Modelliren, gewann namentlich durch seine Fertigkeit in letzterem die Zuneigung des Hofbildhauers Dorsch, der ihn bereitwillig

in seine Werkstätte aufnahm und bei seinen eben im Zuge befindlichen Ausführungen für den Zwingerbau mitbeschäftigte. — Die hierbei an den Tag gelegte Leistungsfähigkeit wirkte denn auch entscheidend für die nächste Zukunft Pettrich's. Aufträge für selbstständig auszuführende Werke erfolgten, eine eigene Werkstätte konnte eingerichtet werden, und was er kaum noch ahnte, vollzog sich nach kurzer Wirksamkeit: König Friedrich August I. ernannte ihn 1795 zum Hofbildhauer. — Fast zu viel des Glücks! durfte er sagen, denn sein Planen war mittlerweile ein anderes. Nicht binden wollte er sich so frühe an die Scholle, sondern vorerst seine Reiseprüfung in Italien bestehen. — In aller Offenheit diese Absicht dem huldvollen Monarchen vortragend, und auf Verneinung gefaßt, überraschte ihn derselbe mit der vollen Zustimmung, überdies mit der vollen Zusicherung jeder erforderlichen Beihilfe. Vollkommen beruhigt vermochte also P. 1801 die Reise nach Italien anzutreten. — Bekannt wurde von dort, daß er sich dem gleichjährigen Thorwaldsen anschloß und vereint mit diesem unter Canovas Leitung Meisterschaft in der Behandlung des Marmors zu erlangen suchte. Inzwischen auch intim geworden mit Asmus Carstens, der jene neue Kunstrichtung, die ihre Ausläufer fand in Wächter, Schick, Koch, Overbeck, Cornelius ꝛc. ꝛc., anregte, hatte sich P. in das jener Zeit vom frischfröhlichsten künstlerischen Schaffen belebte Rom derart fest eingesponnen, daß ein Jahrzehnt darüber hinging, bevor er an die Rückkehr nach Dresden dachte. Die Gemahnung daran war freilich eine äußerst rauhe — von der Deutschland schwer heimsuchenden Kriegsfurie ausgehende. In die allgemeine Bewegung zur Vaterlandsvertheidigung mit einbezogen, bedurfte es dann auch für ihn zur Wiederaufnahme künstlerischer Thätigkeit des Pariser Friedensschlusses, nach welchem infolge der Neugestaltung der Kunstakademie, P. mit Decret vom 6. December 1815, an Stelle des † Dorsch, in die Professur für Bildhauerei einberufen wurde. Wirksam in dieser bis zu seinem Ableben, nützte er zugleich die ihm beschiedene, selten glückliche Lebensstellung mit dem Hervorbringen einer äußerst stattlichen Reihe von Werken aus. Bedauerlich, daß nirgends ein vollständiges Verzeichniß seiner Schaffensfrüchte vorfindlich. Erst durch Zufall wurde mir eine Anzahl anderweitig nicht verzeichneter bekannt. So in den deutschböhmischen Grenzstädten Rumburg und Schönlinde. Besonders vielfach beauftragte ihn letztere Stadt. Außer einem lebensgroßen Crucifixus mit anbetenden Engeln zu Seiten (in Metallguß) aus dem J. 1818, auf der Plattform der Kirchenstiege angebracht, enthält der alte, die Stadtkirche umgebende Friedhof noch sechs, durch künstlerischen Werth hervorragende Grabdenkmale. Das bedeutendste ist jenes der Frau Römisch, die ideale Gestalt der Verblichenen auf einem Sarkophag ruhend, hält mütterlicher Innigkeit das Abbild ihres — an dieser Stelle mitbegrabenen — Töchterleins umschlungen. Die übrigen vertheilen sich auf die Grabstätten der Marianne May, Apollonia Michel, Toni Rößler, der Handelsleute Zacharias Kögler und Adalbert Wünsche. — Die Stadtkirche zu Rumburg besitzt wieder ein interessantes, höchst originell componirtes Taufbecken. Dasselbe gelangte laut des Kirchen-Memoriale am Charsamstage des J. 1822 das erste Mal in Brauch, und ist damit auf seine Entstehungszeit hingewiesen, die übrigens noch durch ein vorliegendes Dresdener „Artistisches Notizenblatt“ Nr. 20, vom 31. October 1822 (Herausgegeben: C. A. Böttiger) erhärtet wird. Der Genannte verbreitet sich im Hauptartikel: „Prof. Pettrichs Taufstein“ vornehmlich über die Conception desselben, und sagt u. A. „Nicht die Dreifußgestalt als Gestelle des Taufbeckens ist es, welche als sinn- und bedeutungsvoll in dieser Form gelobt zu werden verdient . . . das Geistreiche ist die beziehungsvolle Anwendung des uralten Orakeldrachen auf das christliche Dogma der Erbsünde, welcher die Weihe des Kindes durch das Sacrament der Taufe entgegentritt“. In Anwendung gebracht ist

nämlich die am Mittelstück zwischen dem Dreifuß sich nach abwärts ringelnde Paradiesesschlange, gekennzeichnet durch den im Rachen gehaltenen Apfel. Den Abschluß der Füße nach Oben bilden anstatt der antiken Bukranien, geflügelte Engelsköpfchen mit dem Kreuzeszeichen an der Büste — entsprechend dem am Beckenkreise angebrachten Texte: „Im Namen des Vaters, des Sohnes rc.“ Der ursprünglich mit Akanthus gezierte Deckel erfuhr später eine Aenderung durch einen Aufsatz mit der trefflich in Holz geschnitzten und vergoldeten Darstellung der Taufe Christi. Dreifuß und Becken sind bronzirt. — Dresden selbst besitzt am Neustädter Begräbnißplatze das schöne Monument des Generals Christiani; am katholischen Friedhofe die Denkmale für den Kriegsminister Zinzendorf und für den Akademiedirector Casanova. Von seiner Hand ist ferner das als kolossales Relief ausgeführte, wettrennende Zweigespann an der neuen Dresdener Reitschule. Bekannte und gewürdigte Werke von ihm sind noch „Die von der Gottheit geschützte Gerechtigkeit“; „Theseus findet Schwert und Schuhe seines Vaters“; „Der Selbstmord des Pyramos und der Thisbe“. Ein Christus am Kreuze von besonders schöner Ausführung in der Friedhofskapelle zu Trebnitz. Besonderes Aufsehen durch Naturwahrheit erregte die naturgroße Statue „Eine Fischerin“ benannt; durch geniale Conception wieder das Hochrelief „Um einen Candelaber tanzende Kinder“. — Bedeutend war auch sein, jetzt in verschiedene Sammlungen zerstreuter Nachlaß an Modellen aller Formen sowie an Zeichnungen. — Von P. sind, wie mir jüngst mitgetheilt wurde, auch die Entwürfe für den Hauptaltar in Schönlinde, und für drei Altäre und die Kanzel in Hainsbach, (Leitmeritzer Bezirk). Zugleich liegt eine Angabe vor von mehreren für Schlesien ausgeführten Grabdenkmalen. — Die in und nach Italien geschaffenen Werke Pettrich's erweisen durchweg jene Wesensläuterung, die fast an allen Künstlern wahrnehmbar wird, welche in Verband traten zu den Leitern der neuromantischen Bewegung, die während der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts — eben von Rom aus — über München nach Deutschland ihren Zug nahm. Für Dresden war P. als Plastiker jedenfalls der erste und würdigste Repräsentant dieser den Mengs'schen Eklekticismus aus dem Felde schlagenden Kunstreform. Hervorragende Schüler von ihm waren sein Sohn Ferdinand, und Christian Gottlieb Kühn. P., in erster Ehe vermählt mit Karoline Dittrich aus Bautzen, in zweiter mit Juliane Gottschall aus Dresden, besaß von ersterer zwei Töchter und einen Sohn; von der anderen eine Tochter. Die älteste Tochter wurde Gemahlin des 1843 † Dresdener Bildhauers Christoph Neuhäuser. Von Vogel von Vogelstein existirt ein Bildniß Pettrich's aus dem J. 1813.

Meusels Künstlerlex. — Nagler, neues allg. Künstlerlex. — Müller-Klunzinger, Künstlerlex. — Dlabacz, Allg. hist. K. Lex. — Eigene Forschungen.

Ferdinand P., Bildhauer, Sohn des Vorigen, geb. zu Dresden 1798, † zu Rom 1872, ging aus der Vorschule des Vaters, und nach Absolvirung des Lyceums, 1816 an die Kunstakademie über, von wo er unter besonderer Begünstigung, 1819, in die Gefolgschaft des Königs Anton von Sachsen für dessen Reise nach Italien aufgenommen wurde. Des Weiteren, bis 1835 in Rom Schüler Thorwaldsens, folgte er noch in diesem Jahre einem Rufe nach Washington behufs einer dort neuzuerrichtenden Kunstschule. Sein erfolgreiches Wirken, wie sein allgemeine Bewunderung findendes, künstlerisches Schaffen erregten indes den Neid und die Rachsucht der einheimischen Bildhauer, die schließlich nichts Geringeres wie seine gewaltsame Beseitigung planten. Rechtzeitig davon unterrichtet, entfloh P. nach Brasilien, wo sich ihm unerwartet ein neues Feld für fruchtbare Thätigkeit erschloß. Denn er fand in Rio de Janeiro nicht allein die gastlichste Aufnahme, sondern zur Werthschätzung als Künstler auch die einer solchen entsprechenden Aufträge. Besten Beweis, mit welchem

Behagen er jetzt zugleich Nebenziele verfolgen konnte, geben die zu einer Sammlung angewachsenen Nachbildungen indianischer Charakterköpfe, die ihn denn auch, als er sich seiner gefährdeten Gesundheit wegen, 1865, zur Rückkehr nach Rom bemüßigt fühlte, für den Rest seines Lebens sorglos stellte, und zwar dadurch, daß die Sammlung gegen eine Leibrente von der päpstlichen Regierung erworben wurde. Von den anderen überseeischen Werken Pettrich's ist keine nähere Kunde zu uns gelangt, bekannt sind blos mehrere, während des ersten Aufenthalts in Rom ausgeführte Gebilde, so das „Mädchen mit der Angelruthe", die beiden Reliefs „Tag" und „Nacht", (1823): „Belisar", „Christus", „Todesengel" (1828). — In die nächste Folgezeit datirt seine Mitarbeit an dem, rings die ganze Wand umziehenden Marmorfries in der Walhalla (bei Regensburg), nach den Entwürfen von Mart. Wagner. — Ein besonders interessantes Werk des Künstlers, datirt Rom 1826, besitzt die Stadtkirche in Schönlinde als Epitaphium des verstorbenen Stadtdechants Jos. Ludw. Hübner — in Gestalt des auf dem Kreuze schlummernden Jesukindes, wunderschön ausgeführt in carrarischem Marmor. — Die Werke Pettrich's kennzeichnet überhaupt Anmuth der Form und edler, von Naturwahrheit durchdrungener Stil.

Müller-Klunzinger, N. K. Lex. — Meyer, Conv.-Lex. — Eigene Forschungen.

Rud. Müller.

Pettschacher: Benedict P., Benedictiner, † am 25. März 1701 in der Abtei St. Lambrecht in Steiermark, wo er am 8. August 1654 die Gelübde abgelegt hatte. Nachdem er einige Zeit in der Abtei Admont Philosophie gelehrt hatte, wurde er 1666 Doctor und Professor der Theologie zu Salzburg; 1673—81 war er Rector der dortigen Benedictineruniversität, zuletzt Prior in St. Lambrecht. Er veröffentlichte unter anderem: „Tractatus de incarnatione", 1673; „Tractatus de sacramentis", 1675; „Tractatus speculativo-practicus de restitutione," 1676; „Opusculum de jure in communi et in specie", 1677. Im Auftrage der Salzburger Universität ordnete und vervollständigte der Benedictiner Odo Guetrath die gedruckten und ungedruckten Tractate von P. zu einer „Theologia universa speculativo-practica", welche 1743 zu Salzburg in drei Foliobänden erschien.

Historia Universitatis Salisburg., p. 304. — Bibliothèque des écrivains de l'Ordre de S. Benoit II, 379. — Hurter, Nomenclator II, 617.

Reusch.

Petzek: Joseph Anton v. P., Jurist, geb. 1745 zu Trautenau, † am 19. Juli 1804 zu Wien. Er machte seine Studien zu Olmütz und Prag und wurde 1778 Professor des Kirchenrechts zu Freiburg im Breisgau, las dort auch zehn Jahre österreichisches Privatrecht und war 15 Jahre Büchercensor, wurde 1791 auch Appellationsgerichtsrath. Als 1799 die Franzosen einrückten, verließ er Freiburg und wurde dann 1800 als Professor in Wien angestellt und geadelt. Er veröffentlichte 1781 „Synopsis jurium communium ad titulos in alphabeti ordinem redactos accommodata", 1783 eine Dissertation „De potestate ecclesiae in statuendis matrimonii impedimentis" und 1787 eine Vertheidigung derselben („Vindiciae dissertationis" etc.), 1788 eine kleine „Untersuchung, ob der Kirchenablaß eine Nachlassung der göttlichen Strafen sei", später „Grundsätze des vorderösterreichischen Privatrechts", 3 Bände 1792—94, „Systematisch-chronologische Ordnung aller Gesetze und Verordnungen für die vorderösterreichischen Lande", 5 Bände, 1794—97, auch einen „Katalog der 1783—94 in Oesterreich verbotenen Bücher" (1794).

E. Klüpfel, Necrologium, p. 292. — Wurzbach, Lexikon 22, 150.

Reusch.

Petzl: Joseph P., Historien- und Genremaler, wurde als Sohn eines königl. Geometers an der Steuerkataster-Commission am 23. December 1803 zu München geboren, besuchte bis zu seinem 18. Jahre das Gymnasium und trat dann unter Johann Peter von Langer in die Akademie, um sich der Historienmalerei zu widmen. Aus dieser Zeit stammt ein Altarbild zu Haching und die Riesenfigur eines Heiligen am Kirchthurme zu Trudering. Nebenbei machte P. fleißige Abstecher nach den altbaierischen Bergen und nach Tirol, wo er das Volksleben studirte; er war einer der ersten, welche die häuslichen Scenen, ländlichen Aufzüge, Feste, Schützenbilder malte, und das Hochgebirge mit seiner Großartigkeit, die Freuden des sennigen Volkes bei Zitherspiel und Almenliedern, aber auch die Fährlichkeiten der Jagd und die Schrecken der Wilderei zur Darstellung brachte. P. zog mit den Augen eines Culturhistorikers durch die Berge und bannte durch seine farbige Kunst das damalige Leben unmittelbar in seine kleinen, bald vielbegehrten Bilder. So waren die „Dorfgeschichten“ schon längst erfunden und gemalt, ehe die Dichter an solche Stoffe dachten; die anregende Wirkung der Malerei auf die Poesie ist in diesem Falle sogar litterär-historisch nachzuweisen. Merkwürdiger Weise schlug P. einen ganz anderen Weg ein als die meisten seiner Zeitgenossen; während diese damals aus allen Gegenden nach München drängten, wendete er gerade der alten Isarstadt und dem daselbst neu anhebenden Kunstleben den Rücken und wanderte ganz allein, nach damaliger Sitte mit dem Ränzel auf dem Rücken, nach Böhmen, Sachsen und Norddeutschland, aus Drang zu lernen und die Welt zu sehen. Längere Zeit weilte P. zu Berlin, wo er 1827 bei Professor Karl Begas einige Sensationsbilder malte: Gemsenjäger, Tiroler-Landesvertheidiger und griechische Palikaren — letztere natürlich noch ohne dergleichen gesehen zu haben, gleichsam instinctiv für seine spätere Thätigkeit, wahrscheinlich durch Wilhelm Müller's „Griechenlieder“ angeregt und begeistert. Nachdem P. beinahe ein Jahr lang auch zu Dresden geweilt, daselbst namentlich in der Gallerie studirt und zu seinem Weiterkommen neue Bilder gemalt hatte, zog er über Hannover nach Schleswig, blieb längere Zeit in Kopenhagen, wagte auch einen Ausflug nach Schweden und kehrte dann über Hamburg und Düsseldorf, überall malend und mit den besten Namen in persönliche Fühlung tretend, nach München zurück (1831). Hier malte er zwei große Bilder: eine „Auction“ (im Besitze des Fürsten von Thurn und Taxis zu Regensburg), wozu die „Testamentseröffnung“ von David Wilkie sichtlich den Impuls gegeben hatte, und als Nachklang seines Aufenthaltes in Norddeutschland, das wol componirte, gleichfalls figurenreiche Genrestück: „Ein Willkommen an der preußischen Grenze zur Zeit der Cholera“ (lithographirt von R. Leiter), ein köstliches, höchst charakteristisches Bild. Die Contumaz hat in der mit Cholera-Affiche behangenen Wirthsstube die verschiedensten Leute zusammengebracht; im Bewußtsein seiner Autorität sitzt mitten im breitesten Raume der Wirth, in Hemdärmeln, den Schurz und die Rasirserviette vor, beschienen von dem hellen, durch das Fenster einfallenden Sonnenlichte. Der Barbier, der hinter ihm steht, ein Kraftgenie und bei der drohenden Gefahr die wichtigste Person im Orte, weiß schon im voraus alles Bedenkliche, was der alte Dorfschulmeister eben aus den Zeitungen vorliest und verschüttet das Seifenwasser, indem er sich mit prophetischer Selbstgenügsamkeit zu dem erschrockenen Nachbar wendet. Im Hintergrunde zeichnen Studenten und Künstler die Route nach Berlin auf den Tisch; einige Gensdarmen fordern die Gesundheitspässe von polnischen Juden und Handwerksburschen; ein Seemann im Vordergrunde labt sich an Wein und Schinken, hinter ihm stehen einige Flaschen mit Cholera-Präservativen. Die Frau und Kinder des Wirthes und der unvermeidliche Hausknecht

bewegen sich ziemlich gleichgültig zwischen allen diesen Personen und der Hausspitz holt in aller Stille dem lesenden Schulmeister sein Brod aus der Tasche. Diese heitere Scene wurde das Vorbild einer ganzen Classe von Bildern, welche bald bei Donnerwettern in den Alpen, bald in Eisenbahn-Wärtesälen u. dgl. spielen. Besonders meisterhaft war die Sonnenbeleuchtung sammt dem Schatten des Fensterkreuzstockes, der mit dem davor hängenden luftschwanken Laubwerke auf den drei mittleren Figuren zittert. — Nach Vollendung dieses mit außerordentlichem Fleiße durchgeführten Bildes ging P. im Herbste 1832 nach Italien. Schon hatte er sich für längere Zeit zu Rom eingerichtet und Studien zu malen begonnen, als sich die verlockende Gelegenheit bot, im Gefolge des König Otto nach Griechenland zu reisen und nach dem damaligen Sprachgebrauch „das zur vollen Freiheit erwachte Leben eines edlen Volkes in den ersten Freudentagen zu schauen“. Gleichzeitig mit Peter Heß, Ernst von Lasaulx und vielen Anderen fuhr P. von Neapel über das Meer und war am 30. Januar 1833 ein Zeuge der Landung und des Einzuges zu Nauplia. Land und Leute packten ihn und rissen ihn hin zu Darstellungen, welche damals ein höchst dankbares Publicum fanden und uns heute noch eine fast unbegreifbare Zeit vor Augen führen. Gleich in den ersten Wochen begann P. ein Bild mit „griechischen Häuptlingen, die sich im Divan zu Nauplia die Proclamation ihres neuen Königs vorlesen lassen“. Alle Köpfe waren Portraits und mit gelungenster Charakteristik wiedergegeben. Den Mittelpunkt bildet der greise Nottis Bozzaris, ihm zunächst steht ein schöner blonder Jüngling; die anderen ihre Pfeifen rauchend hören aufmerksam zu. Der Ort der Versammlung ist das alte Café; Wasserpfeifen stehen auf dem Gesimse, Koransprüche an den Fenstern. Alles, selbst das kleinste Beiwerk, war mit größtem Fleiße gemalt; bei vollem Farbenreichthum waltete die schönste Harmonie. Das Bild (im Besitz des Herrn Jänisch zu Hamburg) kam noch im Laufe des Jahres 1833 nach München und erregte dann 1834 auf den Kunstausstellungen in Berlin, Hannover u. s. w. und zuletzt noch 1858 auf der großen historischen Kunstausstellung zu München, das verdiente Interesse. Der vielgefeierte Realismus war schon längst da, ehe die Neuzeit also lärmend seiner gewahr wurde, d. h. mit anderen Worten, die sogenannten „alten Herren“ verstanden sich schon früher darauf, machten aber unter sich kein so großes Halloh darüber, verfeindeten sich noch nicht auf Tod und Leben, hielten sich hübsch einträchtig in dem Rahmen der Kunst und überließen es den Epigonen, die Knochen des grassen Naturalismus in consequenter Weise zu benagen. — Weitere Fahrten unternahm P. nach Lakonien, Attika und Euböa, durch die Maina, Arkadien und nach den Cycladen, über Patmos und Ipsara zum Beiramsfeste nach Constantinopel; obwohl er eilig reiste, hielt er doch vieles in sehr sauberen Zeichnungen fest. So brachte P. im Herbste 1834 einen Reichthum von Skizzen zurück, welche er alsbald künstlerisch verarbeitete und damit das Publicum an seinen Namen fesselte. Im bunten Wechsel schuf P. bald Scenen aus dem griechischen, bald aus dem türkischen Leben. Es folgte das „griechische Frauenfest“, dann die ihres Bräutigams harrende Griechin (Kunstblatt 1834, S. 19, im Besitze der Fürstin Gagarin in St. Petersburg und später wiederholt für die Fürstin Radziwill ebendaselbst), ferner die „schachspielenden Türken“ und „Türken unter einem Zelt“ (1835). Eine Gruppe attischer Frauen am Denkmal des Lysikrates beim Einzug des Königs Otto, „gefangene Griechinnen vor einem Pascha“ u. s. w. Das Jahr 1838 brachte eine italienische Volksscene: die „Unterzeichnung eines Heirathscontractes“. Andere kleinere Darstellungen waren wieder dem deutschen oder ungarischen Volksleben entnommen, zu letzteren zählte eine „ungarische Hochzeit“, zu ersteren ein „tyroler Landesvertheidiger“, ein „Gebirgsschütz“, „Passeyerer Bauern auf

der Wacht", „flüchtende Tyroler" (lithogr. von Zimmermann), der „Invalide" (lithogr. von Hohe), dann das figurenreiche Genrebild: „wie ein Forstmeister seine entführte Tochter bei einer Schauspielertruppe wiederfindet" (1837 und 1841) und ein großes Genrebild: „wie ein Sklavenhändler einem Pascha drei Mädchen vorführt" (Rosenstein bei Stuttgart). Seit 1837 glücklich verheirathet hatte sich P. zu München behaglich festgesetzt und arbeitete mit Lust und Liebe, wobei ihm die heitere Laune gerne die Hand leitete, und sein schalkhaftes scharfsinniges Auge immer neue Stoffe entdeckte. Außer mehreren Abstechern nach Südtirol, wo er viele Interieurs als Studien zu künftigen, leider nie ausgeführten Bildern malte, nahm P. 1844 einen fast halbjährigen Aufenthalt in Venedig, wobei durch weitere Oelskizzen und Zeichnungen die Menge seiner noch zur Ausführung bestimmten Projecte erheblich vermehrt wurde. Besondere Aufmerksamkeit widmete er dann der von Düsseldorf ausgehenden Dichtung und der neuanhebenden belgischen Malerei. Indem er die Vorzüge dieser Schulen sich anzueignen trachtete, da sie seiner längst angestrebten Empfindung nach möglichst coloristischer Wirkung entsprachen, hatte er kein Genüge mehr an seiner Arbeit. Während er die verschiedenartigsten Stoffe aufnahm, z. B. die beiden Leonoren, den Gang zu einer Kindtaufe, Einkleidung einer Novize (gestochen von Raab), Beichte einer Römerin, ein großes Schützenfest (lithogr. von Borum), stellte er doch die meisten Werke unvollendet bei Seite und schliff mit dem Bimsstein unbarmherzig über die auf das Feinste empfundenen Stellen; unbefriedigt und unzufrieden mit sich und seinen Schöpfungen, setzte er die meisten seiner Bilder zurück bis auf weitere Ordre, welche nimmer kam. Es war kein Stillestehen, sondern ein fortwährendes Weiterstreben, seine Farbe verfeinerte sich, aber die Unlust, nichts mehr zu vollenden, oder die Eigenheit das Vollendete wieder zu zerstören, gewannen nur zu häufig die Oberhand. Darüber wurde P. jedoch kein Kopfhänger und Melancholiker, sondern blieb der launigste Humorist und Becherschwenker, der beste Freund der „Fliegenden Blätter" und die Seele aller früheren, weltbekannt und sprichwörtlich gewordenen Münchener Künstlerfeste, deren Inscenirung P. mit einer fast leidenschaftlichen Genialität, mit dem Opfer seiner besten Zeit und Kräfte betrieb, so daß heute noch die Tradition davon zu berichten weiß. Dazu gehörte jenes „Wallenstein-Lager", das große „Dürerfest" (1840), die zierlichen Narren- und Maskenscherze, die Mai-Aufzüge, „Barbarossa's Erwachen" (1848) u. s. w. — Am 2. October 1864 lähmte ein Schlaganfall die eine Seite des Körpers und die liebevollste Pflege schien Hoffnung auf Besserung zu geben, P. erholte sich noch soweit, daß es ihm noch einmal gelang, die Runde zu machen bei allen seinen Freunden und Genossen, die ihn einmüthig liebten und ehrten, gleichviel welcher Richtung der Kunst sie angehörten. Aber die bleierne Hand der Lähmung griff weiter in sein Gedächtniß, es war ein langsames trauriges Erlöschen, bis er am 24. April 1871 völlig entschlummerte. P. war in seinen Bildern immer geistreich und genial, anmuthig und zart, ernst und launig, stets streng in Form und Zeichnung, ohne je kleinlich und knuffig zu werden, damit verband er ein anfänglich etwas hartes, bald aber glänzendes Colorit, welches trotzdem nie bunt und schreiend wurde.

Vgl. A. Lewald, Panorama von München 1835. II, 45. — Raczynski, 1836. I, 357. — Nagler, 1841. XI, 197. — V. Müller, Handbuch von München. 1845. S. 164. — Beil. 118 Allgemeine Zeitung vom 28. April 1871. S. 294. — Wochenbericht der Europa 1871. S. 294. — Gottschall, Unsere Zeit. 1871. VII. B. 430. — Münchener Kunstvereins-Bericht für 1872. S. 67.
Hyac. Holland.

Petzmayer: Johann P., Zithervirtuos und Componist, geb. 18. Januar 1803 zu Zistersdorf, von wo sein Vater nach Wien übersiedelte und in Neu-Lerchenfeld

eine Wirthschaft betrieb. Das Haus war mit einem „heiligen Johannes“ bemalt und hieß deshalb kurzweg auf Wienerisch-Hochdeutsch „zum Heiling Jean“. Der Junge, gleichfalls Jean gerufen, sollte das Geschäft weiter führen; er spielte vorerst aus eigenem Ingenium die Violine, bis er, sechzehnjährig, zufällig eine Zither unter die Hände bekam. Ihre Behandlung lernte er schnell und phantasirte darauf ohne Noten, bloß nach dem Gehör und was ihm das Herz eingab. Das wurde bald ruchbar und das Haus die Stätte gemüthlicher, frohsinniger Heiterkeit. Das längst in Altbaiern, Tirol und insbesondere in der Steiermark heimathberechtigte Instrument der Alpenzither war damals noch ein doppelt geschweifter länglicher Schallkasten mit hohen Seitenwänden (Zargen) und einem mit drei Stahlsaiten bespannten Griffbrett; hier spielte man, mittelst eines eigenen an den Daumen der rechten Hand befestigten „Schlagringes“, die von den Fingern der Linken executirte Melodie, während die übrigen vier Finger der Rechten die zur Begleitung und Harmonie dienenden nächstgereihten 10 bis 12 Saiten bearbeiteten und weckten. Letztere waren, etwa bis zur siebenten, Darmsaiten, die übrigen übersponnen, denen zur Octave des Basses eine Messingsaite beilief. Der schrille, durch die Bergeinsamkeit weithin schallende Ton machte das höchst primitive Instrument zum charakteristischen Lieblinge der Alpenbewohner, welche mit ihren schwerfälligen Händen doch äußerst subtil und wunderbarlich darauf zu fingern wissen. P., die Vorzüge und Fehler dieses Instrumentes erkennend, trug seine Wünsche und Erfahrungen dem Instrumentenbauer Kindl, einem Meister seines Faches, vor und beide schufen nun die siebenzehnsaitige Zither, welche niedere Seitenwände (Zargen) erhielt, nur einseitig geschweift war und die Verdoppelung des Basses durch Messingsaiten verlor, dafür aber an musikalischer Stimmung gewann. Ferner erfand P. die von ihm benannte „Streichzither“, ein ganz einfaches, kaum halbmeterlanges Instrument, mit einem herzförmig gestalteten Schallkörper, dessen oberer und unterer Boden (ersterer mit runden offenen Schalllöchern versehen) flach ist; in der Mitte läuft das Griffbrett mit drei Stahlsaiten, welche wie die drei obersten einer Violine gestimmt werden. Auf dem unteren Schallboden sind drei kurze Füße angebracht, worauf das kleine Instrument zur Verstärkung des Tones hohl auf den Tisch gesetzt wird. Mit einem gewöhnlichen Bogen gestrichen, kam ein so zarter, lieblicher und doch umfangreicher, zu einer überraschenden Stärke anschwellender und ebenso leicht wieder verklingender Ton, welcher, zumal mit gedämpftem Geigenquintett begleitet, eine keinem anderen Instrumente genau zu vergleichende Wirkung übte. Mit einer alle Zuhörer erstaunenden Fertigkeit zauberte P. lang-ausgehaltene Töne hervor, daß man unwillkürlich dachte, so müsse der Schwert-Fiedelbogenstrich des aus dem Nibelungenliede bekannten ritterlichen Spielmannes Volker gelautet haben; dann zwitscherten minnesingerliche Weisen mit bebenden Schwingungen, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt — das ganze Hangen und Bangen einer liebenden Seele mit wechselndem Crescendo und Descrescendo, bis zum selig gelispelten Hauch des zartesten Geständnisses. Hatte er hier alle Gefühle in Aufruhr und wieder zur Ruhe gebracht, so griff er zur Schlagzither und spielte herzerfreuende Ländler und heißpulsirende Walzer, wie sie nur das echte Wiener-Blut zu erfinden vermag mit dem neckischen Ernst, der schmachtenden Schalkheit und der sprühenden Gluth des wahren Volksthums. Der Ruf dieser unerhörten Erscheinung lockte eine Anzahl von Gästen nach dem Hause des „Heiling-Jean“, dessen Firma alsbald dem neuentdeckten Virtuosen beigelegt wurde, welcher diesen Zusatz der Hausmarke zu seinem Familiennamen wirklich eine Zeit lang annahm und auf seinen Kunstreisen als „Johann Petzmayer, genannt Heiling Jean“, nach einer übrigens auch im Mittelalter üblichen Sitte, führte. Bald lud der Musik liebende Adel den jungen Virtuosen in seine Salons; von da führte der Weg,

nachdem P. schon 1826 bei allen Erzherzogen und ihren Familien sich hatte hören lassen, 1827 in die Appartements des Kaisers Franz. Nun wagte sich der Maestro auch auf Kunstreisen: 1828 nach Graz und Pest, wo er 1830 mit seinen ungarischen National-Melodien und -Tänzen die stolze Aristokratie zu phrenetischem Enthusiasmus hinriß, dann nach Linz (1831), Brünn (1833) und Krakau, von wo aus der „neue Arion“ seinen Virtuosen-Triumphzug über Breslau nach Berlin und durch ganz Norddeutschland ausdehnte. Anfänglich stutzte das Publicum über das bisher nicht salonfähige Instrument, brach aber alsbald in Jubel aus, welcher an der Spree und Elbe dem magyarischen Beifall die Spitze bot. Nachdem P. im Berliner „Opernhaus“ seine Lorbeern gesammelt hatte, wurde er am 4. Februar 1834 in das „Palais der Prinzessinnen“ befohlen, wo in Gegenwart des Königs Friedrich Wilhelm III. und des ganzen Hofes die Schwestern Therese und Fanny Elßler oberösterreichische Ländler und National-Tänze aufführten zum Zitherspiele Petzmayer's, welcher sich, wie auf dieser ganzen Kunstreise, von seinen Wiener Landsleuten Franz Heftner auf der Violine und von N. Schmutzer auf der Guitarre begleiten ließ. Fanny Elßler's rhythmische Grazie, getragen von den seelenvollen, heimischen Klängen des saitenkundigen Zauberers! Einige zwanzig Jahre später schwebten auch Señora Pepita's Elfenfüßchen in Frankfurt den Fandango zu Petzmayer's Zitherspiel. — Damals existirten noch keine Compositionen für die Zither. Seit den Befreiungskriegen hatte die Guitarre mit einer uns kaum mehr erinnerlichen Omnipotenz geherrscht; für sie wurde geschrieben, gesetzt und gedruckt. An die Zither dachte früher Niemand, ebensowenig wie an das Aufzeichnen von Volksliedern und Melodien, oder an das Sammeln der echten Volksmärchen und -Sagen. Erst mit dem stetigen Erwachen und Erstarken des deutschen Volksbewußtseins war dergleichen möglich geworden und wieder in weitere Erinnerung gerathen. P. vereinte die Eigenschaften des Sammlers und Componisten, sowie des Arrangeurs und Virtuosen. Vorsichtige Kritiker erachteten es für ein sicher fallirendes Wagniß, mit dem „simplen Klimperkasten“ in einem großen Concertsaale aufzutreten. P. vernichtete aber mit seinen alles elektrisirenden Erfolgen die dagegen vorgebrachten Bedenken. Die Schlagzither (seltsamerweise haftete noch an diesem kleinen Werkzeug der technische Terminus des „Schlagens“, wie an dem gewaltigen Bau der Orgel) blieb der Liebling unseres Meisters; die Streichzither dagegen, Petzmayers unbestrittene Erfindung, das echte Kind seiner Phantasie (wenn man will die Oboe neben der Clarinette) behandelte P. später als Aschenbrödel. Und doch hatte er auch mit ihr seine Wunder gewirkt und die Herzen der Menschen, oft noch härter als Stein und Bein, geweckt und erfreut, gerührt und erschüttert. Großes Furore erweckte immer sein unnachahmlicher Vortrag auf einer Saite der Streichzither, weßhalb P. auch der Paganini seines Instruments genannt wurde. — Von Berlin bereiste P. noch das übrige Deutschland nach Nord und West: In Hamburg, Hannover, Mainz, Leipzig, Zittau, Prag, Erfurt — überall sammelte er 1836 neue Lorbeeren. Im Beginn des nächsten Jahres ging P. in die Mittelstaaten und concertirte zu Gotha, Coburg und Bamberg. In letzterer Stadt lauschte seinem Spiel am 22. und 26. Februar 1837 auch Herzog Maximilian von Baiern, welcher so viel Gefallen daran fand, daß er P. als Lehrer annahm, und zu seinem Kammervirtuosen ernannte (17. Januar 1838) und in der Folge zum Begleiter auf allen Reisen wählte. Wie ernstlich der Herzog der Pflege dieses Instruments oblag, beweist der Umstand, daß ein großer Theil seiner in der Oeffentlichkeit edirten Compositionen für die Zither gesetzt und erfunden sind. Der hohe Schüler spielte mit seinem Lehrer bald meisterlich, sogar auf seinen Reisen im Wagen und ließ sich im engeren Kreise seiner Symposien hören. Auf vielen durch Lithographie und Galvanographie weitverbreiteten Por-

traits von Correns, Diez, Schöninger, Hanfstängl, Widenbauer und Wölffle ist der Herzog Zither spielend abgebildet. P. war auch im Gefolge seines mit fürstlichem Edelmuth immerdar ihm gleich geneigten Herrn und Maecen, als derselbe 1838 die nach Egypten, Palästina, Kleinasien und Griechenland projectirte Reise antrat; sein Zitherspiel erklang am Fuße der Pyramiden, verdutzt horchte der alte Vater Nil auf die zu seinen Ehren benannten Walzer des deutschen Tonmeisters; Petzmayers kunstreiche Weisen zitterten durch die vom träumerischen Mondlicht versilberten Tempelruinen von Luxor und Karnak; er brachte den beiden Memnon's eine Serenade, spielte auf der Insel Philae und über den Katarakten; selbst an der Grenze Nubiens äußerten die braunen Söhne der Wüste freudiges Erstaunen und Entzücken über das Spiel des „deutschen Pascha“ und seines Capellmeisters. Nachdem P. im Herbste 1837 vor der glänzenden Fürstenversammlung zu Tegernsee mit ungetheiltem Beifall gespielt und einen vortheilhaften Antrag seines eben in Paris und London beschäftigten Freundes Strauß abgelehnt hatte, wurde die Zither zu München Lieblingsinstrument; nicht allein die Glieder des illustren und bald mit europäischen Thronen verschwägerten herzoglichen Hauses übten diese Kunst, sondern wetteifernd damit stritt sich die hohe Aristokratie um den Meister, welcher den an ihn gestellten Wünschen als Lehrer kaum mehr genügen konnte. Mit Concerten wurde P. rückhaltender, außer wenn er mit seinem gnädigsten Herrn auswärts nach Stuttgart, Cannstatt, Frankfurt a. M., Wiesbaden, Kissingen oder Regensburg ging; in München ließ er sich, trotz vielen Bittens, immer nur nach zweijährigen Pausen zu einem öffentlichen, stets mit stürmischem Erfolge gelohnten Auftreten herbei. Dagegen bot er bei charitativen Zwecken gerne die Hand; so gründete er beispielsweise mit dem vollen Ertrag eines Concerts einen Freiplatz im Blinden-Institut. Später rauschten seine Weisen nur mehr im Privat- und Freundeskreise, wofür P. jedesmal bei seinen verhexten Nerven eine schlaflose Nacht eintauschte. P. gab, wie jeder echte Künstler, sein ganzes Innere und legte seine ganze Seele in sein Spiel; sein unnachahmlicher, unbeschreiblicher Ton ergriff und fesselte alle Zuhörer in wirklich magischer Weise. Ganz in seinem Element war P. mit den echten Gebirgsliedern und Tänzen, mit den kecken, neckischen, lebenslustigen, oft auch elegisch klagenden Melodien aus den Bergen von Steier und Tirol, sowie aus den melancholischen Pußten. Wenige Takte genügen und wie durch ein Märchen stehen vor uns die reizendsten Bilder aus der Alpenwelt mit tannenduftigen Wäldern und Mattengrün, mit jauchzenden, tanzlustigen Sennerinnen und eifersüchtigen „Buben“, mit Heerdengeläute und Sonntagsmorgenstille. Und wie virtuos wußte er die eindringende Gewalt der vibrirenden Saiten, den verschwimmenden Nachklang, den lauten Anschlag derselben mit dem gefühlsreinen, wohlverstandenen Auffassen seines Themas zu vereinen. Anfänglich ließ er sich nur durch Guitarre und Violine begleiten, dann erweiterte P. das Accompagnement zu einem kleinen Orchester, zuletzt schloß er sich an den Hoforganisten L. Blumschein, in welchem er den feinfühligsten Accompagnateur auf dem Pianoforte gewann. — Nach einer 1878 gezogenen Bilanz gehörten zu Petzmayers Repertoire 27 große „Concertpiecen“, 75 Romanzen und Lieder, 58 „Alpenlieder“, 34 Walzer und 18 meist selbst componirte „Ländler“, dazu kamen noch zahllose Potpourris, Variationen, Divertissements u. s. w., mit denen er, ebenso wie mit seinen freien Phantasien, einen gefeierten Namen errungen hatte. — Ueber Petzmayers Spiel besitzt die Münchener Staatsbibliothek einen ganzen Folianten von Berichten und Referaten, aus welchen hier beispielsweise einige Stimmen zur weiteren Charakteristik folgen. So heißt es über ein im August 1844 zu Cannstatt abgehaltenes Concert (welchem der berühmte Violinist Henri Vieuxtemps beiwohnte und enthusiasmirt

mit P. Freundschaft schloß): „Die eigentliche Grundfarbe von Petzmayer's Spiel ist ein idyllischer Humor, verschmolzen mit einer elegischen Melancholie; er entlockt seinem unscheinbaren Instrument Töne, deren Lieblichkeit, Innigkeit und Seele allen zum Herzen drang; seine Melodie ist Gesang, P. raubt uns unser Herz und bannt es in sein Instrument. Nur ein Virtuose von tiefstem Gefühl kann diese Fibrationen, dieses Schleifen der Töne, diesen verschwimmenden Nachklang und diese nur von der menschlichen Stimme erreichbare Beseelung hervorbringen." Diese Vorzüge waren es auch, welche den für alles Vollkommene so empfänglichen König Maximilian II. veranlaßten, seine Huld dem Künstler zuzuwenden. — Faßt man alles zusammen, so liegt ein Vergleich mit Ferdinand Raimund nahe. Beide repräsentiren die alte österreichische Gemüthlichkeit, diese gleichmäßig leichtlebige Fröhlichkeit, gepaart mit einem echt melancholischen Ernst und Tiefsinn; beide sind Autodidakten mit allen Vorzügen und Schattenseiten eines solchen; beide gleich große Meister in ganzer Wiedergabe des inneren Menschen, echte Dichter, wahre Künstler. Nur daß dem Einen das Schicksal den Lebensfaden früher zerschnitt, während der Andere denselben weit in ein hohes Greisenalter fortspann, bis auch dieser am 29. December 1884 sein Ende erreichte. Zahlreiche Portraits haben seine äußere Erscheinung festgehalten, so von Heinrich v. Mayr (P. mit dem arabischen Fez und der türkischen Pfeife auf einem Kameel die Wüste durchreitend), Richard Lauchert (1854) und Bodo Winsel; Correns zeichnete und lithographirte (1849) ein Portrait in halber Figur. Viele Bildnisse erschienen in Holzschnitt (z. B. in Nr. 542 der Leipz. Illustr. Ztg. vom 19. November 1853) und Photographie (bei Albert, Pössenbacher, Lechleitner und Küster).

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon 1870. XXII, 152 ff. — Beil. 43 Allg. Ztg. vom 12. Februar 1885. Hyac. Holland.

Petzold: Christian P., geb. 1677 zu Königstein in Sachsen, wird schon 1697 als kurfürstl. sächsischer und königl. polnischer Organist mit 50 Thaler Wartegeld erwähnt und wurde 1709 zum Kammercomponist und wirklichen Organist befördert. Er wird von Mattheson in seinem vollkommenen Kapellmeister unter die vorzüglichen Orgel- und Clavierspieler seiner Zeit gezählt. Für dieses Urtheil spricht der Umstand, daß ihn August der Starke mit einigen seiner berühmtesten Collegen von der Capelle 1714 nach Paris, 1716 nach Venedig reisen ließ, theils um sich dem Gefolge des Kurprinzen Friedrich August anzuschließen, theils um sich weiter zu vervollkommenen. Auch als Lehrer C. H. Grauns wird er genannt. Außer mehreren Sachen für das Clavier, unter denen 25 Concerte besonders zu erwähnen sind, componirte P. auch einiges für die Kammer und Kirche, wovon indeß wenig oder nichts gedruckt worden zu sein scheint. Unter anderem schrieb er die Musik zu dem vom Hofpoeten König verfaßten Gedicht, welches bei Einweihung der von Gottfried Silbermann in der Sophienkirche zu Dresden neu erbauten Orgel am 18. November 1720 aufgeführt wurde. Außer seinen Clavierconcerten besitzt die Musikaliensammlung des Königs von Sachsen noch folgende Manuscripte von ihm: 1 Suite und 1 Toccata für Clavier, 1 Trio für Violine, Oboe und Baß, 1 Trio für Violine, Flöte und Baß und 1 Suite für Viola d'Amour. P. starb als Kammercomponist und Organist an der Sophienkirche in Dresden am 2. Juli 1733. Fürstenau.

Petzolt: Hans P., neben und nach Wenzel Jamnitzer (A. D. B. XIII, 691) der bedeutendste Goldschmied in Nürnberg, 1550 geboren und 1578 zünftig. Da er seine Lehrzeit nicht ordnungsmäßig bestanden hatte, war er nur „aus Gnaden und nit aus Gerechtigkeit" zum Meisterstück zugelassen worden. In den Jahren 1595—1614 hat er viel Rathssilber geliefert (18 Ananaspokale, 64 div. Pokale, 2 Salzfässer und 16 Gabeln), welches aber zerstreut

oder verloren ist. Dagegen sind etwa 20 verschiedene Trinkgeschirre mit seinem Stempel, einem Widderkopf in Profil, noch heute nachzuweisen. Seine prächtigsten Stücke befinden sich im Besitze Sr. Maj. des deutschen Kaisers und in der Sammlung des verstorbenen Barons Karl v. Rothschild in Frankfurt a/M. Einen besonderen Charakter erhält seine Kunstweise dadurch, daß er, in der vollen Renaissancezeit lebend, den alten gothischen Buckelbecher beibehält und ihn mit den neuen Formen verbindet. Ueber seine Thätigkeit als Medailleur hat man übertriebene Vorstellungen gehabt. Mehrmals in den Rath gewählt, stirbt er 1632.

Nürnberger Silberzettel, Stadtarchiv Nürnberg. — Nürnberger Goldschmiedemeisterbuch, Kunstgewerbemuseum Berlin. — Doppelmayer, Nachrichten 1730. — Rosenberg, Jamnitzer und Petzolt im Kunstgewerbeblatt 1885. — Ermann, Medailleure. Rosenberg.

Peucer: Kaspar P., der Schwiegersohn Melanchthons und Confessor des Melanchthonismus, Arzt, Polyhistor, Dichter und Kirchenpolitiker, ebenso bekannt durch sein vielseitiges Wissen wie durch sein tragisches Geschick, ist geboren am 6. Januar 1525 zu Bautzen in der Oberlausitz, † am 25. September 1602 zu Dessau. Sein Vater war Gregor Peucer (Beutzer, Beuker, Peuker), ein wohlhabender Bürger und Handwerker, seine Mutter Ottilie geb. Simon (s. die lateinische Grabschrift, die P. seinen Eltern setzte, bei Hoffmann, Scriptt. rerum Lusatic. I, S. 448). Als körperlich zarter, geistig begabter Knabe zum Studium bestimmt, besuchte er zuerst die Schule seiner Vaterstadt, dann das unter seinem berühmten Rector Valentin Friedland von Trotzendorf blühende Gymnasium zu Goldberg in Niederschlesien und bezog fünfzehnjährig im J. 1540 die Universität Wittenberg (immatriculirt als Caspar Beutzer s. Förstemanns Album S. 202). Von seinem Lehrer Trotzendorf an Melanchthon empfohlen, wurde er dessen begeisterter Schüler, Haus- und Tischgenosse, erwarb sich unter seiner Leitung, aber auch im Verkehr mit Luther und den anderen damaligen Wittenberger Berühmtheiten eine vielseitige humanistische, philosophische, historische und theologische Bildung, widmete sich aber mit besonderem Eifer dem Studium der Mathematik und Astronomie, der Naturwissenschaften und Medicin (worin die Professoren Milichius, Rhäticus, Reinhold, Stiefel u. a. seine Lehrer waren). Nachdem er 1545 Magister geworden, 1552 pro licentia disputirt hatte, begann er mit vielem Beifall zu lesen, wurde 1554 ordentlicher Professor der Mathematik, 1559 aber nach Milichius' Tod Professor in der medicinischen Facultät und Dr. med. (30. Jan. 1560), in demselben Jahr auch Rector der Universität. Schon am 2. Juni 1550 hatte er sich, 25 Jahre alt, mit der damals 19jährigen jüngsten Tochter Melanchthons Magdalena (geb. 19. Juli 1531, † 12. Sept. 1576) verheirathet. Er wohnte in seines Schwiegervaters Haus, später, als für die wachsende Familie der Raum zu eng wurde, in einem angebauten Hinterhause, mit dem von ihm hochverehrten Lehrer und Schwiegervater in innigster Verbindung, als dessen vertrautester Freund, Arzt, Berather, Reisebegleiter und Theilnehmer an seinen häuslichen Sorgen wie an seinen wissenschaftlichen und kirchlichen Arbeiten bis an dessen Lebensende (18. April 1560), wie er denn auch dem Verstorbenen als damaliger Rector eine akademische Gedächtnißrede hielt und ihm durch Herausgabe seiner Werke und Briefe (Opera. Mel. Wittenberg 1562 ff.; Epistolae 1565; Fortsetzung seiner Chronik 1562 u. 65) ein Denkmal setzte.

Durch Melanchthons vieljährigen Freund, den kurfürstlichen Rath Ulrich Mordeisen, sowie durch den Kanzler Kiesewetter und den Geheimschreiber Jenisch, wurde P. an den Kurfürsten August von Sachsen empfohlen und trat bald zu diesem wie zu seiner Gemahlin, der Mutter Anna, und zu dem ganzen Dresdner

Hof in die intimsten Beziehungen. Der Kurfürst ernannte ihn zu seinem Leibarzt, bediente sich seines Rathes aber auch in vielen andern, besonders kirchlichen und wissenschaftlichen Fragen, wie bei Besetzung der Lehrstühle an der Universität Wittenberg, vermehrte auf seine Fürsprache die Einkünfte und Stipendien der Universität, beauftragte ihn mit der Oberaufsicht über das Gelehrtenschulwesen Kursachsens, ließ ihn häufig zu sich nach Dresden kommen, besuchte ihn 1570 mit der Kurfürstin in Wittenberg und bat ihn sogar zu Gevatter bei der Taufe des Prinzen Adolf 1571. P. war zu Anfang der 70er Jahre eine der einflußreichsten Persönlichkeiten am kurfürstlichen Hof und benutzte seinen Einfluß, wie auch von den Gegnern anerkannt wurde, in uneigennützigster Weise theils zum Besten der Universität und seiner akademischen Collegen, mit denen er in freundlichstem Einvernehmen lebte, theils aber allerdings auch zur Förderung der philippistischen Partei in Kursachsen d. h. der an Melanchthon sich anschließenden, zwischen dem strengen Lutherthum und dem Calvinismus vermittelnden kirchlichen und wissenschaftlichen Richtung, wie er denn insbesondere die theologischen Lehrstellen in Wittenberg mit entschiedenen Philippisten (wie Pezel, Cruciger, Moller, Widebram u. s. w.) zu besetzen, störende Elemente fern zu halten suchte. Einflußreiche Bundesgenossen hatte er bei diesen Bestrebungen an dem Geheimrath Craco, dem Schwiegersohn Bugenhagens, sowie an dem kurfürstlichen Hofprediger Schütz, wußte sich aber damals auch im wesentlichen Einverständniß mit dem Kurfürsten August selbst, der, ohne tieferes Verständniß für theologische Fragen, doch seinen Stolz darein setzte, seinem Lande den Ruf des reinen Lutherthums zu wahren, die beiden ihm gleich verhaßten extremen Richtungen aber, den Flacianismus wie den Calvinismus, gleichmäßig fern zu halten. Jahre lang gelang es denn auch der philippistischen Partei, als deren eigentlicher Führer Peucer galt, den Kurfürsten bei dem guten Glauben zu erhalten, daß die in seinem Lande vorherrschende, 1569 durch die Einführung des sog. Corpus Doctrinae Philippicum, 1571 durch den sog. Wittenberger Katechismus officiell sanctionirte Melanchthonische Lehrweise mit dem echten Lutherthum identisch sei und eben jene richtige Mitte zwischen den Extremen des Calvinismus und Flacianismus repräsentire. Seit Anfang der 70er Jahre aber ging, zwar nicht in den Anschauungen Peucer's, wohl aber in denen des Kurfürsten eine Wandlung vor, da die Gnesiolutheraner in Nord- und Süddeutschland immer lauter die kursächsischen Theologen, besonders wegen jenes von Peucer bevorworteten und empfohlenen Wittenberger Katechismus von 1571 und der zur Vertheidigung desselben herausgegebenen sogenannten „Wittenberger Grundfeste", der Abweichung von der reinen lutherischen Lehre und der offenen oder heimlichen Hinneigung zum Calvinismus beschuldigten und auch dem Kurfürsten diesen Verdacht beizubringen suchten. Von der im April 1574, aus Anlaß der offen calvinisirenden Abendmahlsschrift Exegesis perspicua, über die philippistische Partei plötzlich hereinbrechenden Katastrophe wurde auch P., obwol er längst erklärt hatte, daß er mit theologischen Fragen sich nicht befasse, doch als einer der hervorragendsten Leiter der Partei, mit am schwersten betroffen. Der Rath Lindemann, der Secretär Jenisch, der Prediger Listhenius und andere Gegner der Philippisten wußten dem Kurfürsten Correspondenzen von P. in die Hände zu spielen, aus denen der Kurfürst den offenbaren Verrath der drei Parteihäupter zu erkennen glaubte. Am 1. April 1574 wurde P. in Wittenberg verhaftet, seine Papiere weggenommen, er selbst nach Dresden gebracht und ihm der Proceß gemacht unter der Anklage, daß er sich fortwährend trotz der kurfürstlichen Verwarnungen in theologische Händel gemischt, daß er mit Hofprediger Schütz und Geheimrath Craco sich verbündet habe, um durch geheime Conspirationen und Praktiken fremde sacramentirerische Lehren in Kursachsen einzuführen, daß er zu diesem

Zweck gefährliche Schriften verbreitet, einheimische und auswärtige Theologen beleidigt, andere gegen die sächsische Kirche aufgehetzt habe u. s. w. P. lehnte diese Beschuldigungen von sich ab, ließ sich aber doch dazu bestimmen, eine Erklärung an den Kurfürsten zu unterzeichnen, in der man ein Zugeständniß seiner Schuld sah. Das milde Urtheil des Torgauer Landtags, der lediglich beantragte, daß P. auf die Stadt Wittenberg und auf die Ausrichtung seiner medicinischen Professur beschränkt, fernere Einmischung in kirchliche Dinge ihm verboten werden solle, wurde von dem leidenschaftlich erregten Kurfürst cassirt, P. vielmehr nach wiederholten Verhören ohne rechtskräftigen Urtheilsspruch, trotz der Betheuerung seiner Unschuld und trotz der von seiner Familie, seinen Freunden, wie von auswärtigen Fürsten für ihn eingelegten Fürbitten und Verwendungen, zu Rochlitz, Zeitz, später auf der Pleißenburg in Leipzig in zwölfjährigem harten Gefängniß gehalten. Er verbrachte seine Zeit theils mit eifrigem Studium der heiligen Schrift, theils, soweit ihm das bei der Entziehung aller Schreibmaterialien möglich war, mit Abfassung von Schriften und Gedichten, blieb aber trotz aller Versuche, ihn zum Widerruf seines angeblichen Calvinismus und zur Annahme der 1577 verfaßten Concordienformel zu bestimmen und, trotz aller auf Veranlassung des Kurfürsten von seinem Kerkermeister, dem Bürgermeister Rauscher von Leipzig, wie von den beiden Concordienmännern Andreä und Selnecker über ihn verhängten Quälereien und Bekehrungsversuche, standhaft bei seinen philippistischen Ueberzeugungen. Seine Frau, die alles gethan ihm die Freiheit zu erbitten, starb aus Gram am 12. September 1576, seine Kinder wurden zerstreut. Erst nach dem Tode seiner unversöhnlichen Feindin, der Kurfürstin Anna († 1585), die es ihm nicht verzeihen konnte, daß er in seinen Briefen sich spöttische Bemerkungen über die am Dresdner Hof herrschende Gynäkokratie erlaubt hatte, schlug endlich für P. die Stunde der Erlösung. Als der 60jährige Kurfürst wenige Monate nach dem Tod seiner ersten Gemahlin am 3. Januar 1586 mit der 13jährigen Prinzessin Agnes Hedwig, Tochter des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt, einen neuen Ehebund schloß, gelang es den gemeinsamen Fürbitten der Braut und ihres Vaters, die Freilassung des unschuldig Gefangenen zu erlangen, nachdem dieser unter Bürgschaft seiner Söhne und Verwandten einen eidlichen Revers ausgestellt, wegen der ihm widerfahrenen Behandlung weder öffentlich noch heimlich, weder mündlich noch schriftlich an dem Kurfüsten oder seinen Dienern sich rächen zu wollen. Am 8. Februar 1586 wurde P. aus dem Gefängniß entlassen, drei Tage darauf, am 11. Februar starb Kurfürst August; sein Nachfolger Kurfürst Christian I., entband ihn seines Reverses mit der Bitte, ihn nicht entgelten zu lassen, was er von seinen Eltern habe erleiden müssen. P. ging nach Dessau, wurde fürstlich anhaltischer Rath und Leibmedicus, verheirathete sich am 30. Mai 1587 im 63sten Lebensjahre zum zweiten Mal mit einer Landsmännin, der wohlhabenden Wittwe des Bürgermeisters Bergmann aus Bautzen, um seinen Kindern eine zweite Mutter zu geben und seinen, durch die lange Gefangenschaft zerrütteten Vermögensverhältnissen aufzuhelfen, und verlebte, theils in treuer Arbeit, theils in wohlverdienter Ruhe, von den Seinen geliebt, von Allen geachtet, auch von auswärtigen Fürsten und Gönnern mit Ehren und Geschenken überhäuft, aber auch seinerseits gerne bereit Anderen zu helfen, mit alten und neuen Freunden in regem persönlichen und brieflichen Verkehr, noch sechzehn glückliche Jahre bis zu seinem, im 78sten Lebensjahre am 25. September 1602 zu Dessau erfolgten Tod. Von seinen 10 Kindern aus erster Ehe waren 4 frühzeitig gestorben; von den übrigen 6, zwei Söhnen und 4 Töchtern, erlebte er 41 Enkel und 7 Großenkel.

P. ist, wie sein Schwiegervater Melanchthon, von der Parteien Haß und Gunst in alter und neuer Zeit sehr verschieden beurtheilt worden. Den Ruhm

eines Confessors, eines Märtyrers für seine Ueberzeugungen mußte auch Kurfürst August ihm zugestehen. Mangel an Vorsicht und Menschenkenntniß, Ueberschätzung seines Einflusses auf die Person des Kurfürsten, Unbekanntschaft mit der Sphäre der Hofluft ist nicht das Schlimmste, was man ihm vorwerfen kann; auch von dem Vorwurf der Zweizüngigkeit in seinem Verhältniß zu dem Kurfürsten, der Unredlichkeit in Verfolgung seiner Parteizwecke, der Eitelkeit und Selbstüberhebung ist er nicht freizusprechen. Wie aber auch das Urtheil über die Art und das Maß seiner Verschuldung ausfallen mag, jedenfalls unterliegt es keinem Zweifel, daß die Behandlung, die ihm geworden, daß insbesondere das persönliche Benehmen des Kurfürsten und der Kurfürstin, wie das ihrer Helfershelfer gegen ihn in einen Abgrund von Ungerechtigkeit, Roheit und Bösartigkeit hineinblicken läßt, die nur um so widerlicher und empörender sind, je mehr sie in das heuchlerische Gewand der religiösen Phrase und des kirchlichen Eifers sich hüllen. Trotz aller Beschönigungsversuche alter und neuer Orthodoxie bleibt die Geschichte der sogenannten cryptocalvinistischen Streitigkeiten und mit ihr die Geschichte Peucer's eines der dunkelsten Blätter in der Geschichte der lutherischen Kirche wie in der Culturgeschichte des XVI. Jahrhunderts.

Peucer's zahlreiche Schriften sind verzeichnet bei Jöcher-Rotermund III, 1475; V, 2115; bei Röse S. 454. Sie sind theils mathematisch-astronomischen (z. B. „Logistice regulae arithmeticae, quam Cossam et Algebram vocant"; „Elementa doctrinae sphaericae"; „Theoria planetarum" etc.), theils medicinischen (z. B. „Practica s. methodus curandi morbos"; „De ratione discendi medicinam"; „De dignitate artis medicae"; „De peste, asthmate, febribus, morbis contagiosis" etc.), theils theologischen oder religionsgeschichtlichen (z. B. „Doctrina fidei justificationis", „Tractatus historicus de Ph. Melanchthonis sententia de controversia coenae Domini", „Comm. de praecipuis divinationum generibus" Wittenberg 1553 und in wiederholten Auflagen), theils endlich historischen und autobiographischen Inhalts, z. B. „De origine Mysorum", „de Friderico Landgrafio Thuringiae", „Chronicon Carionis Lib. IV et V", besonders aber seine „Historia carcerum et liberationis divinae" herausgegeben von seinem Freund und ehemaligen Wittenberger Collegen Christoph Pezel, Zürich 1605. 12°, mit vielen Actenstücken, worunter auch sein im Gefängniß geschriebenes Testament. Außerdem sind lateinische Gedichte von ihm (z. B. „Idyllium, patria sive historia Lusatiae Superioris", verfaßt 1583 im Gefängniß, gedruckt Bautzen 1594) und zahlreiche Briefe von ihm und an ihn theils gedruckt (z. B. im „Corpus Reformatorum" Bd. VII, VIII, IX, bei Strobel in seinen Miscell. lit. Inhalts IV, 73 u. 110) theils handschriftlich (z. B. auf dem Dresdner Haupt-Staatsarchiv, in der Rhediger'schen Bibl. in Breslau, in der Bibl. des Michaelisklosters zu Lüneburg, jetzt in Hannover u. a. a. O.) vorhanden.

Eben diese seine Schriften und Briefe bilden auch die Hauptquelle für die Geschichte seines Lebens, das vielfache monographische Bearbeitungen in alter und neuer Zeit gefunden hat, so: Brendel, Leichenpredigt 1603; — Stenii Oratio de P. 1603; — Leupold, Leben Peucer's, Bautzen 1705; — Eichstädt, narratio de C. P. 1846; — Heimburg, de C. P. Jena 1842; — C. Röse, C. Peucer 1844 und in Ersch und Grubers Allg. Enc. III, 19, S. 435 ff.; — Rettberg, ebendas. S. 457 ff.; — Koch, de vita C. P. Marburg 1856; — E. Henke, C. Peucer und Nic. Krell, Marburg 1856, auch abgedr. in dessen Sammlung von Vorträgen zur neueren K. Gesch. Marburg 1866; Mallet in der Real-Encykl. f. prot. Theol. und Kirche 2. Aufl. Bd. XI, S. 548 ff. Außerdem vgl. M. Adami vitae Medicorum Germ. S. 376; — Löscher, Historia motuum II, III; — Planck, Gesch. des prot. Lehrbegriffs Bd. V, 2; — Calinich, Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kur-

sachsen. 1866 bes. S. 191 ff.; — Gillet, Crato von Crafftheim und seine Freunde. Frankfurt 1860; — Joh. Janssen, Gesch. des deutschen Volks. Bd. IV, S. 343 ff.; — Kluckhohn, Sturz der Kryptocalvinisten in Sachsen in Sybel's histor. Zeitschr. 18, 77 ff. München 1867; — Ueber Peucers historische Arbeiten s. Wegele, Gesch. der d. Historiographie. S. 209 fg.

Wagenmann.

Peucker: Eduard v. P., preußischer General der Infanterie und preußischer Staatsmann, geb. am 19. Januar 1791 zu Schmiedeberg in Schlesien, † am 10. Februar 1876 in Berlin, hat sich in der Jugend während der Freiheitskriege in hohem Grade militärisch ausgezeichnet, in reiferen Jahren mit großer Umsicht für die ständige Vollzähligkeit der preußischen Waffen gesorgt, in den deutschen Einheitsbestrebungen von 1848 eine hervorragende, schwierige Rolle gespielt und im Alter wesentlichen Einfluß auf die geistige und wissenschaftliche Ausbildung des preußischen Heeres geübt. Nach Ablegung der Abgangsprüfung auf dem Maria-Magdalena-Gymnasium in Breslau stand er mit 18 Jahren im Begriff, behufs Studiums der Rechte die Universität zu beziehen, als er im Hause eines Verwandten den General Gneisenau von den Plänen für die Wiedererhebung des Vaterlandes reden hörte. Der tiefe Eindruck des Gehörten wurde entscheidend für seinen Beruf und auf Anregung Gneisenau's trat er 1809 als Freiwilliger bei der schlesischen Artilleriebrigade ein. Zu seiner Bestürzung mußte er aber die ersten Dienste in Gemeinschaft mit dem Feinde des Landes machen. Nachdem er 1811 zum Secondelieutenant ernannt worden, war seine Batterie die einzige, welche aus Schlesien zur Bildung des preußischen Hilfscorps für die französische Armee verwendet wurde und 1812 am Feldzug gegen Rußland Theil nahm. Auf dem Rückzuge wurde er zum Adjutanten des Befehlshabers der Artillerie des York'schen Corps ernannt. Als solcher führte er im Feldzuge von 1813, kurz vor der Schlacht an der Katzbach, einen schwierigen Auftrag wegen Beschaffung von Schießbedarf für die schlesische Armee aus der Festung Neisse in so ausgezeichneter Weise aus, daß Prinz August von Preußen am 29. September 1813 sein Beispiel als Muster aufstellte. Auch in York's Berichte über die Schlacht bei Möckern wurden Peucker's wichtige Dienste so sehr hervorgehoben, daß er das eiserne Kreuz 2. Classe und den russischen Wladimirorden 4. Classe erhielt. Für seine Wirksamkeit in der Schlacht vor Paris am 30. März 1814 ward ihm das eiserne Kreuz 1. Classe zu Theil. Nachdem ferner in einem Berichte über ihn gesagt war, daß er sich durch Unerschrockenheit in der größten Gefahr und durch äußerste Zuverlässigkeit in Ausführung der Befehle ihrem Sinne nach die Achtung des ganzen 1. Armeecorps erworben habe, wurde der am 7. Juni 1815 zum Premierlieutenant beförderte P. am 16. Mai 1816 in den Adelstand erhoben und im Juni in das Kriegsministerium versetzt. Bei dessen Umbildung wurde er am 4. Febr. 1822 zum Major ernannt, 1825 zum Vorstand der Artillerieabtheilung des allgemeinen Kriegsdepartements bestellt und mit der Leitung einer durchgreifenden Neugestaltung der wichtigsten Zweige der Heeresbewaffnung nach einheitlichem System betraut. In dieser Stellung entwickelte er eine sehr erfolgreiche Wirksamkeit bezüglich der artilleristischen Ausrüstung der Festungen, der Vervollkommnung des Artilleriematerials, sowie der Einführung des Zündnadelgewehres bei der Infanterie und legte so den Grund zu der in späteren Feldzügen zu Tage getretenen Ueberlegenheit der preußischen Waffen. Insbesondere hat er die Einführung des Zündnadelgewehres und, späteren anderweiten Versuchen gegenüber, dessen Aufrechterhaltung sich angelegen sein lassen. 1834 wurde er außer der Reihe zum Oberstlieutenant, 1836 zum Oberst, 1842 zum Generalmajor ernannt, im Januar 1843 zur Verfügung des Kriegsministers v. Boyen gestellt, im April

1843 der Commission zur Ausarbeitung eines neuen Dienstreglements beigeordnet und, nachdem er im Januar 1844 den Rang eines Artillerieinspectors erhalten, am 4. Mai 1848 zum Militärbevollmächtigten bei der Bundesversammlung bestellt. Bald darauf schrieb er „Beiträge zur Beleuchtung einiger Grundlagen für die künftige Wehrverfassung Deutschlands“ (1848). Auf Wunsch des Reichsverwesers trat er mit Genehmigung seines Königs am 15. Juli 1848 die Stelle eines Kriegsministers bei der provisorischen deutschen Centralgewalt an. Als solcher beantwortete er in der Nationalversammlung eine große Zahl von Anfragen über militärische Dinge correct und machte dort Mittheilungen über den Stand des deutschen Heerwesens, den Krieg mit Dänemark und die Dienstverhältnisse der Seeleute. Erfolgreich machte er das Ansehen der Centralgewalt geltend gegen militärische Anordnungen des Königs von Würtemberg; dagegen wurde seiner Aufforderung, wonach am 6. August 1848 alle deutschen Bundestruppen im Waffenschmuck ausrücken und durch ein dreimaliges Hoch dem Reichsverweser huldigen sollten, theils unvollkommen, theils, wie namentlich in Preußen, gar nicht Genüge geleistet, infolge dessen P. schon am 5. August zurücktrat. In Bekämpfung des Septemberaufstandes zu Frankfurt a. M. entfaltete P. eine große Entschiedenheit und am 18. September nahm er auf Wunsch seines Königs das ihm wieder angetragene Amt eines Reichskriegsministers an. Am 8. Mai 1849 zum preußischen Generallieutenant befördert, trat er nach Preußens Ablehnung der Reichsverfassung, am 10. Mai mit den übrigen Mitgliedern des Ministeriums v. Gagern zurück. Peucker's ministerielle Wirksamkeit hat überall die günstigste Beurtheilung gefunden, am meisten bei Laube (d. d. Parl. Bd. 2. Leipz. 1849). Am 10. Juni 1849 wurde er zum commandirenden General des in Gemeinschaft mit zwei preußischen Corps unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen zur Bekämpfung des badischen Aufstandes bestimmten, aus verschiedenartigen Reichstruppen gebildeten „Neckarcorps“ ernannt. Nachdem er durch die Treffen an der Bergstraße und bei Ladenburg die Aufständischen auf Heidelberg zurückgeworfen und nach einem Marsche durch den Odenwald dieselben auch bei Hirschhorn und anderen Orten des oberen Neckar in hartnäckigen Gefechten erfolgreich bekämpft hatte, bewirkte er durch seinen Zug an die Murg und dann durch den Schwarzwald bis Constanz die völlige Einschließung derselben auch von der Ostseite und hinderte, die Weisungen der Reichsregentschaft in Stuttgart unbeachtet lassend, die Weiterverbreitung des Aufstandes nach Würtemberg. Bei Gernsbach wurde er leicht verwundet. Mit Rücksicht auf diesen Feldzug erhielt er Orden von sieben betheiligten Staaten. Am 20. October 1849 wurde er zum Chef des Generalstabs des Prinzen von Preußen als Militärgouverneurs der Rheinprovinz und Westfalens, am 19. Januar 1850 an Stelle v. Radowitz's provisorisch und am 31. März endgiltig zum ersten preußischen Mitgliede der nach Abberufung des Reichsverwesers von Preußen und Oesterreich eingesetzten Bundescentralcommission ernannt und am 30. Novbr. 1850, unter Beibehaltung dieser Stellung, infolge der Punktation von Olmütz von Manteuffel als außerordentlicher Bevollmächtigter Preußens und seiner Verbündeten, jedoch ohne nähere Instruction, nach Kurhessen gesandt zu einem Versuche, in Verbindung mit dem österreichischen Bevollmächtigten, Grafen v. Leiningen, die dortigen Verfassungsstreitigkeiten beizulegen. Dieser Aufgabe hat sich P. mit großem Geschick unterzogen, die Durchführung derselben ist ihm aber durch die Politik des Fürsten Schwarzenberg unmöglich gemacht. Gestützt darauf, daß es sich infolge der Olmützer Abrede lediglich um Befolgung der Anordnungen der durch die beiden Bevollmächtigten vertretenen Gesammtheit der deutschen Regierungen handele, suchte er im December 1850 die Behörden in Hessen, unter der Zusicherung, daß alsdann der weiteren Besetzung des Landes

durch die baierischen Truppen Einhalt gethan werde, zur vorläufigen thatsächlichen Befolgung der Septemberverordnungen zu bewegen und das höchste Gericht ging in der Voraussetzung gemeinsamen Handelns der beiden Bevollmächtigten darauf ein. Wenn darauf Leiningen, unter Desavouirung aller Zusagen Peucker's, sich als den allein berechtigten Vertreter des Bundestags erklärte, so wurde Ersterer durch das Demüthigende, welches für Preußen darin lag, persönlich empfindlich mitbetroffen. Er erhob gegen die österreichische Besetzung Kassels Verwahrung; wurde aber, nachdem Manteuffel sich der Schwarzenberg'schen Auslegung der Abrede von Olmütz gefügt, angewiesen, die Durchführung der Execution beschleunigen zu helfen. Jedoch am weiteren Schalten Leiningens in Hessen ist P. ohne Antheil. Indem er in der Stellung ausharrte, suchte er das Erniedrigende derselben dadurch zu mindern, daß er mit seinem persönlichen Ansehen den Ausschreitungen des Uebermuths in der Ausführung der Anordnungen des Bundescommissars entgegentrat. Die Bevölkerung Hessens zollte ihm Dankbarkeit, blickte aber mit Mitleid auf die Rolle, zu welcher er verurtheilt war. Bürger von Kassel sprachen ihm wiederholt das Bedauern aus, daß er zu einer solchen Aufgabe mißbraucht werde. Im Februar 1851 wurde er abberufen, um v. Uhden Platz zu machen, aber erst am 5. Juli konnte er seine Functionen in Frankfurt a. M. an den nunmehr erst von Preußen anerkannten Bundestag abgeben. Hierauf wurde P. wieder zur Verfügung gestellt, bis er nach Radowitz's Tode am 6. April 1854 zum Generalinspecteur des preußischen Militärerziehungs- und Bildungswesens ernannt wurde. Als solcher hat er die durch königlichen Erlaß vom 19. August 1858 angeordnete Umwandlung der den veränderten Verhältnissen nicht mehr genügenden neun Divisionsschulen in Kriegsschulen bewirkt, in welchen die Kathedervorträge durch applicatorische Uebungen begleitet werden. In diesem Sinne bearbeitete er auch die Vorschriften vom 20. Mai 1859 über Methode, Umfang und Eintheilung des Unterrichts auf den Kriegsschulen und ließ im Anschluß hieran „Genetische Skizzen des Lehrstoffes für den Unterricht" in den einzelnen Fächern der Militärwissenschaften bearbeiten, um die freie Thätigkeit der zu Lehrern berufenen Officiere in großen Zügen zu regeln. Am 22. November 1858 wurde P. zum General der Infanterie ernannt. Für sein auf umfassenden Studien beruhendes Werk „Das deutsche Kriegswesen der Urzeit in seinen Wechselbeziehungen und Verbindungen mit dem gleichzeitigen Staats- und Volksleben" (3 Thle. 1860—1864) wurde ihm der bei der Jubelfeier des Vertrags von Verdun vom Könige für Werke zur deutschen Geschichte ausgesetzte Ehrenpreis zuerkannt und 1860 von der philosophischen Facultät zu Berlin bei der Jubelfeier der dortigen Universität das Doctordiplom zu Theil. Bei der Gedächtnißfeier der Erhebung Preußens wurde ihm am 17. März 1863 der Schwarze Adlerorden verliehen. Beim 150jährigen Jubiläum des Kadettencorps in Berlin am 1. September 1867 wurde er à la suite desselben gestellt. Nachdem er am 24. Juni 1869 seine 60jährige active Militärdienstzeit gefeiert, wurde er bald darauf durch die Ernennung zum auswärtigen Mitgliede der schwedischen Akademie der Kriegswissenschaften ausgezeichnet. Auf sein Abschiedsgesuch wurde er am 21. November 1872 durch eine „den vollsten Dank und die wärmste Anerkennung" aussprechende königl. Ordre mit Pension zur Verfügung gestellt und zum Chef des schlesischen Feldartillerieregiments Nr. 6 ernannt, auch am 24. November 1872 in das Herrenhaus berufen. Er starb am 10. Februar 1876 in Berlin und wurde, nachdem der Kaiser und die Prinzen des königlichen Hauses der Einsegnung der Leiche beigewohnt, am 13. Februar auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhofe beerdigt. Er hinterließ umfangreiche Memoiren, welche jedoch von Hrn. v. Schenck auf Flechtingen noch verwahrt werden.

Haym, d. d. Nat.-Vers. Bd. 1 (Frkf. 1848) S. 94. — Häusser, Denkw. z. Gesch. d. bad. Revol. (Hdlbg. 1851). — Preuß. Militär-Wochenbl. 1876 Nr. 17 u. 18. — Duckwitz, Denkw. a. m. öff. Leben (Bremen 1877). — D. Rundschau v. April 1877, S. 135. — Glasenapp, Ergänz. z. Gen.-Stabswerk v. 1866 u. 70/71 (Lfg. 1. Berl. 1879). — D. Revue 1881. Bd. 1. (Erinn. a. v. Roon's Nachlaß über d. bad. Feldzug.)

Wippermann.

Peuger: Benedict P. (auch Poiger geschrieben), katholischer Geistlicher, geb. am 17. August 1755 zu Kessen, † nach 1828 in München. Aus den augenscheinlich von ihm selbst geschriebenen Notizen bei Felder-Waitzenegger II, 93 ist Folgendes zu entnehmen. Sein Taufname war Johann Baptist, 1765 nahm ihn ein geistlicher Oheim in Salzburg zu sich. Er wurde dort 1774 Magister der Philosophie, studirte dann dort und in Innsbruck Jura, trat aber 12. April 1777 in das Stift der regulirten Chorherren zu St. Zeno und erhielt den Ordensnamen Benedict. Im Herbst 1778 wurde er zu Salzburg zum Priester geweiht. Er war dann zuerst Professor und Bibliothekar, seit 1781 Pfarrer in seinem Stift, 1791—94 Professor der Philosophie am Lyceum in München, 1796—1800 Pfarrvicar in Kessen, von 1800 an Pfarrer in Kirchdorf (1803 wurde das Stift St. Zeno säcularisirt), von 1812 an Pfarrer zu St. Anna in München. Er hat eine Menge von kleinen und jetzt verschollenen Schriften veröffentlicht. In den erwähnten Notizen verzeichnet er die Titel von 22, die gedruckt waren, von 12, deren Manuscript bei einem Brande verloren ging, und von 13, die er seitdem geschrieben. Einige andere werden in dem Thesaurus librorum rei catholicae verzeichnet, darunter einige (u. a. Erasmus oder goldener Spiegel für Theologen und Geistliche), die er 1824 unter dem Namen P. Euperg herausgab. Die letzte ist: „Die göttliche Einsetzung der katholischen Bischöfe", 1828.

Oberdeutsche Lit.-Ztg. (Salzburg) 1788, 753; 1791, II, 1090.

Reusch.

Peurbach: Johann P., Astronom, geb. am 30. Mai 1423 in dem oberösterreichischen Dorfe Peuerbach, † am 8. April 1461 in Wien. Den Familiennamen des Mannes, der auch wol als Purbach oder Burbach in der laxen Rechtschreibung jener Zeit uns entgegentritt, kennen wir nicht; ebenso sind wir über den Verlauf seiner Jugendjahre nur sehr mangelhaft unterrichtet. Die bei den geachtetsten Schriftstellern zu findende Angabe, es habe P. bei Johann v. Gmünd in Wien gehört, scheint nach neueren Untersuchungen sich nicht halten zu lassen. P. selbst erwarb sich in Wien 1440 (?) den philosophischen Magistergrad und damit das Recht, Vorlesungen in der Artistenfacultät zu halten, doch machte er von demselben zunächst noch keinen Gebrauch, sondern trat erst eine gelehrte Reise nach Italien an. Hier schloß er Freundschaftsbündnisse mit zwei hervorragenden Mathematikern, mit Bianchini in Ferrara und mit dem deutschen Cardinal Nicolaus Cusanus, der seit längerer Zeit in Rom lebte. Bianchini nöthigte ihn sogar dazu, an der kleinen, aber durch energisches Streben ausgezeichneten Universität Ferrara Gastrollen zu geben und einige Vorträge über Astronomie zu halten. Nach Wien 1450 zurückgekehrt, begann P. in üblicher Weise Vorlesungen und Uebungen als Magister, d. h. strenge genommen als Privatdocent, abzuhalten; Professor ist er nie gewesen und konnte es auch nicht werden, da erst Kaiser Maximilian I. ordentliche Lehrkanzeln für Mathematik und Astronomie an der Wiener Hochschule begründete. Uebrigens war auch Peurbach's akademische Lehrthätigkeit mehr eine philologische, er erklärte mit Vorliebe die Schriftsteller des Alterthums, und lediglich das Collegium über

das „Horarium" oder „Kalendarium" gehörte ins Gebiet der exacten Wissenschaften. Nur durch Privatunterricht wirkte er auch nach der letzteren Seite hin auf einige seiner Schüler ein, so (laut Matrikelbuch) auf Johann Reibel aus Kupferberg und noch weit mehr auf Johann Müller aus Königsberg i. Fr., nachmals Regiomontanus genannt. In dem diesem Manne gewidmeten Artikel ist bereits auf die zwischen ihm und P. obwaltenden innigen Beziehungen Rücksicht genommen, und ebendort ward erzählt, daß P. in demselben Augenblicke von einem plötzlichen Tode ereilt wurde, als er sich zu einer in Gemeinschaft mit Regiomontan und Bessarion zu unternehmenden zweiten Welschlandfahrt vorbereitete. Müller hat sich, wie wir wissen, der ihm als Erbschaft zugefallenen Pflichten aufs redlichste entledigt und wohl noch mehr gethan, als sein Lehrer selbst zu vollbringen im Stande gewesen wäre.

So kurz Peurbach's Leben auch war, so hat er doch reichlich mathematische und astronomische Werke verfaßt, die ihrem Autor ein volles Anrecht darauf verleihen, unter den Wiedererweckern der Wissenschaften im Renaissancezeitalter mit an erster Stelle genannt zu werden. Zunächst wäre zu nennen die nur zehn Folioblätter umfassende Schrift „Quadratum geometricum", welche erst lange nach Peurbach's Tode, im J. 1516, durch den kaiserlichen Hofmathematicus Stab zu Nürnberg herausgegeben wurde. Hier löst P. dem Sinne nach völlig richtig die Aufgabe die lineare Entfernung zweier Punkte aus Einem Stande zu messen, eine Aufgabe, an deren vervollkommneter und vereinfachter Lösung bis zum heutigen Tage, zumal seitens der Militärwissenschaften, gearbeitet wird. Die dazu nöthige Rechnung lehrt P. allerdings mit einigen Umständen auszuführen, denn da eine möglichst einfache Behandlung der Sache den Gebrauch der trigonometrischen Tangenten erfordern würde, P. aber nur über Sinus verfügt, so muß in jedem einzelnen Falle eine Hilfsrechnung vorgenommen werden, die dann eben Regiomontan durch Construction seiner „Tabula foecunda" beseitigte. Peurbach's Sinustafel stellt sich uns als eine eigenthümliche Verbindung der damals mit einander um den Vorrang kämpfenden Bruchtheilungssysteme, des decimalen und des sexagesimalen, dar; es ist dort als „Radius totus" auf dem Wege des Compromisses die Zahl 600000 angenommen, und erst Regiomontan verhalf der reinen Decimaltheilung zum Durchbruche. Einen guten Einblick in Peurbach's Trigonometrie gewährt das ebenfalls posthume Werk „Tractatus Georgii Purbachii super propositiones Ptolemaei de sinubus et chordis, item compositio tabularum sinuum per Joannem de Regiomonte" (Nürnberg 1541). Zunächst zeigt sich hier P. ziemlich vertraut mit den Näherungswerthen, welche von verschiedenen Fachmännern für das Verhältniß des Kreisumfanges zum Durchmesser vorgeschlagen waren. Weiterhin ist bemerkenswerth, wie er die Berechnung der Sinus auf denjenigen einer „Kardaga", d. h. eines Bogens von 15 Graden, zurückzuführen sucht. Die Formeln der modernen Goniometrie, soweit sie blos die Functionen Sinus und Cosinus betreffen, sind ihm durchaus geläufig. — Eine kleine Schrift „Elementa arithmetices" ward 1536 zu Wittenberg aus Peurbach's Nachlasse herausgegeben.

Wenn wir uns zu Peurbach's astronomischen Schriften wenden, so ist zunächst der „Tabulae eclipsium super meridiano Viennensi" zu gedenken, welche derzeit zu den allerseltensten Incunabeln gehören. Die von P. und seinem großen Schüler gemeinsam bearbeitete „Epitome in Almagestum Ptolemaei" ward erst 1496 in Venedig gedruckt. Einen geradezu durchschlagenden Erfolg aber errang P. als didaktischer Schriftsteller durch seine „Theoricae novae planetarum, id est septem errantium siderum, nec non octavi orbis seu firmamenti"; das Büchlein, in welchem nicht ohne Glück die Herstellung einer Concordanz zwischen den homocentrischen Sphären der älteren Griechen (Eudoxus, Aristoteles)

und den Epicykeln des Ptolemaeus angestrebt wird, erlebte fast unzählige Auflagen und ward noch lange Jahre nach dem Erscheinen des mit all diesen Hypothesen endgiltig aufräumenden Hauptwerks von Copernicus als Grundbuch des akademischen Unterrichts in höherer Astronomie betrachtet. Hundert Jahre nach ihrer Entstehung durfte noch der Wittenberger Reinhold von dieser Paraphrase sagen: „Incredibile dictu est, quam clariores reddidit sententias dividens eas geometrarum more, ut et apertius intelligerentur et facilius commendarentur memoriae et tenacius haberentur.“ — In der Verfertigung von Horologien, Sonnenuhren, Astrolabien und mancherlei Hilfsmitteln zur Veranschaulichung der himmlischen Bewegungen soll nach zeitgenössischen und späteren Berichten sich P. ebenfalls sehr ausgezeichnet haben.

Gassendi, Georgii Peurbachii et Joannis Regiomontani Astronomorum celebrium vita, Haag 1655. — Weidler, Historia astronomiae sive de ortu et progressu astronomiae, S. 301 ff. — Aschbach, Geschichte der Wiener Universität im ersten Jahrhundert ihres Bestehens, S. 479 ff. — Wolf, Geschichte der Astronomie, S. 86 ff., 108, 121, 126, 129, 211 ff., 365. — Kästner, Geschichte der Mathematik, 1. Bd. S. 529 ff.; 2. Bd. S. 319 ff., S. 526 ff. Günther.

Peutinger: Konrad P., Stadtschreiber zu Augsburg und Humanist, geb. am 15. October 1465 zu Augsburg, † daselbst am 28. December 1547. P. stammte aus einem, seit dem Jahre 1288 zu Augsburg angesessenen Bürgergeschlecht. Obwohl sein Vater, Johann P., frühzeitig starb, wurde dem Knaben doch eine vortreffliche Erziehung zu Theil. Allerdings fehlen uns über die Zeit, die er lernend in der Vaterstadt verbrachte, jegliche Angaben. Dagegen steht es nach einer eigenhändigen handschriftlichen Bemerkung Peutinger's fest, daß er im J. 1482 sich zu Padua aufhielt, um dort Jurisprudenz zu studiren. Seine Lehrer waren daselbst unter anderen Matthäus Collatius, Hermolaus Barbarus, Petrus Marcus und Jason de Mayno. Von Padua wandte er sich nach Bologna, wo er Philippus Beroaldus hörte, und nach Florenz, wo er sich an Picus v. Mirandula und Angelus Politianus anschloß. In Rom gehörte er zu den Schülern des Pomponius Laetus und wurde offenbar durch ihn für die Beschäftigung mit den Inschriften gewonnen. Auch gelang es ihm, den damaligen Papst Innocenz VIII., sowie den späteren Papst Alexander VI., welcher in jenen Jahren noch Cardinal war, „anzusprechen“. Wann er nach Augsburg zurückkehrte, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Jedesfalls war er im J. 1488 wieder in Deutschland, da wir ihn im Juni dieses Jahres als in Aachen befindlich nachweisen können. Hier hörte er, daß König Max von den Bürgern zu Brügge aus der Haft entlassen sei, und meldet diese freudige Nachricht sofort dem Kanzler des besorgten Kaisers Friedrich III. Bald darauf trat P. in die Dienste seiner Vaterstadt, indem er am 11. Decbr. 1490 zunächst auf vier Jahre als der „Stadt Diener“ aufgenommen wurde, und zwar gegen ein Jahrgeld von 100 fl. Nach Verlauf derselben wurde er aufs Neue angestellt, man weiß nicht, in welcher Eigenschaft. Seine eigentliche Berufung zum Stadtschreiber auf Lebenszeit erfolgte nämlich erst am 9. September 1497. Er erhielt für seine Bemühungen einen Sold und Hauszins von 240 fl. rhn. „sampt dem, was mir von Briefen zu schreiben gefallen wirdet.“ Seine Thätigkeit in dieser Stellung war eine ungemein umfassende, harrt jedoch noch immer einer eingehenden Darstellung, welche ohne eine erneuerte Durchforschung der Acten im Augsburger Rathsarchiv nicht ausführbar ist, denn die fleißige Arbeit Herberger's berührt nur einen Theil derselben, soweit nämlich P. im Dienste der Stadt mit Kaiser Maximilian I. in Beziehung trat. Als Stadtschreiber hatte P. zunächst die Rathsprotokolle zu besorgen, die Acten in Ordnung zu halten, die eingelaufenen Schreiben zu

beantworten und die Kauf- und Schuldbriefe auszufertigen. Aber auch die schwierigeren Rechtsfälle gingen durch seine Hand. An der im Jahre 1507 neu erlassenen Ordnung des Stadtgerichts hatte er z. B. den größten Antheil. Hervorzuheben ist auch sein warmes Interesse für die gerade in Augsburg zu seiner Zeit immer bedenklicher werdende Frage der Armenpflege. Er bekundete dasselbe unter anderem durch die im Jahre 1524 von ihm besorgte Uebersetzung einer Schrift des Oecolampadius über die Vertheilung der Almosen. (Von vßteylung des Almusens, erstmals von Joanne Oecolampadio in Latin beschribben, vnd yetz durch doctorn Chunradum Peutinger von Augspurg vertütschet . . . M D XXIIII. Basel, durch Andreum Cratandrum M D XXIIII 8°. Die höchst seltene Schrift befindet sich auf der königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden.) Wichtiger noch als diese Thätigkeit für die inneren städtischen Angelegenheiten erscheint Peutinger's Vertretung ihrer Interessen nach außen hin. P. führte sowohl im Auftrage des Rathes als in dem des schwäbischen Bundes eine Menge Gesandtschaften aus. So war er im Jahre 1491 in Rom, um von dem päpstlichen Hofe die Erlaubniß, Bürgersöhne in das Domcapitel aufzunehmen, zu erwirken. Wahrscheinlich erlangte er auf dieser Reise zu Padua den Doctorgrad, den er jedesfalls nicht schon am Schlusse seiner italienischen Studienzeit erworben hatte. Da seine Mission ohne Erfolg blieb, ging er nach Linz, um bei Maximilian Hülfe zu suchen. 1496 wurde er auf den Reichstag nach Lindau geschickt. 1499 war er Abgesandter des schwäbischen Bundes zu Tübingen und Reutlingen. Ueber den Verlauf des im gleichen Jahre abgehaltenen Bundestags zu Eßlingen, auf welchem die Ordnungen des Bundes neu festgestellt wurden, erstattete er einen eingehenden Bericht, der nur wenigen hochgestellten Persönlichkeiten zugänglich gemacht wurde. Im folgenden Jahre kaufte er für den Kaiser das Meutingsche Haus in Augsburg, während er ihm 1502 bei Errichtung des Kammergerichts beigegeben war und in seinem Namen die Gesandten Spaniens und der Republik Venedig zu begrüßen hatte. Als Maximilian 1504 wieder nach Augsburg kam, nahm P. bereits eine solche Vertrauensstellung bei ihm ein, daß er wagen durfte, ihn durch sein vierjähriges Töchterlein Juliane in einer lateinischen Rede begrüßen zu lassen. 1505 folgte er dem Kaiser im Auftrage des Rathes zum Reichstag nach Köln. 1506 finden wir ihn wieder bei Maximilian in Graz, von wo er ihn nach Wien und Ungarn begleitete. Seine damalige Aufgabe löste er in überaus glänzender Weise, indem er drei wichtige Privilegien für Augsburg zu gewinnen wußte: die Freiheit de non appellando, die Freiheit, daß auch die kaiserlichen Diener der Stadt zinspflichtig sein sollten, und die Freiheit, daß diejenigen, welche das Bürgerrecht aufgaben, in Jahresfrist ihre liegenden Güter verkaufen und drei Nachsteuern bezahlen mußten. Als Maximilian im J. 1507 von den Kaufleuten zu Augsburg, Nürnberg, Memmingen und Ravensburg ein hohes Anlehen zum Romzuge verlangte, gelang es P., sie wenigstens gegen ähnliche Forderungen für spätere Zeit sicher zu stellen. Ueberhaupt scheute er sich nicht, gelegentlich den Kaiser, der ein säumiger Schuldenzahler war, an seine Verpflichtungen zu mahnen, und seinen Einfluß bei ihm zu Gunsten der großen Augsburger Handelshäuser, namentlich des ihm verwandten der Welser, geltend zu machen. 1513 reiste er in die Niederlande, um auf Befehl des schwäbischen Bundes beim Kaiser die Bestrafung Götz's von Berlichingen zu beantragen. 1517 war er in München, wo es ihm gelang, den Streit, der zwischen Augsburg und Baiern wegen der Lechuferbauten entstanden war, zu schlichten. Neben diesen Reisen im Dienste der Stadt verwandte ihn jedoch Kaiser Max ebenso häufig in seinen eigenen Angelegenheiten, indem er Peutinger's Geschicklichkeit nicht nur für seine politischen Geschäfte, sondern auch für seine privaten künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen

in Anspruch nahm. So hatte P. für die großen Prachtwerke, welche Maximilian's Ruhm in aller Welt verbreiten sollten, fortwährend die nöthigen Künstler zu beschaffen, während ihm über die Ausführung des kaiserlichen Grabmals zu Innsbruck geradezu die beaufsichtigende Oberleitung anvertraut wurde. Es war daher nur eine billige Anerkennung seiner Verdienste und der entsprechende Ausdruck des thatsächlichen Sachverhalts, wenn ihn Maximilian zum kaiserlichen Rath ernannte, um so mehr, als P. niemals seinen eigenen Vortheil, sondern stets nur den Nutzen der Stadt und die Sache selbst im Auge hatte. Merkwürdiger Weise aber hat P. sich dieses Titels weder in seinen Schriften noch in seinen Briefen jemals bedient, während er es nie unterläßt, von seinem Doctortitel Gebrauch zu machen. Eines ähnlichen Ansehens erfreute er sich auch bei den übrigen Fürsten des Reiches; vor allen aber erwies sich ihm der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, stets als ein wohlwollender Gönner.

Der Tod Kaiser Maximilian's bedeutete daher für P. einen schweren Verlust. Doch war er nicht in der Lage, sich den Pflichten seines Amtes zu entziehen, sondern sah sich vielmehr unter den immer schwieriger werdenden Verhältnissen erst recht in Anspruch genommen. Zunächst beschäftigten ihn die Angelegenheiten des schwäbischen Bundes, welcher sich gegen die Uebergriffe des Herzogs Ulrich von Würtemberg zur Wehr setzen mußte, in ungewöhnlichem Maße. Bald darauf empfing er die Weisung, sich zu dem neuen Kaiser Karl V. nach Brügge zu begeben, um denselben im Namen der Stadt zu begrüßen und ihm für den der Stadt betreffs des Blutbannes ertheilten Freiheitsbrief zu danken. Für den Reichstag zu Worms unterbreitete er dem Kaiser eine Reihe von Vorschlägen, welche den Ständen des Reiches vorgelegt werden sollten. Er war selbst auf dem Reichstage anwesend und erhielt am 21. Mai 1521 vom Kaiser nicht nur die Bestätigung aller bereits bestehenden Privilegien der Stadt Augsburg, sondern auch die Verleihung einer neuen Münzgerechtigkeit, gegen welche der Bischof Stadion vergeblich die Intervention des schwäbischen Bundes in Bewegung setzte. Welche bedeutende Wirksamkeit P. in Sachen der von Luther ausgegangenen Reformation während dieses Wormser Reichstages ausübte, und wie er Luther zum Widerruf zu bewegen suchte, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Seine vermittelnde Haltung trug ihm jedoch nur Unannehmlichkeiten zu. In Augsburg erregte dieselbe die größte Unzufriedenheit und man erzählte sich, P. sei von den Päpstlichen bestochen und habe als Lohn eine gute Pfründe zu Wege gebracht. Die Unruhen des Bauernkrieges und die in engem Zusammenhang mit dieser Bewegung stehende Zusammenrottung der radicalen Partei in Augsburg, brachten P. eine neue, nur schwer zu bewältigende Last von Geschäften, da die peinliche Untersuchung gegen die Verschwörer größtentheils in seinen Händen lag. (Ein officieller Bericht Peutinger's über den von dem Barfüßermönch Johann Schilling in Scene gesetzten Aufstand des Jahres 1524 befindet sich im Augsburger Rathsbuch ad annum 1524. Vgl. Friedrich Roth, Augsburgs Reformationsgeschichte 1517 bis 1527, München 1881, S. 127.) Ganz ähnlich erging es ihm einige Jahre später, als es galt die Wiedertäufer, die sich in Augsburg bedenklich ausgebreitet hatten, zu bekämpfen. Auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530 brachte P. im Namen der Stadt die entschiedene Erklärung gegen den bekannten, den Protestanten feindlichen Reichstagsabschied vor. Doch konnte er sich einige Jahre später nicht entschließen, das eigenmächtige Vorgehen des Raths in Religionssachen gut zu heißen. Er behandelte die ihm vorgelegte Frage, ob die Stadt berufen sei, in Religionssachen Aenderungen vorzunehmen, in einer umfassenden Denkschrift im verneinenden Sinne, indem er die ungeduldigen Neuerer auf ein allgemeines Concilium verwies. Da seine Vorschläge kein Gehör mehr

fanden und er auch sonst mancherlei Zurücksetzung erfahren mußte, entschloß er sich, von einer weiteren Betheiligung an den öffentlichen Geschäften abzusehen. Der erbetene Abschied wurde ihm im Jahre 1534 in allen Ehren bewilligt, indem er mit einer Verehrung von 600 fl. in Gold entlassen wurde und den Fortbezug seines bisherigen Gehaltes zugesichert erhielt. Eine weitere Auszeichnung für seine Verdienste wurde ihm im J. 1538 durch Verleihung des Patriciates zu Theil. Seit seinem Austritt aus dem Amte lebte P. nur noch seinen wissenschaftlichen Studien, von deren Weiterführung ihn der Tod am 28. December 1547 abrief. Wenige Tage vorher hatte ihn noch Kaiser Karl V. durch Erhebung in den erblichen Adelstand erfreut. (Die darüber ausgefertigte Urkunde vom 1. December 1547 ist mitgetheilt von Zapf in den Litterarischen Blättern, Nürnberg 1803, Nr. V, Sp. 64—78.)

So umfassend und erfolgreich auch Peutinger's Thätigkeit im Dienste seiner Vaterstadt war, so beruht doch sein Ruhm nicht in erster Linie auf ihr, sondern auf dem, was er als humanistisch gebildeter Gelehrter für die Wissenschaft und Kunst seiner Zeit geleistet hat. Aber auch auf diesem Gebiete muß eine Schilderung seiner Verdienste unvollständig bleiben, vor allem deßhalb, weil nur ein kleiner Theil seiner wissenschaftlichen Arbeiten durch den Druck bekannt geworden ist, während der andere größere noch der Veröffentlichung harrt. Wir besitzen nicht einmal eine vollständige Sammlung seiner ausgebreiteten Privatcorrespondenz und müssen annehmen, daß eine solche nicht nur eine Menge bisher übersehener wissenschaftlicher Beziehungen aufdecken, sondern überhaupt zu den lehrreichsten der Zeit gehören würde. Hielt sich doch P. in seinen Briefen möglichst frei von dem Phrasenthum seiner humanistischen Zeitgenossen, da es ihm weniger um den wohlgefälligen Ausdruck, als vielmehr um die Sache selbst zu thun war. Er hatte sich für seine amtlichen Schreiben einen trockenen, geschäftsmäßigen Ton angewöhnt und übertrug denselben auch auf seine privaten Briefe, an denen der reiche Inhalt wohlthuend berührt. Peutinger's Interesse für die Wissenschaft galt aber nicht etwa nur einer einzelnen Disciplin derselben, sondern erstreckte sich auf fast alle ihre Zweige. Als Jurist hatte er sich eine tüchtige Kenntniß des römischen Rechtes erworben. Ulrich Zasius zählte ihn daher zu der geringen Zahl derjenigen, die mit richtigem Verständniß in das Wesen des römischen Rechtes eingedrungen wären und erfolgreich für dessen Verbindung mit dem einheimischen gewirkt hätten. Gleichwohl war P. im Stande, ein dreijähriges Mädchen lebendig begraben und einen zwölfjährigen Knaben enthaupten zu lassen, weil gegen sie die Anklage des Mordes erhoben worden war. (Eine bisher übersehene Schrift Peutinger's zur Geschichte der Jurisprudenz, die ohne eigentlichen Titel 1529 zu Wien erschien, findet man abgedruckt im Neuen literarischen Anzeiger 1807, Nr. 50, Sp. 790—797.)

Viel mehr als die Jurisprudenz fesselte jedoch P. die Beschäftigung mit geschichtlichen und antiquarischen Forschungen. Diese gemeinsame Lieblingsneigung war es vornehmlich, die ihn mit Maximilian I. verband. P. hatte bei seinem Aufenthalt in Italien die Bedeutung der Inschriften für die geschichtliche Erkenntniß kennen gelernt. Seine Vaterstadt Augsburg bot ihm hinreichend Material in dieser Beziehung, und er ließ sich es angelegen sein, alle nur erreichbaren Fragmente altrömischer Inschriften zu sammeln und sie in einem besonders dazu bestimmten Hofe seines Hauses aufzustellen. Im J. 1505 ertheilte ihm Maximilian den Auftrag, diese Inschriften zu veröffentlichen, und so erschien denn im gleichen Jahre die erste bei Erhard Ratold gedruckte Sammlung dieser Art in Deutschland unter dem Titel: „Romanae vetustatis fragmenta in Augusta Vindelicorum et ejus dioecesi“. Allerdings umfaßte das Werk nur 22 Inschriften, doch setzte P. seine Sammlung unermüdlich fort, wobei

er durch den Kaiser beständig unterstützt wurde, der ihm zahlreiche Münzen und Inschriften, nicht minder auch alte Handschriften als „Beutepfennige“ zugehen ließ. Die zweite, vermehrte und besser ausgestattete Ausgabe dieser Inschriftensammlung erschien 1520 bei Schöffer in Mainz, während die späteren Ausgaben von Marx Welser besorgt wurden. Vgl. Corpus inscriptionum latinarum, vol. VI, pars I (Berlin 1876), p. XLVII und vol. III, pars I, p. XXXI, wo auf die handschriftlich von P. hinterlassenen Inschriftensammlungen, die sich weit über das Augsburger Gebiet hinaus erstrecken, hingewiesen ist.

Als P. sich 1506 bei Maximilian zu Klosterneuburg aufhielt, ertheilte ihm dieser den Auftrag, in Gemeinschaft mit den kaiserlichen Räthen die alten Briefe des Hauses Oesterreich zu berichtigen und einen Auszug daraus zu veranstalten. Zu diesem Zweck wurde ihm ein eigenes Gemach in der Wiener Hofburg eingeräumt, wohin „sein Maiestat von allen orten Cronica vnd historien bringen lassen“. P. verwandte drei Monate auf diese Aufgabe, sah sich aber durch dringende politische Geschäfte an ihrer Durchführung verhindert. Ebensowenig kam das Unternehmen des sogenannten „Kaiserbuches“, einer Art von Regestensammlung, zu Stande, obwol P. auf seinen vielen Reisen und durch zahlreiche schriftliche Anfragen eifrig für dasselbe thätig war. Es haben sich nur einzelne auf der Augsburger Stadtbibliothek aufbewahrte Fragmente erhalten. Wahrscheinlich hat P. auch Aufzeichnungen über die Geschichte seiner Zeit, namentlich über die Ereignisse in seiner Vaterstadt, hinterlassen, wozu ihn ja schon seine amtliche Stellung veranlassen mußte. Unter seinen Freunden wenigstens hatte sich die Nachricht davon verbreitet, wie eine Stelle in Scheurl's Briefbuch beweist; doch bedürfen die verschiedenen P. zugeschriebenen handschriftlichen und gedruckten Chroniken noch eingehender Untersuchung, ehe seine Autorschaft als gesichert gelten kann.

Es war natürlich, daß P. auch auf seine nähere Umgebung anregend für die geschichtlichen Studien wirkte. Er brachte in Augsburg nach dem Muster der rheinischen gelehrten Gesellschaft eine ähnliche zu Stande, deren Mitglieder sich aus Geistlichen, Rathsherren und hervorragenden Bürgern zusammensetzten. (Leider liegt ihre Geschichte noch sehr im Dunkel; man kennt nur die Zahl und die Namen ihrer ersten Mitglieder, weiß aber nichts über die Dauer ihres Bestandes, noch über die Männer, welche ihr etwa später beitraten. Lotter, der Biograph Peutinger's, hatte einst die Absicht, ihre Geschichte zu schreiben, mußte sie aber aus Mangel an Material wieder aufgeben. Vgl. Zapf im Neuen literarischen Anzeiger 1807, Nr. 8, Sp. 113—118.) Ihre Hauptaufgabe bestand in der Herausgabe und Bearbeitung wichtiger Quellenschriften. P. besaß selbst eine reiche Sammlung deutscher Geschichtsquellen und war mit Hilfe der Gesellschaft auf ihre Edition bedacht. Im J. 1496 hatte er die Ursperger Chronik entdeckt, deren erste Ausgabe im J. 1515 durch seinen Freund Johannes Mader (Foeniseca) veranstaltet wurde. An der Drucklegung des von Celtes aufgefundenen Ligurinus (1507) hatte P. einen wesentlichen Antheil, während er Beatus Rhenanus zu der Edition des Procopius anregte. 1515 erschien, von ihm trefflich bearbeitet, „Jordanis de Rebus Geticis“ und noch in demselben Jahr eine Ausgabe von „Pauli Diaconi historia Langobardorum“. Dagegen scheint seine Ausgabe des Macrobius: „de somno Scipionis“ nicht fertig geworden zu sein. Ebenso scheint die Ausgabe des Antonius Musa und des Apulejus Celsus „de herbarum medicaminibus“, mit der sich P. bereits im J. 1513 beschäftigte, unvollendet geblieben zu sein, obwol Michael Hummelberg noch im J. 1525 an Beatus Rhenanus meldet, daß P. diese Schriften veröffentlichen werde. (Vgl. auch Hummelberg's Schreiben an Rhenanus vom 29. Juni 1531.) Daß die von Celtes entdeckte und P. geschenkte tabula Peutingeriana erst spät nach seinem Tode veröffentlicht wurde, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Von

hohem Interesse für die Beurtheilung von Peutinger's kritischer Befähigung sind seine 1506 veröffentlichten „Sermones convivales de mirandis Germaniae antiquitatibus“. Die umfangreichste Untersuchung in dieser Schrift behandelt im Anschluß an Wimpfeling's Forschungen die Frage nach den alten Grenzen Galliens und Germaniens, als deren Ergebniß die Behauptung erscheint, daß die Städte diesseits des Rheins von Köln bis Straßburg und einige andere Städte von Cäsar's Zeit an und schon früher nicht den Galliern, sondern deutschen Königen und nachher den römischen Kaisern unterworfen waren. Als Beweis dienen zumeist Stellen römischer Autoren, in denen sich P. sehr bewandert zeigt; gleichzeitig müssen aber auch modernere Geschichtschreiber herhalten, wobei es passirt, daß auch die Autorität des falschen Berosus angerufen wird. Hingegen zweifelt P. stark an der Echtheit des von seinem Freunde Trithemius aufgebrachten Hunibald, und Gaguinus erfährt die ihm gebührende Zurechtweisung. Gelegentlich kehrt sich P. auch gegen seinen ehemaligen Lehrer Pomponius Laetus, dessen Behauptung, daß die Buchdruckerkunst längst den Italienern bekannt gewesen und von den Deutschen nur neu entdeckt worden sei, seinen patriotischen Zorn erregt. Viel kürzer wird die Frage erörtert, ob der Apostel Paulus verheirathet gewesen sei. P. entscheidet sich unter Berufung auf eine Stelle in dem Briefe des Ignatius Martyr an die Philadelphier für die Bejahung derselben, war also kühn genug, seine eigene Meinung der Tradition der Kirche entgegen zu setzen. Allerdings mußte er um dieses Vorgehens willen den Angriff eines Mönches erfahren, was ihn jedoch nicht hinderte, sich in dem Streite Reuchlin's und Pfefferkorn's auf die Seite des ersteren zu stellen. Ebenso zeigte er ein ungemein lebendiges Interesse für die Sache der Reformation und die kirchlichen Fragen der Zeit. Mit Eifer lag er patristischen Studien ob, was die zahlreichen Randbemerkungen der in seinem Besitze befindlich gewesenen Ausgaben der Kirchenväter beweisen. Offenbar hielt Kaiser Maximilian auch in dieser Beziehung große Stücke auf P., denn als er auf den Einfall kam, in besonderen, für das Verständniß des gemeinen Mannes geeigneten Schriften die Geheimnisse des christlichen Glaubens darlegen zu lassen, erhielt auch P. den Auftrag, sein Gutachten über diesen Plan abzugeben.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß P. das Auftreten Luther's anfänglich mit Freuden begrüßte. Man weiß, mit welcher Freundlichkeit er jenen bei seinem Besuche in Augsburg im J. 1518 aufnahm. Ebenso unterhielt er zu Oekolampadius eine Zeitlang freundschaftliche Beziehungen, die auch noch fortdauerten, als dieser Augsburg den Rücken gekehrt hatte. Doch würde man fehl gehen, wenn man P. für einen entschiedenen Anhänger der Reformation ansehen wollte. Er gehörte zu den Männern, die mit einer Reformation im Sinne des Erasmus zufrieden gewesen wären, war aber nicht entschieden genug, vollständig mit der römischen Kirche zu brechen. Diese Gesinnung tritt am deutlichsten aus seinem vermittelnden Rath an Luther während des Wormser Reichstages von 1521 hervor. So wenig P. Bedenken trug, in einzelnen Punkten von der Lehre der Kirche abzuweichen, so wenig war er gewillt, einen besonderen Werth auf seine eigenen Ansichten zu legen; vielmehr versicherte er ausdrücklich, daß er durchaus nichts gegen jene behaupten wolle und daher hoffe, Gott werde ihm etwaige ungebührliche Aeußerungen in seiner Gnade nachsehen. Den Männern der durchgreifenden Reformation erschien er daher schon in den Anfängen der Bewegung als unzuverlässig; heißt es doch bereits im „gehobelten Eck“ von ihm, daß er veränderlicher als ein Chamäleon sei.

In seinen Neigungen für die humanistischen Wissenschaften aber blieb sich P. bis an das Ende seines Lebens treu. Da er in seiner Jugend keine Gelegenheit gehabt hatte, Griechisch zu erlernen, machte er sich auf den Rath seines

Freundes Reuchlin noch im Alter von mehr als vierzig Jahren an diese schwierige Aufgabe und erwarb sich auch auf diesem Gebiete tüchtige Kenntnisse. Bei dieser ausgeprägten Neigung für die Studien konnte es P. als einen besonders Glück verheißenden Umstand ansehen, daß er an seiner Gattin Margarethe eine gleichstrebende Genossin fand. Dieselbe war als Tochter des Memmingischen Stadthauptmanns Welser am 14. März 1481 geboren, vermählte sich am 27. December 1499 mit P. und überlebte ihren Gatten um fünf Jahre, da sie erst 1552 starb. Sie brachte ihrem Gatten nicht nur ein ansehnliches Vermögen zu, sondern zeichnete sich auch durch eine Fülle häuslicher Tugenden aus. Gleichzeitig war sie bemüht die Studien ihres Gemahls zu fördern, zu welchem Zweck sie das Lateinische erlernte. Sie schrieb selbst lateinische Briefe und hat sich sogar mit einer eigenen Abhandlung antiquarischen Inhalts versucht. (Margaritae Velseriae, Conradi Peutingeri Conjugis, ad Christophorum fratrem epistola multa rerum antiquarum cognitione insignis. Quam primus typis exscribendam curavit H. A. Mertens. Augustae Vindelicorum 1778, 8°.) Die mit ihr erzielte Nachkommenschaft Peutinger's war sehr zahlreich. Von seinen Töchtern sind zwei in der Geschichte bekannt geworden: Juliane, die im Alter von vier Jahren Kaiser Maximilian mit einer lateinischen Anrede begrüßte, aber bereits als Kind starb, und Constantia, von Hutten, dem sie am 12. Juli 1517 bei der Dichterkrönung durch Kaiser Maximilian den Lorbeerkranz geflochten hatte, als die schönste und tugendhafteste der Augsburger Jungfrauen gepriesen. Das Erbe von Peutinger's Ansehen und Gelehrsamkeit trat sein ältester Sohn Claudius Pius, geb. am 28. October 1509, † 1551, an. Auf das trefflichste vorgebildet, studierte er in Orleans und Ferrara Jurisprudenz, um nach seiner Rückkehr als Syndicus in städtische Dienste zu treten, in welchen er eine ähnlich weitverzweigte Thätigkeit wie sein Vater als häufiger Abgesandter der Stadt und später als Assessor am Matrimonialgericht entwickelte. Auch Christophorus, der zweite Sohn Peutinger's, geb. 1511, † am 11. April 1576, trat in den Dienst seiner Vaterstadt Augsburg und brachte es bis zum Bürgermeister und Vorsitzer des Rathes. Weniger bedeutend waren die beiden anderen Söhne Peutinger's: Johannes Chrysostomus und Karl. Diesen Söhnen vermachte P. in seinem und seiner Ehefrau Testament vom 29. März 1538 (abgedruckt in den Litterarischen Blättern, Nürnberg 1802, Nr. XX, Sp. 445—460) seine reichhaltige Bibliothek und seine sonstigen Sammlungen von Kunstgegenständen und Antiquitäten. Die Bibliothek ging im J. 1715 durch Geschenk des letzten Sprossen des Geschlechtes, des Ignatz Peutinger, in den Besitz des Augsburger Jesuitenklosters über (C. G. v. Murr's Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Litteratur, Theil XIII, Nürnberg 1784, S. 311—318: „Index codicum manuscriptorum bibliothecae Peutingerianae in Collegio Soc. Jesu" . . Augustae Vindelicorum), nach dessen Aufhebung ihre Schätze zum Theil in die kgl. Hof- und Staatsbibliothek nach München, zum Theil in die neu begründete Kreis- und Stadtbibliothek zu Augsburg kamen. Aber auch die Wiener Hofbibliothek und die kgl. Bibliothek zu Stuttgart besitzen Peutinger'sche Manuscripte. Doch mögen auch sonst noch in Privatbesitz mancherlei von P. herrührende oder auf ihn bezügliche Schriftstücke zu finden sein. Vgl. z. B. den Katalog der Bibliotheca Foeringeriana, hrg. v. K. Fr. Mayer, München 1880, S. 122, Nr. 3229.

Das Hauptwerk über P. ist immer noch die Historia vitae atque meritorum Conradi Peutingeri. Post Joh. Ge. Lotterum edidit Franc. Ant. Veith. Accedunt Conradi Peutingeri et aliorum eius aetatis eruditorum epistolae ineditae LI. Augustae Vindelicorum MDCCLXXXIII. 8°. Auf Veith stützt sich im wesentlichen der bisher nur von Böcking in seiner Huttenausgabe beachtete umfangreiche Artikel von K. Eckermann in der Allg. Encykl.

von Ersch u. Gruber. — Wesentlich Neues bringt dagegen Theodor Herberger, C. Peutinger in seinem Verhältnisse zum Kaiser Maximilian I. Augsburg 1851. — Vgl. ferner: Merkwürdigkeiten der Zapfischen Bibliothek. Bd. I. Augsburg 1788. 8°. S. 261—263; 288—301. — G. W. Zapf, Augsburgische Bibliothek. Bd. I, II. Augsburg 1795. (Register.) — H. A. Erhard, Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftl. Bildung. Bd. III. Magdeburg 1832. S. 394—411. — J. Döllinger, Die Reformation. Bd. I. 2. Aufl. Regensburg 1851. S. 571—573. — H. A. Lier, Der Augsburgische Humanistenkreis. (Zeitschrift d. Hist. Ver. f. Schwaben u. Neuburg. Augsburg 1882. VII. Jahrg. Heft 1. S. 72 ff.) — L. Geiger, Renaissance und Humanismus. (Allg. Weltgeschichte, von W. Oncken II, 8. Berlin 1882. S. 370—372.) — Wegele, Geschichte der Deutschen Historiographie. (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, Bd. XX.) München 1885. S. 110—116. H. A. Lier.

Peutinger: Ulrich P., Benedictiner, geboren am 8. Juni 1751 zu Inningen bei Augsburg, † 12. Juni 1817 zu Irrsee bei Augsburg. Er legte 22. November 1772 in der Benedictiner-Abtei Irrsee die Gelübde ab, wurde 1776 zum Priester geweiht, war einige Zeit Professor der Philosophie in Irrsee, 1793—1804 Professor der Dogmatik in Salzburg, 1804 in dem Stifte Wiblingen und kehrte dann nach Irrsee zurück. Er hat geschrieben: „Σκιαγραφία universi juris canonici“, 1779; „Religion, Offenbarung und Kirche in der reinen Vernunft aufgesucht“, 1795, „Geschichte der Kirche“, 1. (einziger) Band 1802 und einige Dissertationen, von denen die „De mutata theologia et immutabili ecclesiae fide“, 1797 die interessanteste sein wird.

Lindner, Schriftsteller des Benedictiner-Ordens 2, 174. — Werner, Gesch. der kath. Theol. S. 252. Reusch.

Peyer: Johann Konrad P., Arzt, einer vornehmen Familie in Schaffhausen entsprossen, ist daselbst am 26. December 1653 geboren. Er hatte zuerst in Basel, später, unter Duverney, in Paris Medicin studirt, war dann zur Vollendung seiner Studien nach Basel zurückgekehrt und hat hier 1681 die Doctorwürde erlangt. Er habilitirte sich darnach als Arzt in seiner Vaterstadt, bekleidete gleichzeitig der Reihe nach die Lehrstühle der Rhetorik, Logik und Physik und ist, von seinen Zeitgenossen hochgeehrt, daselbst am 29. Februar 1712 gestorben. — P. nimmt unter den Anatomen seiner Zeit eine sehr achtenswerthe Stellung ein. Am bekanntesten ist er durch die Schrift: „Exercitatio anatomico-medica de glandulis intestinorum, earumque usu et adfectionibus etc.“ (1677), in welcher er die von ihm entdeckten und nach ihm benannten (Peyer'schen) Schleimhautfollikel des Dünndarms beschreibt; weitere anatomische Entdeckungen hat er in der von ihm und Joh. Jak. Harder gemeinschaftlich unter dem Titel: „Paeonis et Pythagorae (die Namen, welche beide Forscher als Mitglieder der Leopoldinischen Akademie trugen) exercitationes anatomico-medicae etc.“ (1682) herausgegebenen Schrift, und in „Parerga anatomica et medica VII“ (1681, 1682) niedergelegt, ferner in der „Merycologia s. de ruminantibus et ruminatione commentarius“ (1685) interessante vergleichend-anatomische und -physiologische Untersuchungen über die Verdauungsorgane der Wiederkäuer mitgetheilt, sodann in „Methodus historiarum anatomico-medicarum etc.“ (1678) bei Gelegenheit der Beschreibung einer anatomisch untersuchten Herzerkrankung Vorschriften über die Ausführung pathologisch-anatomischer Untersuchungen gegeben und eine größere Zahl anatomischer, pathologisch-anatomischer und teratologischer Beobachtungen in den Verhandlungen der Leopoldinischen Akademie veröffentlicht.

Eloy, Dict. histor. de la méd. Mons 1778, III, 536. — Haller, Bibl. anat. I, 640; Bibl. med. pract. III, 420. A. Hirsch.

Peypus: Friedrich P. (auch Beysus, Artemisius), ein gelehrter Buchdrucker und einer der ersten Sortimentsbuchhändler zu Nürnberg, soll 1485 zu Herrnstadt (Schlesien) geboren sein und wirkte zu Nürnberg von ungefähr 1510—35. Er hatte die Bestände der Ende des 15. Jahrhunderts erloschenen Creußner'chen Druckerei erworben und besaß auch Typen der 1504 von Koberger aufgegebenen Druckerei. Im J. 1515 erwarb er das Bürgerrecht zu Nürnberg und in demselben Jahre findet er sich als Besitzer eines Buchladens am Markte im Plobenhofe. Seine Thätigkeit als Drucker bestand theils im Werkdruck für Koberger und Leonhard zu der Aich in Nürnberg und für Lukas Alantsee in Wien, theils im Nachdruck von Reformationsschriften. Durch diese widerrechtliche Beschäftignng trug er viel zur Verbreitung der Ideen der Reformation in Franken bei. So druckte er u. A. bereits 1518 ohne Erlaubniß des Rathes auf Begehren der Nürnberger Augustinermönche Luther's deutschen Tractat gegen den Ablaß. Im J. 1524 druckte er Luther's Uebersetzung vom Neuen Testament nach, dem er im folgenden Jahre den Psalter folgen ließ. Außerdem gab er noch verschiedene Schriften von Luther, Melanchthon, Bugenhagen heraus. Sein Signet bestand in einem Würfel mit der Aufschrift: Ratio vincit.

Will und Nopitsch, Nürnberg. Gelehrtenlexikon. — Hase, Die Koberger. 2. Aufl. Leipzig 1885. Pallmann.

Pez: Bernhard P., geb. zu Ybbs in Niederösterreich am 22. Februar 1683, † im Kloster Melk am 27. März 1735, Geschichtsforscher. — Sohn eines bemittelten Gastwirths, an den Gymnasien in Wien und Krems geschult, verlor P. früh den Vater, fand jedoch an der Mutter die Stütze zur Vollendung der Humanitätsstudien und faßte dann den Entschluß, Klostergeistlicher zu werden. Mit 16 Jahren trat er in das Kloster Melk, O. S. B., als Novize ein, um hier zugleich im Hausstudium den philosophischen Curs zu vollenden und 1703 am Stiftsgymnasium als Lehrer der ersten Grammatikalclasse Verwendung zu finden. Außerdem verlegte er sich mit vielem Eifer auf das Studium der lateinischen und griechischen Classiker, der hebräischen und der französischen Sprache. 1704 wurde er in die theologischen Studien nach Wien entsandt. Den 29. Mai 1708 las er als Priester seine erste Messe. Wie begeistert er für das Ansehen und die Geltung seines Ordens war, zeigt am besten seine Jugendarbeit, das „Protrepticon philologicum", aber ebenso sehr athmet darin der Eifer für die Pflege der Latinität. Der innerste Drang zur Geschichtsforschung, — als Geschichtschreiber versuchte sich P. bereits früh genug, indem er unter dem Namen Bernardus Isipontanus 1709 zu Wien bei Georg Schlegel das Büchlein „De irruptione bavarica in Tirolim anno 1703 a Gallis et Bavaris facta", libri III (12°), erscheinen ließ, — gewann an dem Studium der bahnbrechenden Werke der französischen Ordensbrüder (Mauriner), insbesondere eines Mabillon, Halt und Nahrung und bestimmte ihn, dem das Amt eines Klosterbibliothekars übertragen worden, zur rastlosen Aufnahme archivalischer Studien in den Klosterbüchereien, so zunächst in Melk und Wien. Er war es auch, der seinen leiblichen Bruder und jüngere Klostergenossen hierfür gewann. Abt Berthold gewährte ihm 1715 einen Urlaub. Er wandte sich nach Seitenstetten, dann nach Oberösterreich, in die Klöster Garsten, Gleink, S. Florian, Kremsmünster, Lambach und Baumgartenberg, um, wie dies die Mauriner für ihre Bibliotheca thaten, Mabillon durch sein Iter Germanicum nahe legte, die handschriftlichen Schätze der österreichischen Benedictinerklöster aufzuspüren und zur Geltung zu bringen, wie sich dies in seiner „Epistola encyclica ad omnia ordinis Benedictini monasteria . . . ." (Acta erudit. Lipsiens. 1716, Sept.) ausgesprochen findet. An diesem Streben hatte auch die zwischen dem Benedictiner- und Jesuitenorden längst vorhandene Rivalität ihren Antheil. — Im J. 1714

war zu Wien aus der Feder eines Jesuiten ein Büchlein unter dem Titel Cura salutis, sive de statu vitae mature et prudenter deliberandi methodus .... erschienen. Dessen Inhalt erschien unserm P. so herausfordernd, daß er nicht säumte, im J. 1715 eine ausführliche Apologie des Benedictinerordens nicht bloß, sondern auch der Cistercienser und Prämonstratenser unter dem Pseudonym „P. Mellitus Oratius" als „Herausgebers" der „Epistolae apologeticae pro ordine Sancti Benedicti R. D. P. Bernardi Pezii Benedictini et Bibliothecarii Mellicensis, adversus libellum »Cura salutis« zu schreiben ...." In dieser (303 Octavseiten starken) Druckschrift erscheinen zunächst der Brief eines gewissen Antonius Florbert, der in das Benedictinerkloster Melk als Novize eintrat, aber nach der Rückkehr zu den Wiener theologischen Studien durch die Lectüre des Büchleins Cura salutis für die Vertauschung des Benedictinerordens mit dem der Jesuiten gewonnen wurde und die Gründe dieses Standeswechsels dem Melker Professen und Bibliothekar P. kundgab und das bewußte Büchlein seinem Schreiben (datirt vom 1. Juli 1714) beischloß, sodann die 10 Briefe Pez's gegen die Anwürfe der Jesuiten, mit erläuternden Anmerkungen ausgestattet. P. zeigt sich da als beredter und sachkundiger Vertheidiger der Benedictiner und der andern alten großen Orden, sowohl in Hinsicht ihrer Verfassung als auch ihrer Thätigkeit auf allen Gebieten geistlichen Wirkens. Den Schluß dieser Apologie bildet zum Beweise des unentwegten wissenschaftlichen Strebens der Benedictiner der „Catalogus scriptorum, qui ab anno 1600 usque ad hoc tempus in ordine S. Benedicti claruerunt". Als Epilog hat die „Epistola XII" zu gelten, worin jener Florbert erklärt, durch die Argumente Pez's über das Richtige der Jesuitenstrategie wider den Benedictinerorden belehrt und für den ursprünglichen Entschluß, dessen Genosse zu werden, gewonnen zu sein. — Es ist begreiflich, daß die Jesuiten dieses Buch unseres P. nicht unbeantwortet ließen. Wir werden seinerzeit darauf zu sprechen kommen. Im J. 1716 rüstete sich P., um in Gemeinschaft seines Bruders Hieronymus die niederösterreichischen Klöster zu durchforschen. Das Forscherpaar begann mit der Donaufahrt nach Klosterneuburg, einer Reise, die zufolge eines fürchterlichen Gewittersturmes bei Tulln leicht einen tragischen Ausgang finden konnte, begab sich dann in die Mauerbacher Karthause, nach Heiligenkreuz, Klein-Mariazell, Lilienfeld, wo sie Abt Chrysostomus mit offenen Armen aufnahm und eine reiche Fundstätte sich erschloß, ferner nach Göttweig, Zwettl, Altenburg und Pernegg.

Zwischen diese und die nächste Forschungsreise fällt, abgesehen von dem oben bereits angeführten Rundschreiben an alle Benedictinerklöster zur Unterstützung des von ihm geplanten litterargeschichtlichen Werkes und der Schrift: „Triumphus castitatis s. acta et vita venerab. Wildburgis, virginis reclusae Sanct-Florianensis" (1715), die „Generalis Bibliotheca Benedictina" und die Veröffentlichung des Buches: „Bibliotheca Benedicto-Mauriana, seu de ortu, vitis et scriptis Benedictinorum e celeberrima congregatione Sti Mauri in Gallia libri II", worin P. den Verdiensten der französischen Ordensgenossen und ihres litterarischen Verbandes Rechnung trug, um die österreichischen Mitbrüder für eine gleiche Thätigkeit zu gewinnen; andrerseits gab P. den „Anonymus de scriptoribus ecclesiasticis" aus der Melker Bibliothek heraus. Die nächste Forschungsreise der Gebrüder Pez galt den Klöstern Baierns und des Schwabenlandes; doch sollte auch der Weg durch Oberösterreich und Salzburg nicht ohne Arbeit und Gewinn bleiben, welchen insbesondere die Klöster Lambach, Mondsee, andrerseits das St. Peterskloster und die erzbischöfliche Bibliothek in Salzburg abwarfen. Ueber Traunkirchen ging es nun ins Baiernland, zunächst in das Kloster Seon, nach Ettal, Rot, Beihartingen und Weyern. Ungemein lohnend waren die Ergebnisse in Tegernsee und Benedictbeuren, gering in Bernried und

Polling, bedeutend zu Wessobrunn. Ueber Andechs oder Heiligenberg erreichten die Forscher München, um hier die kurfürstliche Bibliothek in Augenschein zu nehmen. Dem ersten Besuche Freisings schloß sich der Besuch Weihenstephans an und von hier eilten sie nach Freising zurück, in den Handschriftenwust des Capitelarchivs. Dann besuchte P. das Prämonstratenserstift Neu-Zell, über Weihenstephan das Kloster Scheyern und schlug dann die Straße nach Augsburg ein, die ihn über Thierhaupten führte. Namhaft war die Ausbeute in der Dombibliothek Augsburgs und im dortigen Benedictinerkloster zum h. Udalrich.

Obschon P. vor Begierde brannte, die Schätze von Weingarten, Ottobeuern, Reichenau und insbesondere von St. Gallen zu besehen, so nöthigten ihn doch körperliche Gebrechen, Magenleiden und Schwindelanfälle, an den Heimweg zu denken, welchen er in Gesellschaft seines Bruders über Holzen, Schwäbisch-Werde, Weltenburg, Regensburg, Priflingen, Oberaltaich, Windberg, Metten, Niederaltaich, Passau, Formbach und von Passau aus ins Heimathland einschlug. Den Schluß der ergiebigen Forschungsreise machte der Aufenthalt in der Vaterstadt Ybbs, wo er seine Mutter begrüßte, um dann am 22. September wieder in Melk einzutreffen, das er den 3. Mai verlassen.

Um diese Zeit mußte P. eine litterarische Fehde ausfechten, die ihm seine Mittheilung in den „Acta erud. Lipsiensium“ (Januar 1717) über den von P. im Cistercienserkloster Zwettl eingesehenen Codex Udalrici Babenberg. episcopi zuzog. P. hatte in jener Mittheilung über den Inhalt dieser Handschrift alle Urkunden, Briefe u. s. w., die ihm als noch ungedruckt erschienen waren, von den andern, die er als bekannt wußte, durch ein Sternchen unterschieden und das Vorhaben geäußert, den ganzen 350 Nummern umfassenden Codex herauszugeben. Der damalige Vorsteher der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien, Benedict Gentilotti, dem ein zweites Exemplar dieser Handschrift vorlag und deren theilweise Benutzung durch Gretser und Tengnagel bekannt war, verschanzte sich nun hinter einen angeblichen Brief seines Landsmannes und Studiengenossen „Angelo Fontejo“ aus Verona, an Prof. Joh. Burkhard Mencken in Leipzig, worin sich Angelo Fontejo (Mai 1717) in zwei Richtungen über jenen Aufsatz unseres P. abfällig äußerte. Erstlich habe P. viele Urkunden, Briefe und andere Denkmaler in dem bewußten Codex durch Sternchen als noch nicht veröffentlicht bezeichnet, die es thatsächlich längst bereits wären, und fürs zweite sei schon aus diesem Grunde ein Abdruck der ganzen Handschrift überflüssig. P. beeilte sich nun, in der Form eines Briefes an Gentilotto, eine ausführliche Selbstvertheidigung (1717) zu veröffentlichen und Gentilotto gewissermaßen als Schiedsrichter anzurufen. Gentilotto antwortet darauf mit einem langen Briefe des Angelo Fontejo und einem Vorworte an P., das bei aller Verbindlichkeit und Glätte den eigentlichen Sachverhalt wohl durchschimmern läßt.

Wie ausdauernd und rasch unser P. zu arbeiten verstand, beweist die Thatsache, daß er die Früchte seines Sammeleifers für sein namhaftestes Quellenwerk, den „Thesaurus anecdotorum novissimus, seu veterum monumentorum, praecipue ecclesiasticorum, ex Germanicis potissimum bibliothecis adornata collectio recentissima“, bereits 1721 (1.—3. Band) der gelehrten Welt unterbreiten konnte. Kaiser Karl VI. berief ihn und seinen Bruder Hieronymus nach Wien und nahm deren beiderseitigen Werke mit freundlicher Anerkennung entgegen.

Mitten in diese rastlosen und aufreibenden Publicationen in verschiedener Richtung (1722—23 erschien der 4. Band des Thesaurus und 2 Bände einer „Bibliotheca ascetica, antiquo-nova . . . .“) fällt das Wiederaufflackern der Benedictiner- und Jesuitenfehde. Als Kämpe des letztgenannten Ordens trat damals der allerdings kenntnißreiche und streitbare Ordensmann Marcus Hansiz unter dem Pseudonym „Modestus Taubengall“ auf. 1723 erschien nämlich unter

dem Titel Modesti Taubengall Apologeticus adversus Umbras Oratii Melliti pro fama A. R. P. Gabrielis Hevenessi et universae Societatis Jesu in causa libelli, qui „Cura salutis“ inscribitur, praecipiens methodum de statu vite mature ac prudenter deliberandi, mit dem angeblichen Druckorte Verona, ein ziemlich umfangreiches Büchlein, den Ordensgenossen gewidmet. Darin wurde als Verfasser jenes „bestgemeinten“ Werkes Cura salutis der Vorstand des Wiener Profeßhauses, Gabriel Heveness († 1715), ein unsäglich fleißiger Polyhistor, enthüllt und in allerdings überschwänglicher Weise gegen jeden Anwurf vertheidigt. Hatte P. den Benedictinerorden thunlichst verherrlicht, so läßt es „Taubengall“ an einer saftigen Apologie der Gesellschaft Jesu nicht fehlen. P. verzichtete, auf diesen ziemlich heftigen Angriff zu antworten, indem er bloß die Erklärung abgab, daß er an dem ihm fälschlich zugemutheten Libellus pro defensione status Petrini adversus anonymum Jesuitam Viennensem editum (gegen die Cura salutis gerichtet) ebensowenig theilhabe als an den bezüglichen Streitschriften des Joh. Barth. Werdinger. Mitten in seine weiteren Arbeiten (1724—26 erschien der 3.—10. Band der Bibliotheca ascetica, 2 Bände der Homiliae des Admonter Abtes Gottfried, der 5. und 6. Band des Thesaurus und die Ausgabe der Opuscula philosophica des Admonter Abtes Engelbert) fällt ein Ereigniß von entscheidender Bedeutung. P. erhielt nämlich die Einladung, den Hofkanzler Grafen von Sinzendorf, Mandatar Kaiser Karls VI. zum Congresse von Soissons, nach Frankreich, dem Lande seiner wissenschaftlichen Sehnsucht, zu begleiten (1728). Hier erschlossen sich ihm fruchtbare Bekanntschaften mit wissenschaftlich bedeutenden Ordensbrüdern und andern Gelehrten, einem Montfaucon, Martene, Durand, François le Texier, Aug. Calmet, Jaques Martin u. A. Alle Ordensbibliotheken, die er besuchen wollte, standen ihm offen. Auf der Rückreise aus Frankreich besuchte P. auch deutsche Klöster, so das Zwiefaltener, zur Ergänzung seiner Forschungen. Es wurde ihm auch bald die ehrende Aufgabe zu Theil, von dem Hofkanzler nach Wien eingeladen, seine Meinung über das seit Leibnitz (s. Artikel) im Zuge befindliche, aber unverwirklicht gebliebene Project der Errichtung einer kaiserlichen Akademie der Wissenschaften abzugeben. Von Wien in sein Kloster heimgekommen beschäftigte sich P. mit der Ausarbeitung zweier Dissertationen in Briefform. Die eine an den Jesuiten P. M. Hansiz (den unter dem Pseudonym Taubengall versteckt gewesenen Widersacher) gerichtet (Wien 1731), mühte sich mit der St. Rupertusfrage ab und stieß auf dessen herben Widerspruch, die andere war dem Hofkanzler Sinzendorf zugedacht und behandelte den Namen und Ursprung der Habsburger (Wien 1731).

Zwei litterarische Angelegenheiten bereiteten unserm P. empfindlichen Verdruß. Die eine betraf seine Schrift: „Vita et revelationes Venerab. Virg. Agnetis Blanbekin“ (Leben und Visionen einer Wiener Nonne, Zeitgenossin der ersten Habsburger), die von der Censur unterdrückt wurde, weil man darin Anstößiges für gläubige Gemüther entdeckte. Die zweite hing mit dem von P. im Kloster Zwiefalten gemachten Funde der Acta St. Trudperti des Erchanbaldus zusammen, und zwar mit der darauf fußenden Schrift unsers P. über das Zeitalter des heiligen Rupert, deren oben gedacht wurde. Hansiz veröffentlichte nämlich 1731 eine Responsio ad epistolam P. Bern. Pezii Bened. et Biblioth. Mellic. super vita Sti Trudperti . . ., worin er zunächst erklärte, daß er dadurch in seiner Annahme von der Zeit der Mission des heiligen Rupert durchaus nicht erschüttert werden könne, und überhaupt die Combinationen des P. ziemlich erfolgreich anfocht. Während P. nach seiner Rückkehr vom Besuche des Klosters Göttweig an einer ausführlichen Gegenschrift oder Apologie arbeitete, überraschte den Unermüdlichen am 24. März 1735 ein heftiger Krankheitsanfall, der aller ärztlichen Hilfe spottete und ihn am 27. d. M. im 53. Jahre aus einem der Wissenschaft geweihten Leben riß.

Aus dem stattlichen Nachlasse erschien noch zu Nürnberg 1736: „Francisci Tagii, Physici et equitis, descriptio, seu liber de obsidione urbis Papiensis et de captivitate Francisci I Regis Galliae, e Bibl. Mellicensi“. Massenhaftes Material war für die Bibliotheca Benedictina Generalis, für das Museum historico-theologico-asceticum etc. vorbereitet, desgleichen eine Ausgabe der Comm. allegorici des Admonter Abtes Irinbert und zahlreiche Abschriften mittelalterlicher Denkmäler.

Seine litterarische Bedeutung ruht vornehmlich darin, daß er mit ungemeiner Arbeitskraft und vielseitigem Blicke begabt, das Streben der Mauriner nach Oesterreich zu verpflanzen bemüht war, eine Fülle historischen Materials zu Tage förderte und die Geschichtskunde des Mittelalters in Oesterreich durch ihn einen neuen und nachhaltigen Anstoß erfuhr, abgesehen davon, daß er für sie seinen jüngeren Bruder Hieronymus, den getreuen Arbeitsgenossen, dauernd gewann.

Kropf (sein jüngerer Klostergenosse und Bibliothekar), Bibliotheca Mellicensis, s. Vitae et scripta inde a sexcentis et eo amplius annis Benedictorum Mellicensium . . . . Vindobonae MDCCXXXXVII, p. 545—656. — Archiv f. Gesch., Statistik u. s. w. h. v. Hormayr 1810, S. 416—17. — Ersch u. Gruber, Encyklop. III. S. 20. Thl. u. dem Schlagwort. — Wurzbach im biogr. Lex. XXIII. (1870) 145—148. — A. Mayer, Gesch. der geistigen Cultur Nied.-Oesterreichs, 1. Bd. Vgl. auch die Lit. bei Hieronymus Pez.

Hieronymus P., der jüngere Bruder, Kloster- und Arbeitsgenosse des Vorgenannten, geb. zu Ybbs am 24. Februar 1685, † am 14. October 1762. Wir haben in der biographischen Skizze Bernhard's P. die Familienverhältnisse bereits angedeutet und ebenso der gemeinsamen Forschungsreisen gedacht, und können diese biographische Skizze um so kürzer halten, je geräuschloser, ohne litterarische Polemik das Leben dieses Gelehrten, trotzdem es ungleich länger währte, verlief. In Gemeinschaft mit seinem Bruder zu Wien und Krems (an letzterem Orte von dem Jesuiten Franz Wagner) als Gymnasiast geschult, absolvirte P. die philosophischen oder Lycealcurse in Linz Am 26. December 1703 legte er als Novize des Melker Klosters die Profeß ab, wurde Priester daselbst (8. September 1711), nachdem er drei Jahre im Stiftsgymnasium unterrichtet und ein Jahr in Melk, drei Jahre in Wien Theologie studirt, und widmete seine ganze Muße, auch da Hand in Hand mit seinem Bruder, historischen Studien und historischer Forschung. Nach dem Tode seines Bruders Bibliothecarius primarius, 1733 (aber nur für ein Jahr) Novizmeister geworden, lebte und webte P. nur in dem Gedanken, der vaterländischen Geschichte eine quellenmäßige Grundlage zu geben, und in dieser Beziehung war seine, innerhalb engerer und festerer Grenzen sich bewegende Forschung an Planmäßigkeit und nachhaltiger Bedeutung der auf weiter Fläche sich bewegenden, wahrhaft massenhaften Production seines älteren Bruders, der um dreißig Jahre früher, mitten in seinem rastlosen, vielseitigen Schaffen dahingerafft wurde, überlegen, wie eng verwandt und einander ergänzend auch sonst die Arbeiten der Brüder waren. Sie boten ein nicht eben häufiges Beispiel inniger und fruchtbarer Lebensgemeinschaft. Seine erste litterarische Arbeit knüpft sich an das J. 1713. Es sind dies die kritisch erläuterten Acta S. Colomani. Das letzte Druckwerk, 1746 (16 Jahre vor seinem Ableben), ist eine Monographie über Markgraf Leopold den Heiligen von Oesterreich. Zwischen die beiden fällt die Hauptarbeit, sein eigentliches Lebenswerk, die „Scriptores rerum austriacarum veteres ac genuini“, deren 1. Band zu Leipzig, bei Gleditsch, im J. 1721 erschien. Das Ziel und die Methode dieser thatsächlich bahnbrechenden Quellenpublication findet sich in der I. vorangestellten Dissertation erörtert. Bekanntermaßen seien, heißt es hier, die Angelegenheiten Oesterreichs mit denen Gesammtdeutschlands seit mehreren

Jahrhunderten so innig verknüpft und verwoben, daß eine erschöpfende Kenntniß der letzteren nicht ohne umfassendere Erforschung der ersteren glücke; daher hätten die Kenner dieses Sachverhaltes die Ueberzeugung gewonnen, dieser Schwierigkeit könne nur dadurch abgeholfen werden, wenn von einem der Dinge nicht Unkundigen, gewissenhaften und rechtschaffenen Manne eine Specialsammlung der älteren Geschichtschreiber Oesterreichs veranstaltet würde. Bis jetzt sei dies noch nicht geschehen, wie sehr dies auch von einem Lambeck und Daniel Nessel zu hoffen war. Sein geliebter und verehrter Bruder Bernhard sei denn in ihn so lange gedrungen, bis er die eigenen Bedenken überwand. — Er habe sich also entschlossen, die Geschichte Oesterreichs im Spiegel lauterer, zeitgenössischer und ursprünglicher Quellen vorzuführen und zu diesem Zwecke es an der Durchforschung österreichischer und bairischer Bibliotheken nicht fehlen lassen. Er kommt dann auf die Arten seiner Quellen zu sprechen, verweist auf die Wichtigkeit der Passauer Chroniken und Kataloge, der Vitae et acta SS. des 3., 4., 5., 11. und 12. Jahrhunderts, der Chroniken, Genealogien, Nekrologien, Fragmente, der Urkunden, Privilegien, Schenkungen u. s. w. Er betont sodann die Nothwendigkeit kritischer Erläuterungen und richtet einen Appell an die Klostervorstände, seine schwierige Arbeit thunlichst zu fördern. Ein besonderes Gewicht legt er auf die Codices traditionum (Salbücher), deren Benutzung ihm ausgiebigst gewährt werden möge. Dann folgen 5 Dissertationen und zwar: (I) über die verschiedene Benennung Oesterreichs im Wechsel der Zeiten, (II) über die ältesten Bewohner Oesterreichs, (III) über die ersten christlichen Glaubensboten in diesem Lande, (IV) über den Eintritt des ersten Babenbergers in die Geschichte Oesterreichs und (V) über die angeblichen und rein fabelhaften Missethaten der Babenberger: Leopold des Schönen und seines Bruders Albrecht. — Obschon die Ergebnisse sämmtlicher Abhandlungen von der Zeit und Forschung überholt, veraltet sind, so läßt sich doch an sich ebensowenig der historische Wahrheitstrieb als die umfassende Belesenheit des Autors verkennen. Die in diesem Bande aufgespeicherten Quellen, 44 an Zahl, haben zum Schwerpunkt die Melker, Klosterneuburger und Zwettler, anderseits die Salzburger Chronographie oder Annalistik, sodann die Chronik des Wieners Paltram Vatzo, den sog. Anonymus Leobiensis (in der damals noch unerforschten Verquickung mit der Chronik Johanns von Viktring), die (deutsche) Chronik Oesterreichs des sog. Mathäus oder Gregor Hagen und Arenpeck's Chron. Austriacum. Ein Index rerum et verborum macht den Schluß. Schon nach zwei Jahren (1723) war der 2. Band der Scriptores erschienen. Er enthält 57 Stücke; darunter als die relativ namhaftesten: die Admonter Chronik, die Salzburger Annalen des St. Rupertusstiftes, den Kreis kleinerer Quellen zur Geschichte Kaiser Friedrichs III. und vor allem die große Chronik Ebendorfers in 5 Büchern (bis 1463), abgesehen von der böhmischen Chronik des Neplacho, der deutschen „Chronic der Behemen“ u. a.

Nach längerer Frist erschien 1745 in einem anderen Verlage, E. F. Bader zu Regensburg, der 3. Band; er bescheerte uns die ganze Reimchronik Ottokars. Beweist schon dieser Verlagswechsel die Schwierigkeit, solche Publicationen unter die Presse zu bringen, so begreifen wir eben so leicht, daß eine Fortsetzung des Unternehmens, in welchem Jahrzehnte rast- und selbstloser Arbeit staken, an mehr als einer Klippe scheitern mußte. Immerhin boten die drei Foliobände der Scriptores den Grundstock der Geschichtschreibung in und für Deutsch-Oesterreich, und wenn auch dann die sich vielfach mit Pez'schen Scriptores berührenden und deckenden Rerum austriacarum Scriptores, herausgegeben von Adrian Rauch (1793—1794), erschienen; wenn endlich die Monumenta Germaniae im 11. (9.) Bande die von Wattenbach in neuer Anordnung und Gestalt der

Wissenschaft bescheerten Annales Austriae erschlossen, so müssen wir die Pez'sche Sammlung noch immer zur Hand nehmen, falls es sich um die österreichische Chronik Hagen's, um Arenpeck, Ebendorfer und die Reimchronik Ottokar's handelt. Der handschriftliche Nachlaß der Brüder, worin die „Ephemerides rerum in Monasterio et Austria nostra gestarum a die 31. Juli 1741, quo serenissimus elector Bavariae Passaviam occupavit“ unserm Hieronymus angehören, zeigt am besten, wie vielseitig ihre gemeinsame Sammlerarbeit war.

Vgl. Kropf, Biblioth. Mellic. (s. o.) p. 677—682 (bis z. J. 1746). — Wurzbach 149—150 und die andern bei Bernhard P. angeführten Werke; ferner Scriptores ordinis S. Benedicti qui 1750 a. a. 1880 fuerunt in Imperio Austr. Hungarico (Vindobonae 1881) p. 340 (Bernhard P. fehlt dort.) — Ein genaues, chronologisches Verzeichniß der Werke der Gebrüder Pez s. b. Kropf a. a. O. u. z. a) des Bernhard P. S. 602—608. (Außerdem druckt Kropf (S. 609—656) ab: eine Jugendarbeit Bernhard's, das Protrepticon philologicum seu disceptatio literaria in qua tria potissimum examinantur: I. utrum viri eloquentes in ordine Si. Benedicti ab eo condito usque ad a. Domini 1400 floruerint?, II. quibus ex causis cultura latinitatis ab hujus ordinis scriptoribus neglecta videatur?, III. Sitne decorum a Monastici instituti sectatoribus splendorem orationis, et latini sermonis coli, ac illius in sacris elucubrationibus rationem haberi? quae singula eo fine proponuntur, ut intermissum latini sermonis studium in hujus ordinis civibus hac maxima aetate redintegretur. — Personae in dialogo colloquentes: Synegorus: latine defensor Benedictorum; Polemonachus: Oppugnator Benedictinorum; Hieronymus: Interlocutor et fautor monachorum.) — b) des Hieronymus P. S. 679—682. — Ueber den Nachlaß der Gebrüder s. insbesondere Hormayrs Archiv J. 1821, II, S. 516—518; J. 1828, Nr. 148 bis 155.

Krones.

Pezel: Christoph P., reformirter Theologe, Begründer des reformirten Bekenntnisses in Nassau und Bremen, geb. zu Plauen im sächsischen Voigtlande am 5. März 1539, † in Bremen am 24. Februar 1604. Seine Studien machte er in Jena, wo Victorin Strigel, und in Wittenberg, wo Melanchthon sein Hauptlehrer ward. Hierauf wurde er Lehrer in seiner Vaterstadt, 1567 aber Professor in Wittenberg, wo er die theologische Doctorwürde annahm. Damals regte sich unter den Theologen Wittenbergs jene reformirte Richtung, welche man mit dem Ausdrucke Kryptocalvinismus bezeichnet hat. Auch P. fiel derselben zu. Als im J. 1574 Kurfürst August auf Anregung der lutherisch gesinnten Theologen gegen die Anhänger dieser Partei erbittert auftrat, wurde P. mit seinen Freunden Friedrich Widebram, Heinrich Moller, Kaspar Cruciger, Wolfgang Crellius sofort verhaftet, einem peinlichen Verhöre in Torgau unterzogen und dann über zwei Jahre an verschiedenen Orten in gefänglicher Haft gehalten. Zur Wiedererlangung seiner Gesundheit begab er sich nach seiner Entlassung mit seiner Familie nach Eger in Böhmen. Im Frühjahre 1577 folgte er auf Empfehlung Crell's, der schon 1574 Inspector in Siegen geworden, einem Rufe des Grafen Johann des Aelteren von Nassau-Katzenelnbogen. Dieser Herr, ein Bruder des Prinzen Wilhelm von Oranien, bereits durch M. Gerhard Eobanus Geldenhauer, genannt Noviomagus (s. A. D. B. XXIV, 47), den er 1568 aus Hessen in sein Land gezogen, und durch Graf Ludwig zu Sayn und Wittgenstein, vordem Großhofmeister Friedrichs III. von der Pfalz, für das reformirte Bekenntniß gewonnen, suchte zur Einführung desselben in seiner Grafschaft geeignete Persönlichkeiten. Solche glaubte er in P. und seinen Freunden, sowie in einigen durch die lutherische Reaction Ludwigs VI. aus der Pfalz vertriebenen Predigern zu finden. Im Herbste genannten Jahres folgte noch

Widebram, der Inspector in Diez wurde. P. wohnte über ein Jahr am Hofe zu Dillenburg und nahm mit Widebram im März 1578 an der Synode zu Neustadt a. d. Haardt theil. Am 2. November genannten Jahres wurde er in Beisein des Junker Otto von Grünrade zum Pastor in Herborn eingesetzt. In dieser Stadt führte er seines Vorgängers Noviomagus Werk weiter, besonders suchte er durch Belehrung über das Brodbrechen beim Abendmahle auf seine Zuhörer einzuwirken. Am wichtigsten ist jedoch seine Abfassung des sog. nassauischen Bekenntnisses, welches die am 8. und 9. Juli 1578 zu Dillenburg versammelte Generalsynode acceptirte, wodurch das reformirte Bekenntniß hier zu Lande eingeführt ward. Diese Confession erschien 1592 im Drucke unter der Ueberschrift: „Aufrichtige Rechenschaft von Lehr und Ceremonien, so in den Evangelischen Reformirten Kirchen, nach der Richtschnur Göttlichen Worts angestellet.“ Es sollten darin die Hauptunterschiede der reformirten und lutherischen Lehre von Christi Person und dem Abendmahle erörtert und die Uebereinstimmung der reformirten Kirche Nassaus mit allen reformirten Kirchen in und außer Deutschland nachgewiesen werden. Abergläubische Ceremonien, wie Einsegnung der Wöchnerinnen, der Verstorbenen, das Sichbekreuzen u. a. wie auch die Altäre, Kerzen, Chorröcke werden abgeschafft, Predigttexte freigegeben. Wenn auch keine specielle Ueberschrift über die Prädestinationslehre vorkommt, weil über diese kein Streit hier obwaltete, so ist dieselbe doch als grundlegende Lehre darin enthalten, wie u. a. der Artikel von der Kirche diese definirt als die Versammlung der Auserwählten und derer, die der Herr ihm sammelt aus dem menschlichen Geschlechte für und für. Die beste Erläuterung haben wir aber in der sog. Erklärungsschrift zu unserer Confession, die in ihrem letzten oder 29. Artikel die Prädestinationslehre mit allen ihren Consequenzen enthält.

Auf Wunsch der Gräfin Mutter Juliane, welche sehr viel auf P. hielt, mußte dieser alle Mittwoch, wenn er zum Consistorialverhöre nach Dillenburg kam, daselbst predigen. Auch sollte er nach einem Schreiben des Grafen an seine Räthe, dat. Arnheim den 17. October 1579, nach deren Befinden die gräflichen Töchter unterrichten, „damit sie den Articul vom Nachtmahl und was zwischen der Augsburger Confession und unserer, der reformirten Religion für Unterschied und die rechte Meinung sei, recht verstehen möchten“. Aus solchem Vertrauen sowie aus dem Umstande, daß ihn der calvinistisch gerichtete Graf Johann zum Generalsuperintendenten seines Landes gebrauchte, geht evident hervor, daß P. bereits zu derselben Richtung gehörte. Mehrere Vocationen von außen waren hier an ihn ergangen, wiederholt vom Magistrate zu Bremen. Der Graf schlug ihnen anfangs ihre Bitte aus verschiedenen Gründen ab, darunter auch der, daß P. hier zu Lande die Reformation in ziemlichen Fortgang gebracht und daher unentbehrlich wäre, in Bremen aber wären noch Bilder, Exorcismus und andere abergläubische Gebräuche. Wollte P. dagegen predigen, so würde er großen Undank haben. Doch wolle er ihnen P. auf einige Wochen überlassen, wenn sie ihre papistischen Ueberreste aus den Kirchen entfernen wollten. Der Magistrat begnügte sich damit, zumal P. mit Widebram eintraf. Mit diesem ist er dann in angedeuteter Weise in Bremen thätig und schlichtet mehrere unter den Predigern ausgebrochene Lehrstreitigkeiten, besonders den durch Jodocus Glaneus, einen strengen Anhänger der Concordienformel hervorgerufenen, welcher aus der Stadt weicht. Nach seiner Rückkehr in Nassau hielt der Magistrat von Bremen abermals und zwar mit allem Nachdruck um P. an. Im Frühling 1581 verabfolgte denn endlich Graf Johann den so sehr begehrten der Stadt Bremen, deren Gebiet derselbe seine thatkräftigen Dienste nun bis an sein Ende mit Abweisung verschiedener ehrenvoller Berufungen als Leiter oder Superintendent der bremischen Gemeinden und als Lehrer der Theologie, Ge=

schichte und Ethik an der am 14. October 1584 eröffneten Hochschule widmete. Mit Umsicht ordnete er das Kirchenwesen und fixirte die Lehre in der von ihm verfaßten, auf streng calvinischer Anschauung basirenden Bremer Confession, bekannt unter der Aufschrift: Consensus Ministerii Bremensis Ecclesiae von 1595. Für die Volksschulen bearbeitete er den sog. Bremer Katechismus, der in der Lehre mit dem Heidelberger, welchen man aus Vorsicht nicht sofort einführte, sondern erst um 1621, übereinstimmt. Mit großer Entschiedenheit trat er seinem Landsmann, dem Pastor Joseph Naso zu Bremen, welcher in der Taufe mennonitische, im Abendmahle hyperzwinglische Anschauungen vertrat, entgegen. Auch in Schriften trat er polemisch auf, wie gegen Hamelmann, Heßhus, Egidius Hunnius, Selnecker und Philipp Marbach. Für die reformirte Kirche Bremens hat P. den Grund gelegt, auf dem die nachfolgende Zeit weiter bauen konnte. Einer seiner Söhne, Tobias, † am 4. April 1631, hat sich als Pastor und Professor in Bremen einen nicht unansehnlichen Namen erworben. Die große Zahl der Schriften Pezel's hat Steubing a. a. O. aufgezählt. Die meisten sind apologetischen und polemischen Characters, die nur für ihre Zeit bedeutungsvoll waren.

Steubing, Biogr. Nachrichten aus dem XVI. Jahrh. Gießen 1790. — Herzog, Realencycl. — Bayle. — Rotermund, Bremisches Gelehrtenlexikon. — Bremisches Jahrbuch, 9. Bd. 1877. — Prinsterer, Archives I. 7. Bd. — Cuno, Joh. der Aeltere von Nassau-Dillenb. Halle 1869. — Heppe, Bekenntnißschriften der ref. Kirche Deutschl. Elb. 1869. — Cuno, Blätter der Erinnerung an Dr. Casp. Olevianus, S. 110. Cuno.

Pezold: Karl Friedrich P., gelehrter Schriftsteller, geb. zu Ottendorf bei Pirna, nach Ausweis des dortigen Kirchenbuches am 27. Mai 1675 (nicht 1678), † in Leipzig am 30. Mai 1731, wurde, nachdem sein Vater, M. Georg Friedrich P., 1686 als Archidiakonus in Torgau gestorben war, von dessen Amtsnachfolger, dem nachmaligen Pirnaischen Superintendenten Joh. Dav. Schwerdner, erzogen, der ihn, auch als er 1692 das Amt eines Feldpredigers zu versehen hatte, in seiner Nähe behielt und als Feldcantor verwendete. Später wurde P. auf die Schule zu Merseburg geschickt. Im J. 1695 kam er als Student nach Leipzig, hörte hier theologische und philosophische Vorlesungen und wurde am 25. Mai 1696 Baccalaureus der Philosophie, am 27. Januar 1698 Magister. Dann erhielt er ebendort 1703 (nach der Angabe des Universallexikons 1701) das Amt des dritten Collegen an der Nicolaischule, 1704 dasselbe Amt an der Thomasschule und war eben zum Conrector an der letzteren Schule ernannt worden, als er starb. Schon 1710 hatte er die Würde eines Assessors der philosophischen Facultät in Leipzig erlangt. Diejenige litterarische Thätigkeit, durch welche er sich bekannt gemacht hat, knüpft sich an die während der Jahre 1716—1723 von ihm besorgte Herausgabe der in zwölf Bänden erschienenen „Miscellanea Lipsiensia ad incrementum rei litterariae edita“ und hängt mit seiner Stellung in dem 1655 begründeten, später von Chr. Frdr. Boerner geleiteten Collegium Anthologicum zusammen, dessen Senior er vier Jahre lang war. Auch die „Gelehrte Fama“ (68 Theile, 1711—1718) soll von ihm herausgegeben worden sein. Seine zwölf durch den Druck veröffentlichten Dissertationen zeigen in der Wahl ihrer Themata wie in deren Behandlung einen mit Gelehrsamkeit und Fleiß sammelnden Polyhistor, dem jedoch der Sinn für eine in sich zusammenhängende, nach Vertiefung strebende wissenschaftliche Forschung abgeht.

Universal-Lexicon, Bd. 27, Leipzig u. Halle, Zedler 1741, Fol. Sp. 1162 bis 1165. — Albert Forbiger, Beitr. z. Gesch. der Nikolaischule, Lief. 1, Abth. 2, Leipzig 1826, S. 19—21. F. Schnorr von Carolsfeld.

Pezzl: Johann P., philosophischer, topographischer und belletristischer Schriftsteller. Ueber die Lebensverhältnisse dieses merkwürdigen Mannes ist bisher wenig bekannt geworden. Er wurde zu Mollersdorf in Baiern im J. 1756 geboren, studirte in Salzburg Jurisprudenz, lebte später in der Schweiz und von 1785 in Wien, wo er die Stelle eines Secretärs und Bibliothekars beim Staatskanzler Fürsten Kaunitz inne hatte und wo er sich auch vermählte. Im J. 1791 wurde er bei der Chiffrenkanzlei in Wien angestellt. Ob P., wie zu vermuthen, wirklich sich einige Zeit lang in einem Kloster befand, worauf seine 1780 erschienenen „Briefe aus dem Noviziat" schließen lassen, ist nicht erwiesen. Er stand jedenfalls dem Kreise von Wiener Schriftstellern und Dichtern, dem auch Blumauer angehörte, nahe und war diesem Dichter selbst befreundet, wie dessen 1785 verfaßte „Epistel an Pezzl aus Gastein" erweist, auch dürfte er in Beziehungen zu der Wiener Freimaurerloge „zur wahren Eintracht", welche im Grunde genommen ohnehin eine Art gelehrter Gesellschaft war, getreten sein. Nicht einmal das Todesjahr Pezzl's ist mit Bestimmtheit nachgewiesen, Döring in Ersch und Grubers Encyclopädie setzt 1838 an, nach Anderen fällt der Tod Pezzl's in das Jahr 1823. Die Schriften dieses Mannes sind der Litteratur des sog. „Aufklärungszeitalters" in Oesterreich beizuzählen, schon die erste derselben, die erwähnten „Briefe aus dem Noviziat" (Zürich 1780—83), obwohl jedenfalls noch nicht in Oesterreich verfaßt, sind ganz von dem Josefinischen Geiste durchweht, welcher sich nach dem Regierungsantritte des großen Kaisers überall in dessen Ländern geltend machte, diese Briefe sollen übrigens dem Autor eine gerichtliche Untersuchung zugezogen haben. Sie schildern in der schärfsten satyrischen Weise das Mönchsleben und liefern Bilder aus demselben, welche allerdings diesen Stand herabzusetzen in der Lage sind, die jedoch auch viel Wahres enthalten und unbedingt das Ergebniß eigner Anschauung oder genauer Erfahrung genannt werden müssen. In demselben freisinnigen Geiste verfaßt sind des Autors „Marokkanische Briefe. Aus dem Arabischen" (Frankfurt u. Leipzig 1784), in welchen nicht nur gegen das Mönchthum geeifert wird, sondern worin auch viele andere Einrichtungen und sociale Zustände im Staate, welche dem Wesen des Zeitgeistes zuwider sind, lächerlich gemacht und mit beißender Satyre behandelt werden. Montesquieu's „Lettres Persanes" scheinen P. bei der Abfassung dieser Briefe vorgeschwebt zu haben, welche als von einem Mitgliede der im J. 1783 in Wien anwesenden marokkanischen Gesandtschaft verfaßt in der Vorrede erklärt werden. — Von den erzählenden Werken Pezzl's verdient vor allem Aufmerksamkeit: „Faustin oder das philosophische Jahrhundert" (Zürich 1783 und später verschiedene Ausgaben und Auflagen). Dasselbe schildert den Lebenslauf eines Helden Faustin — in welchem P. wohl sich selbst darstellen wollte — der verschiedene Reiche Europa's durchwandert und von den Beobachtungen, die er in Bezug auf Mißbräuche und Uebelstände der Geistlichkeit bemerkt hatte, Kunde gibt. Faustin gelangt zuletzt nach Wien, wo er sich zu bleiben entschließt, wobei er die Regierung des aufgeklärten Monarchen Joseph II. im Schlußcapitel des Buches preist und erhebt. Pezzl's „Faustin" wurde ein vielgelesenes Buch und so beliebt, daß schon im J. 1785 ein zweites Bändchen unter gleichem Titel erschien, das aber nicht von P. herrührt. — Von den übrigen erzählenden Schriften und Romanen seien noch angeführt: „Sincerus, der Reformator" (Frankfurt u. Leipzig [Zürich] 1787), „Ulrich von Unkenbach und seine Steckenpferde", 2 Thle. (Wien 1800), „Gabriel oder die Stiefmutter-Natur. Ein satyr.-komisch. Roman", (Wien 1810), alle drei reich an Satyre und in ähnlichem Sinne verfaßt wie Pezzl's übrige Schriften. — Das bedeutendste, witzigste und beachtenswertheste Werk Pezzl's ist jedoch seine „Skizze von Wien" (Wien 1786—1790) 6 Hefte.

Dasselbe schildert die Residenzstadt, ihre Bewohner, ihre socialen Verhältnisse, die Gebrechen und Lächerlichkeiten derselben zur Zeit der Regierung Joseph II. in vortrefflicher, theils satyrischer, theils aber auch ernster Weise, es entwirft Spiegelbilder des Wiener Lebens in scharfen Umrissen, es macht den Leser mit dem äußeren Aussehen der Stadt ebenso wie mit den inneren Verhältnissen, mit den charakteristischen Eigenschaften der Bürger-, Beamten-, Adels- und sogar der Hofkreise bekannt, es läßt die wirthschaftliche Lage, die geistige Ausbildung, das besondere Gefallen der Residenz an besonderen Unterhaltungen und Vergnügungen (z. B. die Thierhetze) ersehen und erscheint daher von um so höherem culturgeschichtlichen Werth, als der Verfasser vollständig unbeeinflußt seine Schilderungen entwirft und seine oft strenge aber niemals ungerechte Kritik ausübt. Die „Skizze von Wien" erfuhr mehrfache Auflagen und zahlreiche Nachahmungen in der Provinz, so die „Skizzen" von Prag, Linz, Gräz ꝛc., deren manche von witzigen Autoren verfaßt wurden, unter denen aber keiner an Geist, Scharfsinn und gewandter Darstellungsweise P. erreichte. Später ließ P. eine „Neue Skizze von Wien unter der Regierung Franz II." (Wien 1805—12, 3 Hefte), erscheinen, welche aber, wohl hauptsächlich der inzwischen strenge gewordenen Censur wegen, die Bedeutung des ersten Werkes nicht erreichte. Auch als eigentlicher Topograph ist P. in seiner „Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt Wien" (Wien 1806 und viele folgende Auflagen) aufgetreten. Später erschien: „Die Umgebungen Wiens" (Wien 1807) und „Wien mit Umgebungen und dessen Merkwürdigkeiten" (Wien 1821). — Von Werth sind auch die biographischen Arbeiten des Autors über Laudon (1791), Prinz Eugen (1791) und Kaiser Joseph II., letzteres unter dem Titel: „Charakteristik Joseph II." (Wien 1790 und später oftmals neu aufgelegt), so wie die „Lebensbeschreibungen des Fürsten Montekukuli, des Fürsten Wenzel Lichtenstein, des Hofraths Ignaz von Born" (Wien 1792). — Der Vollständigkeit wegen seien von den älteren Schriften Pezzl's noch angeführt: „Reisen eines Philosophen oder Bemerkungen über die Sitten von Afrika, Asien und Amerika" (Salzburg 1783), welche eigentlich nur eine Bearbeitung des Werkes von Poivre bilden; ebenso hat sich P. in der „Reise nach Ostindien und China" in den Jahren 1774—1781 an Sonnerat's französisches Original gehalten, so wie in den „Reisen durch Polen, Rußland, Schweden und Dänemark" (Zürich 1785—1795) eine Bearbeitung von Coxe's Werk geliefert. Noch wären mehrere derartige Bearbeitungen zu nennen, seine eigene Auffassung zeigt Pezzl's „Reise durch den bayerischen Kreis" (Salzburg 1784). — Ein „Denkmal an Maximilian Stoll" (Wien 1788) hat Al. Blumauer herausgegeben. — Bei dem Charakter der Schriften Pezzl's, bei seinem Hang zur Satyre und seiner freisinnigen Auffassung ist es begreiflich, daß man ihn mit Voltaire verglichen und diesem zur Seite gestellt hat. Insbesondere in den Romanen scheint sich der Autor den großen Franzosen wirklich zum Muster genommen zu haben. Zweifellos gebührt ihm eine nicht unbedeutende Stelle unter den Schriftstellern des 18. Jahrhunderts und es ist seltsam, daß die großen Litteraturgeschichten (selbst Goedeke) Pezzl's nicht gedacht haben.

Döring in Ersch und Grubers Encyclopädie, III. Sect. 20. Theil. — Oesterr. National-Encyclopädie. Wien 1836. Bd. IV. — Wurzbach, Biogr. Lex. XXII. Bd. Schlossar.

Pfaff: Adam P., Historiker und Publicist, geboren am 1. März 1820 zu Kassel, † am 23. Januar 1886 zu Karlsruhe. Er war der älteste Sohn des Waffenschmieds Adam P. zu Kassel. Seine erste Ausbildung erhielt er in der Bürgerschule seiner Vaterstadt. Während eines mehrjährigen Krankenlagers, von dem er nach der Confirmation betroffen wurde, begann er das Studium der lateinischen und griechischen Sprache, der Geschichte u. s. w., trat nach gehobener

Krankheit als Expedient in den Subalterndienst des Obergerichts zu Kassel und benutzte seine freie Zeit so sorgfältig, daß er 1843 die Gymnasial-Maturitätsprüfung bestehen konnte. Auf der Universität Marburg widmete er sich den philologischen, philosophischen und geschichtlichen Studien. Anfangs 1848 bestand er die Staatsprüfung für die Lehrer an Gelehrtenschulen, in demselben Jahre wurde ihm auf Grund der Dissertation über „die staatsrechtlichen Antiquitäten des Homer“ von der Universität Marburg die philosophische Doctorwürde ertheilt. Das Jahr 1848 führte ihn, wie so viele begabte junge Männer, auf das Gebiet der Politik und des öffentlichen Lebens, dem er bis zu seinem Tode seine vollste Aufmerksamkeit und sein lebhaftestes Interesse zugewendet hat. Durch alle Phasen der Bewegungen und Kämpfe von 1848 bis 1871 gehörte er zu der nationaldeutschen Partei, die in der Ausscheidung Oesterreichs und in der Zusammenfassung und Vereinigung des übrigen Deutschlands unter preußischer Spitze die einzig mögliche Form für die Herstellung der deutschen Einheit erblickte. Diese Auffassung theilte P. in vollstem Maße und er hat das Ziel, soviel an ihm lag, in redlichster Weise erstreben helfen. Dazu gab ihm seine Stellung als Redacteur der im J. 1848 von Friedr. Oetker zu Kassel gegründeten, diesem Ziele gewidmeten Neuen Hessischen Zeitung und als diese infolge des Umsturzes der kurhessischen Verfassung von 1831 und der wüsten Bundesexecution, die 1850 über Kurhessen verhängt wurde, unterdrückt war, seine Betheiligung an der Deutschen Reichszeitung zu Braunschweig und an der nach Wiederherstellung eines leidlichen Rechtszustandes in Kurhessen um 1860 von Friedr. Oetker ins Leben gerufenen Hessischen Morgenzeitung reichliche Gelegenheit. P. mußte gleich Friedr. Oetker, dem er bis zu dessen Tode ein treuer Freund und Kampfgenosse gewesen war, Ende 1850 infolge des über das Land verhängten Kriegszustands und erhobener Anklagen sein Vaterland mit dem Exil vertauschen. Im Herbste 1851 siedelte er nach Brüssel über, wo er neben angestrengtester journalistischer und litterarischer Thätigkeit sein Werk über die deutsche Geschichte begann, von dem bereits 1852 der erste Band erscheinen konnte. Im Frühjahr 1855 wurde er als Professor der Geschichte und Geographie an das Kantonsgymnasium zu Schaffhausen berufen; er nahm, um wieder in eine feste geregelte Thätigkeit zu gelangen und eine neue Heimath zu gewinnen, den Ruf an und hat diese Professur, der 1857 auch noch die über schweizerisches Staatsrecht hinzutrat, 23 Jahre bekleidet. Wie er dieselbe bekleidet hat, wird wohl am besten durch die Thatsache bezeichnet und bezeugt, daß als er zwei auswärtige Berufungen abgelehnt hatte, die Schaffhauser Regierung durch besondere Anerkennung der ausgezeichneten Lehrerfolge und durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts ihn auszeichnete. Auch während dieser Zeit war P. neben seinen Berufsgeschäften unausgesetzt journalistisch, und stets im Dienste jenes oben erwähnten Ziels thätig. Eine besondere Genugthuung war es ihm, als er im Frühling 1878 auf den Lehrstuhl für Geschichte und Litteraturgeschichte an der polytechnischen Hochschule zu Karlsruhe berufen wurde. Trotz 28jähriger Abwesenheit war er mit ganzer Seele ein treuer Sohn seines deutschen Vaterlandes, für das er gelitten und unausgesetzt gekämpft hatte, geblieben; er nahm den Ruf an und, nahe dem Abend seines Lebens, erreichte er die Erfüllung eines Herzenswunsches, ins Vaterland zurückkehren und ihm seine letzte Kraft widmen zu können. An Schriften hat P. hinterlassen: Die von der Universität Marburg preisgekrönte Arbeit über „die Homerischen Studien des Aristophanes“ aus 1847; die schon erwähnte Doctordissertation über „die staatsrechtlichen Antiquitäten des Homer“ aus 1848; „Das Trauerspiel in Kurhessen“; die „Deutsche Geschichte“, von der 1852 der erste und 1864 der vierte Band, der bis in die Anfänge des 30jährigen Kriegs reicht, erschienen ist, wäh-

rend für die spätere Zeit nur theilweise das Manuscript vorliegt; „Schutzwehr gegen die Socialdemokratie in Belgien"; Bearbeitung der 21. Auflage der Entdeckung Amerikas von Campe, aus 1868; über „das Staatsrecht der alten Eidgenossenschaft bis in das 16. Jahrhundert", aus 1870; „Reden und Thaten der grande nation", aus 1872; „Lebensgeschichte Moser's, Bautechnikers zu Schaffhausen", aus 1875; „Zur Erinnerung an Friedrich Oetker", aus 1884.

K. Oetker.

Pfaff: Alexius Burkhard Immanuel Friedrich P., namhafter Mineralog und Geolog, Professor der Mineralogie an der Universität Erlangen, war als Sohn des Mathematikers Joh. Mich. Andreas P. (s. u.) am 17. Juli 1825 zu Erlangen geboren und widmete sich nach vollendeten Vorstudien an den Unterrichtsanstalten seiner Vaterstadt den mathematischen und unter v. Raumer's Einflusse den mineralogischen Fächern, erlangte den Doctorgrad in der Philosophie und habilitirte sich 1853 als Privatdocent an der Universität Erlangen mit der Schrift: „Grundriß der mathematischen Verhältnisse der Krystalle". Aufsehen erregte P. zuerst durch sein Buch: „Die Schöpfungsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des biblischen Schöpfungsberichtes", 1855, in welchem er versuchte, die Forschungsresultate der geologischen Wissenschaft mit dem Inhalte der Bibel in versöhnende Uebereinstimmung zu bringen. Auf gleichen oder ähnlichen Standpunkt stellt sich der Verfasser auch noch in der 1882 erschienenen 3. Auflage seiner „Schöpfungsgeschichte" und in der Schrift: „Die Entwicklung der Welt auf atomistischer Grundlage", 1883. Zugleich versuchte er auch die Unhaltbarkeit der Darwinischen Lehre zu erweisen. Andere ältere schätzenswerthe Arbeiten Pfaff's bewegen sich mehr auf dem Gebiete der directen Beobachtungen und Untersuchungen wie: „Ueber Dolomit des fränkischen Jura" (Pogg. Ann. 82, 1851); „Ueber den fränkischen Juradolomit und die Umwandlung der Gesteine" (das. 87, 1852); „Beurtheilung der Weiß'schen Grundgesetze der mechanischen Geologie" (N. Jahrb. 1856 S. 513 und 1857, 415); „Geologische Bedenken gegen annoch thätige Mondvulkane" (das. 101, 1857); „Ueber die Messung ebener Krystallwinkel u. s. w." (das. 102, 1857); „Ueber eine sehr flächenreiche Schwerspathcombination"; „Untersuchungen über die Ausdehnung der Krystalle durch Wärme" (das. 104, 1858 und 107, 1859); „Ueber den Einfluß des Drucks auf die optischen Eigenschaften doppelt-brechender Krystalle" (das. 107 u. 108, 1859); „Uebersicht der geognostischen Verhältnisse der Umgegend von Erlangen" (Mitth. d. phys.-med. Soc. in Erlangen 1, 1858). Inzwischen war P. 1859 zum Professor der Mineralogie an der Universität zu Erlangen ernannt worden, an welcher er bis zu seinem am 18. Juli 1886 daselbst erfolgten Tode erfolgreich wirkte. Auf dem Gebiete der Mineralogie sind unter Pfaff's späteren Publicationen der 1860 erschienene „Grundriß der Mineralogie" und eine Reihe wichtiger Arbeiten über Krystallphysik („Ueber das optische Verhalten der Feldspathe und die Tschermak'sche Theorie" im N. Jahrb. 1879 S. 584), namentlich über die Härte der Mineralien, für deren exacte Bestimmung er sinnreiche Instrumente construirte, anzuführen. Diese Abhandlungen sind z. Th. in den Sitzungsberichten der k. b. Akademie der Wissenschaften in München erschienen, welcher er seit 1879 als außerordentliches Mitglied angehörte. Auch über die chemische Wirkung bei hohem Druck, über Schichtenstörungen sowie über die Gletscherbewegungen und über die Veränderung der Lagen der Apsidenlinie der Erdbahn und ihren Einfluß auf die Klimate stellte P. interessante Untersuchungen und Beobachtungen an. Besonders wichtig sind seine Arbeiten über Gegenstände der Geophysik, welche er namentlich in der Schrift: „Der Mechanismus der Gebirgsbildung", 1880, behandelte. Hierin erklärte er sich nachdrücklich gegen die sog. Schrumpfungstheorie und gegen die von Heim ersonnene Annahme einer latenten

Plasticität der Gebirgsmassen unter hohem Druck und dadurch bewirkte Auswalzung der Gesteinsschichten, wodurch man die Entstehung der Gebirge bei fortschreitender Erkaltung der Erde zu erklären versucht hat. Dagegen glaubte er hierfür eine Erklärung in der Wirkung des Wassers in Verbindung mit jener der Schwere finden zu können. Von sonstigen Schriften geologischen Inhalts sind zu nennen: „Die vulkanischen Erscheinungen", 1872; „Allgemeine Geologie als exacte Wissenschaft", 1873; „Grundriß der Geologie", 1876; „Petrog. Untersuchungen über die eocänen Thonschiefer der Glarner Alpen" u. A. P. war auch im Sinne der christlich-socialpolitischen Richtung besonders thätig und suchte durch Abfassung und Verbreitung sog. gemeinnützlicher Schriften diese Bestrebungen zu fördern. Dahin gehören zahlreiche Publicationen und naturwissenschaftliche Vorträge („Ist die Welt von selbst entstanden, oder ist sie geschaffen worden"; „Anfang und Ende unserer Sonne"; „Die Grenzen der Naturerkenntniß"; „Ueber Erdbeben"; „Ueber den Einfluß des Darwinismus auf unser staatliches Leben"; „Das Wasser"), sowie endlich auch seine Betheiligung an der Herausgabe der Sammlung von Vorträgen für das deutsche Volk, welche er mit einer Abhandlung: „Kraft und Stoff" eröffnete. v. Gümbel.

Pfaff: Christoph Heinrich P., geb. am 2. März 1773 in Stuttgart, † am 23. April 1852 in Kiel (Vorname nicht Christian, wie bei Pogg. im biographischen Handwörterbuch).

P. stammte aus einer alten bürgerlichen Familie, deren Stammbaum sich bis zum Anfang des sechszehnten Jahrhunderts auf einen Schweizer zurückführen läßt, der, wie es scheint aus Religionsrücksichten von Aarau nach Würtemberg übersiedelte. Pfaff's Vater war der Geh. Oberfinanzrath Friedrich Burkhard P. in Stuttgart, seine Mutter die Tochter des Kirchenrath Brand. Aus dieser Ehe gingen 12 Kinder hervor. Unser P. war der sechste der Söhne, er wurde auf der Karlsakademie, die er von 1782—1793 besuchte, erzogen. Hier knüpfte er mit dem vier Jahre älteren Geo. Cuvier die für ihn bedeutungsvoll gewordene Freundschaftsverbindung, welche zunächst nach dem Abgange Cuvier's von der Akademie durch einen lebhaften Briefwechsel wach gehalten wurde (s. Behn, Briefe Cuvier's an Pfaff aus den Jahren 1788—92, Kiel 1845). Auf der Akademie hatte sich P. in den letzten drei Jahren besonders dem Studium der Medicin gewidmet. Er bestand Ostern 1793 das sog. examen rigorosum und schrieb für seine Doctorpromotion, angeregt durch die damaligen großen Entdeckungen Galvani's und Volta's eine Dissertation: „De electricitate sic dicta animali", welche ein unerwartetes Glück machte. Demnächst begab sich P. zur Ausbildung in seiner Berufswissenschaft, mit welcher es nach seiner eignen Angabe nicht besonders stand, nach Göttingen, woselbst er bis zum Herbste, namentlich unter Lichtenberg, Osiander und Hahnemann studirte. In dieser Zeit machte er auch, auf einem Ausfluge nach Helmstedt, die Bekanntschaft von Beireis, von welchem er in seiner Selbstbiographie eine ergötzliche Schilderung entwirft. Im Spätherbst 1794 ging P. nach Kopenhagen, wo er sich bis zum Spätsommer 1795 aufhielt, um an den klinischen Instituten zu arbeiten. Während des Aufenthaltes in Kopenhagen wurde er in die Familie des Grafen Reventlow zu Emkendorf eingeführt, was für seinen folgenden Lebensgang entscheidend wurde. Zunächst ward er der ärztliche Begleiter des Grafen auf einer Reise nach Italien und während des Aufenthaltes daselbst von 1795—1797. In dem letzteren Jahre ließ sich P. als Arzt in Heidenheim nieder, brachte es aber nicht weit in der Praxis und gab dieselbe gern auf, als ihm durch die Bemühungen seiner Gönner, des Grafen Reventlow und des Archiater Hensler eine Berufung als außerordentlicher Professor der Medicin, vorerst ohne Gehalt, an die Universität Kiel zu Theil wurde. Diese Stellung trat er im Frühjahr

1798 an, doch schien es, daß er dieselbe schnell wieder aufgeben sollte, da er eine Berufung nach Würtemberg als Bergrath, an Stelle des verstorbenen Wiedemann erhielt, zu deren Annahme er von seiner Familie gedrängt wurde. Da trat abermals der Graf Reventlow ein und veranlaßte P., mit guten Empfehlungen versehen, sich erst noch in Kopenhagen vorzustellen. Er wurde dort sehr günstig empfangen, und erhielt den Auftrag zur Unterstützung des damaligen Professors der Physik in Kiel, des alten Etatsrath Ackermann, die Vorlesungen über Physik zu übernehmen, womit zugleich ein Gehalt von 300 Rchsth. Cour. und der Eintritt Pfaff's als ordentlicher Professor in die philosophische Facultät verbunden war. Neben diesem Amte behielt indessen P. zunächst noch seine ärztliche Thätigkeit und war namentlich bei der damals eben von Jenner empfohlenen Blatterninoculation mit großem Erfolge thätig.

Bei dem hohen Alter des Professors der Chemie in Kiel, Kerstens, wurde P. die Aussicht eröffnet, nach dessen Tode die Professur der Chemie ebenfalls zu erhalten. P. fühlte sich, obwohl er sich viel mit der Chemie beschäftigt hatte, doch der Aufgabe nicht gewachsen, wenn er nicht zuvor Gelegenheit gehabt hätte, sich praktische Uebung zu erwerben und die Lücken seiner Kenntnisse auszufüllen. Hierzu schien ein Aufenthalt in Paris am zweckmäßigsten zu sein, weil damals die Chemie dort in besonders hoher Blüthe stand, und P. durch die Vermittlung Cuvier's erwarten konnte, schnell bei den bedeutendsten Vertretern der Wissenschaft eingeführt zu werden. Diese Reise trat nun auch P. im Frühjahr 1801 an. Man braucht nur an die Namen der französischen Naturforscher jener Zeit zu erinnern, um zu begreifen, in wie hohem Maaße ein Mann von der geistigen Empfänglichkeit und dem raschen Verständniß, wie P. es war, angeregt und gefördert werden mußte. Außer an Cuvier, der ihm in jeder Beziehung die Wege ebnete, denke man an Laplace, Chaptal, Monge, Biot, Hauy, Thénard, Berthollet, Guyton-Morveau, Faujas de St. Fond u. v. A.

Zur Ausbildung in der Chemie vereinigte sich P. mit einigen jüngeren Franzosen zur Einrichtung eines eigenen Laboratoriums, in welchem eifrig gearbeitet wurde, und die Theilnehmer abwechselnd, um Alles gründlich kennen zu lernen, selbst die sonst den gewöhnlichen Dienern zukommenden Handleistungen übernahmen. Von besonderer Wichtigkeit war es, daß P. Gelegenheit erhielt, Al. Volta persönlich kennen zu lernen, da dieser zur Vorführung seiner Entdeckungen damals nach Paris gekommen war. P. hatte es Cuvier und Volta selbst zu verdanken, daß er zu den Sitzungen der Commission zugezogen wurde, welcher die Prüfung von Volta's Entdeckungen übertragen war. — Im Spätherbst 1801 verließ P. Paris, um auf der Rückreise noch die wissenschaftlichen Institute Brüssels, Leydens, Harlems und Amsterdams kennen zu lernen, bei welcher Veranlassung er die Bekanntschaft mit van Mons, Brugmans, Boerhave, van Marum und van Swinden machte.

Bei seiner Rückkehr nach Kiel 1802 übernahm P., da Kerstens inzwischen verstorben war, die Professur der Chemie und trat damit zugleich in die medicinische Facultät ein, welcher damals die Chemie zugerechnet wurde.

Im J. 1804 wurde ein Sanitätscollegium für die Herzogthümer errichtet und P. trat in dasselbe als Mitglied und Secretär ein; 1828 wurde er Director dieses Collegiums. Die wichtigste Aufgabe dieser neuen Behörde bestand in einer durchgreifenden Organisation des Apothekerwesens. In seiner Stellung als Director des Collegiums hat P. die 1831 erschienene Pharmacopoea Slesvico-Holsatica verfaßt.

Vier Berufungen — Halle zwei Mal für theoretische Medicin und für Chemie, Tübingen für Chemie, Bonn für materia medica — lehnte P. ab, da

ihn seine Thätigkeit in Kiel, welche allgemeine Anerkennung fand, befriedigte. Nach einer Andeutung in seiner Selbstbiographie scheint es auch, daß P. schon früh, wohl schon 1806, eine Abnahme des Sehvermögens bemerkte, und es auch aus diesem Grunde scheute, in neue Verhältnisse zu treten.

Wenn P. nun auch bis zu seinem Ende in Kiel verblieb, so hat er doch wiederholt Reisen zur Pflege der alten Beziehungen, und um neue Anregungen zu gewinnen, unternommen. In den Jahren 1809—18 reiste er mehrmals nach Süddeutschland, wobei er u. A. in Verkehr mit Olbers, Sömmering, Gehler, Berzelius, Gilbert trat. Später machte er eine Reise an den Rhein und in die Schweiz, die ihn mit Pictet und de la Rive in Berührung brachte. Sehr wichtig wurde eine Reise nach Paris und England im J. 1829, wo namentlich der Aufenthalt in London durch den Verkehr mit Faraday, Brande, Prout, Hollander u. A. für ihn von besonderer wissenschaftlicher Anregung wurde. Nachdem er sich noch 1830 an der Versammlung der deutschen Naturforscher in Hamburg lebhaft betheiligt hatte, nahm seine Augenschwäche stark zu. Himly in Göttingen erkannte auch den Beginn einer Staarbildung und verordnete P. den Gebrauch des Wassers von Kissingen. Diese Brunnenkur und eine sich daran anschließende Reise in die Schweiz stärkte P. so, daß er sich 1833 noch im 60. Lebensjahre zu einer zweiten Verheirathung entschloß. Aus dieser Ehe entsproß ein Sohn, der sich später dem juristischen Berufe widmete, jetzt aber bereits verstorben ist. — Mit seiner Frau unternahm P. eine größere Reise, deren Endziel Wien war, wo er sich 1841 einer Augenoperation unterwarf. Diese wurde zwar von Jäger insofern glücklich vollzogen, als die Entfernung der getrübten Augenlinsen glücklich gelang. Indessen erhielt P. die Sehkraft nicht wieder, denn es zeigte sich, daß das Uebel seine tiefere Wurzel im Sehnerv selbst hatte. 1843 feierte P. sein 50jähriges Doctorjubiläum, bei welchem ihm von allen Seiten die reichste Anerkennung entgegengebracht wurde. Nochmals suchte er dann in Marienbad und Teplitz Stärkung für seine Augen, mußte aber doch 1845 sein Lehramt aufgeben und konnte auch nicht mehr thätigen Antheil an der in Kiel 1846 stattfindenden Naturforscherversammlung nehmen. Nach einer letzten Reise, 1847 nach Kissingen, verlebte P. den Abend seines Lebens ruhig in Kiel. Trotz seiner gänzlichen Erblindung blieb P. doch noch wissenschaftlich thätig. Mit lebendigster Theilnahme verfolgte er die Fortschritte der Wissenschaften, über welche er sich vorlesen oder durch die Freunde Mittheilung machen ließ. Noch 1851 erschien nach seinem Dictate eine Schrift über die asiatische Cholera in Kiel, zu welcher statistisches Material nach seinen Anordnungen gesammelt war. In den letzten Lebensjahren beschäftigte ihn seine Selbstbiographie, welche nach seinem Tode von seinem Freunde, dem Professor Ratjen veröffentlicht worden ist.

Wenden wir uns jetzt zu Pfaff's schriftstellerischer und Lehr-Thätigkeit. In beiden Beziehungen ist von einem ungemein reichen Leben zu berichten. Die Entwicklung seines Lebensganges brachte es mit sich, daß P. als Lehrer verschiedene Wissenschaften vertreten mußte, für deren jede einzelne jetzt mindestens ein Vertreter an jeder Universität nothwendig ist. P. klagt selbst in seinen Lebenserinnerungen darüber, daß er gleichsam, ohne die rechte Weihe dafür vorher erhalten zu haben, auf das Katheder geschoben worden sei. Ueberblickt man die Vorlesungen, welche P. seit 1799 gehalten hat, so ergibt sich folgendes staunenswerthe Verzeichniß. Vorlesungen über Physik und Chemie hielt er ununterbrochen, häufig über beide Wissenschaften in einem Semester, sowohl über dieselben im Ganzen, als auch über einzelne Theile derselben, namentlich über Galvanismus, Magnetismus, Electromagnetismus, Electricität, Meteorologie, Dampfmaschinen. Dann von 1821 an über analytische Chemie, pharmaceutische

Chemie, Chemie der materia medica, Toxicologie, Geschichte der neueren Chemie. In den ersten Jahren las er auch Mineralogie und Geologie. Bis zum Jahre 1828 hielt er fortdauernd Vorlesungen über allgemeine und specielle Physiologie. Hierzu kamen Vorträge über Gall's Schädellehre und über thierischen Magnetismus; ferner von 1820 bis zum Schluß seiner Thätigkeit solche über Makrobiotik. — Pfaff's Vorträge waren völlig frei und er verstand das Interesse der Zuhörer in hohem Maaße zu erwecken und zu fesseln. Dies wurde ihm durch die Anhänglichkeit seiner Schüler gelohnt, welche ihre Dankbarkeit noch beim Jubiläum Pfaff's aufs Schönste bethätigten.

Neben dieser gewaltigen Lehrthätigkeit hat P., wie schon oben erwähnt, auch noch eine Zeit lang als praktischer Arzt gewirkt und die zeitweise recht umfänglichen Geschäfte des Sanitätscollegiums etwa 30 Jahre lang geleitet.

Nicht minder umfassend sind aber die Leistungen Pfaff's als wissenschaftlicher Schriftsteller und nicht nur umfassend, sondern auch bedeutend. Allein von selbständig erschienenen Schriften zählt P. in seiner Biographie 34 auf, von denen sich übrigens einzelne auf andere als fachwissenschaftliche Themata beziehen, z. B. eine Erstlingsarbeit von 1792 über neuaufgefundene Gedichte Ossians und politische Aufsätze aus den Jahren 1815—20. Ganz außerordentlich groß ist aber die Zahl der in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Abhandlungen, wozu die Redaction und Mitarbeiterschaft an mehreren Zeitschriften und Encyklopädien kommt; von den ersteren sei z. B. die Redaction des Nordischen Archiv's für Natur- und Arzeneiwissenschaft mit seinen Fortsetzungen, von den letzteren die Betheiligung am neuen Gehler'schen Wörterbuche genannt. — Pfaff's bedeutendste Arbeiten liegen auf dem Gebiete der Physik. Wie er sich durch seine Dissertation über die sogenannte thierische Electricität glücklich eingeführt hat, ist bereits oben erwähnt. Seine Untersuchungen auf diesem Felde wurden sofort von Al. v. Humboldt in seiner Schrift: „Ueber die gereizte Muskel- und Nervenfaser" anerkannt und sind später eingehend von E. du Bois-Reymond in dessen berühmtem Werke: „Untersuchungen über thierische Elektricität", gewürdigt. Den electrischen Erscheinungen widmete P. vorzugsweise seine Aufmerksamkeit, was um so begreiflicher ist, als in die Zeit seines Eintrittes in die wissenschaftliche Laufbahn die große Entdeckung Volta's fiel und dann später die nicht minder bedeutende Entdeckung des ihm befreundeten Oersted gerade in den Jahren erfolgte, in denen P. auf der Höhe seiner wissenschaftlichen Thätigkeit stand. So besitzen wir von ihm gegen 40 Abhandlungen über Galvanismus und Electromagnetismus. Man darf über die meisten dieser Arbeiten die bescheidene Selbstkritik Pfaff's citiren, welche folgendermaßen lautet: „Ich habe nie so sehr nach Originalität gestrebt, als gern auf dem Grunde den Andere gelegt, fortgebaut und immer den historischen Grund für den jedesmal abgehandelten Gegenstand festgehalten. Der tiefer Eindringende wird daher leicht erkennen, daß der Verfasser mehr empfangen, aber doch auch das Empfangene verarbeitet und bei sich geordnet, als selbstschöpferisch erzeugt habe." Dies ist richtig; fundamentale Thatsachen hat P. in der Physik nicht entdeckt, aber mit großer Aufmerksamkeit alle Fortschritte verfolgt, für sich und Andere kritisch verarbeitet und dadurch die Weiterentwicklung der Wissenschaft ungemein gefördert. So brachte er von seinen Reisen stets eine Menge neuer Erfahrungen mit, die er sofort bearbeitete und allgemeiner zugänglich machte. Dies war zu seiner Zeit wichtiger als heutzutage, wo jede neue Entdeckung sogleich überall bekannt wird. Ein hübsches Beispiel liefert seine Mittheilung nach der Londoner Reise 1829. Er brachte von dort die Thatsache von der kräftigen Magnetisirung des von einem galvanischen Strome umflossenen Eisens mit, eine Thatsache, welche bereits 1826

von Brewster nachgewiesen war, aber anscheinend auf dem Continente bis zu Pfaff's Mittheilung unbekannt blieb.

Als eine sehr gut durchgeführte Arbeit auf einem andern Gebiete der Physik, der Optik, ist seine gegen Goethe polemisirende Schrift: „Ueber Newton's Farbentheorie" zu nennen. Ueber die Aufnahme, welche diese Arbeit bei Goethe fand („ich legte sie zur Seite, bis auf künftige Tage, wo ich mit mir selbst vollkommen abgeschlossen hätte"), äußert sich P. in seiner Biographie sehr humoristisch.

Zahlreich sind die analytisch-chemischen Arbeiten Pfaff's. Sie beziehen sich zum großen Theile auf Analysen anorganischer Körper oder auf Anwendungen in der Heilmittellehre und sind fast sämmtlich in den Journalen von Gehler und von Schweigger veröffentlicht. Sein in zwei Auflagen erschienenes „Handbuch der analytischen Chemie" ist bei den schnellen Fortschritten der Chemie bald veraltet. Dasselbe gilt von dem umfänglichsten Werke Pfaff's, dem „System der materia medica nach chemischen Principien", welches er in 7 Bänden von 1808—21 herausgab.

Man würde aber noch kein vollständiges Bild von der außerordentlichen Leistungsfähigkeit Pfaff's erhalten, wenn man seine lebendige Theilnahme an dem öffentlichen Leben unberücksichtigt lassen wollte. Schon in seiner Jugend nahm P. an dem Staatsleben ein besonderes Interesse. Der Grund lag vorzüglich darin, daß der Anfang der französischen Revolution mit dem Zeitpunkte seines Lebens, wo die Jugend nach dem Ideale strebt, zusammenfiel. Dazu kam, daß sein eigentliches Vaterland, Würtemberg, sich damals des Vorzuges eines gewissen Maaßes von constitutionellen Rechten erfreute, wodurch der Staatsbürger zur Theilnahme an dem politischen Leben aufgefordert wurde.

P. nahm seine sehr entschieden liberale Gesinnung in sein neues Vaterland hinüber und folgte allen öffentlichen Ereignissen, von der Fortführung der dänischen Flotte durch die Engländer und der Besetzung Holsteins durch die Schweden bis zu den Anfängen der Scheidung der dänischen und deutschen Interessen mit der größten Theilnahme, und nahm durch Wort und Schrift (z. B. durch Abhandlungen in den „Kieler Blättern") an der Tagespolitik theil.

In seiner übersprudelnden Lebendigkeit und Offenheit hat er mit vielen Andern, um nur die Dahlmann, Falck, Olshausen, Hegewisch zu nennen, gewiß nicht wenig zu dem frischen politischen Leben beigetragen, durch welches sich Kiel auszeichnete. Von der Unbefangenheit und Offenherzigkeit mit der er seine Gesinnung äußerte, aber auch von der richtigen Würdigung, welche man damals in Dänemark für freisinnige Aeußerungen hatte, giebt die hübsche Anekdote Auskunft, welche E. M. Arndt (in der Broschüre: Anklage einer Majestätsbeleidigung ꝛc. Leipzig 1851) veröffentlicht hat. Der betreffende Vorfall verlief nach Pfaff's Erzählung so. Bei seiner Anwesenheit in Bonn gab er in Veranlassung der berüchtigten Demagogenverfolgungen öffentlich seinem Unmuthe gegen die preußische Regierung kräftigen Ausdruck. Darauf erfolgte eine Beschwerde des preußischen Gesandten in Kopenhagen beim König Friedrich VI., welcher aber nur erwiderte: Mein lieber Graf, Sie müssen das dem guten P. nicht weiter anrechnen — er glaubte in meinem Lande zu sein. — Es ist sehr zu bedauern, daß von dem umfangreichen Briefwechsel Pfaff's nur ganz vereinzelte Briefe veröffentlicht sind (im Anhange zur Selbstbiographie), man würde dadurch erst eine zutreffende Vorstellung von dem außerordentlichen Einflusse gewonnen haben, welchen der so vielseitig begabte und liebenswürdige Mann ausgeübt hat.

G. G. Nitzschii memoria Chr. Henr. Pfaffii. Kiliae 1852. — Lebenserinnerungen von Christoph Heinrich Pfaff. Kiel 1854, enthält zugleich die erstere Schrift. — Nekrolog, Weser-Zeitung April 1852 und Altonaer Merkur 1852 Nr. 104. — Voigt, Neuer Nekrolog der Deutschen, Weimar 1854. — Lübker und Schröder, Lexikon Schlesw.-Holst.-Lauenb. Schriftsteller nebst Nachtrag, Altona 1829—31. — Alberti's Lexikon, Fortsetzung des vorigen Werkes II, 203. — Callisen, Medicin. Schriftsteller-Lexikon, Kopenhagen 1830—45. — Gersdorf, Leipz. Repertorium 1843—60. — Meusel, Das gelehrte Teutschland, Lemgo 1796—1834. — Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterbuch II, 418.

Karsten.

Pfaff: Christoph Matthäus P., einer der gelehrtesten und angesehensten protestantischen Theologen des 18. Jahrhunderts, Kanzler der Universitäten Tübingen und Gießen, geb. am 25. December 1686 in der Christnacht zu Stuttgart, † am 19. November 1760 in Gießen. — Als Sohn des damaligen Predigers an der St. Leonhardskirche in Stuttgart, nachmaligen Tübinger Professors Johann Christoph P. (s. d. Art.) und seiner Frau Anna Maria geb. Aulber, einer Enkelin des schwäbischen Reformators Matthäus Aulber (s. A. D. B. I, 178), gehörte er schon durch seine Geburt zweien der geachtetsten schwäbischen Theologenfamilien an. Ausgezeichnet durch eine glückliche und vielseitige Begabung und frühreife Geistesentwicklung, genoß er zuerst den Unterricht des in seinem Geburtsjahre errichteten Stuttgarter Eberhardsgymnasiums, seit 1697 den der anatolischen Schule in Tübingen und wurde schon im dreizehnten Lebensjahre, 1699, ins Tübinger Stift aufgenommen. Neben dem Studium der Theologie, in welcher sein Vater, Förtsch, Reuchlin und Jäger seine Lehrer waren, beschäftigte er sich besonders mit biblischer Philologie und orientalischen Sprachen, hielt als 16jähriger Student 1702 eine Rede im Stift in samaritanischer Sprache, wurde am 6. September 1702 Magister, vollendete im 18. Lebensjahr sein Universitätsstudium, bestand 1704 mit Glanz die theologische Prüfung, wurde Vicar in Lustnau und 1705 im neunzehnten Lebensjahre Repetent in Tübingen. Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg (1677—1733), der ihm frühe seine besondere Gunst zuwandte, verlieh ihm ein ansehnliches Reisestipendium, zunächst zu dem Zweck, um in orientalischen Sprachen und Kirchengeschichte sich weiter auszubilden. Er weilte zuerst 1706 längere Zeit in Halle und Hamburg, wo er bei Joh. Heinrich Michaelis und S. Edzardi dem Studium der rabbinischen Litteratur sich widmete. Dann besuchte er Lübeck, Rostock, Greifswald, Dänemark, Holland und England, wo er besonders in Oxford und Cambridge längere Zeit verweilte und auf Bibliotheken wie im persönlichen Verkehr mit den ausgezeichnetsten Gelehrten reiche Wissensschätze sammelte. Kaum war er von dieser dreijährigen Studienreise nach Hause zurückgekehrt (1709), so wurde er vom Herzog zum Begleiter und Reiseprediger des würtembergischen Erbprinzen Friedrich Ludwig (geb. am 14. December 1698, † am 23. November 1731) ausersehen. Nachdem er in Stuttgart die Ordination zum Predigtamt empfangen, traf er mit dem Prinzen in Lausanne zusammen und begleitete ihn zunächst nach Turin, wo er drei Jahre verweilte am Hof des damaligen Herzogs von Savoyen Victor Amadeus II. Neben allen Zerstreuungen eines glänzenden Hoflebens fand P. doch auch Zeit zu wissenschaftlichen Studien auf italienischen Bibliotheken; insbesondere gelang es ihm, unter den wenig beachteten Schätzen der Turiner Bibliothek einige ungedruckte patristische Stücke (von Irenäus, Lactanz und Chrysostomus) aufzufinden, die er später theils selbst herausgab, theils andern Gelehrten mittheilte. 1712 kehrte er mit seinem Prinzen über Mailand und Innsbruck nach Stuttgart zurück, um sofort im folgenden Jahre

eine neue Reise nach Holland und Frankreich anzutreten. Schon während derselben, im J. 1714 wurde er vom Herzog zum Professor der Theologie in Tübingen ernannt, trat aber seine Stelle erst nach seiner Rückkehr nach Würtemberg im J. 1717 an und erwarb sich in demselben Jahr die theologische Doctorwürde. Nach dem indessen erfolgten Tod des Professor J. A. Hochstetter trat er als dritter Ordinarius neben seinem Vater und dem Kanzler Jäger in die Facultät ein, jedoch mit Dispensation von dem mit dieser Stelle sonst verbundenen Predigt- und Pfarramt (s. Weizsäcker S. 99). Im J. 1720 wurde er von der Universität zum Rector gewählt und in demselben Jahr nach dem Tode seines Vaters († am 6. Februar 1720) und des Kanzlers Jäger († im April) zum ersten theologischen Professor, Propst und Kanzler der Universität ernannt. Beim Antritt dieses Amtes hielt er eine Rede, in welcher er die damals herrschenden Mißbräuche des Universitätslebens in drastischer Weise schildert und Vorschläge zur Besserung macht unter dem Titel „De universitatibus scholasticis emendandis et pedantismo literario ex iisdem eliminando“, Tübingen 1720 (auch in deutscher Uebersetzung; Auszüge daraus bei Klüpfel, Geschichte der Universität Tübingen, S. 146, 186). Einige Jahre später erst entschloß er sich, in den Ehestand zu treten mit einer Augsburger Patricierstochter Maria Susanna v. Rauner: die Ehe blieb kinderlos.

In Tübingen entfaltete P., ein Theolog von umfassender Gelehrsamkeit und allgemeiner Bildung, von imponirender Gestalt und vornehmen Manieren, von großer Gewandtheit im mündlichen Vortrag wie in schriftlicher Darstellung, fast vierzig Jahre lang eine außerordentlich reiche und vielseitige akademische und litterarische Wirksamkeit. Seine inhaltsreichen und formgewandten, frei vorgetragenen und gern gehörten Vorlesungen (vgl. die Ankündigung Pfaff's für das Jahr 1722 bei Weizsäcker S. 111) wie seine schriftstellerischen Arbeiten erstreckten sich fast über das ganze Gebiet der theologischen Wissenschaft: er las über Exegese, Polemik, Dogmatik, Moral, Kirchengeschichte, Kirchenrecht, Pastoral- und Casualtheologie, theologische Methodologie und Litterärgeschichte. Auch an äußeren Zeichen der Anerkennung fehlte es ihm nicht: so wurde er 1724 durch kaiserliches Diplom zum Comes Palatinus, 1727 von seinem Herzog zum Abt des Klosters Lorch und Mitglied des würtembergischen Landtags, 1731 zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt und stand mit den ausgezeichnetsten Gelehrten des In- und Auslandes, mit Katholiken und Reformirten wie mit Lutheranern im brieflichen Verkehr.

Sein theologischer Standpunkt war nicht derjenige der strengen lutherischen Orthodoxie, deren Lehrsätze er in vielen Punkten modificierte und abschwächte oder doch nur „cum mica salis“ annehmen wollte. Vielmehr zeigt sich bei ihm deutlich, zumal in seiner früheren Zeit, ein Einfluß des Spener'schen und würtembergischen Pietismus, in dessen Kreisen er aufgewachsen war, so besonders in seinem theologischen Hauptwerk, den „Institutiones theologiae dogmaticae et moralis“ 1719, sowie in dem mehr populär und erbaulich gehaltenen „Kurzen Abriß vom wahren Christenthum“ 1720 und „Herzenskatechismus“ 1720. In späteren Jahren aber verräth er, da sein Forschungstrieb und Untersuchungsgeist ihn mehr zu Thomasius als zu den Halle'schen Pietisten hinzog, eine immer stärkere Hinneigung zur Aufklärung, obgleich er die von Leibnitz und Wolf ausgegangene, in Tübingen durch Bilfinger und Conz repräsentirte Richtung von seinem mehr empiristisch-skeptischen Standpunkt aus bekämpft hat. Er wird daher von den Einen zu den Pietisten, von den Andern zu den Aufklärern, von den Dritten zu den sogenannten Uebergangs- oder Vermittlungstheologen des 18. Jahrhunderts gerechnet. Ritschl sieht in ihm einen Repräsentanten des „weltförmigen Pietismus“. Seine Zeitgenossen meinen: er „inklinire am meisten

zum Skeptizismus und Libertinismus, zum Galantismus und Singularismus". Jedenfalls haben die pietistischen Eindrücke seiner Jugend bei ihm sich mehr und mehr verloren, und er hat dem Standpunkt der Aufklärung theoretisch und praktisch immer stärker sich angenähert: „die gefährliche Union von Fleisch und Geist hat bei ihm", wie sein Zeitgenosse und Landsmann J. J. Moser sich ausdrückt, „einen schlimmen Ausgang genommen". Aufsehen erregte P. neben seinen kirchengeschichtlichen und theologischen Arbeiten besonders durch zweierlei: fürs erste durch seine kirchenrechtlichen Anschauungen als Vertreter (nicht Urheber) des sogenannten Collegialsystems, d. h. derjenigen kirchenrechtlichen Theorie, welche in den Kirchen freie, dem Staat nicht unterworfene Vereine (collegia) sieht, welche die kirchenregimentlichen Rechte (jura in sacra) durch einen ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrag (ein sogenanntes Unions- oder Subjectionspactum) dem Landesherrn übertragen haben (s. seine Schrift: „De originibus juris ecclesiastici", Tübingen 1719; „Institutiones juris eccles." 1727; „Akademische Reden über das protestantische Kirchenrecht" 1742), und mehr noch durch seine unionistischen Neigungen und Bestrebungen, d. h. die zunächst von seinem Collegen und Schwager, dem Tübinger Professor J. C. Klemm, ausgegangenen, aber von P. (besonders in seiner Schrift „Alloquium irenicum ad Protestantes" 1720 und in einer Reihe von weiteren Schriften und Correspondenzen) befürworteten Vorschläge zu einer wenigstens theilweisen Vereinigung der Lutheraner und Reformirten, — Vorschläge, die von Seiten protestantischer Höfe und Staatsmänner vielfach gebilligt, sogar von den Vertretern der evangelischen Kirche auf dem Regensburger Reichstag, dem sogenannten Corpus Evangelicum, empfohlen, von der Mehrzahl protestantischer und besonders lutherischer Theologen aber (Cyprian, Löscher, Weismann, Reinbeck, Wernsdorf, Balthasar, Neumeister u. a.) aufs entschiedenste bekämpft wurden und die jedenfalls nach der damaligen Lage der Verhältnisse zu keinem praktischen Resultat führen konnten (s. besonders Pfaff's gesammelte Schriften, so zur Vereinigung der protestantischen Kirchen abzielen, Halle 1723; Cyprians Briefwechsel mit Chr. M. Pfaff in Vereinigung der evangelischen und reformirten Religion 1721 und die übrige Litteratur zur Geschichte der kirchlichen Unionsversuche).

Aber nicht bloß diese unionistischen und irenischen, auf Abschwächung der confessionellen Gegensätze zwischen Lutheranern und Reformirten wie zwischen Protestanten und Katholiken und auf allgemeine religiöse Toleranz gerichteten Anschauungen und Bestrebungen waren es, welche den Ruf und die Wirksamkeit des durch seine vielseitige Gelehrsamkeit und durch seine akademischen Erfolge hochberühmten Theologen beeinträchtigten. Es kamen noch schlimmere Dinge hinzu, die seinen guten Ruf untergruben und zuletzt seine Tübinger Stellung unmöglich machten. Er galt, trotz des pietistischen Anstrichs, den er sich zu geben wußte, in seiner Umgebung als ein weltsinniger Lebemann, als genußsüchtig und geizig, rechthaberisch und unverträglich; ja ein sittlicher Fehltritt, dessen er sich nach dem Tode seiner Frau († 1755) schuldig machte, nöthigte ihn schließlich Tübingen zu verlassen (vgl. darüber die Angabe Oetinger's in einem Brief an den Grafen Castell bei Ehmann, Oetinger's Selbstbiographie S. 611; Ritschl S. 59). Schon seit längerer Zeit schwebten Verhandlungen zwischen P. und dem hannoverschen Minister von Münchhausen, der ihn nach Mosheims Tod für das Kanzleramt und eine theologische Professur in Göttingen zu gewinnen suchte. P. war im November 1755 bereit, den Ruf anzunehmen, da zerschlugen sich plötzlich die Verhandlungen, entweder weil P. Forderungen gestellt, auf die man in Hannover nicht eingehen konnte, oder, nach anderen wahrscheinlicheren Nachrichten, weil man dort aus zuverlässiger Quelle, durch einen Brief J. J. Moser's an den Hofrath Scheid in Hannover, ungünstige

Nachrichten über P. erhalten hatte (s. Büsching III, 287; Ritschl S. 60; die dort erwähnte Angabe von Frank stammt aus H. E. G. Paulus' Reisejournal und beruht auf bloßem Hörensagen). Obgleich sich diese Aussicht zerschlagen, verließ P. dennoch Tübingen, wo er für das Sommersemester keine Vorlesungen mehr angekündigt hatte, am 9. Februar 1756, nicht ohne dort durch die Gründung eines Stipendium Pfaffianum theils für Studirende, theils für Stadtarme, sein und seiner verstorbenen Frau Gedächtniß verewigt zu haben, und übersiedelte in der Absicht, sich ins Privatleben zurückzuziehen, nach Frankfurt am Main. Unterwegs aber erhielt er ganz unvermuthet (oder, wie er selbst meint, „durch eine wunderbare göttliche Fügung") von dem Landgrafen Ludwig von Hessen einen Ruf nach Gießen als Professor der Theologie, Generalsuperindentent, Director der theologischen Facultät und Kanzler der Universität. Er folgte demselben, obwol schon siebenzigjährig, und bekleidete seine neue Stellung noch 4 Jahre lang bis zu seinem am 19. November 1760 infolge eines Schlagflusses erfogten Tod (vgl. über diese Zeit Ritschl S. 60).

Die schriftstellerische Thätigkeit Pfaff's war eine kolossale; die wichtigsten seiner Schriften sind bereits genannt; ein vollständiges Verzeichniß derselben siehe bei Meusel, Lexikon X, S. 353—373; Jöcher-Rotermund V, 2154; Hirsching S. 80—98. Nachrichten über sein Leben geben: Chr. P. Leporin, Nachr. von Pfaff's Leben und Schriften, 1726. — J. J. Moser, Lexikon der jetztlebenden Theologen II, 642 ff. — Rathlef, Geschichte jetztlebender Gelehrter II, 302 ff. — Büsching, Beiträge Bd. III. — Hirsching, Handbuch Bd. VII, 2, 73 ff. — Strieder, Hess. Gelehrten-Geschichte X, 322 ff. — H. Döring bei Ersch u. Gruber und Gel. Theol. des 18. Jahrh. Bd. III. — Gesch. der Universität Tübingen von Bök, Eisenbach, Klüpfel, Weizsäcker. — Römer, Würtemb. Kirchengesch. — Frank, Gesch. der prot. Theol. II, S. 216 ff. — Gaß, Gesch. der prot. Dogmatik III, S. 74 ff. — Ritschl, Geschichte des Pietismus, Bd. III, S. 42 ff. — Pressel und Klüpfel in der Protest. Real-Encyklopädie, 1. u. 2. Aufl., Bd. XI, 450 und 554 ff.

Wagenmann.

Pfaff: Heinrich Ludwig P., geb. am 3. December 1765 in dem gothaischen Marktflecken Herbsleben, wo sein Vater Joh. Samuel P. seit 1757 Diakonus war, empfing den ersten Unterricht von dem dortigen Organisten und Schullehrer A. L. Nagel (nicht Bindernagel), der, classisch gebildet, ihn zugleich in die lateinische Sprache einführte, während sein Vater die Kenntniß derselben dadurch förderte, daß er ihn die „Gothaische politische Zeitung" übersetzen ließ. Auf diese Weise mit der Sprache der Römer frühzeitig vertraut geworden, bezog er das Gymnasium in Gotha, welches damals von dem trefflichen Rector F. A. Stroth geleitet wurde. Hier zeichnete er sich durch ungewöhnlichen Fleiß aus, da er sich bereits mit litterarischen Zukunftsplänen trug, schwächte aber auch durch fortgesetzte nächtliche Studien seine ohnehin nicht feste Gesundheit. Nachdem er die Schule durchlaufen hatte, widmete er sich seit 1784 in Jena der Theologie und daneben der liebgewonnenen Alterthumswissenschaft und trat zugleich in das von J. Chr. Döderlein beaufsichtigte Predigerseminar, sowie in K. F. Walch's lateinische Gesellschaft ein. Seine für ersteres ausgearbeiteten Predigtentwürfe bekundeten schon die von ihm immer festgehaltene Richtung auf das Volksthümliche und Gemeinverständliche; den Anregungen der lateinischen Gesellschaft entsprang als Frucht ein Commentar über die 4. olympische Ode Pindar's („Pindari Carmen IV. Olympicum. Graece, perpetua annotatione illustravit", 1787), eigentlich eine Valetschrift an einen die Hochschule verlassenden Freund, deren Inhalt insofern von der bisher üblichen akademischen Sitte abwich, als er statt einer werthlosen poetischen Spielerei eine gediegenere

wissenschaftliche Gabe darbot. Als P. nach dreijährigem Aufenthalte in Jena wieder heimgekehrt war, ertheilte er zunächst Privatunterricht, bis er dann eine besoldete Anstellung an der gothaischen Knabenschule erhielt und zwar infolge einer vom Generalsuperintendenten J. F. Chr. Löffler getroffenen Einrichtung, wonach künftig nicht mehr ständige Lehrer, sondern Candidaten der Theologie mit dem Unterrichte betraut werden sollten. Von da an gab er sich der freilich nie unterbrochenen schriftstellerischen Thätigkeit mit vermehrtem Eifer hin und veröffentlichte während der ihm noch beschiedenen wenigen Lebensjahre in rascher Folge die nachbenannten Schriften: „Versuch einer kurzen Beschreibung des Zustandes der Sitten und Gebräuche der Hebräer für Ungelehrte“ (1792), ein Auszug aus umfänglicheren fachwissenschaftlichen Werken dieser Art; „Unterhaltendes Historienbuch für Bürger und Bauersleute“ (1793; Neue Ausgabe 1800), eine Auswahl von 97 Geschichten mit sittlichem Hintergrunde und nach den Darstellungen der damals besten Volksschriftsteller, wie R. Z. Becker, Campe, v. Rochow, Salzmann, Zerrenner u. A.; „Kleine auserlesene liturgische Bibliothek“ (1. u. 2. Bdchn., 1793), eine Sammlung von Formularen für geistliche Amtshandlungen bei der Taufe, in Betstunden, am Krankenbette u. s. w.; „Zeitung für Landprediger und Schullehrer“ (2 Jahrgänge, 1793—94), ein Unternehmen, das, ebenso wie das vorhergenannte, nach Pfaff's Tode von dem Garnisonprediger Chr. Ludw. Ehregott Credner in Gotha noch einige Jahre fortgesetzt wurde, und: „Gebetbuch für Bürger und Bauersleute“ (1794; 2. Aufl. 1802). Außerdem war er Mitarbeiter an J. R. G. Beyer's „Allgemeinem Magazin für Prediger“ und an den „Gothaischen gelehrten Zeitungen“. — Was er im Schuldienste und durch seine Bücher verdiente, theilte er mit seiner Schwester und seiner unterdeß verwittweten Mutter; unter der beständigen geistigen Anstrengung aber litt seine Gesundheit immer mehr, so daß er bereits am 9. Februar 1794, erst 29 Jahre alt, aus dem Leben schied, zum aufrichtigen Bedauern Aller, die sein anspruchsloses Wesen und seinen anregenden Umgang schätzen gelernt hatten.

Fr. Schlichtegroll's Nekrolog auf d. J. 1794. 2. Bd. S. 286—289. — Hirsching, Histor.-litterar. Handbuch. 7. Bd. 2. Abthl. S. 99. — S. Baur, Neues Histor.-Biogr.-Literar. Handwörterbuch. 4. Bd. Sp. 321. — Meusel, Lexikon. — Rotermund zu Jöcher. — H. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands im 18. u. 19. Jahrh. 3. Bd. S. 267 f. — Ersch u. Gruber's Encyklopädie. 3. Sect. 20. Thl. S. 103b—104a (H. Döring). — A. Beck, Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg. Gotha 1854. S. 137. — Vgl. auch: Intelligenzblatt d. Neuen allgem. deutschen Bibliothek. 1794. Nr. 16. S. 131. Schumann.

Pfaff: Johann Christoph P., lutherischer Theolog des 17.—18. Jahrhunderts, der Vater des Kanzlers Chr. Matth. Pfaff, ist geboren am 28. Mai 1651 zu Pfullingen im Herzogthum Würtemberg, † am 6. Februar 1720 zu Tübingen. — Sein Vater war Johann Wilhelm Pfaff, geboren in Urach, seit 1649 Stadtpfarrer in Pfullingen, † 1663 als Specialsuperintendent in Göppingen. (Die Familie war im 16. Jahrhundert aus dem Aargau in Würtemberg eingewandert; der älteste bekannte Stammvater war Caspar P., Kupferschmied, aus Aarau; sein Sohn Wilhelm P., Gerichtsverwalter in Urach; sein Enkel Johann P., Superintendent in Urach, zuletzt Abt von Königsbronn, zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs; sein Urenkel Johann Wilhelm P., der Vater des Professors, Großvater des Kanzlers.) Nach seines Vaters frühem Tode durchlief Christoph die Klosterschulen zu Hirschau und Bebenhausen, studirte 1670 ff. im Stift zu Tübingen, wurde 1673 Magister, dann Repetent, 1683 Diaconus in Urach, 1685 Diaconus an der St. Leonhardskirche in Stuttgart,

1697 ordentlicher Professor der Philosophie (Logik und Metaphysik) in Tübingen, 1699 Dr. theol. und außerordentlicher Professor in der theologischen Facultät, auch Abendprediger an der Stiftskirche und Superattendent des theologischen Stipendiums, 1705 Decan und erster Superattendent. In dieser Stellung blieb er, von seinen Collegen geachtet, von seinen Schülern hochverehrt wegen seines gediegenen theologischen Wissens und wegen der Lauterkeit seines Charakters, bis zu seinem Tod, nachdem er wenige Jahre zuvor (1717) noch die Freude erlebt, seinen einzigen Sohn Christoph Matthäus zum Collegen im akademischen Lehramt zu erhalten. Seine Tochter Johanna, des Kanzlers ältere Schwester, war die Gattin des Tübinger Professors Johann Christan Klemm († 1754). Pfaff's akademische Lehr- und schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich auf verschiedene theologische Disciplinen, insbesondere auf Erklärung des Alten und Neuen Testaments, auf Dogmatik und theologische Polemik. So schrieb er Dissertationen über das Evangelium Matthäi, Anmerkungen zur Synopse des Tübinger Theologen Th. Thumm, eine „Sylloge controversiarum“, Abhandlungen de theologia mystica, de ubiquitate, insbesondere aber einen Beweis für die Wahrheit der evangelischen Kirchenlehre aus dem canonischen Recht („Dogmata Protestantium ex jure canonico comprobata“ 1712).

Eine kurze Lebensbeschreibung von ihm lieferte sein Sohn, der Kanzler, Tübingen 1720, 4°. Außerdem vgl.: Stoll, Würtemb. Magisterbuch S. 297. — Leporin, Leben der Gelehrten S. 770 ff. — Bibl. Brem. IV, 772 ff. — Hirsching, Handbuch VII, 1, 99. — Jöcher-Rotermund III, 1484; V, 2156. — Bök-Eisenbach-Klüpfel-Weizsäcker, Gesch. der Tübinger Universität und theol. Facultät. Wagenmann.

Pfaff: Johann Friedrich P., Mathematiker, wurde am 22. December 1765 als zweiter unter den sieben Söhnen des Geh. Oberfinanzraths F. B. von Pfaff in Stuttgart geb., † am 21. April 1825 in Halle. Mit 9 Jahren wurde P. als Sohn einer hochgeachteten Beamtenfamilie in die herzogliche Karlsakademie aufgenommen, an welcher er das juridische Studium vollendete. Seine eigentliche Begabung war aber eine mathematische, was den Lehrern der Akademie nicht entging, und auf die hervorragenden Fähigkeiten des jungen Mannes aufmerksam gemacht, schickte ihn Herzog Karl 1785 nach Göttingen, um sich dort unter Kästner und Lichtenberg, den weithin berühmten Lehrern der Mathematik und Physik, weiter auszubilden. Nach etwa zweijährigem Aufenthalte begab sich P., immer dem Wunsche seines fürstlichen Gönners entsprechend, zu Bode, dem Berliner Astronomen, von da nach Wien, und dort erreichte den eben erst 22jährigen jungen Gelehrten eine Berufung als ordentlicher Professor der Mathematik nach Helmstädt an die Stelle des zu Ostern 1788 nach Halle übersiedelnden Klügel. P. war nämlich jetzt schon als das anerkannt, als was wir ihn bezeichneten. Seine „Commentatio de ortibus et occasibus siderum apud auctores classicos commemoratis“ war 1786 von der philosophischen Facultät in Göttingen mit dem Preise gekrönt worden, sein in Berlin veröffentlichter „Versuch einer neuen Summationsmethode nebst anderen analytischen Bemerkungen“ hatte geradezu Aufsehen erregt. Herzog Karl von Würtemberg willigte darein, daß P. in die ihm eröffnete Stelle eintrete, und von nun an gehörte P. ungefähr ebensolang als sein früheres Leben gedauert hatte, bis zu der 1810 erfolgten Aufhebung der Universität Helmstädt, dem Lehrkörper derselben an. Eine Berufung nach Dorpat lehnte er 1802 ab. Im J. 1800 versetzte ihn die westfälische Regierung an die Universität Halle, an der er bis zu seinem Lebensende wirkte. Männer wie Mollweide, Gerling, Bartels gehörten zu seinen dankbaren Schülern. Gauß war ihm in der Helmstädter Zeit besonders nahe getreten, wenn auch von einem Verhältniß wie von Schüler zu Lehrer bei diesem frühreifen Genius nicht

die Rede sein kann. Pfaff's wissenschaftliche Thätigkeit äußerte sich auch schriftstellerisch weiter. Er veröffentlichte 1797 den I. (einzigen) Band der „Disquisitiones analyticae maxime ad calculum integralem et doctrinam serierum pertinentes“, in welchem unter Anderem auch lineäre Differentialgleichungen zweiter Ordnung behandelt sind, eine Vorarbeit für die gleich nachher zu nennende hervorragendste Leistung Pfaff's. Er war eifriger Mitarbeiter an Hindenburg's Archiv der Mathematik, für welches er zahlreiche Beiträge in dem combinatorischen Gewande lieferte, welches gleichsam die Tracht jener uniformirten Zeitschrift bildete und dieselbe dem heutigen Leser fast ungenießbar macht. Er betheiligte sich 1810 von Halle aus in Zach's Monatlicher Correspondenz an der Lösung der von Gauß aufgeworfenen Frage nach der Ellipse größten Flächenraums, welche einem gegebenen Vierecke einbeschrieben werden könne. Er legte endlich 1815 der Berliner Akademie seine bedeutendste Abhandlung vor: „Methodus generalis aequationes differentiarum particularum, nec non aequationes differentiales vulgares, utrasque primi ordinis, inter quotcunque variabiles, complete integrandi“. Wie rasch die Wichtigkeit dieser Abhandlung in Deutschland erkannt wurde, ist schon daraus zu entnehmen, daß Joh. Tobias Mayer ihren Hauptinhalt bereits 1818 dem II. Bande seines Vollständigen Lehrbegriffs der höheren Analysis einverleibte. Europäisch bekannt wurde sie freilich erst nach Pfaff's Tode, und zwar seit 1827 durch C. G. J. Jacobi's Abhandlung in Crelle's Journal II, 347: Ueber die Pfaff'sche Methode eine gewöhnliche lineare Differentialgleichung zwischen 2 n Variabeln durch ein System von n Gleichungen zu integriren. Daß P. schon weit früher von den Akademien in Petersburg, in Göttingen, in Berlin, in Paris theils zum Correspondenten, theils zum Mitgliede ernannt wurde, muß, wie es scheint, auf Rechnung seiner sonstigen Leistungen gesetzt werden. Die Persönlichkeit Pfaff's war außerdem nach allgemeinem Urtheile Gegenstand innigster, weitest verbreiteter Hochachtung. Er war seit 1803 mit einer Cousine, Fräulein Brand, verheirathet, welcher er zwei Söhne hinterließ. Sein ziemlich umfassender Briefwechsel ist 1853 herausgegeben, uns aber leider nicht zur Verfügung.

Vgl. Halle'sche Litteraturzeitung 1825 Nr. 112. — Neuer Nekrolog der Deutschen III. Jahrgang (1825) S. 1415—1418. — Poggendorff, Biograph.-litterar. Handwörterb. z. Gesch. d. exacten Wissensch. II, 424. Cantor.

Pfaff: Johann Wilhelm Andreas P., Mathematiker. Jüngster Bruder von Johann Friedrich P. (s. d.), wurde am 5. December (nach anderer Angabe am 8. December) 1774 in Stuttgart geboren, † am 26. Juni 1835 in Erlangen. Leichte Auffassung, Lebendigkeit des Geistes, daneben eine gewisse Unbeständigkeit, die nicht zugab, daß die gleiche Beschäftigung ihm lange genügte, waren seine kennzeichnenden Merkmale. Vor Vollendung des 17. Lebensjahres wurde er aus dem Stuttgarter Gymnasium zum sog. Stift in Tübingen entlassen. Von dort promovirt, machte er einige Reisen. Im J. 1800 war er Stiftsrepetent. Im August 1803 erhielt er einen Ruf an die neu errichtete Universität Dorpat, vermuthlich auf Empfehlung seines Bruders Joh. Friedr., der eben zu jener Zeit die ihm angebotene Professur der Mathematik daselbst ausgeschlagen hatte. Wenn P. auch allen Grund gehabt hätte über die frühe Beförderung, über die Stellung die sich ihm sowohl als Hofrath und Sternwartendirector, als seit September 1804 als Gemahl von Pauline v. Patkul aus dem berühmten livländischen Adelsgeschlechte öffnete, hochbeglückt zu sein, so zog es ihn doch unwiderstehlich nach seinem deutschen Süden. In Würtemberg selbst unterzukommen gelang ihm trotz wiederholter Bewerbungen nicht. Er erhielt aber einen Ruf an das Realinstitut in Nürnberg, wohin er im August 1809 übersiedelte. 1817 ging er dann als

Universitätsprofessor der Mathematik nach Würzburg, 1818 nach Erlangen. In Nürnberg verlor P. am 15. März 1816 seine Gattin. Anderthalb Jahre darauf schloß er eine zweite glückliche und mit Kindern gesegnete Ehe mit Luise Plank, der Wittwe eines Geistlichen. Aus der ersten Ehe war übrigens auch eine Tochter am Leben, die aber noch unverheirathet 1832 starb. Pfaff's Tod wurde 1835 unter mehrmonatlichem schweren Leiden durch sich wiederholende Schlaganfälle herbeigeführt. P. war Mitglied der Akademieen zu Petersburg und München, der physikalisch-medicinischen Gesellschaft zu Moskau, und fragt man nach seinen eigentlichen wissenschaftlichen Leistungen, so hält es schwer Hervorragendes ausfindig zu machen. Bald fesselten ihn Sanskritstudien, bald Hieroglyphendenkmale, bald warf er sich gar auf Astrologie, die er in die Reihe der Wissenschaften wieder einzuführen beabsichtigte. Am werthvollsten sind noch astronomische Abhandlungen zur Störungsrechnung, welche P. für verschiedene Zeitschriften (Bode's Jahrbuch, von Zach's Monatliche Correspondenz, Denkschriften der Münchener Akademie) verfaßte.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen XIII. Jahrgang (1835) S. 575—578. — Poggendorff, Biograph.-litterar. Handwörterb. z. Gesch. d. exacten Wissenschaft II, 428—429. Cantor.

Pfaff: Johann Leonhard P., Bischof von Fulda, geb. am 18. August 1775 zu Hünfeld in Kurhessen, † am 3. Januar 1848 zu Fulda. Er machte seine Studien zu Fulda, wurde dort 1793 Doctor der Philosophie, 22. September 1798 Priester. Er war dann zunächst Caplan daselbst und wurde 1802 Professor am Gymnasium, 1803 Hofcaplan und geistlicher Rath des Fürstbischofs, 1804 Lehrer des Kirchenrechts und der Exegese an der theologischen Lehranstalt. Der Fürstprimas Dalberg ernannte ihn, nachdem Fulda dem Großherzogthum Frankfurt einverleibt worden (A. D. B. IV. 707), 1812 zum Oberschul- und Studienrath, die kurhessische Regierung 1816 zum Director des Lyceums und Gymnasiums zu Fulda. 1823 und 1824 verfaßte P. hauptsächlich die Beschwerden des bischöflichen Generalvicariates zu Fulda (Generalvicar war Fr. v. Kempff) gegen das die Verhältnisse der (zur Diöcese Fulda gehörenden) katholischen Kirchen und Schulen im Großherzogthum Sachsen-Weimar betreffende Gesetz vom 7. October 1823 (Darmstädter allg. Kirchenzeitung 1823, Nr. 97—99; die Beschwerden nebst anderen Actenstücken ebend. 1824, Nr. 139 bis 141, auch besonders gedruckt zu Mainz 1824). Er veröffentlichte auch „Bemerkungen zu der in der Allg. Kirchenzeitung 1825, Nr. 23—25, enthaltenen Beleuchtung der Vorstellungen und Beschwerden des bischöflichen Generalvicariats zu Fulda" 1825. P. stand in dem Verzeichniß von 14 Geistlichen, welche 1823 von Rom aus für die fünf Bisthümer der oberrheinischen Kirchenprovinz vorgeschlagen wurden (J. Longner, Beitr. zur Geschichte der oberrh. Kirchenpr. S. 256). Bischof von Fulda wurde aber 1829 zunächst J. A. Rieger. P. erhielt die zweite Domherrnstelle. Nachdem Rieger am 30. Juli 1831 gestorben war, wurde P. am 15. November zu seinem Nachfolger gewählt, am 24. Februar 1832 präconisirt, am 2. September consecrirt. (Die Wahl wurde von dem Professor Multer [A. D. B. XXII, 711] ohne Erfolg bestritten, weil zwei Ehrendomherren, dagegen nicht die Dompräbendaten mitgewählt hätten und P. keinen akademischen Grad besitze; Aschaffenburger Kirchenzeitung 1832, Litt.-Bl. Nr. 7). — Mit der kurhessischen Regierung hatte P. wiederholt Conflicte wegen der gemischten Ehen. 1837 weigerte er sich, einen darauf bezüglichen Erlaß vom 21. April zurückzunehmen, und 1843 protestirte er gegen einen den Ständen vorgelegten Gesetzentwurf (H. Brück, Die oberrh. Kirchenprovinz S. 220). Unter dem 30. December 1838 übersandte P. dem Großherzog von Sachsen-Weimar eine Vorstellung über eine von dem General-

superintendenten Röhr am Reformationsfeste gehaltene Predigt (mit der Antwort des Ministeriums vom 26. Februar 1839 abgedruckt in Höninghaus' Kirchenzeitung 1839, S. 187, 239). Im J. 1845 trat er gegen die Deutschkatholiken auf, welche in Marburg und Hanau Anhänger gefunden und denen sich zwei Geistliche seiner Diöcese angeschlossen hatten (Berliner Kirchenzeitung 1845, Nr. 840); er ließ damals auch ein Gedicht drucken: „Den neuen deutsch-katholischen Gemeinden und ihren Führern Czerski und Ronge" (zuerst in dem Mainzer Sonntagsblatt, dann auch besonders).

P. war ein tüchtiger Kanzelredner; einige Gelegenheitsreden, die er als Bischof gehalten, sind gedruckt, außerdem einige kleine Erbauungsschriften, ein Gedicht „Leben und Wirken des Winfried Bonifacius", 1835, und (anonym) „Die christliche Glaubens- und Sittenlehre in ihrem Zusammenhange und nach dem Sinne der katholischen Kirche kurz und gründlich dargestellt", Fulda 1820 und München 1821. In Mastiaux' Litteraturzeitung sind zwei von ihm in elegantem Latein geschriebene Programme des Fuldaer Lyceums von 1819 und 1821 abgedruckt: „De probitate morum cum literarum studiis conjungenda prolusio" (bei Mastiaux 1820, Intelligenzblatt Nr 4) und „In memoriam J. B. Hillenbrand, Gymnasii Fuldensis quondam Rectoris" (bei Mastiaux 1821, Nr. 102—104).

N. Nekrolog 26 (1848), 47. Reusch.

Pfaff: Karl P., geb. zu Stuttgart am 22. Februar 1795, † zu Eßlingen am 6. December 1866. Im theologischen Seminar und dem Stift in Tübingen gebildet, beseelte ihn als Erbtheil seines als Archivar angestellten Vaters lebhaftes Interesse für die heimische Geschichte. Im J. 1818 an der Lateinschule in Eßlingen, seit 1819 mit dem Titel eines Conrectors, angestellt, fand er Muße genug, namentlich im dortigen städtischen Archive und im Staatsarchive zu Stuttgart eine erstaunliche Fülle geschichtlichen Stoffes zu sammeln und in zahlreichen Schriften und Abhandlungen zu verarbeiten. Neben dem großen Sammelfleiße zeichnet ihn die Liebe zum Vaterlande aus. Wie er als Lehrer weniger durch anregenden Unterricht, als durch Erweckung des Sinnes für Vaterland und Freiheit Einfluß ausübte, so versenkte er sich mit warmer Neigung in die Einzelheiten der heimischen Geschichte und stellte deren leuchtende Vorbilder der Mitwelt vor Augen. So war er denn zufrieden mit seiner bescheidenen äußeren Stellung und versuchte nur einmal (1845) einen ihm angemesseneren Wirkungskreis am Staatsarchive zu erhalten, eine Bemühung, welche wegen seiner politisch-freiheitlichen Richtung keinen Erfolg hatte. Die letztere machte er namentlich in seinen Bestrebungen für das deutsche Sängerwesen geltend. Als er 1846 zum Vorstand des von ihm mitbegründeten Eßlinger Liederkranzes gewählt wurde, übernahm er die Aufgabe im Hinblick auf die sociale und nationale Bedeutung der Pflege des deutschen Liedes. Er war es, der 1847 das erste in Deutschland abgehaltene Sängerfest zu Plochingen leitete und im Verlaufe seiner Thätigkeit zum Präsidenten des 1849 zusammengetretenen schwäbischen Sängerbundes bestellt wurde. Ebenso nahm er eifrigen Antheil an der Gründung des deutschen Sängerbundes im J. 1862 und gehörte dessen Ausschuß an. Die vielen Reden, die er bei solchen Festen hielt, zeigten, daß ihm wenigstens der patriotische Zweck dieser Vereinigungen obenan stand. Seine Verdienste ehrte 1841 die Stadt Eßlingen durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts; nach seinem Tode setzten ihm die deutschen Sänger mit wohlgelungener eherner Büste in seiner zweiten Vaterstadt ein Denkmal. Kurz vor seinem Ableben übergab er der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart seine reichen Sammlungen mit Hunderten von Handschriften und Drucken, Regesten des würtembergischen Fürstenhauses, von mehr als 1000 Fürsten- und Adelsgeschlechtern, von vielen Stiften, Klöstern und Reichsstädten, zusammen über

40 000 Urkundenauszüge, ferner ein Diplomatar mit gegen 9000 Urkundenabschriften. Seine Schriften sind: „Geschichte Würtembergs“ (1818—1820), „Miscellen aus der würtembergischen Geschichte“ (1824), „Würtembergischer Plutarch“ (1830—1832), „Die Quellen der älteren würtembergischen Geschichte und die älteste Periode der würtembergischen Historiographie“ (1831), „Ursprung und früheste Geschichte des würtembergischen Fürstenhauses“ (1836), „Geschichte des Fürstenhauses und Landes Würtemberg“ (1839), „Würtembergisches Heldenbuch“ (1840), „Fürstenhaus und Land Würtemberg nach den Hauptmomenten“ (1841), „Versuch einer Geschichte des gelehrten Unterrichtswesens in Würtemberg in den älteren Zeiten“ (1842), „Geschichte des Militärwesens in Würtemberg“ (1842), „Ulrich Herzog zu Würtemberg“ (3. Band zu Heyd's Werk, 1844), „Geschichte der Stadt Stuttgart“ (1845—1846), „Geschichte der Reichsstadt Eßlingen“ (1852), „Geschichte Möhringens auf den Fildern“ (1854), „Geschichte der Frauenkirche in Eßlingen und ihrer Restauration“ (1863), „Die Künstlerfamilie Böblinger“ (1864), „Würtembergische Weinchronik“ (1865), „Würtembergisches Gedenkbuch auf alle Tage des Jahrs“ (1865).

Vgl. Zur Erinnerung an Karl Pfaff (Eßlingen 1867).

Eugen Schneider.

Pfäffinger: Ursula P., Abtissin zu Frauenchiemsee, geb. am 7. September 1463 auf Schloß Wildenheim, war die Tochter des niederbaierischen Erbmarschalls Gentiflor P. und eine Schwester des Ritters Degenhart P., Secretärs des Kurfürsten Friedrich des Weisen. Früh schon trat sie in das erwähnte Stift und wurde dort am 30. October 1494 zur Vorsteherin gewählt. In dieser Stellung entfaltete sie eine seltene Umsicht und Thatkraft, die zumal hervortrat während des pfälzisch-bairischen Krieges vom J. 1504. Als der Feind ihrer Insel allmählich näher kam, ließ sie dieselbe mit Pallisaden befestigen und mit Feldschlangen bewehren. So konnte sie einer großen Zahl von flüchtigen Familien auf ihrem Eilande ein Asyl eröffnen. Das Stift blieb vor feindlichen Anfällen verschont. Abtissin Ursula lieferte auch einen Beitrag zur Zeitgeschichte: sie schrieb ein Tagebuch über die damaligen Kriegsereignisse, welches im VIII. Bande des oberbairischen Archives abgedruckt ist. So ungünstig ihre Stellung auch für ein solches Unternehmen schien, zeigt sie sich allenthalben als gut unterrichtet. Ihre Familienbeziehungen wußte sie zu Gunsten ihres Klosters klug zu benützen. So bewilligte Herzog Wolfgang von Baiern, wie die Urkunde sagt „auf Bitte unsers Oheims des Kurfürsten Friedrich von Sachsen“ dem Stifte den Gebrauch eines großen Fischnetzes, eines sogenannten „Schöpfen“. Ursula P. starb am 28. October 1528.

Deutingers Beiträge I. S. 362—377. G. Westermayer.

Pfaffrad: Kaspar P., lutherischer Theolog des 16. Jahrhunderts, geboren in einem Dorfe bei Lennep 1562, † zu Helmstedt am 23. September 1622. Anfangs zum Kaufmannsstande bestimmt und auf der Schule zu Dortmund vorgebildet, studirte er seit 1586 Philosophie und Theologie zu Helmstedt, war ein Schüler der Theologen T. Heßhusen († 1588) und Daniel Hofmann († 1611) und wie letzterer ein eifriger Anhänger der Ramistischen Philosophie und der lutherischen Orthodoxie im Gegensatz gegen die in Helmstedt allmählich zur Herrschaft gelangende Aristotelisch-Melanchthonische Richtung. Er wurde 1588 Magister und Docent in der philosophischen Facultät, 1593 außerordentlicher Professor der Theologie, 1598 Ordinarius und Dr. theol. Besonders bekannt ist er geworden durch seine theologische Doctorpromotion am 17. Februar 1598 und die bei dieser Gelegenheit unter Hofmann's Präsidium gehaltene Disputation über eine von letzterem aufgestellte Thesenreihe De Deo

et Christi tum persona tum officio, die zum Ausbruch des sog. Hofmannischen Streites über das Verhältniß der Philosophie und Theologie den ersten Anlaß gab. Während Hofmann ihn pries als einen der seltenen Theologen, die sich vom scholastischen Sauerteig fern halten, die Einmischung der menschlichen Vernunft in Glaubenssachen zurückweisen und ihre Theologie aus den lauteren Quellen der göttlichen Offenbarung schöpfen, so war er dagegen der Gegenpartei verhaßt als Ramist und Verächter des Aristoteles, als Feind der wahren Bildung und zugleich als Agent und Vertrauensmann des damaligen Hauptes der orthodoxen Partei im Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel, des General-Superintendenten Basilius Sattler. Mit Georg Calixt und seiner seit 1614 in Helmstedt zur Herrschaft gelangenden Richtung war P. nicht einverstanden; er verweigerte ihm das testimonium sinceritatis in doctrina, vermochte aber seine Anstellung und seine immer einflußreichere Wirksamkeit nicht zu hindern, fühlte sich daher in seinen letzten Jahren mehr und mehr vereinsamt und verfiel in Hypochondrie, blieb aber dennoch bis zu seinem Tod im Amt und in fortgesetzter Opposition gegen die Mehrzahl seiner Collegen. — Seine Schriften handeln von der Ramistischen Philosophie, von der Jugenderziehung, von der Lehre von der Kirche, Abendmahl, dem freien Willen sowie von den Mitteln zur Herstellung und Erhaltung der Einigkeit zwischen der lutherischen und reformirten Kirche. —

Nähere Angaben bei Jöcher-Rotermund III, 1485; V, 2158; bes. aber bei E. Henke, Georg Calixt I, S. 75 ff. Wagenmann.

Pfalz: P. von Straßburg galt der Tradition als der Ahn des Straßburger Meistergesangs: wo Straßburger Dichter verzeichnet werden, findet er seinen Platz noch vor den üblichen zwölf alten Meistern. Auch seine Stelle in den großen Dichterkatalogen von Folz, Nachtigall und Voigt scheint ihn noch in's 14., spätestens in das beginnende 15. Jahrhundert zu weisen. Sein Name lebt einzig fort in der 20reimigen, noch im 17. Jahrhundert viel benutzten Rohrweise (nicht Chorweise!), die wahrscheinlich nicht einmal sein Werk ist: wenigstens wird sie in den ältesten Handschriften, die sie enthalten, in der Wiltener und der Dresdener M 13, Frauenlob zugewiesen.

Schnorr, Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs S. 38, B. 50; Berliner Hs. Fol. 24, Bl. 167a. Roethe.

Pfander: Karl Gottlieb P., ein Basler Missionar, geb. in Waiblingen in Würtemberg am 3. November 1805. Die Pfander gehörten zu den angesehenen und wohlhabenden Bürgern der Stadt. In den Feierabendstunden erzählte sein Vater, ein gemüthvoller Bäckermeister, gerne von allerlei wichtigen Ereignissen seiner Vaterstadt; Jung und Alt hörte ihm gerne zu. Seine Mutter stammte aus dem nahen, geistlich bedeutsamen Fellbach. Es war eine charaktervolle, willensstarke Frau, die mit kräftiger Hand das Hausregiment leitete. Ihre neun Kinder erzog sie in einem gesunden, frommen Geiste. Nachdem P. die Lateinschule seiner Vaterstadt durchgemacht hatte und confirmirt war, erlernte er das Handwerk seines Vaters, freilich hätte er lieber studirt. Weil er schon von frühe an besondere Gaben zeigte, so brachten seine Eltern den 16jährigen Sohn nach der neu gegründeten Brüdergemeinde Kornthal und übergaben ihn dem dortigen tüchtigen Pfarrer Friedrich zur Erziehung. Hatte er schon im Elternhause viel von der Heidenmission gehört, so las er in Kornthal eifrig das seit 1816 in Basel erscheinende Missionsmagazin. Allmählich entwickelte sich in ihm der Gedanke, selbst Missionar zu werden. Er meldete sich in die Missionsanstalt zu Basel und trat 1821 als frischer 18jähriger Jüngling ein. Bis zum März 1825 lag er seinen Studien daselbst nach Blumhards Zeugniß mit treuem Fleiße ob. Namentlich zeigte sich bei ihm ausgezeichnetes Sprachtalent. Die Basler Missions.

gesellschaft hatte schon seit 1823 eine Mission im südlichen Rußland in dem Gedanken angefangen, durch Wiederbelebung der morgenländischen Kirchen, namentlich der armenischen, auf die Missionirung der mohamedanischen Welt hinzuwirken. Bereits war Zaremba mit einem tüchtigen Gefährten (s. Ledderhose, Leben und Wirken des Missionars Zaremba, Basel 1882) nach Südrußland abgereist. Kaiser Alexander I. wie sein trefflicher Minister Galizin brachten diesem evangelischen Missionswerke Verständniß entgegen. Die beiden Männer hatten reiche Erfolge, besonders unter den Armeniern, so daß sie dringend um Mitarbeiter baten. Es wurden ihnen also 3 andere Zöglinge, zu welchen unser P. gehörte, geschickt. Er faßte mit Zaremba sogleich die Missionirung der Mohamedaner in's Auge, und ließ sich zu dem Zweck neben der armenischen Sprache die Erlernung der türkischen und persischen sehr angelegen sein. Zugleich machte er sich mit dem Koran vertraut. Weil er mit Zaremba beschlossen hatte, eine größere Reise nach Nordosten in die Provinz Schirwan zu machen, so glaubten sie, eine Schrift an die Mohamedaner abfassen zu sollen. P. schrieb sie in Briefform und legte darin die Grundirrthümer des Islam und die Grundwahrheiten des Evangeliums dar. Dieser Tractat wurde unter den Mohamedanern in und um Schuscha wie auf den Missionsreisen in Armenien, Mesopotamien und Persien vertheilt. In Verbindung mit dem Armenier Mirza Faruch übersetzte er den Tractat auch ins Persische. Aus dieser kleinen Schrift entstand nach und nach Pfander's bedeutendstes Werk: „Mizan ul Haqq oder die Waage der Wahrheit". Er widerlegt darin eingehend den Islam und giebt eine feine Apologie des wahren Christenthums. Die falschen Beschuldigungen der Mohamedaner, als hätten die Christen die Schriften des alten und neuen Testaments verfälscht und die in denselben angeblich enthaltenen Weissagungen auf Mohamed als den größten Propheten Gottes ausgemerzt, weist er auf das schlagendste zurück und legt dar, daß nur das Evangelium die tiefsten Seelenbedürfnisse des Menschen nach Versöhnung und Frieden zu befriedigen und ein wahrhaft sittliches Leben zu schaffen im Stande sei. Später übersetzte er diese Schrift in der Stadt Agra in Hinterindien auch in das Hindostani und auf seiner letzten Missionsstation in Konstantinopel ins Türkische.

Ein schwerer Schlag traf die Basler Mission in Südrußland. Die armenische Geistlichkeit, welche für ihren Einfluß fürchtete, betrieb die Aufhebung der Mission und fand bei dem Generalgouverneur von Grusien, dem General von Rosen, wie bei Kaiser Nicolaus bereitwillige Unterstützung. Am 5. Juli 1835 erfolgte der Ukas. Im J. 1838 trat P. mit einigen anderen Missionaren in den Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, nach längeren Verhandlungen, die sich auf die bischöfliche Ordination bezogen. Sie wollten sich derselben nicht unterziehen, da sie bereits in ihrer evangelischen Heimathskirche ordinirt waren. P. reiste durch das ihm bekannte Persien nach Kalkutta, erlernte daselbst die hindostanische Sprache, und vollendete einige für die Mohamedaner verfaßte Tractate. In Agurpahra bei Kalkutta leitete Frau Wilson ein Erziehungsinstitut. In demselben lehrte und predigte er 5 Monate. 1841 ward ihm mit dem Missionar Kreiß als Station Agra angewiesen. Ihr Auftrag bestand hauptsächlich darin, unter den Mohamedanern zu missioniren. Das thaten sie treulich. Sie predigten das Evangelium in dieser alten Kaiserstadt, verbreiteten christliche Schriften und leiteten die dortigen Missionsschulen. Der Jahresbericht der Basler Missionsgesellschaft vom Jahr 1844 sagt: „Bruder Kreiß trägt das Lebenswort hinaus in die Städte und Dörfer und läßt die frohe Botschaft laut erschallen. Ernsten Kampf kämpft P. in der großen Kaiserstadt Agra selbst mit den moslemischen Gelehrten, die es aber kaum wagen, ihren Koran dem Wort vom Kreuz gegenüber zu vertheidigen." Missionar

Hörnle schreibt aus Agra unterm 21. April 1845: „Bruder P. ist fortwährend im Krieg mit den Mohamedanern und streitet ritterlich gegen die Feinde des Evangeliums, denen es an nichts fehlt, als an Wahrheitsliebe.“ Seine öffentlichen Disputationen mit mohamedanischen Gelehrten, denen, wie wir mit Bedauern berichten müssen, katholische Missionare dabei Werke, wie Strauß' Leben Jesu als Kampfmittel in die Hände schoben, machten im J. 1845 Epoche. Die Mohamedaner kauften die Bibel und andere christliche Schriften, nicht um darin die Wahrheit, sondern Beweisgründe gegen dieselbe zu suchen. P. wußte sie aber nach und nach zum Schweigen zu bringen.

1855 wurde P. nach Peschawer, Stadt und Land gleichen Namens am Kabulflusse, der zum Indus zieht, versetzt, um dort eine Mission unter den Afghanen zu beginnen. Dies war durch Major Edwards veranlaßt, der in einer Rede mit Recht gesagt hatte: „Es ist nicht die Pflicht der Regierung als solche, in Indien Proselyten zu machen. Die Pflicht, Indien zu evangelisiren, ist Privatsache der Christen. Der Ruf ergeht an die Gewissen der Einzelnen, an die Energie, den Eifer, den christlichen Sinn und Wandel der Einzelnen.“ In Peschawer gab es viel Arbeit. Drei Sprachen, worunter das Puschtu, mußten bewältigt werden. Pfander's Schriften, besonders die „Wage der Wahrheit“ wurden viel verbreitet, Besuche in den Dörfern gemacht, in der Stadt Schulen und Versammlungslocale gegründet und eingerichtet. Die Taufe eines afghanischen Hauptmannes Dilawar 1858 machte großes Aufsehen. Wackere Männer folgten nach. P. schreibt unterm 29. Januar 1856: „Ich predige in der Woche regelmäßig an 4 Abenden auf den Bazars der Militärstation und 2 Mal am Morgen in der Stadt, theils in hindostanischer, theils in persischer Sprache. In der Stadt aber sind die Zuhörer bis jetzt meistens sehr ungestüm, und nur selten kommt es vor, daß sie eine Zeitlang ruhig zuhören. Meine Schrift, Erwiderung auf die letzten schriftlichen Angriffe der Delhi- und Agra-Mohamedaner hat endlich die Presse verlassen, sie zählt 152 eng gedruckte Seiten. Ich hoffe, das wird das Letzte sein. Ich habe nun nichts weiteres zu sagen und denke, auch die Mohamedaner werden alles vorgebracht haben, was sie aus unseren ungläubigen Schriftstellern aufgabeln konnten. Gegenwärtig beschäftige ich mich nun mit der Revision meiner Schriften im Persischen; es soll nämlich eine neue Ausgabe, die 4. persische, gedruckt werden.“ Während des Sipoy-Aufstandes im J. 1857 blieb Peschawer und Umgegend ruhig und die Missionsarbeit konnte ungestört fortgesetzt werden. Noch im J. 1857 wurde ihm ungesucht eine große Auszeichnung zu Theil, indem ihn der Erzbischof von Canterbury, dem dieses akademische Vorrecht zusteht, zum Doctor der Theologie ernannte. Schon ein Jahr später versetzte ihn seine Gesellschaft nach Konstantinopel. Hier hatte damals der englische Gesandte Stratford-Canning das Hat Humajum erwirkt, jenen Erlaß des Sultans, welcher ausdrücklich die Zusage enthielt, kein Moslim, welcher Christ werde, solle dafür gestraft werden. Die kirchliche Gesellschaft glaubte, daß nun für sie die Stunde zur Gründung einer evangelischen Mission unter den Türken geschlagen habe und dazu war wohl niemand geeigneter, als P. In einem Dorf in der Nähe von Konstantinopel ließ er sich zunächst nieder und übersetzte seine drei wichtigsten Schriften ins Türkische. Mizan ul Haqq ist uns bekannt. Die andere Miftah giebt eine Darlegung der Lehre von der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi, mit Rücksicht auf die falschen Vorstellungen, welche sich hierüber die Mohamedaner machen. Die dritte Tarig behandelt in der Lehre von Sünde und Erlösung die fundamentalen Unterschiede zwischen dem Evangelium und dem Koran. Einige Jahre früher hatte ein amerikanischer Missionar diese Schriften kommen lassen, aber sie wurden confiscirt. Jetzt passirten sie das Zollhaus ungehindert. Das änderte sich aber

bald. Ein türkischer Professor und Mitglied des Erziehungsrathes veröffentlichte unter dem Titel „Sonne der Wahrheit“, ein Buch voll der gröbsten und thörichsten Schmähungen gegen die Christen und ihre Religion. Es erschien, noch ehe ein einziges türkisches Exemplar der Schrift Pfander's in Umlauf gekommen war. Die kirchliche Missionsgesellschaft gab darauf eine kurze Widerlegung jener maßlosen Angriffe heraus. Diese Schrift wurde viel gelesen. Das Missionswerk hatte seinen stillen und ruhigen Verlauf. Plötzlich aber änderte sich dieser Zustand, als der erste bekehrte Moslim (Williams) 1842 getauft wurde. Er wurde zwei Mal verhaftet, aber durch das Einschreiten des Consuls befreit. Um dieselbe Zeit wurden andere bekehrte Türken festgenommen und in ein Gefängniß für gemeine Verbrecher geworfen. Weitere Einkerkerungen folgten. Der Sultan ließ 1864 die Häuser der kirchlichen Missionsgesellschaft, der Ausbreitungsgesellschaft und der Bibelgesellschaft schließen. Spione machten jede fernere Annäherung von Moslims unmöglich. Etwa 20 christlich angeregte Türken wurden verbannt oder auf die Galeeren geschickt. Der Druck und die Einfuhr von türkischen Büchern wurde verboten, selbst Uebersetzungen des Korans wurden auf dem Zollhaus confiscirt und ein Tractat über Christus sogar vernichtet. Leider war Stratford-Canning nicht mehr da; der nunmehrige Gesandte Sir Henry Bulwer näherte sich mehr der türkischen Auffassung, als der der Missionare und der Sultan ließ eben einfach die ausgesprochene Zusage des Hat Humayum fallen. P. zog sich jetzt nach England zurück und ließ sich in Richmond, der Heimath seiner zweiten Gattin in der Nähe von London nieder. Seine erste Gattin war Sophie Reuß, Tochter eines russischen Staatsraths in Moskau. Er war mit ihr nur 10 Monate verehelicht. Sie starb in Schuscha am 12. Mai 1835. Seine zweite Gattin war Emilie Emma Swinburne. Aus dieser Ehe sind mehrere Kinder hervorgegangen. Er sollte aber keine lange Ruhezeit mehr genießen, denn schon am 1. December 1865 ging er aus der streitenden in die triumphirende Kirche.

Nach schriftlichen Mittheilungen des Pfarrers Eppler von Birsfelden bei Basel, welcher mit einer ausführlichen Biographie des Missionars P. beschäftigt ist.

Ledderhose.

Pfannberg: Dieses namhafte steiermärkisch-kärntnische Adelsgeschlecht der mittelalterlichen Epoche darf mit aller Wahrscheinlichkeit als urverwandt einerseits mit den Grafen von Soune, andererseits mit den Grafen von Zeltschach bezeichnet werden, denen auch die gütermächtigen Heunburger angehören. Ihr älteres Besitzprädicat war Pecka (Peckach-Peggau in Steiermark). Als der erste dieses Namens erscheint Rudolf um 1136. Sie führen gleich den ihnen stammverwandten Saneckern oder Sounekern (nachmals Grafen von Cilli) die Rangbezeichnung „Freie“ (Liberi). Unter den Urenkeln des oben erwähnten Rudolf von Peckach taucht neben diesem älteren Prädicate das jüngere „Pfannberg“ (Phannenberc), so heißt noch heute die Burgruine in der Nähe des obersteierischen Marktes Frohnleiten, auf und verdrängt von 1237 ab die ursprüngliche Bezeichnung Peckach-Pegga. Als bedeutendste Vertreter des Pfannberger Geschlechtes erscheinen im 13. und 14. Jahrhundert:

1) Ulrich I., der erste „Graf“ (comes) von P., urkundlich noch im J. 1236 (5. April) als „de Pecka“ bezeichnet, 1237 jedoch in der Wiener Urkunde K. Friedrich II. (vom Februar) schon als „Graf“ v. Pfannberg unter den Inneröstereichern an erster Stelle angeführt; ein Beweis für sein Ansehen. Es war dies zur Zeit der schweren Schicksalsprüfung des Babenberger Herzogs Friedrichs des Streitbaren, dem die Achterklärung vom J. 1236 die Länder Oesterreich und Steiermark gekostet. — Als diesem der Wechsel der Sachlage

und die eigene Thatkraft 1239/40 das Verlorene wieder verschafften, finden wir den Pfannberger in der namhaften Stellung eines Oberst-Landrichters (judex generalis v. supremus) der Steiermark, dem Herzoge wiederholt zur Seite; so 1239, 1240 bei dessen Rundreise durch die Steiermark, 1241 zu Wels in Oberösterreich. — In den Tagen des Interregnums, das dem Ausgange des letzten Babenbergers gefolgt war (1246—1252), erscheint U. auch als Vogt (advocatus) des Kl. S. Paul im Lavantthale, und, was seine politische Parteistellung betrifft, als kaiserlich Gesinnter, der die Statthalterschaft Meinhards v. Görz anerkannte (1248). Von 1249 erlischt seine urkundliche Spur. Von seinen 4 nachweisbaren Söhnen: Ulrich III., Siegfrid, Bernhard und Heinrich spielen die beiden letzteren, insbesondere der jüngste, die namhafteste Rolle.

2) Heinrich Graf v. P. († 24. Juli 1282). Er und sein älterer Bruder Bernhard zeigen sich als Genossen einer eisernen, den Adel der Steiermark durch die Rechtsunsicherheit eines herrenlosen Zustandes demoralisirenden Zeit, in einem keineswegs günstigen Lichte. 1250, 1. Juni, stellen sie dem gewaltthätigen Erzbischofe von Salzburg, dem Sponheimer Herzogssohne Philipp, ihre Dienste zur Verfügung. 1251 scheint P. für die ungarische Partei gewonnen worden zu sein, 1253 stand er jedoch entschieden auf Seiten König Ottokars, der damals ins steierische Oberland, nach Leoben, gekommen. Dann fügten sich die P. der arpadischen Landesherrschaft, da der Ofener Friede von 1254 eine Auseinandersetzung zwischen Ungarn und Böhmen bewirkte. In diesen Zeiten der vorübergehenden Herrschaft Ungarns erfahren wir aus Urkunden, daß Heinrich v. P. als Schädiger des Klosters Rein zum Schadenersatze verurtheilt wurde. Jedenfalls blieb er nicht zurück, als die Abschüttlung der ungarischen Herrschaft vor sich ging (E. 1259). Als König Ottokar, der neue Landesherr, E. October 1260 in Graz weilte, befanden sich hier auch die beiden Pfannberger Bernhard und Heinrich, wider welche damals das Kloster St. Paul klagbar und als berechtigt erkannt wurde, seinen Vogt sich zu erwählen, den Kärntner Herzog, Ulrich III. hiezu erkor. Auch mit dem Bisthum Gurk hatten die Pfannberg's eine lange Fehde um die Schloßherrschaft Albeck auszufechten, in welchem Handel der Herzog von Kärnten (10. December 1264) den Schiedspruch fällte. Verhängnißvoll sollte sich jedoch für Heinrich und dessen Bruder Bernhard das J. 1268 gestalten; als Nachspiel zu der im Gefolge des Böhmenkönigs Ottokar 1267/68 mit anderen steierischen Herren (s. Art. Ulrich v. Liechtenstein) unternommene Preußenfahrt erfolgte ihre Verhaftung als Geheimbündler — die Wirkung der Anklage des Pettauers —. Bernhard wurde auf Schloß Pürglein in Böhmen, Heinrich auf Schloß Frein in Mähren gefangen gehalten. Die Freiheit erlangten sie 1269 um Ostern gegen Auslieferung der Burgen Pfannberg, Peggau, Strasseck und Löschenthal, deren Schleifung Ottokar anbefahl. Außer diesen Burgherrschaften gingen für sie auch noch S. Peter ob Judenburg, Kaisersberg zwischen Leoben und Knittelfeld, überdies Rabenstein verloren. — Wir finden sie dann wieder im Gefolge des Landesfürsten, und das J. 1271 bewirkte ihre vollständige Rehabilitirung. Sie hatten sich nämlich im Kriege Ottokars gegen Ungarn hervorgethan, insbesondere Heinrich, der dem Güssinger Grafen Iwan mit dem Schwerte im Zweikampfe Rede zu stehen entschlossen war, ohne daß der Gegner jedoch seiner Herausforderung nachkam. — Von 1271 ab (in welchem Jahre Bernhard mit dem Tode abging; die beiden älteren Brüder waren schon längst, Ulrich III. vor 1255; Siegfried vor 1264 gestorben) vertrat Heinrich ausschließlich sein Geschlecht. 1272 machte er die Heerfahrt Ottokars nach Kärnten mit und wurde 1274 auch von dem böhmischen Könige, um die Empfindung früher erlittener Unbilden auszutilgen, und andererseits um seine wackere Haltung im Kriege Ottokars gegen Ungarn (1273)

zu entlohnen, hauptsächlich aber mit Rücksicht auf die seit Rudolf von Habsburgs Königswahl bedenkliche Sachlage und auf das Ansehen des Pfannbergers im Lande zum Hauptmanne Kärntens bestellt. 1274 war H. bei der großen Versammlung in Goeß anwesend. Als dann der große Umschwung vor sich ging, sehen wir Heinrich gleich den andern Adelsherrn im Reichskriege gegen den Böhmenkönig auf Rudolf I. Seite, zunächst in der Bundesversammlung zu Rein (1276, 19. Sept.). Mit seinen Schaaren besetzte er Judenburg und zog dann zum Heere des Habsburgers nach Oesterreich. Ihn und den Herrn Friedrich v. Pettau bestellte König Rudolf I. (1277) zu obersten Landesrichtern. Auch bei der blutigen Entscheidung v. J. 1278 wirkte er mit. Die Reimchronik (Cap. 150) erzählt, er und ein Pettauer wären auf dem gen Jedenspeugen vorgeschobenenn rechten Flügel des Heeres Rudolfs vor dem Feinde zurückgewichen und flüchtig geworden. Sie spricht nur von einem Grafen v. P., doch kann das nur unser H. sein. Dann legte er sein Amt nieder. Das letzte Mal taucht er im Gefolge des Habsburgers (1279) auf, als dieser in das Land kam. Der Tod scheint ihn 1282 zu Wien ereilt zu haben.

Ulrich V., Enkel Heinrichs, Sohn Ulrich IV., geb. um 1290, † 23. Oct. 1354, der vorletzte seines Hauses und der namhafteste unter den Pfannbergern. Den Ritterschlag verdiente er sich in dem Treffen zwischen den Oesterreichern und Baiern bei Gammelsdorf (1313). Durch die Ehe mit Agnes, Schwester Ulrich II. von Wallsee (1314), versippte er sich mit diesem von der Gunst der Habsburger emporgehobenen, hochstrebenden Geschlechte, und zu der eigenen ererbten Geltung und persönlichen Tüchtigkeit gesellten sich wichtige Berufsstellungen und die Gelegenheit, in bewegten Zeiten eine hervorragende Rolle zu spielen. So erklären wir uns auch, daß U. an dem österreichischen Spruchdichter Suchenwirt seinen Lobredner fand und wir in dessen Versen willkommene Aufschlüsse über das Kriegsleben unsers Pfannbergers in den Jahren der langwierigen Kämpfe des Hauses Habsburg mit seinen Gegnern erhalten. 1316 machte U. das blutige Gefecht bei Eßlingen (19. September) mit, zog dann noch wiederholt vor Padua, auch nach Toskana, Waffenfahrten, die in die Jahre 1317—1320 fallen; 1328 oder 1329 focht er gegen die Ungarn bei Kittsee (Chocze), gab dem Herzoge Otto von Oesterreich das Geleite nach Vorderösterreich gegen König Ludwig d. B. (1330) und zählte zu dem Schiedsgericht, das (26. Nov.) in Augsburg den Anspruch der Habsburger auf die eventuelle Belehnung mit Kärnten entschied. Daß ihm das Landmarschallamt Oesterreichs übertragen wurde, spricht laut genug für sein Ansehen bei seinen Fürsten. In dem Kriege gegen Böhmen als Verbündeten König Ludwig des Baiers (1331—1332) wurde ihm die Verwahrung des gefangenen Heinrichs v. Lippe überwiesen. Auch bei der Friedensverhandlung mit Böhmen (Juli 1332) war U. thätig. Als 1335 der entscheidende Augenblick, die Verleihung Kärntens an das Haus Oesterreich eintrat, wurde U. v. P. mit der Botschaft dessen nach Kärnten betraut. Bereits vor zwei Decennien zum Hauptmanne der Bamberger Hochstiftsgüter in dem genannten Lande bestellt, erlangte nun U. v. P. den Pfandbesitz des Bamberger Eigens für 8000 Mark Silber auf 8 Jahre und die erste Stelle im Herzogthum als Landeshauptmann. Er machte den Sommerfeldzug gegen Böhmen (1336) mit, den der Ennser Friede schloß, übernahm 1338 eine Botschaft an König Ludwig, und wurde von Herzog Albrecht II. bei dessen Unternehmungen gegen Aquileja viel verwendet, insbesondere was die Besetzung Venzone's (1342) betrifft. Was seine Güterverhältnisse anbelangt, so bildet eines der wichtigsten Momente darin der Antheil Ulrichs v. P. Schwestersohnes Hermann v. Heunburg, an der großen Erbschaft der 1322 im Mannsstamm erloschenen Heunburger; die eigenthümlichen Verwicklungen, welche

dadurch zwischen den mit Pfannberg altersher verwandten Freien v. Saneck und den Auffensteinern heraufbeschworen wurden und große Kreise beherrschten, lösten sich endlich 1330—1333 durch Verträge, die den Pfannberg'schen Antheil an der Herrschaft Cilli an Ulrich's Vetter, Friedrich von Sanneck, den ersten „Grafen v. Cilli“ (1341) brachten. Die letzten Ereignisse in dem bewegten Leben Ulrichs v. P. sind seine Theilnahme an der österreichisch-ungarischen Grenzberichtigung vom December 1345, die Rüstung zu der Unternehmung Herzog Albrechts II. gegen Venzone 1351, und die Vermählung seines einzigen Sohnes Hanns, des letzten seines Geschlechtes († Nov. 1362) mit Margaretha, Tochter des Grafen Rudolf von Schaumburg (1354). — Ulrich starb in diesem Jahre. Suchenwirt widmete ihm eine lange Todtenklage.

Primisser, Peter Suchenwirts Werke aus dem 14. Jahrh. 1827. (XI. Gedicht, S. 34—38.) — Tangl, Die Grafen von Pfannberg in 3 Abth. I. bis 1237, II. 1237—1282, III. 1282—1362 im Archiv f. Kunde oe. G.-Qu. XVII. XVIII. Bd. Vgl. s. Abh. die Grafen v. Heunburg, ebenda XIX. und XXV. — Wendrinsky, die Grafen v. Plaien-Hardegg (Bll. d. Ver. f. Ldsk. Nieder-Oe. J. 1879, 1880). — Die Monographien von Kurz, z. G. Oesterreichs und Lichnowski, Gesch. des Hauses Habsburg 1—4. — Muchar, Gesch. des Hz. Steiermark, 5.—6. Bd. — Krones, die Herrschaft Ottokars II. von Böhmen in der Steiermark (Mitth. des hist. Ver. f. Steiermark XXII. J. 1874). — Krones, Die Freien von Saneck und ihre Chronik als Grafen v. Cilli (1883). I. Abth. Krones.

Pfannenschmidt: Adrian Andreas P., Senator und Färbereibesitzer in Speyer, † 1790. — Am 24. März 1726 in Quedlinburg geboren, ergriff er nach Ablauf der Schulzeit das Färbereigewerbe, unternahm nach Absolvirung der Lehrjahre verschiedene Instructionsreisen und beschloß seine Wanderschaft in Speyer, wo er sich 1755 als Färbereibesitzer etablirte. Hier wandte er viele Mühe daran, die von ihm in Breslau kennengelernte Krappfärberei einzuführen und gleichzeitig auch die Krappcultur, welche schon im 17. Jahrhunderte auf den Fluren um Speyer betrieben worden, aber in Folge kriegerischer Verwüstungen gänzlich eingegangen war, wieder in Aufnahme zu bringen. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es ihm endlich, alle Schwierigkeiten, welche sich ihm bei dem Mangel an Culturmitteln, wie an speciellen Kenntnissen und Erfahrungen entgegenstellten, glücklich zu überwinden und auf dem Wege empirischer Versuche mit der Pflege des Krapps (rubia tinctorum) und der Zubereitung der Wurzeln dieser Pflanze befriedigende Resultate zu erzielen. Darauf sich stützend suchte er durch Wort und Beispiel das Interesse für die Krappcultur im Kreise seiner Mitbürger zu erwecken, und er scheute selbst materielle Opfer nicht, als es sich darum handelte, der Pflege dieses neuen Culturzweiges eine hinreichende Zahl von Anhängern zuzuführen. Im J. 1769 verfaßte er eine kleine Schrift, um damit allen unerfahrenen Pflanzern eine Unterweisung im Krappbau zu geben. Dieser Publication folgte bald eine zweite, in welcher die Technik des Rothfärbens mittels der Krappwurzel behandelt wurde. Durch beide Schriften wirkte er sehr förderlich auf die Entwicklung dieses Industriezweiges in seiner neuen Heimath ein und führte zugleich eine wesentliche Erweiterung des Absatzgebietes für die Producte desselben herbei, so daß diese bald einen wichtigen Handelsartikel für Speyer bilden sollten. Auf diese Weise hatte er eine segensreiche Erwerbsquelle für einen größeren Theil der städtischen Einwohnerschaft erschlossen und erntete dafür dankbare Verehrung und Hochschätzung. Sein Ruf als sachkundiger Cultur- und Fabriktechniker drang bald in weitere Kreise und eröffnete ihm Beziehungen nach England, Frankreich und der Schweiz, sowie er auch mit den angesehensten Landwirthen seiner Zeit eine bezügliche Correspondenz

zu unterhalten hatte. Von dem Kaiser von Oesterreich und später nochmals vom Landgrafen von Hessen-Darmstadt aufgefordert, sein Domicil in deren Staaten zu verlegen, um auch in geeignete Districte der österreichischen resp. hessischen Territorien den Krappbau einzuführen, lehnte er jedoch diese ehrenvollen Anträge ohne Zögern ab und blieb seiner zweiten Heimath treu. In Anerkennung dessen und wegen seiner vielen Verdienste um die Hebung des localen Erwerbs überhaupt, wurde er 1775 zum Senator in Speyer erwählt, wo er in der gewohnten Weise für das öffentliche Wohl unverdrossen bis zu seinem Tode zu wirken suchte.

Vergl. A. v. Lengerke, Landwirthschaftl. Conversationslexicon III. Bd.

Leisewitz.

Pfannenschmidt: Julie P., als Schriftstellerin bekannt unter dem Namen Julie Burow, wurde am 24. Februar 1804 zu Kydullen im ehemaligen Neu-Ostpreußen als die Tochter des Salzinspectors Burow geboren. Der letztere wurde durch die in Folge des Tilsiter Friedens eingetretenen politischen Umgestaltungen brotlos, erhielt aber bald darauf eine andere Anstellung in Elbing, und hier verlebte Julie eine trostlose, traurige Jugendzeit. Nicht allein, daß Mangel und Noth stehende Gäste im Elternhause waren, so daß Julie schon als elfjähriges Kind selbst den Versuch machen mußte, ihre Kleider und Schulbücher selbst zu erwerben: auch die Herzen der Eltern waren sich fremd geblieben, und ihre gegenseitige Abneigung steigerte sich in dem Grade, daß Julie und ihre Mutter 1816 das Elternhaus verließen und zu Verwandten nach Tilsit zogen. Nachdem Julie hier ihre Schulbildung vollendet, siedelte sie 1819 mit der Mutter zu einer Schwester der letzteren nach Laggarben über. Da aber hier die Mutter von einer schweren Krankheit befallen wurde und eine erfolgreiche Cur deren Ueberführung nach Tilsit nöthig machte, entschloß sich Julie, eine Stelle als Erzieherin anzunehmen. Sie fand eine solche in Pohiebels bei Rastenburg und fühlte sich wohl darin. Indessen das Heimweh und die Sehnsucht nach ihrer Mutter machten sie ernstlich krank, und da um diese Zeit die Mutter sich entschlossen hatte, zu ihrem Gatten zurückzukehren, der als Regierungssecretär in Danzig ein einträgliches Amt gefunden hatte, so gab Julie ihre Stellung auf und kehrte ins Vaterhaus zurück. In Danzig lernte sie einen jungen Baubeamten, namens Pfannenschmidt, kennen, mit dem sie sich im Januar 1831 verheirathete und dann nach Neufahrwasser zog, wo der Gatte seine Arbeitsstation hatte. Wiederholte Versetzungen des letzteren führten sie auch nach Driesen in der Neumark, wo sie durch den Professor Wilhelm Klutz zur Schriftstellerei angeregt wurde, und später nach Züllichau. Hier traf die Familie ein Schlag, dessen größte Schwere auf das Haupt des Hausvaters fiel. Denuncianten hatte seine politischen Gesinnungen verdächtigt; man dispensirte den thatkräftigen, an Arbeit gewöhnten Mann, mußte ihn aber nach achtmonatlicher Quälerei mit allen Ehren in sein Amt wieder einsetzen. Bald darauf erfolgte seine Versetzung nach Bromberg, und hier verlebte Julie in unermüdlicher Thätigkeit ihre ferneren Jahre. Sie starb am 19. Februar 1868, nachdem sie wenige Stunden vorher im Theater von einem Schlaganfall betroffen worden war. — Außer einer Sammlung von „Gedichten“ (1858), die in zart weiblichem Sinne das häusliche Leben und die Liebe besingen, hat Julie P. vorwiegend Romane und Novellen geschrieben. An ihrem ersten Werke, „Frauenloos“ (II, 1850), welches die Stellung des weiblichen Geschlechts in der bürgerlichen Gesellschaft und die Grausamkeit derselben gegen die Gefallenen behandelt, hat sie zehn Jahre gearbeitet, ehe sie es der Oeffentlichkeit übergab. Dann folgten „Aus dem Leben eines Glücklichen“ (III, 1853); „Novellen“ (II, 1853); „Ein Arzt in einer kleinen Stadt“ (1854); „Bilder aus dem Leben“

(1854); „Ein Lebenstraum“ (III, 1855); „Erinnerungen einer Großmutter“ (II, 1856); „Der Armuth Leid und Glück“ (III, 1857); „Der Glücksstern“ (1857); „Johannes Kepler“ (III, 1857); „Lebensbilder“ (Novellen, II, 1858); „Künstlerliebe“ (1859); „Laute Welt — stilles Herz“ (1860); „Das Glück eines Weibes“ (1860); „Walter Kühne“ (1860); „An der polnischen Grenze“ (1861); „Ein Bürgermeister“ (III, 1862); „Die Kinder des Hauses“ (1863); „Den Frieden finden“ (Novelle, 1864); „Aus den letzten Tagen der polnischen Revolution“ (1864); „Die Preußen in Prag“ (1867) und „Im Wellenrauschen“ (II, 1869). Viele der genannten Schriften sind nur für den Tag geschrieben und darum auch mit dem Tage verschwunden, für den sie geschrieben waren; andere dagegen verdienten wol für die Nachwelt erhalten zu werden. Julie P. hat ein unleugbares Talent für Darstellung des Familienlebens, der einfachen bürgerlichen Verhältnisse, und daher haben ihre Romane und Erzählungen aus dem Kreise des Familienlebens ein gewisses Aufsehen erregt. „Was sie auszeichnet, ist ein durchaus gesunder, praktischer Sinn, eine verstandesmäßige, naturwissenschaftliche Aufklärung. Zwar verbreitet dieselbe über die ganze Existenz eine Nüchternheit, welche viele still waltende Motive der Poesie ausschließt; doch gewinnt die Darstellung der Schriftstellerin dadurch an Klarheit und Sicherheit, und ein einfaches, mit seinen wesentlichen Interessen vertrautes Gemüth, dessen Wärme alle ihre Werke belebt, schützt sie vor allzu flacher Versandung. Bei aller Strenge der sittlichen Tendenz ist indessen in den Romanen eine gewisse Keuschheit des Seelenlebens, welche sich in der Dämmerung wohl fühlt, zu vermissen; denn die Verhältnisse des Lebens und der Natur sind doch nicht so evident, wie sie uns in der oft aufdringlichen Beleuchtung dieser Schriftstellerin erscheinen.“ Der kleinstädtische Zug, der sich in ihren sämmtlichen Werken findet, erklärt sich aus den Lebensschicksalen der Verfasserin, über welche sie in dem „Versuch einer Selbstbiographie“ (1857) Aufschluß giebt. Mehrere Anthologien der Dichterin — darunter einige in hohen Auflagen — haben ihre Zugkraft bis auf die Gegenwart behalten.

J. B. Heindl, Galerie berühmter Pädagogen u. s. w. München 1859, II. Bd., S. 81 ff. — Litterarische Erinnerungen von F. Brunold, Zürich 1881, II. Bd., S. 161 ff. — R. v. Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrh., IV. Bd. S. 291. Franz Brümmer.

Pfannkuche: Christoph Gottlieb P., geboren in Verden am 18. Mai 1785, wurde am 6. Juni 1806 daselbst zum rechtsgelehrten Senator erwählt, war während der Franzosenzeit, die Verden zum Königreich Westfalen geschlagen hatte, Procurator beim dortigen Districtstribunal, wurde 1837 zum Bürgermeister gewählt, am 25. Januar 1838 als solcher eingeführt. Wie alle Bürgermeister der Bremen-Verdenschen Landschaft (von Stade, Buxtehude und Verden) erhielt auch er noch in demselben Jahre den Titel eines Bremen-Verdischen Landraths, trat auf seinen Wunsch am 1. November 1855 in Pension und starb unvermählt am 27. Februar 1868. Von früher Jugend an mit der Geschichte des Bisthums vertraut und selbst in Specialien wie kein anderer bewandert gab er, zunächst um der neu begründeten Buchdruckerei von Friedrich Bauer unter die Arme zu greifen, bei dieser 1830 „Die ältere Geschichte des vormaligen Bisthums Verden“ heraus, welche bis zur Resignation des Bischofs Johann III. (von Atzel), 1470, reicht. Da sie eine sehr verdiente gute Aufnahme fand, ließ er später „die neuere Geschichte“ u. s. w. folgen, welche die Erzählung bis zum Westfälischen Frieden führt. Für die Kunde des Ländchens und seiner Beherrscher sind beide Werke unentbehrlich, obgleich natürlich in Einzelheiten durch urkundliche Publicationen (v. Hodenberg; Sudendorf) seitdem manches aufgeklärt oder gebessert ist. Auch im „Neuen Vaterländischen Magazin“ erschienen kleinere

Arbeiten Pfannkuche's, welche die Verdensche Geschichte angehen. Seine Bibliothek, über 2000 Bände Bücher und Manuscripte, hinterließ er der Bibliothek des Domgymnasiums seiner Vaterstadt.

Progr. des königl. Domgymn. zu Verden. Ostern 1868, und private Mitth. Krause.

Pfannkuche: Heinrich Friedrich P., geboren am 28. November 1766 zu Kirchtimble im Bremischen, studirte von 1785—1788 in Jena und Göttingen, ward zum Dr. phil. 1794 promovirt; war seit 1797 theologischer Repetent in Göttingen; 1798 Subrector des Johanneum in Bremen, 1803 ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen und des A. T.'s zu Gießen, 1812 zugleich Vicedirector des Gymnasiums daselbst, 1824 Dr. theol., † 7 October 1833. (Allg. Encycl. III, 20 S. 276, wo Anm. 2 noch andre biograpische Quellen; bei Winer, Handb. der theol. Lit. Bd. 2, S. 705).

Er veröffentlichte 1791 ein „Specimen observationum philologicarum et criticarum ad quaedam psalmorum loca", deren wichtigste man bei Eichhorn, allg. Bibl. d. bibl. Lit. Bd. 5 S. 534—538 finden kann. — 1794 schrieb er Exercitationes in Ecclesiastae Salomoni vulgo tributi locum vexatissimum" c. 11,7—12,7. Er findet hier nicht, wie man die Stelle gewöhnlich versteht, eine Schilderung des hereinbrechenden Alters, sondern zu befürchtender schicksalsvoller Tage, was freilich nicht ohne große Gewaltsamkeiten von ihm durchgeführt wird. Zur anderweiten Litteratur über dieses oft untersuchte Stück s. Reuß, Gesch. des A. T.'s 1881 S. 546. — 1796 erfolgte eine Abhandlung in Eichhorn's allg. Bibl. d. bibl. Lit. Bd. 7, S. 193—203 betitelt: „Etwas über ein paar Stellen der neuen griechischen auf der St. Marcus Bibliothek zu Venedig befindlichen Version des A. T.'s." Die Untersuchung betrifft die Stellen Gen. 22, 2 und Hohel. 7, 2, bei welchen im Graecus Venetus sich ein Paar auffällige Abweichungen finden. Die anderweite zeitgenössische Litteratur über diese Uebersetzung findet man bei Rosenmüller, Hdb. f. d. Lit. der bibl. Crit. Bd. 2, S. 470—473; für die Gegenwart vgl. Gebhardt, Graecus Venetus, Leipzig 1874. — 1797 erschien in der Göttinger Bibl. der neuesten theol. Lit. Bd. 3, St. 4 ein Aufsatz über die „angelsächsischen Uebersetzungen des A. T.'s". 1798 schrieb er in Eichhorn's allg. Bibl. Bd. 8, S. 365—480 einen Aufsatz: Ueber die palästinische Landessprache in dem Zeitalter Christi und der Apostel", welcher neben vielem Unhaltbaren und Veralteten doch für die damalige Zeit das Verdienst hatte, zum ersten Male in großen Zügen den Proceß der Verdrängung des Althebräischen durch einen aramäischen Dialect in der Zeit vom Exil bis zum letzten vorchristlichen Jahrhundert richtig zur Darstellung gebracht zu haben. Im Allgemeinen vgl. zu dieser Frage A. Neubauer, on the dialects spoken in Palestine in the time of Christ (Studia biblica Oxford. 1885 p. 39—74). — 1800 erschien bei Eichhorn a. a. O. Bd. 10, S. 846—878 eine Abhandlung über „die Gebetsformel der Messiasschüler Matth. 6, 9—13 und Luc. 11, 2—4", in welcher diese biblischen Stellen aus rabbinischen Parallelen allerdings mit zu wenig Kritik erläutert werden. — 1803 erschien die Schrift: „De codicum Mss. hebr. V. T. et versionum chaldaicarum in lectionibus antimasorethicis consensu" (Universitätsprogr.). — Seitdem scheint seine litterarische Thätigkeit durch seine lehramtliche, welche sehr erfolgreich gewesen sein soll, beeinträchtigt worden zu sein. — C. Siegfried.

Pfannschmidt: Karl Gottfried P., Geschichtsmaler, wurde geboren am 15. September 1819 zu Mühlhausen i. Th. als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, welcher der Erziehung seiner Kinder alle Sorgfalt angedeihen ließ. Schon frühzeitig gab P. Beweise seiner Begabung für das Zeichnen, worin er von dem Zeichenlehrer des Gymnasiums, K. Dettmann, mit Eifer gefördert

wurde, so daß allmählich in dem Knaben der Entschluß reifte, sich dem Künstlerberufe zu widmen. Nur zögernd gaben die Eltern dem Willen des Sohnes nach, welcher im März 1835 nach Berlin zog, um dort auf der Akademie, der J. G. Schadow vorstand, die angefangenen Studien fortzusetzen. Mit einer Empfehlung an seinen Landsmann, den damals schon in angesehener Stellung wirkenden Architekten F. A. Stüler, versehen, wurde er von demselben den Malern K. Biermann und Ed. Daege zugeführt. Auf der Akademie zeichnete sich P. als eifriger und befähigter Schüler so aus, daß Schadow bei der Durchsicht einiger seiner Compositionen, unter welchen ihm die Zeichnung: „Einzug Christi in Jerusalem“ besonders gefiel, die anerkennenden Worte aussprach: Der Mensch hat Phantasie! Nachdem P. die ersten Jahre bei Biermann fast ausschließlich Landschaften gemalt hatte, bestimmte ihn dieser selbst, in richtiger Erkenntniß der wahren Begabung seines Schülers, sich der Geschichtsmalerei unter Daege's Leitung zuzuwenden. Gleich so vielen seiner Kunstgenossen zog es auch P. nach München, Cornelius' Werke zu schauen und mit dem Meister selbst in Verkehr zu treten. Diesen sollte er nicht mehr dort antreffen; um so eingehender betrachtete er seine Schöpfungen, trat auch mit Kaulbach in Beziehungen, welcher ihm rieth, Cornelius fleißig zu studiren und gründlich die Bibel zu lesen. Im Herbst 1841 traf P. in Berlin bei dem Kunstfreunde Grafen A. Raczynski zum erstenmal mit Cornelius zusammen, welcher ihm zurief: Ich kenne Sie schon; besuchen Sie mich! Der mit diesem Tage beginnende nahe Verkehr zwischen Beiden führte bald von Seiten Cornelius' den Auftrag an P. herbei, an C. Hermanns Stelle bei der Ausschmückung der Vorhalle des Alten Museums nach Schinkel's Entwürfen mitzuarbeiten.

Auch P. zog es mit unwiderstehlicher Gewalt über die Berge nach dem gelobten Lande der Kunst, welches er später noch dreimal wiedersah. Den Hinweg nahm er über Frankfurt a. M., Straßburg und Basel, durchzog die Halbinsel von den Alpen bis nach Sicilien und kehrte dann, nach mehr als einjähriger Abwesenheit, mit einer reichen Fülle von Eindrücken und Studien, im Herbst 1845 nach Deutschland zurück. Mit der Rückkehr Pfannschmidt's nach Berlin beginnt die erst durch den Tod unterbrochene Folge jener reichen künstlerischen Thätigkeit, welche seinen Namen den Ersten auf dem Gebiete der neueren deutschen religiösen Malerei beigesellt. Den Restaurationsarbeiten an alten Wandgemälden in der Liebfrauenkirche zu Halberstadt (1847) folgt die Mitarbeit an dem Freskogemälde Kaulbach's, dem Thurmbau zu Babel im Treppenhause des Neuen Museums. Darauf schuf er das Freskogemälde im Mausoleum in Charlottenburg (1850); das Abendmahl in der Capelle des Berliner Schlosses (1851). An geweihter Stätte befinden sich ferner in Berlin von Pfannschmidt's Gemälden: Die Kreuzabnahme in der Capelle des Krankenhauses Bethanien (1870), zwei Votivbilder: Christus und Maria (1875) und Christus und Nicodemus (1877) in der Matthäikirche, Christus und Magdalena am Auferstehungsmorgen (1882) in der Zwölfapostelkirche, Die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande (1885) in der Capelle des Domcandidatenstifts, an einem Erbbegräbniß des Dreifaltigkeitskirchhofs mehrere Mosaikgemälde nach des Künstlers Entwürfen (1876). Eine bedeutendere Anzahl seiner Werke schmückt Kirchen außerhalb Berlins. In Schwerin, Barth bei Stralsund, Königsberg i. N., Altenkirchen auf Rügen, Benzin bei Wolgast, Schlobitten in W. P., Brandenburg a. H., Bremen, in seiner Vaterstadt, in Demmin zeugen tiefempfundene und künstlerisch durchgeführte Altarbilder von dem frommen Sinn und der Meisterschaft ihres Schöpfers. Nach Entwürfen und Cartons Pfannschmidt's wurden Glasfenster ausgeführt für die Nikolaikirche in Berlin, den Dom zu Magdeburg, die Garnisonkirche in Stuttgart und Kloster Preetz bei Kiel.

Mehr als bei den meisten anderen Künstlern spricht aus den Werken Pfannschmidt's sein eigenes Empfinden zu uns. Als strenggläubiger protestantischer Christ erachtet er es für seine schönste und höchste Aufgabe, seiner Kirche durch seine Kunst zu dienen. Schlichte aber edele Linienführung, ruhiger Schmelz der Farben genügen ihm für seine Schilderungen. Durch den Inhalt vor allem, nicht durch äußere farbige Reize will er den Beschauer fesseln, ihn trösten, mahnen, bekehren. Deßhalb griff er auch gern zum Zeichenstift, um in Bilderfolgen Scenen aus dem alten und neuen Testament zur Darstellung zu bringen. Aus dem Jahre 1847 sind die Blätter, welche ihren Stoff der Schöpfungsgeschichte entnehmen (im Besitz der Familie des Künstlers). Ein Blatt aus dieser Folge: Noah's Einzug in die Arche, übertrug er in großem Maßstab und schickte den Carton auf die Akademische Ausstellung vom Jahre 1848, wodurch Pfannschmidt's Name zum erstenmal weiteren Kreisen bekannt wurde. Die zweite Bilderfolge: Die Aussetzung und Auffindung Moses', erstand im J. 1866. In echt künstlerischer Weise hat hier P. die Innigkeit der Mutterliebe und -sorge zum Ausdruck gebracht (gestochen von Ludy). In die Zeit von 1872—75 fallen die acht Zeichnungen, welche der Künstler „Das Wehen des Gerichts. Weckstimmen aus der heiligen Schrift" genannt hat. Edle Compositionen, welche die Mahnung zur Einkehr und Buße in packender Weise, wie z. B. in den Darstellungen des armen Lazarus und des reichen Mannes zum Ausdruck bringen (herausgegeben im Verlag der Berliner Photographischen Gesellschaft 1887). Die königl. Nationalgalerie in Berlin besitzt die aus sechs Blättern bestehende Folge von Darstellungen zur Geschichte des Propheten Daniel. Tiefe der Empfindung und meisterhafte Ausführung verleihen diesen Zeichnungen einen ganz besonderen Kunstwerth. Als die reifste Frucht seines Schaffens auf diesem Gebiete ist Das Vaterunser zu betrachten (1880—83), gleichfalls acht größere Blätter, durch Gedankentiefe und Hoheit der künstlerischen Auffassung gleich hervorragend (große goldene Medaille von 1884, nicht veröffentlicht, im Besitz der Familie).

P. war eine vielseitige Künstlernatur. Nicht nur auf dem Gebiete der Malerei war er ein Meister. Er verstand es auch mit Geschick die Radirnadel zu führen, in Thon zu modelliren, in Holz zu schnitzen. Die Musik, besonders die alte protestantische Kirchenmusik, hatte an ihm einen warmen Verehrer; dichterische Begabung war ihm gleichfalls zu theil geworden. Auch als Schriftsteller hat er sich mit Glück versucht. Im Christlichen Kunstblatt 1881 Nr. 5 findet sich von seiner Feder ein beachtenswerther Lebensabriß seines Schwiegervaters, des Malers C. Hermann. Die Stellungnahme Pfannschmidt's zu der Kunstrichtung unserer Tage war, wie dies bei seinem Entwicklungsgange nicht anders sein konnte, eine ablehnende. Einige Aufsätze und Erklärungen sind in diesem Sinne von ihm verfaßt und veröffentlicht worden.

Einem Künstler von einer solchen Bedeutung und Thätigkeit — P. stand als Lehrer an der Akademie der Classe für Composition und Gewandzeichnen vor — fehlten auch die äußeren Ehren nicht. Er war königl. Professor, Inhaber mehrerer Orden und Medaillen, Mitglied der Akademien zu Berlin und Dresden. Seines künstlerischen Beirathes bediente sich lange Jahre die Frau Kronprinzessin und gelegentlich der Universitätsfeier des Lutherjubiläums (9. November 1883) wurde ihm die seltene Auszeichnung zu Theil, von der Berliner theologischen Facultät zum Ehrendoctor ernannt zu werden. P. lebte in langer, glücklicher und gesegneter Ehe. Im J. 1881 fiel er in eine schwere Krankheit, von deren Folgen er sich nicht mehr ganz zu erholen vermochte. Der Meister starb in Berlin am 5. Juli 1887.

Schriftliche Mittheilungen der Hinterbliebenen des Künstlers an den

Unterzeichneten. — Daheim XVII, 1881, Nr. 16, S. 252 ff. — Dr. E. Förster, Mittelalter oder Renaissance? (Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Jahrg. XI, 1882, Heft 173). — Katalog der königl. Nationalgalerie. 7. Aufl. 1885, I, 237. II, 167. Weinitz.

Pfarrer: Mathis P., Ammeister und Beförderer der Reformation in Straßburg, ist hieselbst 1485 oder 1486 geboren. Ueber seine Jugend und seine innere Entwicklung wissen wir nichts Sicheres. Als Kaufmann — er war Tuchhändler — muß er sich bald in seiner Vaterstadt einen so guten Namen gemacht haben, daß ihm Sebastian Brant seine Tochter Euphrosyne zur Gattin gab. Wie hoch ihn seine Mitbürger schätzten, geht allein daraus hervor, daß er sieben Mal — so häufig, wie keiner vor ihm — zum Ammeister gewählt worden ist, 1527, 1533, 1539, 1545, 1551, 1557, 1563. In dieser hohen städtischen Stellung hat er der Reformation in Straßburg mit zum Siege verholfen. Wo es galt, muthig für die Rechte der Stadt und für die Sache des Evangeliums einzutreten, da machte der Rath ihn — oftmals neben Jakob Sturm — zu seinem Geschäftsführer. So war P. sowohl auf den beiden Reichstagen zu Speyer 1526 und 1529 als auch auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 einer der Gesandten Straßburg's. Häufig begegnen wir ihm in dieser Eigenschaft auf den Tagen des Schmalkaldischen Bundes, 1531 und 1536 in Frankfurt a./M., 1538 in Braunschweig, 1540 in Naumburg. Die schwerste Mission, die er im Auftrage der Stadt übernommen, war die im J. 1547 — nach dem unglücklichen Ausgange des Schmalkaldischen Krieges — zum Kaiser nach Ulm, um mit dessen Räthen über die Bedingungen zu unterhandeln, unter denen Straßburg Verzeihung erhalten sollte. Doch konnte sich P. nicht entschließen, als Gesandter der Stadt wie es der Rath wünschte, nach Nördlingen zu gehn, um vor dem Kaiser den von ihm geforderten Fußfall zu thun. Wie treu er dem evangelischen Glauben zugethan war, bewies er 1550 bei Gelegenheit der Einführung des Interims in Straßburg; lieber als daß er der Verlesung desselben vor den Zünften anwohnte, zahlte er eine Geldstrafe. Als nun aber 1554 die Mehrzahl der Straßburger Prediger unter Führung Marbach's die Abschaffung des Interims ertrotzen wollte und dem Rath den Gehorsam aufkündigte, da machte er dem Marbach wegen seiner Auflehnung gegen die städtische Obrigkeit heftige Vorwürfe. P. starb am 19. Januar 1568. Ihn charakterisirt sein Zeitgenosse Johannes Sturm folgendermaßen: „Herr Matthes P. wurde von wegen seiner Freundlichkeit von jedermann sehr gerhümbt. Er war ein rechter Vatter und Handhaber aller armen und betrübten Leut. Wenn jrgendt ein Burger etwas geringes verbrochen, ließ ers still hinschleichen, underweilen vertruckt ers, ehe dann einer deßwegen beklagt wurde, Beide in Gelt unnd Leibsstraffen war er milt vnd gnedig. Wann er dann uber etwas seine stimm im Raht geben solte, that ers mit solcher bescheidenheit, daß, wann er schon etwan eines andern meinung zuwieder, er gleichwol demselben nicht erzürnte .... und gleich als ein schöner heller Carfunkel under andern viel Edelgesteinen herauß scheinnt und glänzet, also leuchtet er im Raht für sein person."

Joannis Sturmii Commonitio oder Erinnerungsschrift, Neustadt a. d. Hardt 1581. — Joannis Pappi defensionis quartae partes tres priores, Tubingae 1581, p. 20. — Beza, Icones, 1580. — Pantaleon, prosopographia heroum, Basel 1566, T. III, p. 366 (unbrauchbar). — Hertzog, Chronicon Alsatiae, Straßburg 1592, achtes Buch, S. 94 ff. — Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß, 1.—3. Bd., Straßburg 1830—1833. — Virck, Politische Correspondenz der Stadt Straßburg, 1. Bd., Straßburg 1882. — Holländer, Straßburg im Schmalkaldischen Kriege, Straßburg 1881.

R. Zoepffel.

Pfarrius: Gustav P., ein beliebter rheinischer Dichter, wurde am 31. December 1800 zu Heddesheim bei Kreuznach als Sohn des dortigen evangelischen Pfarrers geboren, † zu Köln am 15. August 1884. Seine akademischen Studien begann er 1818 in Halle und setzte dieselben auf der Bonner Universität fort. Classische Philologie und Geschichte waren die von ihm erwählten Fächer. 1823 erlangte er die Doctorpromotion und trat dann sein erstes Lehramt beim Gymnasium in Saarbrücken an. 1833 wurde er an das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium nach Köln berufen, wo er 30 Jahre lang als ein allgemein geachteter Lehrer wirkte und durch den Professortitel und die Verleihung des rothen Adlerordens 4. Classe ausgezeichnet wurde. 1863 trat er in den Ruhestand. Seine erste dichterische Gabe war 1833 „Das Nahethal in Liedern", 1844 folgte eine lyrisch-epische Dichtung „Karlmann", und 1850 gab er die „Waldlieder" heraus, die durch ihre Frische und Innigkeit eine ungetheilt beifällige Aufnahme fanden und in wiederholten Ausgaben erschienen sind, wovon eine mit 12 Stein-Radirungen von Georg Osterwald illustrirt wurde. 1861 erschien ein Band gesammelter „Gedichte". Auch versuchte er sein Talent auf dem Felde erzählender Dichtung durch zwei Novellen „Trümmer und Epheu" (1852) und „Zwischen Soonwald und Westrich" (1861), sowie durch den Roman „Schein und Sein" (1863). Sein letztes Werk „Natur und Menschenleben" erschien 1869. Einige seiner Lieder sind volksthümlich geworden.

J. J. M.

Pfau: Theodor Philipp v. P., preußischer Generalmajor, im Jahre 1727 zu Frankfurt a./M. geboren, trat 1742 beim Infanterieregiment von Kleist als Gefreitercorporal in den preußischen Dienst, machte den zweiten schlesischen, in welchem er bei Kesselsdorf verwundet wurde, und den siebenjährigen Krieg mit und ward während des letzteren, im J. 1760, als Quartiermeisterlieutenant in das Gefolge des Königs aufgenommen. Sein Avancement, welches bis dahin wenig glänzend gewesen war, besserte sich dadurch nicht. Es dauerte bis zum September 1770, daß der König ihn zum Major ernannte. Vorher hatte er als Freiwilliger mit der russischen Armee am Türkenkriege 1769/70 theil genommen. Der König setzte indessen großes Vertrauen in seine Fähigkeiten, wählte ihn 1778, bei Ausbruch des baierischen Erbfolgekrieges, zum Generalquartiermeister bei der Armee des Prinzen Heinrich und machte ihn 1779 zu seinem Flügeladjutanten von der Infanterie. Friedrichs Nachfolger, König Friedrich Wilhelm II., gab ihn für die Expedition nach Holland im J. 1787 dem Oberbefehlshaber Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig an die Seite. Er hat diesen Zug in einer reich mit Plänen ausgestatteten „Geschichte des preußischen Feldzuges in der Provinz Holland im J. 1787", Berlin 1790, beschrieben, welche in dem nämlichen Jahre dort, durch F. W. Lombard übersetzt, in französischer und 1792 zu Amsterdam in holländischer Sprache erschien. Dann machte er die Rheincampagne gegen die französische Republik mit. Am 12. Juli 1794 ward er in seiner Stellung am Schänzel, einer $1^1/_2$ Meilen südwestlich von Neustadt an der Hardt belegenenen Bergkuppe, deren Besitz für die Behauptung einer von den preußischen Truppen eingenommenen Gebirgsposition von entscheidender Wichtigkeit war, mit Uebermacht angegriffen. An der Spitze von 8 Bataillonen, im Ganzen etwa 4500 Mann mit 9 Geschützen, vertheidigte er sich tapfer gegen 7000 Gegner. Am Nachmittage des 13. erhielt er eine tödtliche Wunde, welcher er, in feindliche Gefangenschaft gerathen, alsbald erlag. Das Schänzel ging verloren (vgl. Militär-Wochenblatt, Berlin 1825, Nr. 485, 1841, Nr. 29; Lufft, das Schänzel, Karlsruhe 1885). Sein Freund und Waffenbruder, der österreichische Feldmarschall Graf Wurmser, ließ dort 1796 „dem Helden und Biedermann" P. ein Denkmal errichten. P. schrieb ferner: „Der geschickte Angriff und die

glückliche Abhaltung des Feindes bei Belagerungen“, Köthen 1757; auch gab er eine Karte von Polen heraus. Die Bibliothek des Großen Generalstabes zu Berlin besitzt eine Handschrift Pfau's über „Manövres, welche von den kaiserlich österreichischen Truppen ohnweit Prag gemacht worden, 1777.“

B. Poten.

Pfeffel: Ein Minnesänger ritterlichen Standes, der während der Regierung Herzog Friedrichs von Oesterreich des Streitbaren (1230—1246) dichtete. Er preist diesen in seinem ersten Gedichte als den Wecker der Freude, die früher in Oesterreich lange verborgen gewesen sei, als den Spender von Reichthum, als den Tröster der Siechen und knüpft daran die in einen Wunsch an die Frau Sælde eingekleidete Bitte, auch ihn selbst mit einer Gabe zu bedenken. P. war danach ein Fahrender, der um Lohn dichtete, und gehörte wie Bruder Wernher, Reinmar von Zweter, Neidhart von Reuenthal, Tannhauser und Andere zu dem Dichterkreise, der sich am Hofe des sanglustigen letzten Babenbergers versammelte. Ob er selbst aus Oesterreich stammte, ist zweifelhaft. Die Pariser Liederhandschrift, welche ihre Dichter nach Landschaften zu ordnen pflegt, stellt ihn zwischen schweizerische Minnesänger und aus einer Baseler Urkunde von 1243 ist ein Heinricus pheffili miles nachgewiesen (Herzog, Germania 29, 35): man hat daraus den Schluß gezogen, er sei ein Alemanne gewesen und gleich manchen andern Dichtern des westlichen Deutschlands (z. B. Reinmar der Alte und Reinmar v. Zweter) in die lebensfrohe Ostmark eingewandert. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit muß dieser Combination zugestanden werden, obwohl die Identität des Dichters mit seinem urkundlichen Namensvetter, wie meistens in derartigen Fällen, sich nicht beweisen läßt. Das Preisgedicht auf Friedrich den Streitbaren reizt übrigens durch den bestimmten Hinweis auf eine friedliche, fröhliche Zeit, die langer Unruhe und Trauer ein Ende machte, zu dem Versuch einer genaueren Datirung. Sieht man sich inmitten der stürmischen Regierung Friedrichs nach einer Pause um, für welche Pfeffel's Schilderung passen könnte, so bieten sich drei Zeitpunkte. Der erste, die Wehrhaftmachung des Herzogs Anfang 1232 bildete den festlichen Abschluß der Fehde mit den Kuenringern und leitete eine bis zum Herbst währende Ruhezeit ein, aber der vorausgegangene Streit war doch zu kurz und unbedeutend, um Pfeffel's nachdrückliche Worte von der lange verborgenen Freude zu rechtfertigen. Gefährlicher waren schon die Kämpfe mit den Nachbarfürsten (Baiern, Böhmen, Ungarn) im folgenden Jahre, und das Ruhejahr 1234 konnte wol empfunden werden wie die Rückkehr des Tageslichts nach langer Nacht. Möglich also, daß der Anlaß zu dem Gedicht diese Zeit war und vielleicht speciell die am 1. Mai nächst Stadlau bei Wien gefeierte Vermählung der Schwester Friedrichs, Constanze mit dem Markgrafen Heinrich v. Meißen, ein prunkvolles Fest, bei dem die Mutter des Herzogs, Theodora, sowie viele erlauchte Gäste, darunter die bisherigen Gegner König Andreas von Ungarn und Wenzel von Böhmen, der Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen, mehrere Bischöfe und zahlreicher Adel zugegen waren. Viel wahrscheinlicher indeß ist, daß Pfeffel's Preisgedicht in der Zeit entstand, als der für Oesterreich verhängnißvollste Kampf, Friedrichs Empörung gegen den Kaiser, der über das Land alle Greuel des Bürgerkrieges gebracht hatte, endlich geendigt war und eine neue Epoche der Sicherheit und des Friedens für die schwer geprüfte Ostmark anbrach. Nach vier Kriegsjahren, die reich an wunderbaren Wechselfällen gewesen waren, fand sich Herzog Friedrich wieder als rechtmäßiger Besitzer seiner Erbländer anerkannt, der Reichsacht ledig, mit dem Kaiser in bester Freundschaft und feierte am Weihnachtstage 1239 festlich die compositio et concordia. Belehrt durch die schweren Erfahrungen des letzten

Krieges, in dem seine eigenen Bürger und Ministerialen gegen ihn gekämpft hatten, bemühte er sich nun, die Bewohner seiner Herzogthümer, die er so lange durch Willkürherrschaft aufgebracht hatte, zu versöhnen und an seine Person zu fesseln. Er gewährte deshalb damals und in dem nächstfolgenden Jahre den Bürgern der Städte wichtige Rechte und Freiheiten, erleichterte dem Adel die Rückkehr unter seine Herrschaft, allen Abgefallenen volle Amnestie ertheilend, und erwies sich besonders den geistlichen Orden freundlich durch Bestätigung früherer Vortheile, durch neue Schenkungen und Zuwendung verschiedener Begünstigungen. Er entwickelte in dieser Zeit eine verschwenderische Freigebigkeit, eine erobernde Liebenswürdigkeit und Milde ganz im Gegensatz zu seiner bisherigen rücksichtslosen Härte und Schroffheit. Er durchreiste seine wieder gewonnenen Länder, überall sich als gütig spendender Herrscher bewährend, traf in Wiener-Neustadt, umgeben von einem glänzenden Gefolge, unter dem sich die Dichter Troestelein und Ulrich von Sachsendorf befanden, mit Ulrich von Lichtenstein zusammen, der als König Artus umherzog (Frauendienst, Lachmanns Ausgabe S. 472 ff.), und feierte im Juli 1240 in Steiermark unter großen Festlichkeiten die Wiedervereinigung mit seiner Gemahlin Agnes. In jene Tage neuer Hoffnung und allgemeiner Freude setze ich Pfeffel's Spruch, der dann Zug für Zug seine unmittelbare Beziehung auf die gleichzeitigen Vorgänge hat. Das Gedicht zeigt sich als eine nicht ungeschickte Nachahmung von Walthers Spruch auf das Wiener Hoffest (Lachmann's Ausgabe 20, 31). — Ein zweiter Spruch Pfeffel's trägt in alter, volksthümlicher, auch von Walther (Lachmann 22, 33; 91, 17) angewendeter Einkleidung einem jungen Manne Lehren der Lebensklugheit vor. Das dritte Gedicht, welches wir von P. haben, ist ein Liebeslied mit gehäuften traditionellen Epithetis, im Geleise der gewöhnlichen Modepoesie ohne tiefe innere Bewegung, aber nicht ohne Anmuth. Der Dichter steht, so weit man aus den geringen Resten seiner Poesie urtheilen kann, der älteren vornehmeren Dichtung der fahrenden Sänger näher; er ist einer der begabtesten Schüler Walthers und theilt mit seinen oberdeutschen Landsleuten die von jenem geschaffene Verbindung der Spruchpoesie und Minnepoesie (vgl. Burdach, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide, Leipzig 1880, S. 83, 131 ff. 134); er scheint noch unberührt von der höfischen Dorfpoesie Neidharts von Reuenthal, der 1230 nach Oesterreich kam, und belastet seine Gedichte noch nicht mit dem Kram phantastisch abgeschmackter Aftergelehrsamkeit, wie zum Theil schon Reinmar v. Zweter, mehr noch Tannhauser, Boppe und Spätere.

Von der Hagen, Minnesinger II, 145 III, 680a. IV, 461; — Kummer Die poetischen Erzählungen des Herrand von Wildonie, Wien 1880, S. 62; — Apfelstedt, Germania 26, 224; — Bartsch, Die Schweizer Minnesänger (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz 6), Frauenfeld 1886, S. XLIX f. 71 ff. 421. — Das Beste über Herzog Friedrich den Streitbaren in der Monographie von Adolf Ficker (Innsbruck 1884): vgl. S. 20, 26 f. 87 ff.

K. Burdach.

Pfeffel: Christian Friedrich P., Historiker und Diplomat. Sein und des Dichters Gottlieb Konrad P. Vater war der Sohn eines Pfarrers zu Mundingen im Badischen; als Hauslehrer nach Straßburg gekommen, trat er, vom Intendanten d'Angervilliers und dem Prätor Klinglin empfohlen, als Jurisconsulte du Roi in den französischen Dienst der auswärtigen Angelegenheiten ein und ließ sich in Colmar nieder, ward hier Stättmeister (Stadtvorsteher) und heirathete eine junge Wittwe. Als ältester Sohn ward P. am 3. October 1726 geboren. Nach dem Tode des Vaters 1738 vollendete er seine Vorbildung noch in Colmar und bezog 1742 die Universität Straßburg. Hier schloß er sich besonders an Schöpflin an, dessen Tischgenosse er auch eine Zeit

lang war. Für Schöpflins Alsatia illustrata machte er Quellenforschungen und übernahm die Leitung der historischen und politischen Studien mehrerer an Schöpflin empfohlener junger Edelleute des Auslands. 1749 wandte sich der sächsische Hof an Schöpflin um rechtsgelehrten Beistand für die Ansprüche Sachsens auf die Grafschaft Hanau-Lichtenberg: mit Schöpflins Empfehlung ging P. zu diesem Zweck nach Paris. Der Gesandte, Graf v. Loos, erwirkte 1750 Pfeffels Ernennung zum Gesandtschaftssecretär. In die nächstfolgende Zeit fällt seine erste litterarische Thätigkeit. Nach dem Vorbild eines 1752 in 4. Auflage erschienenen Werkes von Henault über die französische Geschichte bearbeitete er die deutsche Reichsgeschichte in tabellarisch-chronologischer Form. Diese zu ihrer Zeit mit großem Beifall aufgenommene Arbeit erschien zuerst 1754 zu Paris, unter dem Titel „Abrégé chronologique de l'histoire et du droit public d'Allemagne“, in 4. Aufl. 1777, in deutscher Uebersetzung 1761. P. war inzwischen dem Grafen Loos 1753 nach Dresden gefolgt und hier in den Dienst des Grafen Brühl getreten. Diesen begleitete er 1754 nach Warschau und war in Brühl's Auftrag für jene Politik thätig, welche zum siebenjährigen Kriege führte. Bei der Capitulation in Pirna 1756 befand er sich im Gefolge des Königs. Dann führte er den jungen Grafen Brühl nach Straßburg und besuchte selbst Paris. 1758 als Legationsrath nach Warschau berufen, ward er durch den französischen Minister Bernis als französischer Unterthan reclamirt und in französischen Diensten an den Reichstag in Regensburg geschickt. Aber schon 1761 ward er entlassen und trat nun in die Dienste des Herzogs von Zweibrücken, seines Taufpathen, der ihn zum Residenten in München ernannte. Hier verschafften ihm seine historischen Untersuchungen zur bayerischen Geschichte 1763 die Wahl zum Director der historischen Classe der neuerrichteten Akademie. An den Monumenta Boica nahm er insbesondere durch Erforschung der in den Klöstern verwahrten Urkunden wesentlichen Antheil. Im ersten Band der Abhandlungen gab er eine Darstellung der Grenzen des bayrischen Nordgaus im 11. Jahrhundert mit Karte. 1767 ward er wieder nach Versailles berufen und erhielt die einst für seinen Vater geschaffene Stelle eines Jurisconsulte du roi. Als solcher war er namentlich bei der Grenzregulirung gegen die Niederlande und Deutschland thätig. Ludwig XVI. hielt sehr viel auf P., den der Minister Vargennes mes archives vivantes nannte. In der That hat dieser nicht blos als Diplomat im Dienste Frankreichs und seiner Alliirten dessen Interessen treu, discret und thätig vertreten. Auch als Publicist hat er in Schlözers Staatsanzeigen vom IV. bis zum XIII. Bande Frankreichs Verhältnisse, insbesondere seine finanziellen unter Necker in einem günstigeren Lichte erscheinen lassen, als man in Deutschland nach den allgemeinen Anschuldigungen durch Rousseau u. a. geneigt war anzunehmen. So kam denn auch der „Austrasier“, unter welchem Namen P. sich verbarg, mit deutschen Publicisten in Conflict, in welchem ihm jedoch die genauere Kenntniß der wirklichen Verhältnisse zur Seite stand. Eine historische Darlegung der von ihm erlebten Ereignisse lehnte er auch später ab. Als die Revolution ausbrach, war er in Geschäften in Zweibrücken; sein Gesuch um Entlassung 1791 führte 1792 zur Absetzung. Er ward auf die Emigrantenliste gesetzt und verlor sein in Landgütern, insbesondere im Oberelsaß angelegtes Vermögen. Er lebte dann in Mannheim, bis ihn 1799 der neuausbrechende Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich zur Uebersiedelung nach Nürnberg veranlaßte. 1800 ward ihm die Rückkehr nach Paris gewährt und Talleyrand war bemüht, ihn für seine Verluste zu entschädigen. Als Ritter der Ehrenlegion und Mitglied der Commission für das Rheinschiffahrtsoctroi, verlebte er die letzten Jahre in behaglichen Verhältnissen, von seiner trefflichen Gattin gepflegt. Der Tod raffte ihn, der stets gesund gewesen war, sanft hinweg am 20. März 1807. Von seinen Söhnen

ist Christian Hubert (Baron P. von Kriegelstein), geb. zu Straßburg 1765, gestorben als baierischer Gesandter zu Paris 1835, mit der These Limes Galliae, Straßburg 1785, schriftstellerisch aufgetreten.

Nachruf von Schlichtegroll in der ersten öffentlichen Sitzung der Akademie zu München nach ihrer Erneuung 28. Sept. 1807; — von August Stöber, Chr. Fr. Pfeffel, der Historiker und Diplomat, Mülhausen 1859 wieder abgedruckt, zusammen mit einem Nekrolog von Degérando im Moniteur Universel 1807. — Ueber Chr. Hubert P., s. Stöber in der Revue d'Alsace 1859, S. 210. Martin.

Pfeffel: Gottlieb Konrad P., elsässischer Dichter und Pädagog. Geboren am 28. Juni 1736, verlor er schon im zweiten Jahre den Vater (s. unter Christian Friedrich Pfeffel); doch führte die Mutter „streng gleich einer Sparterin" die Erziehung fort. 1750 kam er in das Haus des Pfarrers Sander in Köndringen bei Emmendingen, wo er die Vorbildung für die Universität erhielt, auch in der Verskunst unterrichtet wurde. Im Herbst 1751 bezog er die Universität Halle, von deren Lehrern er den Philosophen Christian Wolf besonders verehrte. Er studirte die Rechte, insbesondere das Staatsrecht, um sich für die diplomatische Laufbahn vorzubereiten, welche sein älterer Bruder, später auch sein Freund Nicolay mit Erfolg betraten. Aber ein Augenleiden, durch übereifriges Studiren verschlimmert, zwang ihn 1753 die Universität zu verlassen. Vergeblich suchte er auch in Dresden, wo sein Bruder damals verweilte, ärztlichen Rath. 1754 kehrte er nach Colmar zurück, um sich zunächst leichteren Beschäftigungen, insbesondere der Dichtung hinzugeben. Bei seinen Besuchen in Straßburg diente ihm eine junge Verwandte, Margarete Divoux, als Secretär: ihr dictirte er 1758 den Brief, in welchem er um sie warb. „Doris", wie er sie in seinen Gedichten nannte, ward 1759 seine Frau, nachdem 1758 sein Augenlicht durch eine nothwendige Operation völlig zerstört worden war. Ihre Liebe und Fürsorge ersetzte ihm den Verlust. In späteren Jahren sagte er, daß er nicht nur die Taubheit für ein schlimmeres Uebel halte als die Blindheit, sondern auch, wenn er die Wahl hätte, lieber diese ertragen wolle, als seine rheumatischen Schmerzen. Die Gegenstände, die er vor der Erblindung gesehn, standen ihm sein Leben lang so klar vor Augen, daß er, an die Stätten seiner Jugendzeit zurückgekehrt, genau die Aussicht nach den verschiedenen Seiten hin bezeichnen konnte. Seine Umgebung fesselte er durch seinen liebevollen, munteren Umgang an sich; ja er wußte auch als Lehrer der Jugend die tiefste Ehrfurcht einzuflößen. Diese Erziehergabe zu bethätigen ward er dadurch veranlaßt, daß bei dem Heranwachsen seiner Familie er darauf bedacht sein mußte, sein Einkommen zu vergrößern. Er hatte anfänglich als Uebersetzer einen Nebenverdienst gesucht und außer den später zu nennenden poetischen Werken namentlich Fleurys Kirchengeschichte ins Deutsche und Büschings Erdbeschreibung ins Französische übertragen; auch eine Allgemeine Bibliothek des Schönen und Guten 1764 begonnen, aber nicht über den 2. Band hinausgeführt. Als Dichter fehlt es ihm nicht an Anerkennung, namentlich von Seiten des badischen und darmstädtischen Hofes; von letzterem erhielt er 1763 den Hofrathstitel. Aber die pädagogischen Pläne versprachen ein sicheres Auskommen, und sie in Angriff zu nehmen, trieb ihn noch besonders ein schmerzliches Ereigniß: der 1770 erfolgte Tod seines ältesten, frühentwickelten und zärtlich geliebten Sohnes, den er unter dem Namen Sunim beklagte. Er wollte das Andenken seines Sohnes ehren, indem er den Kindern Anderer ein Vater würde. Er errichtete eine Erziehungsanstalt für protestantische Knaben, insbesondere für solche, die sich dem Militärdienst widmen wollten und die doch ihrer Religion wegen von den französischen Staatsanstalten dieser Art ausgeschlossen waren. Seinen Plan legte er Salis-Marschlins vor, dem Vor-

steher eines damals berühmten Instituts bei Chur. Durch seinen Bruder verschaffte er sich in Versailles die nöthige Erlaubniß und die Ecole militaire, später als Académie bezeichnet, trat 1773 in Thätigkeit. Nachdem er anfangs mit einem ehemaligen französischen Militär, Bellefontaine, schlechte Erfahrungen gemacht, fand er seit 1775 in Goethe's Freund Lerse einen ausgezeichneten Mitarbeiter. Anfangs auf 12 Zöglinge berechnet, erweiterte sich deren Zahl auf 40, selbst auf 60, abgesehen von den externen Besuchern des Unterrichts. Es waren nicht nur Elsässer, auch Franzosen, Deutsche, Schweden, Russen und besonders Schweizer. Zu den letztgenannten gehörte auch Fellenberg, der spätere Begründer und Leiter der Erziehungsanstalt zu Hofwyl. Die ganze Einrichtung der Anstalt, worüber besonders sein Neffe Christian Hubert das Nähere mitgetheilt hat, war militärisch, die Knaben in 4 Compagnien getheilt; die besten bildeten die Ehrencompagnie. Ueberall wurde das Ehrgefühl zu fördern gesucht und den jungen Leuten, wenigstens scheinbar, sich selbst zu leiten gestattet. Von Sprachen waren nur Deutsch und Französisch obligatorisch, Lateinisch und Englisch facultativ. Die körperlichen Uebungen wurden stark betrieben, auch das Reiten. Alle waren uniformirt, wie denn P. selbst ein ganz besonderes Vergnügen daran hatte, Uniformen zu erfinden. Für sich selbst hatte P. den Religionsunterricht vorbehalten, den er in einem aufgeklärten, streng moralischen Sinne ertheilte. Später faßte er seine Lehren zusammen in den „Briefen an Bettina", welche indessen erst 1824 (zu Basel) zu einem wohlthätigen Zwecke veröffentlicht, bald darauf auch in's Französische übersetzt wurden. Ein Liederbuch für die Colmarer Kriegsschule erschien Köln 1778. P. selbst betheiligte sich auch an der religiösen Liederdichtung und eine Hymne von ihm „Jehovah" ist im Elsaß noch jetzt wohlbekannt: s. Rittelmeyer, Kirchenliederdichter des Elsasses (Jena 1855) S. 71 ff. Für die Kriegsschule stellte er noch zusammen „Principes du droit naturel", Colmar 1781. Eine Sammlung von Anekdoten für die Jugend, „Historisches Magazin für den Verstand und das Herz" Straßburg 1782, ist auch in der französischen Uebersetzung viel gebraucht worden.

Durch seine Schule ward P. in weiten Kreisen bekannt und ihretwegen vielfach aufgesucht. Er selbst führte seine Schüler 1777 Joseph II. in Freiburg vor und erwarb sich dessen vollen Beifall. Von ausländischen Celebritäten lernte er Voltaire, Alfieri, später auch den gleichfalls blinden Dichter Delille kennen. Besonders nahe traten ihm Schlosser in Emmendingen, den er vermuthlich durch Lerse kennen lernte und mit dessen human-sittlichen Grundsätzen er innigst übereinstimmte; ferner der 1784 nach Freiburg berufene Joh. Georg Jacobi; von Schweizern Lavater, der ihm die „Empfindungen eines Protestanten in einer katholischen Kirche" 1781 zueignete, und Sarasin in Basel; nur daß er die schwärmerische Richtung dieser beiden nicht theilte. Mit Sarasins Gattin, die er als Seraphine, später Zoe feierte, war er nahe befreundet, wie denn innige Bündnisse mit Frauen jener Zeit und Pfeffels eigenem Charakter besonders zusagten. Ebenso befreundet war ihm die Gattin des Göttinger Professors, späteren Hofpredigers zu Hannover, Gottfried Leß (Serena). Sophie Laroche übergab ihm einen Sohn, er ihr eine Tochter zur Erziehung.

P. hatte seine erzieherische Thätigkeit nach 20 Jahren abzuschließen gedacht: das Ende kam ein Jahr früher, infolge der Fortschritte der französischen Revolution. P. war immer ein Liberaler gewesen, sein Ideal waren die schweizerischen Verhältnisse. 1782 hatte er das Ehrenbürgerrecht in Biel erhalten. An der helvetischen Gesellschaft in Schinznach, Olten und Aarau nahm er mehrmals Theil, und ward für 1785 sogar zu ihrem Präsidenten erwählt, ein Amt, das er durch einen launigen Erlaß an seine Untergebenen und durch einen Vortrag „über die europäische Kriegsverfassung vor der Erfindung des Feuergewehrs"

antrat. Die ersten Schritte der französischen Revolution verfolgte er mit Begeisterung und sprach sich in diesem Sinne in Episteln an Ring in Carlsruhe und an Graf Brühl, den Commandeur des Regiments Royal d'Alsace in Straßburg aus. Aber schon die nach dem 10. August 1792 heimkehrenden Schweizergarden begrüßte er durch ein sympathisches Lied; die Hinrichtung Ludwigs XVI. betrauerte er tief. Die Schreckensherrschaft bedrohte auch ihn. Aber im Departement Oberrhein gestattete man Eulogius Schneider, der mit der Guillotine umherzog, den Eintritt nicht. Pfeffels Freunde und Schüler fielen anderwärts dem Schaffot zum Opfer, sein Bruder ward proscribirt. Ein Sohn Pfeffels, der zur Armee gegangen war, erlag den Strapazen. Sein Vermögen ward durch die Assignatenwirthschaft auf ein Fünftel zurückgebracht: lange Zeit lebte der Greis mit seiner Familie in wahrer Dürftigkeit. Wie vor der Begründung der Schule mußte der Ertrag seiner Schriften, die er jetzt bei Cotta in dessen Sammlung Flora erscheinen ließ, ihm Geld verschaffen.

Erst die wiederkehrende Ordnung suchte ihn theilweise zu entschädigen. Der gelehrte Noel nahm als Präfect P. zum secrétaire interprète, und dieser entledigte sich seiner Aufgabe die Regierungserlasse zu verdeutschen mit Sorgfalt und Geschick. Napoleon, dessen Absichten übrigens P. schon 1798 gut durchschaut hatte, verlieh ihm ohne sein Zuthun 1806 eine Pension. Besondere Freude machte es P. bei der Wiederherstellung der Schule und namentlich auch der Kirche augsburgischer Confession mitzuwirken. Er ward 1806 in das Directorium dieser Kirche gewählt. Auch an auswärtigen Ehrenbezeigungen fehlte es ihm nicht. Wie er schon 1788 Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Künste geworden war, so wählte ihn 1808 die Münchner Akademie zum Ehrenmitglied an Stelle seines verstorbenen Bruders. Schon vor diesem aber hatte er seine Freunde dahin sterben gesehen und sein Alter war längst ein beschwerliches, schmerzerfülltes geworden. Nachdem er eben noch seine goldene Hochzeit hatte feiern können, starb er am 1. Mai 1809. Pfeffels Büste hatte der König von Baiern durch Christen, einen Schüler Canovas, in Marmor ausführen lassen, ein anderes Brustbild ward 1811 im Colmarer Lyceum aufgestellt. 1859 enthüllte man in Colmar seine Statue, die der Bildhauer A. Friedrich geschenkt hatte. Die elsässischen Dichter vereinigten sich damals zu einem Pfeffelalbum; insbesondere hat Aug. Stöber, das Pathenkind Pfeffels, seinem Leben und seinen Werken ein pietätsvolles Studium gewidmet.

Als Schriftsteller erscheint P. im vollen Sinne als Träger jener Vermittelung zwischen Deutschland und Frankreich, welche so vielfach in neuerer Zeit als Aufgabe der Elsässer bezeichnet worden ist. Seinem Geschmack entsprach daher auch völlig jenes dichterische Streben, welches in seiner Jugendzeit, in den 50er Jahren, noch am meisten Anerkennung in Deutschland gefunden hatte und welches sittlich-religiösen Ernst mit Glätte und Klarheit des Vortrags zu verbinden suchte. Pfeffels Vorbild war Gellert, den er selbst 1754 in Leipzig aufgesucht hatte. Klopstocks Größe ließ er gelten und kam später auch mit Jacobi, mit Voß in freundschaftliche Beziehung. Dagegen hatte er über Goethes jugendliche Genialität schon während dessen Straßburger Zeit abgeurtheilt. In seiner Erzählung „Cato“ 1781 nannte er Werther einen Lotterbuben; Götz setzte er unter die Hermannsschlacht. Klingers rohe Shakespeareschwärmerei empörte ihn; mit Lenz, der 1777 in seinem Hause verweilte, fühlte er Mitleid. Lessings Fragmente verwarf er und blieb auch gegen Herders frühere Werke kritisch gestimmt; doch erbaute er sich noch in seinen letzten Stunden an dessen Homilien. Gegen Kant trat er auf Schlossers Seite. Von Franzosen kamen Florian, Berquin, Marmontel auch persönlich in Beziehung zu ihm: doch blieben diese Verhältnisse mehr äußerlich, mehr auf das Arbeiten in gleicher Richtung beschränkt, während er

der deutschen Litteratur zum Theil mit tiefer Sympathie, zum andern Theil mit heftiger Abneigung gegenüberstand.

Von Pfeffels litterarischen Leistungen sind die Dramen am wenigsten von Bedeutung und von ihm selbst auch sämmtlich bei der späteren Sammlung seiner Schriften ausgeschlossen worden. Hier war P. meist als Bearbeiter französischer Stücke aufgetreten: so in den „Theatralischen Belustigungen“, die zu Frankfurt 1765—1774 erschienen und in Goedeke's Grundriß 1. Aufl. S. 644 aufgezählt sind. Pfeffels Auswahl beschränkte sich auf solche Stücke, die noch nicht ins Deutsche übersetzt waren. Selbständig sind Pfeffels Trauerspiel in einem Aufzug, „der Einsiedler“ 1761, sein Schäferspiel „der Schatz“ 1762, sein Schauspiel „Philemon und Baucis“ 1763. Ueber die beiden ersten hat Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie, am Schlusse des 14. Stückes, ungünstig, aber nicht ungerecht geurtheilt und des Dichters Absicht, die possenhaften Nachspiele durch ernste zu verdrängen zurückgewiesen: es wäre immer noch besser vom Weinen zum Lachen, als zum Gähnen überzugehen. Zudem ist das erste welches die Rückkehr eines Verbannten und die Vermählung seiner Tochter schildert, nur in Bezug auf die Absicht zu rühren ein Trauerspiel. Besser, ja in der Form untadelhaft ist das dritte Stück, welches P. für die Markgräfin von Baden dichtete. Nicht in Alexandrinern, sondern in Prosa sind die „dramatischen Kinderspiele“, Straßburg 1769 verfaßt: Damon und Pythias u. s. w. Lauter männliche Rollen enthaltend sind sie die Vorläufer der gegenwärtig mehrfach vertretenen Stücke für Jünglingsvereine. Berquin hat sie ins Französische übersetzt. Die Prosaerzählungen Pfeffels gehören größtentheils seinem Alter an, der Zeit der erzwungenen Muße nach Auflösung der Colmarer Kriegsschule. Indem P. sie im Kreise seiner Familie vortrug und seine Zuhörerinnen über den Ausgang befragte, welchen er seinen Geschichten geben sollte, haben sie einen frauenzimmerlichen Charakter erhalten. Die Rührseligkeit ist vorherrschend; das Muster Richardsons ist allzu sichtbar. Daß Geldverhältnisse eine für unser Gefühl allzu große Rolle spielen, bemerkt Scherer mit Recht, der in der Geschichte des Elsasses, 3. Aufl. S. 400 ff. P. sehr streng beurtheilt hat. Aber auch das hebt er hervor, wie vortrefflich in „Lina von Saalen“, ein alter General, mit weichem Herzen unter rauher Schale, in die sonstige Rührung ein humoristisches Element einmischt. Als Zeitbilder interessiren auch wol die Scenen aus der Schreckenszeit; die Bearbeitungen elsässischer Sagen aus der Ritterzeit präludieren der später reichgepflegten Dichtung über diese Stoffe. Alle Erzählungen Pfeffels sind in den „Prosaischen Versuchen“, Stuttgart 1810—12, 10 Bände vereinigt. Ebenfalls bei Cotta erschienen die „Poetischen Versuche“, auch in 10 Bänden, 1802—10. Unter demselben Titel war Pfeffels Erstlingsdichtung hervorgetreten, in 3 Büchern, Frankfurt a./M. 1761; auch eine dreibändige Sammlung, Basel 1789—91. Da P. bei den Gedichten das Jahr der Entstehung immer verzeichnet hat, ist es leicht, seine Entwicklung auf diesem Gebiete zu verfolgen. Das älteste Gedicht ist von 1754. Die Gedichte der ältesten Sammlung sind z. B. noch keck und derb; bei der späteren Auswahl ist P. strenger gewesen. Während er anfangs noch Oden und Hymnen dichtet, beschränkt er sich später auf das ihm angemessenere Gebiet der Fabeln und Erzählungen; nur die Epistel pflegt er auch später noch, auch hierin ein Vertreter des französischen Geschmacks. Französisch sind auch vielfach die Quellen seiner Fabeln, mehr als der Dichter selbst es durch seine Angaben erkennen läßt, wie eine Straßburger Dissertation, von Poll, 1887, nachweist. Es war deshalb eine sonderbare Unternehmung, daß Paul Lehr auch von diesen Stücken eine Anzahl ins Französische zurückübersetzt hat. P. selbst hatte übrigens Lichtwers Fabeln ins Französische übertragen, 1762. In seinen Bearbeitungen ist er nicht immer glücklich. Indem er durch erfundene

Umstände die Fabel localisirt, zieht er die Aufmerksamkeit des Lesers von der Hauptsache ab. Dazu kommt sein allzu glatter, correcter Stil, den Ellinger (Zachers Zeitschr. 17, 314) gegen den von Gellert und Lichtwer herabsetzt. Scharfe epigrammatische Wendungen fehlen aber bei P. durchaus nicht. Manches Stück dieser Fabeln und Erzählungen ist noch jetzt wohl bekannt, vor allem „die Tabackspfeife“, in welcher sich Pfeffels soldatische Neigungen in volksthümlicher Ausdrucksweise vortrefflich darstellen.

Ehrenfried Stöber, Blätter dem Andenken Pfeffels gewidmet, Straßburg und Paris 1809. — Joh. Jac. Rieder, G. C. Pfeffel, ein biographischer Versuch (Supplement zu Pfeffels Versuchen), Stuttgart und Tübingen 1820. — Aug. Stöber, Elsäss. Neujahrsblätter 1843. — Ders. G. C. Pfeffels Epistel an die Nachwelt mit Anm. Colmar 1859. — Ders., G. C. Pfeffels Verdienste um Erziehung, Schule, Kirche u. s. f., Straßburg 1878. — Mme. Lina Beck-Bernard, Théophile C. Pfeffel, Souvenirs biographiques recueillis par son arrière-petite fille, Lausanne 1866. Martin.

Pfeffel: Johann Andreas P., Kupferstecher und Verleger, geb. 1674 zu Bischoffingen bei Breisach, bildete sich auf der Akademie zu Wien und erhielt den Titel eines kaiserlichen Hofkupferstechers, ließ sich dann in Augsburg nieder, wo er einen schwunghaften Kunsthandel betrieb. In seinem Verlag erschien das seiner Zeit berühmte Bibelwerk des Joh. Jak. Scheuchzer und andere Werke, wofür er verschiedene Stecher, darunter auch seinen gleichnamigen Sohn, geb. 1715 zu Augsburg, † 1768, verwandte. Der Vater P. starb im J. 1750. Er stach im Sinne seiner Zeit alles Mögliche: Porträts, Ansichten, Decorationen, Thesen 2c. Da diese Blätter sich keineswegs über das Gewöhnliche erheben, genügt es auf Nagler's Künstlerlexikon zu verweisen, wo eine Reihe aufgeführt ist.
Wilh. Schmidt.

Pfeffer: Johann P., Professor der Theologie zu Freiburg im Breisgau, † nach des Abtes Trithemius Angabe im J. 1493. Er war ein Franke aus Weidenberg in der Diöcese Bamberg, der er auch durch die Priesterweihe angehörte, studirte und lehrte zuerst an der Universität Heidelberg, an deren Artistenfacultät er im J. 1434 immatriculirt, am 31. Januar 1436 zum Baccalaureus, am 17. März 1439 zum Licentiaten und am 1. Juli desselben Jahres zum Magister befördert wurde. Als er im J. 1447 an der nämlichen Facultät als Decan fungirte, hatte er auch schon den Grad als Baccalaureus in der Theologie. Seine Lehrthätigkeit in Heidelberg, während welcher er noch zum theologischen Licentiaten aufstieg, dauerte bis 1460. In diesem Jahre trat er an die neugegründete Universität Freiburg i. Br. über, eröffnete daselbst am 28. April seine Vorlesungen über die Sentenzbücher des Lombarden, nahm jedoch den Heidelberger Universitätsstatuten gemäß den theologischen Doctorgrad noch zu Heidelberg am 6. October desselben Jahres. Er wirkte nun als erster und durch längere Zeit als einziger Ordinarius der Theologie zu Freiburg, bekleidete bis zum J. 1470 viermal das Rectorat (1461, 1463, 1466 und 1470), scheint im J. 1471 Alters halber abgetreten zu sein, wurde aber 1479 wieder zur Aushilfe berufen und 1481 seiner Verdienste wegen zum ständigen Mitgliede des Universitätssenates ernannt. Im J. 1486 schied er definitiv aus allen diesen Stellen und starb 1493 in hohem Alter. Er war eine Zierde der Universität, ein kenntnißreicher, sittenreiner und uneigennütziger Mann, dem sein Zeitgenosse Trithemius großes Lob ertheilt. Es erschienen von ihm zwei Werke im Druck: „Directorium sacerdotale“ 1482 (ohne Angabe des Druckortes und Druckers), entstanden aus seinen Vorträgen über die Briefe des Apostels Paulus an Timotheus und Titus, und „Tractatus de materiis diversis indulgentiarum“

(ohne weitere Druckangabe), veranlaßt durch den Ablaß, welchen Sixtus IV. dem Freiburger Münster behufs des Chorbaues auf 3 Jahre gewährt hatte. Außerdem befinden sich noch handschriftlich auf der Freiburger Universitätsbibliothek 85 Bußpredigten, die er als Licentiat der Theologie im J. 1456 gehalten haben soll.

Vgl. Trithemius, de scriptoribus ecclesiast. n. 888 u. de illustribus viris Germaniae n. 235. (Quelle für die übrigen älteren Litterarhistoriker.) — Riegger, Amoenitates literariae Friburgenses. Fasc. 1, p. 35. — Schreiber, Gesch. der Stadt u. Univ. Freiburg i. Br. 1857, II. 1. S. 109 ff. — Toepke, Die Matrikel der Univ. Heidelberg. 1884, I. S. 203 u. II, S. 385 u. 389. P. Ant. Weis.

Pfeffer: Marcus P., deutscher Dramatiker aus Falkenau in Böhmen, verfaßte 1621 als Schreib- und Rechenmeister zu Braunschweig eine „sehr schöne lieb-, nütz- und tröstliche Comoedie aus dem Buche Esther", die er mit seinen Schülern zur Aufführung brachte. Sie ist dem größten Theile nach aus Valten Voith's Spiel (Magd. 1538) und aus Andr. Pfeilschmidt's Esther (1555) entlehnt; nur Prolog, Vorrede und Epilog sind sein Eigenthum, und in den niederdeutschen Scenen ist er von Nicolaus Locke (Comödie vom ungerathenen und verlornen Sohn, 1619) und durch diesen von Gabriel Rollenhagen (Amantes amentes oder Spiel von der Löffeley, 1609) abhängig. Im übrigen macht das Drama einen unerquicklichen Eindruck und nimmt in der Reihe der Dramen, welche den sonst sehr beliebten Stoff behandeln, den niedrigsten Platz ein.

Gaedertz, Gabriel Rollenhagen (Leipz. 1881) S. 71. — Holstein, Archiv für Litteraturgesch. XII, 46; — Zeitschrift f. deutsche Philologie XX, 232 bis 237. H. Holstein.

Pfefferkorn: Georg Michael P., evangelischer Theolog und Kirchenliederdichter, geb. 1646 im eisenach'schen Amte Kreuzburg, wo sein Vater Georg P. († 1677) seit 1622 Pfarrer war, erhielt seine Vorbildung in Kreuzburg und auf dem gothaischen Gymnasium, an dessen Spitze damals Andreas Reyher stand, und lag dann in Jena und Leipzig den theologischen Studien ob. 1666 Magister geworden, übernahm er nach Vollendung derselben eine Informatorstelle in Altenburg, lehrte seit 1668 an den beiden obersten Klassen des dortigen Gymnasiums und trat 1673 in die Dienste des neuen Landesherrn, Herzog Ernst des Frommen, indem er wohl zuerst in Altenburg und hierauf in Gotha die drei jüngsten Söhne desselben unterrichtete. 1676 erhielt er durch den folgenden Herzog Friedrich I. das Pfarramt in Friemar und zugleich die Besorgung der Adjuncturgeschäfte in der Diöcese Molschleben, da der bisherige Inhaber an Altersschwäche litt. 1682 berief ihn der genannte Fürst nach Gräfentonna, dem Hauptorte der am 4. October 1677 von dem Grafen Christian Ludwig von Waldeck käuflich erworbenen Herrschaft Tonna. Am 3. Ostertage jenes Jahres (18. April a. St.) in sein Amt eingeführt, trat er auch in das aus früherer Zeit hier noch bestehende Consistorium ein, verwendete aber seinen Einfluß zu Gunsten seiner Verwandten, so daß sich der Herzog 1695 veranlaßt sah, die wichtigsten Rechte dieser Behörde dem Oberconsistorium in Gotha zu übertragen. Wegen zunehmender Erblindung mußte er seit 1721 einen Candidaten der Theologie als Gehilfen anstellen, worauf dann seit 1729 sein Schwiegersohn David Bernegger in dem gleichen Amte folgte. Bei seinem Tode am 3. März 1732 hinterließ er eine Wittwe und vier Kinder, war also nicht kinderlos, wie Fischer (a. u. a. O. I, 359) aus einem seiner geistlichen Lieder schließen will. Seine erste Gattin, Sibylle Polmann, die er 1672 in Altenburg geheirathet hatte, verlor er schon nach Jahresfrist bei der Geburt eines Sohnes; etwa zehn Jahre nachher verehelichte er sich wieder mit Judith Gut-

bier, die ihm zwei Töchter und zwei Söhne schenkte. Der ältere Sohn, gleich dem Vater Georg Michael geheißen, starb am 26. October 1733 als Pfarrer zu Stutzhaus im Thüringer Walde. — Schon in jungen Jahren begann P. mit schriftstellerischen Arbeiten hervorzutreten. Einer Sammlung von Gedichten: „Poetische und philosophische Fest- und Wochenlust“, die bereits 1666 erschien und ihm den Titel eines kaiserlichen gekrönten Poeten eintrug, ließ er noch folgen: „Anweisung zur Verskunst“ (1669); „Jesuitischer Guckucksruf, oder 15 Religionsfragen bei dem Abfall der schwedischen Königin Christina“ (1671); „Etlicher Lutheraner, wie auch widriger Religionsverwandten, als Papisten, Calvinisten, Türken und Heiden, gute Urtheile von Luthern, seiner Lehre und Schriften“ (1671; „am andern evangelisch-lutherischen Jubelfeste in etwas vermehrt herausgegeben“ 1717); „Leichenabdankungen“ (1672, 1677 und 1689); „Merkwürdige und Auserlesene Geschichte von der berümten Landgrafschaft Thüringen“ (1684; wiederholt 1685), die zwar eine unkritische Zusammenstellung ist, aber wegen ihres Reichthums an Anekdoten gern gelesen wurde und deren zweite Ausgabe Zedler und Rotermund irrig einem Namensvetter, dem Superintendenten Joh. Adolf P. in Kranichfeld († 1698), zugeschrieben haben; „Kurze Anweisung zu deutschen Leichenreden“ (1690 und 1705); „Pleißnische Ehrenkränze“ (1701), sowie noch mehrere kleinere Einzeldrucke. — Dauernder und bis auf unsere Zeit hat sich sein Name durch vier Kirchenlieder erhalten, von denen besonders das erste in zahlreiche Liedersammlungen übergegangen ist: „Was frag' ich nach der Welt | Und allen ihren Schätzen“ (8 Strophen); „Ach, wie betrübt sind fromme Seelen | Allhier in dieser Jammerwelt“ (7 Strophen); „Mein Gemüth, wie so betrübt, | Was ist's, das dich traurig macht“ (5 Strophen) und: „Ich will durch mein ganzes Leben | Stets mit dem zufrieden sein“ (7 Strophen). Endlich hat P. auch das bekannte Lied: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“ als sein Eigenthum in Anspruch genommen, und es ist deshalb im vorigen Jahrhundert ein heftiger Streit geführt worden, von dem hier nur in möglichster Kürze gehandelt werden kann. — Nachdem das Lied zuerst anonym im Rudolstädter Gesangbuch von 1688 erschienen war, wiederholten es andere Liedersammlungen anfangs ohne Namen, bald darauf aber (Saalfelder Gesangbuch von 1698) mit demjenigen der Gräfin Aemilie Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt (s. A. D. B. I, 127); 1710 schreibt es das Zwickauer Gesangbuch dem Geheimenrath und Kanzler Veit Ludwig von Seckendorf zu; 1714 wird zum ersten Male Pfefferkorn's Name genannt und zwar infolge eines von diesem an den Hymnologen Joh. Avenarius in Schmalkalden gerichteten und in dessen „Liederkatechismus“ (1714) veröffentlichten Schreibens, in welchem er die in dem „Schwartzburgischen Denkmahl einer Christ-Gräflichen Lammes-Freundin“ (1707) inzwischen geäußerte Behauptung, daß Aemilie Juliane die Verfasserin sei, bestritt und erklärte, daß er das Lied nach dem plötzlichen, auf der Jagd erfolgten Tode des Herzogs Johann Georg von Sachsen-Eisenach und auf Anregung des genannten v. Seckendorf im October 1686 gedichtet habe. Dieses Schreiben beantwortete noch im gleichen Jahre der Vorbericht zu „Der Freundin des Lammes Geistlicher Brautschatz“, indem er die Ansprüche der Gräfin nachdrücklich und mit einleuchtenden Gründen vertheidigte. Da bei der Fortsetzung des Streites von keiner Seite neues Material beigebracht wurde, so kann hier dessen weiterer Verlauf übergangen und einfach auf die unten verzeichneten Quellen verwiesen werden. Daß aber nicht P., sondern die Gräfin das Lied verfaßt hat, ergiebt sich zweifellos aus deren eigenhändiger, in der Geraer Kirchenbibliothek verwahrten und von zuverlässiger Hand beglaubigten Niederschrift mit dem Datum: „Neuhauß d. 17. Sept. 1686“, nach welchem also das Lied zu der Zeit, da es P. gedichtet haben

wollte, bereits vorhanden war. Wenn es noch eines ferneren Beweises für das gute Recht der Gräfin bedürfte, so könnte auch an denjenigen Pasig's (s. unten) erinnert werden, der auch aus inneren Gründen, d. h. aus dem ganzen Ton und dem sprachlichen Ausdrucke des Liedes, überzeugend dargelegt hat, daß letzteres keinem anderen Verfasser als der Gräfin zugehören kann.

Wetzel, Histor. Lebens-Beschreibung II, 293—307. — Zedler's Universal-Lexikon. 27. Bd. Sp. 1322. — Jöcher u. Rotermund zu Jöcher. — (J. G. Brückner,) Kirchen- und Schulenstaat im Herzogth. Gotha. II. Thl. 2. Stück. Gotha 1758. S. 43; III. Thl. 4. Stück. (1761.) S. 80—82. — Hirsching, Histor.-litterar. Handbuch. 7. Bd. 2. Abthl. S. 116. — Ersch u. Gruber's Encyklopädie. (Von H. A. Eberhard.) — Goedeke, Grundriß II, 526. — A. Beck, Ernst der Fromme. 2. Thl. Weimar 1865. S. 52. — C. Kehr, Der christl. Religionsunterricht in der Volksschule. 2. Aufl. 2. Bd. Gotha 1870. S. 359. — Koch, Geschichte d. Kirchenlieds. 4. Bd. S. 63 bis 65 u. 567. — Fischer, Kirchenlieder-Lexikon. 2. Hälfte. S. 462b—463a u. unter den einzelnen Liedanfängen. — Vgl. auch J. G. A. Galletti, Geschichte d. Herrschaft Tonna. Tonna 1777. S. 65 u. Geschichte u. Beschreibung d. Herzogth. Gotha. 4. Thl. Gotha 1781. S. 118. — Chr. H. Lorenz, Geschichte d. Gymnasiums zu Altenburg. Altenb. 1789. S. 278. — Ueber das Lied: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“ s. J. L. Pasig, Der Gräfin Aemilie Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt geistl. Lieder. (A. u. T.: Geistliche Sängerinnen d. christl. Kirche deutscher Nation, hrsg. v. Wilh. Schircks. 1. Heft.) Halle 1856. S. XXIII—XXXI. — R. Lauxmann bei Koch a. a. O. 8. Bd. S. 637—646. — Fischer a. a. O. II, 365b bis 369b.
Schumann.

Pfefferkorn: Johannes P., geb. 1469 (die Angabe 1476 bei Böcking und Kracauer beruht auf einem Rechenfehler), † nach 1521 (Erscheinungsjahr seiner letzten Schrift), vor 1524 (vgl. Schade, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit III, 126). Er war von Geburt Jude, führte als Jude den Vornamen Josef, stammte vielleicht aus Nürnberg, wo er wenigstens eine Zeit lang lebte und übte das Schlächter- (Metzger-) Handwerk in der böhmischen Stadt Tachau. Dort wurde er des Diebstahls bezichtigt, nach Zahlung einer Geldsumme vom Grafen von Gutenstein aus der Haft entlassen, er führte einige Jahre ein Wanderleben, in welchem er laut seiner Selbstanklage in späteren judenfeindlichen Schriften, auch Wucher trieb und trat 1505 in Köln mit Frau, Kindern und einigen Freunden zum Christenthum über. Seine Frau Anna wird in den „Dunkelmännerbriefen“ stark verspottet und wegen eines unsittlichen Verhältnisses mit Ortuin Gratius, dem „Poeten“ der Kölner verdächtigt; einer seiner Söhne Laurentius, wird von ihm genannt und als Magister bezeichnet. P. selbst lebte seit seiner Taufe bis zu seinem Tode in Köln und war, wenigstens seit 1513, Spitalmeister daselbst. Er hatte sich als Jude nur eine geringe Bildung angeeignet — allerdings versucht er in seiner selbstlobenden Mannier seine Gelehrsamkeit zu preisen —, seine Kenntnisse des Hebräischen waren höchstens mittelmäßig, lateinisch verstand er nicht, im deutschen Ausdruck war er ungewandt. Ueber seine moralischen und geistigen Eigenschaften zu urtheilen ist sehr schwer, weil seine Gegner, die fast ausschließlich über ihn berichteten, absichtlich Beschuldigungen aller Art auf ihn häuften und weil er selbst, in Folge seines Hangs zur Uebertreibung und Selbstbeweihräucherung, kein unverdächtiges Zeugniß liefert. Die unter seinem Namen erschienenen lateinischen Schriften bez. Uebersetzungen hat er nicht verfaßt; seine Angabe, er habe die Evangelien ins Hebräische übersetzt oder übersetzen wollen, darf man nicht ohne Weiteres abweisen; zu der Annahme, er sei an der Autorschaft seiner deutschen Schriften

gar nicht oder nur in geringem Maße betheiligt, hat man durchaus keinen Grund. Die mannigfachen Anklagen gegen seine moralische Führung nach und theilweise vor seiner Taufe sind nicht zu beweisen — wieweit der Haß seiner Gegner ging, zeigt sich in dem Berichte, er sei 1514 zu Halle wegen verschiedener Verbrechen verbrannt worden — auch die Beschuldigung, er habe aus schlechten Motiven die Taufe angenommen: aus eitler Prahlerei, oder um Verfolgungen der Juden zu entgehen, oder geradezu um Geld zu erlangen scheint mir unhaltbar und noch weniger wird man sagen dürfen, er sei, nachdem er einmal die Taufe angenommen, ein schlechter Christ gewesen. Thatsache ist nur, daß P. ein Fanatiker war, der seine verderblichen Ziele mit allen Mitteln zu erreichen strebte, ein Mann größter Leidenschaftlichkeit, der seine Gegner, von denen er nicht eben zart behandelt wurde, mit allerlei Fechterkünsten zu bekämpfen und zu vernichten strebte. Der Traum seines Lebens aber war die Bekehrung aller seiner ehemaligen Glaubensgenossen zum Christenthum und die Vernichtung der Bücher der Juden, welche das größte Hinderniß der allgemeinen Bekehrung bildeten. Um diesen Traum zu verwirklichen, schrieb P. eine Anzahl Schriften und entfaltete eine große praktische Wirksamkeit. Die letztere bleibt hier unerörtert, soweit es sich um die eigentliche Confiscation der Bücher handelt, weil Pfefferkorn's übrigens ganz erfolglose Thätigkeit nur die eines Beauftragten ist. (Der Gegenstand ist überdies ganz neuerdings von Kracauer in der unten anzuführenden Schrift genau nach den Quellen dargestellt worden.) Die schriftstellerische Arbeit muß aber erörtert werden.

Schon die erste Schrift: „der Judenspiegel" 1507 stellt das Programm auf, das sich in den späteren Schriften immer mehr verschärfte: Wegnahme der Bücher der Juden, Verbot des Wuchers, ferner der auf sie zu übende Zwang, christliche Predigten zu besuchen. Schon in dieser Schrift gibt er den Juden erbitterte Feindschaft gegen das Christenthum schuld, leugnet aber ihre ernste und innerliche Anhänglichkeit an ihren angestammten Glauben.

Wollte P. die Durchführung seines Programmes durch die Obrigkeit erreichen, so mußte er diese und seine nunmehrigen Glaubensgenossen überhaupt von der Lächerlichkeit und Verderblichkeit der jüdischen Anschauungen und Gebräuche und von der Christenfeindschaft der Juden überzeugen. Das erstere versuchte er in der „Judenbeichte" 1508 und im „Osternbuch" 1508; das letztere im „Judenfeind" 1509. Die beiden ersteren Schriften sollen die Thorheit der an den großen jüdischen Herbst- und Osterfeiertagen gebräuchlichen Ceremonien zeigen, die nur dann einen Sinn hätten, wenn sie „geistlich" gedeutet würden, weil sie dann mit christlichen Lehren harmonirten. Die letztere, aus deren Einleitung und Widmung zuerst die nahe Verbindung Pfefferkorn's mit den Kölner Mönchen hervorgeht, sucht die Christenfeindschaft der Juden zu erweisen aus ihrer täglich erneuten Verspottung Christi und der Christen, aus ihrem Wucher, aus ihrer zum Schaden ihrer Mitmenschen geübten Beschäftigung mit der Arznei. Die Verbindung mit den Kölnern hatte für P. den großen praktischen Werth, daß er durch sie der Kunigunde, der Schwester des Kaisers Maximilian, und durch diese dem Kaiser selbst empfohlen wurde. Von Letzterm erhielt er (August 1509) den gewünschten Befehl, die Bücher der Juden zu confisciren, schritt zu dessen Ausführung, wurde aber bald an der Befriedigung seiner Confiscationsgelüste durch Uriel von Gemmingen, den Erzbischof von Mainz gehindert, der nun (Nov. 1509) seinerseits die Leitung der ganzen Angelegenheit vom Kaiser übertragen erhielt. Um trotz dieses ersten Mißerfolges den Kaiser und alle Stände des Reichs für sich zu gewinnen, veröffentlichte P. eine Schrift und ließ handschriftlich eine andre cursiren. Die erstere: „In lob vnd eer dem allerdurchleuchtigsten Maximilian" ist dazu bestimmt, den Kaiser bei dem be-

gonnenen Unternehmen festzuhalten und in der Ausführung zu stärken, alle Gründe, die man zu Gunsten der Juden anführen könnte, zu entkräften und die Vorwürfe zurückzuweisen, die man etwa gegen seine, Pfefferkorn's Persönlichkeit, erheben möchte. Die letztere, ein „Ausschreiben an alle Geistliche und Weltliche“, gleichfalls eine Ermunterung zur Fortsetzung des löblichen Werkes, war besonders für die auf dem Augsburger Reichstag versammelten Fürsten und Herren bestimmt und sollte ein Gegengewicht bilden gegen Geld und Ueberredung der jüdischen Abgeordneten aus Frankfurt. Beide Schriften hatten keine unmittelbare Einwirkung; durch neue persönliche Unterhandlung beim Kaiser bewirkte P. ein neues an den Erzbischof von Mainz gerichtetes Mandat (Juli 1510), das diesen beauftragte, von vier Universitäten und einigen Privatpersonen, darunter Reuchlin, Gutachten über die Angelegenheit einzuholen und P. den Befehl gab, diese Gutachten dem Kaiser zu überbringen. Als Bote hatte er kein Recht, die ihm übergebenen Gutachten zu lesen, als Vertrauensmann und als Beamter keines, das ihm anvertraute Gut zu benutzen, er beging daher ein doppeltes Unrecht, als er in seinem „Handspiegel“ 1511 Reuchlins Gutachten bekämpfte, welches freilich seine bücherfeindlichen Pläne völlig zu vernichten drohte. P. denuncirt Reuchlin wegen seines Gutachtens als Judengönner, spricht ihm Kenntniß des jüdischen Schriftthums ab, greift ihn persönlich heftig an und beharrt in seinen Angriffen gegen die Juden und ihre Literatur. Reuchlin wies in seinem „Augenspiegel“ die gegen ihn erhobenen Angriffe des „gemeinen und ehrlosen Bösewichts“, wie er seinen Gegner mit Vorliebe nennt, zurück, von welchen ihn zwei hauptsächlich erbittert hatten, nämlich der, er sei von den Juden bestochen und der andere, er habe die unter seinem Namen ausgegangenen Schriften nicht verfaßt. Die große geistige Bewegung, die von dem „Augenspiegel“ ausging, der Streit zwischen Humanisten und Antihumanisten kann hier nicht erzählt werden, nur Pfefferkorns weitere Thätigkeit ist hier kurz darzustellen.

Er predigte während der Messe (11. September 1511) in Frankfurt vor dem Volke wider die Juden und ihre Gönner und veröffentlichte (1512) ein Pamphlet „Brantspiegel“, welches die gänzliche Vertilgung der Juden anräth und die heftigsten Beschimpfungen Reuchlins, freilich zur Abwehr der von diesem wider ihn ausgestoßenen Beleidigungen, enthält. In diesem Privatstreite zwischen zwei so ungleichen Männern gebot der Kaiser inzwischen Stillschweigen (Juni 1513); die Angelegenheit der Judenbücher war zu Ungunsten Pfefferkorn's beendet, der durch den „Augenspiegel“ erregte Schriftenkampf und der wider denselben geführte Proceß dauerte fort. Eine directe Veranlassung sich in jenen literarischen Kampf zu mischen hatte P. nicht. Zwar von gelegentlichen Schmähungen wider den „getauften Juden“ hatte es in den von den Humanisten an ihren Meister gerichteten Briefen nicht gefehlt, — aber es ist fraglich, ob er von denselben rechtzeitig Kunde erhielt. Wider das Verbot des Kaisers veröffentlichte er (1514) eine neue Streitschrift gleichmäßig gegen die „treulosen Juden“, wie gegen den „alten Sünder“ Reuchlin „Sturmglock“, welche hauptsächlich dazu bestimmt war, die unterdeß gegen den „Augenspiegel“ gefällte Entscheidung der Pariser Universität in deutscher Sprache zu verbreiten.

Die Humanisten nahmen an dem Feinde ihres Meisters erbitterte Rache; Hutten schrieb ein Gedicht in welchem er fingirte, P. sei wegen schmählicher Verbrechen zu Halle hingerichtet worden; und der erste Theil der „Dunkelmännerbriefe“ (1515) höhnte ihn mit den Kölnern überhaupt und erlaubte sich kecke, wahrheitswidrige Verspottungen seiner Privatverhältnisse. P. versuchte diese Angriffe in der „Beschyrmung“ (1516) abzuwehren, von der gleichzeitig eine dem Deutschen in vielen Punkten gleiche lateinische Bearbeitung erschien:

Defensio contra famosas epistolas (Letztere, neugedruckt von Böcking, Opera Hutteni vol. VI). Die eigentliche Vertheidigung ist matt und der Versuch, Reuchlin zum Verfasser der Briefe zu stempeln, geistlos und verfehlt; der Werth der Schrift besteht in dem reichen Urkundenmaterial zur Geschichte des Reuchlin'schen Streites, das sie enthält. Gleichfalls durch urkundliches Material, aber mehr für P. selbst und sein früheres Leben ausgezeichnet ist das nach dem zweiten Theil der Dunkelmännerbriefe und zur Entkräftung der in demselben vorgebrachten Angriffe veröffentlichte „Streitpuechlyn" (1517), das hauptsächlich seine persönliche Ehre reinwaschen, die Wahrheit seines Christenthums bezeugen soll, aber aufs Neue Reuchlin angreift, und gelegentlich auch Erasmus befehdet, was dieser sehr empfindliche Kämpfer nicht ungeahndet ließ. An den „Lamentationes", der schwachen Erwiderung der Kölner auf die Epistolae obsc. vir. war P. nicht betheiligt; für die „Dunkelmänner" ergriff nun Hochstraten das Wort und P. schwieg, da der neue Handel ihn, den Erreger des alten, nichts weiter anging. Nur einmal noch erhob er seine Stimme, als am 23. Juni 1520 die endgültige päpstliche Entscheidung gegen Reuchlins „Augenspiegel" gefallen, Reuchlin zu ewigem Stillschweigen und zu Bezahlung sämmtlicher Kosten verurtheilt worden war. Da, in dem Wahne, einen großen persönlichen Triumph über seinen alten Gegner errungen zu haben, veröffentlichte er seine letzte Schrift: „Ein mitleydliche claeg". Der Beklagte war natürlich Reuchlin, ferner seine Schüler und Gönner, unter denen nun auch Luther erscheint; P. ist der Triumphirende, der in stolzem Selbstbewußtsein alle seine Freunde und Beschützer aufzählt, alle wider ihn ausgesprochenen Beschuldigungen vollkommen zurückgeschlagen zu haben, der als glänzender Sieger aus dem lang dauernden Kampfe hervorzugehen vermeint. Das Urtheil der Nachwelt aber hat diese Selbsttäuschung des eitlen Fanatikers nicht bestätigt.

L. Geiger, Joh. Pfefferkorn in Abr. Geiger's jüd. Zeitsch. f. Wiss. u. Leben VII, 1869, S. 297—309; — ders. Joh. Reuchlin, Leipz. 1871, passim und die dort angeführten Schriften. — J. Kracauer, Die Confiscation der hebräischen Schriften in Frankf. a. M. 1508 und 1510 in: Zeitschr. f. d. Gesch. der Juden in Deutschland, 1886, I, S. 160—176, 230—248. — Für das Bibliographische vgl. Böcking, Index scriptorum causam Reuchl. spectantium in Opera Hutteni VII (suppl. vol. II) p. 53 ff. und K. Goedeke, Grundr. 2. Bearbeitung I, S. 451—454. Ludwig Geiger.

Pfeffinger: Johannes P. ist einer der gediegensten und ehrwürdigsten Männer der Reformationszeit. Sein Leben erstreckte sich bis in das 80. Jahr, zerfällt aber in drei verschiedene Perioden: die ersten 37 Jahre lassen sich als seine Lehrzeit bezeichnen; die mittleren 12 Jahre bilden eine wechselvolle Wanderzeit als Prediger des Evangeliums; der letzte Abschnitt, 33—34 Jahre umfassend, war bis an sein Ende der Stadt Leipzig und ihrer Umgebung in vielseitiger Arbeit des Kirchendienstes und Kirchenregimentes gewidmet. P. wurde geboren am Tage des Apostels Johannes, den 27. December 1493 zu Wasserburg am Inn in Baiern. Seine Eltern, ehrbare und gottesfürchtige Bürgersleute, wollten ihm eine gute Schulbildung zu Theil werden lassen, und gaben ihn, da der Unterricht an Ort und Stelle ungenügend war, nach Annaberg in die Schule. Hier lernte und übte er sich mit solchem Fleiß, daß seine Gesundheit darunter litt. Deshalb wurde er auch nicht einem Kloster übergeben, sollte vielmehr dem Unterricht sich widmen. Als indeß seine Gesundheit wieder gestärkt war, wandte er sich dem clericalen Stande zu: noch im Jünglingsalter erhielt er die niedersten Weihen als Ostiarius, Exorcista und Lector, im 22. Jahre wurde er Acoluthus, und als er das 24. Jahr erfüllt hatte, erhielt er zu Salzburg die Subdiaconatsweihen, nach Ostern 1518 die Priesterweihe, nach Einholung des

nöthigen Dispenses. Dieser seiner rechtmäßigen Weihe hat er sich später, römischen Anfechtungen gegenüber, gerne getröstet. Nachdem er zum Priester geweiht war, machte er es sich zur redlichen Aufgabe, Gott und der Kirche rechtschaffen zu dienen, besonders in der Predigt, so daß er bald ein beliebter Prediger wurde. Zuerst wurde er nach Reichenhall gesandt, 1519 nach Saalfelden im Pinzgau, einige Stunden südlich von Reichenhall, 1521 nach Passau, wo ihm die Stelle eines Stiftspredigers zu Theil wurde. Ueber die Mühe und Arbeit an diesen Orten klagte er später oft, und meinte, das sei Roßarbeit gewesen: man habe kein richtiges Vorbild gehabt, daher habe es große Mühe gekostet, eine Predigt auszuarbeiten; nach der Arbeit in der Hauptkirche galt es, in den Tochterkirchen den Dienst zu verrichten, was in Festzeiten ihm recht schwer geworden. Dadurch wurde aber seine Arbeitskraft gehärtet und gestählt. Bei dem allem stand der junge Priester noch völlig auf römisch-katholischem Boden. Erst als in Wittenberg Luther und Melanchthon die Lehre von dem alleinigen Verdienst Jesu Christi an das Licht gebracht hatten, gerieth er in Zweifel und inneres Schwanken. Da gelangte er denn mit der Zeit (frühestens im Jahr 1522), durch fleißiges Forschen in der Schrift, namentlich in den paulinischen Briefen, besonders im Römerbrief, zu evangelischer Einsicht und Ueberzeugung. Was seinem Herzen teuer geworden war, davon redete er auch mit seinen Amtsgenossen, und verkündigte es in seinen Predigten. Das zog die Leute dermaßen an, daß sie sich zu seinem Beichtstuhl drängten, und ihm häufig doppeltes Beichtgeld gaben: das eine sollte er mit seinem Pfarrer theilen, das andere für sich behalten. Die Folge war Neid, Eifersucht und Anschuldigung ketzerischer Ansichten. Seine Freunde wurden der Gefahr, die ihm drohte, eher inne als er selbst; und da sie Grund hatten zu befürchten, man werde ihn verhaften, drangen sie in ihn, sich zu flüchten, und verschafften ihm ein Pferd. P. gab ihren Vorstellungen nach, verließ 1523 Passau, und nahm seine Zuflucht direct nach Wittenberg, wo ihn Luther, Bugenhagen und Melanchthon gütig aufnahmen, lieb gewannen, und ihm lebenslängliche Achtung bewahrten und ihre Freundschaft mit der That erzeigten, wie denn er selbst stets als eine große Gnade Gottes das erkannte und sich dessen freute, diese hohen Werkzeuge Gottes gesehen und gehört, ihren Umgang genossen zu haben, und ihrer Freundschaft gewürdigt worden zu sein. Gegen vier Jahre lang genoß er in Wittenberg nicht nur der Ruhe und Sicherheit, sondern widmete sich auch dem theologischen Studium aufs neue und legte erst recht festen Grund evangelischer Gesinnung und Erkenntniß. Hiermit schloß diejenige Lebenszeit, welche wir seine Lehrzeit nennen zu dürfen glauben.

Die Meeresstille und glückliche Fahrt ging zu Ende. Im J. 1527 kam an ihn die Berufung zum Pfarrer in Sonnewalde, jetzt zur preußischen Niederlausitz gehörig; ein Ruf, den er nach dem Rath seiner Lehrer und Gönner annahm. In Sonnewalde arbeitete er mit treuem Fleiß und führte einen gottseligen Wandel, so daß er große Gunst und Ansehen bei der Gemeinde erlangte. Als ihn nun, ehe ein volles Jahr um war, die anhaltische Stadt Zerbst zum Pfarrer begehrte und mit Luther's Zustimmung berief, sandte die Gemeinde Sonnewalde schleunigst eine Deputation an Luther, mit dem Gesuch, er möchte ihnen doch ihren Pfarrherrn belassen. Als dieser sah, wie ernst es diesen Leuten sei und wie lieb sie ihren Pfarrer hatten, bewilligte er ihr Gesuch und machte den Ruf nach Zerbst rückgängig. Um aber P. desto gewisser behalten zu dürfen, warben die Sonnewalder für ihn um die Tochter einer geachteten vornehmen Wittwe in der Stadt, Elisabeth Kühlstein. Mit ihr verehelichte er sich 1528 und sie wurde ihm eine fromme, tugendsame Gattin, 32 Jahre lang seines

Hauses Ehre und Krone. Sie schenkte ihm drei Söhne, Johannes, Paul und Martin, und eine Tochter Elisabeth. Martin starb in früher Kindheit, Johannes im 22. Jahr als Magister an der Universität Leipzig; Paul war, als der Vater starb, Pfarrer und Superintendent in Delitzsch; Elisabeth verehelichte sich mit dem Dr. theol. Heinrich Salmuth, Pastor zu St. Thomä, der nach Pfeffinger's Tode sein Nachfolger in der Leipziger Superintendentur und im Pfarramt St. Nicolai wurde. Allein in Sonnewalde hatte Pfeffinger nicht lange Ruhe und Frieden; er wurde durch Ränke von römischer Seite verdrängt, und mußte 1530 nebst seiner hochschwangeren Ehefrau weichen, ein Schicksal, in das er sich mit mannhafter Ergebung schickte. Aber Kurfürst Johann der Beständige ernannte ihn zum Pfarrer des Klosters Eicha bei Naunhof und Albrechtshain, 4 Stunden von Leipzig entfernt, einem bis dahin beliebten Wallfahrtsort. Nun aber pilgerten zahlreiche Freunde des Evangeliums aus dem Albertinischen Leipzig nach Eicha, um die Predigt des reinen Evangeliums zu hören und das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu empfangen. So wurde P. schon damals gewissermaßer Prediger und Seelsorger für Leipzig. Da aber der römischen Kirche starker Abbruch durch ihn geschah, stellten sich auch hier Anfeindungen und Gefährdungen seiner Person ein. Deßhalb versetzte ihn der Kurfürst, ehe er $1^1/_2$ Jahre in Eicha gestanden hatte, nach Belgern an der Elbe (zwischen Mühlberg und Torgau) und übertrug ihm das Pfarramt daselbst im Jahr 1532. Hier durfte er unter kurfürstlichem Schutz in Frieden seines Amtes warten, was er mit Treue und Fleiß that, so daß ihm Liebe und Hochachtung der Gemeinde reichlich zu Theil wurde. Er wünschte sich nichts anderes, als in Belgern sein Leben zuzubringen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Nicht volle 8 Jahre durfte er dort bleiben. Die wechselvolle Wanderzeit ging aber zu Ende.

Nachdem Herzog Georg am 17. April 1539 in Dresden gestorben war, und sein evangelischer Bruder Heinrich die Regierung der meißner und thüringer Lande angetreten hatte, wurde zu Pfingsten die Reformation in Leipzig eingeführt, wobei Luther selbst und Justus Jonas die ersten evangelischen Predigten in Leipziger Hauptkirchen hielten, und Herzog Heinrich die ersten Schritte that, um evangelisches Wesen in der Stadt zu begründen. Mit dem Propst Justus Jonas und dem Wittenberger Professor der Theologie Kaspar Cruciger (Kreutziger) fand sich Freitag vor Pfingsten, den 23. Mai, auch Pfarrer P. aus Belgern in Leipzig ein, während von Gotha her am gleichen Tage im Gefolge des Kurfürsten Johann Friedrich dessen Hofprediger Friedrich Mecum (Myconius) eintraf. Mit der nachherigen dauernden Ordnung der kirchlichen Verhältnisse in Leipzig wurde nach dem Gutachten der Reformatoren auf den Wunsch des Herzogs Heinrich, mit Genehmigung des Kurfürsten, nächst Cruciger und Mecum, P. beauftragt. Er fügte sich; im Gehorsam gegen seinen Landesherrn und in Gemäßheit des Rathes und Zuspruchs von Luther und Melanchthon. Immerhin sah er diesen Auftrag nur als einen einstweiligen an, während er Pfarrer zu Belgern bleiben würde. In der That kehrte er, spätestens im August 1539, äußerst verstimmt, und entschlossen, in keinem Falle in Leipzig zu bleiben, nach Belgern zurück. Ohne Zweifel ist ihm der heimliche Widerwille, auf den er bei einem großen Theil der Bevölkerung stieß, die vielfache Friction bei Magistrat und Universität, die römische Denkart, mit der er zu thun bekam, zu stark gewesen. Allein im September desselben Jahres mußte er, infolge kurfürstlichen Befehls, sich wiederum nach Leipzig begeben, um das evangelische Kirchenwesen daselbst zu ordnen. Dessen ungeachtet sah er diesen Auftrag auch jetzt noch als einen interimistischen an, welcher höchstens Jahr und Tag dauern sollte. Erst im Laufe des Jahres 1540 setzte es der Magistrat mit Hilfe Herzog Heinrich's durch, daß der Kurfürst ihn seines Amtes in Belgern definitiv entband, und ihm

befahl, das Amt eines Pfarrers zu St. Nicolai und Superintendenten über Leipzig anzutreten. Er wollte sich diesem Ruf, der ihm viel zu hoch und wichtig erschien, auch jetzt noch entziehen. Allein Luther und Philipp Melanchthon ermahnten ihn nachdrücklich, dieser Berufung nicht zu widerstehen, in ihr vielmehr den Willen Gottes zu erkennen, der ihn zu seinem Rüstzeug für diesen Posten ausersehen habe. In der That haben diese seine ehrwürdigen Gönner geholfen, den rechten Mann auf den rechten Platz zu stellen. P. hat das in ihn gesetzte Vertrauen im Laufe von mehr als 30 Jahren in jeder Beziehung vollständig gerechtfertigt.

P. war ein Mann von hervorragenden Gaben Leibes und der Seele: bei ansehnlicher stattlicher Figur, besaß er kräftige dauerhafte Gesundheit, so daß er viel Mühe und Arbeit ertragen konnte bis ins hohe Alter; er war von offenen scharfen Sinnen; den Wohlklang seines Organs (vocalitas) rühmt Luther einmal gelegentlich; daß er sehr beredt gewesen, wird mehrfach bezeugt. Sein Geist war von durchdringender Klarheit, er war im Stande das Dunkle schlicht und deutlich zu erklären, das Verwickelte zu lösen und klar zu legen, das Weitläufige kurz zu fassen, insbesondere die Anwendung der Wahrheiten zu zeigen, eine Gabe, welche Luther an ihm hoch schätzte und rühmte. P. hatte von Hause aus ein frisches fröhliches Gemüth; sein Handeln aber war allenthalben wohl überlegt und vorsichtig, im Umgang freundlich und holdselig, friedsam, aber stets aufrichtig und der Wahrheit und Billigkeit treu gegen Freund und Feind, mild und voll Barmherzigkeit gegen die Armen, von Herzen demüthig, gottesfürchtig, in seinem Wandel unsträflich, ein Vorbild seiner Gemeinde. An seinen Predigten rühmte man, wie leicht sie zu fassen, wie viel Lehre und Trost daraus zu schöpfen gewesen.

Seitdem er nun Leipzig völlig angehörte, wandte er allen Fleiß und Treue daran, die evangelische Kirche hier zu erbauen: all sein Denken und Studiren bei Tag und Nacht zielte dahin, die Seelen auf den Grund biblischer Wahrheit zu stellen; dabei rief er unablässig Gott um Erleuchtung und Hilfe an, und befliß sich, der Gemeinde mit frommem Tugendwandel voranzugehen für seine Person und mit seinem ganzen Hause, worin Gottesfurcht, Zucht und Studienfleiß der Söhne wohnte. Damit er sein hohes Amt als Oberpfarrer und Superintendent mit desto mehr Würde und Auctorität führen möchte, wurde er, nachdem die Leipziger Universität erneuert und reformirt worden, am 6. September 1543 zum Licentiaten der Theologie, sodann Mittwoch, den 10. October, mit noch vier anderen, unter denen nur der mit ihm innig befreundete, um die Universität hochverdiente Caspar Borner genannt sein möge, zum Doctor der Theologie promovirt. Von da an hielt er denn auch theologische Vorlesungen, zuerst und zumeist über Melanchthon's Loci theologici, die er außerordentlich hoch schätzte; sodann erklärte er auch das Evangelium Matthäi. Pfeffinger's Vorlesungen über Melanchthon's Loci wurden ganz besonders als meisterhaft anerkannt.

Schwierige und traurige Zeiten mußte er nach Luther's Tode erleben. Während des Schmalkaldischen Krieges wartete er seines Amtes treu und beständig, unter fleißigem Gebet, daß der erbarmungsreiche Gott seine Kirche erhalten und das Land nicht gänzlich mit dem Banne schlagen wolle. Als aber die Kriegsnoth vorüber war, mußte P. von Seiten seiner Feinde sich verdächtigen lassen, als hätte er gegen seinen Landesherrn, den jetzigen Kurfürsten Moritz, nicht treu und loyal sich gehalten. Indessen ließ sich der Kurfürst nicht gegen ihn einnehmen, erzeigte ihm vielmehr bei einem Gastmahl in der Pleißenburg, wozu er ihn geladen, alle fürstliche Huld. Bald darauf, wol noch im Laufe des Jahres 1548, erging an ihn ein ehrenvoller Ruf nach Breslau als

Pfarrer zu St. Maria Magdalena, der nach den betrübenden Erfahrungen der jüngsten Zeit nicht wenig Verlockendes für ihn hatte. Allein weil ihm die wohlwollende Gesinnung des Kurfürsten für Kirche und Schule gewiß geworden, und weil der Magistrat von Leipzig ihm hohes Vertrauen und Gunst erzeugte, so lehnte er den Ruf ab, um seiner Gemeinde und der Universität ferner zu dienen. Indeß trug er dafür zunächst wenig Danks davon. Denn daß er, nächst Melanchthon und Bugenhagen, in Sachen des Interims und einer ermäßigten Fassung dieses Vergleichs (Leipzig, December 1548) mit zu Rathe gezogen worden war, wurde ihm durch Männer, welche allein die berechtigten Erben lutherischen Geistes zu sein vermeinten, als Verleugnung evangelischen Bekenntnisses und als Befürwortung der päpstlichen Messe ausgelegt und verurtheilt. Ja selbst der Umstand, daß ihm, als Professor der Theologie, im J. 1549 ein Canonicat am Domstift zu Meißen zu Theil wurde, während er als Professor bis dahin gar keinen Gehalt bezogen hatte, wurde ihm verdacht, als wäre das eine Belohnung gewesen für seine Bemühung um Wiedereinführung der Messe in den evangelischen Gottesdienst.

Während es sich im J. 1548 ff. um Chorröcke und andere „Mitteldinge“ gehandelt hatte, warf sich die Anfeindung gegen P., als Schüler Melanchthon's, später auf das Gebiet der Lehre. P. vertheidigte nämlich in mehreren akademischen Thesen (themata betitelt) vom 29. Mai 1551 und 2. Dec. 1552, ferner in „Propositiones de libero arbitrio“ und in „Quaestiones quinque de libertate voluntatis humano“ vom J. 1555, die Ansicht, welche Melanchthon in dem zweiten Stadium seiner Loci aufgestellt hatte, daß nämlich im Werk der Bekehrung der heilige Geist nicht ausschließlich thätig sei, sondern daß der Mensch selbst dabei mitwirken könne, denn der heilige Geist verfahre mit ihm nicht wie ein Bildschnitzer mit einem Holzblock oder wie der Steinmetz mit einem Steine. Gegen ihn traten Hofprediger Stoltz in Weimar, Nicolaus von Amsdorf, Matthias Flacius und Superintendent Gallus zu Regensburg auf. Die Polemik wurde so hitzig und gehässig geführt, das P. aufs äußerste verläumdet und sittlich mißhandelt wurde. Das kränkte ihn tief, weniger um seiner eigenen Person willen, als weil die Kirche durch solches Aergerniß entstellt, der Fortschritt des Evangeliums gehemmt, die Leute zur Verachtung von Gottes Wort und Sacrament verleitet würden. Im J. 1558 ließ Nicolaus von Amsdorf zu Jena erscheinen ein hauptsächlich gegen P. gerichtetes, deutsch geschriebenes „Offentliches Bekenntniß der reinen Lare (sic) des Evangelii und Confutation der itzigen Schwermerey“. Diese Streitschrift verwirft Pfeffinger's angebliche Irrlehre, welche derselbe in seiner Disputation ausgesprochen habe, dahin gehend, daß der Mensch mit seinen natürlichen Kräften dem Worte Gottes Beifall geben und sich zur Bekehrung anschicken und bereiten könne. Da konnte P. nicht länger schweigen. Er gab zu seiner Rechtfertigung zwei Erwiderungen gleichzeitig heraus, die eine lateinisch für die Gelehrten, die andere deutsch für die Gemeinden. Die lateinische Schrift ist betitelt: „Demonstratio manifesti mendacii, quo infamare conatus Doctorem Joannem Pfeff. (sic) libellus quidam maledicus et sycophanticus germanice editus tituli Nicolai ab Amsdorf etc.“ Witteb. 1558. Hier ist nur Vor- und Nachwort neu; den Hauptinhalt bildet ein wörtlicher Wiederabdruck der oben genannten Quaestiones quinque de libertate voluntatis humanae von 1555, worauf Amsdorfs Angriff sich bezog, 4 Bogen kl. 4⁰. Die deutsche Entgegnung führt den Titel: „Antwort D. Joh. Pfeffinger's, Pastoris der Kirchen zu Leipzig. Auf die ‚Offentliche Bekenntniß der reinen Lare — Schwermerey‘, Niclasen von Ambsdorff.“ Wittenb. 1558. 5 Bogen kl. 4⁰. Diese für das Volk bestimmte Streitschrift ist offenbar sehr rasch geschrieben, und macht den Eindruck eines seiner guten Sache gewissen, in der Zu-

versicht eines guten Gewissens festen, aufrichtigen Ehrenmannes, der sich schließlich, zumal gegen den Schluß hin, grober Ausfälle allerdings nicht enthält, z. B. man möge „dem alten Mann seinen Aberwitz zu gut halten", oder, man werde finden, daß „des von Amsdorff schreiben eitel giftige Calumniae oder aberwitzige trunkenboldische Wort sind". Was ihn am meisten empört, ist der Umstand, daß Amsdorff die angeblichen Irrlehren, die er ihm schuld gibt, nicht in seiner Disputation nachzuweisen vermochte, sondern auf eigene Faust formulirt hatte, wozu er die Schlußworte fügte: Haec ille, si recte memini. Darauf kommt P. wiederholt zurück, und erklärt: wenn man bei scharfer Prüfung seiner Disputation dasjenige darin finde, was Amsdorf ihm schuld gebe, so wolle er es leiden, daß er von jedermann für einen Irrlehrer gehalten werde, wolle seinen Irrtum bekennen, demjenigen, der ihm ihn nachweise, dafür danken, und den Irrthum öffentlich widerrufen; so B. III. Für seine Person tröstete er sich mit Melanchthon's Wort: „Wenn du eine Beleidigung Gott anheimstellst, so ist er selbst Rächer; wenn einen Schaden, so ist er Wiedererstatter; wenn einen Schmerz, so ist er Arzt; wenn den Tod, so ist er es, der auferweckt." Zu solchen Prüfungen, welche ihn als Glied des kirchlichen Gemeinwesens trafen, kam auch Familientrauer und Hauskreuz: wie oben erwähnt, verlor er seinen erstgebornen Sohn Johannes, welcher bereits Magister geworden und mit Erfolg an der Universität thätig war, am 3. September 1551. Der tief betrübte Vater richtete sich an den Verheißungen und trostreichen Aussprüchen der heiligen Schrift auf, woraus sein „Trostbüchlein" entstanden ist. Einigen Ersatz und Erquickung gewährte ihm 5 Jahre später die Promotion seines zweiten Sohnes Paul zum Magister, welcher später, im Jahr 1562, zum Pfarrer und Superintendenten in Delitzsch berufen wurde.

Ganz außerordentliche Unruhe und Sorge wurde ihm dadurch bereitet, daß er entdeckte, wie ein Mitglied der evangelischen Geistlichkeit in Leipzig die reformatorische Grundlehre von der Rechtfertigung vor Gott durch den Glauben allein, ohne Verdienst der Werke, unter der Hand zu entstellen und zu verfälschen anfing. Dieser Gefahr trat er sofort rechtzeitig entgegen, indem er im Juni 1556 ein klares und festes Bekenntniß von der „Gerechtfertigung (sic) des Menschen" entwarf und seinen Amtsbrüdern in Leipzig vorlegte, worauf diese sämmtlich dasselbe zu unterzeichnen hatten und sich verpflichteten, in der Predigt und in allen ihren Aeußerungen sich beständig daran zu halten. Diesem Bekenntniß gab Melanchthon seinen rückhaltlosen Beifall. Vor der Hand wurde durch dieses Vorgehen Pfeffinger's der Irrlehre gesteuert und Aergerniß in der Gemeinde verhütet. Jedoch machte sich die Irrlehre schon nach wenigen Monaten wieder bemerklich, so daß im October desselben Jahres die Aufstellung eines etwas ausführlicheren Bekenntnisses, welches gleichfalls unterzeichnet werden mußte, nothwendig wurde. Das Jahr 1560 brachte ihm ein doppeltes Herzeleid: den Tod Melanchthon's und den seiner Ehefrau. Der Heimgang des ihm so innig verbundenen Mag. Philippus ging ihm, um des Besten der evangelischen Kirche willen, so sehr zu Herzen, daß von vielem Weinen seine Augen mehrere Monate lang außerordentlich angegriffen waren. Der Verlust seiner Gattin, die am 29. September 1560 starb, war für den nahezu 67jährigen ein unaussprechlicher Schmerz. Die einzige Tochter erzeigte ihm von da an verdoppelte kindliche Liebe in seiner Pflege und der Führung des Haushalts. Bei zunehmendem Alter schenkte ihm Gott doch so viel Kraft Leibes und der Seele, daß er seinem Amte noch vorstehen und dessen Pflichten erfüllen konnte. Vorzüglich aber wurde sein Gebet je mehr und mehr anhaltend, seine Fürbitte für die Kirche Christi, für Stadt und Land, und sein Gebet für sich selbst, zumal um ein seliges Ende.

Am Sonntag Cantate des Jahres 1568 beging er das 50jährige Jubiläum seiner ersten Messe mit Lob und Dank gegen Gott in Gegenwart etlicher Freunde sowie einiger Mitglieder des Magistrats. Aber auch jetzt noch, ja selbst nach einer lebensgefährlichen Krankheit im J. 1571, arbeitete er treu und unermüdlich fort. Im October des genannten Jahres wohnte er, auf Befehl der kurfürstlichen Regierung, einem Theologenconvente zu Dresden bei, als eine Zierde dieser Versammlung, von der sich der 78jährige schließlich in erbaulicher und rührender Weise verabschiedete. Am 4. Adventssonntage 1572 predigte er in der Nicolaikirche zum letzten Mal vor seiner Gemeinde. Zwei Tage darauf befiel ihn, des Steines halber, ein Fieber, welches ohne sonderliche Schmerzen und mit Pausen zehn Tage währte. Am Neujahrstag 1573 entschlief er Nachmittags 3 Uhr sanft und stille, nachdem er seine Seele in Jesu Hände befohlen hatte. Er stand im 80. Lebensjahr, im 55. des geistlichen Amtes, im 34. seiner Amtsführung in Leipzig. Die Bürgerschaft Leipzigs hatte bis zum J. 1539 um der evangelischen Wahrheit willen zwanzig Jahre lang so viel gethan und gelitten, daß sie einen so gottesfürchtigen, treuen und trefflichen Mann, wie P. war, als ersten evangelisch-lutherischen Pfarrer verdiente.

Die urkundlichsten und ältesten Nachrichten über Pfeffinger's Lebensgang und Charakter gibt die der „Leichpredigt“ des Diaconus Lorenz Mathesius (am 3. Januar 1573 gehalten) vorausgeschickte, dem Magistrat von Leipzig gewidmete, mit dem Bilde Pfeffinger's in Holzschnitt geschmückte Aufzeichnung aus der Feder des Lic. Theol. und Superintendenten zu Grimma, Balthasar Sartorius. Dieselbe ist datirt den 1. April 1573, umfaßt 6 Bogen kl. 4°, und verdient, da der Verfasser als Schwiegersohn der einzigen Tochter Pfeffinger's, der verehelichten Salmuth, sich darauf beruft, daß er oftmals ihn habe von seinem Leben erzählen hören, vollkommenen Glauben.

G. Lechler.

Pfeffinger: Joh. Friedrich P. wurde am 5. Mai 1667 zu Straßburg als Sohn eines Lederbereiters Daniel P., der einer früher sehr angesehenen Familie entstammte, geboren, † 1730; seine Mutter Susanne Bebel war die Tochter eines Weißgerbers und die Schwester des Straßburger Professors Balth. Bebel. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und trieb dann auf der dortigen Universität philosophische, geschichtliche und rechtswissenschaftliche Studien. Er setzte dieselben seit dem Sommer 1687 in Leipzig, insbesondere bei dem Juristen Leonh. Baudiß, fort, bis ihn 1690 der Ruf Konr. Sam. Schurzfleisch's nach Wittenberg zog. Doch war hier seines Bleibens nicht lange, da ihn bald der Cellische Vicekanzler v. Fabrice zum Hofmeister seines ältesten Sohnes gewann. Diese Stellung währte bis Ende des Jahres 1692. Am 12. Januar 1693 kam er als Professor an die Ritterschule zu Lüneburg, die 1712 zur Akademie erhoben wurde. Hier lehrte er zunächst Mathematik; 1708 wurde er Inspector der Anstalt. Das Bibliothekariat in Hannover, das ihm nach Eccard's Entweichen 1724 angeboten wurde, lehnte er seines Alters und seiner Gesundheit wegen ab. Einige Jahre später nöthigte ihn ein Steinleiden seine Dienstentlassung zu fordern, nachdem er bis zum September 1729 seine Geschäfte mit größter Gewissenhaftigkeit besorgt hatte. Unterm 16. October 1729 wurde ihm der Abschied und als Anerkennung seiner Thätigkeit der Charakter eines königl. großbritannischen Raths verliehen. Am 27. August 1730 machte der kalte Brand im Magen seinem Leben ein Ende. Verheirathet war P. seit 1709 mit der Wittwe seines Amtsvorgängers Th. G. Rosenhagen, einer geborenen Sievers, die ihn überlebt hat. Kinder sind der Ehe nicht entsprossen. P. war ein Mann von rechtschaffenem Charakter und großem Fleiße. Seine wissenschaftliche Thätigkeit war eine sehr vielseitige; sie umfaßte die mathematischen Wissenschaften, die

Geschichte, insbesondere die Genealogie, sowie das deutsche Staatsrecht. Auf letzterem Gebiete schuf er sein Hauptwerk, den „Vitriarius illustratus“. Es ist ein Commentar des jus publicum des Leydener Professor's Ph. R. Vitriarius († 1717). Die erste Ausgabe erschien 1691, eine neue stark vermehrte und verbesserte in 2 Bänden 1698 und 1699 (3. Auflage 1712 und 1718), denen sich 1725 noch ein dritter und 1731 ein nach dem Tode des Verfassers von Gebhardi herausgeg. vierter Band anschlossen. Ein die Brauchbarkeit des Werkes sehr erhöhendes Repertorium über dasselbe hat Ch. G. Riccius 1741 geliefert. War es schon an sich ein verfehlter Gedanke, daß Vitriarius sein deutsches Staatsrecht nach Art der bürgerlichen Gesetze Justinian's einrichtete, so mußte diese mangelhafte Anlage in Pfeffinger's Werke, welches den Text jenes mit Anmerkungen und zum Theil sehr eingehenden Ausführungen begleitete, noch weit störender hervortreten. Das Buch erhielt dadurch etwas planloses und war ohne genaue Register nur sehr schwer zu benutzen. Trotzdem schuf P. durch die Reichhaltigkeit der mit gewaltigem Fleiße und großer Belesenheit ausgearbeiteten Anmerkungen, die insbesondere die einschlagenden geschichtlichen Verhältnisse beleuchteten, ein Werk von lang dauerndem Werthe. Die „Historie des Braunschweigisch-Lüneburgischen Hauses ꝛc.“ ist 1731—1734 von seinem Neffen Joh. Fr. P. in sehr ungenügender Weise herausgegeben. Er hat die zum Theil werthvollen Collectaneen seines Oheims unter Zugrundelegung des Textes der Rehtmeierschen Chronik in nachlässiger, gedankenloser Weise zu einem Werke verarbeitet, mit dem er dem Ruhme seines Oheims einen schlechten Dienst erwiesen hat. Sehr zahlreich waren die hinterlassenen handschriftlichen Ausarbeitungen Pfeffinger's, darunter insbesondere solche über die Geschichte der Lüneburger Geschlechter und Klöster. Ein Theil dieser Manuscripte wurde schon von dem 1734 in Hamburg verstorbenen Neffen veräußert; die übrigen hatten später dasselbe Schicksal. Die genealogischen Schriften erwarb der Geheimrath von Praun. Eine Uebersicht über diese Handschriften sowie über die übrigen Druckwerke Pfeffinger's findet sich nebst biographischen Nachweisen in (Leißner's) Niedersächs. Neuen Zeitungen von Gelehrten Sachen auf d. J. 1730 S. 664 ff. und in J. Fr. Jugler's Beyträgen zur juristischen Biographie Bd. IV, S. 161.

P. Zimmermann.

Pfeiffer: August P., berühmter Orientalist, als Sohn eines herzoglichen Zolleinnehmers in Lauenburg am 27. October 1640 geboren, setzte nach Absolvirung des Johanneums in Hamburg seine Studien in Wittenberg fort, wurde schon im ersten akademischen Jahre 1659 Magister und hielt Privatvorlesungen über orientalische Sprachen. Ein kurfürstliches Stipendium setzte ihn in den Stand, sich dem Studium derselben ganz zu widmen. Obschon 1665 zum Professor orientalium ernannt, nahm er dennoch Ostern 1671 eine Berufung des Herzogs Sylvius Friedrich von Oels zum Pastor in Medzibor und Assessor des Consistoriums in Oels an, welche Stelle er 1673 mit dem Pastorat in Stroppen vertauschte. Hier nahm er Andreas Acoluthus als Schüler in sein Haus auf. Als ehemaliger kurfürstlicher Stipendiat wurde P. 1675 nach Sachsen und zwar zum Pastor an St. Afra in Meißen zurückberufen und, nachdem er eine Vocation als Generalsuperintendent nach Lauenburg ausgeschlagen und auf Kosten des Kurfürsten sich das Doctorat der Theologie erworben hatte, 1681 als Archidiaconus an die Thomaskirche in Leipzig versetzt und zugleich zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt. Nach achtjähriger Lehrthätigkeit in Leipzig folgte er einem Rufe des Lübecker Raths zum Superintendenten über die dortigen Kirchen. In diesem Amte ist er am 11. Januar 1698 gestorben. Pfeiffer's Thätigkeit als Schriftsteller war sehr umfangreich. Leuschner zählt mehr als 50 Schriften desselben auf. Einen nicht

kleinen Theil bilden seine Streitschriften. Gegen die von dem Jesuiten Arnold Engel „ausgestreute Fundamentalfragen wider die lutherische Religion“ trat er 1679 mit seinem mehrfach aufgelegten, auch neuerdings wieder abgedruckten Tractat „Lutherthum vor Luther“, deßgleichen gegen den in deutscher Uebersetzung verbreiteten Tractat Poiret's „Die Klugheit der Gerechten, die Kinder nach den wahren Gründen des Christenthums zu erziehen“, 1694 mit acht Predigten und einer „epistola apologetica“ in die Schranken. Letztere brachte ihn mit Spener, den er früher in der Vorrede zu seiner „Evangelischen Christenschule“ als hochverdienten theologus gelobt hatte, in Conflict, der sich durch mehrere Jahre in Streitschriften fortspann. Bei weitem wichtiger als seine polemischen und ascetischen Schriften sind Pfeiffer's gelehrte Arbeiten über Exegese, Kritik und Hermeneutik des alten Testaments. Die „Exercitationes biblicae“, „Dubia vexata“, „Introductio in orientem“, „Critica sacra“, „Thesaurus hermeneuticus“, „Descriptio rituum antiquorum gentis Ebreae“ wurden wiederholt aufgelegt. Eine Gesammtausgabe seiner gelehrten Werke erschien 1704 in Utrecht.

Augusti Pfeifferi, theologi Lubecensis, memoria e filiorum moestissima pietate exstructa. Lub. 1699. — Leuschneri Spicilegium XIX. — Walch, Religionsstreitigkeiten. Schimmelpfennig.

Pfeiffer: August Friedrich P. ward als der älteste Sohn von Joachim Ehrenfried P. (s. S. 639) am 13. Januar 1748 zu Erlangen geboren. Auf dem Lyceum zu Culmbach und dem Gymnasium zu Erlangen vorgebildet, studirte er in dieser seiner Vaterstadt seit 1765 Theologie und ward daselbst 1769 zum mag. theol. promovirt. Nachdem er noch orientalistische Studien gemacht, habilitirte er sich 1770 als theologischer Docent, ward 1776 Professor der orientalischen Sprachen, 1805 Bibliothekar und starb am 15. Juli 1817. (Allg. Encykl. III, 20, S. 332—334, wo in Anmerkung 11 noch weitere biographische Quellen zu finden.)

Aus seinen a. a. O. angeführten Werken verdienen Hervorhebung: der von ihm veranstaltete Auszug aus Assemani's orientalischer Bibliothek, 1. Thl. 1776, 2. Thl. 1777 (s. d. Titel bei Nestle, Brevis linguae Syriacae litteratura 1881 p. 1). Er hatte hierin zugleich eine deutsche Uebersetzung der syrischen Stellen gegeben und überhaupt die Schätze jenes Werkes aus der syrischen Litteratur leichter zugänglich gemacht (vgl. Michaelis, Oriental. Bibl., Bd. XI, S. 41—46, und Eichhorn, Repert. f. bibl. u. morgenl. Litt., Bd. I, S. 199—217, wo eine zweite genauere Uebersetzung der Chronik von Edessa nach dem Syrischen gegeben ist). — Ebenso war für seine Zeit eine „Ebräische Grammatik“ 1780, 2. Aufl. 1789, 3. Aufl. 1803, ein recht nützliches und gern gebrauchtes Lehrbuch (vgl. Meyer, Gesch. d. Schrifterklärung, Bd. V, S. 133; bei Diestel, Gesch. d. A. Ts., S. 566 vgl. 801, ist das Buch fälschlich dem Joachim Ehrenfried P. zugeschrieben worden). Später schrieb er als lexikalische Ergänzung dazu ein „Bibliorum hebraicorum et chaldaeorum manuale“, 1809. Gesenius' große Schöpfungen auf diesem Gebiete machten allerdings die Arbeiten dieser Vorgänger rasch vergessen. — Eine kleine archäologische Arbeit war die „Ueber die Musik der alten Hebräer“, 1779, vgl. Winer, Bibl. Realwörterbuch II, 122. — Seine wichtigste Arbeit ist die unvollendet gebliebene Ausgabe der Werke Philo's: „Philonis opera omnia graece et latine ad editionem Th. Mangey collatis aliquot Mss. edenda curavit“, 1785—1792, 2. Aufl. 1820, 5 Bde. Seine Leistung bezeichnete um deßwillen einen Fortschritt über Mangey hinaus, als er durch Mittheilung der wichtigsten Varianten des codex A (Monacensis) dem Leser die Möglichkeit gewährte, wenigstens bei den wichtigsten Fällen eine ältere und bessere Textgestalt kennen zu lernen, als sie Mangey geboten hatte.

Vgl. hierüber J. G. Müller, Des Juden Philo Buch von der Weltschöpfung, 1841, S. 18—28, insbes. S. 21 u. 27. Ueber die Philohandschriften im allgemeinen und die hier zu leistende Aufgabe s. Tischendorf, Philonea inedita, 1868, p. V—XX, und C. Siegfried, Philo von Alexandrien, 1875, S. 28.

C. Siegfried.

Pfeiffer: Burkhard Wilhelm P., hessischer Publicist und Rechtsgelehrter, geb. am 7. Mai 1777 in Kassel als ältester Sohn des Johann Jakob P., welcher 1769—1779 Prediger an der dortigen Oberneustädter Gemeinde, dann Professor und Pädagogarch in Marburg, 1789 Consistorialrath und Inspector der reformirten Gemeinden des hessischen Oberfürstenthums, auch Religionslehrer des Erbprinzen, nachherigen Kurfürsten Wilhelm II., war. Die Mutter war Lucie Rebekka geb. Rüppel. Nach Beendigung des Rechtsstudiums erhielt P. zwar 1803 die Stelle eines Staatsanwalts in Kassel; bei seiner früh zu Tage tretenden Tüchtigkeit auch in anderen Fächern, wurde er aber im Juli 1805 zum Hof- und im November 1805 zum wirkl. Regierungsarchivar in Kassel bestellt. Daneben blieb er jedoch der Rechtswissenschaft treu. Den „Vermischten Aufsätzen über Gegenstände des römischen und des deutschen Privat-Rechts“, welche er schon 1802 in Marburg herausgegeben hatte, ließ er 1806 eine Schrift „Ueber die Grenzen der Civil-Patrimonial-Jurisdiction. Ein Beitrag zum Territorial-Staatsrecht“ (Göttingen) folgen und gab 1808, nachdem die französische Gesetzgebung in Hessen eingeführt worden, mit einem jüngeren Bruder „Napoleon's Gesetzbuch nach seinen Abweichungen von Deutschlands gemeinem Recht“ (2 Bände, Göttingen) heraus. Die Folge war, daß er wieder in das Justizfach zurückkam. Er wurde 1808 Stellvertreter des Generalprocurators beim Appellationsgericht in Kassel. Nach dem Ende der Fremdherrschaft verwendete ihn die hessische Regierung als Rath in der Verwaltung. Mit ganzem Herzen der damaligen liberalen Zeitströmung zugethan, erregte er 1816 in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit durch seine Schrift „Ideen zu einer neuen Gesetzgebung für deutsche Staaten“. 1817 trat er abermals in das Justizfach zurück, indem er zum Rath beim Appellationsgericht in Kassel bestellt wurde. Als solcher gab er eine „Neue Sammlung bemerkenswerther Entscheidungen“ dieses Gerichts heraus (4 Bände, Hannover 1818—1820). Um diese Zeit wurde Kurhessen lebhaft bewegt durch die Frage der rechtlichen Folgen verschiedener Maßnahmen der westfälischen Zwischenregierung. Kurfürst Wilhelm I. hatte durch Verordnung vom 14. Januar 1814 alle während der Zwischenzeit geschehenen Benachtheiligungen des Staatseigenthums für nichtig erklärt und diese Verordnung am 31. Juli 1818 im Gesetzblatt authentisch dahin erläutert, daß die 1806 erfolgte Ueberziehung Hessens durch französische Truppen nicht den Charakter einer völkerrechtlichen Eroberung, sondern den eines Raubzugs gehabt habe und daß daher auch alle Verfügungen über die vorher aus den Staatscassen ausgeliehenen Capitalien ungiltig seien. Damit wurden diejenigen, welche Capitalien zurückgezahlt hatten, schwer betroffen. In deren Interesse gab P. 1819 die dem Kurfürsten gewidmete Schrift heraus: „Inwiefern sind Regierungshandlungen eines Zwischenherrschers für den rechtmäßigen Regenten nach dessen Rückkehr verbindlich?“ Darin machte er namentlich darauf aufmerksam, daß der Bundestag am 30. Juli 1818 sich für eine entgegengesetzte Ansicht ausgesprochen zu haben scheine. Das Oberappellationsgericht in Kassel sah sich genöthigt, im Sinne der kurfürstlichen Erläuterung zu entscheiden, P. aber, welcher diesem Gericht angehörte, gerieth nun in eine schiefe Stellung, und nahm daher 1820 die Stelle eines Mitglieds des Oberappellationsgerichts in Lübeck an. In Anbetracht seiner bewährten Tüchtigkeit rief ihn jedoch Kurfürst Wilhelm II. gleich nach seiner Thronbesteigung 1821 zurück. Wiederum Mitglied

des höchsten Gerichtshofs Kurhessens, gab P. 1824 eine Schrift über „das Recht der Kriegseroberung in Bezug auf Staatscapitalien“ (Hannover) und 1825—1841 „Praktische Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft“ (8 Bände, Hannover) heraus. Durch dieses Werk erlangte P. das größte Ansehn in der hessischen Juristenwelt und lange Zeit gab es wol keinen praktischen Juristen in Hessen, welcher sich nicht in Besitz dieser Fundgrube des Wissens gesetzt hätte. 1826 folgte Pfeiffer's Schrift „Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in deutschen Staaten überhaupt und in dem herzoglichen Gesammthause Sachsen-Gotha insbesondere“ (2 Bände, Hannover). Es konnte nicht fehlen, daß ein Mann von dieser juristischen Befähigung und zugleich liberaler Richtung bei der 1830 beginnenden Neugestaltung der öffentlichen Verhältnisse des Landes Einfluß gewann. Er gab zunächst eine Flugschrift heraus, mit der Mahnung, in Mäßigung den Verfassungsentwurf der Regierung im wesentlichen anzunehmen. Während der dann folgenden Verhandlungen der alten Stände mit der Regierung stand P. dem Verhalten des Regierungsvertreters Eggena sehr nahe, welcher das größte Verdienst am Zustandekommen der Verfassung von 1831 hatte. In dem ersten auf Grund derselben berufenen Landtage erschien P. als Vertreter der Diemelgegend, wurde vom Kurfürsten zum Präsidenten ausersehen, mußte aber zurücktreten, da die Wahl für ungiltig erklärt wurde. Wiedergewählt, konnte er um so besser sich an den Verhandlungen betheiligen. Er that dies bei allen bald folgenden Streitfällen mit der Regierung in Sinne einer entschiedenen Geltendmachung der Verfassungsbestimmungen. Dieses Ziel verfolgte er auch in seiner „Geschichte der landständischen Verfassung in Kurhessen“ (Kassel 1834). Für den Eintritt in den zweiten Landtag wurde ihm, angeblich wegen Unabkömmlichkeit im Beruf, die Genehmigung versagt, obgleich er sich in der ständischen Anklage gegen Hassenpflug wegen seiner früher als Mitglied des permanenten Ständeausschusses entwickelten Thätigkeit, im höchsten Gerichte der Stimme enthielt. In Ungnade gefallen, wurde er auch bei der Wiederbesetzung der Stelle eines Präsidenten dieses Gerichts übergangen, obwol er dessen ältester Rath war. Am 13. Juni 1843 in Ruhestand versetzt, nahm er schriftstellerisch noch vielfach an öffentlichen Fragen Theil, 1848 stand er dem hessischen Märzministerium sehr nahe, 1849 gab er „Fingerzeige für alle deutschen Ständeversammlungen“ (Kassel) heraus; zur Zeit des Verfassungsstreits mit Hassenpflug sprach er sich in einer Schrift „Zur Würdigung des Bundestagsbeschlusses vom 21. September 1850“ im Sinne der Landstände über die Steuerfrage aus; ähnlicher Tendenz war seine Schrift „Der alte und neue Bundestag nach ihrer Wirksamkeit für die Aufrechterhaltung des allgemeinen Rechtszustandes in Deutschland“ (Leipzig 1851). Die Zeit der Bundesexecution rief seine Schrift über „Die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Richteramts“ (Göttingen 1851) hervor. Seine „Praktischen Ausführungen“ führte er bis 1846 fort. Eine Bearbeitung von Ledderhose's kurhessischem Kirchenrecht gab er 1821 (Marburg) heraus. Eine Reihe von juristischen Aufsätzen legte er nieder in Hitzig's Annalen der Criminalrechtspflege, Weiske's Rechtslexikon, Reyscher's u. Wilda's Zeitschr. f. d. Recht, im Archiv f. civilist. Praxis und in Linke's Zeitschr. f. Civilrecht u. Proceß. P. starb am 4. October 1852 in Kassel. Vermählt war er seit 1801 mit Louise, Tochter des dortigen Kriegsraths Harnier.

Strieder, Hess. Gelehrtengesch. Bd. XIV, XV, XVII; Justi's Forts. ders. (1831) u. Gerland's Forts. ders. (Kassel 1868). — Wippermann, Kurhessen seit den Freiheitskriegen (Kassel 1850). Wippermann.

Pfeiffer: Christoph P., Dichter geistlicher Lieder, wurde am Tage Salomonis (d. h. am 3. Februar — oder sollte der 13. März gemeint sein?) 1689 zu Oels in Schlesien geboren, als Sohn eines Tuchmachers. Nachdem er zwei

Jahre Adjunct zu Dirsdorf gewesen war, ward er am 28. März 1719 auf die Pfarre zu Dittmannsdorf im Fürstenthum Münsterberg berufen; von hier kam er im Herbst 1746 als Pastor nach Stolz (nicht Stolp) bei Frankenstein im Münsterbergschen. Hier starb er in seinem 70. Lebensjahre am 23. December 1758. In der Kirche des letztgenannten Ortes hing noch im J. 1868 (und hängt dort wahrscheinlich noch) sein lebensgroß in Oel gemaltes Bild. — P. hat schon als Student geistliche Lieder gedichtet; im J. 1719 erschien dann sein „Evangelischer Sabbath“, in welchem sich 91 Lieder über die Sonntagsevangelien befinden, welche zum Theil mit manchen Liedern von Benjamin Schmolck eine große Aehnlichkeit haben. Später veröffentlichte er unter anderm auch noch eine größere Liedersammlung (85 Lieder), „Geistliche Feierkleider“ genannt, 1732. Einige seiner Lieder haben eine weitere Verbreitung gefunden, theilweise sogar in Süddeutschland.

Wetzel, Hymnopoeographia IV, S. 397 f. — Rotermund zum Jöcher V, Sp. 2193 f. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., V, S. 492 ff. — Bode, Quellennachweis, S. 128 f. l. u.

Pfeiffer: Erasmus P., deutscher Dramatiker, Secretär des Herzogs Julius Ernst von Braunschweig, schrieb 1631 „Pseudostratiotae, ein teutsches Spiel unartiger Lediggänger, denen das Saufen von ihren Weibern und der Müßiggang auf Landsknechtsart getrieben, von Bauern wol versalzen wird“, das er in die von ihm besorgte Ausgabe der lateinischen Uebersetzung des Sophokleischen Ajax durch Joseph Scaliger (1587 auf dem Straßburger Theater aufgeführt) einschob. P. verfuhr durchaus unselbständig. Sein „Zwischenspiel“ ist nur eine Wiederholung der Uebersetzung der Pseudostratiotae des Harlemer Rectors Cornelius Schonaeus (1592), die 1607 Balthasar Schnurr, Pfarrer zu Amlishagen, veranstaltet hatte. Von den neuen Scenen des am Ende befindlichen „Soldatenspieles“ sind die vier niederdeutschen Scenen eine versificirte Bearbeitung von Joh. Rist's Irenaromachia (1630); die fünf hochdeutschen Scenen, in denen das harte Kriegsleben jener Zeit geschildert wird, scheinen einem älteren Drama entnommen zu sein. Das Lob, das den zwar derben und rohen, aber naturgetreuen niederdeutschen Bauernscenen gespendet werden muß, gebührt also dem Holsteiner Rist.

Gaedertz, Jahrb. des Vereins f. niederd. Sprachforschung VII, 106; ders. Das niederdeutsche Schauspiel (Berlin 1884) I, 41. — Bolte, Jahrb. des V. f. niederd. Sprachforschung XI, 157. H. Holstein.

Pfeiffer: Franz P., deutscher Philolog, ist geboren am 27. Februar 1815 zu Bettlach bei Solothurn, als Sohn armer Aeltern. Sein Vater hatte in einem französischen Reiterregimente gedient und erhielt nun sich und die Seinen von dem wohl kärglichen Einkommen als Musikus und Militärinstructor. In Solothurn empfing P. den ersten Unterricht im Altdeutschen durch Professor Weishaupt. Im J. 1834 bezieht er die Universität München, wo er sich zunächst der Medicin zuwendet, gleichzeitig aber auch Maßmann's Collegien besucht. Durch letztern gedrängt, sich für ein bestimmtes Studium zu entscheiden, gibt er die Medicin auf und widmet sich völlig dem Altdeutschen. Von seinem Eifer für dieses legt Zeugniß ab, daß er, noch zwischen beiden Berufsstudien schwankend, im J. 1835 seine erste Abschrift eines altdeutschen Gedichtes, des Antichrist aus dem Cgm. 574 Fol. 87 f., verfertigte. Abschriften sind für die nächsten Jahre seine Hauptbeschäftigung, eine große Reise vom Sommer 1840 bis März 1841 ward allein zu dem Zwecke unternommen, Abschriften altdeutscher Werke herbeizuschaffen. P. entwickelt hierin einen Fleiß, der uns oft in Erstaunen versetzt. Ein buntes Vielerlei von altdeutschen Schriften ist damals

durch seine Hand gegangen, ein günstiges Geschick hat ihm einen Umfang von Belesenheit verschafft, dessen damals sich wenige rühmen konnten. Vieles aus seinen Abschriften hat er im Laufe der Zeit selbst veröffentlicht, manches ward von andern benutzt. In diese Zeit fällt auch der eine und der andere Plan, der später ausgeführt ward, seit 1838 sammelt er zu seiner Ausgabe des Eckhart, 1839 denkt er bereits daran, Berthold's Predigten herauszugeben. In Haupt's und Hoffmann's altdeutschen Blättern und in des erstern Zeitschrift für deutsches Alterthum erschienen kleinere und größere Mittheilungen aus Handschriften, theils in bloßem Abdruck, theils in normalisirten Texten. In den Jahren 1842—1844 veröffentlichte er in der Bibliothek des litterarischen Vereines zu Stuttgart allein fünf Bände von zusammen über tausend Seiten, darunter die Weingartner und die alte Heidelberger Liederhandschrift, ferner die livländische Reimchronik. Letztere im Grunde nur ein aus einer Heidelberger Handschrift ergänzter und auch sonst verbesserter Neudruck der alten Bergmann'schen Ausgabe von 1817. Im J. 1850 erschien seine letzte Publication in diesem Vereine, die schwierige Ausgabe des habsburgisch-österreichischen Urbarbuchs. Der erste Dichter, welchem P. sorgfältige Aufmerksamkeit schenkte, war Rudolf von Ems. Seinen Alexander und Wilhelm besaß er in Abschriften, der gute Gerhard lag ihm in der sorgfältigen Ausgabe Haupt's vor. In den gelehrten Anzeigen, herausgegeben von Mitgliedern der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften 1842, lieferte er eine Besprechung dieser Ausgabe, die Haupt's Beifall fand und deren wichtigste Resultate von letzterem in seiner Zeitschrift III, 275 f. abgedruckt wurden. 1843 erschien Pfeiffer's Ausgabe von Rudolf's Barlaam und Josaphat, seinem Gönner dem Freiherrn von Laßberg, der ihn auf der Meersburg so freundlich aufgenommen hatte, gewidmet. Rasch folgten 1844 der Edelstein von Ulrich Boner, 1845 der erste Band der Mystiker, neben Hermann von Fritslar und Nicolaus von Straßburg als Anhang David von Augsburg enthaltend, 1846 Marienlegenden, 1847 Wigalois, 1848 Mai und Beaflor, 1852 Heinzelein von Konstanz, 1854 ausgewählte Theile aus der Chronik des deutschen Ordens von Nicolaus von Jeroschin. Bisher hatte man sich in der mittelhochdeutschen Prosa, von W. Wackernagel abgesehen, mit bloßen Abdrücken begnügt, in dem Beginnen Pfeiffer's, die Mystiker kritisch herauszugeben, lag eine Erweiterung des Arbeitsgebietes der deutschen Philologie. Eine fernere lag in der Ausdehnung der Kritik auf mitteldeutsche Sprachdenkmäler. Im Edelstein des Schweizers Boner hat P. die Sprache noch ziemlich unkritisch behandelt. Die Untersuchung über Boner's Sprache ward für „gegebene Gelegenheit“ gespart. In der livländischen Reimchronik gibt er ebenfalls ungenügendes über die Sprache, der Text ist normalisirtes Mittelhochdeutsch. Erst im folgenden Jahre (1845) bringt der erste Band der Mystiker eine „Uebersicht der Laute“ des Mitteldeutschen. Manche dialectische Eigenthümlichkeit war erst nach Abdruck des Textes gefunden; die „Uebersicht“ selbst ist erst nach Abschluß des Ganzen begonnen und darum auf Grund des Textes, nicht der Anmerkungen, denen sie im Drucke doch nachfolgt, zusammengestellt, weßhalb sie aus diesen ergänzt werden muß. Es scheint, daß des Herausgebers Aufmerksamkeit erst während des Druckes geschärft wurde. Wilhelm Grimm las seine Abhandlung über Athis und Prophilias im Beginne des Jahres 1844, der Druck der Abhandlung 1846 nimmt auf die Ausgabe der Mystiker Rücksicht. W. Grimm und P. waren seit 1840 in Verbindung getreten, ein Einfluß des erstern ist in der Bestimmung des Mitteldeutschen daher nicht ganz abzuweisen. In den andern Ausgaben setzt P. das von Lachmann und Haupt begonnene fort. Sie fanden Haupt's Beifall, Müllenhoff's unbeschränkte Anerkennung. In dem was reiche Erfahrung und umfassende Belesenheit lehren kann, über-

ragt P. z. B. seinen Lehrer Maßmann. Was aber den Sinn für Individuelles anlangt, so steht ihm K. A. Hahn weit voraus. Im Barlaam macht er, der Kenner Rudolf's, nicht den Anfang zu dem, was Hahn mit viel geringeren Mitteln für Konrad's Otto geleistet hatte. Als schwache Seite der Ausgaben Pfeiffer's hat schon Haupt die Metrik erkannt. P. verhält sich nicht von vorneherein ablehnend gegen Lachmann's Metrik. Er bessert in Haupt's Gerhard eine Schreibung nach Lachmann's strenger Forderung. Im Heinzelein von Konstanz bewegt er sich ganz in den Bahnen Lachmannischer Metrik. In dieser Ausgabe bestrebt er sich außerdem deutlich, den strengen Anforderungen an einen Herausgeber gerecht zu werden, sogar in Aeußerlichkeiten schließt er sich an Haupt's Ausgaben an. Einen Abschluß seiner mitteldeutschen Studien bildet, nicht ohne einen hoffnungsvollen Ausblick auf weitere Forschungen zu gewähren, sein Jeroschin. Im J. 1853 erhielt P. Holtzmann's Untersuchungen über das Nibelungenlied im Manuscripte mitgetheilt. Er trat rasch der neuen Ansicht bei. Sie befreite ihn und andre von dem gewaltigen Drucke der Persönlichkeit Lachmann's. Man meinte nun mit den Nibelungen fertig zu werden, ohne Lachmann auf den vielverschlungenen, beschwerlichen Wegen nachfolgen zu müssen. Es war eine natürliche Folge, daß man noch mehr aufgab. Mit dieser Wendung beginnt eine neue Periode in Pfeiffer's Thätigkeit. Manches früher begonnene wird noch zu Ende gebracht. Im J. 1857 erschien die erste Abtheilung des zweiten Bandes der Mystiker, Meister Eckhart enthaltend, Text ohne Anmerkungen und Lesarten, die nie erschienen. Im J. 1861 das längst vorbereitete Buch der Natur von Konrad von Megenberg, endlich 1862 nach raschem Entschluß der erste Band der Predigten Berthold's von Regensburg, ebenfalls bloß Text. Pfeiffer's Arbeit wendet sich nun andern Zielen zu. Er sagt sich offen von Lachmann los, bricht brieflich den Verkehr mit Haupt ab. In seinem Büchlein „Zur deutschen Litteraturgeschichte“ 1855, das Weihnachten 1854 erschien, beginnt er, in seinem Aufsatze über Freidank die Walther-Freidankhypothese W. Grimm's bekämpfend, die Polemik gegen Lachmann; zunächst gegen dessen Metrik. Mit Ausnahme der Widerlegung der Hypothese W. Grimm's stehen die Resultate keines Aufsatzes aus diesem Schriftchen mehr sicher. Es enthält außer der Abhandlung über Freidank die über Blicker von Steinach und Konrad Fleck. Der Beweisgang des Aufsatzes über Blicker ist bezeichnend für Pfeiffer's litterarhistorische Methode. Gottfried von Straßburg lobt Blicker's Gedicht Umbehang und nennt den Dichter neben Hartmann von Aue, Heinrich von Veldeke, Reimar und Walther von der Vogelweide. Er gibt Bruchstücke eines altdeutschen Gedichtes, in denen sich eine Meisterschaft verräth, „wie ich sie außer bei Gottfried bei keinem altdeutschen Dichter sonst gefunden habe“. Rudolf von Ems bringt in zweien seiner Werke Dichterverzeichnisse. Es ist schlechterdings unmöglich, daß ihm ein Gedicht, das solche Vorzüge besitzt, unbekannt geblieben sei. Hat er es aber und seinen Verfasser gekannt, so kann es nur der Umbehang Blicker's sein. Denn die andern von Rudolf verzeichneten Gedichte besitzen wir entweder noch oder wir errathen ihren Inhalt, der auf unsere Bruchstücke nicht paßt. Im J. 1856 gründet P. die „Germania, Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde“. Auf dem Gebiete der deutschen Philologie soll die Herrschaft der Autorität, das Ansehen der Schule eine Höhe erreicht haben, die nicht mehr fördernd, sondern hemmend wirke und mit freier Forschung und rücksichtslosem Bekenntniß der Wahrheit unverträglich sei. Das sei der Grund, warum eine neue Zeitschrift gegründet werde. Schüchtern wagt sich in das Programm bereits die neuere Litteraturgeschichte. „Die neuere Litteratur, so weit sie Gegenstand ästhetischer Betrachtung und Würdigung ist, liegt natürlich außerhalb unseres Kreises, aber die Grenzen können nicht streng genug gezogen wer-

den.“ Aus den Arbeiten Pfeiffer's in dieser Zeitschrift sind die bedeutendsten: Wernher vom Niederrhein und der wilde Mann 1856. Ueber Gottfried von Straßburg 1858, beide auf Grund von Reimbeobachtungen, letztere außerdem aus Gründen der Metrik dichterisches Eigenthum scheidend. Die zweite Abhandlung und eine über Bernhard Freidank 1857 enthalten scharfe Polemik. Gegen Lachmann's Metrik wendet sich P. in dem Aufsatze über Gottfried, in dem er nachzuweisen sucht, was niemand geleugnet hat und er selbst 1852 in seinem Heinzelein schon wußte, daß nicht alle altdeutschen Dichter die von Lachmann beobachteten Regeln befolgten. Die Germania tritt außerdem polemisch auf gegen Haupt und Müllenhoff. Bald findet P. Mitarbeiter, welche sich bestreben, es ihm in dieser Polemik gleich zu thun. Einige Male treten sie paarweise auf den Plan. Es fällt in diesen Polemiken die Gereiztheit und Heftigkeit des Tones bei geringer sachlicher Förderung auf. Es fällt auf, daß der Leser nur Tadel von Einzelheiten hört und nirgends von der Gesammtleistung der Angegriffenen erfährt. Man vermuthet unschwer, daß es Einflüsse von außen her sind, welche die Gegensätze verschärfen. Auf solche wenigstens scheinen Pfeiffer's Worte zu deuten: „Wer . . . . von den Fachgenossen, die nicht in seinen, sondern lieber eigene Wege gehen, mit so offener Wegwerfung als von Handlangern, Pfuscher und Dilettanten seit langem spricht und nun auch schreibt . .“ — Nachdem P. längere Zeit in Stuttgart in der bescheidenen Stellung eines zweiten Bibliothekars an der königlichen öffentlichen Bibliothek gewirkt hatte und mit dem Titel eines Professors ausgezeichnet worden war, folgte er im Herbste 1857 einem Rufe als ordentlicher Professor an die Universität Wien. Es tritt hier in seinen Arbeiten ein gewisser positiver Zug in den Vordergrund. An der Stelle des gestürzten Gebäudes sollte ein neues aufgeführt werden. Der freilich nicht verstandenen bisherigen Auffassung der mitteldeutschen höfischen Sprache wird 1861 eine neue entgegengestellt. Den „wiedergewonnenen“ Nibelungen wird ein Dichter zugewiesen 1862. Die Ausgabe Walther's von der Vogelweide 1864 sollte zeigen, wie Ausgaben altdeutscher Dichter beschaffen sein müßten. Dieselbe Ausgabe bringt eine Darstellung der Metrik, gereinigt von Lachmann'scher „Willkür“. Das Jahr 1866 stellt den Sprachproben Müllenhoff's das altdeutsche Uebungsbuch entgegen. Zwischen hinein fallen Conjecturen zu Erec, zu Walther von der Vogelweide, Ausgaben kleinerer althochdeutscher Denkmäler, eine „Rettung“ des berüchtigten Schlummerliedes u. a.

Die streithafte Polemik und daneben die positive Richtung wirkten auf die Jugend, die P. zu ihrem Lehrer hatte. Eine absterbende Schule, die sich durch tausend Pfähle den Weg zur weiteren Forschung verrammelt hatte, dort — freie Bahn für den Strebsamen hier — so erschienen dem Jüngling unter dem Eindruck von Pfeiffer's Wort und Schrift die beiden wissenschaftlichen Richtungen, von denen er erfuhr. Dieser frische Zug hat manche junge Seele geweckt. Und hat der eine oder der andere auch später manches, ja vieles, was er einst freudig aufnahm, als Irrthum erkannt, dankbarer Erinnerung blieb und bleibt P. sicher. Ein gnädiges Geschick lenkte durch das letzte Buch, an dem P. arbeitete, den „Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland“, Wien 1870, seinen Blick auf die schöne Zeit der Jugend zurück. Die Meersburg stieg aus den dunkeln Fernen wieder auf und die Fülle der Erinnerungen begrub all das Leid und Bittere, das die Jahre ihm gebracht. So schloß sich über ihm, als er am 29. Mai 1868 nach langem Leiden, doch eines plötzlichen Todes starb, das Grab.

Zum Andenken Franz Pfeiffer's. Ein Nachruf von Hans Lambel (Beilage zur Allgemeinen Zeitung. München 1868, Nr. 189, 190, 191). — Franz Pfeiffer. Eine Biographie von Karl Bartsch im „Briefwechsel zwischen

Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland." Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Wien 1870, S. XVII—CVII. — Franz Pfeiffer und seine Widersacher von Em(il) K(uh). Kaiserl. Wiener Zeitung 1870, Nr. 138, 141, 144. (Beruht, ohne daß der Vf. es anmerkt, zum großen Theil auf schriftlichen Mittheilungen F. Pfeiffer's.) Joseph Strobl.

Pfeiffer: Ida P., s. am Schlusse dieses Bandes.

Pfeiffer: Joachim Ehrenfried P., der Vater August Friedrich's (s. S. 632), ward am 6. September 1709 zu Güstrow in Mecklenburg geboren. Seine erste Ausbildung empfing er in seiner Heimath, dann auf dem Gymnasium zu Stralsund. Er studirte seit 1728 zu Rostock, ward schon 1730 mag. phil., ging dann nach Jena, wo er sich 1737 habilitirte und über hebräische Sprache und Litteratur las. Seine Erfolge waren so gute, daß die theologische Facultät ihn daselbst zu ihrem Adjunctus ernannte. 1743 ward er als außerordentlicher Professor der Theologie nach Erlangen berufen, wo er im Jahre 1744 noch ein Predigtamt dazu übernahm. 1745 ward er außerdem noch Scholarch der Gymnasien von Baireuth und Erlangen und 1748 am letzteren Orte auch Superintendent und erster Professor der Theologie. Er starb am 18. October 1787. (Allg. Encykl. III, 20, S. 334, 335, wo besonders Anm. 7 noch weitere biographische Quellen angegeben sind; Meusel, Lexikon Bd. X, S. 381.) — Die Menge der amtlichen Aufgaben und später der praktisch kirchlichen Interessen macht es erklärlich, wenn seine zahlreichen Schriften exegetischen und dogmatischen Inhalts, welche er nebenher verfaßte, nicht gerade von besonderer Tiefe und Gründlichkeit zeugen. Man sehe das Verzeichniß derselben bei Meusel a. a. O. S. 382—386 und in der Allg. Encykl. a. a. O. S. 334 Anm. 1, 2 u. S. 335 Anm. 4. — Seine standhafter, subjectiv sehr ehrenwerther, lutherischer Confessionalismus verleitete ihn sogar 1743 zu einer „Dissertatio trinitatem personarum in unitate dei ex oraculis V. T. probans". — Von höherem Werth sind nur seine Arbeiten zur biblischen Hermeneutik: „Elementa hermeneuticae universalis" 1743 und später „Institutiones hermeneuticae sacrae veterum atque recentiorum" 1771. Namentlich das letztere Werk zeichnet sich durch große Reichhaltigkeit des Stoffes aus, ist aber lediglich vom Standpunkte der strengsten Verbalinspiration aus entworfen. Als Hauptregeln gelten die folgenden: 1) an keiner Stelle ist ein Sinn zuzulassen, welcher gegen die analogia fidei verstößt; 2) jeder Stelle ist der möglichst vollkommene Sinn beizulegen; 3) alles ist auf die Verherrlichung des Erlösungswerkes zu beziehen. Sonst vergleiche über die Einrichtung des Werkes Meyer, Versuch einer Hermeneutik des A. Ts. 1799. Bd. I, S. 89—91. C. Siegfried.

Pfeiffer: Johann Philipp P., Philologe und Theologe, 1645—1695. Er ward in Nürnberg als der Sohn des kaiserlichen Notars und Raths-Secretarius Heinrich P., eines gelehrten und hochangesehenen Mannes, am 19. Februar 1645 geboren, besuchte vom 7. Lebensjahre an die St. Lorenzschule und später das Gymnasium seiner Vaterstadt und erwarb schon hier einen ungewöhnlichen Umfang von Kenntnissen, namentlich im Griechischen, Hebräischen und in der Geographie. In Altorf, wohin er sich 1663 wendete, zogen ihn vorzugsweise philosophische Studien an; er las Aristoteles und dessen Commentatoren, auch die mittelalterlichen; daneben beschäftigte er sich mit den Kirchenvätern eingehend. Nach nur einjährigem Aufenthalte in Altorf verweilte er 1664 einige Zeit in Regensburg, um dort die Reichsverfassung und -Verwaltung zu studiren, und in Nürnberg, verließ die Heimath aber bald wieder, um auf einer größeren Reise eine Anzahl anderer deutscher Universitäten kennen zu lernen. Er besuchte Erfurt, Jena, Leipzig, Wittenberg, Helmstädt und kam endlich 1665 „divino prorsus instinctu" nach Königsberg, wo er blieb und sich nun eifrig wieder mit

Philoſophie und Patriſtik beſchäftigte. 1666 im September wurde er zum Magiſter der Philoſophie promovirt und begann nun Vorleſungen, beſonders philoſophiſchen und philologiſchen Inhalts. Der Tod ſeines Vaters rief ihn 1669 nach Hauſe, aber die Anerbietungen, welche ihm dort gemacht wurden, ihn als Profeſſor in Altorf oder in einem anderen Amte in Nürnberg ſelbſt anzuſtellen, lehnte er trotz der Bitten der Mutter ab; er glaubte, nur in Königsberg leben zu können. 1671 ernannte ihn der Kurfürſt Friedrich Wilhelm zum Profeſſor der griechiſchen Sprache; er trat dieſes Amt mit einer Disputation „de variis significationibus vocis *οἰκονομίας* apud veteres“ an und hielt dann zahlreiche Vorleſungen, welche ſich — den Anſchauungen der Zeit entſprechend — vornehmlich auf Epictetus, Theophraſtus, Phokylides und ähnliche Schriftſteller erſtreckten; daneben las er auch grammatiſche Collegien und gab philologiſche Erklärungen ſchwieriger Stellen des Neuen Teſtamentes und ausgewählter Dichterſtellen. Am bedeutendſten waren ſeine Vorträge über griechiſche Alterthümer, aus denen das Hauptwerk ſeines Lebens, die „Antiquitates graecae“, hervorgegangen iſt. 1673 wurde ihm die Leitung der Wallenrode'ſchen Bibliothek übertragen, 1679 wurde er kurfürſtlicher Bibliothekar. Im folgenden Jahre ernannte der Kurfürſt ihn auch zum Profeſſor der Theologie; aber der Widerſtand, welchen die theologiſche Facultät dieſer Ernennung entgegenſetzte, war groß genug, die Uebernahme des neuen Amtes durch P. volle 4 Jahre hindurch zu verhindern. Man traute ſeiner Rechtgläubigkeit nicht, und als ihm bei der gelegentlich ſeiner Promotion zum Dr. theol. 1685 gehaltenen Disputation einige ſcharfe Ausdrücke über die lutheriſche Kirchenlehre entfallen waren, begann damit eine zehnjährige Periode unerquicklichſter Streitigkeiten mit ſeinen theologiſchen Collegen, die erſt mit ſeinem Rücktritte endigte. Zwar hatte der Kurfürſt ihn 1685 zum Hofprediger ernannt, er vermochte aber auch in dieſer Stellung, da es ihm an Geſchick zum Predigen gebrach, keinen rechten Boden zu finden; mehr und mehr trat bei ihm eine Neigung zum Katholicismus hervor, beſonders nachdem er 1689 ſeine treffliche Gattin — ſeit 1672 — Dorothea Landenberg durch den Tod verloren hatte. Als er 1692 bei einem Aufenthalte in Danzig die Unvorſichtigkeit begangen hatte, den Abt des Kloſters Oliva zu beſuchen und ſich von dieſem feſtlich bewirthen zu laſſen, brach in Königsberg ein Sturm der Entrüſtung gegen ihn los; ſeine Stellung wurde ganz unhaltbar; im Mai 1694 enthielt er ſeine Entlaſſung als Hofprediger, Profeſſor und Bibliothekar. Er begab ſich nun, einer früheren Einladung des Biſchofs von Ermland folgend, nach Heilsberg, dem Hauptorte des Biſthums, wurde hier mit beſonderen Ehren empfangen und trat am 25. Juli 1694 mit ſeinem Sohne und ſeinen beiden erwachſenen Töchtern zum katholiſchen Glauben über. Bald darauf begleitete er den Biſchof nach Warſchau, wo er von König Johann überaus gnädig empfangen wurde, lehnte es aber nach ſeiner Rückkehr ab, eine Stellung in der Umgebung des Biſchofs anzunehmen, nahm zuerſt eine Pfarrſtelle in Seyberswalde an, und zog ſich dann, vom Biſchofe mit einem Kanonikat ausgeſtattet, im Januar 1695 nach dem biſchöflichen Städtchen Gutſtadt zurück, wo er am 10. September 1695 ſtarb. Seine Lebensgeſchichte hat ſein Schwiegerſohn, der Arzt Dr. Chriſtian Helwich geſchrieben. — Von ſeinen zahlreichen Streitſchriften theologiſchen Inhalts iſt keine beſonderer Erwähnung werth, auch die kleineren philoſophiſchen und philologiſchen Arbeiten („an liber de mundo Aristotelis sit“; „de cura virginum dissertationes duae“; „de Poenice ave“ u. ſ. w.) bieten kaum noch ein Intereſſe dar; dagegen hat ſich P. in der Geſchichte der Philologie ein dauerndes Denkmal durch ſein größtes Werk, die „Libri IV antiquitatum graecarum gentilium, sacrarum, politicarum, militarium et oeconomicarum“ (1689; 2. Auflage 1707) gegründet. In dieſem aus ſeinen Vorleſungen

hervorgegangenen Werke wird zum ersten Male der Versuch gemacht, „ein vollständiges Lehrgebäude der griechischen Alterthümer zu construiren. P. spricht in der Vorrede seine Absicht über den Begriff, die Aufgabe und die Stellung der Philologie aus. Er erklärt sie als die Kenntniß der Sprachen und der alten Geschichte im weitesten Sinne („linguarum et ἁπάσης ἀρχαιολογίας h. e. antiquitatis et historiarum verarum, fictarum notitia“) und betrachtet sie zunächst als Hilfswissenschaft für die verschiedensten anderen Wissenschaften, heilige wie profane, ist indessen nicht abgeneigt, ihr gewissermaßen auch die Bedeutung einer selbständigen Wissenschaft zuzugestehen („est namque et ipsa Philologia suo modo quaedam scientia“ und „quae omnia . . argumento sunt, Philologiam esse in numero scientiarum reponendam, ad minimum earum, quae . . . adiumentum aliquod conferunt superioribus scientiis tum profanis tum sacris“). In dem Werke selbst behandelt er in erster Reihe die gottesdienstlichen Alterthümer (Opfer und Feste), im zweiten die Staats- und Rechts-Alterthümer mit Einschluß der Metrologie, im dritten das Kriegswesen, im vierten das häusliche Leben der alten Griechen, überall auf Grund selbständiger und umfassender Quellenstudien, besonders der alten Grammatiker und Lexikographen, aber in sehr ungelenker Darstellung, ohne alle Frische, ohne klare Anschauung des antiken griechischen Lebens und ohne Verständniß für den hellenischen Geist, nur an den Aeußerlichkeiten haftend" (Bursian). — Die von P. handschriftlich hinterlassenen „Explicationes philologicae dictorum N. T.“ sind nicht zum Drucke gelangt.

Vita Joh. Phil. Pfeifferi scr. Christ. de Helwich, Med. Dr. Abgedruckt in Christ. Gryphius, vitae selectae (1739), S. 581—600; daselbst befindet sich auch ein Verzeichniß der kleineren Schriften Pfeiffer's. — Jöcher, Gel. Lex. III, Sp. 1493 ff. — Bursian, Gesch. d. Philol. S. 322.

R. Hoche.

Pfeiffer: Johann Friedrich v. P., Cameralist, geb. 1718 zu Berlin, † am 5. März 1787 in Mainz, stammt aus einer Schweizerfamilie, trat früh in preußische Kriegsdienste, nahm als Officier an der Schlacht bei Molwitz (10. April 1741) Theil, wurde hernach Kriegscommissar, Kriegs- und Domänenrath, war 1747—1750 als Director der Auseinandersetzungscommission und der neuen Etablissements in der Kurmark, zuletzt mit dem Titel eines geheimen Rathes, thätig und legte während dieser Zeit 150 Dörfer und Etablissements in der Kurmark an, wurde aber zuletzt wegen Verdachts eines Unterschleifs beim Holzhandel in Untersuchung gezogen und nach Spandau gebracht. Obwol unschuldig erkannt, verließ P. doch den preußischen Staatsdienst, durchwanderte in einer Reihe von Jahren Schlesien, Brandenburg, Mecklenburg, Sachsen, Oesterreich, Baiern, die Schweiz und mehrere kleine deutsche Länder, in denen er vorübergehend für mehrere Reichsfürsten Geschäfte besorgte, lebte seit 1769 zuerst im Hohenloheschen, dann in Hanau, theils auf eignen Landgütern, theils auf herrschaftlichen Domänen, wo er sich mit praktischer Landwirthschaft, Manufacturangelegenheiten, chemischen Versuchen und litterarischen Arbeiten beschäftigte, mußte Hanau 1782 wegen Verdrießlichkeiten mit einer Maitresse verlassen, ging nach Frankfurt und wurde noch im selben Jahre, obwol Protestant, an die Universität Mainz als Professor der Cameralwissenschaften berufen und starb als solcher 1787.

Seine schriftstellerische Wirksamkeit beginnt erst 1768, also im 50. Lebensjahre, ist aber dann eine außerordentlich reiche und vielseitige. Seine Hauptwerke sind: „Lehrbegriff sämmtlicher ökonomischer und Cameralwissenschaften“, 4 Bände, 1770 ff., von Zeitgenossen als das vorzüglichste Buch dieser Art hervor-

gehoben; „Grundriß der wahren und falschen Staatskunst“, 2 Bände, 1778; „Natürliche aus dem Endzweck der Gesellschaft entstehende allgemeine Polizeiwissenschaft“, 2 Bände, 1779; „Grundriß der Finanzwissenschaft“, 1781; „Grundsätze der Universal-Cameralwissenschaft“, 4 Theile: Staatsregierungskunst, Polizeiwissenschaft, Staatsökonomie, Finanzwissenschaft, 1783, neben welchen insbesondere noch seine „kritischen Briefe“, „vermischte Verbesserungsvorschläge und freie Gedanken“ und der „Antiphysiokrat“ zu erwähnen sind. J. N. Moser hat aus seinem Nachlasse noch „Grundsätze und Regeln der Staatswirthschaft“ 1791 herausgegeben. P. war einer der bedeutendsten und vielleicht der am meisten charakteristische Vertreter der specifisch deutschen Cameralwissenschaft, reich an positiven Kenntnissen und Erfahrungen sowol auf dem technischen wie dem praktisch-ökonomischen Gebiete der Wissenschaft, dabei nicht ohne Geist und Fähigkeiten, auch allgemeine principielle Gedanken zu entwickeln; aber ebenso unphilosophisch wie unjuristisch und unhistorisch, ein reiner Empiriker, der eben deßhalb auch den großen Bewegungen der Geister seiner Zeit durchaus ablehnend gegenüberstand; festgerannt in die Routine der Verwaltung kleinerer deutscher Staatswesen, begriff er den Physiokratismus, den er immer so lebhaft bekämpfte, ebensowenig wie die Postulate der philosophischen Staatslehre seiner Zeit. Trotz seiner litterarischen Fruchtbarkeit hat er doch auf die Weiterbildung der politischen Oekonomie keinen Einfluß gehabt.

Meusel, Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen Schriftsteller. — J. D. A. Höck, Allg. litt. Anz. 1797. — Strieder, Hessisches Gelehrtenlexikon. — Ernesti in Hirsching's Handbuch Bd. VII, wo auch reiche litterarische Hinweise. — Will, Versuch über die Physiokratie. — Roscher, Geschichte der Nationalökonomik. — Bildnisse von Krüger im 32. Theile der v. Krünitz'schen Encyklopädie 1784 und vor Pfeiffer's Grundsätzen der Staatswirthschaft 1791. Inama.

Pfeiffer: Karl Hermann P., Kupferstecher. Nach Wurzbach wäre er in Frankfurt a. M. 1769 geboren, aber die Acten der Wiener Universität und Fueßli geben diese Stadt als seine Heimat an, letzterer Schriftsteller bestimmt die Zeit bloß „um 1766“. Ein Schüler des älteren Brand erhielt er 1784 den akademischen Preis für eine nach einem Oelbild seines Lehrers theils gestochene, theils radirte Landschaft. Er bediente sich verschiedener Techniken, mit Vorliebe aber der Punktirmanier im Charakter der englischen Blätter, denen seine Leistungen gleichkommen an Geschmack und Zierlichkeit. Aus dem Leben des Künstlers ist sehr wenig bekannt, sein Vater stammte aus Frankfurt a. M. und war zu Wien Secretär in einem adeligen Hause. Die Zahl der von P. gelieferten Blätter ist außerordentlich groß, so daß hier nur einige hervorragende angegeben werden können. Historie, Religiöses, Mythologie 2c.: Maria mit dem Kinde, nach Füger; zwei andere Madonnen nach Bartolomeo della Porta und Sassoferrato für das Galeriewerk von Haas; Venus, aus dem Bade kommend, nach Giuliano da Parma; Jupiter auf dem Ida, nach Lens; Madonna, nach Mengs; Urtheil Salomonis, nach Poussin; Ariadne auf Naxos, nach Füger. Porträts: Erzherzog Karl, nach Pisani; Fürst Johann zu Lichtenstein, nach dem älteren Lampi; Kaiser Franz, nach J. G. Bauer; Prinz Gonzaga Castiglione, nach Schröder; Kaiserin Maria Theresia, die Gemahlin Franz I., nach Kreuzinger; Fürstin Therese Kinsky, nach Grassi; Fürst Hardenberg, nach Lieder; Napoleon und Marie Louise im Kaiserornat, nach Loder; Herzogin Maria Beatrice d'Este, nach Caucig; Cardinal Trauttmannsdorff, nach Stieler; Fürstin Pauline Schwarzenberg, nach Oelenhainz; Albrecht, Herzog von Sachsen-Teschen, nach Isabey; Franz Zauner von Felpatan, nach B. v. Schrötter;

Franz Edler von Mack, nach Hickel; Dr. Brambilla, nach Lampi; Hofschauspieler Lange, nach Wolf; Wolfgang Abt von Kremsmünster, nach Kapeller. Andere Blätter sind das Denkmal der Familie Mack in Kalksburg bei Wien, jenes des Feldmarschall-Lieutenants H. de Schmidt in Krems, verschiedenes in dem genannten Galeriewerk und ein Zeichenbuch für Damen, 30 Blätter Idealköpfe nach älteren Meistern. In der Litteratur werden ihm mehrere Arbeiten zugesprochen, welche indeß von einem F. Pfeiffer herrühren, der gleichfalls in Wien, noch um 1809 gelebt hat.

Weinkopf, Beschr. d. k. k. Akademie d. bild. Künste. Neue Ausg. Wien 1875, S. 77, 83. — Fueßli, Annalen I, S. 57. — Nachtr. z. Künstlerlexikon II, S. 1078. — Oesterr. National-Encyklopädie IV, S. 201. — Wurzbach XXII, S. 184. A. Ilg.

Pfeiffer: Ludwig P., geb. zu Kassel am 4. Juli 1805, † ebendaselbst am 2. October 1877, war praktischer Arzt und auf dem Gebiete der Zoologie und Botanik mit Erfolg schriftstellerisch thätig. Nach Absolvirung seiner medicinischen Studien zu Göttingen und Marburg und erfolgter Promotion, begab sich P. behufs weiterer wissenschaftlicher Ausbildung nach Paris und Berlin. Von dort im Herbste 1826 nach Kassel zurückgekehrt, begann er seine ärztliche Praxis. Im J. 1831 folgte er einem von Polen aus an deutsche Aerzte erlassenen Aufrufe und wirkte als Stabsarzt in Lazienka, Pomorce und Warschau. An letzterem Orte entfaltete er gelegentlich einer daselbst ausgebrochenen Choleraepidemie eine aufopfernde Thätigkeit. Die Capitulation Warschau's veranlaßte ihn zur Rückkehr nach der Heimat, da er es verschmähte, dem Anerbieten, in russische Dienste zu treten, Folge zu leisten. Seiner Ueberzeugung von der Nichtübertragbarkeit der Cholera gab er in einer kleinen Schrift Ausdruck: „Erfahrungen über die Cholera, gesammelt im Hospitale zu Warschau im Sommer 1831". Bald darauf gab er seinen ärztlichen Beruf ganz auf, um sich ungestört naturwissenschaftlichen Studien und schriftstellerischer Thätigkeit zu widmen. Nachdem er zunächst mit einigen Uebersetzungen medicinischer Schriften an die Oeffentlichkeit getreten war, verfaßte er eine lange Reihe eigner Arbeiten, zoologischen und botanischen Inhalts. Mehrfache Reisen durch Deutschland, die ihn die vorzüglichsten botanischen Gärten der Hauptstädte kennen lehrten, lieferten ihm das Material zu einigen Publicationen über die Familie der Cacteen, und eine größere Reise nach Cuba während des Winters 1838/39 verwerthete er für die Veröffentlichung seiner zoologischen Forschungen. Durch Excursionen innerhalb seines engeren Vaterlandes verschaffte sich P. eine gründliche Kenntniß der hessischen Pflanzenwelt, welche in der Herausgabe werthvoller floristischer Arbeiten zu Tage trat. Nachdem er seinen jüngsten Sohn 1870 auf dem Felde der Ehre in Frankreich verloren hatte, begann der bis dahin kerngesunde und kräftige Mann zu kränkeln. Zwar konnte er 1874 noch eine zweimonatliche Reise nach Catalonien unternehmen, doch kehrten die früheren Kräfte nicht wieder und er erlag, 72 Jahre alt, einem stetig fortschreitenden Lungenleiden am 2. October 1877. Zwei Jahre vor seinem Tode hatte er noch die Freude, aus Anlaß seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums, sein medicinisches Doctordiplom erneuert und außerdem mit der philosophischen Doctorwürde sich bedacht zu sehen. P. war ein vielseitiges Talent. Neben seinen wissenschaftlichen Studien fand er noch Zeit, sich mit Zeichnen und namentlich mit Musik in hervorragender Weise zu beschäftigen. Ein Schwager des Componisten Spohr, theilte er dessen künstlerische Bestrebungen und wirkte auch selbst bei musikalischen Aufführungen wiederholt als ausübender Künstler mit. Neben der auf dem Gymnasium erworbenen Fertigkeit im Gebrauche der classischen Sprachen, handhabte er auch das

Französische, Englische, Polnische und Spanische mit Leichtigkeit. Den bei weitem größten Raum unter Pfeiffer's Schriften nehmen seine zoologischen Abhandlungen ein, die sich fast ausschließlich auf Conchyliologie beziehen (vergl. Catalogue of scientific papers vol. IV, p. 872 sqq.). Von seinen botanischen Arbeiten erschien zuerst 1837 eine „Enumeratio diagnostica Cactearum hucusque cognitarum" und, in etwas veränderter Fassung, unter dem deutschen Titel: „Beschreibung und Synonymik der in deutschen Gärten lebend vorkommenden Cacteen". Den Zweck, welchen diese Schriften verfolgten, durch eine vergleichende Zusammenfassung der über diese Familie in der botanischen Litteratur zerstreut sich vorfindenden Definitionen und Beschreibungen, sowie durch eigne Beschreibung der noch nicht veröffentlichten Arten eine Uebersicht über den zeitweiligen Stand der Kenntniß dieser eigenthümlichen Pflanzenformen zu geben, hat der Verfasser vollkommen erreicht. Er hat die in den größten botanischen Gärten Deutschlands cultivirten Arten an dem lebenden Material selbst untersucht und auch die reichen Erfahrungen des Fürsten von Salm-Reyfferscheid-Dyck, des ersten Kenners der succulenten Gewächse, durch persönlichen Meinungsaustausch sich zu Nutzen gemacht. Unter Verwerfung der Decandolle'schen Eintheilung der Cacteen in die Unterfamilien der Opuntieae und Rhipsalideae, bringt er die Familie in 10 gleichwerthige Gattungen. Noch einige Aufsätze in der Linnäa (Band XII, 1838) und den Acten der Leopoldina (1839) handeln über die Cacteen. Den Abschluß mit dieser Familie machte P. durch die Herausgabe eines größeren illustrirten Werkes: „Abbildungen und Beschreibungen blühender Cacteen" (Figures des Cactées en fleur peintes et lithographiées d'après nature), dessen ersten Band, von 1843 an in 6 Lieferungen erschienen, er gemeinsam mit Friedrich Otto bearbeitete, während er den zweiten, dessen Schlußheft 1850 herauskam, allein verfaßte. Im ganzen enthält das Werk 60 colorirte Tafeln und den beschreibenden Text und empfiehlt sich durch genaue und elegante Ausführung. Von andern Pflanzenfamilien waren es die Cuscutaceen und Nymphaeaceen, mit denen P. sich specieller beschäftigte und über welche er verschiedene Aufsätze in der Botanischen Zeitung (1843, 1845, 1846 und 1854) veröffentlichte. Seine floristischen Studien begannen mit einer botanischen Erforschung des Meißner's, über dessen subalpine Flora er in einer 1844 erschienenen Jubiläumsschrift berichtete. Im Auftrage des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde unternahm P. unter Mitwirkung von J. H. Cassebeer die Bearbeitung einer „Uebersicht der bisher in Kurhessen beobachteten wildwachsenden und eingebürgerten Pflanzen", wovon die erste Abtheilung 1844 herauskam. Diese umfaßt die phanerogamen Gewächse und von den Kryptogamen die Gefäßpflanzen, Moose und Algen, im ganzen 1852 Arten. In der zweiten Abtheilung sollten die Flechten und Pilze nachfolgen. Ob dieselbe je veröffentlicht worden, ist Referenten unbekannt geblieben. Die Reihenfolge der angeführten Pflanzen geschieht ohne weitere Kritik in alphabetischer Ordnung, neben dem Namen die Angabe des Fund- und Standortes und des Finders bringend. Mit einem Ausrufungszeichen sind diejenigen Pflanzen bezeichnet, für deren Richtigkeit die Verfasser glaubten einstehen zu können. Diese Schrift war ein Vorläufer einer größeren Flora, welche als „Flora von Niederhessen und Münden" in 2 Bänden von 1847—1855 erschienen ist. Seit Moench's unvollendet gebliebener Flora vom Jahre 1777 (vergl. A. D. B. XXII, 163) ist für das angegebene Gebiet Pfeiffer's Arbeit die erste Neubearbeitung. Er hat das hierin niedergelegte Pflanzenmaterial zum größten Theile selbst untersucht, aber auch die Angaben anderer Autoren berücksichtigt. Im ganzen folgt er in der Umgrenzung der Species W. Koch's berühmter Synopsis. Auch die gewöhnlichsten Culturpflanzen sind erwähnt. Einem Schlüssel zum Auffinden der Gattungen

nach Linné's System folgt die Aufstellung der Arten nach natürlichen Familien. Die in deutscher Sprache verfaßten Diagnosen sind recht ausführlich, fast gedrängte Beschreibungen, dagegen sind Synonyme und Citate nur in geringer Zahl aufgenommen. Die genaue Kenntniß des Verfassers mit der Flora seiner Heimat gibt dem Werke den Werth eines guten Leitfadens, der für den Gebrauch auf Schulen und zum Selbststudium, worauf der Titel hinweist, wohl geeignet erscheint. Mit der Frage der botanischen Synonymie und Nomenclatur hatte sich P. schon längere Zeit beschäftigt. Sie führte ihn schließlich zu der Ausarbeitung eines sehr nützlichen Buches, das 1870 im Druck erschien unter dem Titel: „Synonymia botanica locupletissima generum, sectionum et subgenerum ad finem 1858 promulgatorum. In forma conspectus systematici totius regni vegetabilis schemati Endlicheriano adaptati.“ Mit großem Erfolge suchte P. in diesem Werke seinem Vorbilde, St. Endlicher's Enchiridion botanicum (1841), als dessen Fortsetzung, beziehungsweise Neubearbeitung die Synonymia aufzufassen ist, nachzustreben. Die in ersterem noch mit angegebenen Familiencharaktere hat P. fortgelassen, in der Aufzählung der Namen selbst die peinlichste Genauigkeit befolgt, so daß beispielsweise die verschiedensten Schreibweisen eines und desselben Pflanzennamens, mitunter aus Druckfehlern entstanden, unter sorgfältiger Ermittlung ihres Urhebers als neue Synonyma notirt sind. Die Litteratur ist mit hinreichender Vollständigkeit benutzt und auch die Schriften älterer Autoren, wie Micheli, Haller und Gledisch hat der Verfasser eingesehen. Wurde die Brauchbarkeit dieses Werks von jedem Botaniker, der sich mit systematischen Arbeiten beschäftigt, rühmlichst anerkannt, so wurde es mit noch größerer Freude begrüßt, als P. sich entschloß, einen größeren botanischen Nomenclator seiner Arbeit folgen zu lassen, da der Mangel eines solchen sich allgemein fühlbar machte, die Herausgabe desselben aber wegen der immerhin ermüdenden und trocknen Arbeit, neben großer Sachkenntniß ein hohes Maß von Geduld und Aufopferung erforderte. P. hat in seinem letzten und umfassendsten Werke die Aufgabe, welche er sich gestellt, trefflich gelöst und den Dank der Botaniker sich erworben. Es erschien in zwei Bänden, jeder 2 Theile enthaltend, 1873 und 1874 und führt den Titel: „Nomenclator botanicus. Nominum ad finem anni 1858 publici juris factorum, classes, ordines, tribus, familias, divisiones, genera, subgenera vel sectiones designantium enumeratio alphabetica. Adjectis auctoribus, temporibus, locis systematicis apud varios, notis literariis atque etymologicis et synonymis“. Es werden in dem Werke sämmtliche in den bis 1858 erschienenen botanischen Werken, zum Theil auch noch aus der vorlinnéischen Zeit, publicirten Namen der Gattungen, Familien und Ordnungen aller phanerogamen und cryptogamen Gewächse in alphabetischer Reihenfolge aufgezählt. Dem Namen des Autors folgt die Angabe der Publicationszeit und die sorgfältige Citierung derjenigen Werke, in denen die Gattung in demselben Umfange wie vom Autor aufgefaßt ist. Hieran schließen sich, nach der Zeit geordnet, die Citate der Autoren, welche den Begriff des betreffenden genus erweitert oder eingeschränkt, oder demselben eine andere Stellung im Systeme angewiesen haben, als sie in der ursprünglichen Auffassung des Autors lag. Endlich folgt die Anführung der Gattungssynonyme mit Angabe des Autors ohne Citat, was jedoch an der dem Synonym zukommenden Stelle der alphabetischen Aufzählung gefunden wird. Man findet somit in gedrängter Uebersicht eine vollständige Geschichte der einzelnen Gattungen. Der Druck und die Ausstattung, für ein Nachschlagebuch, wie das vorliegende, nicht unwesentlich, sind vortrefflich. Pfeiffer's Name ist dadurch mit der Botanik unlöslich verknüpft. Möge sich bald ein Nachfolger finden, der es unternimmt, das Werk auch auf die nach 1858 veröffent-

lichten Pflanzennamen auszudehnen. P. hat es geplant, sein Tod aber die Ausführung verhindert.

Pritzel, Thesaurus lit. bot. — Zeitschrift der Leopoldina 1878.

E. Wunschmann.

Pfeil: Christoph Karl Ludwig Reichsfreiherr v. P., bekannter Diplomat und ungemein fruchtbarer Sänger geistlicher Lieder, wurde am 20. Januar 1712 zu Grünstadt, einer gräflich Leiningen'schen Besitzung unweit Worms, geboren. Sein Vater, Quirin Heinrich v. Pfeil, der zuletzt würtembergischer Oberhofgerichtsrath zu Tübingen und Oberamtmann zu Lustnau war und im J. 1722 starb, war ein Schüler August Hermann Francke's; und im Francke'schen Pietismus ward auch unser P. erzogen. Nachdem er seine Eltern früh verloren, nahm sich der jüngste Bruder seines Vaters, der Pfarrer Justus Gottlieb v. P. († 1748 als Oberpfarrer in Magdeburg) seiner an. Er besuchte dann, um Jurisprudenz zu studiren, vom Jahre 1728 an die Universität Halle; hernach ging er nach Tübingen. Eine akademische Preisarbeit „über die Verdienste des Hauses Württemberg für das deutsche Reich", die er hier in lateinischer Sprache verfaßte, machte ihn in den Stuttgarter Hofkreisen bekannt. Er wurde veranlaßt, sie ins Deutsche zu übersetzen; und sie fand solche Bewunderung, daß er noch als Student (1731) beauftragt ward, das Testament des Herzogs Eberhard Ludwig zu verfassen. Im folgenden Jahre ward er, 20 Jahre alt, zum Legationssecretär des würtembergischen Gesandten in Regensburg ernannt, und damit begann seine diplomatische Wirksamkeit. Nicht lange darauf verlobte er sich mit einem einfachen Mädchen, das er vor der Hochzeit (am 12. October 1734) noch im Kloster Niedermünster zu Regensburg ausbilden ließ; später ergab sich, daß seine Frau, die als Waise von Bürgersleuten in Regensburg aufgenommen war, aus adeliger Familie (eine Tochter des Fürsten von Kupferberg und Keulendorf in Schlesien, die auf einer Reise beide Eltern an der Pest verloren hatte,) sei, was dann seine Freunde mit dieser Verbindung aussöhnte. Um diese Zeit stand P. auch in Verkehr mit dem Grafen Zinzendorf; er war sogar eine Zeitlang mit dem Gedanken umgegangen, selbst seinen Wohnsitz nach Herrnhut zu verlegen. Doch löste sich dieses Verhältniß und zwar nicht zum mindesten von Pfeil's Seite mit deshalb, weil der Graf Zinzendorf sich über Pfeil's Verheirathung mit einer „Bürgerlichen" überaus geringschätzig geäußert hatte. P. wandte sich darauf mehr dem würtembergischen Pietismus zu und schloß sich besonders an Johann Albert Bengel (s. A. D. B. II, 331) an, dessen apokalyptische Studien ihn ganz besonders anzogen. Als Herzog Karl Rudolph von Würtemberg-Neustadt (s. A. D. B. XV, 372 ff., bes. 375) Administrator des Herzogthums wurde, ernannte er P. gegen Ende des Jahres 1737 zum Justiz- und Regierungsrath, so daß P. im J. 1738 nach Stuttgart übersiedelte. Während der Zeit der Regentschaft, welche im J. 1738 Herzog Karl Friedrich von Würtemberg-Oels übernahm (a. a. O. S. 376), hatte P. als Regierungsrath fast mit allen Zweigen der Verwaltung zu thun; besonders wird schon in dieser Zeit seine Thätigkeit für das Forstwesen gerühmt; im J. 1748 gab er dann eine Uebersicht über die sämmtlichen gültigen Forstgesetze und -verordnungen heraus („Realindex der würtemb. Forstordnung"). Als Herzog Karl Eugen (s. A. D. B. XV, 176 ff.) im J. 1744 nach seiner Volljährigkeitserklärung die Regierung übernommen hatte, ward P. 1745 auch Tutelarrathspräsident; vom Jahre 1749 an ward er in Staatsgeschäften an verschiedene Höfe gesandt; im J. 1755 ernannte ihn Karl Eugen zum Kreisdirectorialgesandten am schwäbischen Kreistage. Ueber seine tüchtige Arbeitskraft und seine Gewissenhaftigkeit in allen ihm übertragenen Aemtern ist nur eine Stimme; aber die furchtbare Mißwirthschaft, die nun einbrach, konnte auch er nicht ab-

wehren; ja, er mußte es sich gefallen lassen, vom Grafen von Montmartin (s. A. D. B. XXII, 204) erst (1758) zum Geheimen Legationsrath und sodann (1759) zum Geheimen Rath ernannt zu werden. Ihm ward sein Dienst immer beschwerlicher, zumal er bei vielen in den Ruf kam, Maßregeln zu billigen, die er nur nicht hatte hindern können; und so suchte er denn wiederholt seine Entlassung aus dem Staatsdienste nach, die er endlich unter dem 13. April 1763 erhielt. Eine ihm vom Herzog angebotene Pension lehnte er ab. Er zog sich nun auf das Rittergut Deufstetten, im Ansbachischen zwischen Krailsheim und Dinkelsbühl gelegen, das er schon im J. 1761 gekauft hatte, zurück. Noch in demselben Jahre trat er jedoch in die Dienste Friedrich des Großen, der ihn in den ersten Tagen des September (die Beglaubigungsschreiben sind vom 5. September 1763) zu seinem Minister bei dem fränkischen und schwäbischen Kreise ernannte. Obschon das preußische Gesandtschaftsquartier in Nürnberg errichtet ward, blieb doch Deufstetten Pfeil's gewöhnlicher Wohnsitz. Er hat in dieser Stellung mehr für Würtemberg thun können, als in seinen würtembergischen Aemtern, indem er außer Preußen auch die beiden andern Garanten der landständischen und Religionsverfassung Würtembergs, Dänemark und England, zur Hülfe heranzog. So gelang ihm denn auch, Montmartin zu stürzen und Moser's Befreiung zu erwirken (s. A. D. B. XXII, 380). In späteren Jahren hat er viel von Krankheiten zu leiden gehabt; er starb am 14. Februar 1784. — Von seiner frühsten Jugend an bis in sein spätes Alter hat P. fortwährend Gesänge und Lieder verfaßt. Alle seine Erlebnisse und Erfahrungen sprach er in Versen aus; aber außerdem hat er auch eine außerordentlich große Anzahl eigentlicher geistlicher Lieder gedichtet. Der poetische Werth derselben ist nicht sehr groß; die bei weitem meisten, namentlich die erzählenden, sind nicht viel mehr als gereimte Prosa; aber es spricht sich in allen ein edler, frommer Sinn und ein gläubiges Herz aus; ihm selbst gewährte es in schweren Stunden Trost und Erquickung, was seine Seele bewegte, in diesen Versen auszusprechen. Von seinen Liedern sind nach Koch's Angabe (vgl. unten) 940 gedruckt. Diese erschienen in vier Sammlungen, von welchen die beiden ersten von P. selbst herausgegeben wurden, die beiden anderen aber von andern besorgt sind. Zuerst gab er im J. 1741 „Lieder von der offenbarten Zukunft und Herrlichkeit des Herrn" heraus, zu welchen die Bengel'sche Erklärung der Offenbarung Johannis ihn begeistert hatte; diese Lieder erschienen vermehrt unter dem Titel: „Apokalyptische Lieder" im J. 1749 und dann in 3. Aufl. 1753. Eine zweite Sammlung ließ er im J. 1747 unter dem Titel: „Evangelischer Liederpsalter" erscheinen; zu dieser schrieb J. A. Bengel eine Vorrede. Die von anderen herausgegebenen Sammlungen Pfeil'scher Lieder sind das sog. „Memminger Gesangbuch", im J. 1782 von J. G. Schelhorn auf Pfeil's Wunsch veranstaltet, und „Des Reichsfreiherrn von Pfeil evangelische Glaubens- und Herzensgesänge, herausgegeben von einer Gesellschaft christlicher Freunde", Dinkelsbühl 1783, das sog. „Dinkelsbühler Gesangbuch". Aus diesen Sammlungen sind eine größere Anzahl geistlicher Lieder in Gemeindegesangbücher übergegangen; einzelne befinden sich, theilweise in späterer Ueberarbeitung von andern, hier und dort noch in ihnen.

Heinrich Merz, Das Leben des christlichen Dichters und Ministers Christoph Karl Ludwig von Pfeil. Stuttgart 1863. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., Band 5, S. 176 ff. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 463a. — Meusel X, S. 392.

l. u.

Pfeil: Franz P., Rechtsgelehrter und Staatsmann. Geboren zu Magdeburg, widmete er sich der Rechtswissenschaft und wurde vor 1542 Dr. jur. utr.

In gedachtem Jahre finden wir ihn als Kanzler des Bischofs von Naumburg (Zeitz), Nicolaus von Amsdorf, nachdem zuvor die Stadt Bremen seine Dienste vergeblich gewünscht hatte. Im J. 1545 wurde er als Syndicus nach Hamburg berufen, in dessen juristischen und diplomatischen Diensten er erfolgreich wirkte, durch Leitung reichsgerichtlicher Processe der Stadt, sowie durch wichtige Gesandtschaften. So gelang es ihm im J. 1547 den zu Nürnberg weilenden Karl V., welcher der Stadt Hamburg wegen ihres Beitritts zum Schmalkaldischen Bunde zürnte, wieder zu versöhnen und seine Verzeihung zu erwirken. 1548 glückte es ihm, mit dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg einen Vertrag inbetreff der Landschaft Moorburg an der Elbe bei Harburg abzuschließen. Im J. 1552 war er in London, um, neben einem Lübeckischen Gesandten, mit König Edwards VI. Ministern zu verhandeln inbetreff der hansischen Handelsprivilegien. Im folgenden Jahre verließ er Hamburg, um das Syndicat seiner Vaterstadt Magdeburg zu übernehmen, welches er noch lange Zeit rühmlich verwaltet hat. Er soll gegen Ende des Jahrhunderts verstorben sein. Gerühmt wurde Dr. P. von seinen Zeitgenossen als geschickter Diplomat wie als tüchtiger Jurist, dessen Schriften, z. B. seine Responsa oder consilia juris (erschienen in Magdeburg 1600), mehrfache Auflagen erlebt haben; gedachte Responsa sind in Frankfurt 1670 neugedruckt worden.

S. Hamb. Schriftstellerlexikon VI, 51. — Lappenberg, Tratzigers Chronik, Vorwort XXI, XXII. — Moller, Cimbria literata II, 642 ff.

Beneke.

Pfeil: Friedrich Wilhelm Leopold P., Forstmann, geb. am 28. März 1783 zu Rammelburg (am Harze), † am 4. September 1859 im Bade Warmbrunn bei Hirschberg (Schlesien), gehört mit zu den hervorragendsten Geistern auf forstlichem Gebiete. Bei einer besseren theoretischen Grundlage würde er es sogar vielleicht zum ersten Forstmanne Deutschlands gebracht haben. P. verlebte als Sohn angesehener Eltern eine glückliche, an Eindrücken der verschiedensten Art reiche Kindheit. Sein Vater, Johann Gottlob Benjamin P. (s. u. S. 655), war kurfürstlich sächsischer Justizamtmann und zugleich Generalbevollmächtigter der Besitzungen der Freiherrlich von Friesen'schen Familie; seine Mutter (zweite Frau des Vaters), eine geb. Göckingk, war die Schwester des später geadelten preußischen Geheimen Oberfinanzraths und bekannten Dichters († 1828). Acht Kinder waren dieser glücklichen Ehe entsprungen, von welchen Wilhelm das vierte war. Er sollte eigentlich Rechts- und Cameralwissenschaft studiren und bezog daher, bis zu seinem 14. Jahre durch Hauslehrer vorbereitet, 1797 das Gymnasium Stephaneum zu Aschersleben. Der im October 1801 erfolgte plötzliche Tod seines Vaters beraubte ihn jedoch der zur Fortsetzung der bezüglichen Studien erforderlichen Mittel und zwang ihn, sich einer anderen Laufbahn zuzuwenden. Schon von frühester Jugend ab hatten Wald und Jagd sein Hauptvergnügen ausgemacht, wozu wohl die schöne waldreiche Umgebung seines Geburtsortes die nächste Veranlassung gewesen war. Er wendete sich daher nun dem forstlichen Berufe zu und trat zu diesem Zwecke nach damaligem Gebrauche zu Anfang November 1801 bei dem preußischen Oberförster Kersten zu Königshof (bei Elbingerode) in die forstliche Lehre. Seinen dasigen Aufenthalt und seine spätere Lehrzeit schildert P. in dem Artikel: Die Lehrzeit (Krit. Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, 27. Band, 1. Heft, 1849, S. 135—206) in so überaus anziehender Weise, daß es ein wahrer Genuß ist, sich in die Lectüre dieser Episode zu vertiefen, welche uns höchst typische Bilder aus dem Jägerleben vergangener Zeiten vorführt. Kersten war als Schüler des alten Döbel ein guter Jäger, welcher von Büchern und Schulweisheit nichts wissen wollte und unseren P. in diesem Sinne erzog. Der Schwerpunkt wurde auf die Aus-

bildung in der Jagd, welche der Principal als Dienstgeschäft — nicht als Vergnügen — auffaßte, gelegt. Das Füttern der Jagdhunde, Sauberhalten der Schießgewehre, Abspüren und Pürschengehen, das Lauern auf der Fuchshütte bei Wind und Wetter und dergl. unter Anleitung des Oberförsters selbst und des Jägerburschen Hoff, welchem der junge Lehrling in erster Linie anvertraut worden war, bildeten seine Hauptbeschäftigung. „Der Blick Hoff's, wenn ein unvorsichtiger Tritt des Lehrlings ein Geräusch machte, ein Reis knickte, ein Zweig rauschte, ein Steinchen knirschte, war unnachahmlich. Aerger, Drohung und Verachtung lagen gleichmäßig darin." Das einzige forstliche Buch im Forsthause war Fr. A. L. von Burgdorf's Forsthandbuch, und auch dieses war erst auf Grund höheren Befehls angeschafft worden. Das Königshofer Revier war in der Hauptsache ein Fichtenwald von den einfachsten wirthschaftlichen Verhältnissen. Eines Tages erklärte daher der alte Kersten seinem Lehrlinge, daß er nun bei ihm nichts wesentlich Neues mehr lernen könne, sich vielmehr auf ein Laubholzrevier begeben müsse, und brachte ihn gegen Ende des Jahres 1802 selbst zu dem Landjäger Pauli nach Thale. Dieser war in vielen Dingen der gerade Gegensatz zu Kersten. Er hatte früher als Forstgeometer und Taxator unter Hennert fungirt, Holzhandel auf Rechnung der Administration betrieben, und galt für einen gelehrten Forstmann. Die Jagd hingegen stand bei ihm nicht hoch in Ehren, und seine Lieblingsbeschäftigung (die Kunsttischlerei) ließ ihn wenig in den Wald kommen. Trotzdem lernte P. auch bei ihm Manches, namentlich Geschäftsführung und praktische Mathematik; außerdem machte er während seines Aufenthalts in Thale die Bekanntschaft des bei der Halberstädter Kammer angestellten Oberforstmeisters v. Hünerbein, welche nicht ohne Folgen blieb. Seine Schreibluft und sein poetisches Talent brachen sich schon damals Bahn, indem er als Mitarbeiter an einem in Halberstadt erscheinenden halbkritischen Wochenblatte auftrat, in welchem u. A. auch manch launiges Gedicht aus seiner Feder erschien. Nach einjährigem Aufenthalt in Thale betheiligte er sich 1803, unter Leitung des reitenden Feldjägers Eyber, an der Vermessung des Reviers Sehlde (im Hildesheim'schen) und hatte dann das Glück, von seinem Gönner v. Hünerbein, welcher beauftragt worden war, die damals zu Preußen gehörigen Staatsforste des Fürstenthums Neufchâtel und Valangin einer Inspection und Revision zu unterziehen, mit in die Schweiz genommen zu werden. Hierdurch lernte er nicht nur die Haupttheile dieses schönen Gebirgslandes, sondern auch einige süddeutsche Forste kennen, welche Hünerbein bei dieser Gelegenheit mit besuchte. Nach seiner Zurückkunft beendigte er seine formelle Lehrzeit bei dem Landjäger Kähne zu Königsthal (Grafschaft Hohenstein), welchem er bereits Mithülfe bei den schriftlichen Arbeiten zu leisten vermochte. Schon seine Lehrzeit bot hiernach eine gewisse Vielseitigkeit dar, welche er gewissenhaft auszubeuten suchte; da aber jeder seiner drei Lehrherren nach gewissen Richtungen hin Lücken im Wissen oder Können zeigte, sah er sich frühzeitig auf eigenes Sehen im Walde hingewiesen. Dieser Umstand erweckte und reifte in ihm einen gewissen kritischen Sinn, welchen er später in ausgedehntem Maße bethätigte, aber leider nicht immer im Dienste echter Wissenschaft. Kaum hatte er ausgelernt (im Frühjahr 1804), als sich ihm sogleich ein Unterkommen und zwar als Forstassistent auf den herzogl. kurländischen Gütern in Schlesien bot. Sein Gönner v. Hünerbein hatte auch hier wieder die Hand im Spiele gehabt; zudem war einer seiner Onkel Generalbevollmächtigter der Prinzessin Dorothea von Kurland. Als Wohnsitz wurde ihm Kleinitz (zur Herrschaft Deutsch-Wartemberg gehörig) angewiesen. Sein Vorgesetzter, Förster Ouvert zu Sedczyn, war ein alter Jesuitenzögling ohne jegliche forstliche Bildung und schon gegen 80 Jahre alt. P. erhielt daher so zu sagen den ganzen technischen Betrieb

übertragen. Das Revier war etwa 14 000 Morgen groß, bot ziemlich ungeordnete Verhältnisse und hatte stark unter den Angriffen der polnischen Bevölkerung zu leiden, sodaß er manchen gefährlichen Strauß mit Holz- und Wilddieben bestehen mußte (vgl. den Artikel „Die Lernzeit“ in den Kritischen Blättern f. F. u. J., 33. Band, 2. Heft, 1853, S. 186—225). Mit rastlosem Eifer warf er sich auf sein neues Feld, zumal nachdem er nach Ouvert's Pensionirung (1. März 1806) zum Revierverwalter aufgerückt und nach Sedczyn übergesiedelt war. Durch seine Verheirathung mit Albertine Beate Nowack, Tochter des Oberamtmanns zu Petersdorf, gründete er nun auch einen eignen häuslichen Heerd (Juli 1807), aber er mußte sich, wegen seines knappen Einkommens, zunächst sehr einschränken, zumal da inzwischen der Bücherdurst in ihm erwacht war, zu dessen Befriedigung mit der Zeit eine kleine Bibliothek nothwendig wurde. Um sich ungestört dem Studium hingeben zu können, richtete er sich ein Giebelstübchen unter dem Dache seines beschränkten Wohnhauses ein; wie bescheiden dieses Eldorado war, geht daraus hervor, daß er dasselbe nur mittels einer Leiter von außen ersteigen konnte. Der Wald ging ihm jedoch nach wie vor über Alles; sein Wahlspruch: „Fraget die Bäume selbst, wie sie erzogen sein wollen; sie werden Euch besser belehren, als die Bücher es thun“ kennzeichnet die Richtung, welcher er bis zum letzten Athemzuge treu blieb. Er durchstreifte den Forst Tag und Nacht, um allerwärts Ordnung zu schaffen und der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen und brachte es durch seine unermüdliche Energie auch dahin, daß die Forst- und Wildfrevel mit der Zeit fast ganz aufhörten. Wohlthuend berührt in seiner Selbstbiographie die große Offenheit, mit welcher er die damals von ihm begangenen wirthschaftlichen Mißgriffe, namentlich im Culturwesen, bespricht. Es war lediglich eine Consequenz seines rein empirischen Ausbildungsganges, daß er, seine bezüglichen Erfahrungen vom Harze ohne Weiteres auf das ganz andere Verhältnisse bietende Sumpfrevier Sedczyn übertragend, Culturen und sonstige Operationen ausführte, deren Erfolg weder den Kosten, noch den Erwartungen entsprach. Die freiheitliche Bewegung, welche das deutsche Volk in den Jahren 1813—15 ergriff und gegen den französischen Usurpator zu den Waffen rief, drückte auch ihm, obwohl er niemals zuvor Soldat gewesen war, das Schwert in die Hand. Die schlesischen Stände wählten ihn durch Patent vom 12. Juni 1813 sogar zum Hauptmann, und als solcher focht er 1813 und 1814 in den Schlachten bei Großbeeren und Wartenberg mit, betheiligte sich auch an der Belagerung von Wittenberg. Nach dem ersten Pariser Frieden entlassen, kehrte er wieder in seinen früheren Wirkungskreis und den Schoß seiner Familie zurück. Als Zeichen ihrer Zufriedenheit ließ ihm seine fürstliche Dienstherrin am 5. Januar 1815 die Bestallung zum fürstlich kurländischen „Oberförster“ zu Theil werden, wodurch sich übrigens sein Wirkungskreis nicht änderte. Noch in dasselbe Jahr fiel die Veröffentlichung seiner ersten selbständigen Schrift: „Erfahrungen und Bemerkungen über die Cultur der Waldungen in Schlesien und in den Marken nach Hartig's, Burgdorf's und Kropf's Grundsätzen“. 1816 folgte das Werk: „Ueber die Ursachen des schlechten Zustandes der Forsten und die allein möglichen Mittel ihn zu verbessern, mit besonderer Rücksicht auf die Preußischen Staaten“. In dieser „freimüthigen Untersuchung“ trat der Verfasser mit großer Schärfe und in geistreicher Weise gegen den Staatswaldbesitz auf, was bei der damaligen Zeitströmung großes Aufsehen hervorrufen und die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf ihn lenken mußte. Kurze Zeit darauf (noch im J. 1816) erfolgte durch seinen Uebertritt als Forstmeister in die Dienste des Fürsten Heinrich Karl Erdmann zu Carolath-Beuthen eine wesentliche Verbesserung seiner äußeren Lage. Die betreffende Dienstesstelle war nicht

nur glänzend dotirt (das jährliche Gesammteinkommen incl. der sehr reichlichen Accidentien wird in der Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung, 1874, S. 287 auf 2000 Thlr. beziffert), sondern auch sehr selbständig, da er das volle Vertrauen seines Dienstherrn genoß. 56 000 Morgen Wald unterstanden seiner Verwaltung; nebenbei wurde er auch mit der Oberaufsicht über die Forste des Reichsgrafen von Pückler-Muskau betraut. 1819 sollte er die Direction über die letzteren ausschließlich übernehmen, allein die bezüglichen Unterhandlungen zerschlugen sich. Pfeil's Thätigkeit in Carolath war zunächst der Vermessung und Betriebseinrichtung der zugehörigen Forste zugewendet. Er brachte ferner Ordnung in die Personalverhältnisse und legte, außer anderen Culturen, namentlich auch einige Eichensaaten an, jedoch war sein gesammtes Wirken hier, da bald ein Wendepunkt in seiner Laufbahn eintrat, von zu kurzer Dauer, als daß sich wesentliche Spuren desselben hätten zeigen können. Schon früher, namentlich aber in Carolath, war er vielfach mit hochstehenden und einflußreichen Männern in Berührung gekommen, so u. A. mit dem Oberlandforstmeister G. L. Hartig und dem Geh. Oberfinanzrath Thilo. Außerdem hatte er auch seine Schriftstellerei wieder aufgenommen und 1820 eine Broschüre: „Ueber forstwissenschaftliche Bildung und Unterricht im Allgemeinen, mit besonderer Anwendung auf den preußischen Staat“ ꝛc., sowie in den beiden Jahren 1820 und 1821 ein größeres forstencyklopädisches Werk: „Vollständige Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schätzung der Forsten“ (2 Bände, 1. Bd. Holzkenntniß und Holzerziehung; 2. Bd. Forstbeschützung, Einrichtung und Schätzung, Benutzung, Gerechtsame ꝛc.) veröffentlicht. Als es sich daher um die Besetzung der an der Universität Berlin neu zu errichtenden Stelle eines Lehrers der Forstwissenschaft handelte, warf man sein Auge auf P. Gleichzeitig ging ihm von Hannover aus der Antrag zu, als Lehrer an der Forstschule, welche zu Clausthal ins Leben gerufen werden sollte, einzutreten. P. zog Berlin vor; die wirkliche Berufung dorthin verzögerte sich aber aus verschiedenen Gründen bis Ostern 1821. Sein Bestallungsdecret (vom 7. April datirt) lautete auf den außerordentlichen Professor an der Universität mit dem Titel „Oberforstrath“ und 2000 Thaler Gehalt. Da er, um als Professor an der Universität auftreten zu können, des Doctorgrades bedurfte, erwarb er sich denselben auf Grund einer mit Genehmigung der philosophischen Facultät deutsch geschriebenen Dissertation: „Ueber die Nothwendigkeit, die Forstwissenschaft mit der Nationalökonomie in Uebereinstimmung zu bringen.“ Das betr. Diplom wurde ihm durch den berühmten Hegel (damals Decan der philosophischen Facultät) überreicht. Als Specialfächer wählte er zunächst Forstgeschichte und Staatsforstwirthschaftslehre. Hatte nun auch P. seinen Wunsch, als Docent wirken zu können, endlich erreicht, so stellten sich doch im Laufe der Zeit verschiedene Umstände und Verhältnisse heraus, welche ihm den Aufenthalt in Berlin allmählich verleideten. Der Unterricht konnte sich, in Ermangelung naher Forste, nicht genug an den Wald anlehnen. Von den Vertretern der Grund- und Hülfswissenschaften wurde zu viel geboten und auf die noch jugendliche Forstwissenschaft mit Geringschätzung herabgesehen. P. selbst mochte sich bei seinem rein autodidaktischen Ausbildungsgange zumal unter den Vertretern der Geisteswissenschaften wie Saul unter den Propheten fühlen. Endlich gestaltete sich auch sein Verhältniß zu G. L. Hartig mit der Zeit immer trüber. So kam es, daß — ohne Zweifel hauptsächlich infolge seiner Bemühungen — der forstliche Unterricht 1830 von Berlin nach Neustadt-Eberswalde verlegt wurde. Die Einrichtung der neuen Anstalt blieb ihm allein überlassen; die Eröffnung derselben fand am 3. Mai d. g. J. statt. „Pfeil hatte erreicht, was er gewollt hatte, die Isolirung der Forstwissenschaft von dem geistigen Gesammtleben der Zeit, seine eigene Loslösung von dem großen

Centrum der Wissenschaft, in dem es ihm nicht hatte gelingen wollen, der von ihm vertretenen Wissenschaft und sich selbst den gebührenden Platz zu erobern“ (Bernhardt). Im Verein mit Ratzeburg und Schneider lehrte und wirkte er als Director der neuen Forstakademie fast 30 Jahre, indem er gleichzeitig eine umfassende schriftstellerische Thätigkeit entfaltete. Zu seinen Lieblingserholungen gehörte die Jagd auf Rothwild, welcher er namentlich von seinem Jagdhäuschen auf dem Dambachskopfe bei Thale aus mit Vorliebe nachging. Von 1856 ab begann er zu kränkeln, lehrte aber trotzdem noch 3 Jahre; erst am 20. Juni 1859 erfolgte auf Nachsuchen seine Pensionirung, unter Verleihung des Prädicats „Geheimer Oberforstrath“. Er beabsichtigte, den Rest seiner Tage in Hirschberg (Schlesien) zu verleben, weil hier seine (verheirathete) Tochter lebte, und weil er von dem Gebrauche des nahegelegenen Bades Warmbrunn auf Linderung seiner gichtischen Leiden hoffte. In aller Stille reiste er daher nach dem Schlusse der Sommervorlesungen (Anfang September) alsbald nach Warmbrunn ab, starb aber schon am Tage nach seiner Ankunft. Eine Arterienverhärtung hatte sein Ende herbeigeführt. Seine irdischen Ueberreste wurden am 7. September 1859 nach Hirschberg verbracht und auf dem evangelischen Friedhofe daselbst bestattet.

Wilhelm P. war ein Mann von scharfem Verstande, tüchtigen forstlichen Kenntnissen, guter Beobachtungsgabe, reicher praktischer Erfahrung und eminenter Arbeitskraft; er entbehrte aber leider der zum Lehrberufe erforderlichen naturwissenschaftlichen und mathematischen Grundlage. Sein ganzes Leben war eigentlich ein ihm wol unbewußter Kampf gegen diese Lücke, deren Ausfüllung ihm, aller Mühe ungeachtet, nicht gelingen wollte. Wenn er trotzdem als Lehrer große Erfolge erreichte, so war dies lediglich seiner Originalität — man kann sogar sagen Genialität — zu verdanken. Er bekämpfte nämlich mit der ihm eigenen Entschiedenheit die damals vorherrschende dogmatische Richtung, das Auswendiglernen bestimmter Normen nach Autoritäten, die Hartig’schen „Generalregeln“. Er vertrat vielmehr den Standpunkt, daß jedes forstliche Wirthschaftsverfahren den Eigenthümlichkeiten des Standorts und den sonstigen örtlichen Verhältnissen angepaßt werden müsse, und daß der Forstmann in dieser Beziehung durch keine Regel gebunden sein dürfe. Hand in Hand mit dieser individualisirenden Richtung ging eine hochgradige Befähigung, die Zuhörer anzuregen und deren Urtheilskraft zu schärfen. Sein Vortrag entbehrte zwar der streng logischen Ordnung und gleichmäßigen Behandlung der einzelnen Gegenstände, da er es liebte, vom eigentlichen Thema abzuschweifen; bald wurde er zu ausführlich, bald zu aphoristisch — je nachdem ihn eben sein eigenes Interesse auf den Gegenstand hinleitete oder fern hiervon hielt. Aber dafür lag in seinen Worten eine Fülle von Gedanken und praktischen Fingerzeigen, und sein Eifer im Dociren, sowie die seinen Vortrag durchdringende Liebe zum Walde wirkten so mächtig auf seine Zuhörer ein, daß diese über die oft mangelhafte Begründung der gebotenen Lehren hinwegsahen. Sehr zu statten kam ihm hierbei sein staunenswerthes Gedächtniß, sein scharfer Blick und seine durch häufige Reisen und Excursionen erlangte Bekanntschaft mit dem Walde. Er hatte für alles, was er sagte, belegende Beispiele zur Stelle. Seine Schüler lernten hierdurch denken und selbständig urtheilen; sie vermochten infolge dessen das geringe positive Wissen, welches sie aus den Vorträgen mitnahmen, durch häusliches Studium auszufüllen. P. sprach schnell und viel; die Ideen überholten meist seine Worte. Als kleine Aeußerlichkeiten seines Vortrags seien erwähnt, daß er das „ei“ fast wie „eu“ aussprach und die Angewohnheit besaß, zwei Negationen verneinend zu gebrauchen.

Pfeil's schriftstellerische Thätigkeit war eine ganz hervorragende. Außer den bereits genannten Schriften verfaßte er (in chronologischer Reihenfolge) die nachstehenden Werke: „Tafeln über den kubischen Inhalt des runden Stammholzes von 1—60 Fuß Länge und 1—48 Zoll mittleren Durchmesser“ (1821); „Ueber Befreiung der Wälder von Servituten im Allgemeinen, sowie über das dabei nöthige und zweckmäßige Verfahren nach Vorschrift und Anleitung der in den preußischen Staaten deshalb erschienenen Gesetze“ (1821); „Ueber die Bedeutung und Wichtigkeit der wissenschaftlichen Ausbildung des Forstmannes für die Erhöhung des Nationalwohlstandes und Volksglückes“ (1822); „Grundsätze der Forstwirthschaft in Bezug auf die Nationalökonomie und die Staats-Finanzwissenschaft“ (I. Band 1822, II. Band 1824); „Die Behandlung und Schätzung des Mittelwaldes“ (1824); „Erfahrungen und Bemerkungen zur besseren Cultur der Waldungen“ (1825); „Ueber Insectenschaden in den Wäldern, die Mittel ihm vorzubeugen und seine Nachtheile zu vermindern“ (1827); „Anleitung zur Ablösung der Waldservitute, mit besonderer Rücksicht auf die Preußische Gesetzgebung“ (1828; 2. Aufl. 1844; 3., gänzlich umgearbeitete Auflage mit neuem Titel 1854); „Neue vollständige Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schätzung der Forsten“ — (dieses Handbuch [2. Ausgabe] erschien in 5 Abtheilungen, von welchen jede mehrere Auflagen erlebte. Die betr. Abtheilungen führen die Titel: „Das forstliche Verhalten der deutschen Waldbäume und ihre Erziehung“ [1829, 2. Aufl. 1839, 3. Aufl. 1854]; „Kritisches Repertorium der Forstwissenschaft und ihrer Hülfswissenschaften“ [1830, 2. Aufl. 1855]; „Forstschutz- und Forstpolizeilehre, im Anhange die Nachweisung der preußischen Forstpolizeigesetze“ [1831, 2. Aufl. 1845]; „Forstbenutzung und Forsttechnologie“ [1831, 2. Aufl. 1845, 3. Aufl. 1858]; „Die Forsttaxation“ [1833, 2. Aufl. 1843, 3. Aufl. 1858]) —; „Die Forstwirthschaft nach rein praktischer Ansicht, so wie sie der Privatforstbesitzer oder Verwalter führen muß“ etc. (1831, 2. Aufl. 1839, 3. Aufl. 1843, 4. Aufl. 1851; 5. Aufl. 1857, 6. Aufl. [von M. R. Preßler im Sinne des Reinertragswaldbaues revidirt und ergänzt] 1870); „Kurze Anweisung zur Jagdwissenschaft für Gutsbesitzer und Forstliebhaber“ (1831); „Die Forstpolizeigesetze Deutschlands und Frankreichs nach ihren Grundsätzen mit besonderer Rücksicht auf eine neue Forstpolizei-Gesetzgebung Preußens“ (1834); „Anleitung zur Feststellung der vom Forstgrunde zu erhebenden Grundsteuer“ (1835); „Die Forstgeschichte Preußens bis zum Jahre 1806“ (1839); „Vollständige Anweisung zur Jagdverwaltung und Jagdbenutzung mit Rücksicht auf eine zweckmäßige Jagdpolizeigesetzgebung“ (1848); „Anleitung zur Ausführung des Jagdpolizeigesetzes für Preußen vom 7. März 1850“ (1850); „Die deutsche Holzzucht, begründet auf die Eigenthümlichkeit der Forsthölzer und ihr Verhalten zu dem verschiedenen Standorte“ (1860, nach seinem Tode von seinem Sohne, Staatsanwalt Pfeil, herausgegeben).

Außerdem gab P. von 1822 ab die Zeitschrift: „Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft“ heraus, welche er zum bei weitem größten Theil mit eigenen Abhandlungen und litterarischen Berichten füllte. Bis zu seinem Tode erschienen 41 Bände à 2 Hefte und vom 42. Bande das 1. Heft (1859). Seitdem übernahm H. Nördlinger die Redaction bis zum Jahre 1870, in welchem der 52. und letzte Band dieser s. Z. viel gelesenen Zeitschrift erschien. Er war früher auch Mitarbeiter an G. L. Hartig's Journal für das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen und an dessen Forst- und Jagd-Archiv von und für Preußen.

Die Richtungen, welche P. in diesen Schriften hauptsächlich vertrat, waren die forstpolitische und die waldbauliche. In Bezug auf forstpolitische Fragen

war er der erste Forstmann, welcher — im Gegensatze zu den Vertretern der absoluten Forsthoheit — auf dem Boden des Smith'schen Systems stehend, freieren Anschauungen huldigte. Im Gegensatze zu G. L. Hartig wies er mit Entschiedenheit auf die Unrichtigkeit der Wirthschaft des größten Massenertrages hin und betonte zuerst die Nothwendigkeit des Betriebs höchster Rentabilität. Er war sich aber — infolge seiner mangelhaften mathematischen Kenntnisse — nicht klar über die Consequenzen seiner Forderung, denn als Preßler später die Wege zur Realisirung dieses Princips zeigte, trat er hierzu in Opposition. Ueberhaupt verwickelte er sich, da er zu wenig gründlich und zu rasch arbeitete, namentlich bei der Würdigung der volkswirthschaftlichen Seite des forstlichen Gewerbes in vielfache Widersprüche, welche ihm manche litterarische Fehde zuzogen. In waldbaulicher Beziehung ist „Die deutsche Holzzucht“ als seine beste Leistung zu bezeichnen. Dieses (letzte) Werk repräsentirt gewissermaßen das Facit seines ganzen forstlichen Wissens und Könnens; es ist der Extract der gesammten forstwissenschaftlichen Bibliothek, welche er in einem halben Jahrhundert in die Welt geschickt hat. Am ausführlichsten hat er hier und in anderen waldbaulichen Schriften die norddeutsche Kiefernwirthschaft behandelt. In der Borkenkäferfrage huldigte er — gestützt auf die Lehren des alten Kersten — der richtigen Ansicht, daß der Borkenkäfer, wenn man ihn ungestört sich entwickeln lasse, zuletzt auch ganz gesunde Bestände angreife und schließlich zu tödten vermöge. Die Energie, mit welcher er in den bezüglichen Streit eintrat, war Veranlassung, einer neuen Species den Namen Bostrichus Pfeilii beizulegen. Der Waldfeldbaubetrieb zählt ihn zu seinen Gegnern. Seine Anschauungen in der forstlichen Unterrichtsfrage machten verschiedene Wandlungen durch. Anfangs für den forstlichen Unviversitätsunterricht eingenommen, vertrat er zuletzt das Princip der isolirten Fachschule, welche keine allgemeine Bildung geben dürfe. Angeregt nach den mannigfaltigsten Richtungen hin haben s. Z. alle diese Schriften; aber es geht ihnen doch der nachhaltige Werth ab, weil P. nicht im Stande war, systematisch und methodisch zu arbeiten, und weil er — fremde Leistungen mißachtend — alles aus sich selbst heraus entwickeln wollte, anstatt auf den von theoretisch besser geschulten Fachgenossen gelieferten Fundamenten weiter zu bauen. Um Nachwirkendes zu liefern, reicht aber bloße Genialität ohne positives Wissen nicht aus. Wenn P. trotzdem lange Zeit auf dem Gebiete der Forstlitteratur eine tonangebende Stellung eingenommen hat, so erklärt sich dies hauptsächlich durch die rücksichtslose Verfolgung gegnerischer Ueberzeugung mit scharfem Spotte, welche ihm fast ein Bedürfniß war. In seinen „Kritischen Blättern“ warf er jedem anders denkenden Autor den Fehdehandschuh hin, ließ sich aber leider dann nicht auf weitere Vertheidigung einer einmal angeregten Controverse mit wissenschaftlichen Waffen ein, sondern wurde höchstens persönlich. Von Haus aus war P. eigentlich gar nicht kritisch angelegt, denn es fehlten ihm gründliche Bildung, Respect vor den wissenschaftlichen Arbeiten Anderer und Objectivität im Urtheile; auch krankte er — zumal während seiner Docirzeit — etwas an Eigenliebe. Aber seine gewandte und namentlich den Empirikern schmeichelnde (zünftige) Schreibweise, seine massenhaften und oft sehr derben Ausfälle, sein beißender Hohn und seine Geschicklichkeit, einzelne Schwächen seiner Gegner herauszugreifen und sich in satyrischen Wendungen hierüber zu ergehen, verschafften ihm stets ein großes Leser- und Lacherpublicum. Nur wenige wagten seiner oft recht seichten, ja sogar den Sachverhalt entstellenden, aber in Worten scharfen Kritik zu widersprechen. So schmetterte er namentlich manches jugendliche, eben aufstrebende Talent zu Boden und hat daher als Kritiker (Diezel nannte ihn scherzhaft „Zeus omnipotens Eberswaldensis!“) vielleicht mehr geschadet als genützt. Seine Außenseite war auch im mündlichen Verkehr

rauh, doch war er gegen seine Schüler gerecht und sogar wohlwollend, wenn er bemerkte, daß sie es mit ihren Studien ernstlich meinten. Mehrere Ordensauszeichnungen schmückten seine Brust; auch war er Mitglied zahlreicher gelehrter Vereine. Seine Schüler (er unterrichtete deren während einer 38jährigen Lehrthätigkeit im Ganzen 1272) und Freunde setzten ihm auf dem Dambachskopfe (bei Thale), seinem Lieblingsplätzchen, ein Denkmal, welches am 3. Juli 1865 enthüllt wurde. Mehr als dieses äußere Erinnerungszeichen wird aber den künftigen Geschlechtern dasjenige Denkmal erzählen, welches sich dieser immerhin bedeutende und eigenartige Forstmann in seinen Werken selbst gegründet hat.

Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, 27. Band, 1. Heft, 1849, S. 135 (Die Lehrzeit); das. 33. Band, 2. Heft, 1853, S. 186 (Die Lernzeit); das. 41. Band, 2. Heft, 1859, S. 98 (Die Docirzeit); das. 42. Band, 2. Heft, 1860, S. 1 (Zum Andenken an Pfeil, vom k. preuß. Corpsauditeur Marcard); das. 45. Band, 2. Heft, 1863, S. 197 (Rückblicke auf die forstliche periodische Literatur &c., vom Oberforstrath von Berg). — Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 1859, S. 441 (Todesnachricht); das. 1860, S. 115 (Verzeichniß seiner Schriften); das. 1861, S. 79 (Replik Dr. Theodor Hartig's, gegen Grunert gerichtet); das. 1874, S. 287 (Pfeil's Besoldung in Carolath, v. W. K.); das. 1879, S. 408 (Beiträge zur Biographie Pfeil's während seines Aufenthaltes in Sedczyn und Carolath). — Vossische Zeitung, 1859, Nr. 226 (Nekrolog, von Ratzeburg). — Schneider, Forst- und Jagdkalender für Preußen, 1860 (Nachruf). — Verhandlungen der 21. Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe, 1860. — Monatschrift für das Forst- und Jagdwesen, 1860, S. 2 (Ratzeburg). — Grunert, Forstliche Blätter, 1. Heft, 1861, S. 1 (Pfeil, seine Schüler und die Forst-Lehranstalt zu Neustadt-Eberswalde nach seinem Tode); das. 2. Heft, 1861, S. 223 (Kampf gegen Windmühlen; gegen Theodor Hartig gerichtet); das. 3. Heft, 1862, S. 202 (Nachtrag zu Pfeil's Schülern). — Brockhaus' Conversations-Lexikon, XI. Band, 11. Aufl., S. 609. — Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, 1865, S. 492, 493, 558, 559, 560 und 606. — Fr. v. Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, II, S. 319, Nr. 637 u. 638; S. 320, Bem. 265a; das. III, 1, S. 683, Bem. 761b; das. IV, S. 345 (Nachträge, Ergänzungen und Verbesserungen); das. V, 1, S. 15, Nr. 69; S. 57, Nr. 213 und S. 67, Nr. 251. — G. v. Schwarzer, Biographieen, S. 21 (als Todestag wird unrichtig der 4. October 1859 angegeben). — Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftstellerlexikon, S. 399. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums &c, II, S. 254, 279, 290, 294, 337, 364, 397, 401 und 402; das. III, S. 66, 88, 129, 151, 153, 161 bis 184 (Biographie), 220, 228, 232, 240—242, 245, 260, 272, 285, 287, 297, 302—304, 322, 323, 327, 328, 333, 335, 336, 347, 348, 350, 353, 358, 392, 395, 396 und 400. — Judeich, Deutscher Forst- und Jagd-Kalender, 1876, II. Band, S. 5 (Judeich). — G. L. Hartig, Lehrbuch für Jäger, 1. Bd., 10. Aufl. 1877, herausgegeben von Dr. Th. Hartig, S. 27. — Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland, S. 651. — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 15. Band, 1883, S. 288 (Pfeil's Pfeil's 100jähriger Geburtstag). — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner &c., 1885, S. 269—274. Hier findet sich auch die das Denkmal betreffende Journal-Litteratur (Aufforderung zu Beiträgen, Verzeichniß der Beiträge, Rechnungsablage, Enthüllung des Denkmals &c.) verzeichnet.

R. Heß.

Pfeil: Johann Gottlob Benjamin P., Schriftsteller (nicht zu verwechseln mit dem Prediger Johann Gebhard Pfeil, wie seit Meusel bis 1878

häufig geschehen ist), wurde geboren zu Freiberg den 10. November 1732, genoß seine Gymnasialbildung in Chemnitz und studirte seit 1752 Jura in Leipzig, wohin er 1763 nach einem uns entzogenen Litteraten- und Informatorleben als Hofmeister des jungen Freiherrn Karl August v. Friesen zurückkehrte. Am Schönkopf'schen Mittagstisch lernte ihn Goethe kennen und empfing von P. stilistische Anregungen, wofür ihm in „Dichtung und Wahrheit“ (Hempel 21, 52 f.) ein Denkmal errichtet wird. Seinen Roman erwähnt Goethe schon in einem Leipziger Brief an Cornelie (Goethejahrbuch 7, 17). 1768 zum Dr. jur. promovirt, wurde P. bald darauf Justizamtmann zu Rammelburg im Harz, wo Friesen's begütert waren, heirathete Johanna Groß (Großin) aus Leipzig, die am 17. August 1777 starb und zwei Kinder hinterließ. Am 29. September 1778 schloß P. eine neue Ehe mit Eva Clara Johanna Leonardine Göckingk, des bekannten Dichters Schwester († am 5. December 1792). Seine zweite Gattin brachte ihm ein ansehnliches Vermögen und gebar sieben Kinder, von denen Friedrich Wilhelm Leopold (s. o. S. 648) sich als Forstmann einen Namen gemacht und durch den Aufsatz „Goethe's Charakteristik des Wuchses der Eiche“ (Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft XXXVII) die Goethelitteratur bereichert hat. In dem gastlichen Schlosse Rammelburg ist auch Bürger mit Freund Göckingk eingekehrt. Als „wohlbestallter hochfreiherrlich Friesischer und hochgräflich Hopfgart-Schaurottischer Amtmann des wohllöblichen Amtes Rammelburg“ ist P. am 28. September 1800 plötzlich einem Schlagfluß erlegen und am 1. October auf dem nahen Friesdorfer Kirchhof bestattet worden.

Seine späten, z. Th. maskirten Schriften juristisch-cameralistischen und theologischen Inhalts berühren uns nicht. Aber P. verdient einen Platz in der Geschichte der von England inspirirten, in Deutschland durch Gellert eröffneten bürgerlichen Dichtung. 1755—57 erweist er sich fruchtbar und sucht die führenden Schriftsteller sofort durch Häufung und Verstärkung, d. h. Verzerrung der Motive zu übertrumpfen. „Miß Sara Sampson“ erscheint 1755 — P. veröffentlicht in den mit der englischen Litteratur liebäugelnden, aber ganz kritik- und haltungslosen „Neuen Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens“ Stück 31. einen Aufsatz „Vom bürgerlichen Trauerspiele“, der viel Verkehrtes und einiges Gute enthält. P. befehdet die „Mordgeschichten“ der Engländer, also Lillo's, mit ihrem Galgen, verlangt Ausschluß des niedern Volkes, vertritt eine stark moralisirende Tendenz und nennt Laster die Hauptquelle tragischer Begebenheiten. Sein Exempel dazu heißt „Lucie Woodvil“, ausdrücklich als „ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Handlungen“ bezeichnet, als „eine Schwester zur Sarah“ ausgeschickt, 1756 in den „Neuen Erweiterungen“ Stück 42. (Juni) und separat erschienen, wiederholt 1769 im „Theater der Deutschen“ III. und im Schneider'schen Verlag Leipzig 1786 (Titel: 1787), 1787 vom Verfasser als „unreifes, längst verdienterweise vermodertes Product meiner Jugendjahre“ verurtheilt, aber 1756 durch großen Theatererfolg (z. B. Ackermanns in Danzig) ausgezeichnet (vgl. Neue Erweiterungen St. 48.). England der Schauplatz. Die Wirkung liegt in Greueln, die P. z. Th. der antiken Tragik carikirend abborgt. Zu bekannten Conflicten — eine schwangere Geliebte, Doppelneigung, Verzicht der Zweiten — treten krasse Motive: unwissentliche Blutschande, Vergiftung des Alten durch sein uneheliches Kind wegen stillschweigender Verweigerung des Bundes, Enthüllung des Geheimnisses durch einen Hausfreund; Lucie bekennt sich als Vatermörderin, erdolcht erst die verkommene Zofe Betty als Anstifterin und dann sich selbst, ihr Bruder und Buhle wird wahnsinnig. Southwell entspricht dem alten schwachen Sampson, Karl dem Mellefort, Lucie ist ein übles Amalgam aus Sara und Marwood, Amalie eine blonde Tugendprinzeß nach Richardsons Muster, ihr Vater Robert ein farbloser Biedermann, Jacob der übliche Moral-

redner in der Livrée, Betty die weibliche Contrastfigur. Die Einheit der Zeit und des Ortes ist bewahrt, die Sprache nicht so breit wie in der „Sara“. Robert schließt: „Komm, meine Amalia, laß uns mit einer stillen Ehrfurcht vor dieser Gerechtigkeit zittern, die auch die geringsten Verbrechen nicht ungerochen läßt. Laß uns aus Karls und Luciens unglücklichem Beispiele lernen, daß demjenigen das größte Laster nicht weiter zu abscheulich ist, der sich nicht scheut, das allergeringste auszuüben.“

Wie „Lucie“ zur „Sara“, so verhält sich „die Geschichte des Grafen von P.“ (Leipzig in Lankischens Buchhandlung 1756, gleichfalls anonym, wiederholt aufgelegt) zu Gellert's „Schwedischer Gräfin“. Mit einem Seitenhieb gegen Crebillon nennt P. in der Vorrede dieses Ichromans Richardson und Prevost seine Muster. Das Thema ist „Schwachheiten des menschlichen Herzens“ in ihren abenteuerlichen Folgen zu schildern. Der Held, ein junger sächsischer Graf, nicht schlecht, aber haltlos, erlebt in Frankreich und Sachsen die verwickeltsten Liebeswirren, wobei ein Pendant zur unvergänglichen Manon Lescaut sich breit macht. Neben ihm steht ein idealer Mentor und ein edler Engländer, der auch Wundersames durchgemacht hat und später gleich seiner Gattin und einer einstigen tugendhaft gefallenen Geliebten des unter furchtbaren Familienintriguen daheim verheiratheten Grafen sammt ihrem Sohne, der nun beinahe als moderner Oedipus die Mutter freit, nach Deutschland verpflanzt wird. Das Buch ist viel handlungsreicher als das Gellert'sche, das ihm zum Muster gedient hat, führt aber doch einen Ballast oberflächlicher ethischer Reflexionen und setzt sich mit elender Versöhnlichkeit über alle Ausschweifungen, Ränke, Mordanschläge u. s. w. hinweg. Es folgten 1757, gleichfalls anonym, die von Wieland angeregten „Versuche in moralischen Erzählungen“, die nicht nur mehrfach aufgelegt und nachgedruckt, sondern auch in Frankreich von Mercier geplündert wurden (Le sauvage), wogegen P. im Januar 1787 öffentlich protestirte.

v. Biedermann, Goethe und Leipzig 1, 71 f. (Silhouette Pfeil's, Leipz. Illustr. Zeitung 1884, Nr. 2147. „Schattenbilder aus Goethe's Leipziger Studienjahren“ an zehnter Stelle). — Sauer, J. W. v. Brawe, Quellen u. Forschungen 30, 1878, S. 82 u. ö. mit der auch bei Koberstein 5, 89, 365, Goedeke, v. Loeper, Düntzer auftretenden Verwechslung. — Zur Klarstellung: Goedeke, Archiv für Litteraturgeschichte 7, 524 ff. und v. Loeper ebenda 8, 223; Pröhle, Vossische Zeitung 1879 Nr. 21. Sonntagsbeilage Nr. 3.

Erich Schmidt.

Pfeilschifter: Johann Baptist v. P., Litterat, geb. am 27. September 1793 zu Gösen bei Cham, † am 16. November 1874 zu Regensburg. Nach Absolvirung des Gymnasiums zu Straubing studirte er 1810—13 zu Landshut, darauf zu München Philosophie, Geschichte und Jura. Er fing schon als Student an zu schriftstellern. 1816 ging er zu H. Zschokke nach Aarau, war eine Zeit lang Mitarbeiter der Aarauer Zeitung, dann des zu Weimar erscheinenden „Oppositionsblattes“, arbeitete auch für Brockhaus' Conversationslexikon und die „Zeitgenossen“. 1817 begründete er die Zeitschrift „Zeitschwingen“, die erst zu Jena, dann zu Leipzig, zuletzt zu Frankfurt a. M. erschien, hier im September 1819 in L. Börne's Hände überging, dann aber bald unterdrückt wurde (s. A. D. B. III, 167). 1820 machte er eine Reise nach Holland, Frankreich und Spanien und correspondirte von hier aus für die Augsburger „Allgemeine Zeitung“. 1822 nach Frankfurt zurückgekehrt, gründete er die Zeitschrift „Der Staatsmann“, welche seit 1831 als „Zuschauer am Main“ bis 1838 erschien. Er vertrat fortan eine streng conservative und noch strenger

katholische Richtung. 1825 erhielt er von dem katholisch gewordenen Herzog Ferdinand von Anhalt-Köthen (s. A. D. B. VI, 671) den Titel Legationsrath und 1829 wurde er von demselben geadelt. Von 1830 bis 1840 lebte er meist im Sommer in Aschaffenburg, im Winter in Mannheim, von 1841 bis 1851 in Würzburg, dann in Darmstadt. Der 1829 von ihm und Adam v. Müller (s. A. D. B. XXII, 501) begründete „Litteratur- und Kirchen-Correspondent" ging nach Müller's Uebersiedelung nach Wien bald wieder ein. Von 1831 bis 1837 war er der Hauptredacteur der Aschaffenburger „Katholischen Kirchenzeitung", von 1837 bis 1841 des „Herold des Glaubens". 1837 bis 1839 gab er auch ein religiöses Taschenbuch „Cölestine" heraus. Er schrieb auch für den „Katholik" und andere Zeitschriften und veröffentlichte zwischen 1830 und 1846, theilweise anonym oder pseudonym, eine Reihe von kleineren Schriften, u. a. „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Revolution in Spanien", 1836; „Mittheilungen aus Spanien", 1837; „Betrachtungen über die Revolutionen in Spanien, Portugal" u. s. w., 1839; „Politische Studien", 1839; „Biographien denkwürdiger Priester und Prälaten" und „Papst Gregor XVI.", 1846 (beide unter dem Namen J. B. Wagner). Nach langer Unterbrechung veröffentlichte P. 1861 das erste Bändchen eines „Baierischen Plutarch", dem aber kein zweites folgte. Er übernahm dann für einige Zeit die Redaction des „Westfälischen Merkur" und versuchte die Begründung eines „Katholischen Kirchenblattes". Der Erfolg seiner schriftstellerischen Thätigkeit entsprach nicht seinen Erwartungen. Von seinen Schriften hat keine einen bleibenden Werth.

M. Brühl, Gesch. der katholischen Literatur Deutschlands, 1854, S. 792. — Literarischer Handweiser 1875, 20.

Reusch.

Pfeilschmidt: Andreas P., deutscher Dramatiker, aus Dresden, Geiger und Buchbinder zu Corbach, verfaßte ein fünfactiges Drama von der Esther, das von der Bürgerschaft in Corbach aufgeführt wurde (Frankfurt a. M. 1555) und in Köln eine neue Aufführung durch die dortige Bürgerschaft erfuhr, wozu ein anonymer Neudruck veranstaltet wurde (Straßburg 1581). Der Verfasser benutzt zwar die biblische Vorlage, aber nicht so sclavisch als Hans Sachs und Voith; daher kommt dramatische Lebendigkeit in die Handlung, die besonders durch Vorführung von Gastmählern erhöht wird Die Teufel üben ihre Wirksamkeit an den beiden Kämmerern, die einen Anschlag auf das Leben des Königs machen, sind aber dem verbrecherischen Haman gegenüber machtlos und müssen vor dem gottesfürchtigen Sinne Mardachais und Esthers weichen. Die einzelnen Scenen werden durch Bühnenanweisungen kenntlich gemacht, der dramatische Aufbau ist etwas breit, namentlich leiden die Argumente an übergroßer Ausführlichkeit. In der ersten Ausgabe findet sich am Schluß ein akrostichisches Gedicht auf die Gräfin Anastasia von Waldeck, der auch das Drama gewidmet ist, während die zweite Ausgabe am Schluß den 124. Psalm in der Dichtung des Justus Jonas (Wo Gott der Herr nit bei uns hält) enthält. Für die Geschichte des deutschen Dramas ist P. insofern von Wichtigkeit, als er nicht dem gelehrten, sondern dem bürgerlichen Stande angehörte und wahrscheinlich auch die mit Gesellen und Burschen veranstaltete Aufführung seiner „Esther" selbst leitete. Das Stück wurde von Marcus Pfeffer (1621) fast ganz ausgeschrieben.

Goedeke 2, 362. H. Holstein.

Pfenninger: Johannes P., Maler und Stecher, geb. in Stäfa am 20. Februar 1765, † zu Zürich am 31. December 1825. P. hatte das Unglück, sein Lebenlang unter der Maske der Menschenfreundlichkeit von seinen

Mitmenschen ausgenutzt zu werden. Kaum acht Jahre alt, 1773, kam er zu seinem Gevatter Johannes Schultheß, der Hafner in Stäfa war und die künstlerischen Anlagen des Knaben entdeckte. Bei ihm lernte er die Anfangsgründe im Zeichnen, ging aber nebenbei immer noch zur Schule. Er erhielt Blätter und Blumen zu copiren, und schon nach Verlauf eines Jahres ernannte der Hafnermeister den Knaben zu seinem Ofenmaler und konnte des eigentlichen Gesellen entbehren. P. verdiente jetzt wöchentlich etwa einen Gulden und mußte nach Mustern von Augsburger und Nürnberger Kupferstichen arbeiten. Erst der 1778 erfolgte Tod des Malers Kölla in Stäfa und das Studium seiner Werke ließ den angehenden Jüngling die Entdeckung machen, daß es noch etwas Höheres als bemalte Ofenkacheln gäbe und spornte ihn zum Weiterstreben an. Sein Wunsch war, bei Füßli in Zürich, dem Vater von Rudolf und Heinrich Füßli, in die Lehre zu treten; Füßli jedoch rieth P., trotz seines Talentes, hauptsächlich der großen Kosten halber, entschieden ab, Maler zu werden. Darauf nahmen sich Rathsherr Dr. Lavater und Pfarrer Lavater Pfenninger's an. Letzterer lud ihn zu sich ein und machte den vergeblichen Versuch, ihn in Kloten bei Lips unterzubringen. Erst im Sommer des folgenden Jahres gelang es ihm, P. bei seinem Schwager Schmoll in Urdorf zu placiren. Dort copirte er Preisler's Anleitung zur Zeichenkunst und übte sich im Tuschen; daneben wurde eifrig, für das Gedeihen der Kunst zu eifrig, gejagt. Lavater, dem die geringen Fortschritte Pfenninger's auffielen, entschloß sich bald, den jungen Künstler ganz zu sich zu nehmen. Bei ihm sollte er physiognomische Dinge zeichnen lernen und außerdem die Stelle des Secretärs versehen. Natürlich drängte das Schreiberamt noch mehr als das Jagen die Kunst in den Hintergrund, und P. konnte schließlich noch von Glück sagen, daß sein gelehrter Protector, auf sein dringendes Bitten hin, ihm wenigstens gewährte, täglich zwei Stunden bei Prof. Bullinger zu nehmen. Zwei volle Jahre ist P. im Hause Lavater's geblieben, dann bezog er eine selbstständige Wohnung und gab Unterricht und zeichnete Schattenrisse für Lavater's Physiognomik. So trieb er es, bis ein in Lavater's Hause wohnender Herr, Armbruster, den Kupferstecher v. Mechel bestimmte, ihn mit nach Basel zu nehmen. Neue Hoffnung, aber kein neues Leben! In Basel hatte er zwar die Freude, mit Männern wie Hübner und Gmelin zu verkehren, mußte im übrigen aber, zu seiner Verzweiflung, vom Morgen bis zum Abend illuminieren und in der Zwischenzeit für Lavater fortarbeiten, auf dessen Verwendung hin er dann nach zwei Jahren wieder nach Zürich entlassen wurde. Hierher zurückgekehrt, wurde er abermals von Lavater ins Joch gespannt und ging mit ihm auf die Suche nach neuen technischen Verfahren. Die Wachsmalerei lernt er durch Lips kennen, in der Oelmalerei giebt ihm Prof. Würsch aus Luzern Anleitung. Sein erster Versuch war das Bildniß seines Vaters. Einen ereignißvollen Wendepunkt in seinem Leben bezeichnet das Jahr 1793, in welchem er — es war im November — über den Gotthard nach Mailand und Rom zog, wo er die Ermordung Basseville's mit erlebte. Rastlos zeichnete er jetzt im Vatican nach der Antike, z. B. den Kopf des Apoll von Belvedere (Künstlergut Zürich. Malerbuch. Bd. 6. Blatt 22) und die Laokoongruppe. Außerdem versuchte er sich als Landschafter, im Entwerfen eigener Compositionen, in der Miniaturmalerei und als Illustrator. Carstens unterstützte ihn mit seinen Rathschlägen, und so wäre er, wenn Italien ihn dauernd hätte fesseln können, schließlich doch noch ein tüchtiger und angesehener Meister geworden. Allein die unsicheren Verhältnisse trieben P. 1799 doch wieder in die Schweiz zurück. Die Rückreise dauerte zehn Wochen und wurde gemeinsam mit dem Stuttgarter Hartmann und dem Berliner Kuhbeil ausgeführt, den Glanzpunkt derselben bildete ein längerer

Aufenthalt in Perugia und Florenz. In der Heimath war P. bald ein gesuchter Porträtmaler und Lehrer. Er porträtirte viele Officiere der österreichischen Armee, z. B. den Feldmarschall Grafen v. Haddick; sein bester Schüler ist Daniel Albert Freudweiler gewesen. P. war zweimal verheirathet und hatte aus beiden Ehen Kinder; ein Schlag machte seinem Leben plötzlich ein Ende.

Die Werke Pfenninger's lernen wir am besten im Künstlergute zu Zürich kennen, woselbst im zweiten Saale des Erdgeschosses (Nr. 11) sein Hauptbild, die Vermählung des jungen Tobias, hängt. Der Entwurf zu demselben, in Wasserfarben ausgeführt, befindet sich im 5. Bande des Malerbuchs (Blatt 10). Von Illustrationen zu Geßner nenne ich die Ankunft des ersten Schiffers in der Hütte der Semira und Melida (Malerbuch, Bd. 4, Bl. 19, Kreidezeichnung) und Adam und Eva bei der Leiche Abels (Malerbuch, Bd. 5, Bl. 35, Sepia). Dem Bildniß des Idyllendichters begegnen wir im 7. Bande des Malerbuchs (Bl. 13, Kreidezeichnung) und im 5. Band der Handzeichnungen Zürcher Künstler (Bl. 19, Kreide). Stoffe aus der Mythologie und biblischen Geschichte behandelt P. im Malerbuch, Bd. 4, Bl. 37 (Venus und Amor, Aquarell), Bd. 6, Bl. 45 (Jupiter bei Philemon und Baucis, Sepia), Bd. 7, Bl. 49 (Herkules am Scheidewege, Sepia; gehört zum Besten des Künstlers; im Hintergrunde der Vestatempel bei Tivoli), Bd. 6, Bl. 5 (Die Frauen am Grabe Jesu, Aquarell). Schwach sind meistens seine allegorischen Compositionen, wie z. B. Die Erwartung (Malerbuch, Bd. 7, Bl. 29), Die Blumen streuende Aurora (Malerbuch, Bd. 9, Bl. 24, Sepia), Gottvertrauen (Bd. 9, Bl. 44, Aquarell), das durch Saturn enthüllte Antlitz der Geschichte (Malerbuch, Bd. 10, Bl. 17), geistreich dagegen seine wohl durch Usteri inspirirten Satiren. Sowohl Der Porträtmaler nach der Mode, inschriftlich 1813 entstanden (Malerbuch, Bd. 8, Bl. 19, Sepia), als auch Der Großmüthige (Bd. 8, Bl. 34, Sepia) zeugt vom Humor des Künstlers. Noch sei auf Bd. 3, Bl. 15 der Handzeichnungen Zürcher Künstler (Mutter mit ihrem Kinde gen Himmel strebend, Kreidezeichnung), auf Bd. 10, Bl. 40 und Bd. 12, Bl. 32 der Malerbücher hingewiesen, das zuletzt genannte Blatt, Das Schicksal des Charon, wurde nach dem Tode Pfenninger's von W. Füßli eingelegt. Von den von P. nach eigener Zeichnung gestochenen Porträts sei dasjenige der Mad. de Krüdener, des Prof. der Geschichte J. H. Körner und das Bildniß von J. J. Heß erwähnt, von seinen Bildern in Zürcher Privatbesitz das Herrn Pestalozzi-Wiser gehörende Oelgemälde: Sokrates, der von seinen Schülern Abschied nimmt. P. hatte Talent und Liebe zur Kunst und war unermüdlich fleißig; daß ihm die nöthige Freiheit fehlte, deuteten wir schon an. Jedenfalls würde er, wenn er im Leben mehr sich selbst angehört hätte, eine ungleich höhere Stufe erklommen haben.

S. Neujahrsblatt der Zürcher Künstlerges. v. 1827. — Nagler's Künstler-Lex. Bd. 11, S. 214. — Ersch und Gruber's A. Encykl. d. W. u. K. Dritte Section. XX, 358 (Artikel Frenzel).

Carl Brun.

Pfenninger: Johann Konrad P., geboren am 15. November 1747 zu Zürich als Sohn des Pfarrers am Frauenmünster Caspar P., studirte in Zürich Theologie und stand sodann daselbst in verschiedenen geistlichen Aemtern, zuerst an der Waisenhauskirche (1775 Diakonus, seit 1778 Pastor) und hernach an der Peterskirche (seit 1786). Er starb, erst 44 Jahre alt, infolge eines hitzigen Fiebers am 11. September 1792. P. ist besonders bekannt als einer der intimsten Freunde Lavater's. Zweimal war er dessen jüngerer Specialcollege, 1775—1778 am Waisenhause und 1786 bis zu seinem Tode an der Peterskirche. Da Lavaters Mutter (Regula) und Pfenninger's Mutter (Elisabeth) beide eine geborene Escher waren, so sind Lavater und P., wie es scheint,

verwandt und vielleicht Vetter gewesen (s. A. D. B. XVIII, 783 und Schlichtegroll, Nekrolog auf das Jahr 1792, II, 158). Jedenfalls hatte Lavater auf Pfenninger's Ansichten einen großen Einfluß, und P. hat für seine Verbreitung und Vertheidigung Lavater'schen Meinungen oft Feindschaft und Spott erdulden müssen. Religiöse Wärme, inniger Eifer für alles Gute und Edle, verbunden mit großer Bescheidenheit, zeichneten ihn aus. Er hat eine Reihe meist erbaulicher Schriften drucken lassen. In seinen „Sammlungen zu einem christlichen Magazin“ (1781—1783) befinden sich auch geistliche Lieder von ihm.

Lavater, Etwas über Pfenningern, 3 Hefte, Zürich 1792 und 1793. — Schlichtegroll, Nekrolog auf das Jahr 1792, 2. Bd., Gotha 1794, S. 153 ff. — Meusel, Lexikon X, S. 396 ff. — Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 15. — Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands, 3. Bd., Neustadt a. d. O. 1833, S. 287 ff. — Koch, Gesch. des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., 6. Bd., S. 512 f. l. u.

Pfest: Leopold Ladislaus P. wurde am 15. November 1769 zu Isen unweit Erding in Oberbaiern geboren, wo sein Vater fürstlich Freysing'scher Rath und Beamter der Herrschaft Burgrhain war. Er studirte an den Schulen in Freysing und widmete sich dann auf der Universität Salzburg erst der Theologie, dann der Jurisprudenz. Auf Einladung des damaligen Salzburgischen Hofkanzlers Freiherrn v. Kürsinger und des Stadtsyndikus Loes trat er in Salzburgische Dienste, wurde 1791 Accessist beim Stadtsyndikat in Salzburg, 1793 Anwalt daselbst, 1797 Mitterschreiber in Neumarkt, 1798 Oberschreiber in Mattsee, kam 1800 in gleicher Eigenschaft nach Waging und 1802 nach Saalfelden im Pinzgau. Bald nach der eingetretenen Regierungsveränderung wurde P. am 1. Januar 1804 Administrator des Pfleg- und Landgerichts Neuhaus und übernahm am 1. Februar d. J. auch noch die Administration des gleichen Gerichts zu Glaneck und dann die des Berggerichts zu Oberalm. Als schon im folgenden Jahre die Aufhebung des Pfleggerichts Glaneck erfolgte, wurde P. zum kursalzburgischen Rath und zum Pfleger in Neuhaus (Landgericht Salzburg) ernannt. Am 30. September 1810 kam das Fürstenthum Salzburg an die Krone Baiern und P. wurde nun kgl. bairischer Landrichter in Salzburg, und als am 1. Mai 1816 Salzburg wieder an Oesterreich zurückfiel, erhielt P. seine Bestallung als österreichischer Landrichter, in welcher Eigenschaft er aber schon am 3. October 1816 starb. P. war ein sehr vielseitiger Schriftsteller und Mitarbeiter an einer Menge Zeitschriften, für die er besonders historische und litterarhistorische Arbeiten lieferte. Als Dichter veröffentlichte er „Gedichte“ (1804), „Epigramme“ (1811), „Die Jahreszeiten, eine Liederlese für Freunde der Natur“ (1812), sammelte die „Tisch- und Trinklieder der Teutschen“ (II, 1811) und eine „Anthologia epigrammatica latina, e poetis post renatas scientias ad nostra usque tempora claris“, von welcher schätzenswerthen Sammlung aber nur der erste Band (1805) erschienen ist.

Cl. Al. Baader, Lexikon verstorbener baierischer Schriftsteller. Augsburg 1824, I. Bd., 2. Theil, S. 141.

Franz Brümmer.

Pfeufer: Karl v. P., Arzt, Sohn von Christian P., Arzt und ehemaligem Professor der Medicin an der Universität in Bamberg, ist daselbst am 22. December 1806 geboren. Er hatte zuerst in Erlangen, später in Würzburg Medicin studirt, nach abgelegtem Examen längere Zeit als Assistent in der Schönlein'schen Klinik fungirt und war hier 1831 mit einer, das gewöhnliche Maaß akademischer Dissertationen weit überragenden Schrift „Beiträge zur Geschichte des

Petechialtyphus“ promovirt worden. — Mit einem Stipendium von der baierischen Regierung ausgestattet, machte er im Herbste desselben Jahres eine Reise nach Norddeutschland, um die daselbst epidemisch herrschende Cholera zu studiren (der Bericht über die Resultate seiner Beobachtungen ist in der Beilage zu Nr. 19 der baierischen Annalen vom Jahre 1833 veröffentlicht), und habilitirte sich darnach in München als praktischer Arzt. — Bei dem Ausbruche der Cholera im J. 1836 in Baiern wurde er als Regierungscommissar nach dem von der Krankheit heimgesuchten Orte Mittenwald zur Bekämpfung der Seuche geschickt und im September des folgenden Jahres erhielt er eine Anstellung als Landgerichtsarzt in der Münchener Vorstadt Au. — Im J. 1840 folgte er einem Rufe als Professor der medicinischen Klinik nach Zürich an Stelle seines nach Berlin abgegangenen Lehrers Schönlein, 1844 siedelte er in gleicher Eigenschaft, und zwar gemeinsam mit seinem Freunde und Züricher Collegen Henle, nach Heidelberg über, verweilte hier acht Jahre und übernahm dann (1852) die klinische Professur an der zweiten medicinischen Abtheilung im allgemeinen Krankenhause in München, mit welcher ihm gleichzeitig die Stellung des ärztlichen Referenten im Ministerium des Innern übertragen worden war. Auf dem Heimwege von einer Erholungsreise, welche er im Sommer 1869 mit seiner Familie nach Pertisau (am Achensee) unternommen hatte, erlitt P. einen Schlaganfall, der seinem an praktischen Erfolgen reichen Leben am 13. September ein plötzliches Ende machte. — P. gehört zu den bedeutendsten Schülern Schönlein's und den würdigsten Vertretern der von demselben wesentlich geförderten neuesten Phase in der wissenschaftlichen Entwickelung der deutschen Medicin, das größte Verdienst um sein engeres Vaterland aber hat er sich, neben seinen hochgeschätzten Leistungen als klinischer Lehrer und praktischer Arzt, durch die Reformen erworben, welche er in dem baierischen Medicinalwesen herbeigeführt und mit welchen er viele veraltete Vorurtheile und Mißstände überwunden hat; nach 12jährigen Bemühungen war es ihm gelungen, die Freigebung der ärztlichen Praxis in Baiern zu erzielen und viele neuere wichtige Verordnungen, so u. a. über die obligatorische Schutzpockenimpfung, über den Gifthandel, sind sein Werk. — Die litterarische Thätigkeit Pfeufer's ist eine sehr beschränkte geblieben; außer den oben genannten Arbeiten hat er einen „Bericht über die Cholera-Epidemie in Mittenwald“ (1837), sodann eine kleine Schrift „Zum Schutze wider die Cholera“ (1849, in 3. Aufl. 1854), welche, ein Muster populärer Darstellung medicinischer Fragen, eine der ersten Stellen unter den zahlreichen, diesen Gegenstand behandelnden und damals erschienenen Schriften einnimmt und eine weite Verbreitung gefunden hat, endlich mehrere Journalartikel meist praktischen Inhalts in der von ihm in Gemeinschaft mit Henle in den Jahren 1844—1869 herausgegebenen „Zeitschrift für rationelle Medicin“ veröffentlicht. — Mit einem reichen poetischen Talente begabt, hat P., ein Freund des Dichters Platen und Erbe des litterarischen Nachlasses desselben, „Platens Tagebuch (1796—1825) mit einer Vorrede versehen“ (1860 Stuttgart) herausgegeben.

Seitz, Biogr. Lexikon der hervorragendsten Aerzte aller Zeiten und Völker. Wien 1884—86. Bd. IV, S. 553 (nach Kerschensteiner, Das Leben und Wirken des Dr. K. v. P. Augsb. 1871).

A. Hirsch.

Pfingsten: Georg Wilhelm P., Taubstummenlehrer. Er war geboren in der Stadt Kiel am 5. März (oder 3. Mai) 1746. Sein Vater lebte dort als Tambour. Nachdem er eine gute Schulbildung erlangt, versuchte er in verschiedener Weise sein Fortkommen in der Welt. Er war nach St. Petersburg gegangen, ohne zu erreichen, was er suchte, kehrte nach Hamburg zurück,

wo es ihm auch nicht gelingen wollte und etablirte sich endlich als Perückenmacher in der Stadt Lübeck, wo er sich auch verheirathete. Als nun die Perücken aus der Mode gingen, mußte er darauf Bedacht nehmen, in anderer Weise seine Familie zu ernähren und versuchte es zunächst mit Musik- und Tanzunterricht. Von Haus aus musikalisch und namentlich gewandter Trommelschläger, warf er sich mit Macht auf diese Kunst. Dies führte ihn zur Erfindung der kriegerischen Signalsprache. Nebenbei hatte er von jeher eine besondere Vorliebe für die Taubstummen und als fertiger Trommelschläger versuchte er es mit Glück, diese Kunst beim Unterricht der Taubstummen in Anwendung zu bringen. 1786 wurde ihm der erste taubstumme Zögling anvertraut und er verwandte seine ganze Kraft an die Ausbildung desselben. Dadurch zog er die Aufmerksamkeit des größeren Publicums auf sich. 1790 ward er vom Lübecker Magistrat zum Organist und Lehrer im lübeckischen Dorfe Hamberge ernannt und hat hier acht Jahre hindurch nebenbei privatim taubstumme Zöglinge ausgebildet. Die Zahl derselben stieg bis auf neun. 1799 legte er hier sein Schulamt freiwillig nieder und siedelte nach seiner Vaterstadt Kiel über, wo er mit Unterstützung der Regierung ein Taubstummeninstitut errichtete, das durch Patent vom 8. November zu einem königl. Institut erhoben wurde. Die Zahl der Zöglinge nahm immer zu und stieg bis 40. 1810 wurde die Anstalt nach der Stadt Schleswig verlegt. P. kaufte ein Haus im Friedrichsberg daselbst, das nachher Eigenthum der Regierung geworden. 1809 war als zweiter Lehrer der Cand. jur. H. Hensen ihm zugeordnet worden, der ihm später adjungirt ward, nachdem er auch sein Schwiegersohn geworden. (Später sein Nachfolger, gestorben als königl. Etatsrath, Professor und Ritter vom Danebrog am 20. Novbr. 1846.) Die Anstalt, neuerdings um ein Externat vermehrt, steht noch in Blüthe. Pfingsten's Verdienste sind allseitig anerkannt. Er ward 1812 zum Professor ernannt, auch 1816 von der Patriotischen Gesellschaft in Altona ausgezeichnet. 1825 ward er auf sein Ansuchen pensionirt und starb am 26. Novbr. 1827. Auch als Schriftsteller in seinem Fach hat P. sich nicht unerhebliche Verdienste erworben. „Vieljährige Erfahrungen über die Gehörfehler der Taubstummen als Winke beim Galvanisiren zu gebrauchen." Kiel 1802. „Gehörmesser zur Untersuchung der Gehörfähigkeit galvanisirter Taubstummen in besonderer Rücksicht auf die Erlernung der artikulirten Tonsprache." Das. 1804. „Bemerkungen und Beobachtungen über Gehör, Gefühl, Taubheit, deren Abweichungen von einander und über einige Ursachen und Heilmittel der letztern." 1811. In der Zeitschrift Eunomia, Jahrg. 3 Sept. S. 215: „Ueber die Wirkungen des Galvanismus auf die Taubstummen." Diese Veröffentlichungen veranlaßten seine Ernennung zum correspondirenden Mitglied der galvanischen Gesellschaft in Paris. „Ueber den Zustand der Taubstummen der alten und neuen Zeit." Schleswig 1817. Auch gab er als Lehrmittel heraus: „Auswahl biblischer Erzählungen. Zunächst für die Zöglinge des Taubstummen-Instituts." Schleswig 1820—23, 2 Bde. und „Hülfsbuch für Taubstumme zum richtigen Verstehen und Unterscheiden der vieldeutigen Wörter, die aus einerlei Lauten und Buchstaben bestehen, aber sehr verschiedene Bedeutung enthalten. In alphabet. Ordnung." Schleswig 1825.

H. Lahde, Portraiter med Biogr. Kopenh. 1806, H. 6, S. 71 mit seinem Bildniß. — S.-H. Provinzialber. 1811, 2, S. 191. — Sach, Geschichte d. Stadt Schleswig. 1875, S. 236. Carstens.

Pfingsten: Joh. Hermann P., geb. zu Stuttgart am 16. Mai 1751, Sohn eines dortigen Materialisten. Er war bald an den Universitäten in Halle, Tübingen, Erfurt, in gelehrter Richtung, bald in Schemnitz in Ungarn, im Herzogthum Magdeburg und Fürstenthum Halberstadt, in Sachsen-Gotha

und Mainz in praktischer Richtung thätig, bis er 1794 nach Constantinopel ging, ohne daß sein weiteres Schicksal bekannt wäre. Zudem war er ein fruchtbarer Schriftsteller im Gebiet der Mineralogie und des Bergbaus, der Chemie, Botanik, Arzneilehre, auch Medicin, Physiologie und Psychologie, Cameral- und Polizeiwissenschaft, sowie noch einiger weiterer Fächer.

Vgl. Meusel, Das gelehrte Deutschland. Lemgo 1798. VI, 88—90. — Gradmann, Das gelehrte Schwaben. S. 453—455. P. Stälin.

Pfintzing: Melchior P. wurde am 25. November 1481 schwerlich 1488, wie eine Medaille angiebt) zu Nürnberg geboren, wo sein Vater Senator und Baumeister war. Seine Familie gehörte zu den ältesten und vornehmsten Patriciergeschlechtern der Stadt. In Wien fand er an dem tirolischen Hofkanzler Cyprian von Northeim genannt Serntein einen Gönner, auf dessen Empfehlung er in die Zahl der unmittelbaren Secretäre Kaiser Maximilians aufgenommen wurde. Schnell und dauernd erwarb er sich das volle Vertrauen seines Herrn, wie das noch Karl V. lange nach Pfintzing's Tode rückhaltlos anerkannt hat: diesem Vertrauen dankte er Lebensstellung und litterarischen Ruhm. Auf Maximilians Wunsch setzte der Nürnberger Senat ihn um so lieber 1512 in die erledigte Propstei von St. Sebald ein, als dadurch Vorschläge des Bischofs von Bamberg, der ein Besetzungsrecht für die Stelle beanspruchte, am leichtesten zu beseitigen waren. Doch machte ihn das neue Amt, das ihm Nürnberg zum regelmäßigen Wohnsitz anwies, dem Dienste des Kaisers nicht untreu. Er begleitet ihn 1512 auf den Reichstag zu Köln und wird 1513 von ihm zur Wahlbestätigung des Bischofs von Speier, Philipp I. von Rosenberg, entsendet. Der Titel eines kaiserlichen Raths lohnt ihm im selben Jahre die neuen Dienste: ferner wird er 1517 Propst des Ritterstiftes St. Alban zu Mainz; auch mit Canonicaten zu Trient, zu St. Stephan in Bamberg und zu U. L. F. ad Gradus in Mainz, sowie mit dem Decanat zu St. Victor ebendort begabte ihn das Wohlwollen des Kaisers. Erst seit dem Tode Maximilians scheint P. den Hofdienst aufgegeben und nur noch seinen geistlichen Aemtern gelebt zu haben; daß er jemals Hofcaplan Karls V. war, wie man aus der Widmung des Theuerdank erschloß, ist ganz unwahrscheinlich. Der Sieg der Reformation in Nürnberg veranlaßte ihn 1521, seine dortige Stellung gegen eine geringe Pension zu quittiren und nach Mainz zu ziehen, wo er am 24. November 1535 gestorben ist. — Vom 1. März 1517 und aus Nürnberg datirte P. die Widmung des vielbewunderten epischen Gedichts „Die geuerlicheiten vnd eins tails der geschichten des loblichen streitbaren vnd hochberümbten Helds vnd Ritters Tewrdannckhs.“ Das Werk schildert eine große Zahl von Abenteuern und Gefahren, die Kaiser Maximilian auf Jagden, bei Kämpfen und sonst durchgemacht hatte: in steifer und ungeschickter Allegorie werden sie dargestellt als entsprungen der Bosheit dreier Hauptleute, Fürwittig (jugendlicher Vorwitz), Unfalo (Unfälle) und Neidelhart (Nachstellungen der Neider und Feinde), die den edlen Ritter Teuerdank vergeblich hindern wollen, zur Königin Ehrenreich, seiner bestimmten Braut, zu gelangen. Daß P. mit Wissen und Willen des Kaisers sich die Autorschaft des Gedichtes beilegte, ist außer Zweifel. Aber schon ein wohlunterrichteter Zeitgenosse, Cuspinian, nennt den Kaiser selbst als Verfasser, und seitdem ist es lange Zeit eine vielerwogene Streitfrage gewesen, ob P. von Maximilian nur vorgeschoben wurde, um ein dem eignen Ruhme gewidmetes Werk nicht mit eignem Namen decken zu müssen, oder ob jener wirklich Autor war. Die Frage wird entschieden durch drei Handschriften der Wiener Hofbibliothek, die das Gedicht in einer von der gedruckten Gestalt wesentlich abweichenden Form enthalten, theils von der Hand und mit dem Namen des kaiserlichen Secretärs Marx Treitzsaurwein, theils, wie es

scheint, vom Kaiser selbst geschrieben. Dem Kaiser also und jenem andern Helfer dankt das Gedicht Idee, Anlage und erste Rohausführung. Was P. daran gethan hat, lehrt die Vergleichung jenes handschriftlichen Textes mit der definitiven Gestalt. Leider waren mir die Handschriften nicht zugänglich, und ich muß Pfintzing's Thätigkeit nach wenigen Proben beurtheilen, die Haltaus in seiner Ausgabe des Teuerdank mittheilt. P. legt den Hauptwerth auf die didaktische und religiöse Seite der Dichtung. Hatte schon Maximilian in dem Streben, seine Darstellung nach dem Muster mittelalterlicher Rittersagen zu modeln, die Erzählung der einzelnen Abenteuer so farblos und allgemein gehalten, wie möglich, so erhöht P. diesen unerfreulichen Eindruck dadurch, daß er am Anfang und Schluß der Capitel breiter moralisirt, daß er dort die Gedanken und Reden der Handelnden umständlicher und dabei in ermüdender, stets sich wiederholender Einförmigkeit ausführt. Die ans Alberne streifende Arglosigkeit, mit der der Held immer wieder auf die plumpen Anschläge seiner Gegner hereinfällt, wird durch die beflissenere Motivirung doppelt fühlbar. Der böse Geist, der unter der Maske eines theologischen Doctors den Teuerdank in eine so überaus durchsichtige Versuchung führt, daß selbst dieser sie durchschaut, ist Pfintzing's Erfindung: er hat den englischen Geist eingeführt, der den Helden zu einem Zuge gegen die Ungläubigen mahnt, er hat die Rolle des Ehrenholds, des treuen Begleiters, reicher gemacht; den drei zum Tode verurtheilten Hauptleuten legt er lange reuevolle, moralische Reden in den Mund, die den verhärteten Bösewichtern übel genug anstehen. Aus eigner Kenntniß der Erlebnisse Maximilians hat er manches, namentlich Gemsenjagden, hinzugefügt, fast durchweg geringe und uninteressante Variationen von bereits erzählten Abenteuern. Dabei wird so manches gedankenlos dem Unfalo zugewiesen, das dem Wesen der Allegorie nach an den Paß des Fürwittig gehört: doch hatte in dieser Beziehung schon Maximilian sich vieles zu Schulden kommen lassen. So erzählt P. das Abenteuer auf der Martinswand im 20. Cap. als Werk des Fürwittig, im 62. ganz ähnlich als Anschlag des Unfalo. Die Gefahren, in die ungeschickte Aerzte den Kaiser bringen, hat erst P., wie es scheint, eingefügt. Die böse Wasserfahrt, die P. Cap. 72 berichtet, ist den andern (32, 43, 64) so ähnlich, daß selbst die Weigerung der Schiffleute, bei dem voraussichtlich schlimmen Wetter zu fahren, nicht fehlt. Gelang es schon Maximilian nicht immer, wirkliche Unfälle so darzustellen, als wären sie das Werk der bösen Hauptleute, so stellt P. an den Hörer Cap. 52 eine besonders starke Zumuthung: dort schickt Unfalo den Helden auf ein freies Feld in der Voraussicht, daß ein Unwetter losbrechen und ebenda der Blitz einschlagen werde. Auch der Kaiser hatte, wieder durch das Vorbild der mhd. Romane verführt, dialektische und volksthümliche Wendungen möglichst fern gehalten: P. schreitet auf der abschüssigen Bahn dieser steifen Langeweile, die er wol für vornehm hielt, munter fort. Besonders aber nahm er sich der metrischen Form des Gedichts an. Die Wiener Handschriften weisen gut lesbare vierhebige Verse auf, die unbedenklich mehrsilbige Senkungen zulassen. Mit pedantischer Gewissenhaftigkeit regelt P. die Silbenzahl: in der großen Mehrzahl der Capitel haben die Verse je 8 Silben erhalten: nur in den vorderen Partien des Gedichts hat er zuweilen 6= oder 7silbige Verse in größeren Gruppen angewandt. Nach dem Princip der Silbenzählung beurtheilt sind Pfintzing's Verse wol ausnahmslos correct, nur daß nicht jede Synkope und Verschleifung in der Schrift ausgedrückt ist. Lesbarer aber sind Maximilians Verse bei weitem. P. zählt die Silben ab ohne jede Rücksicht auf die Wort= und Satzbetonung: Reime wie Herr: leidér, Klaftér: mêr, Wassér: Heer sind in seinen Augen durchaus unanstößig: so mechanisch und stubenmäßig, so ohne jeden Sinn für Klang und Rhythmus haben wenige deutsche Dichter

ihre Verse gebaut: aber der neunjährige Hoffmannswaldau konnte wohl im Teuerdank lernen, Silben zu zählen. Wäre es nicht ein offenes Geheimniß gewesen, daß der Kaiser selbst Verfasser und Held des Teuerdank sei, wäre nicht die prachtvolle, auch künstlerisch nicht werthlose Ausstattung des Werkes hinzugekommen, — Pfintzing's Verdienst ist es gewiß nicht, daß das langweilige und steifleinene Machwerk seiner Zeit so unbegreiflichen Beifall gefunden hat. — Schon der ersten Ausgabe, aber nicht allen Exemplaren, hat P. einen dürftigen Schlüssel beigegeben, der die Allegorie erklärt und ganz kurz mittheilt, wo sich die einzelnen Begebenheiten zugetragen haben.

Titz, Disquisitio de inclyto libro poetico Theuerdanck, Altdorf 1737. — v. Khautz, Versuch einer Geschichte der österreichischen Gelehrten, Frankfurt 1755, S. 90 fg. — Will, Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon III, 152. — Mit ausführlicher und gelehrter Einleitung ist der Theuerdank herausgegeben von Karl Haltaus, Quedlinburg 1836; Karl Goedeke hat ihn in den 10. Bd. seiner deutschen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts aufgenommen; vgl. auch Uhlands Schriften II, 255 fg. Die oben mehrfach citirten Handschriften der Wiener Hofbibliothek sind die Codd. hist. prof. 148 (jetzt 2806), 149 (jetzt 2867), 488 (jetzt 2889). Roethe.

Pfister: Albrecht und Friedrich P. s. am Schlusse des Bandes.

Pfister: Ferdinand v. P., kurfürstlich hessischer Major, wurde als der Sohn des ersten Geistlichen an der Kirche zu St. Martin in Kassel am 22. Januar 1800 geboren. Die Zeit der Fremdherrschaft, in welche seine Kindheit fiel, zog in ihm den deutschen Sinn und die Liebe für die Heimath groß. Früh körperlich kräftig, trat er, als nach der Leipziger Schlacht in Hessen Truppen zum Kampfe gegen die Franzosen errichtet wurden, als Fahnenjunker bei einem Landwehrregimente ein; seine Eltern hintertrieben indessen die Erfüllung seines Wunsches, mit in den Krieg ziehen zu dürfen. Er kehrte zunächst auf die Schulbank zurück, wurde 1816 Stückjunker bei der kurhessischen Artillerie, am 13. December 1819 Portepee-Stückjunker, am 21. Mai 1821 Officier und 1835 Hauptmann. Einige Jahre später ward die Aufnahme und kartographische Darstellung des Kurfürstenthums in Angriff genommen. Die Leitung der Arbeit war dem Oberst im Generalstabe, Wiegrebe, einem ausgezeichneten Mathematiker und Geodäten, übertragen. Ihm trat als Sectionschef der Meßtischaufnahme P. zur Seite. Was sie schufen, ist ein hervorragendes Werk, dem überall die höchste Anerkennung zu Theil geworden ist; in welchem Ansehen die Leistungen der hessischen Landesvermessung standen, beweist der Umstand, daß Preußen Officiere zu ihrer eigenen Ausbildung an den Arbeiten Theil nehmen ließ. Pfister's Thätigkeit bei derselben, welche vom 23. October 1840 bis zum 27. Februar 1851 dauerte, war eine hervorragende. „Ihm waren die Horizontalen (Niveaulinien) nicht der alleinige Zweck, sondern das Mittel für die mathematische Begründung der Flächenbildungen des Geländes; sein angeborener und gebildeter Blick für die Erkennung der Formen behütete ihn vor Schematismus“, sagt ein im Militär-Wochenblatt Nr. 41 vom 15. Mai 1886 ihm gewidmeter Nachruf. Meister im Crokiren und Zeichnen, arbeitete er anfangs selbst mit, später wirkte er namentlich durch seine Inspicirungen auf den Fortgang des Werkes. Bei diesen Gelegenheiten regte er gleichzeitig zu geschichtlichen und mathematischen Studien und zur Beschäftigung mit der Landeskunde an, für welche er von jeher ein reges Interesse gehabt hatte. Jakob Grimm erwähnt in der Vorrede zu seiner „Deutschen Mythologie“ dankend der Hilfe, welche ein junger Artillerieofficier ihm aus hessischen Quellen geleistet habe; dieser Officier war P.; seine „Landeskunde von Kurhessen“, welche 1840 in zweiter Auflage erschien, legt gleichfalls Zeugniß ab von seinem Interesse für die engere Heimath.

Da führten die Nachwehen des Sturmjahres 1848 für das Officiercorps, welchem P. angehörte, durch des Kriegsministers Haynau ungeschickte Rücksichtslosigkeit eine schwere Zeit herbei. Die Mitglieder desselben sahen sich vor eine Entscheidung gestellt, welche die Mehrzahl von ihnen, darunter den 1849 zum Major beförderten P., veranlaßte, ihren Abschied zu erbitten; ihre unselige Beeidigung auf die Verfassung war die Quelle des Zwiespalts. Nur wenigen ward die Entlastung zu Theil; für die übrigen ordnete der Kurfürst im J. 1851, durch die Bundescommissäre veranlaßt, eine neue Vereidigung an, durch welche das Gelöbniß, die Verfassung zu beobachten, beseitigt wurde. P. konnte diese Aenderung des von ihm geleisteten Eides mit seinem Gewissen und seinen Ansichten über Pflicht und Ehre nicht vereinigen; er forderte von neuem den Abschied, welchen der Kurfürst, zu dem er in den Jahren 1848 und 1849 in ein nahes persönliches Verhältniß getreten war, bewilligte. Josef v. Radowitz, sein früherer Kamerad und Lehrer, unternahm es, für P. eine Anstellung im preußischen Heeresdienste zu erwirken; sein bald darauf erfolgender Tod trat der Verwirklichung des Planes in den Weg. P. verließ nun Hessen und übernahm eine Stelle im Verwaltungsrathe der Thüringischen Eisenbahn, kehrte aber 1860 in die Heimath zurück und erlebte dort das Jahr 1866, dessen Ereignisse er als treuer Anhänger des ihm theueren Staatswesens seines engeren Vaterlandes, aber auch als guter Deutscher, sich vollziehen sah. Die Umwälzung, welche das Jahr hervorrief, brachte ihm ein Gnadengehalt; die preußische Regierung bewilligte es in Berücksichtigung des auf den seiner Zeit ohne Pension Entlassenen ausgeübten Gewissenszwanges. — Außer auf den vorgenannten Gebieten war P. auch als Militärschriftsteller thätig, abgesehen von Aufsätzen in Zeitschriften 2c. erschienen von ihm 1839: „Betrachtungen über die Wichtigkeit der stehenden Heere"; 1845 „Der Feldzug des Regiments Prinz Karl von Hessen auf Morea 1687—88, zur Erinnerung an deutsche Thaten, besonders als Beitrag zur hessischen Kriegsgeschichte"; 1864 der 1. Band eines Werkes „Der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg, als Beitrag zur Heeresgeschichte deutscher Truppen", ein Buch, hervorgegangen aus Pfister's redlichem Sinne und seinem Streben nach Wahrheit; es sollte der vielverbreiteten Lüge von dem Verkaufe der Unterthanen zum Vortheil des landesherrlichen Säckels entgegentreten; 1879 „Landgraf Friedrich II. und sein Hessen", von welchem Werke nur die 1. Lieferung „Der Erbprinz" erschienen ist. Andere Arbeiten sollen handschriftlich in Pfister's Nachlasse sich finden. In seinen letzten sieben Lebensjahren hatte tiefe Finsterniß seinen Geist umnachtet, welchen der überaus kräftige Körper noch auf Erden zurückhielt; von schweren Leiden brachte der am 1. Mai 1886 zu Wolfsanger bei Kassel erfolgte Tod die Erlösung. — Auch seine Söhne, Hermann und Rudolf, sind als Militärschriftsteller, jener auf organisatorischem und kriegsgeschichtlichem, dieser auf artilleristischem Gebiete, aufgetreten. Der erstere ist auch durch seine Bestrebungen für die Reinigung der deutschen Sprache von Fremdwörtern bekannt geworden.

Hessische Morgenzeitung (Abendausg.) Nr. 215, Kassel 10. Mai 1886. — Allg. Militär-Zeitung Nr. 57, Darmstadt 17. Juli 1886. B. Poten.

Pfister: Johann Christian (v.) P. wurde geboren am 11. März 1772 in Pleidelsheim, würt. O. A. Marbach. Er durchlief das niedere Seminar und das Tübinger Stift, wo er sich enge an den späteren Philosophen Schelling anschloß. Seine Neigung zu geschichtlichen Forschungen führte ihn 1803 auf einige Monate nach Wien und hier mit Johannes v. Müller zusammen. Der Eindruck, den er durch diesen erhielt, bestimmte seine Richtung; als Gegenstück zu Müller's Geschichte der Eidgenossenschaft wollte er die des alten Alemannien behandeln. Schon 1803 erschien der erste Theil seiner „Geschichte von Schwaben",

die er 1827 bis zum Jahre 1496 führte, während die „Uebersicht der Geschichte von Schwaben“ (1813) bis zum Ende des 18. Jahrhunderts herabreicht. Pfister's Streben ging dahin, möglichst viel auf die Quellen zurückzugehen und diese für sich selbst reden zu lassen. Dazu fand er in Wien reichliche Gelegenheit, noch mehr, als er von der Regierung den Auftrag erhielt, die Archive der an Würtemberg gefallenen Reichsstädte und Abteien Oberschwabens zu durchmustern und für das Staatsarchiv auszuscheiden. Freilich führte ihn dieses Streben vielfach auf den Abweg, daß er mehr Actenauszüge lieferte, als wirkliche Geschichte und daß er alles, was er in seinen Quellen fand, gern als gleich wichtig behandelte und damit auf Uebersichtlichkeit verzichtete. Am wenigsten zeigt sich dies bei seinem Erstlingswerk, am meisten bei seiner ein kleineres Gebiet verlassenden „Geschichte der Deutschen“ (1830—35), welche die ersten Bände der von Heeren u. Ukert herausgegebenen „Geschichte der europäischen Staaten“ bildete. Würtembergische Geschichte behandeln ferner: „Denkwürdigkeiten der württembergischen und schwäbischen Reformationsgeschichte“ (1817 mit Prälat Schmid herausgegeben), „Herzog Christoph zu Württemberg“ (1819—20), „Eberhard im Bart, erster Herzog von Württemberg“ (1822); allgemeiner sind die „Erinnerungen aus der württembergischen Geschichte oder was hat Württemberg für Deutschland gethan?“ (1814). Seine politisch-kirchliche Stellung — P. wurde 1806 zum Diakonus in Vaihingen, 1813 zum Pfarrer in Untertürkheim, 1832 zum Prälaten und Generalsuperintendenten in Tübingen ernannt — gab ihm Anlaß, sich mit Verfassungsfragen zu beschäftigen; er veröffentlichte einen „Historischen Bericht über das Wesen der Verfassung des ehemaligen Herzogthums Württemberg“ (1816), „Die evangelische Kirche in Württemberg, ihre bisherige Verfassung, ihre neuesten Verhältnisse und Forderungen“ (1821), und nach seinem Tode erschien eine „Geschichte der Verfassung des württembergischen Hauses und Landes“ (1838). In seinen Ansichten allem Extremen feind, wirkte er in der Kammer der Abgeordneten, der er als Prälat angehörte, für Freiheit der Presse, Aufhebung der Censur und eine selbständige Vertretung der evangelischen Kirche. Während seiner Amtsthätigkeit befiel ihn in Stuttgart ein hier herrschendes Fieber und raffte ihn am 30. September 1835 hinweg.

Württembergische Jahrbücher 1835, 188. Eugen Schneider.

Pfizer: Paul Achatius P., geboren am 12. September 1801 zu Stuttgart, † am 30. Juli 1867 zu Tübingen, war der Sohn von Carl Immanuel Gottlob P., damals Amtsschreiber, später Obertribunaldirector zu Stuttgart († 1844) und von Charlotte geb. Heyd. Bis zum 18. Jahre brachte er seine Jugend im elterlichen Hause in Stuttgart zu in den einfachen Verhältnissen eines wohlgeordneten Beamtenhaushaltes; zwei Brüder, zwei Schwestern bildeten den übrigen Geschwisterkreis, alle durch hervorragende geistige Begabung ausgezeichnet; der Vater war ein sehr tüchtiger gründlicher Rechtsgelehrter und rückte allmählich zu einer der höchsten richterlichen Stellen seiner Heimath empor. In der Familie, die zu den angesehenen des Landes gehörte, herrschte reges geistiges Leben, die neuen Erscheinungen der Litteratur, die wichtigen Ereignisse der Politik fanden in dem tüchtigen, dem Idealen zugewandten Kreise lebhaftes Echo; geistige Unabhängigkeit, warmer patriotischer Sinn zeichneten ferner denselben aus. In dem Gymnasium seiner Vaterstadt, das er vom Jahre 1807 bis 1819 besuchte, war der außerordentlich reich begabte, mit vorzüglichem Gedächtniß ausgerüstete Knabe, nach dem treffenden Ausdruck eines Altersgenossen, das Ideal und die Verzweiflung seiner Cameraden. Es gab kein Fach, für welches er besondere Vorliebe gezeigt, besondere Anstrengungen sich zugemuthet hätte, mit einer gewissen spielenden Leichtigkeit machte er sich alle Wissensgegenstände des Gymnasialunterrichts unterthan, und wenn die Empfänglichkeit für

Mathematik vielleicht etwas geringer war, als die für andere Fächer, so war er doch auch hierin bei weitem der Erste. Seine Uebersetzungen ins Lateinische waren mustergültig, den griechischen Dichtern, die er in den Oberclassen mit Vorliebe las, trug er das volle Verständniß eines tief poetisch angelegten Gemüthes, eines für die Schönheit und den Wohlklang der Sprache empfänglichen Ohres entgegen; noch in späteren Jahren wußte er lange Stellen aus seinem Lieblingsdichter Homer im Urtexte anzuführen und der formvollendete Rhythmus seiner Sprache verräth die gründliche Schulung durch die classischen Meister. Doch hat er einmal bei der Gegenüberstellung von Classicismus und Realismus später ein herbes Urtheil über den ersteren gefällt; beim Lesen von Okens Universum empfand er schmerzlich die Lücken seiner realistischen Bildung, welche der vollgepfropfte classische Schulsack nicht ausfüllte (in Brief 18 des Briefwechsels 1. Aufl., in der 2. Aufl. fehlt der ganze Abschnitt). Nach dem Vorbild des Vaters und des älteren Bruders (Karl Pfizer, † 1878 als Präsident des Obertribunals zu Stuttgart) wählte er die Jurisprudenz zu seinem Berufsstudium, ohne eigentlich eine besondere Vorliebe dazu zu empfinden, und in den ersten Studienjahren beschäftigte er sich nur soweit damit, als es die Vorlesungen mit sich brachten, während er höchst umfassende philosophische Studien trieb, in den bisher zurückgestellten Naturwissenschaften sich umsah, u. a. auch eine anatomische Vorlesung hörte. Kant und Fichte wurden gründlich gelesen, mit all der Hingebung seines tiefen Geistes versenkte er sich in Schellings Naturphilosophie, neben welcher Oken den bedeutendsten Eindruck auf ihn machte. Hegel zog ihn nicht an, der Formalismus seines Systems stieß ihn ab. Mit 22 Jahren bestand er mit Auszeichnung das juristische Examen, und wurde sogleich (August 1823) als Secretär in das Justizministerium berufen, dessen Vorstand v. Maucler ihm sehr bald großes Vertrauen schenkte; eine größere Reise, wie es sonst Sitte war nach Vollendung der Studienzeit, unternahm er meines Wissens nicht. Die bei Schwaben häufig sich findende Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit trat bei P. in verstärktem Maße hervor, in sich zurückgezogen, gern schweigsam, zeigte er den reichen Schatz seines Geistes und Gemüthes nicht gern überall, während er sich einem engern Freundeskreise voll erschloß. Der makellos ehrenhafte Charakter, der durchdringende Verstand und die feine, weite Gebiete umspannende Bildung hoben den bescheidenen stillen Jüngling, der aber seines vollen Manneswerthes sich stets bewußt war, überall in die erste Stellung. Leider erschwerte eine angeborene starke nervöse Reizbarkeit den Umgang mit ihm und machte ihm selbst das Leben schwer, sie erfüllte die Näherstehenden mit banger Ahnung, die sich nur allzusehr bewahrheitete, daß ein schweres Kopfleiden sich daraus entwickeln möchte, welches auch auf das für ernste Eindrücke sehr empfängliche Gemüth verhängnißvoll einwirken würde.

Den hohen auf ihn gesetzten Erwartungen hatte P. bisher nicht in gleichem Maße entsprochen, er hatte weder in der Philosophie noch in der Jurisprudenz durch ein hervorragendes Werk sich einen Namen gemacht oder der Wissenschaft eine neue Bahn eröffnet; seine Stärke lag auch nicht in diesen beiden Gebieten, in der Philosophie war er Eklektiker und an einem Weiterbau von Schelling's Naturphilosophie mochte ihn doch sein amtlicher Beruf hindern, welcher einer ausgiebigen Beschäftigung mit den Naturwissenschaften im Wege stand. Auch in der Jurisprudenz verhielt er sich (soweit ich es beurtheilen kann) receptiv, seine volle geistige Kraft setzte er auch nicht in die Beherrschung und Förderung dieser Disciplin ein, während die genaue Kenntniß der rechtlichen Verhältnisse doch die unumgängliche Vorbedingung war für seine spätere landständische und schriftstellerische Thätigkeit. Als er im Herbst 1826 zum Assessor an den Tübinger Gerichtshof befördert wurde und diese Stelle Januar 1827 antrat, schien er

vollständig in die gewöhnliche württembergische Beamtenlaufbahn hineingestellt zu sein, wo er mit regelmäßigem Schritt die höchsten Stufen derselben erklommen hätte. Und doch loderte in dem stillen Jüngling ein ungestilltes, ins Unendliche strebendes Sehnen, das weit entfernt von gewöhnlichem Streberthum weder im Berufe noch in der Philosophie seine Befriedigung fand und nur in tief empfundenen, oft schwermüthig klingenden Gedichten sich offenbarte. In den schönen Kranz begabter Dichter, welche den Stolz Württembergs damals bildeten, Uhland, Justinus Kerner, Gustav Schwab, Karl Mayer, Friedrich Notter, Wilhelm und Hermann Hauff, Wilhelm Waiblinger u. s. w. trat auch er mit seinem jüngeren Bruder Gustav P. (geb. am 29. Juli 1807, noch lebend als Professor a. D. in Stuttgart) als vollberechtigter Genosse ein. Ehe er mit Uhland näher bekannt wurde, stand ihm Friedrich Notter (s. A. D. B. XXIV, 44 f.) am nächsten, ihm übergab er 1823 ein langes Epos in tadellosen Hexametern: Hermann der Cherusker. Notter's leiser Tadel, der das antike Versmaß als wenig geeignet für das deutsche Stück bezeichnete und Anstoß nahm an einem Liebesverhältniß, das mit einer für den Norden kaum möglichen Gluth gezeichnet war, bestimmten den leicht Verletzbaren, das Manuscript zu vernichten; das gleiche Schicksal hatte eine Tragödie: „Fredegunde" aus der „Blut und Mord trunkenen Geschichte der Merowinger". Es mochte eine schmerzliche Enttäuschung für P. sein, als ihm auf diese Weise klar wurde, daß er zum eigentlichen großen Dichter nicht geschaffen sei; es ist mir nicht bekannt, daß er auch später noch den frischen Sprudel seiner Begeisterung, seiner tiefen und reichen Phantasie, seines sehnenden Gemüthes in einem größeren Gedichte ergossen hätte; die Muse blieb ihm aber treu, von seinen lyrischen Gedichten, welche da und dort zerstreut sind (z. B. im Anhang zum Briefwechsel zweier Deutschen) und von welchen manche noch im Manuscript unveröffentlicht vorhanden sind, tragen einige den Stempel hoher Formvollendung, geistreicher Auffassung und edlen Schwungs (z. B. „Einst und jetzt", „der Messias"). Aber das eigentliche, seinem Wesen entsprechende Feld seiner Thätigkeit lag nicht in diesen idealen Gebieten, die ganze Kraft seines Wissens und Nachdenkens, die Gluth seiner Seele und die Sicherheit seines Urtheils offenbarte sich auf dem praktischen Gebiete des politischen Lebens in einer der höchsten Fragen, welche das deutsche Volk bewegten.

Frühjahr 1831 erschien bei Cotta anonym sein erstes und bedeutendstes Werk: „Briefwechsel zweier Deutschen". Von mäßigem Umfang (1. Aufl. 356 S., 2. Aufl. 434 S.) war derselbe aus einem wirklichen Briefwechsel entstanden, welchen P. und Notter in den Jahren 1827—29 miteinander geführt hatten und in welchem die höchsten Probleme der Wissenschaft, die damals bedeutendsten Strömungen der Litteratur besprochen wurden. P. arbeitete die Briefe um, erweiterte, änderte manches und stellte sie als eine Art einführende Einleitung, als theoretischen Theil einer zweiten Reihe von Briefen voran, welche ihn allein zum Verfasser hatten (mit Ausnahme eines kleinen Abschnittes über den Nationalcharakter der Deutschen im 14. Brief) und welche den Zustand Deutschlands in Beziehung auf Litteratur, Kirche, Staat und Leben schilderten und wo er nach einem Excurs über Kosmopolitismus und Nationalität zu der Frage über die zukünftige, den wahren Interessen Deutschlands am meisten entsprechende Gestaltung der großen politischen Verhältnisse des deutschen Vaterlandes überging und diese damit löste, daß eine Trennung Oesterreichs von dem übrigen Deutschland und die Verzichtleistung von Seiten der kleineren deutschen Fürsten auf einen Theil ihrer Souveränität zu Gunsten Preußens, der nationalen deutschen Vormacht, gefordert wurde. Die Schrift, deren Forderungen in solch merkwürdiger Weise sich erfüllt haben, daß man P. mit Recht den Propheten des neuen deutschen Reiches ge-

nannt hat, ist auch jetzt noch in hohem Maße interessant zu lesen; nach der Vorrede zur 2. Aufl. wählte der Verfasser die Form des Zwiegesprächs, um den getragenen Ton einer philosophischen und staatsrechtlichen Abhandlung zu vermeiden und dem Hauptgegenstande, der Sache Deutschlands durch das individuelle Colorit und die leidenschaftlichere Haltung, welche ein Austausch zwischen zwei verschiedenen Persönlichkeiten naturgemäß mit sich bringt, mehr Theilnahme zu verschaffen. Unter dem Namen Friedrich ist P., unter Wilhelm Notter verstanden, aber abgesehen von einer freundschaftlichen Courtoisie, mit welcher P. seinem Gegner Wilhelm die tiefsten, weittragendsten Gedanken in den Mund legt und ihn zum Hauptträger seiner Ideen macht, liegt es in der Dialektik des Zwiegesprächs, das im Grunde ein und derselbe Autor mit sich hält, daß die Freunde hie und da ihre Rollen etwas vertauschen. Das Buch, geschrieben im Ton und Stil eines poetisch begabten, mit allen Meisterwerken der alten und neuen Zeit vertrauten Geistes, ist durchweht von dem wohlthuendsten Hauche patriotischer Begeisterung; wohl versteht er die Geißel zu schwingen über die Gebrechen der Zeit, über die Untugenden seines Volkes, aber auch wenn ihm das Herz wallt über der Zurücksetzung, welche der Deutsche im Auslande erfährt, über die nur allzuhäufige Verleugnung der eigenen Nationalität, durch welche dieser sich selbst brandmarkt, der bittere Ton tritt doch zurück hinter der frohen frischen Hoffnung für des Vaterlandes Zukunft, welche überall durchklingt. Der innere geistige Reichthum, welchen der Verfasser durch seine umfassenden juridischen und philosophischen Studien gesammelt, wird dem Leser mit freigebiger Hand vorgelegt, aber jede Zeile zeugt auch von der scharfen Beobachtung der bestehenden Verhältnisse; es sei nur erinnert an das scharfe Urtheil über Oesterreichs Unfähigkeit, den Kern der neuen Gestaltung für Deutschland zu bilden, an die daran sich schließende treffende Schilderung von Preußen, bis zu seinem System der Volksbewaffnung, „das in seinen Grundsätzen gerechter und in seinen Erfolgen wirksamer und imponirender ist, als irgend ein Militärsystem Europas“. Mit einer Bestimmtheit, welche ihren Grund nicht bloß in der sonnenhellen Klarheit politischer Grundsätze hat, sondern in der Entschiedenheit eines festen Charakters, dem es nicht um theoretische Rechthaberei, sondern um praktische Bethätigung zu thun ist, wird über Oesterreich das Urtheil gesprochen, aber auch dem Repräsentativsysteme seine Schwäche vorgehalten; republikanischen Ideen hält er sich fern, die Triasidee wird in ihrer Schädlichkeit und Nichtigkeit dargestellt. Das Buch, die glänzende Frucht reifen Nachdenkens und staatsmännischer Weitsicht und Klarheit, bildet einen Markstein in der Entwicklung der deutschen Einheitsidee. Dem politischen Leben der Nation, das durch die naturgemäße Erschlaffung nach der furchtbaren Aufregung der Freiheitskriege, durch die Karlsbader Beschlüsse 2c. in stumpfe Gleichgültigkeit versunken war, hatte die Julirevolution neue Antriebe gegeben; die doppelte Strömung der Freiheit und der Einheit, nach constitutionellen Rechten und nach einer engeren Verbindung der deutschen Bundesstaaten ergoß ihre Wellen wieder voller durch die deutschen Lande, der deutsche Bund bot den deutschen Patrioten nicht die gewünschte Form der neuen Gestaltung des neuen Reiches nach dem Zusammenbruch des alten. In diesem Gährungsproceß gebührt P. das Verdienst, mit staatsmännischer Schärfe und Klarheit die Grundlinien gezeichnet zu haben, auf welchen sich ein deutsches Reich in gesunder Entwicklung aufbauen könne; in bedauerlicher Weise schweigen die vorhandenen Quellen darüber, wann P. die Idee zu diesem Werke gefaßt, ob äußere Anregungen dabei wirksam gewesen sind u. ähnl.; bei der ganzen Eigenart des Mannes ist aber ein Einfluß von andern Schriftstellern nicht anzunehmen, die Begründung seiner Idee schließt auch die Annahme aus, daß P. durch die commerzielle Machtstellung angeregt,

welche Preußen durch die Gründung und Ausdehnung seines Zollvereins sich erwarb, diesen Gedanken auf das politische Gebiet übertrug. Diese politischen Gedanken sind Pfizer's persönliches Eigenthum, sie sind die Frucht seines Nachdenkens; das Innerste seines Wesens, seiner politischen Ueberzeugung hat er damit gegeben, und wenn er mit der Aufstellung der preußischen Hegemonie, mit der Forderung von Oesterreichs Ausscheiden kühner die Consequenzen gezogen hat als alle Uebrigen, welche in einem ähnlichen Gedankenkreise sich bewegten, so hat die Geschichte seine Forderungen wahr gemacht, seine Weissagung erfüllt.

Wie vorauszusehen erregte das Buch, dessen Druck G. Schwab bei Cotta vermittelt hatte, großes Aufsehen nach verschiedenen Richtungen; es drückte zwar nicht das aus, was in aller Gedanken lag; bei der Mehrzahl der liberal gesinnten Leser besonders in Süddeutschland wurde die Hervorkehrung der preußischen Spitze übersehen gegenüber den liberalen Anschauungen überhaupt, die darin hervortraten; in Oesterreich wurde es begreiflicherweise verboten; welche Beachtung es in den leitenden Kreisen Preußens fand, ist nicht zu ersehen, für den Verfasser hatte seine Veröffentlichung weittragende Folgen. Der schüchterne stille Mann stand nun auf einmal da nicht etwa als eine Zierde des Richterstandes, sondern als hervorragender, ja genialer Publicist, als politischer Schriftsteller im besten Sinne des Wortes, als Vorkämpfer für freiheitliche und nationale Ideen, er hatte den Boden betreten, auf welchem er mächtiges, unvergängliches leisten konnte, aber im württembergischen Staatsdienste war zunächst seines Bleibens nicht mehr. Die Forderung, daß die andern deutschen Fürsten zu Gunsten Preußens auf einen Theil ihrer Souveränitätsrechte verzichten sollten, hatte den württembergischen Hof aufs peinlichste berührt; von seinem Vorgesetzten über Tendenz und Inhalt seiner Schrift befragt, glaubte P. diese Anfrage mit der Bitte um seine Entlassung beantworten zu müssen. Am 19. Juni 1831 erfolgte dieselbe. Die Frage scheint (nach Notter) von dem P. wohlgesinnten Departementschef nicht so gestellt worden zu sein, daß der Austritt aus dem Staatsdienste ein nothwendiges Gebot der Ehre gewesen wäre; P. scheint denselben auch später bereut zu haben, der Beruf des Richters war als regelmäßige Beschäftigung der angemessenste für seine Natur; Politik, Poesie und Studium wären in den Mußestunden noch völlig zu ihrem Rechte gekommen.

Ein reicher Ersatz für die aufgegebene Stellung wurde ihm dadurch zu Theil, daß er im December 1831 von Tübingen (Stadt) als ihr Vertreter in die Kammer der Abgeordneten gewählt wurde; in der Zwischenzeit bis zum Zusammentritt der Stände gab P. die beiden Schriften heraus: „Gedanken über das Ziel und die Aufgaben des deutschen Liberalismus“, Tübingen 1832 und „Ueber die staatsrechtlichen Verhältnisse Württembergs zum deutschen Bund“, Straßburg 1832. Ihrem innersten Wesen nach ist die erste nichts als eine sehr eindringliche Warnung an den deutschen Liberalismus, trotzdem daß das undeutsche Oesterreich und das absolutistische Preußen die Hoffnung auf die Wiedergeburt der bürgerlichen Freiheit, auf Annahme constitutioneller Principien weiter als je in die Ferne rücken, sich nicht in die Arme von Frankreich zu werfen; die zweite erhielt ihre Beleuchtung durch die „Motion“, welche P. am 13. Februar 1833 in der württembergischen Abgeordnetenkammer stellte. Ein höchst peinlicher Zwischenfall vergällte ihm den Eintritt in dieselbe; als sie am 15. Januar einberufen wurde, ließ König Wilhelm, in dessen Hand jeder neueintretende Abgeordnete der Verfassung gemäß den Eid abzulegen hatte, unter der Hand die Anfrage an P. stellen, ob P. nicht aus der Eröffnungssitzung wegbleibe, da der König es nicht vermöge, ihm persönlich die Hand zu reichen. Nichts lag P. ferner als Trotz oder Haschen nach wohlfeiler Popularität; seinem unbeugsamen Rechtssinn widerstrebte aber das Wegbleiben ohne eine amtliche

königliche Erklärung und da er diese nicht erlangen konnte, theilte er schriftlich dem Könige seinen Vorsatz mit, der Eröffnung anzuwohnen, worauf der König wegen Unwohlseins wegblieb und die Eröffnung durch den Minister Schlayer vornehmen ließ. P. stand nun in der vordersten Reihe der liberalen württembergischen Opposition, Seite an Seite mit Uhland, dem er noch während seines Tübinger Aufenthalts durch G. Schwab's Vermittlung nahe getreten war und in dessen Hause er seitdem häufig verkehrte, mit Römer, A. Schott und anderen; „der Dichtergarten in der Kammer", auf welchen das schwäbische Volk mit innigem Wohlbehagen, mit wahrem Stolz blickte, erfüllte nach besten Kräften seine politische Aufgabe; für P., welcher das ideenreiche Haupt der Versammlung genannt werden kann, war nun die Zeit eingetreten, da er die Einheitsgedanken in den Hintergrund weisend, für constitutionelle Rechte und Freiheiten kämpfen mußte, die er keineswegs gering achtete, aber doch sicher nicht in die erste Linie gestellt hatte. Es lag in den damaligen Zeitverhältnissen, daß eine Stärkung des Constitutionalismus in den kleineren Staaten nothwendig zugleich eine des Particularismus war, schwer genug empfand P. die ganze Tragik dieser Verhältnisse und seiner eigenen Stellung, eine allerdings nur vorübergehende Trübung seiner ursprünglichen Ansicht, wie er sie in dem Briefwechsel ausgesprochen, war die natürliche Folge davon. Am 13. Februar 1833 stellte P. den bekannten Antrag, die sechs Artikel der Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 zur landständischen Verabschiedung zu bringen, eventuell dieselben als ein für Württemberg nicht geltendes Gesetz zu betrachten. Noch hatte die staatsrechtliche Commission, deren Vorstand Uhland war, ihren Bericht darüber nicht erstattet, als der Geheime Rath unter dem 27. Februar jenen Erlaß ergehen ließ, in welchem einzelne Behauptungen der Motion als „ungegründet und ebensowenig mit den Verhältnissen des Königs zum deutschen Bunde, als mit dessen Souveränetätsrechten vereinbar" bezeichnet und daher gegen die Kammer die Erwartung ausgesprochen wurde, sie werde die Pfizer'sche Motion „mit verdientem Unwillen" zurückweisen. Uhland's Antwort an den Geheimen Rath wies dies Ansinnen entschieden zurück (7. März), in würdiger gedankenreicher Rede begründete P. am 11. März seine Motion, nach stürmischen Debatten beschloß die Kammer mit 53 gegen 31 Stimmen die Annahme derselben am 13. März, die Antwort der Regierung war die Auflösung der Kammer (22. März). Diese Folge der Motion war vorauszusehen gewesen und Niemand weniger als P. hatte sich darüber getäuscht, aber wenn er sie damals stellte, am 23. Mai unter veränderten Verhältnissen abermals einen Antrag auf Feststellung der staatsrechtlichen Verhältnisse Württembergs zum deutschen Bunde einbrachte, am 17. Juli motivirte und in den Jahren 1835 und 1838 denselben wiederholte, erfolglos, indem die anders zusammengesetzte Kammer ihn für unbegründet erklärte und ignorirte, so geschah dies doch nicht aus bloßer Rechthaberei, es war vielmehr sein politisches, tiefgekränktes Gewissen, welches sich hierin Luft machte, so viele herbe Enttäuschungen er dadurch erfuhr, es war der Protest eines ächten Vaterlandsfreundes gegen die Unnatur und Trostlosigkeit der damaligen Verhältnisse. Durch einen prachtvollen silbernen Pokal dankte die Tübinger Wählerschaft ihrem Abgeordneten, ein gleiches Ehrengeschenk wurde ihm später von Stuttgart zu Theil.

In die auf den 20. Mai 1833 zusammen berufene Kammer war P. von seiner getreuen Stadt Tübingen abermals, wenn auch nach hartem Wahlkampf, gewählt worden; die liberale Partei hatte aber in derselben nicht mehr die Majorität, der Kampf gegen die Regierung wurde unerquicklicher, auch von Seiten des württembergischen Volkes mit weniger Theilnahme verfolgt; P. selbst

wurde durch die Lage der Dinge, durch das Festhalten an den constitutionellen Rechten und Freiheiten in eine schiefe Stellung gebracht, welche mit dem eigentlichen Kern seiner Ansichten nicht übereinstimmte. So kam es, daß er, der die Wichtigkeit des preußischen Zollvereines für die Einigung Deutschlands klar genug erkannte, doch mit den übrigen Mitgliedern der Opposition gegen den Anschluß Württembergs an denselben stimmte aus constitutionellen Gründen. Wenn er bei der Berathung des Strafgesetzes sich von der liberalen Doctrin trennte und im Princip für die Beibehaltung der Todesstrafe sich aussprach, so war er um so mehr mit seinen Parteigenossen einig, als am 18. Jan. 1838 der hannoversche Verfassungsstreit zur Sprache kam; er unterstützte den Antrag auf einen öffentlichen Ausdruck des Bedauerns, freilich nicht ohne bittern Hinweis auf seine eignen vergeblichen Anstrengungen zur Wahrung der verfassungsmäßigen Rechte der württembergischen Stände. Er selbst war der parlamentarischen Thätigkeit gründlich überdrüssig; er hatte sie nie gesucht und keinen Augenblick gewünscht, sie stimmte mit seinem ganzen Wesen wenig überein; an der Repräsentativverfassung der kleinen Staaten hatte er eigentlich wenig Freude und doch mußte er sie vertheidigen gewissermaßen als den letzten Hort der Freiheit. Er war kein Parlamentarier im eigentlichen Sinn; der leichte Fluß des geborenen Redners stand ihm nicht zu Gebot, ebensowenig die scharf zugespitzte epigrammatische Kunst des Debatters. Als klarer Kopf, als streng geschulter Jurist stellte er, wenn er das Wort ergriff, seinen Mann, kurz, bündig und sachlich waren im Wortgefecht seine Anträge und Erwiderungen, seine eigentlichen Reden bedurften aber längerer, sorgfältiger Vorbereitung, zeichneten sich dann aber auch aus durch den Reichthum der Ideen, ihren formvollendeten Adel in Ausdruck und Stil; der Dichter, dem die Sprache ihre besten Schätze zur Verfügung stellte, der unerschrockene edle Mann, der nur um seiner Ueberzeugung willen, nur der Sache wegen sprach, verleugnete sich auch in den Kammerreden nicht.

Müde der unfruchtbaren Kämpfe nahm P. kein neues Mandat in den Landtag mehr an, zunächst widmete er sich der publicistischen Thätigkeit, welche allerdings auch während der parlamentarischen nicht geruht hatte. 1835 erschien seine Schrift: „Ueber die Entwicklung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch die Verfassung des Bundes“, eine scharfsinnige Zergliederung der Verfassung des deutschen Bundes, deren Unhaltbarkeit und Mängel mit weitem staatsmännischem Blicke dargelegt werden; auch in dieser Schrift ist Preußens deutsche Bestimmung klar ausgesprochen, die Criminaluntersuchung, in welche P. wegen der Schrift verwickelt wurde, endete mit völliger Freisprechung. Eine mehr locale Frage erörterte die Abhandlung: „Das Recht der Steuerverwilligung“, 1836, eine Zusammenfassung seiner Ansichten gab das zweibändige Werk: „Gedanken über Recht, Staat und Kirche“, Stuttgart 1842. Schöpferisch neue Gedanken sind nicht darin ausgesprochen, die Rechtfertigung des constitutionellen Princips ist weit entfernt von der Vertheidigung eines nur formalen Liberalismus, mit jener Gerechtigkeit, welche alle Schriften Pfizer's auszeichnet, erkennt er auch das Wahre in der Demokratie an, überall aber merkt man dem Verfasser an, daß es ihm nicht um theoretische Auseinandersetzungen zu thun ist, sondern daß er einen praktischen Zweck dabei verfolgt, der in dem IV. Abschnitte, dem „Vaterlande“ zu Tage tritt. In vorzüglicher Weise wird hier der Charakter der Deutschen geschildert, der Mangel eines gemeinsamen Vaterlandes beklagt, über die Trostlosigkeit der Kleinstaaterei und der politischen Gleichgültigkeit und Unklarheit ein scharfes Gericht gehalten; aber der Schmerz des Patrioten klingt nicht verzweiflungsvoll, überall bricht der Glaube an die einstige Größe und Macht des geeinten Vaterlandes hervor, der Lieblingsgedanke ist auch hier, Preußen als constitutionellen Staat an Deutschlands Spitze zu sehen. Die Abhandlung, 1845

auch separat erschienen, wirkt jetzt noch in ihren allgemeinen Theilen begeisternd durch ihre Wärme, die edle Sprache und den siegreichen Ton überzeugender Wahrheit. In dem Maße, wie das Werk verdiente, wurde es nicht beachtet (es dürfte nicht unerwähnt bleiben, daß am 3. April 1849 beim Empfang der Kaiserdeputation in Berlin die damalige Prinzessin von Preußen, die jetzige Kaiserin Augusta, die es mit lebhaftem Interesse gelesen hatte, den Verfasser grüßen ließ). P. befand sich auf immer einsameren Pfaden, nur zu sehr erfüllte sich an ihm sein eigenes Wort: der bessere Mensch fühlt sich gezwungen, alles Leben und Streben schwer und ernsthaft zu nehmen. Seine schriftstellerische Thätigkeit hatte ihn zwar in die vorderste Linie der Publicisten gestellt, aber sie befriedigte ihn nicht, ersetzte nicht den Mangel einer regelmäßigen Thätigkeit, gewährte ihm auch nur geringen materiellen Vortheil. So griff er, wohl widerwillig, zur Advocatur, gab sie aber bald wieder auf (1843/4); 1846 bot ihm Minister Schlayer, der so viel von ihm bekämpfte, die durch Rob. Mohl's Abgang erledigte Professur des Staatsrechts in Tübingen an, P. fühlte sich körperlich schon zu leidend, wollte auch in kein Abhängigkeitsverhältniß treten und lehnte die Stelle ab. Dagegen nahm er 1846 die eines rechtskundigen Gehilfen des Stadtschultheißen in Stuttgart an, aber die Stelle blieb eine untergeordnete und das Entscheiden über Bagatellsachen war seiner Begabung, sowie der ganzen Stellung, welche er bisher eingenommen hatte, unwürdig. Die Sitzungen des Stuttgarter Gemeinderaths, zu dessen Mitglied er gewählt wurde, besuchte er regelmäßig, ebenso wie er bis zum Jahre 1848 die Vorstandschaft des neugegründeten Handelsschiedsgerichts gerne bekleidete. Das Ehrenbürgerrecht der Stadt Stuttgart war der Lohn seines gemeinnützigen Wirkens.

Mit dem Sturm des Jahres 1848 schien die Zeit gekommen zu sein, welche nicht nur seine Wünsche und Hoffnungen eines einigen Vaterlandes erfüllte, sondern ebenso ihm die gebührende Stellung brachte; sein Name vom besten Klange war eine Bürgschaft dafür, daß es der württembergischen Regierung mit der Bildung eines liberalen Ministeriums Ernst sei, ebenso galt seine nie bezweifelte Loyalität für eine Stütze des Thrones. Sein Freund Duvernoy verlangte seinen Eintritt in das neuzubildende (März-)Ministerium, am 8. März wurde er von Tübingen, wo er sich zufällig aufhielt, durch einen Eilboten nach Stuttgart beschieden, übereinstimmend mit Duvernoy verlangte er Fr. Römers Eintritt, welcher dem Ministerium seinen Namen gab (9. März). Das Programm, mit welchem das neue Ministerium vor das Volk trat (11. März), war von P. verfaßt; er hatte das Cultusministerium übernommen, aber diese Aufgabe ging weit über seine körperlichen Kräfte, er vermochte die Last der einstürmenden Geschäfte nicht zu überwältigen, da die neue Zeit neue Organisationen (z. B. Ablösung der Zehnten u. s. w.) verlangte. Bedenkliche schlagartige Anfälle trafen ihn, welche ihm das Arbeiten beinahe unmöglich machten und den persönlichen Vortrag beim Könige verboten. Auch im Vorparlament, wie der Frankfurter Nationalversammlung selbst, wohin er als Abgeordneter von Stuttgart gesandt wurde, spielte er keine Rolle, er trat nicht als Redner auf und dem verfassunggebenden Ausschuß gehörte er nur kurze Zeit an. Mit gesenktem Kopfe, ziemlich theilnahmlos, sah man ihn in den Sitzungen der Paulskirche, bis ein neuer Krankheitsfall nöthigte, ihn nach Stuttgart zu verbringen. Am 13. August bat er um seine Entlassung aus dem Ministerium, welche ihm von König Wilhelm unter freundlichen Dankesbezeigungen gewährt wurde; der Rücktritt in den Staatsdienst wurde ihm offen behalten, die angebotene Pension lehnte er ab. Herbst 1851 meldete er sich um die Stelle eines Oberjustizrathes beim Gerichtshof in Tübingen, er erhielt sie, aber schon am 1. Aug. 1858 mußte er sie

wegen zunehmender Kränklichkeit wieder aufgeben; mit geringer Pension bedacht, verbrachte er einsam, von zunehmenden körperlichen Leiden gedrückt, den Abend seines Lebens in Tübingen; die hohe schlanke Gestalt war etwas vorgebogen, der Kopf mit der massigen Stirne schien unter fortwährendem Drucke zu leiden, das Auge hatte einen starren Ausdruck angenommen, den sprechenden Zeugen eines schweren Nervenleidens, welches allmählich seine Gesundheit untergrub. Aber auch in diesen letzten Jahren nahm er lebhaften Antheil an der Entwicklung der deutschen Verhältnisse, wie früher suchte er durch schriftstellerische Thätigkeit zu wirken, es gab Zeiten, in welchen sein Geist so frisch, scharf und klar wie früher sich in seinen Schriften zeigte. 1848 verlangte er in der Broschüre: „Beiträge zur Feststellung der deutschen Reichsgewalt", daß die Oberleitung der deutschen Angelegenheiten vorerst (bis 1851) der preußischen Regierung übertragen werde, die steigende Macht der Demokratie in Süddeutschland, der Hader in der Nationalversammlung, deren Machtlosigkeit offen zu Tage lag, das Verhalten der Oesterreicher in Frankfurt und die Unterdrückung der Revolution in Oesterreich konnten das Vertrauen, welches er auf Preußen, als den Einigungspunkt setzte, nur stärken. An der Versammlung in Gotha am 26. Juni 1849 konnte er wegen Kränklichkeit nicht theilnehmen, das dort formulirte Programm war im Grunde kein anderes, als das von ihm seit Jahren verkündete; in einem offenen Briefe an Heinrich v. Gagern empfahl er auch die Annahme der preußischen Verfassungsvorschläge und in dem Aufsatz: „Preußen und Oesterreich in ihrem Verhältniß zu Deutschland" (in der Germania 1851) focht er abermals lebhaft für Preußens Hegemonie. Die Nachgibigkeit dieser Großmacht in der schleswig-holsteinschen Frage, die Demüthigung von Olmütz, der Absolutismus von Manteuffel, schien seine Behauptungen und Forderungen völlig Lügen zu strafen, in der Schrift: „Deutschlands Aussichten im Februar 1851" machte er seinem tiefen Unwillen Luft, der Glaube an Preußens Mission schien auch ihm für den Augenblick geschwunden zu sein. Die Schrift war so scharf, daß sie in Preußen verboten wurde. Ein volles Jahrzehnt ruhte Pfizer's Feder; die Ereignisse von 1859, der Anfang der Einigung Italiens, die Veränderungen in Preußen veranlaßten ihn 1862 noch einmal, das Wort zu nehmen in der frischen, die alte Kraft verrathenden Broschüre: „Zur deutschen Verfassungsfrage". Stuttgart 1862. Wiederum sei Deutschland vor die Alternative gestellt: Preußen oder Oesterreich; alle wesentlichen Gründe sprechen für Preußen und selbst wenn Preußen viel gesündigt und versäumt habe, so bleibe doch kein Ziel, auf welches die Weltgeschichte einmal hinarbeitete, unerreicht und es wäre wider die Natur der menschlichen Dinge, wenn die ganze gewaltige Bewegung nach der deutschen Einheit für immer in den Sand verliefe. —

Diese frohe Hoffnung, welche P. auch in den trübsten Zeiten festhielt, täuschte nicht; es war ihm vergönnt, 1866 den Triumph der Sache Preußens zu erleben, voll empfand er die Bedeutung jener Zeit, wenn er auch zu schwach war, in irgend einer Weise diesem Gefühle öffentlich Ausdruck zu geben. Ein einsamer Clausner, wie er sich selbst genannt, von steigenden Leiden gequält, brachte er seine Tage in seiner sehr bescheidenen Wohnung in Tübingen zu; mit Uhland stand er im nächsten Verkehr, die treue Freundschaft der Beiden hatte durch die Verschiedenheit ihrer politischen Ansichten in Beziehung auf die preußische Vorherrschaft keinen Stoß erlitten. Kleine Reisen (nach Karlsbad, Wiesbaden und zu den in Stuttgart lebenden Geschwistern) boten hie und da Abwechslung in dem Einerlei dieses einsamen Lebens (P. war nie vermählt), aber immer tiefer senkte sich die geistige Umnachtung auf den reichen Geist. Am 30. Juli 1867 Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr starb er nach kurzer Krank-

heit; am 1. August wurde er beerdigt, die deutschen Farben und der wohlverdiente Lorbeer schmückten mit Recht seine letzte Ruhestätte.

P. ist der bedeutendste politische Denker Süddeutschlands in diesem Jahrhundert; seinen originalen großartigen weitausblickenden Gedanken brachte es keinen Abbruch, daß er kein praktischer Staatsmann war, seine Thätigkeit war der Hauptsache nach nur eine publicistische, aber sie war eine reiche und wichtige; er streute mit vollen Händen jene Ideen aus, welche immer mehr Gemeingut eines großen Theils der Nation wurden und die jetzt gekommene Erfüllung vorbereiteten und möglich machten: mit Recht ziert sein Bild das (provisorische) Reichstagsgebäude des neuen deutschen Reiches, denn von den Männern der Feder hat er am meisten zum Zustandekommen desselben beigetragen. Eine reizbare verhängnißvolle Tiefe des Gemüthes ließ den Reichthum des ganzen Wesens nie zur vollen Entfaltung kommen und führte, verbunden mit den äußeren Verhältnissen jenes Unbefriedigtsein herbei, welches diesem Leben den harmonischen Eindruck raubt; aber entschiedener Unabhängigkeitssinn, hervorgegangen aus schwäbischem Freiheits- und altwürttembergischem Rechtsgefühl, verband sich bei ihm mit reicher Vaterlandsliebe, die strengste Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit zierte den Charakter ebenso wie die reichsten Gaben den Geist.

Eine seiner würdige Biographie hat P. noch nicht gefunden; das Vorstehende ist besonders entnommen dem genauen Nekrolog, den Fr. Notter von ihm gab, Schwäbischer Merkur 1867. Chronik Nr. 213 u. 214 und dem vortrefflichen Bilde Pfizer's von W. Lang in: Von und aus Schwaben. H. 1. 1885.

Theodor Schott.

Pflanz: Benedict Alois P., katholischer Geistlicher, geb. am 25. November 1797 zu Espachweiler im Oberamt Ellwangen, † am 24. November 1844 zu Schörzingen im Oberamt Spaichingen. Er machte seine vorbereitenden Studien 1808—15 an dem Gymnasium und Lyceum zu Ellwangen, begann dann seine theologischen Studien an der dortigen katholisch-theologischen Facultät und siedelte mit dieser 1817 nach Tübingen über, wo er zugleich Philologie studirte. Im J. 1819 trat er in das Seminar zu Rottenburg und wurde dort am 20. September 1820 zum Priester geweiht. Nachdem er einige Jahre als Hülfsgeistlicher und Hülfslehrer am Gymnasium beschäftigt gewesen, wurde er 1826 Präceptor und 1828 Professor am Gymnasium zu Rottweil. 1831 und 1833 wurde er dort zum Abgeordneten für die würtembergische Kammer gewählt. Er betheiligte sich lebhaft an den Verhandlungen über kirchliche Fragen, namentlich über den Antrag auf Aufhebung des katholischen Kirchenrathes, veröffentlichte auch 1833 eine Schrift „Ueber die Ausübung des Schutz- und Oberaufsichtsrechtes protestantischer Fürsten über ihre katholischen Landeskirchen durch eigene, aus Katholiken bestehende Collegien, mit besonderer Rücksicht auf Würtemberg". Ende 1836 wurde er Pfarrer zu Moosheim, im Frühjahr 1843 zu Schörzingen. P. ist einer der letzten litterarischen Vertreter der Wessenbergischen Richtung unter den süddeutschen Geistlichen, namentlich als Herausgeber der „Freimüthigen Blätter über Theologie und Kirchenthum", die 1830 von einer Gesellschaft begründet wurden, welche sich noch in demselben Jahre wieder auflöste, und die P. bis zu seinem Tode leitete (der 1844 erschienene letzte, 27. oder der Neuen Folge 24. Band, enthält S. 343 seinen Nekrolog). Außerdem veröffentlichte er: „Ueber das religiöse und kirchliche Leben in Frankreich", 1836 (nach einer Reise nach Paris und der Normandie im J. 1835 geschrieben); „Der römische Stuhl und die Kölner Angelegenheit", 2. Aufl. 1838; „Dr. Fridolin Hubers (s. A. D. B. XIII, 231) Leben und litterarisches Wirken", 1839.

Reusch.

Pfleiderer: Christoph Friedrich v. P., Mathematiker, geboren am 20. October 1736 in Kirchheim unter Teck (Würtemberg), † am 27. Septbr. 1821 in Tübingen. Sohn des Amtschirurgen Christoph P., Neffe des Präceptor's Kaiser, erhielt P. eine gründliche Schulbildung, die er in Blaubeuren, Babenhausen und in Tübingen vervollkommnete. Sein Lehrer in den mathematischen Wissenschaften war Johann Kies (s. A. D. B. XV, 725), unter dessen Vorsitz er 1757 mit einer astronomischen Abhandlung promovirte. Die folgenden fünf Jahre brachte P. in Tübingen theils im Seminare, theils als Hauslehrer zu, 1763 begab er sich nach Genf zu dem berühmten Mathematiker Lesage. Auf des Letzteren Empfehlung kam P. 1766 nach Warschau an die dort neuerrichtete Militärakademie. 1774 verband er mit seiner bisherigen Professur der Mathematik und Physik die Direction des königl. polnischen Cadettencorps. Ebenso wurde er Mitglied einer zur Abfassung und Prüfung von Schulbüchern eingesetzten Commission. 1781 erhielt P. einen Ruf nach Tübingen (Kies war am 29. Juli dieses Jahres gestorben), und in so angenehmen Verhältnissen er auch in Polen lebte, wo er der Hochachtung und Zuneigung des Königs Stanislaus Augustus, sowie Aller, mit denen er in Verkehr war, sich erfreute, zögerte er doch keinen Augenblick, in die Heimath zurückzukehren. Er gehörte nun noch 40 Jahre der Hochschule an, von der er als junger Doctor ausgegangen war. Die ersten zehn Jahre wirkte er in frischester Gesundheit. 1791 befiel ihn nach dem Tode eines geliebten Sohnes ein heftiges Schleimfieber, und von da wurden Krankheitsanfälle immer häufiger bei ihm. Sie vermochten seine Lehrthätigkeit nicht zu hemmen; ja als später körperliche Schwäche und schwindendes Augenlicht ihn am Ausgehen verhinderten, setzte er seine Vorlesungen zu Hause fort. Unter den verschiedenen Auszeichnungen, die er erhielt, verlieh der Orden der Würtembergischen Krone ihm den Adel. P. war in der Mathematik als Lehrer wie als Schriftsteller vorzugsweise Geometer der antiken Schule. Am bekanntesten sind seine Anmerkungen zu den Elementen des Euklid, welche erstmalig durch P. selbst in allmählich erscheinenden Heften, dann wiederholt 1827 unter Benutzung des handschriftlichen Nachlasses durch Hauber (s. A. D. B. XI, 38) herausgegeben wurden. „Die ebene Trigonometrie mit Anwendungen und Beyträgen zur Geschichte derselben" (Tübingen 1802) kennt Poggendorff's Biogr.-literar. Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften II, 432 nicht. Gleichwohl ist es ein vortreffliches Buch, aus dessen zahlreichen Anmerkungen insbesondere man auch heute noch recht Vieles lernen kann.

Vgl. Würtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie, herausgegeben von J. D. G. Memminger. Jahrgang 1823. S. 61—66. Cantor.

Pflug: Johann Bapt. P., „schwäbischer Genremaler", geb. als Sohn achtbarer Bürgersleute am 13. Februar 1785 und † den 30. Mai 1866 zu Biberach in Oberschwaben, der ehemaligen Reichs- jetzt württembergischen Oberamts-Stadt, aus welcher schon so viele namhafte Künstler hervorgegangen sind; besuchte zunächst die Schulen seiner Vaterstadt. Schon frühzeitig regte sich in dem aufgeweckten angehenden Lateinschüler der unwiderstehliche — wol durch die vielen in buntem Wechsel sich vollziehenden Truppendurchzüge geweckte — Hang zum Zeichnen und Malen, obwol ein eigentlicher Zeichnungsunterricht in Biberach damals noch nicht bestand, indem er für seine Mitschüler durchziehende Soldaten &c. abzeichnete, auch in Farben darstellte und so ein kleines Taschengeld sich verschaffte. Daneben hatte er auch an Musik und Gesang große Freude und das wurde insofern für ihn von Bedeutung, als er zunächst unter die „Singknaben" seiner Vaterstadt und im J. 1797 unter die „Chorknaben" des Benedictiner-

reichsstifts Weingarten aufgenommen wurde, wodurch für ihn zugleich die Aussicht sich eröffnete, in der dortigen stark besuchten und mit einem Pensionat verbundenen Klosterschule kostenfrei die Vorstudien zum geistlichen Stande treiben zu können. Der hier durch den P. Rup. Dick ertheilte Zeichenunterricht beschränkte sich zwar einzig auf Architektur, allein der „Klosterstudent“ setzte neben seinen eigentlichen Studien für sich seine Zeichnereien und Malereien fort, wozu ihm nicht bloß das eine Welt im Kleinen bildende Klosterleben selbst, die feierliche Vollentfaltung des katholischen Cultus in der majestätischen Stiftskirche, die Processionen und Passionsspiele, der grandiose „Blutritt“ 2c., sondern auch die nahen Kämpfe und Schlachten, die vielfachen Truppendurchmärsche, so namentlich im J. 1799 das Korsakow'schen Armeecorps mit seinen Kosaken, Kalmücken, uralischen Tataren u. s. w., wo er u. A. den greisen Kriegshelden Suwarow auf seiner Kibitke durch Weingarten fahren sah, reiche Anregung gaben und ihm eine Menge neuer Eindrücke brachten. Da erfolgte im J. 1803 plötzlich die Aufhebung der Reichsabtei und die Aussicht auf das Weiterstudium und dereinst auf den geistlichen Stand war ihm benommen. Da aber regte sich der Drang, sich ganz der Kunst zu widmen, mit einem Male erst recht in ihm. Allein seine Eltern bestimmten ihn zu dem damals einträglichen Gewerbe eines Bortenwirkers. So mußte der bereits mit einer tüchtigen allgemeinen Vorbildung versehene Kunstjünger, den Kunstdrang im Herzen, mißmuthig und verdroßen ein trauriges Jahr in der Lehre zubringen, in welcher er übrigens die Freistunden immer mit Zeichnen und Malen in Wasserfarben ausfüllte und hatte als Bortenmacherlehrling auf einige Zeit die nicht minder schwere Kunst der Entsagung zu üben. Da trat unverhofft eine günstige Wendung seines Geschickes ein. Der nach Aufhebung des Buchauer fürstlichen Damenstiftes in Biberach lebende Geheimrath Scheffold ward bei einem Besuche im Pflug'schen Hause zufällig auf die Zeichnungen des jungen Mannes aufmerksam und erkannte alsbald dessen keimendes Talent. Er bewog die Eltern, ihn seinem Vater, einem Kirchenmaler, in die Lehre zu geben, während der Geheimrath selbst ihm in der Theorie und den Hülfswissenschaften der Malerei Unterweisung gab und seinen Geschmack zu bilden suchte. Alsbald — wohl etwas zu früh — machte der Jüngling sich ans Copiren von Bildern theils aus der Scheffold'schen Gemäldesammlung, in welcher sich meist Genrestücke eines Malers Hermann aus Freiburg i. B. befanden, theils aus der ansehnlichen gräflich Stadion'schen Galerie in dem nahen Warthausen. Namentlich hatte er sich durch die Copie eines originellen Gemäldes von unbekanntem Meister bemerklich gemacht, welches die „fünf Sinne“ durch allegorische lebensgroße Figuren in sehr realistischer kräftig wirkender Ausführung darstellte: Geschmack und Geruch durch einen kahlköpfigen Alten, der eine Pfeife raucht, während ein Hund an ihm aufspringt; das Gefühl durch einen Burschen der eine Dirne umfaßt, Gesicht und Gehör durch zwei Musikanten, von denen der Alte begehrlich in seinen Bierkrug schaut während der junge die Flöte bläst. Mit dem aus diesen Copieen gewonnenen Gelde konnte er, nachdem er von einer schon das Jahr zuvor in dieser Absicht dorthin unternommenen Reise infolge des Krieges hatte wieder zurückkehren müssen, im J. 1806 sich behufs seiner weiteren Ausbildung nach München aufmachen, woselbst er nach erstandener Prüfung und Vorweisung einiger seiner bisherigen Leistungen in die damals unter der Leitung des Bildhauers Roman Boos stehende, freilich noch in bescheidenen Anfängen sich haltende Akademie der bildenden Künste als Zögling aufgenommen wurde. Hier ward mit allem Ernst und Fleiß bei Tag nach der Antike, Abends nach dem lebenden Modell gezeichnet und nebenbei in der unter Christian v. Mannlich und dem Inspector Brulliot stehenden Gemäldegalerie, zu der P. gleichfalls Zutritt erhalten, welche

aber freilich damals nur ein Schatten von dem war, was sie heute ist, die Lieblingsmeister zum Studium ausgesucht, um nach ihrem Vorbild dereinst seinen eigenen Weg einzuschlagen. Nach nicht langem Schwanken zwischen Historien- und Genre-Malerei hatten es ihm besonders die in der Galerie damals schon gut vertretenen „Niederländer“, „welche den vierten Stand in der Kunst erst erschaffen haben“, mit ihrer Naturwahrheit und dem Zauber ihres Colorits angethan, und war somit die Entscheidung getroffen. Zuerst ging er an die Bilder von Teniers, dann an Ostade und Brouwer, weiterhin an Gerh. Dow, Franz Mieris, Gerh. Terburg und Kaspar Netscher ꝛc. und bemühte sich durch fleißiges Studiren und Copiren in ihre Eigenthümlichkeit einzudringen. Bald war er mit den in der Galerie arbeitenden Malern bekannt; mit manchen, wie mit den Brüdern Angelo und Domenico Quaglio, in deren elterlichem Hause er viel verkehrte, mit Frank, Piloty, Albrecht Adam, Strixner ꝛc., verband ihn Freundschaft. Sogar der damalige Kronprinz, nachmalige König Ludwig I, der große Künstlermäcen interessirte sich für den jungen Mann. So lebte er in Isar-Athen ein frohes Künstlerleben, lebte und webte in der Kunst und verwendete solchen Fleiß auf die Copien seiner Vorbilder, daß er auf dieselben alsbald selbst in München Bestellungen erhielt, wodurch so wie durch andere gelegentlich gefertigte Bildnisse, er die Mittel des Unterhaltes vermehren und seinen Aufenthalt in der Kunststadt verlängern konnte. Bis 1809 blieb er in dem damals politisch bedeutend erregten München; in diesem Jahre vertrieb ihn der Kriegssturm, infolge dessen u. A. die Bilder geflüchtet wurden, zu frühe für seine noch nicht vollendete Ausbildung. In der Heimath angelangt, beschäftigte er sich eine Zeitlang mit Porträtmalen, mit Costümbildern in der Art der „Niederländer“, faßte aber noch im selben Jahre seiner Rückkehr den Entschluß, auf Reisen (u. A. auch nach Wien) zu gehen, allein — es sollte anders kommen. Noch im September des J. 1810 wurde er als Zeichnungslehrer in seiner Vaterstadt angestellt, wobei ihm neben einer gesicherten Existenz noch Zeit genug für die Kunst übrig blieb. Zwei Jahre darauf verehelichte er sich mit der ehrsamen Jungfer Theresia Käufer, der ehemaligen Kammerzofe der letzten Buchauer Fürstäbtissin, der geistreichen Gräfin Maximiliana von Stadion, einem wackeren und intelligenten Wesen, welches ganz zu ihm paßte, ihm auch gar Manches vom Buchauer Hofe zu erzählen wußte und deren Bildniß in der damaligen reichen oberschwäbischen Tracht er noch im gleichen Jahre malte. Die Anstellung und die Gründung eines eigenen Hausstandes ließen ihn nun nicht mehr von seiner Vaterstadt, an welcher wie überhaupt an seiner oberschwäbischen Heimath er mit allen Fasern seines Herzens hing, loskommen. So war er darauf angewiesen, in dem damaligen engbegrenzten Stilleben einer Kleinstadt und in einfach-bürgerlichen Verhältnissen für seine Kunst eine entsprechende Richtung zu suchen. Und — diese fand er, durch das Studium der „Niederländer“ von selbst darauf hingeführt, mit glücklichem Griffe im eigenen Land und Volke, in dessen Leben und Treiben, Sitten und Bräuchen, dabei indeß keineswegs mit blinder Nachahmung verfahrend, sondern ganz selbständig seine eigenen Bahnen wandelnd. Wer weiß, ob es, wie man schon hin und wieder gemeint hat, nur gut für P. und seine künstlerische Entwicklung gewesen wäre, wenn er seiner Heimath den Rücken gekehrt und eine andere Wirkungsstätte, etwa in einer größeren Stadt, sich ausgesucht hätte! Nach seiner eigenen Versicherung bot sich ihm das Leben so reich dar als den „Niederländern“, fast noch mannigfaltiger; er griff zu, wo es ihm gefiel; wohl konnte er dann und wann verwundert fragen, wie es doch komme, daß man neuere Künstler oft über Mangel an Stoff klagen höre, da ja die Beobachtung des Lebens um sie her ihnen denselben in so unerschöpflicher Fülle liefere. — Zunächst boten die

ihm von früher Jugend an gebliebenen Eindrücke und Erinnerungen an die bewegten langen Kriegszeiten und an die alte Reichsstadt Anregung genug für seine Malerthätigkeit und reichliche Vorwürfe, — hatte er doch seit dem J. 1793, wo zuerst Kroaten, „Rothmäntel“ und Panduren, durch Biberach und Oberschwaben marschirten, bis zum J. 1815, sowol in seiner Vaterstadt, vor deren Thoren er selbst im J. 1796 einen heftigen Kampf wüthen sah, als zu Weingarten und München Truppen aller Art, die selige Reichsarmee, Oesterreicher, Deutsche, Franzosen, Italiener, Spanier, Russen mit ihren noch halbwilden Völkern beinahe in einem fort und im buntesten Wechsel an sich vorüberziehen sehen! Wie dieses militärische Leben und Treiben schon in dem Knaben die erste Lust zum Malen geweckt hatte, so reichte es auch dem angehenden Künstler Stoff um Stoff für sein Skizzenbuch. Eine Menge soldatischer Scenen ging aus dieser Anschauung hervor, bald wenige Figuren, bald ganze Trupps, im Gefecht, Bivouac, Lager oder auf dem Marsch, alle in Uniformirung, Haltung und Nationaltypus bis ins Einzelnste naturgetreu dargestellt. Als größere Compositionen entstanden so: „Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aspern“, (auf Holz und im Besitze des Grafen Reuttner v. Weyl in Achstetten), virtuos bis auf den letzten Knopf und die letzte Borte gemalt und wol das beste Schlachtenbild des Meisters, von ihm selbst in seinen Memoiren (II, S. 110) brillant beschrieben; der kurz vor seinem Ableben im Farbendruck vervielfältigte ebenfalls in den Memoiren (II, S. 110—12) erklärte „Kriegsrath des Erzherzogs Karl in dem Hause des Söldners Hescheler zu Otterswang im März 1799“, für welches jetzt im fürstlichen Hohenzollernschen Museum zu Sigmaringen befindliche Bild P. immer eine große Vorliebe hegte und von welchem er sich zeitlebens nicht zu trennen vermochte; „alle die Gefühle — sagt er selbst, — die ich von Jugend für diesen Helden hatte, mit den gewissenhaftesten Pinselstrichen hab' ich sie hineingemalt“; „der Rheinübergang der Württemberger bei Kehl im J. 1815“ in der königl. Staatsgallerie, das figurenreichste seiner militärischen Stücke; „die Schlachten bei Ostrach und Stockach ꝛc.“ Doch sind dies keine Schlachtenbilder, wie sie in neuer Zeit z. B. von den Bataillemalern A. v. Werner, Bleibtreu, Camphausen, Faber du Faur, L. Braun, Franz Adam, Heinr. Lang, Meissonier, Alf. de Neuville, Dupray, Detaille ꝛc. geschaffen worden sind. Es kommt P. nicht, wie den letzteren, auf eine möglichst naturgetreue, lebendige Wiedergabe des Schlachtfeldes und eines entscheidenden Augenblickes im Kampfe an, sondern auf die Darstellung des idealen Bildes, das er sich von der Schlacht macht, wie er ja auch den meisten von ihm dargestellten Kämpfen persönlich nicht angewohnt hat. Eines tritt unverkennbar in diesen Bildern hervor — der Gedanke, altösterreichischer Tapferkeit und Kriegsruhme ein Denkmal zu setzen und vor Allem, seinem und der Oberschwaben Liebling, den Erzherzog Karl zu verherrlichen —, sah der mit seinen Landsleuten allezeit gut kaiserlich gesinnte Patriot P. doch in diesem Helden, an dessen Person sich in Vorderösterreich die letzten Nationalgefühle und Kaisergedanken mit einer Innigkeit und Schwärmerei hängten, wie sie einst nur dem „Prinz Eugen, dem edlen Ritter“ entgegengebracht worden waren, den letzten Connetable des untergehenden hl. römischen Reiches deutscher Nation. Diese österreichischen Traditionen, in welchen P. aufgewachsen war, führten ihn späterhin von selbst den großdeutschen Anschauungen zu, welchen er Zeit seines Lebens, wenn er auch an der Politik keinen activen Antheil nahm, zugethan blieb. Die österreichisch-italienischen Feldzüge von 1848/49 und 1859 brachten sein patriotisches Blut noch mächtig zum Wallen; da — im Feldlager Radetzky's wäre der „Alte“ am Platze gewesen! Allein — wer dachte da an den stillen bescheidenen, freilich auch schon hoch betagten P.?! — Noch eine

Reihe kleinerer, gleichfalls meist patriotisch gehaltener Kriegsscenen und Gefechtsbilder wären hervorzuheben, wie z. B. die „Plünderung des Pfarrdorfes Alberweiler durch die Franzosen"; der „Rückzug der französischen Armee aus Deutschland im J. 1796"; „Gefecht zwischen republikanischen Truppen und Condéern am Olzreuter See bei Schussenried im J. 1799"; „Austheilung der Veteranenmedaillen bei Laupertshausen im J. 1843"; „Tanz alter Veteranen in Ringschnait", ein rührendes Bildchen — wie das Laupertshauser mehr ein militärisches Genrestück. In diesen Bildchen herrscht größtentheils Leben und Bewegung in einer Weise, die an die besten italienischen und französischen Meister dieses Faches gemahnt. Dazu nicht wenig Militärscenen in Aquarellmanier, in welcher P. gleichfalls mit Erfolg arbeitete und von welchen wir nur eine, die drastischreichhaltige, nicht ohne polemische Tendenz gehaltene Composition mit Pflug's eigener Unterschrift: „So wurde von den Neufranken im J. 1796 die Freiheit im Schwabenlande verkündigt!" mit anderen im Besitze von Graf Reuttner nennen wollen. Zahllos vollends waren die gemalten Skizzen, welche er von einzelnen Kriegern verfertigte. Denn bald wurde es unter den durchziehenden Kriegsvölkern bekannt, daß sich in Biberach ein Maler befinde, der trefflich abzubilden verstehe; und Deutsche, Russen, Böhmen und „Rothmäntel" suchten den Künstler auf und bedrängten ihn, sie „abzuschreiben" und zu Dutzenden wanderten die kleinen Bildchen in die ferne Heimath. Auch die Offiziere sprachen fleißig bei ihm vor, ließen sich malen oder kauften fertige Bilder von ihm. — Und als der Kriegslärm endlich verrauscht war, bot sich ihm ein neuer, eine Zeitlang mit Vorliebe behandelter Stoff dar, auf welchen er schon durch den dämonischen „Malefizschenk" mit seinem Jauner- und Gauner-Schloß zu Oberdischingen (d. i. den Reichsgrafen Franz Ludwig Schenk v. Castell), einen der originellsten Kraftmenschen und „Gewaltigen" des vorigen Jahrhunderts, welcher es dem P. ganz besonders angethan hatte, aufmerksam geworden war, — das Räuberwesen als böse Hinterlassenschaft jener langen Kriegszeiten, speciell jene Räuberbanden, welche noch mitten im hergestellten Frieden ihr Unwesen im „Oberland" trieben. Insbesondere war es die zu seiner Zeit hausende Bande des durch Gustav Schwab's Romanze: „der Sünderthurm" in weiteren Kreisen bekannt gewordenen „schwarzen Vere" (eigentlich Xav. Hohenleitner aus Rummelsried), welche seinen Pinsel fesselte und welche er in einigen sehr kräftigen, markigen (im fürstlichen Schlosse zu Wolfegg befindlichen) Aquarellen sowie in einem Oelstück darstellte.

Sein Hauptfeld lag aber auf dem Gebiete der eigentlichen Genremalerei, deren Vorwürfe er, ohnehin ein begeisterter Freund seiner oberschwäbischen Heimath und Landsleute, beinahe durchweg deren Leben und Sitten entnahm. Hier war er so ganz in seinem Elemente und zeigte sich sein Talent, seine selbständig-schöpferische reiche Phantasie und Eigenart und sein heiterer Humor am entschiedensten. Selbst ein echtes Kind des Volkes, liebte er es, in steten unmittelbaren Verkehr mit demselben in seinen verschiedenen Ständen, besonders mit dem Landvolk in seiner täglichen Arbeit und seinem Lebensgenuß zu treten. Wie nicht leicht jemand war es ihm gegeben, mit dem Bauernvolk einfach und natürlich umzugehen, sein Vertrauen zu erwecken, seine Zurückhaltung zu überwinden, es zur Mittheilung seiner Gedanken und Erlebnisse, zum Aussichherausgehen zu veranlassen und seine Art und Wesen zu ergründen. Für alle Vorkommnisse des Lebens sowol im Familienkreise als auch bei der Pflege gemüthlicher heiterer Geselligkeit hatte er einen empfänglichen Sinn und ein geübtes Auge; und was er erschaute, wußte er sinnig, gutmüthig und wolwollend, zugleich aber mit schalkhaftem Scherz und in charakteristischen Zügen auf der Leiwand nachzubilden. Frohgemuth zog er hinaus zu Kirchweihen, Hochzeiten, Tanzbelustigungen, Scheibenschießen, Kegelschieben, Jahrmärkten und Volksfesten

jeder Art und lebte sich recht ins oberschwäbische Volksleben ein, wanderte mit der Mappe unter dem Volk, welches er zunächst auf dem allwöchentlichen starkbesuchten Biberacher Markte am besten vor sich hatte, umher, belauschte dessen Eigenthümlichkeiten in den anmuthendsten Zügen und trat in der glücklichen Lage mit jedermann freundlich zu verkehren, bald überall im „Oberlande“ bekannt und als allenthalben gern gesehener Landsmann und Freund ebensowol in die Hütte des Landmannes ein, als in die Edelsitze des oberschwäbischen Adels. Nichts entging da seinem beobachtenden Auge, nicht „die Spieler in der Schenke“, nicht „der Pfarrherr, der seinen Bauern die Zeitung vorliest“, nicht „die zum Tischgebet versammelte Familie“, nicht „der Großvater als Kinderwärter“, nicht „die Anfertigung der Aussteuer“, „der Aufputz der Braut“ und ihre „Abfahrt mit dem Brautwagen“, nicht der wichtige Akt der „Hauswäsche“, nicht die flotten Bauernburschen im Sonntagsstaat mit den „Gelbledernen“, den hohen Hüten und den schweren Mänteln am heißen Sommertage, nicht der graue Veteran inmitten der drallen frischen Dirnen beim „Hahnentanz“, nicht der joviale Landbaron mit der „Gnädigen“ unter dem respectvoll bei Seite tretenden Bauernvolk, nicht die „Schnurranten und Vaganten“, nicht „der Handelsjude“, der „Musterreiter“, „der Ehninger Krämer“, der „altwürttembergische Schreiber“, nicht „die Zigeuner und das lustige Studentenvolk“, nicht „der Krautschneider“ und „der Spindelmann“, nicht „der Harfner“ und „der Bänkelsänger“, „die Kartenschlägerin“, „die Kunstreiter“ und „der Seiltänzer“, nicht „der Schneider und Schuster auf der Stör“ — lauter köstliche, beinahe mit photographischer Treue von ihm dar gestellte oberschwäbische Gestalten, ob deren Anblick dem Kenner das Herz im Leibe lacht. Was auf diesem Gebiete lag und zu was er seine Kraft ausreichend glaubte, das fiel seinem Pinsel anheim, wobei ihm die reiche nicht unschöne Tracht sehr zu Statten kam. „Ich sparte nichts dabei“ — sagt er selbst einmal — weder Ruhe noch Arbeit, war ganz vergnügt dabei, ohne andere Meister nachzuahmen oder etwas von ihnen zu entlehnen; ich ging meine eigenen Wege und suchte meinen eigenen Werken eine gewisse Originalität zu bewahren“. (Zu vgl. seine eigenen Bemerkungen über seine künstlerische Entwickelung in den Memoiren I, S. 159 u. 160; II. Cap. „P. und seine Kunst“, S. 64—126, insbes. S. 74, 75, 86; weiter S. 37—42, 53, 54). — Bei seinem Bestreben, überall das Charakteristische, das Unterscheidende der verschiedenen Stände und Berufsarten, die im Volksleben obwaltenden Gegensätze auszudrücken, fehlte es nicht, daß in seinen Compositionen die Contraste manchmal scharf und durchschlagend hervortreten; dem gesunden Humor stellte er gern den düstern Ernst gegenüber, dem goldenen Hintergrunde eines unbekümmerten fröhlichen Daseins die gewitterdunkle Schattenseite, dem gutgearteten Sohn der Natur den verlorenen — den Vagabunden, den Räuber. Häufig finden sich in seinen Sujets dürre und beleibte Personen zusammen; Landleute und Handwerker; Ansässige und Landfahrer; Arme und Reiche; Adel und Geistlichkeit; Bauern, Barone und Grafen; Schulzen und Büttel, Bettler und gestrenge Vögte; Nährstand und Wehrstand; Studenten, Schulmeister und Handwerksburschen; Bauernmädel und Stadtmamsell &c. So entstand öfters Bild und Gegenbild, das Pendant im eigentlichsten Sinne des Wortes, wie „die Neuwürttemberger in Altwürttemberg“; „die Altwürttemberger in Neuwürttemberg“; „die evangelische und katholische Pfarrstube“ (wobei die erste eigentlich die Kinderstube ist); „die Ausfahrt des protestantischen und katholischen Pfarrers“ (letztere allerdings etwas parodirt). Durch diese Gegensätze entstand ein nicht unangenehmer Wechsel der Linien und Figuren und wurde so nicht nur der Einförmigkeit entgegengewirkt, sondern auch nicht selten eine komische Wirkung hervorgebracht. Dabei verfuhr er übrigens meist mit Mäßigung und überschritt selten

die Grenzen des Erlaubten. Er hat sich überhaupt mehr der soliden Seite des Volkslebens zugewandt und seine Auffassung dieses Lebens ist kerngesund, wie das Volk, und darum auch volksthümlich, durchaus wahr und ungekünstelt, und ein poetischer, zuweilen von Localpatriotismus angewehter Hauch durchdringt meist die ganze Darstellung. Seine Bilder knüpfen sich meist an bestimmte Orte; haben in der Regel entweder die Kirche, ein Schloß oder irgend ein stattliches Wirthshaus zum Mittelpunkt der Scene und zum Hintergrund den „Bussen", den hl. Berg Oberschwabens oder eine der um Biberach gelegenen Anhöhen. So hat er auch in dieser (leicht verführerischen) Richtung seine Selbständigkeit gegenüber den Niederländern gewahrt, und sich von deren Art, mehr die wüsten Seiten des Volks in ihrer drastischsten Gestalt hervorzukehren, ferngehalten; und da sieht man nicht, wie z. B. bei Ostade, Teniers, Brouwer ꝛc., so viele widerliche anstößige Figuren, sondern wolhabende lebensfrohe Landleute halten hier im Festgewande theils am eigenen Heerde, theils unter freiem Himmel ihre altherkömmlichen Volksfeste in einer Weise, daß selbst die sogenannten Honoratioren, Pfarrer, Rentmeister, Förster, ja der gnädige Herr selber es nicht verschmähen, Theil daran zu nehmen, wie wir auch ihre Person (häufig sogar im Porträt) auf seinen Bildern angebracht finden. Aus der reichen Zahl von Bildern dieser Art lassen sich außer den bereits erwähnten noch besonders anführen: „die Bauernhochzeit zu Mittelbiberach" (die sogenannte „Vogtei"), mit Ringschnait, Reinstetten, einem der Lieblingsorte Pflug's (von ihm in den „Erinnerungen" II, S. 65—67 selbst beschrieben); „das Kegelschieben in Reinstetten" (ebendaselbst S. 81, 82); „Studenten und Bauern in einer Kneipe" (auch unter dem Titel: „der Studentencommers" oder „der Fürst v. Thorn"); „eine betrunkene Mette" in folio (alle 3 Stücke im königl. Schloß zu Stuttgart); „Kirchweihe zu Laupertshausen"; „Kirchweihscene in Oggelshausen"; „Jahrmarkt"; „Kornmarkt in Waldsee"; „Zechende Bauern im Haberhäusle in Birkendorf"; „die Sichelhänge zu Oggelsbeuren", „die Kunstbude"; ein Cabinetstückchen ist das in Aquarell ausgeführte „Erntefest zu Biberach den 28. Juli 1817", nach den Hungerjahren von 1816/17. — Daran reihte sich noch eine weitere (4.) kleinere Gruppe von Gemälden, welche man mit dem Namen Landschaftsbilder bezeichnen könnte, obwol es nicht Landschaften im eigentlichen künstlerischen (modernen) Sinne sind. Unter denselben wären namentlich 4 für die Gräfin v. Brühl gefertigte (jetzt im Schlosse zu Sorau befindliche) „ländliche Ansichten aus dem Schussenthal" sowie einige hübsche (meist in Achstetten befindliche) Aquarelle von oberschwäbischen und elsässischen Schlössern hervorzuheben. — Etwas auffallend mag sein, daß P., der doch lange Zeit Jäger und Fischer, überhaupt ein großer Freund der Natur war — von allerdings (im Gegensatz zu seinen mehr oder weniger etwas steif ausgefallenen Pferden) meist gelungenen da und dort auf seinen Genrestücken angebrachten Hundegestalten (Spitzen, Pintschern) abgesehen — sich dem eigentlichen Thier- und Jagdstück ferne hielt. — Seine meisten Bilder sind, um denselben größere Dauer zu geben, in Oel auf Holz und gewalztes Eisenblech, weniger auf Leinwand gemalt; ein kleinerer Theil ist in Aquarell- und Gouache-Manier ausgeführt. Auch pflegte er seinen Gemälden ein ziemlich kleines Format zu geben, weil kleinere Stücke leichteren Absatz fänden wie größere. — Durch die Lithographie wurden außer einzelnen Bildern, wie „die Spieler" und „die Hauswäsche" — die „ländlichen Gebräuche in Württemberg", in 12 Darstellungen: „Kirchweihfest, Sichelhänge, Scheibenschießen, Eierlesen, Maientag, Lichtkarz, Schäferlauf, Weinlese, Johannisfeier, Hahnentanz, Hochzeitwagen, Cannstatter Volksfest" mit Text von Conrector Pfaff (Stuttgart bei Ebner) vervielfältigt, wozu nur bemerkt sein möchte, daß P. als „Oberländer" von Leib und Seele

im altwürttembergischen „Unterland“ bei weitem nicht so zu Hause ist wie in Oberschwaben. Ferner kamen noch von ihm (in der P. Balz’schen Buchhandlung zu Stuttgart) „Bilder zu Uhlands Gedichten“, 2 Hefte in 8 Bl. heraus, welche der bekannten Romanzenreihe von „Eberhard dem Rauschebart“ gewidmet sind und je 3 Scenen aus der Schlacht bei Reutlingen und Döffingen sowie die „3 Könige zu Heimsen“ und den „Ueberfall im Wildbad“ darstellen. Einige Kleinigkeiten wie das Gegenstück „Neuwürttembergscher Falllehenbauer und der altwürttembergsche Grundbesitzer“, von P. selbst auf Stein gezeichnet, erschienen in der Autenrieth’schen Kunsthandlung in Stuttgart. Nach seinen Originalzeichnungen wurden später in der Planck’schen Schrift: „Die letzten Räuberbanden in Oberschwaben in den Jahren 1818/19“ die Bildnisse der Hauptpersonen dieser Banden in Holzschnitt gefertigt. — Daneben hat der Meister — ganz abgesehen von seiner langjährigen bis 1856 währenden verdienstvollen Wirksamkeit als städtischer Zeichnungslehrer — viele talentvolle junge Männer in die Kunst eingeleitet; eine Reihe namhafter Künstler ist aus seiner Schule hervorgegangen, so J. B. Magg, Wäscher, Karl v. Ebersberg († 1880 zu Graz); weiter der durch seine eminente Befähigung für das Landschaftsfach rühmlichst bekannte Eberhard Emminger, einer der letzten großen Meister in der Lithographie; dessen Bruder Constantin Emminger, der Maler Hermann Volz, der frühverstorbene talentvolle X. Foerg, die Maler J. Padent und Bodenmüller und vor Allem der seither zu so großem Rufe gelangte Thiermaler Anton Braith — meist, wie der „Alte“ mit Genuß und nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl betonte — Biberacher Landsleute. Doch kann man von einer Schule im eigentlichen Sinne des Wortes, die P. hinterlassen und die das schwäbische Genrestück, wie er es behandelte, systematisch weiter gepflegt hätte, nicht wol reden, da dieser Art von Malerei mit dem Aufhören der Volkstrachten, Sitten und Gebräuche von selbst der Boden entzogen worden ist; noch am meisten hatte — von einigen Versuchen Ebersbergs abgesehen — sein Landsmann, der originelle Malerautodidakt Joh. Ev. Göser — in seiner Jugend ein Wagner —, auf welchen P. jedenfalls von großem Einflusse war, von ihm. Wie man sieht, war P. außerordentlich thätig und productiv — eine Folge einerseits seines unermüdeten Fleißes und seiner ungemeinen Arbeitskraft, andererseits seiner raschen Auffassung. So scharf er beobachtete, so schnell erfaßte er überall das Charakteristische, so rasch gestaltete sich ihm das Gesehene zu einer künstlerischen Composition .... Ich zeichnete — so spricht er sich selbst einmal über seine Productionsweise aus — die Menschen, ohne daß sie es bemerkten, andere saßen mir; doch war mir stets die erstere Art des Aufnehmens lieber. Da warf ich denn die Figuren schnell hin, oft nur mit ein Paar Strichen; ich suchte mehr deren Charakter darzustellen, als die Aehnlichkeit. Mit der Zeit fanden seine Leistungen die verdiente Anerkennung; ging es auch im Anfang seines Schaffens nicht so rasch mit dem Bekanntwerden und Absatz, so sollte ihm dies später um so reichlicher dafür hereinkommen. Seinen ersten Ruf begründete er durch das im J. 1825 gemalte und im J. 1830 im württembergischen Kunstverein ausgestellte Porträt seines Mütterleins, wie dieselbe im einfach-bürgerlichen Gewande an dem Tisch der Wohnstube sitzt und arbeitet — ein von der innigsten Liebe zur Mutter beseeltes Bild. Den Gedanken, welche ihn beim Malen desselben bewegten und welche dem Leser am besten eine Vorstellung von dem „Menschen“ P. geben, hat er folgenden Ausdruck verliehen (a. a. O. II, S. 91) .... „Streng genommen, liebte ich das Porträtiren nicht .... Nur bei einem und zwar bei jenem, welches mein Mütterlein vorstellt, malte ich mit Liebe und zog den Schein der Sonne herein ins enge Gemach, wo sie mit Gedanken und stiller Arbeit beschäftigt ist. Denn es geht nichts im Leben über ein Mutterherz; ist das im Tode gebrochen, dann wird das reichste Dasein zur

Wüste: selbst bei der Erfüllung unserer schönsten Wünsche muß es uns dann immer fehlen!“ Nicht minder zeichnet sich das um dieselbe Zeit gemalte Bildniß seines Vaters, des ehrsamen Biberacher Küfermeisters, wie derselbe im Handwerkergewande, umgeben von Fässern und Kellergewölben, eben im Begriffe steht, seinen Frühtrunk zu sich zu nehmen, durch charakteristische Auffassung und äußerst sorgfältige und zugleich kräftige Arbeit aus. Das „Morgenblatt“, der „Mercur“, die „Stuttgarter Stadtpost“ und andre öffentlichen Blätter brachten die günstigsten Besprechungen über diese anmuthsvollen gemüthlichen Porträtbilder des Künstlers. Der mittlerweile im J. 1827 gegründete württembergische Kunstverein trug nicht wenig dazu bei, ihm Namen und Stellung zu verschaffen; gleich nach den ersten Ausstellungen gefielen seine Bilder sehr und mehrere derselben, darunter die „Kartenspieler“, eine „Hochzeitsscene“, die „Kunstbude“, der „Bänkelsänger“ und die „Wäsche“ wurden zur Verloosung angekauft. Mehrfache Aufträge von Seiten König Wilhelms von Württemberg, des hohen und niederen Adels folgten; und bald liefen von allen Seiten, von vielen reichen Privaten, hohen Militärs, aus Nah und Fern Bestellungen ein, eine solche Zugkraft übte die sorgfältige Ausarbeitung, Naturwahrheit, Frische und Durchsichtigkeit seiner Bilder, insbesondere auch der ächte unverwüstliche in ihnen zu Tage tretende Humor aus. In den späteren Jahren hörte die Schaffenslust infolge eines sich einstellenden Augenleidens allmählich auf. Wie fast bei allen Künstlern, so ist auch bei P. die Kritik oft sehr verschiedener Meinung und haben die Herrn Kunstrecensenten auch an seinen Leistungen allerhand auszusetzen. Den Einen sind seine Bilder zu bunt; sie finden zu viele Nuancen in den Localfarben, zu viele höchste Lichter u. s. w., anderen — und dies ist keine ganz unbegründete Ausstellung — sind seine Compositionen zu klein und gedrängt gehalten; ja einige gehen soweit, dieselben als trocken und erdicht (!) zu bezeichnen — kurz die widersprechendsten Urtheile werden nicht selten gefällt. Richtig wird soviel daran sein, daß es P. allerdings an der „Schule“ etwas fehlt und dies sich namentlich in der Technik fühlbar macht. Hin und wieder nimmt man auf seinen Stücken Verstöße gegen die Gesetze der Perspective wahr und ist nicht dafür Sorge getragen, daß sich die einzelnen Figuren kräftig und plastisch von einander abheben. Nicht minder läßt die Farbengebung oft sehr, besonders im Vergleiche mit den modernen Meistern des Colorits zu wünschen übrig, und ist nicht immer eine glückliche. Dann sind die Bilder von sehr verschiedenem Werthe und Ausführung; einigen sieht man die Eile wol an, mit der sie zu Stande gekommen sind. Auch glaubt man dieselben Motive in seinen Compositionen etwas zu häufig sich wiederholen zu sehen. Er selbst empfand dies Alles wol und beklagte dann und wann tief, daß seine Bildungslaufbahn so spät begonnen habe und in der Mitte durch den Krieg von 1809 wieder abgebrochen worden, und daß es ihm, wie er so sehnlich gewünscht, nicht vergönnt gewesen sei, die großen Meister an der Quelle zu studiren und namentlich die Gemäldegalerien in Belgien und Holland aufzusuchen. Darin stimmen aber alle überein, daß er das schwäbische Volksleben in seiner Tiefe zu erfassen und im Bilde zu vergeistigen verstanden, daß er durchaus originell in seinen Compositionen ist, ungemein fruchtbar, seine Zeichnung meist pünktlich und sein Pinsel leicht und keck ist. Eberhard v. Wächter fällt über ihn folgendes Urtheil: „Seine Bilder sind mit großer Ueberlegung componirt, verständlich und klar, die Figuren voll Charakter, die Köpfe voll Ausdruck und meisterhaft ausgeführt.“ Man wird noch beisetzen dürfen, daß er bei seiner mäßigen Ausbildung und der Beschränktheit seiner Verhältnisse, in welcher er sich auf wirklich bewundernswerthe Weise zurecht zu finden wußte, möglichst viel geleistet hat und seine Leistungen eine bleibende Errungenschaft für die Kunst und Culturgeschichte

bilden. Nicht leicht ist eine beschränkte Sphäre so mit feinem Sinn und treuer liebevoller Hingabe erfaßt und ausgebeutet worden, wie von ihm; ebenso wird man nicht bald eine so vollkommene Harmonie zwischen dem Künstler als solchem und als Menschen und seinen Werken finden, wie bei ihm — diese die getreueste Darstellung seines innersten Wesens, er der lebendige Commentar zu seinen Bildern, in welchen er sich so voll und ganz gibt, wie er ist, lebt und denkt. Und — wer noch Sinn für das Eigenthümliche des oberschwäbischen Volkslebens und für die volksthümliche Kunst überhaupt hat, wird die anmuthigen, gemüthlichen, oft von schalkhaftem Humor, ja ausnahmsweise von Schelmerei durchwehten herzerfreuenden Bilder mit innigem Wolgefallen betrachten und dem Künstler, dem es gelungen, alle diese vielen bunten Züge mit dem Pinsel festzuhalten und auf der Leinwand nachzuzaubern, umsomehr Dank wissen, als leider das Leben unseres Volkes in dem dahinrasenden Eisenbahnzeitalter durch das Verschwinden der hergebrachten Trachten und Gebräuche viel von seiner Ursprünglichkeit und Frische verloren hat und diese Darstellungen bald nur mehr der Vergangenheit angehören. Dahin sind längst die schönen oberschwäbischen Volksfeste mit der stattlichen und zugleich ökonomischen Volkstracht, welche ihm so reiche Ausbeute für seine Bilder lieferten; und von dem so schönen ächten Volksleben, wie es in den besten Jahren unseres Künstlers in ganz Oberschwaben zu Hause war, ist wenig mehr übrig geblieben! Wäre es möglich, die überallhin zerstreuten — nebenbei bemerkt, sehr gesuchten und heutzutage schwer und wenn überhaupt nur zu hohen Preisen erhältlichen — Bilder oder wenigstens eine Auswahl derselben in irgend einer der Vervielfältigungsarten nachzubilden und in einem Album zu vereinigen, so hätten wir eine Darstellung des oberschwäbischen Volkslebens von dauerndem culturhistorischem Werthe und seltener Vollständigkeit — und zugleich ein ächt schwäbisch-nationales Prachtwerk! P. gehört zu den seltenen Menschen, deren Persönlichkeit auf jeden, der ihm nahe kam, eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübte. Seine Herzensgüte, sein ungeheucheltes Wolwollen gegen Jedermann, sein ächtes biederes Künstlergemüth, sein lebhafter Geist, sein unübertrefflicher Humor mußten ihm jedes Herz gewinnen; insonderheit war der liebenswürdige, angenehme, bescheidene, anspruchslose, dabei aber von Witz und Laune sprudelnde Mann in seiner Heimath und ganz Oberschwaben eine allgemein beliebte und geachtete Persönlichkeit, ein sehr gesuchter Gesellschafter. Der sinnige Beobachter des Volkslebens, der von Freundlichkeit gegen den Geringsten, von aufrichtig gutmüthiger Gesinnung gegen seine Mitmenschen erfüllte Charakter, der weitherzige und mild gegen Andersdenkende gesinnte P. war aber in der That eine äußerst wolthuende Erscheinung. Dazu kam eine ungewöhnliche Kraft des Gedächtnisses, vermöge welcher er noch als Achtzigjähriger das Längst- und Viel-Erlebte bis in die kleinsten Züge festzuhalten wußte; und jene wunderbare Gabe des Erzählens sowol aus alten vergangenen als aus neuen Zeiten, welche den Umgang mit ihm, der an der Wende zweier Jahrhunderte als aufmerksamer Beobachter gestanden und eine der wichtigsten Perioden der Weltgeschichte selbst miterlebt hatte, so überaus genußreich machte — ein ächter Mann der „guten alten Zeit!“ Ja dieser seltene Mann hat nicht blos als Maler das oberschwäbische Volk in seinem Thun und Treiben belauscht und die charakteristischen Züge seines Wesens naturgetreu wiedergegeben, sondern er kannte auch sein Leben und seine Geschichte in Gegenwart und Vergangenheit, war ein feiner Volkskenner und besaß eine bewundernswerthe Gabe, alles, was er wußte, in anmuthiger, launiger, fesselnder und lebensvoll aufgefaßter Weise Andern mitzutheilen. Er war ein wahrer Erzähler von Naturanlage und Neigung; das Erzählen war ihm Bedürfniß, seine Freude, seine Erholung; und Manches davon ist in den ihm abgelauschten „Erinnerungen

eines Schwaben" (2 Bände, hrsg. von J. E. Günthert, Nördlingen, 1874 u. 1877) uns überliefert und erhalten geblieben, welche einen schätzenswerthen Beitrag zur oberschwäbischen Sitten- und Local-Geschichte und zugleich den besten, weil lebendigen Commentar zu Pflug's Bildern geben. Pflug's Vaterstadt hat zum hundertjährigen Gedächtniß seiner Geburt an seinem Geburtshause im Sommer des J. 1886 eine Gedenktafel anbringen lassen und mit deren Einweihung in sinniger Weise eine Ausstellung von (ca. 120) Originalgemälden aus seiner Hand verbunden.

Außer den bereits angeführten „Erinnerungen ꝛc." Nekrolog im „Schwäb. Mercur" Nr. 148 v. 24. Juni 1866 zu vgl. mit Nr. 155 v. 4. Juli 1886: Nekrolog im „Staatsanzeiger für Württemberg" Nr. 141—143 und 149 v. 1866; St. A. Beilage Nr. 19 v. 20. December 1885, S. 292—297. — Schließlich führen wir noch an, daß ein in Oel von seinem Schüler Ebersberg gut gemaltes Brustbild Pflug's vorhanden ist. P. Beck.

Pflug: Julius von P., letzter katholischer Bischof von Naumburg-Zeitz, geb. zu Pegau oder Eythra 1499, Sohn Caesars v. P., des herzoglichen Commissars und Präsidenten auf der Leipziger Disputation, zu Leipzig Schüler des Petrus Mosellanus, in Padua des Laz. Buonamico, beendete seine Studien in Bologna und erhielt nach der Heimkehr von seinen Reisen zu den früher verliehenen Dompräbenden zu Mainz und Naumburg die Propstei von Zeitz und die Domdechanei zu Meißen. Seine vornehme Geburt, seine wissenschaftliche Bildung, seine milde und versöhnliche Gesinnung und sein besonderes Geschick in der Kunst der Verhandlung ließ ihn seinen Landesherren, den Herzögen von Sachsen, besonders aber dem Kaiser vor anderen befähigt erscheinen bei den Ausgleichungsversuchen zwischen Evangelischen und Katholischen mitzuwirken. Das Streben nach Vermittelung der großen religiösen Gegensätze verleiht seinem Denken und Wirken den Grundcharakter. Es gibt in dieser Zeit wenige kirchliche Verhandlungen und Gespräche in Deutschland, an denen er nicht theilgenommen hätte. So erscheint er neben Carlowitz, Vehus und Türk gegenüber Melanchthon und Brück auf dem Gespräch zu Leipzig 1534. In gleicher Weise verwendete ihn der Bischof von Meißen, als 1539 das Bisthum durch Herzog Heinrich von Sachsen evangelisch gemacht werden sollte. Im Auftrage des Bischofs verfaßte, wie es scheint, P. mit Johann Wicel die Schrift: „Eine gemeinschaftliche Lehre von vier Artikeln, die einem jeden Christen zu wissen vonnöthen". Sie ist irenisch gehalten und bestimmt schon ziemlich genau die Grenzen der Zugeständnisse, bis zu denen man auf der päpstlichen Seite auch später zu gehen sich geneigt erklärte. Aber sie hatte keinen Erfolg, ebensowenig diejenigen Schritte, welche P. mit Heinrich v. Carlowitz persönlich beim Herzoge unternahm. Nach dieser Zeit scheint er seine engere Heimath verlassen zu haben. Er wurde wahrscheinlich dem Kaiser empfohlen und von diesem sowol wegen seiner religiösen Stellung als wegen seines diplomatischen Geschickes für geeignet befunden, „die kaiserliche Reformation" durch Verhandlungen mit den Evangelischen zur Durchführung zu bringen. In Gemeinschaft mit Eck und Gropper vertrat er die katholische Partei auf dem Religionsgespräche zu Regensburg (April 1541). — Kurz vorher war er vom Domcapitel zu Naumburg zum Bischof gewählt worden, aber der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, der das Bisthum einzuziehen wünschte, trat ihm entschieden entgegen und setzte Nic. v. Amsdorf als evangelischen Bischof ein. P. rief die Hilfe des Kaisers an, der Kurfürst versicherte sich der Unterstützung der Evangelischen; alle Feindschaft der beiden gegnerischen Parteien drohte sich an diesem Streite zum hellen Brande zu entzünden. Indes zog sich der Ausbruch desselben noch länger hin, da der Kaiser die Zeit zu kriegerischem Eingreifen noch nicht ge-

kommen glaubte; auch die von P. nachgesuchte Vermittlung des Kurfürsten von Brandenburg, des Herzogs Moritz von Sachsen, des Landgrafen von Hessen und endlich (1542) des Reichstages von Speyer brachte keine Entscheidung. Erst 1546 kam dieselbe durch den Schmalkaldischen Krieg. Mit den vordringenden Truppen des Herzogs Moritz kam P. in sein Bisthum; er mußte es zwar schon im Januar 1547 bei dem Einmarsche des Kurfürsten von Sachsen wieder verlassen, aber der Sieg des Kaisers bei Mühlberg (24. April 1547) setzte ihn endlich in den dauernden Besitz desselben. Seine Lage war trotzdem schwierig genug; fast alle Insassen der Stifter Naumburg und Zeitz huldigten offen oder insgeheim der evangelischen Lehre; sein weltlicher Beistand war der evangelische Kurfürst Moritz von Sachsen. Kein Wunder, wenn er daher in seinem Sprengel mit großer Vorsicht und unter milder Berücksichtigung der vorgefundenen Verhältnisse auftrat. Der katholische Gottesdienst wurde nur im Dome zu Naumburg und in der Stiftskirche zu Zeitz wieder hergestellt; die Klöster blieben aufgehoben und ihr Besitz wurde zum Kammergute geschlagen. Römischerseits deutete man dies Verhalten des Bischofs als Schwäche; man erwog dabei weder seine äußere Lage, noch seine innere Stellung zur Reformation. Sein Katholicismus war, wenn auch immer römisch, doch wesentlich anders geartet als der seiner Tadler, insbesondere eines Eck. Neuere (wie Hergenröther und Pastor) haben nicht ganz Unrecht, wenn sie seine und Contarinis Richtung als „Kryptolutheranismus“ bezeichnen. Aber zweifellos entsprang dieselbe nicht aus der Schwäche des Charakters, sondern aus seiner Ueberzeugung, die im Verkehre mit den Evangelischen und durch die häufige Prüfung ihrer Glaubenslehre allmählich geläutert worden war. Darum ward er auch auf Empfehlung Ferdinands, des römischen Königs, vom Kaiser zur Mitarbeit an dem „Augsburger Interim“ (1548) berufen. Der Entwurf desselben stammte wol von der evangelischen Seite, von dem Kurfürsten von Brandenburg und seinem ehrgeizigen und verblendeten Hofprediger Agricola, aber die Ueberarbeitung desselben übernahmen im Auftrage des Kaisers P. und Michael Helding in Gemeinschaft mit Agricola. P. schien um so eher geeignet, als er selbst früher einen ähnlichen Entwurf verfaßt hatte. Aenderungen des ursprünglichen Textes und der Ueberarbeitung sind vielfach vorgenommen worden; die Arbeit der Einzelnen ist daher nicht mehr zu erkennen. Aber an der stark katholischen Färbung des ganzen Machwerks, an der möglichsten Verdunkelung und Abstumpfung alles Evangelischen in demselben hat gewiß auch P. seinen Antheil. Dennoch erfuhr er nicht weniger als Agricola die heftigsten Vorwürfe wegen der Verleugnung ihres Bekenntnisses von Seiten der Glaubensgenossen. Agricola allerdings mit mehr Recht als P., denn dieser unterließ nicht seiner Kirche, bez. dem Papste, die letzte Entscheidung anheimzustellen. Aber des Kaisers Gunst hatte er sich in hohem Maße erworben, nicht weniger die des Kurfürsten Moritz. Es war eine gewisse geistige Verwandtschaft, die ihn mit diesen verband. Moritz bediente sich des gewandten Unterhändlers sofort in der Heimath zur Einführung des Interims im Kurfürstenthum Sachsen, aber zugleich auch seines und seiner Genossen, des Bischofes von Meißen, Widerspruches gegen die darin enthaltenen Sätze von der Priesterehe und dem Laienkelche, um dem Kaiser gegenüber das Interim in der gegebenen Form als unannehmbar darzustellen (Tag von Pegau, 22. August 1548). So gewährte Pflug's Theilnahme an den Verhandlungen für Moritz die nöthige Rückendeckung gegen den Kaiser wegen der Aenderungen an der Augsburger Formel und zugleich die erwünschte Pression auf die lutherischen Theologen zur Erlangung von Zugeständnissen an die katholischen. Darum wurde er auch, nachdem Moritz zu Torgau und Celle Melanchthon und seine Genossen durch seine Räthe hatte

hinlänglich bearbeiten und einschüchtern lassen zu der Besprechung Moritz's mit Joachim von Brandenburg zu Jüterbogk (December 1547) hinzugezogen, um hier das gemeinschaftliche Vorgehen beider Fürsten in Sachen des Interims sowohl ihren Ständen wie dem Kaiser gegenüber zu rechtfertigen und die auch erschienenen Wittenberger mit ihren Einwürfen und Protesten im Schach zu halten. Alles ging nach Wunsch und schon nach wenigen Tagen (21. December 1548) nahmen die kursächsischen Stände, verwirrt durch die Politik ihres Fürsten und verlassen von ihren Theologen die neue Ordnung an. P. indessen, der ebenfalls dort war, hütete sich wol, für sich mehr zu versprechen, als was das Regensburger Interim nach dem Beschlusse des Tridenter Concils ihm gestattete. — Von jetzt ab widmete er sich fast ausschließlich der Fürsorge für seinen Sprengel. Er scheint anfangs ernstlich die Absicht gehabt zu haben mit Hilfe des Interims sich der evangelischen Geistlichen in seinem Bisthum zu entledigen. Jedenfalls vertrieb er alle diejenigen — und es waren ihrer sehr viele — welche die Regensburger Formel nicht unterschrieben hatten, vor allem den M. Deutschmann und die beiden Diakone der Wenzelskirche zu Naumburg (1550) aus ihren Stellen. Aber er hatte doch seine Kräfte überschätzt; er mußte bald wieder einlenken. Schon 1555 setzte es der Rath durch, daß Deutschmann zurückberufen wurde und mit ihm kehrten viele der übrigen Vertriebenen zurück. Ja er mußte es erleben, ohne daß man auf seinen Widerspruch Rücksicht nahm, daß vom Kurfürsten August von Sachsen in Zeitz, der bischöflichen Residenz, ein evangelisches Consistorium eingesetzt, und der Dom in Naumburg, die bischöfliche Kathedralkirche dem Simultangebrauch überwiesen wurde. So wurde der katholische Gottesdienst überhaupt nur noch in 2 Kirchen abgehalten und von seiner bischöflichen Gewalt blieben unter diesen Umständen nur wenige reliquiae ecclesiae Numburgensis übrig, wie Papst Pius IV. seinen Episcopat richtig bezeichnete. Wie viel dabei seiner Milde und Geduld, wie viel dem Zwange der Umstände zuzurechnen war, wird sich nicht völlig sicher ausmachen lassen; offenbar aber waren ihm von seinen weltlichen Nachbarn die Hände sehr gebunden. Daher täuschte man sich auch, wenn man aus dem resignirten Verhalten des Bischofes in den letzten Jahren seines Lebens schloß, er gehe mit dem Gedanken um, zur evangelischen Kirche überzutreten. Er war erst 1557 auf dem Wormser Gespräch, dem er präsidirte, den Protestanten noch einmal sehr bestimmt gegenübergetreten. Von da ab freilich blieb er still und zurückgezogen. Er starb am 3. September 1564 zu Zeitz und wurde in der dortigen Stiftskirche beigesetzt. Der Dom von Naumburg besitzt eine Statue und ein Bild von ihm. — Ein Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Ersch und Grubers allgemeiner Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, Sectio III, Bd. 21, S. 256; ebenda S. 248 ff. auch zwei biographische Darstellungen mit litterarischen Nachweisen.

Quellen: Außer den bei Ersch und Gruber erwähnten Schriften vgl. K. Th. Hergang, Das Religionsgespräch zu Regensburg im J. 1541 und das Regensburger Buch. Kassel 1858. — Ranke, Deutsche Gesch. Bd. 5 und 6. — W. Maurenbrecher, Karl V. und die deutschen Protestanten 1545—1556. Düsseldorf 1865. — J. G. Droysen, Gesch. d. Preuß. Politik. Leipzig 1859, II, 2. — A. v. Druffel, Briefe und Akten zur Gesch. des 16. Jahrh. Bd. III, 1. München 1865. — G. Voigt, Moritz von Sachsen 1541—1547. Leipzig 1876. — G. Plitt „Interim“ in Herzog's Real-Encyclopädie, 2. Ausg., Bd. VI, 771 ff. 1880. — Th. Brieger, De formulae concordiae Ratisbonensis origine atque indole. Halis 1870; derselbe, G. Contarini u. d. Regensburger Concordienwerk. Gotha 1870; Ders. Joh. Gropper in Ersch und Gruber's

Encyclopädie, Sect. I, Th. 92. 1872. — L. Pastor, d. kirchlichen Reunionsbestrebungen während d. Regierung Karl's V. Freiburg 1879.

Brecher.

Pflug: Kaspar v. P., Herr zu Rabenstein, Sohn Hintsches III. v. P., letzter Sproß des böhmischen Adelsgeschlechtes v. P., reicher evangelischer Standesherr mit ausgedehnten Besitzungen im Elbogener und Pilsener Kreise, besonders um Schlackenwald, Petschau, Falkenau, Rabenstein, Tachau, Kuttenplan und Gießhübel, oberster Feldhauptmann der evangelischen Böhmen im Schmalkaldischen Kriege 1547 und 1548. Seine Aufgabe als solcher war eine doppelte, einmal den Anmarsch des Kaisers Karl V. aus Süddeutschland gegen Kursachsen aufzuhalten, sodann die Vereinigung des Herzogs Moritz von Sachsen mit dem Böhmenkönige Ferdinand zu hindern. Aber beides gelang ihm nicht. Er selbst scheint nicht der Mann gewesen zu sein, die leicht erregbaren, aber in den Kriegsleistungen überaus schwierigen und saumseligen böhmischen evangelischen Standes- und Glaubensgenossen zur Energie und Opferwilligkeit zu entflammen. Denn seine Partei bereitete ihm auch durch Zerfahrenheit, Kleinmuth und Indolenz die größte Schwierigkeit, vor allem durch Zurückhaltung der kriegerischen Mittel an Geld und Menschen, durch welche er allein sein Ziel hätte ereichen können. Ueberdies waren die Führer noch keineswegs mit sich einig über die Rechtmäßigkeit ihres Unternehmens. Der spätere Greifswalder Bürgermeister Bartholomäus Sastrow, welcher damals als politischer Agent der pommerschen Herzoge in das kaiserliche Hoflager ging, begegnete P. in Leitmeritz. „Sie wüßten schier nicht", so gestand ihm P. offenherzig, „welches zu thun am sichersten und rathsamsten wäre; denn auf der einen Seite wäre der Kurfürst von Sachsen ihr Bundesgenosse, mit ihnen einer Religion, den könnten sie nicht verlassen, auf der anderen wäre Ferdinand ihr König, pericultirte also des Reiches Freiheit und angenommene Religion." So kam man nach keiner Seite vorwärts und begnügte sich zu demonstriren. Unterdeß hatte sich Moritz mit Ferdinand vereinigt und war der Kaiser nach Sachsen gelangt. Umsonst sendete der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen Thumshirn mit einigen Tausend Mann an die böhmische Grenze, um den sich um P. sammelnden Schaaren zum Stützpunkt zu dienen und nach der Vereinigung mit ihnen eine Diversion im Rücken des Kaisers zu machen oder die Hilfe gegen einen Angriff desselben an der Elbe zu bieten. Aber alle Bemühungen Pflugs, dieses Ziel zu erreichen, waren umsonst. Seine Verbündeten weigerten den Zuzug und versteckten sich hinter allerlei Ausflüchten. Er selbst hatte kaum 2000 Mann beisammen und litt Mangel aller Art, besonders am Gelde. Dennoch wagte er eine Vorwärtsbewegung; er gelangte bis Königswarth; aber die Vereinigung mit Thumshirn kam nicht zu Stande (16. April). Es wäre auch jetzt zu spät gewesen, denn schon am 24. April kam es bei Mühlberg zur Schlacht. Johann Friedrich hatte sich leider bis zum letzten Augenblicke durch die Hoffnungen auf böhmische Hülfe täuschen lassen; er mußte darum im entscheidenden Augenblicke sogar die Unterstützung Thumshirns entbehren. — P. wurde von König Ferdinand geächtet; ein Preis von 5000 Schock Meißener Groschen ward auf seinen Kopf gesetzt. Aber er entkam seinen Verfolgern, gelangte glücklich nach Magdeburg, wo er sich dem Dome gegenüber ein prächtiges Haus baute, und kehrte vom Kaiser Maximilian II. begnadigt und zum Theil wieder in den Besitz seiner Güter gesetzt nach Böhmen zurück, wo er 1576 zu Falkenau starb. Er war unverheirathet.

Vgl. den Aufsatz von v. Stramberg in Ersch u. Gruber's Encyclopädie der W. u. K. Sectio III, Theil 21, S. 241 ff.

Brecher.

Pflughaupt: Robert P., ein trefflicher Pianist und gebildeter Musiker, geboren am 4. August 1833 zu Berlin, hatte das Unglück, anfänglich unter Theodor Oesten's Leitung zu kommen und war auf dem besten Wege, seinem Vorbilde in seichter Musik nachzufolgen, doch noch zur rechten Zeit kehrte er um und begab sich unter die strenge Zucht S. W. Dehn's, des bekannten Theoretikers und Custos an der Berliner königl. Bibliothek. Hier lernte er auch seine spätere Frau kennen, die auf sein Leben und Streben einen so bedeutenden Einfluß ausgeübt hat: Sophie Stschepin, Tochter eines russischen Generals, die behufs ihrer weiteren Ausbildung ebenfalls bei Dehn Unterricht nahm, bereits aber als Klaviervirtuosin sich eines Rufes erfreute. Als sie wieder nach Rußland zurückkehrte, folgte ihr P. nach, wurde ein Schüler Adolf Henselt's und führte nach manchen Kämpfen 1854 die Braut heim. Nun wurden gemeinsame Concertausflüge unternommen, bis sie in Weimar, damals durch Liszt's Gegenwart dem Eldorado jedes Künstlers, ein neues Heim fanden. Später begaben sie sich wieder auf Kunstreisen, doch die schwankende Gesundheit der Frau bestimmte ihn 1862, sich in Aachen niederzulassen. Er gehörte zu den wenigen Glücklichen unter den Künstlern, deren Kunst nicht zuerst nach Brod zu gehen braucht. Sein Haus ward bald der Mittelpunkt aller echten Kunstbestrebungen und stets bereit, seine eigene Person einzusetzen, gewann er einen bedeutenden Einfluß auf die Pflege der Kunst. Als aber am 10. November 1867 seine Frau starb, zog er sich von allem Verkehr zurück und lebte in der kurzen Spanne Zeit, die ihm noch gewährt war, nur der Composition und einigen ihm lieb gewordenen Schülern. Am 12. Juni 1871 starb auch er an der Brustwassersucht. Als Componist hat P. nur einige Liederhefte und mehrere Salonstücke veröffentlicht und ist nicht über Opus 20 hinausgekommen. Hierin war er nicht berufen, sich der Welt nützlich zu machen, den Einfluß aber, den er auf seine Umgebung, seine Schüler, auf sein Concertpublicum ausübte, ist sehr hoch anzuschlagen, denn hier wirkte er durch sein eigenes Beispiel veredelnd und fruchtbringend in weite Kreise hinaus und sein Dahinscheiden empfand man in Aachen als einen Verlust für die ganze musikliebende Stadtgemeinde. Sein Testament zeigt uns aber den Künstler noch von der Seite des Menschenfreundes, denn er vermachte sein nicht unbeträchtliches Vermögen dem Allgemeinen deutschen Musikverein, welcher damit den Grund zu einer Beethoven-Stiftung legte.

Rob. Eitner.

Pflugk: August Julius Edmund P., namhafter Philologe und Schulmann, 1803—1839. In Lychen, einem Städtchen in der Ukermark, wurde er als der Sohn eines Steuerbeamten am 21. November 1803 geboren, genoß seine Schulbildung in Marienwerder, wohin der Vater versetzt war, und seit 1816 in Danzig und zwar hier zunächst auf der Oberpfarrschule zu St. Marien, seit November 1817 auf dem aus der Vereinigung der Marienschule und des Gymnasium academicum hervorgegangenen neuen städtischen Gymnasium. Auf dieser Anstalt, deren Leitung August Meineke übernommen hatte, erwarb er sich unter dieses trefflichen Mannes Leitung ein für einen Schüler ungewöhnliches Maß von Kenntnissen, vornehmlich aber „jenes lebendige Interesse für das Alterthum, welches später die Freude seines Lebens und das Band war, wodurch auch er seine Schüler unwiderstehlich an sich fesselte". Eines seiner Gymnasialjahre brachte er im Hause des damaligen Oberpräsidenten v. Schoen als Genosse von dessen gleichaltrigem Sohne zu. Zu Michaelis 1821 verließ er die Schule und begab sich nach Berlin, um dort Philologie zu studiren; es gelang ihm bald, zu Böckh und Ideler in ein näheres Verhältniß zu kommen, welches für seine wissenschaftliche Entwicklung von wesentlicher Bedeutung wurde (s. Boeckh's Bemerkung über ihn in der Praef. zum Corp. Inscr. p. 10). Nach

dreijährigem Studium kehrte er Michaelis 1824 nach Danzig zurück und trat sogleich als Hilfslehrer am Gymnasium ein; bereits Ostern 1825 wurde er als ordentlicher Lehrer angestellt und mit dem geschichtlichen Unterrichte auf der obersten Stufe betraut, 1826 wurde er Professor, seit 1833 nur mit philologischem Unterrichte in den Oberclassen beschäftigt. „Wenn es die höchste Aufgabe des Lehrers ist, nicht das einzelne Wissen, sondern das Interesse an der Wissenschaft, nicht den einzelnen Erfolg, sondern die Tüchtigkeit des ganzen Strebens in dem Schüler zu befördern, und das nicht durch äußere Mittel, sondern durch die Mittheilung seiner eigenen Begeisterung für die Sache, so hat er diese Aufgabe in ihrem ganzen Umfange gelöst“ (Marquardt). Leider wurde seine so ausgezeichnete Wirksamkeit bald durch ein körperliches Leiden beeinträchtigt, welches — durch übermäßiges Arbeiten und Nachtwachen hervorgerufen und fortdauernd genährt — ihn immer häufiger und auf längere Zeit, namentlich 1831 und 1832, seinem Berufe entzog; eine Badereise nach Teplitz 1834 half wenig, doch schien sein Zustand sich später etwas zu bessern. Einer plötzlichen Unterleibskrankheit erlag er am 15. December 1839. Seine Schüler haben ihm ein Denkmal auf dem Grabe errichtet. — Die früheren Arbeiten Pflugk's waren im Wesentlichen auf alte Geschichte gerichtet: „De Theopompi Chii vita et scriptis“ 1827 („elegans libellus“ Böckh a. a. O.) und „Rerum Euboicarum specimen“ 1829, bis eine Aufforderung, in der Gothaischen Bibliotheca Graeca den Euripides herauszugeben, ihn von seinen historischen Untersuchungen abzog und ihn ausschließlich sprachlichen und kritischen Studien, für die er besondere Begabung besaß, zuführte. Von 1830 an erschienen 6 Stücke in seiner Bearbeitung; das siebente, der Hercules furens, erst nach seinem Tode 1841; außerdem eine große Reihe kleinerer Arbeiten über Sophokles, Plutarch, Dio Chrysostomus, Arrian, Dionys von Halicarnaß, Dio Cassius und besonders auch zu Tacitus, theils in Schulprogrammen, theils in gelehrten Zeitschriften. Sein werthvoller ungedruckter litterarischer Nachlaß befindet sich in der Bibliothek des Danziger Gymnasiums; seine Emendationen zu Dio Cassius und zu Plutarch's Moralia hat Marquardt 1846 und 1848 veröffentlicht.

Programm des Gymnasiums zu Danzig 1840, S. 5 ff. — Marquardt, A. E. Pflugk und sein litterarischer Nachlaß, in der „Gymnasial-Zeitung“, Beiblatt zur Zeitschrift für Alterthumswissenschaft, 1841, Nr. 34, S. 276 bis 280, wo sich auch ein vollständiges Vezeichniß seiner Schriften befindet. — Hirsch, Gesch. des Danziger Gymnasiums seit 1814, S. 41—43 (in der Jubiläumsschrift der Anstalt von 1858).

R. Hoche.

Pfnor: Johann Wilhelm Gottlieb P., Mechaniker, geboren als Sohn eines hessischen Beamten zu Darmstadt am 19. December 1792, † daselbst am 9. Juni 1869. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, bezog er 1810 die Universität Gießen, wo er sich dem Studium der Cameralwissenschaften widmete. Im J. 1813 wurde er Accessist und bald darauf Secretär und Protocollist bei der Hofkammer der Provinz Starkenburg, dann bei der Oberfinanzkammer und schließlich bei der Oberforst- und Domänendirection zu Darmstadt. Tüchtige mathematische Kenntnisse und mechanische Geschicklichkeit führten ihn früh zu technischen Arbeiten, bei deren Wahl oft rein äußerliche Umstände bestimmend waren. So brachte ihn ein Zufall auf die Holzschneidekunst. Er erlangte darin nicht nur bedeutende Fertigkeit, sondern erfand auch die für Vervielfältigung von Holzschnitten so wichtige Clichirmaschine. Dabei hatte er sich durch das Einathmen von Antimondämpfen eine Krankheit zugezogen. Dieser Unfall veranlaßte ihn zur Erfindung des Schriftgießerofens, der den Arbeiter vor den gefährlichen Wirkungen des Metalldunstes schützt. Seit

1825 betrieb er gemeinsam mit Bairhoffer in Frankfurt zur Vervielfältigung seiner Holzschnitte in Clichemanier eine Polytypengießerei und erfand bei der Thätigkeit in diesem Fach ein neues vereinfachtes Stereotypverfahren, eine Letterngießmaschine, eine Schriftstempelschneidmaschine und ein neues verbessertes Verfahren für Buntdruck. Neben diesen Leistungen auf dem Gebiete der Typographie und Xylographie wandte sich sein erfindungsreicher Geist noch andern Feldern zu. Er erfand eine künstliche Hand als Ersatz der menschlichen, später auch ein künstliches Bein. Die Einführung des Jacquard'schen Webstuhles in Hessen führte ihn auf eine wichtige Verbesserung desselben, durch welche es möglich wurde, ohne Hilfe der Jacquard'schen Karten nach jedem beliebigen Muster zu weben. Weiter erfand er einen verbesserten Stubenofen (sogen. Nassauer Ofen), eine Maschine zur Herstellung progressiver Züge in Flintenläufen, einen Numerirzählapparat zur Verhütung von Unterschleif bei der Papiergeldbereitung, einen künstlichen Blutigel und eine Methode zum Stimmen der Glocken. Verschiedene dieser Erfindungen waren geeignet, bei geschickter Ausbeutung ihren Urheber zum reichen Manne zu machen. P. trug keinen Gewinn davon. Die größten Hoffnungen hatte er auf Verwerthung seiner Verbesserung des Jacquard'schen Webstuhles gesetzt. Er begab sich selbst nach Paris, um seine Erfindung zu verkaufen, hatte aber keinen Erfolg. Es fehlte ihm, wie vielen bedeutenden Menschen, die kaufmännische Betriebsamkeit, die Fähigkeit, den Moment auszunutzen. Vieles hat auch die Zeit, in der er lebte, an ihm verschuldet. So blieb er bis zu seinem Tode ein kleiner Beamter in bescheidenen Verhältnissen. Aber er besaß eine glückliche Natur; der Mangel an pecuniären Erfolgen vermochte nicht ihn zu verbittern.

Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogth. Hessen II, 558. — Nekrolog von Ferd. Dieffenbach in der Darmstädter Zeitung 1869, Nr. 182, S. 756, wiederholt in F. Dieffenbach, Das Großherzogthum Hessen, S. 534, 2. Aufl. S. 652. Arthur Wyß.

Pfochen: Sebastian P., Theologe und Philologe des 17. Jahrhunderts, wurde bald nach 1600 zu Friedberg in der Wetterau geboren, erhielt hier auch seine Schulbildung und eignete sich schon sehr jung die Elemente der hebräischen Sprache durch den Umgang mit Friedberger Juden an. Anscheinend durch seinen Landsmann, den Philologen Georg Pasor aus Ellar in Nassau bewogen, machte er seine Studien unter dessen besonderer Leitung in Franeker, wo jener Professor der griechischen Sprache war, und lebte später in Amsterdam. Näheres über sein Leben ist nicht bekannt. Im J. 1629 gab er eine von großer Belesenheit in der griechischen Litteratur zeugende Schrift heraus: „Diatribe de linguae graecae N. Testamenti puritate, ubi quam plurimis, qui vulgo finguntur Hebraismis larva detrahitur", in welcher er durch Heranziehung einer großen Menge von Stellen aus den verschiedensten griechischen Dichtern und Prosaikern die Classicität der Sprache des N. Testamentes, auch der bedenklichsten Stellen, nachzuweisen suchte. Das Buch fand in der theologischen Welt viel Beifall; bereits 1633 erschien eine neue verbesserte Auflage. Der bekannte englische Theologe Thomas Granacker ließ 1648 in London eine umfangreiche Gegenschrift „de novi instrumenti stylo" gegen P. erscheinen, welche aber, wenigstens in Deutschland und Holland, nur geringe Wirkung hervorbrachte und nicht verhinderte, daß Pfochen's Buch noch in einer Quartausgabe in Frankfurt a. d. O. 1691 wieder aufgelegt werde.

Vorrede Pfochen's zur „Diatribe"; einzelne Stellen in Granacker's Schrift. — Kurze Notiz bei Jöcher, Gel.-Lex. III, Sp. 1500, und bei Rotermund VI, Sp. 31. R. Hoche.

Pfordten: Ludwig Karl Heinrich Freiherr v. d. P., gelehrter Jurist und Staatsmann, wurde geboren am 11. September 1811 in Ried, der Hauptstadt des damals bairischen Innkreises. Er war der älteste von sechs Söhnen des im J. 1828 verstorbenen bairischen Landrichters Heinrich Ludwig v. d. P. Seine Mutter war eine geborene Eder († 7. Juni 1856). Den ersten Unterricht erhielt er in Burgebrach in Oberfranken, wohin der Vater versetzt worden, nachdem das Innviertel 1816 wieder an Oesterreich gefallen war. Vom freisinnigen Dekan Clarus im nahen Bamberg weiter erzogen, studirte er, nach dem Besuche des Gymnasiums in Nürnberg, 1827—1830 in Erlangen die Rechte. Sodann siedelte er nach Heidelberg über, wo er, von Thibaut und Mittermaier zur Ergreifung des akademischen Lehrfachs aufgefordert, mit der in allen juristischen Kreisen wohlbekannten Dissertation „De praelegatis“ (Erlangen 1832) promovirte. Im Begriff sich in München als Privatdocent niederzulassen, zog er ihm die angebotene Stellung eines Referenten in der Ministerialcommission zur Berathung der materiellen Interessen des Landes vor, gab sie aber als nicht einträglich genug schon im Herbst 1833 wieder auf und ließ sich, dem Lieblingswunsche folgend, in Würzburg als Privatdocent für römisches Recht nieder, nachdem er die Erlaubniß hierzu für München nicht hatte erlangen können. In Würzburg machte er sich durch Aufsätze in juristischen Zeitschriften in der gelehrten Welt weiter bekannt und wurde, dank seiner rasch bewährten ausgezeichneten Lehrgabe, bereits im December 1834 zum außerordentlichen Professor für römisches Recht und bairisches Civilrecht, 1836 zum ordentlichen Professor ernannt. 1837 wurde er Mitglied des akademischen Senats, 1839 war er Dekan, 1840 ward er Mitglied des Verwaltungsraths der Universität. Sein Ansehn als juristischer Schriftsteller stieg besonders durch seine „Abhandlungen aus dem Pandektenrecht“ (Erl. 1840). Als Lehrer zeichnete er sich durch anregenden Vortrag, freundliches Wesen, in kirchlichen Dingen — er gehörte der evangelischen Kirche an — durch eine freisinnige Richtung aus. Wegen dieser wurde er 1841 vom Ministerium Abel der Wirksamkeit, in welcher er seine ganze Befriedigung fand, plötzlich entzogen und als Appellationsgerichtsrath nach Aschaffenburg versetzt. Der ersteren ward er jedoch schon 1843 wieder zurückgegeben, indem er auf Empfehlung des nach Berlin berufenen Puchta, als dessen Nachfolger auf den Lehrstuhl für römisches Recht nach Leipzig berufen wurde. Bei den am 12. August 1845 hier stattgehabten Unruhen als Rector der Universität zu strengen Maßregeln gegen die Studirenden mitberufen, verstand er doch, sich deren Vertrauen und den Ruf liberaler Gesinnung zu erhalten. Er wurde Mitarbeiter der 1847 von Gervinus gegründeten „Deutschen Zeitung“ und neben den Führern der Kammeropposition, trotz seines Hofrathstitels, eins der hervorragendsten Mitglieder der liberalen Partei Sachsens. Die Petition der Universität, durch welche die im März 1848 gestellten Forderungen der Stadt Leipzig so kräftig unterstützt wurden, war vom Universitätsrector P. verfaßt. Es waren darin Reformen der Verwaltung, der Presse, Rechtspflege sowie Regeneration des deutschen Bundes gefordert. Noch im März 1848 wurde er für mehrere Stellungen in Aussicht genommen. Während Leipzig ihn zum Bürgermeister, die Universität ihn zu ihrem Vertreter in den Landtag wünschte, wurde er am 13. März vom König Friedrich August II. von Sachsen zum Minister des Innern und vorläufig auch des Aeußern im liberalen Ministerium Braun ernannt. Nach Oberländers Eintritt in dasselbe übernahm P. statt des Aeußern noch das Ministerium des Cultus und Unterrichts. Zur Bezeichnung von Pfordten's damaliger Richtung dient, daß dieses Ministerium seine erste Sorge sein ließ, die in seinem Programm verheißene Vereidigung des Militärs auf die Verfassung durchzuführen. Vergeblich erwarteten die gemäßigteren Elemente

Sachsens, daß P., die bedeutendste Persönlichkeit des Ministeriums, in demselben den weitgehenden Forderungen der Radicalen bezüglich der inneren Verhältnisse entgegentrete. Freilich stand er mit dem Minister Georgi dem demokratischer gesinnten Collegen Oberländer gegenüber; aber er zeigte sich von der Befürchtung erfüllt, im Sinne der radicaler werdenden Oberströmung den Ruf der Freisinnigkeit einzubüßen. So gab er im April 1848 dem Verlangen der demokratischen Presse nach Bildung einer Communalgarde in jeder Gemeinde als Vorbereitung einer allgemeinen Volksbewaffnung nach und in der deutschen Frage protestirte er im Juni 1848 gegen die in der Nationalversammlung aufgetauchte Forderung, daß die deutsche Verfassung den Landtagen der Einzelstaaten zur Beschlußfassung vorgelegt werden müsse. Noch in seiner Betheiligung an der kirchlichen Todtenfeier für Robert Blum in Dresden (19. Nov.) glaubte man sich berechtigt, ein Zeichen seiner fortdauernd freieren Richtung zu erblicken. Der Zwiespalt, in welchen das Märzministerium, nachdem ihm im übrigen die Vereinbarung zeitgemäßer Gesetze mit dem Landtage gelungen war, im Januar und Februar 1849 mit der neuen demokratisch gesinnten 2. Kammer gerieth, wurde besonders durch Pfordten's föderalistischen Standpunkt verschärft, wegen dessen er schon im Mai 1848 von den Mittelstaaten als Mitglied des damals am Bundestage beantragten Triumvirats in Aussicht genommen war. Den heftigsten Kämpfen in der 2. Kammer ausgesetzt, bekämpfte er hier mit großer Ruhe und Geduld, das Verlangen nach Uebertragung der völkerrechtlichen Vertretung in die Hände der Reichsgewalt und nach Verkündigung der „Grundrechte“. In dem neuen Kampfe jedoch, welcher nach Ablehnung des Entlassungsgesuchs des Ministeriums (26. Januar 1849) mit der 2. Kammer begann, erwies sich P. unentschieden. Zur Rettung Blums hatte P. Energie entwickelt; aber gegenüber der Erregung der 2. Kammer wagte er weder den Gesandten von Könneritz in Wien gegen den Vorwurf, das zu diesem Zweck Nöthige unterlassen zu haben, in Schutz zu nehmen, noch auch dem Verlangen nach dessen Abberufung Folge zu geben. Der föderalistische Standpunkt Pfordten's begann allmählich ihn vom Liberalismus loszulösen. Sein kühnes Eintreten für diesen Gesichtspunkt hatte den Blick des Königs Max II. von Baiern auf ihn gelenkt. Denn nach dem Scheitern des Werks der Nationalversammlung war dieser König auf eine Fortsetzung der Versuche zu einer deutschen Reform, jedoch ohne Preußens Berufung an die Spitze und womöglich unter Schaffung einer selbständigeren Stellung Baierns im Bunde bedacht. Vielleicht ließ sich in dieser Beziehung von einem geborenen Baier etwas erwarten, welcher, noch im Rufe des Freisinns, jene Richtung mehr als ein anderer Staatsmann jener Zeit vertrat. Dem Könige seit 1840 persönlich bekannt, folgte P. schon bald nachdem er mit den übrigen sächsischen Ministern (25. Februar 1849) zurückgetreten war, einer Einladung desselben nach Nymphenburg zu vertraulichen Berathungen. Nachdem auf Pfordten's Rath am 10. April die Vertagung des bairischen Landtags bis zum 15. Mai verlängert war, wurde er an Stelle des Grafen Bray am 19. April zum Minister des königl. Hauses, des Aeußern und des Handels ernannt; thatsächlich war er jedoch Leiter des ganzen Ministeriums, wenn auch die Präsidentschaft desselben, deren Herstellung von ihm zur Bedingung des Eintritts gemacht war, aus formellen Gründen ihm erst am 22. December 1849 übertragen werden konnte. Als Protestant und Liberaler der ultramontanen Hofpartei nicht genehm, ließ sich diese ihn doch gefallen, weil sie in ihm die geeignete Persönlichkeit erkannte, um Preußen entgegen zu treten. P. war in der That zu dieser Aufgabe wie geschaffen. Die Vorliebe für sein Heimathland und der Wunsch, dessen Stellung in Deutschland mehr gehoben zu sehen, bestärkten seine Vorstellung, daß das schwierige Problem der Einheit Deutschlands in möglichster Vertheilung

der Macht an die deutschen Volksstämme zu finden und deshalb das Streben nach Beschränkung der Souverainität der Bundesstaaten, sowie das Uebergewicht eines derselben zu bekämpfen sei. Der Abneigung weiter Kreise Süddeutschlands gegen Preußen sich bewußt, gedachte er den Gegensatz zwischen dieser Macht und Oesterreich zu benutzen um Baiern an die Spitze des übrigen Deutschland zu stellen und ihm so eine entscheidende Rolle zuzutheilen oder ihm wenigstens die Führerschaft von Südwestdeutschland zu verschaffen. In dieser Politik hat P. das Möglichste geleistet und war insofern der angesehenste Vertreter des deutschen Particularismus. Die von ihm erfundene Triasidee hat er unverdrossen zu verschiedenen Zeiten praktisch geltend zu machen gesucht, bis er sie nach Erlangung seines größten Erfolgs für immer begraben sehen mußte. Sein erster Schritt in dieser Richtung war die gegen das Werk der deutschen Nationalversammlung gerichtete Note vom 23. April, in welcher Baierns tausendjährige Geschichte, seine Größe, seine eigenthümlichen Zustände hervorgehoben waren. Er konnte sich hierbei auf die Kammern stützen, welche sich noch kurz zuvor gegen Trennung von Oesterreich und gegen Gründung eines Erbkaiserthums ausgesprochen hatten. Bezüglich des die Fortführung der Reformfrage betreffenden Aufrufes des Königs von Preußen vom 15. Mai, suchte P. zunächst eine Stütze in Wien; hier wollte man jedoch von seinen Vorschlägen im Sinne einer Trias nichts wissen. Dagegen gelang es ihm, in das Dreikönigsbündniß von vornherein den Keim des Verfalls zu legen. Nicht nur daß er Baiern fern hielt, sondern er bewirkte auch, daß Sachsen und Hannover ihr Verbleiben beim Bündnisse von Baierns Eintritt abhängig machten. In gehobener Stimmung hielt er daher am 4. Juni 1849 in der zweiten Kammer eine Rede gegen dieses Bündniß und gegen das Uebergewicht des Nordens über den Süden. Dieser Ausspruch in Verbindung mit seiner programmartigen Erklärung, daß Baiern vorzugsweise die Aufgabe habe, als dritter Staat Deutschlands zwischen den ersten beiden zu vermitteln, blieb nicht ohne bestechenden Eindruck im Lande. Daher wagte er auch, die Auflösung der zweiten Kammer am 10. Juni damit zu begründen, daß sie in ihrem Beschluße über die unbedingte Geltung der Reichsverfassung und der Grundrechte die Selbständigkeit Baierns den Beschlüssen der Nationalversammlung untergeordnet habe. Die Verhandlungen, welche P. um Mitte Juni 1849 in Berlin über eine neue provisorische Centralgewalt und Baierns Anschluß an die preußischen Reformbestrebungen pflog, ergaben zwar einen grundsätzlichen Gegensatz, sollten jedoch auch nach Pfordten's Abreise (4. Juli) fortgesetzt werden. Als aber kurz darauf Oesterreich durch Niederwerfung Ungarns freiere Hand erhielt, trat P. mittelst Note vom 12. Juli offen als Gegner Preußens auf, dem er den Bruch des Vertrags von 1815 vorwarf. In einer Note Schleinitz's vom 30. Juli wurde diese Beschuldigung und Baierns Angebot einer Vermittlung zwischen Preußen und Oesterreich in herben Ausdrücken zurückgewiesen. Eine nochmalige und entgegenkommende Aufforderung Preußens, dem Maibündnisse beizutreten, wies P. am 8. September unter Berufung auf Baierns Selbständigkeit zurück. Im Bestreben, diese auch Oesterreich gegenüber an den Tag zu legen, verzögerte er die Zustimmung zu dem in Folge davon ohne Baiern am 30. September geschlossenen Interim. Begreiflich wirkte es sehr ermuthigend auf P., als im Herbst 1849 die Haltung der Kammern zeigte, daß seine Politik weit entschiedener als früher auf die Unterstützung des Landes rechnen könne, und mit Selbstbewußtsein erklärte er am 7. November in der zweiten Kammer: „Das Ziel der baierischen Politik darf ganz allein die Ausbildung der baierischen Souverainität sein.“ Am 28. November 1849 wurde ihm das Großkreuz des Verdienstordens der baierischen Krone verliehen. Um Angesichts des Zerfalls

der Union dem in Baiern laut gewordenen Bedenken zu begegnen, daß in der deutschen Sache nichts zu Stande kommen werde, regte er den unter dem Namen des Vierkönigsentwurfs vom 27. Februar 1850 bekannten Plan an. Nach dessen Scheitern unterstützte er aufs lebhafteste Oesterreichs Bestreben, die Initiative in der deutschen Frage Preußens Händen zu entwinden. Er wohnte am 11. October der gegen Preußen gerichteten Monarchen-Zusammenkunft in Bregenz bei, förderte alle Schritte Oesterreichs zur Wiederbelebung des Bundestags und ließ bei dem als Probe für dessen Lebensfähigkeit dienenden Einrücken in Kurhessen bairische Truppen sich betheiligen. Seine Bemühungen auf den Dresdener Conferenzen wegen Aenderung der Bundesverfassung im Sinne der Triasidee waren erfolglos. Ebenso mißlang sein Versuch, bei den Zollvereinsverhandlungen von 1852 durch Aufnahme Oesterreichs in den Zollverein die handelspolitische Führerschaft Preußens zu beseitigen und bei dem dadurch entstehenden Dualismus den Mittelstaaten ein größeres Gewicht zu verleihen. Einen weiteren Anlaß hierzu ergriff er, als es während des orientalischen Kriegs im März 1854 für Oesterreich vorübergehend gelegen war, den deutschen Bund an seine Seite zu ziehen; doch hatte er hierbei keinen Erfolg, da die von den Mittelstaaten am 25. Juni 1854 in Bamberg aufgestellten weitgehenden Forderungen auf Friedrich Wilhelm IV. Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich in Teschen zurückgewiesen wurden; die Kammern freilich bewilligten P., nach Stellung der Vertrauensfrage, den Credit für Kriegsrüstungen, und König Max erhob ihn am 11. August 1854 „unter Erneuerung und Bestätigung des von seinen Voreltern inne gehabten alten Geschlechtsadels, zum Merkmale seines Wohlwollens und in Anerkennung seiner Verdienste für sich und seine ehelichen Nachkommen in den erblichen Freiherrnstand". Vergeblich suchte er im October 1854 in Berlin eine Verständigung aller deutschen Staaten in der Orientfrage zu erzielen und erfolglos waren auch im October 1855 seine Bemühungen, im wittelsbach'schen Interesse Napoleon III. für die Angelegenheiten Griechenlands günstig zu stimmen. Auf der Rückreise vor Paris gab er bei Bismarck in Frankfurt a./M. dem Unwillen über die geringe Beachtung, welche Baiern als Großmacht gefunden, durch Anklagen gegen den Bund Ausdruck und zeigte sich von Baierns Bedeutung doch noch so sehr erfüllt, daß er seiner Voraussagung vom Untergange des deutschen Bundes hinzufügte: „Mögen dann diejenigen, welche auf eigenen Füßen nicht stehen können, sehen wo sie bleiben; Baiern wird sich schon durchhelfen." Diesem Unwillen ließ er auch am Bundestage bezüglich der Behandlung des Pariser Friedensvertrags von 1856 Ausdruck geben, nachdem dieser an Baiern nicht zuvor mitgetheilt war. Auch in der neuenburger Frage bewirkte P., nach Bismarcks Bericht vom 31. October 1856, am Bunde eine mißliche Verzögerung durch die Hartnäckigkeit des Verlangens, daß der Bund die Freigebung der Gefangenen fordern solle. Im Innern folgte P. ganz dem Zuge der Reactionszeit. 1855 gerieth er mit der zweiten Kammer in welcher er Nürnberg vertrat, in Streit über Verfassungsfragen und über das infolge seiner äußeren Politik gestiegene Budget. Auf die Streitigkeiten mit den Kammern von 1858 folgte am 19. März 1859 die Adresse der zweiten Kammer an den König mit der Beschuldigung gegen P., in Bezug auf die schleswig-holstein'sche Frage ein Werkzeug der russischen Politik zu sein und im Streite Oesterreichs mit Frankreich auf des letztern Seite zu stehen. In seiner Rechtfertigung wies P. zwar nach, daß er die dänische Politik in den Herzogthümern stets bekämpft, Baierns Beitritt zum Londoner Tractat von 1852 verhindert und Preußen zum Einstehen für Oesterreichs Interessen in Italien aufgefordert habe; dies genügte jedoch der zweiten Kammer nicht. Die Mittelstaaten wollten

sich die gegen Preußen mißtrauisch gewordene liberale Partei in Deutschland nicht verfeinden. König Max erklärte, er wolle Frieden haben mit seinem Volke, und so trat P. am 26. März 1859 zurück. Am 1. Mai zum Gesandten am Bundestage ernannt, fuhr er hier unter seinem Nachfolger v. Schrenck fort, im Sinne seiner bisherigen deutschen Politik zu wirken. 1861—63 wohnte er den Conferenzen bei, auf welchen die leitenden Minister von Baiern, Würtemberg und Sachsen gegenüber Preußen in verschiedenen Bundesreformfragen Stellung nahmen, und im Bundestage entfaltete er 1863 eine rege Thätigkeit als Referent, namentlich über den Darmstädt'schen Antrag bezüglich des Nationalvereins und für die schleswig-holsteinsche Sache. Vgl. Pfordten's „Votum über die Erbfolge in Schleswig-Holstein" (Braunschweig 1864). Auf dem Fürstentage in Frankfurt stand er dem König Max im Studium der Fragen des Bundesrechts bei und trat hier zur Wahrung des letztern gegenüber österreichischen Projecten entschieden auf. Auch betheiligte er sich im Februar 1864 an den Conferenzen in Würzburg, auf welchen die Mittelstaaten ohnmächtige Beschlüsse für das alleinige Recht des Bundes in der Frage der Herzogthümer faßten. Durch das gemeinsame Vorgehen der deutschen Großmächte in dieser Sache erlitt die durch P. vertretene Politik der Mittelstaaten vollends die größte Niederlage. Dennoch gelang es ihm, nachdem er am 4. December 1864 vom König Ludwig II. wiederum an die Spitze des Ministeriums gestellt war, eine gewisse formelle Einigung der Mittelstaaten zu Stande zu bringen, sodaß sie die Abstimmungen im Bundestage beherrschten. Dies scheint ihn ermuthigt zu haben, auch beim Herannahen des Zerwürfnisses zwischen Preußen und Oesterreich eine besondere Rolle für Baiern aufzubewahren. Aus lebhaftem Mißtrauen gegen Oesterreichs Absichten für Deutschland und Baiern lehnte er im Mai 1865 von Beust's Vorschlag ab, gemeinsam in Wien anzurathen, mit einem populären Plane zur deutschen Reform Preußen zuvorzukommen; vielmehr hielt er, nach v. Könneritz' Bericht vom 12. Juni 1865, die Herstellung eines bestimmten Verhältnisses Schleswig-Holsteins zu Preußen für billig und unbedenklich. Die Unterredung, welche P. am 23. Juli 1865 mit Bismarck in Salzburg über die Frage der Neutralität der deutschen Bundesstaaten in einem bevorstehenden preußisch-österreichischen Kriege hatte, faßte er als Einladung zu einer Vermittlung auf, was sich bald als Täuschung erwies. Aus den vom sächsischen Minister v. Friesen veröffentlichten Berichten des sächsischen Gesandten in Wien geht hervor, daß P. noch im März 1866 der Meinung war, Oesterreich sei politisch, militärisch und finanziell nicht in der Lage, einen solchen Krieg zu führen, sondern es treffe die Vorbereitungen dazu nur, um die Mittelstaaten vorzuschieben, sie im letzten Augenblicke „sitzen zu lassen" und sich auf deren Kosten mit Preußen zu verständigen. Die Einverleibung der Herzogthümer in Preußen hielt er „immer noch für das Beste" und meinte, Frankreich hetze in Berlin zum Kriege, um dabei die baierische Pfalz zu erwerben. Trotz dieses Standpunkts erklärte er im März 1866, Baiern werde sich zur Erfüllung seiner Bundespflichten am Kriege an der Seite Oesterreichs betheiligen müssen. Ueber dessen Armee äußerte er aber schon wieder in einer Note vom 4. April nach Dresden, dieselbe könne gegen die preußische nichts ausrichten. P. entschloß sich nun zu einem Vermittlungsvorschlag, wonach der Bund in drei große Gruppen getheilt werden und deren eine aus Süddeutschland unter baierischer Oberleitung und mit dem König von Baiern als Bundesfeldherrn stehen solle. Bevor er jedoch mit diesem Vorschlage auftrat, wurde derselbe schon infolge des von Preußen am Bunde gestellten Reformvorschlags unterdrückt. Aber noch auf der Bamberger Conferenz vom 13. und 14. Mai 1866 hielt P. an der Vermittlungsidee fest und am 17. Mai rieth er nochmals in Wien zur Verständigung. Daß der westmächt-

liche Vorschlag, diese durch einen europäischen Congreß zu versuchen, für welchen man in Frankfurt P. bereits als Vertreter des Bundes ins Auge gefaßt hatte, von Oesterreich abgelehnt wurde, erbitterte P. so sehr, daß er es am 7. Juni für wieder fraglich bezeichnete, ob Baiern sich in einen Krieg zu Gunsten Oesterreichs einlassen dürfe. Infolge dieses Mangels an Festigkeit, über welche sich Graf Beust in seinem hinterlassenen Werke (I. S. 425) näher ausgelassen hat, ist ihm, z. B. in der Schrift „Freiherrn v. d. Pfordten's Wirken und Wirkungen" vorgeworfen, nicht zeitig und genügend für den Krieg gesorgt zu haben. Bevor der Bundestag auf Baierns Antrag am 14. Juni die Mobilisirung gegen Preußen beschloß, hoffte Sachsen, und nachher hoffte Oesterreich vergeblich auf militärische Hülfe Baierns. Dieses, erklärte P., könne Sachsen direct gar nichts, indirect nur durch Aufstellung eines Corps bei Coburg nützen. Eine Folge davon war der Abzug der Sachsen nach Böhmen. Der sodann von baierischen Militärs in Wien verabredete Plan einer Vereinigung des baierischen Heeres mit dem österreichischen in Böhmen wurde von P. wieder umgeworfen. Wenn Oesterreich sich Preußen gegenüber für zu schwach halte, so sei, meinte P., gerade dies ein Grund, sich ihm nicht anzuschließen; Baiern werde sich Oesterreich nicht unterordnen, welches immer glaube, über Baiern wie über eine Provinz verfügen zu können. Auch das durch Baron v. Hoffmann gestellte Verlangen, die Hälfte der baierischen Truppen nach Böhmen zu schicken, wurde von P. mit dem Bemerken abgelehnt, daß dann die andere Hälfte von den Preußen würde gefangen werden. (N. Freie Presse Nr. 7604 vom 29. October 1885; Fr. Schütz: „Aus dem Leben des Baron v. Hoffmann. Nach Aufzeichnungen desselben.") Vielmehr hielt es P. für angemessen, aus dem bevorstehenden Zusammenbruche in erster Linie für Baiern besondere Vortheile zu erhaschen: Der Umstand, daß P. dicht vor der Entscheidung in der deutschen Sache einen selbständigen süddeutschen Bund unter Leitung Baierns, mit eigenem Zollverein und einer Bundesarmee unter baierischem Oberbefehl nochmals erstrebte, erweckte im übrigen Süddeutschland Mißtrauen und trug zur Schwächung der Gegner Preußens bei. Nach dessen Siege warf P., wie v. Friesen berichtet, alle Schuld am Kriege auf v. Beust, der seine auf militärische Gutachten gestützten Abmachungen nicht beachtet habe. P. erschien noch vor Abschluß der Präliminarien mit Oesterreich in Nikolsburg, um die Betheiligung der süddeutschen Staaten am Waffenstillstand zu erwirken, wurde aber abgewiesen und am 2. August zum Abschluß für Baiern zugelassen. Ueber eine abenteuerliche Art, wie P. in Hohenschwangau die Zustimmung des Königs zur Einstellung der Feindseligkeiten erlangt habe, hat V. Erlanger in dem Neuen Wiener Tageblatt berichtet. Vergl. Frankf. Ztg. 176 vom 25. Juni 1886. Nachdem P. den Friedens- und den geheimen Bündnißvertrag unterzeichnet, suchte er am 25. August in der zweiten Kammer nachzuweisen, daß ihm gelungen sei, verhältnißmäßig günstige Bedingungen zu erhalten. Den zu Nikolsburg vorgesehenen süddeutschen Bund erklärte er für ein von Frankreich aufgenöthigtes Project, für welches in Süddeutschland wenig Neigung herrsche. Am 29. December 1866 trat P. aus dem Amt und ins Privatleben zurück. In der bald darauf erschienenen Schrift über sein Wirken wurde ihm eine Charakterlosigkeit schuld gegeben, deren Züge in der wankelmüthigen Auffassung von Rechtstheorien, in eilfertigem Haschen nach Popularität, in Unschlüssigkeit in entscheidenden Augenblicken und in plötzlichem reuevollen Erschrecken vor seinen eigenen Machwerken beständen. Bluntschli ertheilte über ihn: „er ist cholerisch-sanguinisch; er spielt den Staatsmann und läßt sich immer von den Wallungen und Stößen seiner Leidenschaft leiten, ohne die objectiven Verhältnisse zu erwägen." In die Oeffentlichkeit trat P. nur noch durch Herausgabe seiner „Studien zu Kaiser Ludwigs oberbaierischem Stadt-

und Landrecht" (München 1875). Er starb in peinlicher Vereinsamung in München am 18. August 1880. Auf seinen Wunsch sprach Dekan Buchrucker am 21. August in der Leichenrede nicht von seiner öffentlichen Thätigkeit. Die Nekrologe in der Presse waren einstimmig in der Verurtheilung seines Abfalls vom Liberalismus, seiner Haltung in der deutschen Frage und seines Mangels an Festigkeit in entscheidenden Augenblicken. Die Wiener „Neue Freie Presse" (5739 u. 40) hob besonders das verdiente tragische Geschick hervor, daß P. das klägliche Zerstieben des Ziels seines ganzen Strebens erlebt habe. — P. war seit 1844 vermählt mit Adelgunde Marx (geb. 1823), Tochter eines Bankiers in Leipzig, mit welcher er drei Söhne und eine Tochter hatte, und welche am 22. Juli 1873 auf dem Bahnhof in Weesen in der Schweiz tödtlich verunglückte.

Grenzboten 1849, 1 Sem., Bd. 1, S. 201 („D. Min. v. d. Pf."); — Stegers Ergänz.-Bl. Bd. 4 (Lpz. 1849); — Gegenwart, Bd. 5 (Lpz. 1850). S. 614; — Preuß. Wochenbl. 1856, Nr. 21 („D. Min. v. d. Pf. u. d. 2. baier. Kammer"); 1859, Nr. 50—52; 1860, Nr. 42, 45, 46; — Hamb. Nachr. 1860, Nr. 77; — Nürnb. Corresp. v. Ans. April 1860 („D. Panzer d. Hrn. v. d. P."); — Preuß. Jahrb. 1859 Bd. 1, 1865 Bd. 2; — Baier. Wochenschr. 1862 Bd. 2, S. 567; — v. d. Pf.'s Wirken (Frauenfeld 1867); — Biedermann, Beitr. z. Gesch. d. Frankf. Parl. u. Histor. Taschenb. f. 1877 S. 137; — Revue des Deux mondes 1878, S. 131; — v. Friesen, Erinn. a. m. Leben (Dresd. 1880); — Meding, Memoir. Bd. 1, S. 157; — v. Jochmus, ges. Schriften, Bd. 3 (Lpz. 1883); — Bluntschli, Denkw. a. m. Leben, Bd. 2 (Nördl. 1884) S. 112; — Biedermann, m. Leben u. e. Stück Zeitgesch. Bd. 1 (Breslau 1886) S. 260, 275—298; — Aus drei Vierteljahrhunderten. Von Fr. Ferd. Graf v. Beust. Bd. 1 (Stuttgart 1887) S. 41, 87, 141, 433, 455. — Ed. Stephani. Ein Beitr. z. Zeitgesch. von Boettcher. (Lpz. 1887) über P. in Sachsen u. auf d. Dresd. Conf.

Wippermann.

Pforr: Antonius v. P., aus einer Breisachischen Patricierfamilie (Mone, Zeitschr. 13, 50. Quellensammlung 3, 256) erscheint 1458 als geistl. Rath Herzog Siegmunds und 1477 als Pfarrherr zu St. Martin in Rottenburg. Er ist der Uebersetzer des „Buches der Beispiele der alten Weisen" (herausg. v. Holland, Stuttg. 1860), wie das Akrostichon zeigt.

Pfeiffer, Germania IX 226, X 145.

Pforr: Johann Georg P., Thiermaler, geboren am 4. Januar 1745 zu Ulfen in Niederhessen, übte sich früh im Zeichnen und setzte dies auch fort, nachdem er Bergmann in dem Bergwerke zu Richelsdorf geworden war. Der hessische Minister v. Waitz wurde auf das Talent des jungen Mannes aufmerksam gemacht und verschaffte ihm eine Stelle als Maler an der Casseler Porzellanmanufactur. Diese Beschäftigung sagte ihm jedoch auf die Dauer nicht zu, weßhalb er sie nach einigen Jahren aufgab, zu seinen Eltern zurückkehrte und dann einen Verwalterposten auf einem großen herrschaftlichen Gute übernahm. Als jedoch im J. 1777 die Casseler Malerakademie errichtet wurde, ging er, bereits 32 Jahre alt, als Schüler dorthin und erhielt bereits bei der ersten Ausstellung im J. 1778 den Preis für ein Oelgemälde, todte Rebhühner vorstellend. Bei der Ausstellung im folgenden Jahre wurde er als Mitglied der Akademie aufgenommen. Er schloß in Cassel Freundschaft mit dem Galerieinspector Johann Heinrich Tischbein jun., dessen Schwester Johanna er auch 1784 heirathete, nachdem er schon 1781 nach Frankfurt a./M. übergesiedelt war. P. entfaltete in der Mainstadt, auch persönlich sehr angesehen, eine reiche und anerkannte Thätigkeit, bis er den 9. Juni 1798 an einem Lungenleiden starb,

zu dem die anstrengenden Arbeiten in seiner Bergmannzeit bereits den Grund gelegt hatten. Sein Porträt in noch jungen Jahren (Profil) ist uns in einem anonymen Umrißstich erhalten; unten steht GEORG PFORR und der Spruch: Seht hier den Künstler stattlich ehrenwehrt, der Anfang die Vollendende gelehrt. P. malte mit Vorliebe Pferde, die er aus dem Fundamente kannte; jedoch auch andere Thiere; überhaupt bilden die Thiere auch den Hauptgegenstand seiner Gemälde, welche mit Landschaften geziert sind. Sein Ruhm war seiner Zeit so, daß man ihn den deutschen Wouwerman nannte. Heutzutage allerdings urtheilt man kühler. P., wie die Künstler seiner Zeit, stak immer noch in den Traditionen der Niederländer des 17. Jahrhunderts und des J. H. Roos; überall blicken diese hervor, so daß seine Bilder etwas Conventionelles haben; besonders sind seine componirten Sachen davon sehr beeinflußt, während er in andern wieder mehr unbeeinflußt sein tüchtiges Naturstudium zeigen konnte. Er malte in Oel und Gouache, zeichnete in Sepia und Tusche und radirte verschiedene Blätter: Eine Folge von 16 Blatt zu Hünersdorf's Anleitung Campagnepferde abzurichten (1792); die vorzüglichsten Pferderassen, 12 Blatt, wovon P. selbst bei seinem Tode nur 11 vollendet hatte; Stute bei dem auf dem Rücken liegenden Esel; Halt eines Reiters im Soldatencostüm des 17. Jahrhunderts vor einem Landwirthshause (1789); der Pferdemarkt. H. Schütz, J. G. Reinheimer, H. J. Schulz, P. Speth, Susemihl, Schweyer und A. Bartsch stachen nach ihm, der letzte eine schöne Folge von 6 Blatt: Ungarische, russische, spanische, polnische, englische und arabische Pferde. In Frankfurt (Städelsches Institut), Darmstadt, Mannheim sind Bilder von P. in den Galerien.

Vgl. über diesen Künstler Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt a./M. 1862. Wilh. Schmidt.

Pforr: Franz P., Maler, Sohn des Vorigen, geboren am 7. April 1788 in Frankfurt, erhielt noch von seinem Vater die erste Anleitung zum Zeichnen, kam dann 1801 zu seinem Oheim Tischbein nach Cassel und im Herbste 1805 auf die Wiener Akademie zu Füger. Der etwas später nach Wien kommende Overbeck schloß einen engen Freundschaftsbund mit ihm, und die beiden jungen Maler, zu deren Kreis noch L. Vogel aus Zürich, J. Wintergerst aus Ellwangen, J. Sutter aus Linz gehörten, fanden sich nicht von der Richtung Fügers befriedigt. Es kam zum Bruche und die Akademie nöthigte sie zum Austritt. Das war die Geburtsstunde der neuen romantischen Malerei. Pforr, Overbeck, Hottinger und Vogel wanderten 1810 gemeinsam nach Rom. Leider konnte P. nur kurze Zeit den Boden der ewigen Kunststadt betreten; schon in Deutschland brustleidend, mußte er im Frühjahre 1812 Rom verlassen, um in Albano eine Eselsmilchcur zu gebrauchen; jedoch bereits am 16. Juni des gleichen Jahres raffte ihn der Tod weg. Ohne Zweifel hat die romantische Schule an ihm ein hervorragendes Talent verloren. Eine Anzahl von Compositionen und Handzeichnungen ließ der Frankfurter Kunstverein in zwei Heften erscheinen (Frankfurt 1832, 1834, 1835; bei Gwinner des Einzelnen beschrieben). Pforr's Oelgemälde, Rudolf von Habsburg, der sein Roß dem Priester schenkt, blieb unvollendet; es befindet sich im Städelschen Museum. In seiner frühesten Zeit hatte er sich auch im Radiren versucht. Reber, Geschichte der neuern deutschen Kunst, 2. Aufl., Bd. 1, S. 263, urtheilt von unserm Künstler: „In seltener Weise ein feinfühlendes, reiches Gemüth mit Klarheit der Anschauungen verbindend, dabei seine künstlerischen Ziele möglichst hoch setzend, hatte er die Entwicklung Overbecks moralisch wesentlich gehoben und den schüchternen Genossen zur Entfaltung und Erprobung seiner Talente ermuthigt. Sich selbst nicht leicht genügend und alles vielmehr als Vorbereitung und weitere Ausbildung seines künstlerischen Vermögens betrachtend, beschränkte er sich fast ganz auf Skizzen und Compositionen. — Nicht

so eng in seinem stofflichen Horizont, wie sein berühmter Freund, übertraf er diesen auch an Reichthum seiner Phantasie, wie denn auch die Anregung zur Gruppe Overbeck's „Italia und Germania“ von einer schon 1808 in Wien entstandenen Zeichnung Pforr's ausging.“

Wilh. Schmidt.

Pfotenhauer: Ernst Friedrich P., Rechtsgelehrter, geb. am 1. Juni 1771 zu Delitzsch bei Leipzig als ältester Sohn von acht Kindern des damaligen dortigen Landrichters, späteren Amtsinspectors P. in Wermsdorf. Nach tüchtiger Vorbildung in Pforta bezog er Michaeli 1789 die Universität Wittenberg, bestand hier 1792 sein examen pro cand. et praxi, hielt 7. Januar 1793 seine erste akademische Vorlesung über römische Intestaterbfolge und vertheidigte 1795 seine Doctordissertation „De judiciis, a quibus et ad quae provocare licet in terris Electori Saxon. subjectis“. Nach kurzer Praxis als Hofgerichts- und Consistorialadvocat wurde er 1797 außerordentlicher Professor und außerordentlicher Beisitzer der Juristenfacultät, rückte 1800 in eine ordentliche Beisitzerstelle auf, wurde 1802 ordentlicher Professor, 1803 Hofgerichtsrath und Assessor des Schöppenstuhls. Zufolge der häufigen Durchmärsche französischer Truppen und Wiederherstellung der Wittenberger Festungswerke im J. 1812 schaffte er seine Familie nach Wermsdorf, während er selbst, nach Niederbrennung der Vorstädte, mit mehreren Collegen (Klien, Andreä, Gründler, Schmidt) 1813 sich nach Kemberg, dann nach dem abseits der Heerstraße gelegenen Schmiedeberg zurückzog. Hier sammelte sich unter seinem Rectorat ein novemviratus academicus und eine Anzahl Studenten. Im October 1815 folgte er einer Aufforderung des preußischen Gouvernements in Merseburg zur Uebernahme des Directoriums eines interimistischen Collegiums für die Justizsachen der neuen Provinz, ging aber im April 1816 als Professor nach Halle, aus welcher Stellung er 1825 ausschied, um sich fortan der Bearbeitung der zahlreichen Spruchsachen des Schöppenstuhls zu widmen, in welcher Richtung er, vermöge seiner ausgedehnten Gelehrsamkeit und seines eisernen, rastlosen Fleißes, hervorragendes leistete. Nach dem Tode Zepernick's (1839) wurde er Director des Schöppenstuhls, erhielt 1841 in Anerkennung seiner geleisteten Dienste das Patent als geheimer Justizrath, wurde am 7. Januar 1843 von vielen Seiten durch Glückwünsche und Deputationen geehrt und verstarb an einer Magen- und Lungenverhärtung am 23. August 1843. Als akademischer Lehrer hatte er über Natur- und Völkerrecht, sächsisches Staatsrecht, Institutionen, Pandecten, gemeinen und preußischen Proceß, Referir- und Decretirkunst, sowie über preußisches Landrecht bis in die letzten Jahre mit großem Erfolge Collegien gehalten. Von seinen vielen Schriften ist namentlich hervorzuheben seine durch eine neue wissenschaftliche Anordnung ausgezeichnete „Doctrina processus cum germanici tum saxonici“ 1795—1797, 3 Bände mit Supplementen, in 2. Ausgabe von Diedemann, Leipzig 1826—1827, herausgegeben. Als Fortsetzung schließt sich hieran die „Abhandlung über das gerichtliche Verfahren in Sachen, welche den neuesten Besitz betreffen“, Leipzig 1797. Noch seien genannt das „Handbuch der von 1770 bis auf die neueste Zeit im Königreich Sachsen erschienenen Criminalgesetze“, Wittenberg 1811, und die Schrift: „Die Strafbarkeit der öffentlichen Verbrennung der Druckschriften Anderer und die Zulässigkeit der Widerklage bei dem Denunciations- und Untersuchungsprocesse“, Halle 1819. — P. liebte die Wahrheit und Offenheit über alles und scheute sich nicht, dies offen zu bekennen. Sein Wahlspruch war: Tu ne cedo malis, sed contra audacior ito; in der Wahl von Freunden ließ er sich durch den Satz leiten: Diu cogita, an tibi aliquis in amicitiam recipiendus sit; cum placuerit fieri, toto illum pectore admitte.

Nach der Biographie des Sohnes Ed. Pfotenhauer, langjährigen Professors des Strafrechts in Bern (geb. 18. Sept. 1802) in der Encyklopädie von Ersch u. Gruber, III. Section, Theil 21, Leipzig 1846.

Teichmann.

Pfranger: Johann Georg P. war am 5. August 1745 zu Hildburghausen geboren. Nachdem er in Jena Theologie studirt hatte, wurde ihm das Pfarramt in dem unweit seiner Vaterstadt gelegenen Dorfe Stressenhausen übertragen. Schon 1777 aber berief ihn der Herzog Karl von Sachsen-Meiningen, welchem er als Kanzelredner und Schriftsteller — 1772 bereits war ein Lehrgedicht: „die Vorsehung" von ihm erschienen — bekannt geworden war, zu seinem Hofprediger in die Residenzstadt Meiningen. Später auch zum Consistorialassessor ernannt starb er am 10. Juli 1790, von seinem Fürstenhaus wie von seiner Gemeinde in gleichem Grade geschätzt und geliebt. Wie er sich aber im engern Kreise durch seine Wirksamkeit als Prediger und Seelsorger die allgemeinste Achtung erworben hatte, so verdient sein Name auch in der Geschichte der geistigen Bewegung der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts genannt zu werden. Zwar sein oben erwähntes Lehrgedicht und seine 1794 in zwei rasch aufeinander folgenden Auflagen herausgegebenen vermischten Gedichte erheben sich nicht sehr über das Gewöhnliche und sind wohl auch kaum weit über die Grenzen seines engern Vaterlandes verbreitet worden. Ebenso kann hier nur vorübergehend seiner Thätigkeit bei der Redaction eines neuen Gesangbuches gedacht werden, welche ihm von seinem Fürsten übertragen worden war. Nicht nur formte er eine große Anzahl älterer Kirchenlieder nach dem damaligen Zeitgeschmacke um, sondern steuerte auch selbst gedichtete reichlich bei, die, wenn auch zuweilen etwas trocken und nüchtern, doch oft auch durch eine herzliche und gemüthreiche Religiosität ansprechen. Viel bedeutender aber wurde P. durch den Gegensatz, in welchen er zu G. E. Lessing zu treten wagte. Im J. 1779 war dessen Nathan erschienen, in welchem P. so wie manche andere die christliche Religion in ihrer Ehre beeinträchtigt sah. Er dichtete daher in dramatischer Form seinen „Mönch vom Libanon" als Gegenstück, oder, wie er es selbst bezeichnet, als Nachtrag und Fortsetzung des Nathan. Ganz richtig spricht sich ein geistvoller Kritiker der neuern Zeit über Pfranger's Dichtung, an deren Aufführung übrigens von dem Dichter selbst nicht im entferntesten gedacht wurde, folgendermaßen aus: „Es war ein schwieriges Unternehmen, einem Geiste wie Lessing mit einem Gegenbild von christlich kirchlichem Standpunkt entgegenzutreten, und die Schwierigkeit wurde in dem vorliegenden Fall noch dadurch vergrößert, daß P. es vorzog, das von Lessing so großartig entworfene Gemälde weiter auszuführen, statt demselben ein vollständig neues gegenüber zu stellen. Es kann kein Zweifel sein, auf welcher Seite der größere Geist oder auch nur das größere dramatische Geschick ist. Nur daß man sich von der augenfälligen Ueberlegenheit des Lessingischen Genius nicht bis zu dem Grade hinreißen lasse, um darüber gegen seinen Gegner unbillig zu werden. Pfranger's Drama enthält viele tief gedachte und geistreiche Stellen und macht durch die liebenswürdige Milde der Gesinnung, welche sich durch dasselbe hindurchzieht, einen durchaus wohlthuenden Eindruck." Der Mönch vom Libanon erschien in Dessau 1782, die 2. Auflage 1785, die 3. in Leipzig bei Barth 1817 mit einer Vorrede von Joh. Amad. Wendt.

Schaubach.

Pfriemb: Joseph P., Jesuit, geb. am 21. Mai 1711, † nach 1771. Er trat am 14. Juli 1732 in den Orden ein, war 1748—49 Professor der Ethik und Physik zu Mainz, 1750—61 Professor der Theologie zu Bamberg, dann Rector des Collegiums zu Speyer, von 1771 an Professor der Theologie

zu Fulda. Zu Mainz veröffentlichte er zuerst eine Dissertation: „Unde terrae motus, quibus urbs Lima in America australi a. 1746 prope eversa fuit, ortum ducant", 1749, dann eine Streitschrift gegen den Benedictiner Andreas Gordon in Erfurt, dessen Polemik gegen die scholastische Logik und Physik damals Aufsehen erregte. Gordon hatte 1745 und 1747 zwei akademische Reden gehalten über die Themata: Philosophiam novam veteri praeferendam und Philosophiam novam utilitatis erga amplectendam et scholasticam philosophiam futilitatis causa eliminandam. Dagegen traten drei Jesuiten auf, Lucas Opfermann zu Erfurt (s. A. D. B. XXIV, 367, seine Schrift wurde am 7. Februar 1749 von Rector und Senat verboten), Peter Eisentraut zu Würzburg und P. in der „Apologia qua errores R. P. Andreae Gordon contra philosophiam scholasticam in duplici schediasmate commissi proponuntur et vindiciis petitis confutantur". Gordon ließ sie mit seinen Reden und einer Entgegnung abdrucken in den Varia philosophiae mutationem spectantia, 1749. P. antwortete in der „Dissertatio irenica contra Gordonum", 1750. — Zu Bamberg veröffentlichte P. „Reflexiones politicae, historicae et morales catechismo Canisii adjectae", 1753, und „Consuetudines patriae Bambergenses de conjugali bonorum ac praecipue prolium unione", 1761. Diese Schrift wurde von dem Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim übel genommen und scheint seine Entfernung von Bamberg veranlaßt zu haben. Später erschien noch zu Bamberg eine „Dissertatio de festivitatibus Hebraeorum", 1765.

Backer verzeichnet irrig zwei (gleichzeitige) Jesuiten dieses Namens und gibt als Geburtsort des einen (nach Meusel, Lexikon X, 408) Wiesentheid in Franken, des andern (nach Jäck, Pantheon S. 862) Heubach an. Ueber den Erfurter Streit s. Acta Erud. 1749, 143, 438. — Freye Urtheile und Nachr. (Hamburg) 1749, St. 23, S. 183. — Jen. Gel. Ztg. 1750, St. 46, 76. — Meusel, Lexikon IV, 289. — Werner, Gesch. der kath. Theol. S. 163. Reusch.

Pfuel: Ernst Heinrich Adolf v. P., preußischer General der Infanterie, Ministerpräsident und Kriegsminister, geb. am 3. November 1779 zu Jahnsfelde bei Müncheberg im Kreise Lebus des preußischen Regierungsbezirks Frankfurt a. d. O., stammte aus einer uralten Familie der Mark Brandenburg, welche im Lande Lebus und Barnim angesessen ist. Der Vater Ernst Ludwig v. P. (geb. am 1. Mai 1718), Erbherr auf Jahnsfelde, hatte in den schlesischen Kriegen mit Auszeichnung gefochten und 1779 als Oberstlieutenant im preußischen Kürassierregiment Nr. 6 wegen Versagung des Heirathsconsenses den Abschied genommen. Er lebte seitdem auf dem Gute, ward aber 1784 von Friedrich dem Großen zum Hofmarschall des damaligen Prinzen von Preußen und später von diesem (als König Friedrich Wilhelm II.) zum Generalmajor der Cavallerie und Chef der 2. Abtheilung des Oberkriegscollegs ernannt. Er starb am 22. Juli 1789. Die Mutter Johanna Sophie, geb. Krantz, war die Tochter eines Regimentschirurgs und starb schon 1783. P. genoß den ersten Unterricht im elterlichen Hause; da aber der Vater dienstlich vielfach in Potsdam anwesend sein mußte, wurde er nebst dem jüngeren Bruder Friedrich zum Hofrath Beuchel in Berlin in Pension gegeben, von wo er die Realschule besuchte. Nach des Vaters Tode übernahm Criminalrath Scheede, dann Justizrath Grattenauer, später auf Bitten der Knaben Herr v. Briest auf Nennhausen die Vormundschaft. Als P. in der Realschule die Reife für Secunda erhalten hatte, wurde er 1792 in das Cadettencorps in Berlin aufgenommen. Hier gehörte er bald zu den Befähigteren, welche 1793 in die Ecole militaire übergehen durften. Nach der Entlassung aus dieser Anstalt wurde er am 12. März 1797 als Fähnrich in

das Infanterieregiment Nr. 18 nach Potsdam versetzt, dessen Chef der König war. Hier war er, neben den Dienstobliegenheiten, eifrig bestrebt, den Uebungen im Fechten, Schwimmen und Klettern bei Officieren und Mannschaften Eingang zu verschaffen. Nachdem er aber sich lebhaft für philosophische und mathematische Studien zu interessiren begonnen, gewährte ihm das mechanische Getreibe des praktischen Dienstes keine Befriedigung mehr, so daß er im Frühjahr 1803 um Abschied bat. Nachdem dieser mehrmals abgelehnt war, begab er sich in Urlaub nach Dresden zu dem ihm seit 1801 befreundeten Heinrich v. Kleist. Hier erhielt er durch einflußreiche Verwendung hoher Gönner am 18. Juni 1803 den Abschied als Secondelieutenant. Bald darauf unternahm er mit Kleist eine Reise, meist zu Fuß, nach der Schweiz. Sie weilten längere Zeit in Bern und am Thuner See, besuchten Mailand und Venedig, Genf und Lyon und mietheten dann eine gemeinsame Wohnung in Paris, wo sie Vorlesungen bei Cuvier u. A. hörten. Auch nachdem Kleist's beginnende Geistesstörung zu einer Trennung der Freunde geführt hatte, setzte P. die Studien in Paris fort. Die Erhebung einer kleinen Erbschaft machte seine Anwesenheit in der Heimat nöthig und hier bestimmten ihn die Angehörigen zum Wiedereintritt in den Militärdienst. Seine deshalbige Bitte wurde am 11. April 1805 durch Versetzung in das zu Johannisburg in Ostpreußen liegende Füsilierbataillon Nr. 23 erfüllt. Als die ostpreußischen Truppen im Herbst 1806 an der Weichsel zusammengezogen wurden, wurde P. als Adjutant dem General und Divisionscommandeur Grafen v. Schmettau zugetheilt. An dessen Seite befand er sich in der Schlacht von Auerstädt. Von hier mit den Trümmern des Heeres zurückziehend, wurde er nach Stettin vorausgesandt, von wo er für den Plan einer Einschiffung des Blücher'schen Corps in Rostock thätig war. Es kam jedoch nicht hierzu und so gerieth er durch die Capitulation von Ratkau bei Lübeck mit in Gefangenschaft, aus der er jedoch gegen Ehrenwort, in diesem Kriege nicht wieder gegen Frankreich zu kämpfen, entlassen wurde. In der Hoffnung, durch Auswechselung seinem Berufe bald wiedergegeben zu werden, schiffte er sich im Sommer 1806 in Lübeck nach Ostpreußen ein, konnte dort aber den Wunsch nicht geltend machen. In der Hoffnung, dieses Ziel vielleicht durch die in der Mark und Schlesien aufgetauchten Freicorps zu erreichen, begab er sich von Königsberg mit H. v. Kleist zu Fuß über Stettin zunächst nach Berlin. Während hier Kleist als verdächtig verhaftet und nach Frankreich geschickt wurde, entging P. gleichem Schicksal durch einen Besuch in Nennhausen. Die Verhältnisse in der Heimat erwiesen sich ungünstig und so begab er sich wieder von Lübeck zu Schiff nach Königsberg und schloß sich der von Memel und Pillau nach Vorpommern und Rügen bestimmten Expedition an. Diese landete hier, aber da der Friede von Tilsit jede Aussicht auf kriegerische Thätigkeit abschnitt, so bat er wieder um Entlassung, die ihm am 8. October 1807 zu Theil wurde. Durch Vermittlung des ihm von der Garnison in Potsdam her befreundeten weimarschen Majors Rühle von Lilienstern erhielt P. in Dresden Anstellung als Lehrer in den Kriegswissenschaften für den Prinzen Bernhard von Weimar. In Dresden stand er in Verkehr mit bedeutenden Männern, welche von dem Wunsche nach Befreiung nach Vaterlandes vereinigt wurden. Auch fand sich der aus der Gefangenschaft entlassene H. v. Kleist hier ein. Mit ihm und Adam Müller plante er die Gründung einer Verlagsbuchhandlung und die Herausgabe eines Kunstjournals „Phöbus". Auch gewann er hier großen Einfluß auf den achtzehnjährigen Theodor Körner. Im Frühjahr 1808 verheirathete sich P. mit einer Tochter des Generals v. Byern. Auf Anerbieten des ihm in Dresden befreundet gewordenen kurhessischen Majors Grafen Karl v. Nostitz trat er den 13. Mai 1809 als Führer einer Compagnie in die von jenem im Fürstenthum Baireuth für den öster-

reichischen Dienst gebildete sog. fränkische Legion unter General Radojoritsch, mit welcher er an unbedeutenden Gefechten bei Eger und in Sachsen Theil nahm. In Auftrag begab er sich nach Wien, um über den dortigen Stand der Dinge zu berichten, entging hier aber nur durch glückliche Zufälligkeiten der Gefangennahme seitens der bald darauf eingerückten französischen Truppen und gelangte nur auf großem Umwege nach Böhmen zurück. Nach dem Wiener Frieden vom October 1809 kam P. als Hauptmann in Brix bei Teplitz in Garnison und brachte in Urlaub an letzterm Orte längere Zeit zu, wo er mit dem Herzog von Weimar und Goethe verkehrte. Nach Auflösung der Legion wurde P. im September 1810 in das österreichische Infanterieregiment Erzherzog Rainer nach Prag versetzt. Hier suchte er das Einförmige des Dienstes dadurch zu beleben, daß er bei Officieren und Mannschaften das Interesse für gymnastische Uebungen, namentlich für das Schwimmen, zu erwecken wußte. Wie er selbst im December 1811 bei seiner Versetzung nach Wien schrieb, nahm die von ihm in Prag gegründete Schwimmanstalt den glänzendsten Aufschwung. Er gab wöchentlich zwei große Productionen, wobei er 150 Schwimmer manövriren ließ. Dem Hofkriegsrath sandte er ein Project ein, wonach er im folgenden Sommer 30 000 Schwimmer abrichten wolle. In Prag war P. in intime Beziehungen zu dem im Juni 1810 dorthin übergesiedelten Freiherrn v. Stein gekommen. Im November 1811 wurde er beim Kriegsarchiv in Wien unter Leitung Radetzky's angestellt. Er schrieb hier mehrere Aufsätze in Hormayrs historisches Taschenbuch und verkehrte mit Theodor Körner, der hier seine litterarischen Arbeiten veröffentlichen wollte. Von Wien aus blieb P. in Beziehungen zum Freiherrn v. Stein und ließ sich im Mai 1812 mit einer Bestimmung für die Schwimmanstalt nach Prag zurückversetzen, um mit Stein nähere Verabredungen inbetreff der Vorbereitungen zur Erhebung gegen die Fremdherrschaft zu treffen. P. wünschte, um bald gegen diese kämpfen zu können, dem Beispiel vieler preußischer Officiere zu folgen, welche infolge des preußisch-französischen Vertrags vom 24. Februar 1812 zu diesem Zweck Dienste in Rußland nahmen. Nachdem er am 28. Juli 1812 den österreichischen Dienst verlassen, gelang es ihm, nach mancherlei Abenteuern über Altona, Kopenhagen und Carlsham in Schweden, von hier auf einem Bombenschiff der englischen Flotte nach Riga zu kommen. In Petersburg überreichte er dem Freiherrn v. Stein einen ausführlichen Bericht über die politischen Verhältnisse in vielen Theilen Deutschlands. Am 9. September trat er in das russische Heer und zwar unter dem Namen v. Giehlsdorf, um nicht mit dem in Ungnade gefallenen General v. Phull verwechselt zu werden. Schon am 9. October als Capitän in der deutschen Legion im Auftrag des Kaisers an Feldmarschall Kutusow gesandt, erreichte er dessen Armee bei Kaluga und blieb während des ganzen Feldzugs von 1812 im großen Hauptquartier. Er theilte die großen Beschwerden des russischen Heeres, entging in der Schlacht von Malo-Jaroslawecz am 24. October mit Noth der französischen Gefangenschaft, marschirte mit der Armee über Kremenskoie und Jelnia, wohnte am 16. und 17. November den Gefechten von Krasnoi bei und gelangte über Romanowo und Kopys am Dnjepr an der Spitze der Truppen am 10. December nach Wilna. Eine von ihm sogleich hier verfaßte Denkschrift über die Kriegsereignisse war die erste glaubhafte Mittheilung von russischer Seite und verfolgte zugleich den Zweck, die Vernichtung der französischen Armee bei Fortsetzung des Kriegs für Kaiser Alexander so zur vollen Gewißheit zu machen, daß die Erhebung des deutschen Volks immer wahrscheinlicher würde. Er überreichte die Denkschrift dem in Wilna eingetroffenen Freiherrn v. Stein, durch welchen sie der Czar erhielt.

Dieser ließ ihm am 28. December, unter Beförderung zum Major im Generalstabe v. Bennigsen's, als Zeichen seiner Huld einen Brillantring übersenden. In Wilna schrieb er auch „Beiträge zur Geschichte des letzten russisch-französischen Kriegs", wovon jedoch nur Heft 1, enthaltend den Rückzug der Franzosen bis zum Niemen, erschien (Berlin 1814). Sodann dem Streifcorps seines Freundes Tettenborn als Chef des Generalstabs zugetheilt, durcheilte er an der Spitze eines Kosakencorps die östlichen Provinzen Preußens, war am 20. Februar 1813 bei dem Angriff auf Berlin thätig, wo er mit den Kosaken durch das Schönhauser Thor eindrang, und besetzte dann mit dem Tettenborn'schen Corps Hamburg (Pertz, Leben Stein's, II, S. 659), wo er, am 24. April zum Oberstlieutenant befördert, einen Auftrag bezüglich der Befestigung Hamburgs und der Bildung einer hanseatischen Legion erhielt; jedoch Hamburg wurde bald aufgegeben. In einer Conferenz mit Wallmoden und Clausewitz vor dem Gefecht an der Göhrde wurden die Vorzüge von Pfuel's Dispositionen anerkannt und in diesem Gefecht vom 16. September führte er die russisch-deutsche Legion. Am 15. October war er beim Angriff auf Bremen. Nachdem er mit Tettenborn's Corps bis Jütland vorgedrungen war, machte er auch dessen raschen Zug von da nach Frankreich mit, und zwar als Oberst und zum ersten Male wieder unter seinem eigenen Namen. Im Winterfeldzuge von 1814 wurde ein französisches Corps bei Chateau-Thierry und Dormans unter Pfuel's Führung geworfen und am 21. März schlug er, Epernai besetzend, den General Vincent. Nach dem Kriege traf er in Paris wieder mit Stein zusammen, der sich in vielen wichtigen Fragen seines Raths bediente. Das Anerbieten zum Eintritt in die russische Armee ablehnend, trat er als Befehlshaber eines Regiments in die russisch-deutsche Legion zurück, erhielt den russischen Annenorden 2. Classe in Brillanten und vom König von Preußen am 28. December 1814 den Orden pour le mérite. Hierauf im preußischen Heere wieder angestellt, wurde er in den Generalstab Blücher's nach Lüttich versetzt, wo er am 2. Mai 1815 den Aufstand des sächsischen Corps unterdrückte. Als das französische Heer zum Entscheidungskampf heranrückte, wurde er mit der Meldung hiervon an Wellington nach Brüssel gesandt und am 18. Juni wurde er nach Frischemont vorausgeschickt, um genaue Kundschaft über das französische Heer einzuziehen. Die Entschlossenheit und Umsicht, welche er in der Schlacht von Waterloo und bei der Verfolgung des Feindes gezeigt, fand Blücher's und Gneisenau's höchste Anerkennung; der König verlieh ihm das eiserne Kreuz 2. Classe. Die von Blücher am 19. Juni aus Genappes erlassene Proclamation an das Heer der Niederrheins ist von P. verfaßt. Als Blücher und Wellington den General v. Müffling zum Gouverneur von Paris ernannt hatten, wurde die Stadt in zwei durch die Seine getrennte Bezirke getheilt, in deren einem der englische Oberst Barnard, im andern P. Commandant wurde. Seine Wohnung im Hotel Lafitte wurde der Sammelplatz der bedeutendsten Personen dieser Zeit. Er benutzte diese Stellung u. a. zur Ausräumung des Artilleriemuseums und zur Zurücknahme der entführten Kunstgegenstände aus den Museen. Mit großer Entschiedenheit trat er in Paris gegen die durch Angriffe auf preußische Patrouillen veranlaßten Straßenaufläufe auf. Nach dem Frieden erhielt er als Lehrer bei der Kriegsschule in Berlin eine ihm sehr zusagende Beschäftigung. Er veröffentlichte eine übersichtliche Darstellung der Feldzüge der Verbündeten von 1813—1815 im „Berliner histor.-genealog. Kalender für 1817", hielt vor größeren Officierkreisen Berlins Vorträge, welche später vom General Decker unter dem Titel „Ansichten der Kriegführung im Geiste der Zeit" herausgegeben wurden. Im übrigen ließ er sich wieder die Verbreitung gymnastischer Uebungen, besonders den Unterricht im Schwimmen angelegen sein, wobei ihm die Stadt Berlin durch Ueberweisung

eines passenden Platzes in der oberen Spree zu Hilfe kam. Infolge dessen wurden auch in Magdeburg, Köln und vielen anderen größeren Städten solche Anstalten mit Erfolg angelegt. 1818 wurde P. zum Chef des Generalstabs des 8. Armeecorps in Koblenz ernannt und 1825 zum Generalmajor befördert. 1826 folgte seine Ernennung zum Commandeur der 7. Landwehrbrigade in Magdeburg und am 1. December 1828 die zum Mitgliede der Commission für die Prüfung militärisch wissenschaftlicher und technischer Gegenstände unter dem Vorsitz des Prinzen August von Preußen. 1830 erhielt er das Commando der 15. Division und die Stellung eines Commandanten von Köln. Bald hiernach ward ihm ein besonderer Auftrag bezüglich des Fürstenthums Neuenburg zu Theil. Den Bestrebungen auf Losreißung von Preußen, welche, seit 1830 fast in der ganzen Schweiz der Kampf gegen den Bundeszustand von 1815 begonnen hatte, seit 1830 hier offen hervorgetreten waren, glaubte man in Berlin kräftiger entgegen treten zu müssen, zumal die königlich Gesinnten dort der Regierung den Vorwurf der Schwäche gemacht hatten. Die Ansprache, in welcher der König von Preußen am 20. April 1831 den von der neuenburger Bevölkerung am 1. März ausgesprochenen Wunsch nach einer volksthümlichen Vertretungsart genehmigte, kündigte auch die Sendung Pfuel's als Commissarius mit weitgehenden Vollmachten an. Dieser kam am 13. Mai in Neuenburg an, bereiste das Land, um Beschwerden über herrschende Mißstände entgegen zu nehmen, nahm der nach der neuen Wahlordnung gewählten Volksvertretung am 11. Juli den Eid der Treue ab und begab sich nach Schluß des Landtags sowie im Glauben, die Gemüther beruhigt zu haben, nach Preußen zurück. Die Ruhe war aber nur scheinbar hergestellt. Nachdem ein Corps bewaffneter Landleute am 13. September sich der Stadt Neuenburg bemächtigt, eine Volksversammlung hier die Trennung von Preußen ausgesprochen und die schweizerische Tagsatzung zur Vermeidung fernerer Feindseligkeiten das Land vorläufig hatte militärisch besetzen lassen, traf P. wieder ein und kündigte mittelst Ansprache vom 25. October an, er sei vom König geschickt, um die Rebellion in ihrer Quelle zu ersticken. Zugleich hob er die von den schweizerischen Bevollmächtigten zugesicherte Amnestie wieder auf, worauf alle Gemeinden und die Führer des Aufstandes ihm die verlangte Unterwerfung anzeigten. Er entließ sodann den Staatsrath, berief einen neuen aus Königlichgesinnten, ließ zahlreiche Untersuchungen und Verhaftungen vornehmen, befestigte nach Abzug der schweizerischen Truppen die Stadt Neuenburg und organisirte die Monarchisten zu einer Bürgerwehr. Als hierauf die erbitterten Republikaner einen Aufstand erhoben, erklärte P. das Land in Kriegszustand und zersprengte am 18. December 1831 die Aufständischen im Val de Travers, worauf er am 24. December seinen Einzug in Neuschatel hielt. König Friedrich Wilhelm III. sagte ihm unterm 31. December großen Dank für seine geschickte Leitung. Auch erhielt er das Eichenlaub zum Orden pour le mérite und ward zum Gouverneur von Neufchatel ernannt, welche Stelle er bis 1849 bekleidete. Er hielt sich daher fast jährlich eine Zeit lang dort auf und war hier sehr beliebt. Dem Könige sprach er sich übrigens schon 1832 über das Bedenkliche der Doppelstellung des Fürstenthums aus. In demselben Jahre zum Generallieutenant ernannt nahm er seinen Wohnsitz in Köln. Daß ihm als dortigem Commandanten die Festnahme und Wegführung des Erzbischofs im November 1837 ohne weitere Aufregung der Stadt rasch gelang, wurde ihm von den Ministern ausdrücklich gedankt. Anfangs 1838 wurde P. zum commandirenden General des 7. Armeecorps in Münster ernannt. 1840 wurde er nach Paris gesandt, um dem König Ludwig Philipp den Regierungswechsel in Preußen anzuzeigen. 1841 hatte er die Bundescontingente von Kurhessen, Nassau und Luxemburg zu besichtigen und

1842 geleitete er das Königspaar nach Neufchatel. 1844 hatte er dem König Oskar I. von Schweden ein Beileidsschreiben des Königs wegen Ablebens Karl Johanns XIV. zu überreichen und erhielt er den schwarzen Adlerorden. Im März 1848 wurde er an v. Müffling's Stelle zum Gouverneur von Berlin und zum General der Infanterie sowie zum Chef des 13. Infanterieregiments ernannt. Ueber die kurze Zeit, in welcher P. Gouverneur von Berlin war (11.—24. März 1848), sind handschriftliche Aufzeichnungen nach seinen Erzählungen vorhanden, in welchen die Vorgänge im königlichen Schloß sehr genau, und unter Mittheilung einiger neuen Punkte dargestellt sind. Dieselben erscheinen jedoch gegenwärtig (1887) noch nicht zur Veröffentlichung geeignet. Er wurde dieser Stellung auf seinen Wunsch enthoben, nachdem ihm der Oberbefehl über die Truppen wahrscheinlich durch den Einfluß von Kreisen entzogen war, die mit seiner Haltung am 15. März sich sehr unzufrieden gezeigt hatten. Er wurde zum Commandeur der 3. Armeeabtheilung ernannt und im April in das Großherzogthum Posen gesandt, wo infolge einer am 24. März ertheilten königlichen Zusage wegen einer nationalen Reorganisation dieses Landestheils revolutionäre Zustände entstanden waren, gegen welche P. entschieden auftrat. Hierauf wurde er nach Petersburg geschickt, um dem Kaiser Nicolaus über den Verlauf der Ereignisse in Preußen genaue Auskunft zu geben und mit Nesselrode inbetreff der schleswigschen Frage vertrauliche Besprechungen zu führen. Nachdem er dann den August 1848 in Frankfurt a. M. zugebracht, um sich ein Bild von der deutschen Nationalversammlung zu machen, begab er sich zur Erholung auf sein Gut Randau bei Magdeburg. Aber schon am 12. September wurde er vom König nach Potsdam berufen zu einem neuen wichtigen Auftrag, mit welchem seine Laufbahn endet. Auch über diese Zeit bis Ende November 1848 liegen handschriftliche Notizen nach Pfuel's Erzähungen, welche für die Geschichte dieser Zeit von Werth sind, vor; doch kann auch aus diesen gegenwärtig (1887) vieles noch nicht veröffentlicht werden. Nachdem der Plan der Bildung eines Ministeriums Beckerath gescheitert, übernahm P. die Bildung eines neuen Ministeriums aus Vaterlandsliebe und um dem König seinen guten Willen zu zeigen, namentlich aber auch in dem bei ihm fest begründeten Glauben, daß der König der liberalen und constitutionellen Richtung huldige, zu welcher er selbst sich bekannte. Es stellte sich aber schon bald heraus, daß er nicht der für die Lage der Dinge geeignete Mann war. Am 21. September 1848 zum Ministerpräsidenten und Kriegsminister ernannt, wurde das Ministerium ihm mehr gebildet als daß er es bildete. Es erscheint tadelnswerth, daß er nicht sogleich auf volle Klarheit über die Zwecke des Königs drang; was er aber selbst für entschuldigend hielt, wird später ohne Zweifel anerkannt werden. Von demokratischer Seite ward er als „Mann des alten Regime“ begrüßt, aber sein erstes Auftreten wirkte versöhnend. Nach dem Programm, welches er am 22. September in der preußischen Nationalversammlung vortrug, wollte er zwar die Rechte und Würde der Krone vertheidigen, erklärte sich aber auch „fest entschlossen, auf dem betretenen constitutionellen Wege zu verharren, die erworbenen Freiheiten zu bewahren, alle reactionären Bestrebungen zurückzuweisen, in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes für Befolgung der constitutionellen Grundsätze Sorge zu tragen, die Rechte und Freiheiten des Volks heilig zu halten“. Wie Reumont berichtet, wurde der König hierüber in eine halb gereizte, halb niedergeschlagene Stimmung versetzt. Das Mißtrauen der Demokraten wich vollends, als P. in der Nationalversammlung am 25. September auf Anfrage beruhigende Erklärungen abgab über Wrangel's schon am 15. September erfolgte Ernennung zum Befehlshaber in den Marken sowie dessen und General Graf Brandenburg's aufregende Armeebefehle. Daraufhin zerstreuten sich die Volks-

massen, welche in Erwartung einer ungünstigen Antwort den Straßenkampf vorbereitet hatten. Weiter gewann er bei jener Versammlung durch die Zusage, die preußische Militärmacht am Rhein der deutschen Centralgewalt für den Fall von Unruhen zur Verfügung zu stellen und den Belagerungszustand über Posen aufheben zu wollen. Großes Verdienst aber erwarb er sich in den Augen der Volksvertretung durch seine einer Deputation gegebene Erklärung, sein Amt sofort niederlegen zu wollen, falls man ihm zumuthe, den constitutionellen Weg zu verlassen, sowie dadurch, daß er dem Beschlusse der Versammlung vom 7. September durch einen von v. Unruh entworfenen, die Ehre des Heeres möglichst wahrenden Erlaß an die Corpscommandanten nachkam, in welchem alle anticonstitutionellen Bestrebungen für unverträglich mit der Stellung eines preußischen Officiers bezeichnet wurden. Infolge dieser Haltung wurde P. bei der Menge vorübergehend populär, während die Hofpartei sich in den auf ihn gesetzten Erwartungen sehr getäuscht sah. Da er aber der Zusammenziehung von Truppen um Berlin kein Hinderniß entgegengesetzt hatte, so gerieth er in eine unhaltbare Lage. Volkshaufen in Berlin suchten ihn durch Umhertragen einer ihn darstellenden Puppe in den Straßen zu verhöhnen und radicale Berliner Blätter drangen auf Entfernung eines „so unbehilflichen alten Mannes". Andererseits wurde er auch bei Hofe immer mißliebiger, zumal nachdem er die schroffe Antwort, welche der König am 15. October auf die Geburtstags-Gratulationsansprachen des Präsidenten der Nationalversammlung und des Befehlshabers der Bürgerwehr ertheilt, getadelt hatte. Auch verübelte ihm der König, daß er am 16. October gegen den die Vereinbarung der Verfassung verwerfenden Beschluß der Nationalversammlung nur schwachen Widerspruch erhoben und die Streichung der Bezeichnung „von Gottes Gnaden" im Titel des Königs einfach hingenommen, auch der Aufforderung des Königs, den Zusammenstoß der Berliner Bürgerwehr mit Canalarbeitern zur Verhängung des Belagerungszustands über Berlin zu benutzen, nicht nachgekommen war. In welch hohem Grade ihn die schiefe Stellung, in welche er gerathen, unschlüssig gemacht habe, ist vom General v. Brandt lebhaft geschildert. Am 16. October bat das Ministerium um Entlassung. Da sich die Antwort verzögerte, wurde das Gesuch am 21. October von P. wiederholt. Der König genehmigte es, auf seinen Wunsch führte aber P. die Geschäfte noch bis zum 1. November weiter. Am 31. October stimmte er in der Nationalversammlung, welcher er seit dem 24. October als Abgeordneter des Kreises Birnbaum angehörte, für den Beschluß zu Gunsten von Schritten der deutschen Centralgewalt zum Schutz der Nationalitäten in Oesterreich. Da ihm auf sein Gesuch um Urlaub auf 6 Wochen ein solcher auf 6 Monate zu Theil ward, so erblickte er hierin ein Zeichen von Ungnade des Königs, nahm den Abschied und zog sich auf sein Gut Randau zurück, verlegte aber Ende October 1854, nach dem Tode seiner zweiten Frau, einer gebornen v. Alvensleben, seinen Wohnsitz nach Berlin, wo er mit Vorliebe wissenschaftliche Vorlesungen besuchte und Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften wurde. 1856 besuchte er Paris und London, 1859 bereiste er Südfrankreich und Oberitalien, 1860 weilte er als begeisterter Anhänger des erstehenden italienischen Staats längere Zeit in Neapel. Der 1866 erfolgende Tod seines älteren Sohns und ein anderes Ereigniß in seiner Familie wirkten so erschütternd auf ihn ein, daß er am 3. Dezember 1866 in Berlin starb. Er ist in der Familiengruft zu Jahnsfelde beigesetzt. — In den „Grenzboten" wurde P. 1848 geschildert als ein wissenschaftlich in so hohem Grade gebildeter Militär, wie selten einer in der alten Schule; daneben wird ihm dort Anlage zum Sonderling nachgesagt; sein geistvoller, unbeugsamer Kopf

habe den Alltagszuständen widerstrebt und so habe er sich von jeher zur oppositionellen Aufklärung geneigt. Stockmar bezeichnet ihn als zerstreut und meint, sein Armeeerlaß vom September 1848 sei eine halbe Maßregel gewesen, „hervorgegangen aus der Furcht vor einer ganzen“. Reumont bezeichnet ihn mit Bezug auf 1848 als einen Mann, der sich überlebt habe; ein Militär aber, welcher ihm nahe stand, nennt ihn geistig hochbegabt, von scharfem Verstande, umfassenden Kenntnissen, hoher Energie, von stolzem Sinne für Freiheit und einem unerschütterlichen Charakter. P. schrieb Aufsätze „über Schwimmen und Schwimmschulen“ (1810), „über eine Manöverschule“ (1834), „über Aenderung der Friedensorganisation des Generalstabs“ und ein „Memoire über die Schweiz“ (1847). Sein „Rückzug der Franzosen aus Rußland“ ist in zwei Auflagen mit „Gedenknissen“ aus Pfuel's Leben herausgegeben von Fr. Förster (Berlin 1867). Diesem Werke ist auch ein Capitel „Zur Charakterschilderung des Gen. E. v. P.“ beigefügt. Eine Büste Pfuel's ist am 2. August 1867 in der v. Pfuel'schen Schwimmanstalt zu Berlin aufgestellt. (Vossische Zeitung Nr. 181 von 1867.) — Vorstehendes ist zum Theil bearbeitet auf Grund zahlreicher handschriftlicher Urkunden und Familiennachrichten.

Im übrigen vergl: Zeitgenossen Bd. 2 (Lpz. u. Alt. 1818) S. 175. — Denkwürd. Varnhagen's Bd. 3, S. 169, 234; Bd. 7, S. 145. — Zander, Gesch. d. Kriegs a. d. Niederelbe im J. 1813 (Lüneb. 1839). — Parthey, Jugenderinner. — E. M. Arndt, Erinn. a. d. äuß. Leben (Lpz. 1843), S. 172. — Martens, Denkwürd. a. d. krieg. u. pol. Leben eines alten Offic. (Lpz. 1848). — Grenzboten, 1848, 2. Sem., Bd. 4, S. 167 („Zur Charakt. d. Gen. P.“). — v. Unruh, Skizzen a. Preuß. neust. Gesch. (Magd. 1849), S. 69—105. — Pertz, Leben d. Min. v. Stein, Bd. 3, S. 126. — Stahr, Gesch. d. preuß. Revol. (Old. 1850), S. 512. — Memoiren d. Hauptm. v. Reiche (Lpz. 1857). — H. v. Kleist's Briefe an s. Schwester Ulr., her. v. A. Koberstein (Berl. 1860). — Gartenl. 1865, S. 762 („Ein verfassungstreuer Kriegsmin.“ v. Schmidt-Weißenfels). — Deutsche Rundschau, Bd. 11, Heft v. Sept. 1877 („Berl. vor, unter u. nach d. Min. Pfuel, Juli—Oct. 1848“ aus d. Denkw. d. Gen. d. Inf. Dr. H. v. Brandt). — Reumont, Aus Kön. Fr. Wilh. IV. ges. u. krank. Tagen (Lpz. 1884).

Wippermann.

Pfuel: Jürgen Adam v. P., kurfürstlich brandenburgischer Generalmajor, aus altem märkischen Adelsgeschlechte, dessen Name auch Pfuhl, Phull ꝛc. geschrieben wird, wahrscheinlich am 15. November 1618 geboren, kam durch Marie Eleonore, die Gemahlin Gustav Adolf's, eine brandenburgische Prinzessin, nach Schweden und als Page dieses Königs nach Deutschland zurück. Als derselbe gefallen war, geleitete er die Leiche nach Wolgast zur Einschiffung und diente dann unter seinem Verwandten Adam v. P., einem berühmten Kriegsmanne, welcher als Banér, der Gemahl seiner Schwester, gestorben war, große Hoffnung hatte, dessen Nachfolger im Oberbefehl zu werden, 1542 aber, da auch als Vicegeneralissimus ein Schwede, Lilliehöek, ihm vorgezogen wurde, seinen Abschied nahm und 1659 als dänischer Generalkriegsrath auf dem von ihm erkauften Gute Polleben in der Grafschaft Mansfeld starb. Jürgen P. kehrte nach Abschluß des westfälischen Friedens als Oberstlieutenant in seine Heimath zurück und folgte 1656, als sein Landesherr, der große Kurfürst, zum Kriege gegen Polen warb, dem Rufe desselben zum Eintritt in das junge brandenburgische Heer. Er wurde zum Obersten ernannt, stellte ein Reiterregiment auf, welches am 6. Juli bei Storkow gemustert wurde, zog in den Krieg nach Polen

und machte 1658, zum Generalmajor befördert, den Zug nach Dänemark gegen die Schweden mit. Er wurde dann Commandant von Spandau und starb im Juni 1672. Sein Gut Buckow kam durch Verheirathung seiner Tochter an die Flemmings.

Gauhe, Adelslexikon, Leipzig, 1. Theil 1740, 2. Theil 1747. — (König) Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 3. Theil, Berlin 1790.

B. Poten.

Pfuhl: Ernst Ludwig v. P., preußischer General, ward am 8. December 1716 zu Plagow in der Neumark geboren, im Cadettencorps erzogen und 1739, als König Friedrich Wilhelm I. erfuhr, daß er, als Freicorporal auf Werbung gesandt, eine österreichische Oberlieutenantsstelle ausgeschlagen hatte, welche ihm unter der Bedingung angeboten worden war, daß er katholisch würde, zum Fähnrich ernannt, nahm an beiden schlesischen und dem siebenjährigen Kriege theil, zeichnete sich mehrfach aus und trug Wunden davon, erhielt aber trotzdem erst 1758 eine Compagnie. Eine namhafte Waffenthat, darin bestehend, daß er einen von den Croaten angegriffenen Brodtransport, welchen sein Regiment von Leitmeritz nach Nollendorf geleiten sollte, nicht im Stiche ließ, sondern, während das Regiment nach zurückgeschlagenem Angriff abmarschirte, glücklich an Ort und Stelle brachte und dabei noch ein Geschütz rettete, trug ihm seitens seiner Vorgesetzten eine Arreststrafe wegen Ungehorsams ein. König Friedrich der Große hob diese freilich auf und versprach, daß er an P. denken wolle, dieser kam aber dadurch nicht weiter. Erst 1760, als P. unter schwierigen Umständen ein von ihm commandirtes Bataillon, welches zwischen Töpliwoda und Neiße von einer überlegenen Macht auf dem Marsche angegriffen wurde, glücklich nach letzterer Festung geführt hatte, ernannte Friedrich ihn zum Major und gab ihm den Orden pour le mérite. Indessen dauerte es noch immer siebenzehn Jahre, bis P. dem Könige näher trat. Es geschah 1777, als dieser, damals Regimentscommandeur, aus Westfalen nach Potsdam commandirt war, um das dort eingeführte Exercitium kennen zu lernen. Der König zog ihn jetzt häufig in seine Gesellschaft und gab ihm vielfache Beweise seines Wohlwollens. Noch mehr geschah letzteres nach dem bairischen Erbfolgekriege, in welchem P. sich von neuem bewährt hatte. An der Spitze einer Brigade der Armee des Prinzen Heinrich hatte er, beim Rückzuge des Möllendorf'schen Corps aus Böhmen, bei Nikolsburg ein ruhm- und erfolgreiches Nachhutgefecht bestanden; wie im siebenjährigen Kriege kamen seine guten soldatischen und menschlichen Eigenschaften auch hier unter widerwärtigen Verhältnissen zur Geltung. Gleich nach Friedensschluß ward er General und Chef des in Berlin garnisonirenden Füsilierregiments Nr. 46, 1784 Gouverneur von Spandau und bald darauf Inspecteur der märkischen Infanterie. Seit dem 31. März 1783 war er Amtshauptmann von Potsdam. „Jetzt stände er unter Pfuhl's Jurisdiction", äußerte Friedrich, „denn er selbst sei nur Einwohner von Potsdam". Am 28. Mai 1786 übersandte er „dem lieben und ehrlichen P." den schwarzen Adlerorden und noch in des Königs letzter Krankheit ließ dieser ihn häufig nach Potsdam kommen. Bei einem anderen Geschenke sagte der König: „Was ich ihm künftig gebe, ist für seine Kinder, damit auch sie sagen können, der König ist unserem Vater gut gewesen". 1794 zum General der Infanterie ernannt, ward P. im December desselben Jahres pensionirt und starb am 5. März 1798.

Militärischer Taschenkalender, Berlin 1789. — Militär-Wochenblatt, Berlin, 14. Juli 1838, Nr. 28.

B. Poten.

Pfund: P., Leibkutscher Friedrich's des Großen, welcher jahrelang des Königs Wagen lenkte und den Monarchen auch dann fuhr, wenn derselbe mit Vorspannpferden reiste, ist der Gegenstand vieler, oft sehr plumper Anekdoten, wahrer und falscher, geworden; einen Theil der letzteren mag er selbst erdacht haben, um sich ein Ansehen zu geben, nach welchem er strebte. Er wurde zehn bis zwölf Jahre vor des Königs Tode aus dem Dienste entlassen; sein Verschulden muß ein schweres gewesen sein, da seine Verabschiedung ohne Jahrgeld erfolgte. Er bestürmte nun den König schriftlich und mündlich um eine Unterstützung; auf die Fürbitte des Oberstallmeisters Graf Schwerin gewährte ihm derselbe eine Pension von monatlich 7 Thalern; als Friedrich 1781 in Potsdam eine größere Zahl von Häusern bauen ließ, erhielt auch P. eins derselben.

Preuß, Friedrich der Große, I, 396, Berlin 1832 (nach A. F. Büsching, Zuverlässige Beyträge aus der Regierungs-Geschichte König Friedrich II, historischer Anhang, Seite 29, Hamburg 1790). B. Poten.

Pfund: Johann Gabriel P., Botaniker und Afrikareisender, geboren am 8. November 1813 in Hamburg, † am 21. August 1876 zu El Fascher in Darfur. Der Vater Pfund's war Arzt, dem ärztlichen Beruf sollte sich auch der Sohn widmen, welcher jedoch schon frühe eine so lebhafte Neigung für Botanik empfand, daß er nach Beendigung der medicinischen Studien sich ganz dieser Wissenschaft hingab. Eine Anstellung als Custos am botanischen Garten der Prager Universität führte ihn tiefer in das Studium der reichen Flora Böhmens ein und eine leider nie zur Vollendung gediehene Flora von Böhmen wird von Fachkundigen als eine vorzügliche Arbeit bezeichnet. Materielle Sorgen ließen P. der ruhigen Pflege der Wissenschaft sich nicht dauernd widmen. Wir finden ihn in den vierziger Jahren in Alexandrien, wo ihn eine ausgedehnte ärztliche Praxis ernährte, ohne daß er dabei den botanischen Neigungen zu entsagen brauchte. In den 27 Jahren seines Aufenthaltes in dieser Stadt brachte er das vollständigste Herbarium der Flora der Umgegend von Alexandrien zusammen. Nachdem er etwa zehn Jahre lang eine ergiebige Thätigkeit als Arzt in Alexandrien entfaltet hatte, wurde ein Hospital für Seeleute gegründet und P. sah die Einnahmen, welche besonders die Hafenpraxis ihm geboten hatte, zusammenschwinden. Eine Erbschaft, welche beim Ableben seiner in Hamburg lebenden Mutter ihm zugefallen war, schien ihm neuerdings die lange erstrebte Unabhängigkeit vom Erwerbe des Tages zu gewähren, aber nach einigen Jahren ging auch dieser Besitz im Bankerott eines Kaufmanngeschäftes gänzlich verloren. Mit Mühe wurde für P. eine Lehrerstelle an einer Schule ausgewirkt und auf Verwendung Brugsch Bey's wurde er von der ägyptischen Regierung beauftragt, ein Herbarium ägyptischer Pflanzen für die Wiener Weltausstellung zu schaffen. P. hielt sich mit diesem gelungenen Werke 1873 in Wien auf und hatte die Freude, dasselbe prämiirt zu sehen. Nach der Rückkehr empfing er die Aufforderung, sich der großen Expedition anzuschließen, welche Ende 1874 nach dem Sudân abging. Wir finden P. Ende 1874, nicht eigenem Triebe folgend, sondern der Noth gehorchend, auf dem Wege nach Dongola. Auf dem Nil am 8. December 1874 schrieb er an seine Gattin: Es ist der Sinn des großen Opfers, welches ich meiner Familie noch im 61. Jahre bringe, daß ich Frau und Kind zu leben schaffe. Mit tragischem Gefühl folgt man nun den Wegen des gealterten Mannes, der, um seiner Familie einen Zehrpfennig zu hinterlassen, sich mit Bereitwilligkeit allen Strapazen unterzieht, denen Jüngere ausweichen. Seine geographischen Aufzeichnungen und botanischen Sammlungen sind von den Sachverständigen als vortrefflich anerkannt. Auch wenn sie es in geringerem Maße wären, würden sie zu den theuerst erworbenen zu rechnen sein. Sie sind die Frucht einer unter den schwierigsten Verhältnissen

muthig geübten Pflichterfüllung und einer mitten in den Sorgen des gemeinen Lebens nicht zu ertödtenden Liebe zur Wissenschaft. P. war als Arzt und Naturforscher dem Befehlshaber der Sudânexpedition, Oberst Colston, zugewiesen. Seine Thätigkeit wurde in beiden Richtungen stark in Anspruch genommen, als der Nil bei Wadi Halfa verlassen und der Steppenweg nach Dongola betreten war. Colston selbst erkrankte in Dongola, welches am 5. Februar 1875 erreicht wurde, so schwer, daß er nur des „bewundernswerthen braven alten Doctors" Pflege sein Leben zu verdanken glaubte. Der zweite Chef der Expedition, Reed, mußte krank zurückkehren und an seine Stelle trat Oberstlieutenant Prout. Schon von Dongola aus sandte P. seine erste Kiste voll Naturalien und Hieroglyphenabklatsche nach Cairo. Von Debbe aus wurde das Wadi Melkh untersucht und mit der erheblich geschwächten Expedition anfangs Juni das Militärlager Burrah bei El Obeid erreicht. Von letzterem Orte aus machte P., während die Expedition ruhte, vom August an eine wissenschaftliche Untersuchungsreise, welcher Ernst Marno sich bis Dschebel Abu Harrasi anschloß und die auch Slatin eine Strecke begleitete. In Omlubie empfing P. am 24. August die Nachricht, daß seine Frau, die in Cairo geblieben war, ihm ein Söhnchen geboren habe. Da einer seiner Begleiter nach dem anderen erkrankte, verließ P. die bisher innegehaltene Nordwestrichtung und ging ostwärts nach der Hochebene von Abu Snun, traf in den Bergen von Katul unerwartet mit Prout und Marno zusammen und ging dann, nachdem Prout ihn wieder verlassen, über Kaga, nach Surug im Grenzgebirge von Darfur, welches er in verschiedenen Richtungen durchzog. Mit der fast jugendlichen Unternehmungslust und der naiven Freude an der Erforschung des Neuen, welche seine Gefährten auf dieser Reise an ihm rühmten, drang P. noch über sein Ziel hinaus nach Darfur vor. Die Ermattung seiner Thiere und die Erschöpfung seiner Vorräthe zwangen ihn, von weiteren Plänen abzusehen und nach El Obeid zurückzukehren, wo häufige Erkrankungen im Expeditionscorps seine Anwesenheit nothwendig machten. Er traf am 10. October hier ein, ging aber schon am 28. an der Spitze einer neuen Expedition durch das wegen seiner räuberischen Baggarabevölkerung verrufene Gebirge Kordofans über Dschebel Aïn nach Birket Rahat und Dschebel Deir. Am 6. November nach El Obeid zurückgekehrt, begleitete P. seinen Oberst nach Chartum und trat dann am 19. März 1876 mit Prout seine letzte Reise an, welche ihn nach Darfur führte. Am 3. April traf er am Fuß der Berge von Fogeh mit Ismael Pascha, dem ersten ägyptischen Hokumdar von Darfur zusammen. Der Weg führte über Bir el Hella und El Abiad nach El Fascher, das am 24. April erreicht wurde. Von hier aus sollte nun das eben gewonnene Darfur ähnlich geographisch aufgenommen werden, wie im vergangenen Jahre Kordofan. P. und Prout theilten sich in die Aufgabe so, daß dieser zunächst den Westen, jener den Norden in Angriff nahm. Die Rast von wenigen Wochen in dem unwirthlichen, wüstenhaft gelegenen und seit den Kämpfen mit Siber halb zerstörten El Fascher hatte P. mit seinem gewohnten Fleiße, der seine Begleiter zu dringenden Rathschlägen veranlaßte, wenigstens die Nachtarbeit aufzugeben, benützt, um frühere Arbeiten abzuschließen. Selbst Plan und Ansicht der 19 Pyramiden von Meroë stellte er in El Fascher fertig, klagte aber dabei: Wären nur meine Augen nicht um vieles älter als ich! Am 2. Juni verließ P. die Hauptstadt, ging nordwärts über Melitt nach Hella Tager und Kobbe und kehrte am 16. Juli nach El Fascher zurück. Sein letzter Brief ist aus diesem Orte und vom 22. Juli datirt. Er sagt u. a.: Heute noch requirire ich neue Kameele, um ins Gebirge Marra aufzubrechen. Dieser Plan wurde nicht mehr ausgeführt. P., der seit seinem Aufenthalte in Darfur, wo er seine Reisen ohne alle europäische Begleitung machte, nicht mehr

ganz die alte Spannkraft in sich fühlte, trotzdem aber seinen Pflichten mit Entschlossenheit und bewundernswerthem Eifer nachkam (er schreibt am 30. Mai: ich setze mein Leben nie nutzlos oder unsinnig aufs Spiel; aber ich schrecke auch vor keiner Gefahr zurück, wenn die Pflicht oder ein wissenschaftliches Interesse mich ruft), erkrankte unterwegs, kehrte sehr geschwächt nach El Fascher zurück und erlag bald darauf dem Fieber. P. war ein Mann von starkem Körper, scharfem Verstand und glücklichem Humor. Was er auf der einzigen großen wissenschaftlichen Reise, welche durchzuführen ihm vergönnt war, ertragen und geleistet hat, läßt erkennen, daß die besten Elemente eines tüchtigen Afrikareisenden in seiner Natur vereinigt waren. Paul Ascherson rühmt dem Herbarium, das P. in Kordofan und Darfur zusammenbrachte, nach, daß es an trefflicher Conservirung der Pflanzen mit den besten Herbarien aus diesen Ländern, denen von Kotschy, Schimper, Schweinfurth zu vergleichen sei. Prout und Mason haben die Vorzüglichkeit seiner kartographischen Materialien gepriesen. Sein Reisetagebuch, das mit Sorgfalt geführt worden zu sein scheint, ist nicht zur Veröffentlichung gelangt, aber die Privatbriefe, welche L. Friederichsen in den Mittheilungen der geographischen Gesellschaft zu Hamburg für 1876/77 veröffentlicht hat, geben wenigstens einen Theil der Eindrücke wieder, welche der scharf beobachtende Arzt und Naturforscher in den ostsudânischen Ländern empfing und lassen seine rastlose und gründliche Arbeitsweise erkennen. Paul Ascherson hat in den Mittheilungen derselben Gesellschaft für 1878/79 den botanischen Werth dieser Briefe gewürdigt. Die ägyptischen Behörden, welche sich ihr Eigenthumsrecht auf die Aufzeichnungen Pfund's streng wahrten, veröffentlichten seine täglichen meteorologischen Beobachtungen als Essai météorologique (1877) und das Verzeichniß seiner botanischen Sammlungen als Rapport fait à S. E. le Général Stone Pascha sur les specimens botaniques coll. pendant les expéditions égyptiennes au Kordofan et au Dar-Four commandées par le Col. Colston etc. par le Dr. Pfund, Naturaliste (1879).

Quellen: Mittheilungen der Geogr. Ges. zu Hamburg 1876/77 und 1878/79. Im ersten Band Bildniß. Friedrich Ratzel.

Pfündel: Tobias P. aus Plauen gab als Organist zu Weyda im Voigtlande eine gegen die calvinistische Abendmahlslehre gerichtete Streitschrift in dramatischer Form heraus: „Ein Dialogus Oder Gespräch, darinnen der Zustand der Christlichen Kirchen angedeutet wird, Comoedien weiß gar kürtzlich beschrieben“. Jena 1602. 4°. Derb, aber nicht ungeschickt, schildert er, wie zwei von dem wiedererstandenen Luther und einem Magister unterwiesene Bauern ihrem calvinistischen Pfarrer mit Gründen und dann mit Schlägen zu Leibe gehen und ihn vertreiben. Wahrscheinlich ist er der Sohn des Schulmeisters Martin P., der 1566 in Wittenberg studirte, 1600 in Plauen eine Komödie „aus der Grammatik“ (von J. Gillhausen?) aufführte und 1612 eine „Oratio de Luscinia“ herausgab.

Vgl. Zeitschrift f. deutsche Philologie XX, 82. — Jöcher III, 1500. — Rotermund VI, 37. J. Bolte.

Pfyffer von Heidegg: Alois Jos. Joh. Bapt. Alphons P. v. H., schweizerischer Staatsmann. Ein Sohn des Schultheißen Jos. Ign. Xaver P. v. H. und der Marg. Judith Jak. Balthasar, wurde er geboren zu Luzern am 5. September 1753. P. widmete sich anfänglich dem Militärdienste und war Lieutenant bei der Schweizergarde in Paris, trat dann aber in den Staatsdienst über, wurde 1774 zu Luzern in den Großen Rath gewählt, ward 1783 Stadtschreiber in Willisau und 1789 Staatsschreiber in Luzern. Als die aristokratische Regierung den 31. Januar 1798 abdankte und die Wahl von

Volksrepräsentanten anordnete, nahm P., ein feuriger Anhänger der französischen Ideen, an der politischen Bewegung mit Wort und Schrift lebhaften Antheil. Er ward von der Bürgerschaft der Stadt Luzern als erstes Mitglied zum Volksrepräsentanten gewählt und dann den 30. März in den helvetischen Senat. Nach der Constituirung der helvetischen Republik von den gesetzgebenden Räthen in Aarau, kam P. am 18. April als fünftes Mitglied in das erste helvetische (Fünfer) Directorium. Da er sich jedoch in dieser Stellung durchaus nicht von der Gefügigkeit zeigte, die sich die französischen Machthaber von ihm versprachen, erzwang der Commissär Rapinat Pfyffer's und seines Collegen Bay (siehe diesen) Austritt aus dem Directorium (29. Juni). P. trat nun in den Senat zurück und ward dann, nach dem Staatsstreiche vom 8. August 1800, Mitglied des „gesetzgebenden Rathes". In dieser Stellung nahm P. besonders thätigen Antheil am Streite über die Verfassung vom 29. Mai 1801 (Entwurf von Malmaison), indem er energisch für die von der helvetischen Tagsatzung vom 7. September 1801 ausgearbeitete, ganz unitarische Verfassung eintrat. Wiederholt ergriff er in der denkwürdigen Sitzung vom 28. October für dieselbe das Wort. Mit dieser Episode schließt Pfyffer's Thätigkeit auf dem Gebiete der eidgenössischen Politik. In demselben Monate ging der nach dem Rücktritte X. Bronner's (siehe diesen) von ihm redigirte „Freyheitsfreund" ein und 1802 treffen wir P. in Luzern als „Procurator". Er widmete sich nun der Advocatur, „hatte dazu aber nicht großes Geschick, indem sein Geist stets fort in höhern Regionen schwebte" (K. Pfyffer, Geschichte des Kantons Luzern II, 166). Nach dem Tode des Schultheiß Krus (s. A. D. B. XVII, 253) ward er von dem Stadtquartiere, in dem er wohnte, nochmals in den Großen Rath gewählt, verblieb auch in demselben bis zum Sturze der Luzerner Mediationsregierung (16. Febr. 1814), nahm jedoch an den öffentlichen Fragen keinen besonderen Antheil mehr. Seinen politischen Idealen aber blieb er treu bis zum Tode, der den in dürftigen Verhältnissen lebenden Greis am 9. April 1822 ins Jenseits abrief. P., als Politiker doctrinär, war ein „Mann von vielseitiger Bildung, hoher Rechtschaffenheit, gemeinnützigem Sinne und edlem Charakter" (Neue Zürcher-Zeitung 1822, Nr. 44, 13. April). Publicistisch thätig war P. zur Zeit der helvetischen Revolution durch die Broschüren: „Was ist Freyheit?" (Luzern 1798.) — „Was ist eine Volksregierung?" (Luzern 1798.) — „Ist dem Kaiser zu trauen? oder Aufruf an alle helvetischen Bürger." (1799.) Sein Porträt, gemalt von J. M. Wyrsch, befindet sich im Familienbesitze. Ein anderes in der Porträtgalerie der Bürgerbibliothek von Luzern. Ein Kupferstich von Heinrich Pfenninger datirt vom J. 1798.

Außer den allgemeinen Werken über die Helvetik v. Tillier, Monnard, Schuler, Hilty u. a.: Lutz, Moderne Biographien. — K. Pfyffer, Geschichte d. Kt. Luzern. 2 Bde. — Neue Zürcher-Zeitung 1822, Nr. 44.

Schiffmann.

Pfyffer von Altishofen: Casimir P. v. A., Rechtsgelehrter und Politiker in Luzern, geboren am 10. October 1794, † am 11. November 1875, ist einer der namhaftesten schweizerischen Juristen der dreißiger Jahre, die ihr Ideal in der strengen Durchführung der Grundsätze der Repräsentativdemokratie fanden. Nach glänzend absolvirten Gymnasial- und Lycealstudien besuchte P. von 1813—14 die Universität Tübingen, prakticirte von 1814—20 als Anwalt in seiner Vaterstadt, promovirte im Mai 1821, nachdem er das Jahr vorher nochmals in Heidelberg juristischen Studien obgelegen, in Tübingen als doctor juris utriusque und wurde dann von der Regierung von Luzern auf den im J. 1819 am dortigen Lyceum errichteten Lehrstuhl des Rechts und der vaterländischen Geschichte berufen. Die Vorlesungen begannen im November 1821 und wurden von ihm selbst „Leitfaden

zum Unterricht in der Rechtswissenschaft" genannt, sie gaben eine encyklopädische Uebersicht über das Civilrecht und den Civilproceß mit besonderer Rücksicht auf Luzern und dauerten bis 1824, wo P. seine Stellung aufgab. Um Weihnachten 1826 wurde P. zum Mitglied des Großen Raths gewählt, dem er dann ununterbrochen bis 1867 angehörte. Die Verfassungsveränderung von 1829, welche die Machtvollkommenheit des täglichen Raths beschränkte und die Trennung der Gewalten aussprach, war hauptsächlich sein und des nachmaligen Schultheißen Jakob Kopp Werk und als dann kaum nach Inkrafttreten der neuen Verfassung (Neujahr 1830) die Nachwirkungen der französischen Julirevolution auf die Schweiz sich zeigten, stellte sich wiederum P. neben Schultheiß Amrhyn an die Spitze der liberalen Partei und führte mittels Ausarbeitung verschiedener organischer Gesetze, durch welche namentlich die politischen oder Einwohner- im Gegensatz zu den Ortsbürgergemeinden neu geschaffen wurden, die Verfassung von 1831 ins Leben ein. Da die neue Ordnung der Dinge gleich von Anfang an zahlreiche Gegner hatte, so unternahm P. in Luzern die Gründung des sogenannten Schutzvereins, der laut den Statuten zum Zwecke hatte, die auf den Grundsatz der politischen Rechtsgleichheit basirte, repräsentativ-demokratische Verfassung des Cantons Luzern und die aus dieser Verfassung hervorgegangene Regierung desselben zu schützen und nöthigenfalls mit den Waffen zu vertheidigen und aus dem dann der sogenannte Langenthaler- oder schweizerische Schutzverein entstand, welcher letztere dann außerhalb des Cantons Luzern eine viel größere, allerdings auch bedenklichere Bedeutung erlangte als am Orte seiner Gründung. Der von P. verfaßten Schrift: „Zuruf an den eidgenössischen Vorort Luzern bei Uebernahme der Leitung der Bundesangelegenheiten", Luzern bei Xaver Meyer 1831, der ersten gewichtigen Stimme, welche an der Stelle des Bundesvertrages von 1815 eine neue Bundesverfassung verlangte, ließ der Verfasser, als gegen seinen Vorschlag eingewendet wurde, man gelange auf diesem Wege zur helvetischen Einheitsregierung zurück, eine „kurze Rechtfertigung" folgen, in der er ausführte, daß ein großer Unterschied walte zwischen jener Einheitsverfassung, die jede Cantonalsouveränetät verschlungen und dem vorgeschlagenen Bundesstaat, in dem das selbständige Leben der Cantone wie bisher Anerkennung finde, und unterstützte seine Auffassung durch Vergleiche aus der Mediationszeit. An der außerordentlichen Tagsatzung vom März 1832, an welcher, allerdings außer dem Schooße der Tagsatzung, das sogenannte Siebnerconcordat abgeschlossen und der Entwurf einer schweizerischen Bundesverfassung ausgearbeitet worden, hatte P. neben seinem Bruder Eduard und dem nachherigen Schultheißen Jakob Kopp theilgenommen, sprach sich dann aber im Großen Rath des Cantons Luzern für Verwerfung des von der außerordentlichen Tagsatzung von Zürich (1833) berathenen Entwurfs aus dem Grunde aus, weil gemäß demselben gleiche Repräsentation der Cantone in der obersten Bundesbehörde festgesetzt worden, daher die Minderheit in die Möglichkeit versetzt sei, der Majorität das Gesetz vorzuschreiben und zudem die bisherige Stellung Neuenburgs beibehalten sei. Nachdem der Entwurf am 7. Juli 1833 in Luzern verworfen worden war, wirkte P., von der staatsrechtlichen Betrachtung ausgehend, daß die Einführung einer vom Volke gewählten berathschlagenden Körperschaft, die einen Bestandtheil der centralen Gesetzgebungsgewalt ausmache und die Nation als Ganzes repräsentire, das hauptsächlichste Kriterium des Bundesstaates im Gegensatz zum Staatenbund bilde, in Opposition gegen seinen Bruder Eduard für Berufung eines eidgenössischen Verfassungsrathes sowohl im Großen Rath von Luzern, welcher sich 1835 wirklich für den Verfassungsrath aussprach, als auch an der Tagsatzung. Als erster Gesandter seines Cantons auf der Tagsatzung, verfocht er jenen Gedanken in Zürich, wo er 1834 den eidgenössischen Gruß entbot, und 1835 in

Bern. Er hielt hier eine ausführliche Rede über die Bundesrevision und nahm auch Theil an dem vom schweizerischen Schutzverein den 26. Februar 1834 in Zofingen gegründeten Nationalverein für Schule, Kirche und Staat, der sich zur Aufgabe gemacht hatte, auf eine neue Bundesverfassung hinzuarbeiten. Bei den zahlreichen kirchlichen Fehden der Dreißigerregierung drängte sich P. nie in den Vordergrund. Er sah dieselben nach seinem eigenen Geständniß nicht gern, hielt es aber für seine Pflicht, die einmal zur Wahrung der staatlichen Hoheitsrechte gefaßten Regierungsbeschlüsse nach Kräften zu unterstützen, und vertheidigte auch die viel angefochtenen Badener Conferenzartikel, nachdem dieselben einmal beschlossen waren, obwohl seine Ansicht anfänglich dahingegangen, der Staat solle seine Rechte der Kirche gegenüber bloß im gegebenen Fall, aber dann mit aller Energie handhaben. Pfyffers Stellung in kirchlichen Dingen war überhaupt keine offensive oder der katholischen Kirche feindselige, sondern vielmehr eine defensive, welche sich darauf beschränkte, Uebergriffe der Kirchengewalt in das Staatsleben zurückzuweisen. Seit 1831 Präsident des luzernerischen Appellationsgerichts schlug P., an Stelle seines am 11. December 1834 verstorbenen Bruders Eduard zum Schultheißen gewählt, diese letztere Stelle aus, um die von ihm begonnene Reorganisation des Justizwesens durchzuführen, wozu er alle erforderlichen Eigenschaften für eine nachhaltige und erfolgreiche Wirksamkeit in sich vereinigte. Sein imponirendes, auf unerschütterlichen Grundsätzen ruhendes Wesen war geeignet auch äußerlich die Autorität seines Amtes zu erhöhen, während das Bewußtsein der hohen Bedeutung der Justiz im Staatsleben, der Sinn für Recht und Gerechtigkeit die Signatur seines geistigen Lebens war und ihn vor Allen zum Gesetzgeber seines Heimathscantons geschaffen hatte. Wohl nirgends ist die Abneigung gegen formale Jurisprudenz stärker, der Trieb zum ruhigen gehen lassen größer als in Luzern, und doch verschaffte P. vermöge der ihm innewohnenden Autorität dem Canton den Segen einer systematischen Gesetzgebung. Unter seinem Einflusse gelang die Abfassung eines bürgerlichen Gesetzbuches (1831—39), sowie diejenige eines neuen, mildern Strafgesetzbuches und Strafverfahrens, welches 1836 an die Stelle desjenigen von 1827 trat. P. ward auch in dieser Periode mit Entwerfung beinahe aller andern Gesetze betraut, mochten auch die Materien noch so verschieden sein. Nicht mindere Verdienste erwarb sich P. um die praktische Rechtspflege. Er sorgte für eine würdige Haltung des Gerichtshofes sowohl materiell in seinen Entscheidungen, als auch formell in seiner äußern Haltung und übte über die Untergerichte, die früher ohne alle Aufsicht und Leitung amtirt hatten, eine strenge Controle aus. In verschiedenen ihm durch das Vertrauen seiner Mitbürger übertragenen communalen Beamtungen verblieb er Anfangs der dreißiger Jahre nur so lange, als er es für nöthig erachtete, die Grundsätze der neuen Staatsverfassung auch nach dieser Richtung hin zur Geltung zu bringen. Zum Danke für all dies verdienstvolle Wirken beim Regierungswechsel von 1841 von seiner Stelle als Apellationsgerichtspräsident entfernt und durch einen des Rechts völlig unkundigen Handelsmann ersetzt, ertrug P. den Wechsel des Geschicks mit Gleichmuth und schloß die letzte Sitzung des Appellationsgerichtes (14. Juni 1841) mit den schönen Worten: „Die Diener der Gerechtigkeit haben sich mit der Achtung zu begnügen ohne je auf Bewunderung zu rechnen: denn sie haben nichts zu erringen und zu verschaffen, sie haben nur das ihrem Schutze anvertraute Heiligthum des Rechts treu zu bewahren und davon Jedem gewissenhaft zuzuerkennen, was ihm gebührt. Die Seele ihres Wirkens ist nicht jene, das Zufällige beachtende, nach Zeit und Umständen sich bequemende, geschmeidige Klugheit, von welcher die Staatsverwaltung nothwendig geleitet wird — sondern allein jener einfache Sinn, der nirgends hin, als hinauf zum Gesetze, und von da zur That

herunterblickt, — jene Rechtlichkeit der Gesinnung, welche unbefangen als Recht ausspricht, was sie als das Rechte erkennt; jene Stärke des Willens, welche mit festem, keinem Einfluß weichendem, durch keine Gewalt zu beugendem Arm die Waage der Gerechtigkeit stets im sichern Gleichgewicht hält.“ Ins Privatleben zurückgekehrt gründete P. mit Ludwig Plazid Meyer, gewesenem Staatsanwalt unter der Dreißigerregierung (s. d.), ein Advocaturbüreau, nahm aber gleichwohl als Mitglied des Großen Raths an den öffentlichen Angelegenheiten lebhaften Antheil, kämpfte für die Freiheit der Presse, die er schon auf der Tagsatzung von 1829 siegreich verfochten und suchte vergeblich die Berufung der Jesuiten und die Gründung des Sonderbundes zu verhindern, ohne sich irgendwie vom Boden des Rechts zu entfernen. Diese strenge Rechtlichkeit hinderte aber nicht, sondern reizte die Gegner, ihn planmäßig in den Prozeß über die Ermordung Leus (1845), wo er nach drei Wochen Haft gegen Caution entlassen wurde, zu verwickeln. Nach dem Falle des Sonderbunds wirkte P. als Mitglied der vom Regierungsrath des Cantons Luzern aufgestellten Gesetzgebungscommission bei der Ausarbeitung der Gesetze über die Schuldbetreibung, den Concurs, den Civil- und später Strafproceß mit. — Schon bei Anlaß der Revision des eidgenössischen Militärstrafgesetzbuches durch die Tagsatzung in die diesfallsige Commission und nach Annahme dieses Gesetzbuches zum eidgenössischen Oberst im Justizstab ernannt, bekleidete P. in den Jahren 1837 und 38 die Stelle eines Präsidenten der eidgenössischen Kriegsgelder. Er nahm von 1848—1863 als Mitglied und 1854 als Präsident des schweizerischen Nationalraths lebhaften Antheil an der Aufstellung der vielen, zur Durchführung der neuen Bundesverfassung nothwendigen Gesetze und functionirte in der Periode von 1848—1863 fünfmal als Präsident des schweizerischen Bundesgerichts und getreu seiner Vorliebe für das Justizwesen lehnte er 1855 die ihm nach dem Tode Munzingers zugedachte Bundesrathsstelle ab, um dann 1857 sich aus der Advocatur in das luzernerische Obergericht, dem er bis 1871 angehörte, zurückzuziehen. Obwohl ein strammer Anhänger der Repräsentativrepublik und Freund indirecter Wahlen, soweit diese letztern durch Wahlcollegien stattfanden und nicht auf dem Princip der Selbstergänzung beruhten, war P. doch ein aufrichtiger Demokrat, der alle Diplomatenkünste verschmähte und der allen ständischen Vorurtheilen abhold, seine Erholungsstunden meist im Kreise einfacher Bürger verlebte. Ein eifriger Freund des Vereinswesens eröffnete P., 1831 zum Präsidenten der helvetischen Gesellschaft erwählt, dieselbe am 4. Mai mit einer Rede: „Ueber die Folgen der neuesten Staatsformen in der Schweiz in Hinsicht auf Politik und Cultur“ und besuchte regelmäßig die schweizerischen Sänger- und Schützenfeste, an denen er, wie an den großen Volksversammlungen von Reiden vom 21. August 1836 und Sursee vom 3. October 1862 als beliebter und gefeierter Volksredner auftrat. Neben seiner politischen, gesetzgeberischen und richterlichen Thätigkeit fand P. noch Zeit zu sehr bedeutenden publicistischen und schriftstellerischen Arbeiten, von denen wir seine zwei Bände „Geschichte des Cantons Luzern“ (Zürich bei Orell, Füßli & Cie., 1850 und 1852) als die erste zusammenhängende Geschichte dieses Cantons, speciell hervorheben. Es dürfte hier besonders der 2. Theil, wo der Verfasser die Geschichte seiner Zeit, in der er in so hervorragender Weise thätig gewesen, erzählt, von bleibendem historischem Werthe sein. In dem historisch-geographisch-statistischen Gemälde der Schweiz hat P. den Canton Luzern in zwei Bänden bearbeitet und wir nennen von seinen übrigen literarischen Werken hier noch: „Rechtsfreund für den Canton Luzern“, die in Gemeinschaft mit Johann Baptist Zurgilgen (1843—46) verfaßte: „Anleitung zur Führung von Untersuchungen in Strafsachen“. „Erläuterungen des bürgerlichen Gesetzbuches“ (3 Bände, 1832—39). „Dr. Jakob Robert Steiger und dessen Strafprozeß in Luzern.

Ein Beitrag zu der Geschichte der jüngsten Ereignisse im Canton Luzern.“ „Der Sempacher Krieg,“ Luzern 1844. „Meine Betheiligung an der Rathsherr Leu'schen Mordgeschichte“, später noch ein Nachtrag hierzu, und endlich „Beleuchtung der Ammannischen Untersuchungsmethode und Betrachtungen über das Strafverfahren überhaupt“. Daneben verfaßte P. noch verschiedene Artikel für das Staatslexikon von Rotteck und Welcker, für die kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes und für Demmes Annalen der Criminalrechtspflege, gab endlich im Jahre 1866 eine Sammlung kleinerer Schriften nebst Erinnerungen aus seinem Leben heraus, die werthvolle Beiträge zur Zeitgeschichte enthaltend, sehr lichtvolle Blicke in das consequente, überzeugungstreue Streben des Verfassers gewähren. Niemals rastend, war P. selbst in hohem Alter noch litterarisch thätig, wie dies das hübsche Büchlein: „Die Staatsverfassungen des Cantons Luzern und die Reform derselben“ (1869) und die inhaltsvolle Schrift „Aus dem Leben des weiland Großrath Ludwig Plazid Meyer“, und noch verschiedene andere kleinere Schriften, der Pfyffer-Amlehenhandel ꝛc., beweisen. Pfyffers bleibende Bedeutung für den Canton Luzern liegt auf dem Gebiet der Gesetzgebung und Rechtspflege. Während seine politische Thätigkeit in den dreißiger Jahren, von einer aufrichtig patriotischen Gesinnung getragen, allzusehr von formal-juristischen Gesichtspunkten ausgehend, den historischen Verhältnissen vielleicht nicht genug Rechnung getragen hat, vertrat P. in juristisch-technischer Beziehung unbedingt die Richtung, der die Zukunft gehört. An Stelle des Gewohnheitsrechts ist das Gesetz getreten und dieses soll streng formal, rein deductiv auf die concreten Thatbestände angewendet werden. Heutzutage, wo die socialen Fragen vor Allem das Zeitinteresse in Anspruch nehmen, sucht man vielfach die juristischen Begriffe durch wirthschaftliche, politische und ethische Phrasen zu ersetzen und es mag diese inductive Richtung für die Gesetzgebung, die sie mit neuem Inhalt bereichert, vor der Hand eine gewisse relative Berechtigung haben, für die Praxis dagegen, die nicht mehr wie zur Zeit der Römer das geltende Recht aus dem Begriff der aequitas fortzubilden hat, sondern von dem bestehenden Gesetz ausgeht, ist das deductive, formale oder abstracte Verfahren das einzig richtige. Den nicht immer logisch abgeklärten Ausspruch des Gesetzes hat der juristische Scheidekünstler auf seine Elemente zurückzuführen und diese formale Seite der praktischen Jurisprudenz fand in P. einen vorzüglichen Vertreter; bei ihm erschien das Gesetz in seiner ganzen Würde und Hoheit als die erste und oberste Richtschnur für die Entscheidung des Richters und entgegen einer jetzt noch bestehenden romantischen Richtung, die in der Gesetzgebung nur eine Fessel für die wissenschaftliche Freiheit des Richters erblickt, sah P. in Codificationsarbeiten und strammer Gesetzesanwendung die wahre Aufgabe des praktischen Juristen. In der gegenwärtigen Zeit, wo Justizfragen im Gegensatz zu den dreißiger Jahren das allgemeine Interesse nur mehr sehr wenig in Anspruch nehmen und viele die Justiz für einen Posten halten, den man möglichst bei Seite zu schieben habe, ist es gewiß sehr angezeigt auf hochbegabte Männer wie P. hinzuweisen, die ihr ganzes bedeutungsvolles Leben der Justiz und Gesetzgebung gewidmet und darin eine würdige Verwendung ihres Daseins erblickt haben, denn stets bleibt wahr das alte Wort: Justitia fundamentum regnorum. —

Rechtsschulen und Rechtsliteratur in der Schweiz vom Ende des Mittelalters bis zur Gründung der Universitäten von Zürich und Bern, Festschrift von Dr. Aloys von Orelli, Zürich 1879, S. 69 und 70. — Baumgartner, Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—1850, Bd. 1 und 2. — F. A. Pupikofer, Joh. Jakob Heß als Bürger und Staatsmann des Stds. Zürich und eigenössischer Bundespräsident, Zürich 1859.

Meyer von Schauensee.

Pfyffer von Altishofen: Eduard P. v. A., schweizerischer Staatsmann, Bruder des Casimir (s. d.), geb. am 13. October 1782 zu Rom, gehörte seinen politischen Anschauungen nach wesentlich derjenigen Partei an, die die Reform des Jahres 1829, welche die für Stadt und Landschaft je auf die Hälfte festgesetzte Repräsentation beibehielt, aber die Machtbefugniß des täglichen Raths beschränkte und die Trennung der Gewalten verfügte, herbeiführte und in derselben mehr oder weniger ihr politisches Ideal im Sinne eines Gleichgewichts der Interessen von Stadt und Land erblickte. P., der seine Ausbildung meist in Rom durch Privatunterricht erhalten, bereits als sechzehnjähriger Jüngling unter der helvetischen Centralregierung ein Jahr lang die Stelle eines Kriegscommissars des Districts Luzern bekleidet, und sich vom Jahre 1803 an mit Auszeichnung der Advocatur gewidmet hatte, wurde im J. 1814 nach dem gewaltsamen Sturze der Mediationsregierung in den täglichen Rath gewählt, wo er bald eine hervorragende Stellung einnahm. Oberamtmann von 1814—17 im Entlebuch, von 1821—27 in Luzern und von 1821 bis zu seinem Tode Polizeidirector des Kantons, hat sich P. speciell als Mitglied des Erziehungsrathes bleibende Verdienste um das luzernerische Schulwesen erworben. Als jedoch die Berufung Troxlers als Professors der Philosophie nach Luzern Anlaß zu einer Bewegung gegen die in der Stadt vorherrschende clerikale und aristokratische Richtung gegeben und die Regierung die Absetzung Troxler's wegen der Herausgabe seiner Schrift „Fürst und Volk nach Buchanans und Miltons Lehre“ ohne dessen vorherige Einvernahme verfügte, wurde auch der Einfluß Pfyffer's, der 1821 bei einer Erneuerungswahl in den Erziehungsrath übergangen worden und gegen den die Kantonsgeistlichkeit Klage erhoben, vorübergehend erschüttert. Vom Erziehungsrath dennoch als Referent für das Landschulwesen mit berathender Stimme beibehalten, ließ sich P. in seinen Bemühungen für Hebung des Schulwesens nicht abschrecken und es erfolgte im Mai 1830, von ihm bearbeitet, ein umfassendes Erziehungsgesetz, durch welches die Secundarschulen — zwar schon 1813 beschlossen — nun wirklich eingeführt, alle Bildungsanstalten des Staates in ein Ganzes zusammengefaßt und die Aufsicht und Obsorge über das Schulwesen, das bisher fast ausschließlich in den Händen der Geistlichen gelegen hatte, unter die Gebildeten jedes Berufes vertheilt wurden. Obwohl grundsätzlich auf dem Boden der Reform von 1829 stehend, befreundete P. sich doch leicht mit der Verfassungsveränderung von 1831 und fand sich, nach dem Siege der liberalen Partei für 1832 zum Schultheiß gewählt, da Luzern Vorort geworden, an die Spitze der eidgenössischen Geschäfte gestellt. Die beiden außerordentlichen Tagsatzungen vom März und Mai 1832 befaßten sich hauptsächlich mit der Baslerfehde und es lag P. zudem die Eröffnung des Luzerner Antrages, betreffend Befreiung Neuenburgs von fürstlicher Herrschaft ob, dessen er sich auf die für den Stand Neuenburg denkbar freundlichste Weise entledigte. In der Märzsitzung leitete P., allerdings außer dem Schooße der Tagsatzung, die Verhandlungen über das Siebnerconcordat und den Entwurf einer schweizerischen Bundesverfassung, welch letzterer Gegenstand dann die am 2. Juli von P. feierlich eröffnete ordentliche Tagsatzung beschäftigte. Es wurde dann wirklich die Revision beschlossen und dieselbe einer Commission übertragen, die nach dem am 9. October stattgehabten Schluß der ordentlichen Tagsatzung schon am 29. October unter dem Vorsitz E. Pfyffer's in Luzern zusammentrat und ihre Berathung bis zum 20. December fortsetzte, während in die gleiche Zeit die Entstehung der sog. Sarnerconferenz fällt. Der Bundesentwurf, in dem alle Kantone gleiches Stimmrecht erhielten und Luzern als Bundessitz bestimmt war, wurde, auf der Tagsatzung von Zürich von 1833, an der P. Namens des Standes Luzern den eidgenössischen Gruß entbot, zu Ende berathen, gleichzeitig von den radicalen

Revolutionären und von der Aristokratie und Geistlichkeit bekämpft und vom Volke des Kantons Luzern am 7. Juli 1833 mit 11,412 Stimmen gegen 7307 verworfen. Von nun an war P. wieder hauptsächlich im Erziehungsfache und speciell bei der Reorganisation der theologischen Lehranstalt thätig. Allein es wurde hier ein entschiedener Mißgriff durch die Berufung des verhängnißvollen Christoph Fuchs (s. A. D. B. VIII, 156) begangen. Weil Christoph Fuchs noch in die Suspensionsgeschichte des Aloys Fuchs (s. A. D. B. VIII, 156) verwickelt war, erhielt er die bischöfliche Admission in die Diöcese Basel nicht, und eine Folge davon war die Badener Conferenz. An und für sich waren die Grundsätze, welche P. und mit ihm noch andere Staatsmänner in der Badener Conferenz aufstellten, eines freien Volkes würdig und sie standen weit hinter dem zurück, was viele katholische Fürsten seit langer Zeit in ihren Staaten eingeführt haben, allein man übersah, wie Ludwig Meyer v. Knonau in seinen Denkwürdigkeiten sehr richtig bemerkt hat, daß in dem sog. Udligenschwylerhandel von 1725 und 1726, welcher P. in erster Linie vorschwebte, das Volk selbst gegen den Clerus unwillig geworden war, während zur Zeit der Badener Conferenz eine starke Partei im eigenen Lande der Obrigkeit entgegenstand. — P. trat, als entschiedener Freund der Reform und Gegner der Revolution, erwacht von dem schönen Traum der Einheit, wie er sich ausdrückte, in dem am 7. Mai 1834 bei Berathung über die eidgenössische Bundesrevision im Großen Rath von Luzern gehaltenen Vortrag, der recht eigentlich als sein Schwanengesang gelten kann, der Idee eines eidgenössischen Verfassungsrathes aus allen Kräften entgegen, indem er dafür hielt, daß dieser Weg nur mittels einer Revolution, deren Folgen zum Voraus nicht bestimmt werden könnten, zu betreten sei. Außer dem Erziehungsfach und den eidgenössischen Angelegenheiten war P. noch auf vielen anderen Gebieten der Verwaltung thätig, namentlich auch als Mitglied des durch das Vormundschaftsgesetz von 1819 eingesetzten „Armen- und Vormundschaftsrathes“, präsidirte 1825 die Conferenz der Abgeordneten der Stände wegen des großen Gaunerhandels, aus dem dann der Proceß betreffend die Ermordung des Schultheißen Keller ausgeschieden und die Führung der Untersuchung der Regierung von Zürich übertragen wurde und gehörte als Mitglied verschiedenen gemeinnützigen Vereinen an, so der landwirthschaftlich-ökonomischen Gesellschaft des Kantons Luzern, der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, die ihn bei ihrer Jahresversammlung in Luzern im J. 1825 zum Präsidenten gewählt und präsidirte 1826 die helvetische Gesellschaft in Schinznach. Im J. 1826 bemühte sich P. sehr für Einführung des evangelischen Gottesdienstes in seiner Vaterstadt trotz einer sich hiegegen geltend machenden starken Opposition, indem er sich hievon manches Gutes versprach und zugleich fand, daß Humanität und Gerechtigkeit dieselbe fordern. Von P. rühren auch zwei hübsche Biographien über Altschultheiß H. Krauer und Stadtpfarrer Thaddäus Müller her. P., der in jener kritischen Zeit, wo er zur Leitung der eidgenössischen Angelegenheit berufen war, eine glückliche Mitte eingenommen zwischen den Magistraten der alten und den Radicalen der Troxler'schen Schule, hatte Luzern in der Eidgenossenschaft viele Sympathien erworben, so daß Stadt und Kanton Luzern bestimmt schienen, Mittelpunkt eidgenössischen Lebens zwischen den inneren und äußern Kantonen zu werden und es ist Baumgartner recht zu geben, wenn er sagt, es sei die Verwerfung der Bundesurkunde vom Jahre 1833 in Luzern eine von mehreren Ursachen, warum später dieser Kanton von schwerem Unglück heimgesucht worden. P. genoß wegen seines milden und freundlichen Wesens einer seltenen Popularität und es wurde sein Tod, der am 11. December 1834 auf der Rückreise von Karlsruhe in Olten plötzlich erfolgte, im ganzen Kanton Luzern, der in ihm seinen gewandtesten und erfolgreichsten Staatsmann

betrauerte, als ein Nationalunglück empfunden. Der Glaube war später allgemein verbreitet, daß es P. mit seinem sichern Tact und dem großen Vertrauen, dessen er sich überall erfreute, bei längerem Leben geglückt wäre, die Verwicklungen der Sonderbundsperiode zu verhüten.

Geschichte des Kantons Luzern von Dr. Casimir Pfyffer, Zürich 1852, 2. Bd. — Die Jesuiten in Luzern, wie sie kamen, wirkten und giengen von Josef Imhof (pseudonym für Propst B. Leu). St. Gallen 1848. — Kurze Lebensbeschreibung des Schultheiß Eduard Pfyffer selig von Dr. Jakob Robert Steiger, Sursee 1836. — Schultheiß Eduard Pfyffer von Stadtpfarrer Waldis 1836. — Leben der beiden Zürcherischen Bürgermeister David v. Wyß, Vater und Sohn, geschildert von Professor Friedrich v. Wyß, Zürich 1886, 2. Bd., Seite 514 und 530. — Lebenserinnerungen von Ludwig Meyer v. Knonau 1769—1841, Frauenfeld, Verlag von J. Huber 1883, S. 405 f. — Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—1850, geschichtlich dargestellt von alt Landammann Jakob Baumgartner, Zürich und Stuttgart, 1. und 2. Bd. 1868.

Meyer von Schauensee.

Pfyffer von Altishofen: Franz Xaver Christ. P. v. A., Jesuit, Kanzelredner. Aeltester Sohn des Christoph P. und der Maria am Rhyn, geboren zu Luzern am 21. April 1680. Machte seine Studien in seiner Vaterstadt, verzichtete aus Liebe zum geistlichen Stande auf seinen Fideicommißtitel auf die Herrschaft Altishofen und trat 1695 zu Rom in den Jesuitenorden. War dann mehrere Jahre Professor, später einige Jahre Hofcaplan beim kurpfälzischen Hofe und hernach 28 Jahre Domprediger in Augsburg, woselbst er am 29. März 1750 an einem Schlage starb. Von seinen zahlreichen, jetzt vergessenen Schriften verdient die nach seinem Tode veranstaltete Sammlung seiner Predigten (Augsburg 1752. Fol.) besondere Erwähnung. In diesen zeigt sich P. als gewandter Polemiker, der die katholische Lehre mit reichem theologischem Wissen und Beredsamkeit vertheidigt, und die Wärme, mit der dieß geschieht, beweist uns, daß er ein glaubenstreuer Sohn seiner Kirche war, wie er denn auch für einen der besten Kanzelredner seiner Zeit galt.

F. Balthasar, Materialien z. Lebensgeschichte berühmter Luzerner. Mss. der Bürgerbibliothek Luzern. — Hurter, Nomenclator theol. cath. II. 2. 1267. — B. Fleischlin in den „Monatsrosen“. 1885/86. 566. N. 57. — Aug. und Al. de Backer, Bibliothèque. Woselbst auch ein Verzeichniß s. Schriften.

Schiffmann.

Pfyffer von Wyher: Franz Ludwig P. v. W., königl. französischer Generallieutenant, schweizerischer Topograph; geboren in Luzern am 18. Mai 1716, † ebendaselbst am 7. November 1802. — Ein Sohn des französischen Brigadiers Jost P. v. Wyher in Luzern und der A. Maria Pfyffer v. Altishofen erhielt P. seine Erziehung in einem Cadettenhause in Frankreich, trat 1733 als Cadett in die Schweizergarde in Paris und machte in derselben, im Range aufsteigend, die Feldzüge des polnischen und des österreichischen Erbfolgekrieges 1733—1747 mit. Vor Menin, Ypres, Freiburg i. Br. und bei Rocroi und Laufeld sich auszeichnend, 1742 Ritter und 1776 Commandeur des Ordens von St. Louis, 1748 (10. Mai) Maréchal de Camp, 1763 Inhaber eines Schweizerregimentes in Frankreich, 1768 (1. Januar) Generallieutenant, nahm er 1769 seinen Abschied und kehrte für bleibend — nach der Familientradition 1772 — in die Heimath zurück, die er beinahe alljährlich, oft in Gesellschaft seines Waffenkameraden, des Dichters Salis, im Urlaube besucht hatte. Schon 1736 war P. in Luzern zum Mitgliede des Großen Rathes, 1752 zum Mitgliede des

engern oder Kleinen Rathes (der Regierung) ernannt worden; er bekleidete jetzt auch noch andere Aemter, wurde 1788 Venner und bei der Entstehung der „Helvetischen militärischen Gesellschaft" 1779 deren erster Präsident. Seine Muße in Urlaubszeiten aber und nach seiner bleibenden Ansiedlung in Luzern widmete er mit unausgesetztem, steigendem Eifer der Ausführung des zuerst von ihm gefaßten Gedankens, die schweizerischen Alpen auf Grundlage von Messungen und Zeichnungen plastisch darzustellen. In vieljähriger eiserner persönlicher Arbeit schuf er das erste topographische Relief der Centralschweiz, das seine Zeitgenossen viel bewunderten und noch die Gegenwart mit dankbarer Anerkennung und regem Interesse betrachtet. Die erste Idee zur Anlegung eines Reliefs soll in P. durch die Collection des reliefs des places fortes de France bei den Invaliden in Paris erweckt worden sein; jedenfalls wurde sie aber bestärkt und von P. zuerst näher ausgebildet durch den Anblick des Pilatusberges bei Luzern, den er öfter als irgend Jemand bestieg, betrachtete und schon 1756 in einer anziehenden „Promenade au mont Pilate" in Frerons Journal étranger beschrieb. Er verfertigte ein Relief des Berges in Pappe, das Aufmerksamkeit erregte (s. G. E. Haller, Bd. X, 430 oben, „Versuch eines kritischen Verzeichnisses" 2c. 1759, I. 139, und Bibliothek d. Schweizergesch. 1785. I. 435). Der Erfolg gab P. den Entschluß zu einem größeren Werke ein; er entwarf den Plan eines Reliefs der ganzen Centralschweiz und schritt zur Ausführung. Nachdem er sich in den erforderlichen geometrischen Kenntnissen vervollkommnet hatte, bereiste er die Gebirge und scheute keine Mühe und Gefahr, um die darzustellenden Gegenden bis in alle Einzelheiten genau kennen zu lernen und aufzunehmen. Noch fehlte es im Ganzen durchaus an zureichenden Karten; alles mußte er selbst thun, selbst „festlegen". Die Schwierigkeiten der Aufgabe wurden durch das Mißtrauen erhöht, womit die auf ihre Freiheit eifersüchtige Bevölkerung der Gebirgskantone jede Aufnahme des Landes, von der einst ein Feind Nutzen ziehen möchte, betrachtete; zwei Mal wurde P. förmlich als Spion angehalten. Viele Arbeiten machte er daher in mondhellen Nächten. Er besuchte Thäler und Gipfel, die für unzugänglich galten; vier Mal bestieg er den Titlis, höher hinauf, als sonst Gemsjäger zu klettern pflegten. Bei längerm Aufenthalte in Gegenden, wo keine Lebensmittel erhältlich waren, pflegte er einige Ziegen mitzunehmen, von deren Milch er sich nährte. Bei seinen Arbeiten hatte er als Gehülfen die längste Zeit hindurch nur seinen Diener Plazid Balmer aus dem Entlebuch; in den letzten Jahren half ihm einigermaßen sein Enkel Jost Pfyffer, nachmals schweizerischer Artillerieoberst. Bei der plastischen Ausarbeitung des Erforschten suchte P. der Gestalt aller einzelnen modellirten Theile dadurch die möglichste Richtigkeit zu geben, daß er dieselben Leuten der betreffenden Gegenden, Bauern und Gemsjägern, vorwies, sie zu genauer Prüfung jeder nachgebildeten Formation des Bodens einlud und nach ihren Bemerkungen vorhandene Fehler verbesserte. So entstand sein großes Relief, das in einem Rechtecke von 6,61 Meter Länge auf 3,89 Meter Breite die Kantone Luzern (mit Ausnahme einiger westlicher oder nordwestlicher Grenzstriche), Unterwalden, Uri, Schwyz, Zug und angrenzende Theile der Kantone Bern und Zürich darstellt. Das Ganze umfaßt ungefähr 180 schweizerische Quadratstunden Landes, wobei der angenommene Maßstab für die horizontalen Entfernungen 1 : 125 000, für die verticalen Erhebungen 1 : 10 000 betragen zu haben scheint. Daß das Ganze auf wirklichen geometrischen Vermessungen beruht, ist aus vergleichenden Messungen nach dem Werke selbst mit Sicherheit zu erkennen. Die Masse, aus welcher das Relief geformt ist, besteht nach Pfyffer's eigener Aeußerung aus Wachs, Pech und einem Kerne von Pappe. Die Oberfläche zeigt in Form und Farbe das natürliche Aussehen des Terrains: bewohnte Orte, angebautes Land, Wälder,

Felsen und Gletscher, Gewässer aller Art, Straßen und Fußpfade. Wie lange Zeit die Herstellung des Ganzen in Anspruch nahm, läßt sich daraus abnehmen, daß das Relief im Herbste 1765 (Fäsi, Staats- und Erdbeschreibung der schw. Eidgen. Bd. 2, Vorrede S. 3) die Berge am Vierwaldstättersee, einen Theil der Unterwaldnergebirge und die Luzern zunächst liegenden Vogteien der Stadt umfaßte; daß es 1776 (Coxe, Travels in Switzerland I, 150. 165) schon ungefähr 60 Quadratstunden begriff, während für eben so viel weitere Gegenden die grundlegenden Zeichnungen bereit waren; daß Saussure (Voyages inédits IV. 119) 1783 ungefähr 100 Quadratstunden im Relief vollendet sah und Letzteres 1786 seinen vollen Umfang erreicht hatte. — Das Werk machte auf die Zeitgenossen, die es sahen, einen überwältigenden Eindruck. Dieß bezeugen nicht nur die bewundernden Aeußerungen von Männern wie Coxe und Saussure (a. a. O.), sondern auch die überaus zahlreichen Erwähnungen und Beschreibungen des Reliefs in Zeitschriften, in biographischen und in Reisewerken der damaligen Zeit, wie z. B. in Zurlaubens Tableaux topographiques etc. de la Suisse, Paris 1780/88, Meiners' Briefen über die Schweiz, Berlin 1785, II. 127, Fr. L. v. Stolbergs Reisen, Königsberg 1794, I. 121 u. A. m. Die Persönlichkeit Pfyffer's trug zu der Wirkung des von ihm Geschaffenen bei. Denn den Mann, der mit größter Gefälligkeit Jedermann den Zutritt zu seinem Kunstwerke eröffnete, zeichneten mannigfache äußere und innere Vorzüge, Kraft und Gesundheit des Leibes und Geistes, ein leutseliges, offenes, altschweizerisches Wesen und zugleich feine weltmännische Bildung in glücklichster Weise aus. Der Hamburger Senator Günther (s. A. D. B. X, 174) erzählt in seinen „Erinnerungen“ (S. 289), daß P., obwohl er bei Vollendung seines Reliefs im siebzigsten Jahre stand, sich noch mit dem Gedanken trug, dasselbe auf die ganze übrige Schweiz auszudehnen und daß nur Bedenklichkeiten von Zürich und Bern gegen die auf ihrem Gebiete vorzunehmenden Vermessungen P. verhinderten, an diese weitere Arbeit zu schreiten. Mit der Lebhaftigkeit und Energie, die ihm eigen war, hatte P. sich übrigens auch an den politischen Ereignissen betheiligt, die Luzern in der Zeit von Pfyffer's vollster Kraft bewegten. Als 1769 das Erscheinen einiger Schriften gegen die geistlichen Orden die bittern Streitigkeiten unter dem Patriciat in Luzern hervorrief, in denen es sich in die gegnerischen Parteien der „Conföderirten“ und „Dissidenten“ spaltete, stellte sich P., obwohl bisher an kirchlichen Dingen wenig betheiligt, als Gegner Valentin Meyer's (s. A. D. B. XXI, 616 oben) entschlossen in die Reihen der Conföderirten. Bei einer Uebung der Artillerie vor zahlreicher Gesellschaft schob er eines Tages eine jener verhaßten Schriften in die Mündung einer geladenen Kanone und reichte die brennende Lunte seiner neben ihm stehenden Gemahlin, die auf sein Commando das Stück abfeuerte. Von da an zählte P. zu den Häuptern seiner Partei. — Verdienstlicher blieb die militärische und topographische Wirksamkeit des ausgezeichneten Mannes, der bis zu seinem im 86. Jahre erfolgten Ableben vollster Gesundheit und des verdienten Ansehens genoß. Sein Relief, ohne dessen Besichtigung kein Reisender Luzern verließ, gab auch zu bildlichen Darstellungen des betreffenden Landes durch die Hand geschickter Künstler Anlaß. Schon 1777 erschienen in Zurlauben's erwähntem Werke zwei in Paris gestochene Blätter nach Zeichnungen, die A. A. Duncker (geb. in Stralsund 1746, † in Bern 1807) nach Pfyffer's Relief angefertigt hatte. Etwas später veröffentlichte der Zuger Kupferstecher J. J. Clausner (geb. 1744, † 1795) ein ähnliches, unter den Augen des Generals P. verfertigtes Blatt. Chr. Mechel in Basel gab 1786 von Duncker's, 1799 von Clausner's Blättern Nachbildungen heraus. Das Relief selbst benutzte der französische General Lecourbe 1799 beim Gebirgskriege in der Schweiz gegen die Oesterreicher und

Russen. Noch 1803 zog dasselbe die Aufmerksamkeit der französischen Regierung auf sich. General Ney, damals ihr Gesandter in der Schweiz, ließ sich von dem französischen Geniehauptmann Joseph Virvaux einen Bericht über Pfyffer's Werk erstatten, wobei der Verfasser einen Ankauf des Reliefs für Frankreich befürwortete. Glücklicherweise für Luzern und für die Schweiz kam das Geschäft nicht zum Abschluß. Das Relief blieb im Besitze der Familie Pfyffer und wurde 1865 von dem damaligen erbberechtigten Eigenthümer Dr. med. Pfyffer-Segesser der Bürgergemeinde Luzern zu Handen ihrer öffentlichen Bibliothek geschenkt, die auch die Büste, ein Porträt des Generals und 73 seiner Aufnahmeblätter (Geschenk von Herrn Jost Pfyffer-Göldlin) besitzt. Im Besitze der Familie befinden sich zwei Porträts, von denen das eine, wahrscheinlich von Reinhard gemalt, P. in seinem Bergreisecostüm darstellt. Seit 1873 ist das Relief lehensweise dem Besitzer des „Gletschergartens“ in Luzern zum Behufe der Besichtigung durch Fremde, anvertraut; ebendaselbst werden Pfyffer's Bergstock, der mit einer Vorrichtung für die Aufnahmen versehen ist, und die Sandalen gezeigt, deren er sich bei seinen Wanderungen bediente. Unter den vielen neuern Beschreibungen des Reliefs ist als eine der trefflichsten diejenige von Mac Gregor (Note-book [Switzerland] London 1835) zu erwähnen. —

Quellen: Die im Texte genannten Schriften. — Helvetia, Zeitschr. von Balthasar, Luzern 1823. I. S. 205. — Rud. Wolf, Biographien zur schweiz. Kulturgeschichte. Zweiter Cyclus. Zürich 1859. S. 234. — B. Studer, Geschichte der physischen Geographie der Schweiz. Zürich 1863. — Ganz vorzüglich aber: R. Wolf, Geschichte der Vermessungen in der Schweiz. 4°. Zürich 1879. S. 117 ff. Schiffmann.

Pfyffer: Ludwig P., Schultheiß zu Luzern, geb. 1524, † am 17. März 1594. — Erst 1483 war das Geschlecht der Pfyffer durch Aufnahme des Johannes P., der, von Rothenburg in der Luzerner Landschaft gekommen, in der Stadt ein Tuchgewerbe betrieb, in das Bürgerrecht in Luzern festgewachsen. Aber schon dieser Johannes, der 1508 in den Kleinen Rath kam und erst 1540, 102 Jahre alt, starb, stieg zu einer ansehnlichen Stellung empor. Ein Sohn erster Ehe, Leodegar, der das bedeutend erweiterte Tuchgeschäft antrat, wurde Seckelmeister. Aus der dritten Ehe, welche ganz besonders Reichthum und Ansehen gebracht hatte — mit Margaretha Kiel, der Schwester des 1569 zu Basel verstorbenen Humanisten Ludwig Kiel oder Carinus — hinterließ Johannes vier Söhne, und von diesen wurde Jost (der Aeltere) 1558 Schultheiß, Kaspar, der jüngste, 1585 Mitglied des Kleinen Rathes. Schultheiß Jost hatte gleich 1559 die Stelle des Austheilers der Pensionen von der französischen Botschaft erhalten und war nun, seit 1563 in den französischen Adelsstand erhoben, in seiner einflußreichen Stellung in die Lage gesetzt, theils das Uebergewicht der französischen Interessen, theils die Einwirkung der eigenen Familie in immer ausdrücklicherer Weise in Luzern zu begründen. — Ludwig war ein Sohn des Leodegar, und er betrieb als junger Mann mit seinen Brüdern das vom Großvater und Vater ererbte, durch eigene Geschäftsreisen stets mehr erweiterte Tuchgeschäft. Außerdem wurde er 1548 Mitglied des Großen Raths, verwaltete dann zwei kleinere Vogteien des Landgebietes. Darauf gab er den Handelsbetrieb auf und widmete sich im J. 1553, an dessen Ende er auch in den Kleinen Rath gelangte, dem Kriegsgewerbe, indem er ein erstes Mal als Fähndrich in König Heinrichs II. Dienst nach Frankreich zog. Erst im Herbst 1557 erscheint P. nachweislich wieder, und zwar jetzt als Hauptmann eines Luzerner Fähnleins im Regimente Lucas Ritter's, in der Picardie: er nahm an der Einnahme von Calais und von Guines, im Januar 1558, Theil. Aber auch in der Heimath stieg er dazwischen zu immer höheren Amtsstellen empor,

so 1558 zu der Verwaltung von Willisau, der wichtigsten Luzerner Landvogtei; anderentheils begann er, als Abgeordneter Luzerns bei eidgenössischen Jahrrechnungen oder bei politischen Missionen mitzuwirken. Doch die große Rolle, welche P. dann in Frankreich zu spielen berufen war, setzt nicht vor dem Tode Heinrichs II. ein. Erst unter dessen zweitem Nachfolger, Karl IX., mit dem vollen Ausbruche der französischen Religionskriege, wurde es den Hilfstruppen der katholischen Kantone möglich, in den inneren Kämpfen confessioneller Färbung dem Königshause der Valois sich in so wesentlichem Maße nützlich zu machen. Als Hauptmann des Luzerner Fähnleins beim zweiten Aufbruche des Jahres 1562, Mitte October, kam P. nach Burgund und wurde da gleich, als sich die gesammten Fähnlein nach eidgenössischem Brauche zum Regiment ordneten, zu deren Obersten erwählt, so daß durch ihn die Abtheilung dem schon im Juni abmarschirten Regiment Fröhlich nach Paris zugeführt wurde. Die Vereitelung der vom Prinzen von Condé beabsichtigten Besetzung von Corbeil, 23. November, war die erste glückliche Waffenthat, bei welcher P. ein größres Commando inne hatte. Nach der Vereinigung der Verstärkung mit dem Regimente Fröhlich ging freilich der Befehl an diesen weit älteren, im französischen Dienste schon lange erprobten Solothurner Officier über. Aber schon am 4. December erlag Fröhlich einer kurze Zeit dauernden Krankheit, worauf der Luzerner Tammann den Befehl über das vereinigte Regiment antrat. Am 19. kam es bei Blainville — die Bezeichnung des Ereignisses nach der Stadt Dreux ist weniger genau — zu der blutigen Schlacht, welche durch die tapfere aber verlustreiche Haltung der Schweizer einen günstigen Ausgang für die Königlichen nahm. Auch Tammann war unter den Gefallenen, und nun wurde P. von den Hauptleuten als Statthalter für den obersten Befehl bestellt. Nachher, 1563, betheiligten sich die Schweizer noch an den Belagerungen von Orleans und von Havre, das infolge des Vertrages der Hugenotten mit der Königin Elisabeth durch die Engländer besetzt worden war; aber im December des Jahres wurde das Regiment in Nachwirkung des Friedensschlusses von Amboise entlassen. — Zurückgekehrt wurde P. zur obersten kriegerischen Beamtung seiner Heimath, derjenigen des Pannerherrn, erhoben, und 1566 war er einer der Gesandten gemeiner Eidgenossen auf dem Reichstage zu Augsburg behufs Bestätigung der Freiheiten von Seiten Kaiser Maximilian's II., wobei dieser den Luzerner Abgeordneten, besonders auch durch Verleihung der Ritterwürde, vorzüglich auszeichnete. Allein Pfyffer's Interessen waren doch stets voran mit Frankreich verbunden: — er antwortete einem Ansuchen Venedigs, daß er „als ein Kriegsmann auch ein Diener des Königs sige, dem er dienen welle, und keinem andern Herrn“. Mochte auch die Erneuerung der 1564, fünf Jahre nach Heinrichs II. Tode, zu Ende gegangenen Vereinung, mit Karl IX., sich nicht zum mindesten wegen der längeren Zurückhaltung Luzerns schwieriger gestaltet haben — denn durch die weitgehende Nichterfüllung umfangreicher finanzieller Verpflichtungen der französischen Krone waren in erster Linie die Luzerner Obrigkeit und maßgebende Persönlichkeiten daselbst in Verlegenheit gebracht worden — so wurde doch am 21. Juli 1565 zu Mont St. Marsan in der Gascogne durch Jost P., als das Haupt der eidgenössischen Gesandtschaft an Karl IX., der Vertrag bis auf das siebente Jahr nach des Königs Tode neu beschworen; auch P. hatte, zwar ohne amtlichen Charakter, der Botschaft sich angeschlossen. Und so wie er nach Kräften zu der Erneuerung mitgewirkt, verstand es sich auch von selbst, daß er 1567, als die Verhältnisse in Frankreich den Aufbruch einer neuen Rüstung erforderlich machten, das Regiment befehligte. Mit diesem Aufbruche im Juli 1567 beginnt der wichtigste Abschnitt in Pfyffer's Leben.

Der „streng ernsthaftige wachtmuntere Herr, der in sinem Rat und Anschlegen nit strudlet, sunders wol besinnt, ylt nit bald mit einer Sach, alles mit gutem Rat, halt gut und scharpf Regiment, halt alt und wolerfarne Kriegslüt in hochen Eren, duldet Spiller und andere unnüze Lüt under sinem Regiment und Lager nit, nam wolerfarne Houptlüt, so ein Uffbruch in der Eidgnoschaft beschah“ — so schildert Haffner, Schreiber beim Solothurner Fähnlein (s. A. D. B. X, 317 u. 318), den Obersten — fand schon vor Ablauf des zweiten Monats nach dem Aufbruch von Chalons sur Saone, wo der Sammelplatz war, Gelegenheit, sich auf das Glänzendste zu erproben. Denn nur der wohlgelungene Eilmarsch von Chateau Thierry nach Meaux, in der ersten Tageshälfte des 26. Sept., wodurch es den Hugenotten verwehrt wurde, das ungeschützte königliche Hoflager in Meaux zu überrumpeln, und hernach, am 29., die geschlossene Schlachtordnung, innerhalb deren der Hof seinen Rückzug nach Paris bewerkstelligte, durchkreuzten den wohlangelegten Plan der hugenottischen Partei, den Hof in ihre Gewalt zu bringen. Dagegen nahmen die Schweizer, obschon in der Schlachtordnung stehend, am 10. November am Treffen von St. Denis keinen thätigen Antheil, da dasselbe wesentlich als ein Reitergefecht verlief. Obschon nun infolge des Mißerfolges dieses Tages die Hugenotten die Belagerung von Paris aufhoben, wurde doch die Verstärkung des Regiments P., die schon vorher in Aussicht genommen war, bewerkstelligt — während des ereignißlosen Winterfeldzuges stießen am 28. December dreizehn Fähnlein zu Vitry le français zum königlichen Heere —: aber mit dem Frieden von Longjumeau, am 23. März 1568, wurde diese Vermehrung der Soldtruppen wieder entbehrlich, und am 2. April entließ der König, unter großen Lobsprüchen für die während der Kriegsdauer geleisteten Dienste aller Eidgenossen, diese dreizehn Fähnlein. — Im darauf folgenden Herbste — beim abermaligen, dritten, Kriegsausbruche — wurde P. der vom Bruder des Königs, Heinrich, Herzog von Anjou, geführten Armee, für den südwestlichen Kriegsschauplatz jenseits der Loire, zugetheilt; aber erst die zweite Hälfte dieses Winterfeldzuges, in den ersten Monaten des Jahres 1569, brachte eine wichtigere kriegerische Entscheidung. Während der kriegerischen Operationen an der Charente, in denen es galt, den Hugenotten den Weg nach Osten, an die obere Loire, zu verlegen, stießen am 13. März die beiden Armeen bei Jarnac auf einander, und Condé selbst fiel in der für die Hugenotten eine endgültig ungünstige Wendung anbahnenden Schlacht: mochten auch, nach Pfyffer's eigenen Worten zu schließen, die Eidgenossen nicht zum eigentlichen Handgemenge gekommen sein, so schrieb doch ein dankender Brief des Königs nachher einen Hauptantheil am Siege P. selbst zu. Aber was durch den Erfolg bei Jarnac erzielt schien, ging nun durch die ungenügende Führung der anderen auf dem östlichen Kriegsschauplatz stehenden königlichen Armee, unter dem Herzog von Aumale, für den Moment wieder verloren. Die Stimmung der Schweizer, welche, wie diejenige der königlichen Truppen überhaupt, ungeduldig auf einen durchschlagenden Kampf gerichtet war — P. wünschte in seinem Berichte vom 25. September, aus Chinon, daß Gott und Maria dem jungen Fürsten und ihnen Gnade geben möchten, „damit wir einmal ein Ende machen“ — fand erst am 3. October in der Schlacht von Moncontour Befriedigung. Durch das Eingreifen des Regiments P. in den Reiterkampf, in welchem der Herzog von Anjou in sehr gefährdeter Lage sich befand, dann auch gegen das hugenottische Fußvolk, wurde über Coligny der vollständigste Sieg errungen. Persönliche Angelegenheiten zwangen aber hierauf alsbald P., sich nach Luzern zu begeben, wohin Karl IX. den um seine Sache so verdienten Obersten in zwei Schreiben vom 9. October, an die Eidgenossen und an Luzern, auf das wärmste empfahl. Doch verblieben die

beiden eidgenössischen Regimenter überhaupt nur noch bis zum 18. und 20. Februar 1570 im königlichen Dienste, indem sie, desselben müde geworden, einer neugeschaffenen Führung bald überdrüssig, ihre Entlassung verlangten und erhielten. Zwar traten schon im März zwei andere Regimenter — Schorno und Heidt — an ihre Stelle; aber rasch erlahmte der Krieg, und nach dem Frieden von St. Germain en Laye, 8. August, erfolgte auch ihre Abdankung.

Durch eine gegen den Oheim Pfyffers, den Schultheißen Jost, aber auch gegen den Einfluß der Familie P. überhaupt gerichtete innere Bewegung in Luzern war P. bewogen worden, seine glänzende kriegerische Laufbahn zu verlassen. Nach seiner Wahl zum Schultheißen, 1559, war es Jost gelungen, die Rivalität der nach Zahl und Parteistellung wichtigsten Luzerner Geschlechter durch eine engere Verbindung von sechs der angesehensten Männer beider Parteien, der französisch gesinnten und der in kaiserlich-spanischen Interessen stehenden, zu beseitigen, durch eine Verbindung, welche mit Recht mit dem Stato der großen Familien zu Florenz unter Cosimo und Lorenzo Medici's Führung in Parallele gesetzt worden ist. Jost und sein Neffe, eben Ludwig P., vertraten die P.; die Gegenpartei war voran durch den Schultheißen Niklaus Amlehn dargestellt, den Schwager des in den Länderkantonen hervorragend einflußreichen Nidwaldners Melchior Lussi (s. A. D. B. XIX, 657—660). Doch mußte jede Trübung der auswärtigen Beziehungen, zwischen Frankreich und Spanien, z. B. 1564, den Bestand dieser Verbindung gefährden, und der Bruch zwischen Jost P. und Amlehn entstand im Winter 1568 auf 1569 wegen der Frage über die von Spanien gewünschte Bewilligung von Soldtruppen zum Schutze der Freigrafschaft Burgund, einer Sache, in der sich P. — nach Amlehn's nachher eingereichten Klagartikeln — so gezeigt habe, „daß er ein Geschworner des Königs (Karl IX.) ist und ihm des Königs Ehre lieber, als üwer, M. H., Wohlstand". Dazu unterlag Amlehn gegenüber Jost P. für 1569 in der Schultheißen-Wahl. Doch nun bereitete Amlehn den Angriff vor, zuerst schon dadurch, daß die Verfügung über die Austheilung der französischen Pensionen P. entzogen und vollständig in die Hand der ordentlichen Behörden gelegt wurde, dann durch die Ausarbeitung der am 15. Juni 1569 eingereichten 43 Klagartikel. Schon am 24. Juni wurde bei der regelmäßigen Aemterbesetzung Schultheiß Jost P. suspendirt, dagegen gegen den Pannerherrn, den noch in Frankreich abwesenden Ludwig P., die Suspension nicht ausgesprochen, in richtiger Erkenntniß, wie gegenüber den Vermittelungsversuchen der vier Orte ausgesprochen wurde, daß der fremde Kriegsdienst und seine Disciplin nicht gestört werden dürften. Aber nachdem nun gegen Jost P., der sich nach seiner Erklärung wegen Krankheit nach Baden begeben hatte, am 12. September ein seine bürgerliche Stellung vernichtendes Urtheil ergangen war, stand für Ludwig P. zuviel auf dem Spiele, als daß er länger hätte fern bleiben dürfen; denn gegen ihn war das Urtheil „bis uff sin Heimkunft" verschoben. So kehrte er denn aus Frankreich zurück und trat am 7. November vor den Rath, und am 18., nachdem er seine Vertheidigung vorgebracht, wurde ihm zwar eine Buße auferlegt, doch der Sitz im Rath und das Panner gelassen. — Doch während des folgenden Jahres 1570 wandten sich die Dinge vollends zu Gunsten Pfyffer's. Ein wenn auch nicht direct von Amlehn angezettelter, aber doch auch gegen Jost P. sich richtender, allerdings rasch beschwichtigter Aufstand auf der Landschaft, der Rothenburger Aufruhr vom 21. Februar 1570, zeigte die gefährliche Tragweite der durch innere Zwietracht erzielten Schwächung der obrigkeitlichen Autorität; Amlehn selbst hatte, indem er bei der Schultheißenwahl für 1570 unterlag, nur einen halben Sieg davongetragen, und seine Anhänger traten von ihm zurück. So kamen die P. von Neuem zum Uebergewicht, und auf Weihnachten 1570 wurde

P. als Schultheiß für 1571 als Haupt des heimischen Staatswesens erhoben. Auch Jost P. konnte, als ihn der Rath wieder in seine Ehren eingesetzt, Ende 1571 zurückkehren, und nachher wandte sich bis zum Herbst 1573 das Blatt so völlig gegen Amlehn, daß dieser flüchtig werden und die Verurtheilung über sich ergehen lassen mußte. Allein auch nachdem für ihn eine Milderung eingetreten, die Rückkehr ermöglicht worden war, kam er nie wieder zu einer öffentlichen Stellung, während Jost P. schon 1573 wieder in den Kleinen Rath gewählt worden war. Freilich blieb fortan Ludwig P. an der Spitze der Familie, die nun immer mehr nach dieser Herstellung des Ansehens zu eigentlicher Superiorität in Luzern gelangte. Ludwig P. kaufte auch 1571 vom Deutschorden die Gerichtsherrschaft Altishofen in der Luzerner Vogtei Willisau an, nach welcher sich der von ihm abstammende Zweig der P. fortan benannte. Aber andererseits verstand es P. auch, die Streitigkeiten innerhalb der an der Regierung betheiligten Familien zurückzudämmen, indem er in den inneren und äußeren Fragen eine confessionelle Politik ausschließlicher Art thatkräftig in die Hand nahm und so ein gemeinsames Interesse in das Leben rief. Von 1570 an beginnt für ihn in den katholischen Kantonen überhaupt jene maßgebende Stellung, die ihm den Namen des „Schweizer-Königs“ in der Tradition geschaffen hat.

P. suchte in diesen Jahren in und für Luzern, unter bestimmter Festhaltung der auf den Tridentiner Beschlüssen beruhenden kirchlichen Reform, als ein aufrichtiger Verehrer der päpstlichen Oberleitung der Kirche und daneben doch entschieden für die Behauptung der Rechte der Obrigkeit thätig, eine Reihe klar erfaßter Gedanken durchzuführen. Die katholische Jugend sollte einer der protestantischen Erziehung ebenbürtigen höheren Bildung theilhaft werden, und so stand P. an der Spitze der eifrigen Bestrebungen der vornehmsten Luzerner Familien, voran seines eignen Geschlechtes, ein Collegium der Jesuiten zu gründen. 1574 kamen die ersten Jesuiten; 1577 wurde der Vertrag förmlich abgeschlossen; bis zu seinem Lebensende blieb P. ein freigebiger Gönner und wandte bei 30 000 Gulden an das Collegium. Daneben beschäftigte ihn auf dem Boden der Kirchenpolitik ein allerdings nicht zur Vollendung gebrachtes Project einer Neugestaltung der staatskirchlichen Verhältnisse. Durch die Betreibung dieses sogenannten Jurisdictionsgeschäfts gedachte P. die factische Lösung des Luzerner Gebietes von der Constanzer Diöcese, die Errichtung eines apostolischen Vicariates, einer eigenen, unmittelbar unter Rom stehenden geistlichen Autorität zu erreichen. Durch diese Verhandlungen kam es wenigstens seit 1579, vollends seit 1586, durch die Sendung zuerst Santonio's, dann Paravicini's zur Gestaltung einer ständigen Nuntiatur mit dem Sitze in Luzern. Mochte nun auch diese Lösung dem ursprünglichen Begehren Luzerns nicht entsprechen, P. selbst anfänglich gerade von Paravicini sich zurückhalten, so ergab sich doch bald zwischen dem Nuntius und dem Schultheißen ein enger Verkehr.

Ganz besonders jedoch trat seit dem Tode Karls IX., während der Regierung des letzten Königs vom Hause Valois, Heinrichs III., eine Aenderung in den Beziehungen Pfyffer's, der Luzerner Politik überhaupt gegenüber Frankreich ein. Bei der Beglückwünschungsbotschaft der gesammten Eidgenossenschaft an den neuen König, 1575, war zwar P. Haupt und Sprecher der katholischen Orte, und 1576 ging er wieder selbst an der Spitze eines Truppencorps nach Frankreich. Denn wie es 1572, nach der Bartholomäusnacht, Karls IX. erste Handlung gewesen war, in einer neuen schweizerischen Rüstung zuverlässige, allein auf seinen Dienst verpflichtete Truppen heranzuziehen, welche von den Parteien im Reiche unabhängig wären, so wollte auch Heinrich III., mochte auch bei der wachsenden Vernachlässigung der finanziellen Ordnung die Summe der nicht befriedigten Forderungen aus den aufeinander folgenden Aufbrüchen stets

mehr ansteigen, solche fremde Söldner, auf welche sich im Augenblick der Gefahr die königliche Regierung stützen konnte. Der fünfte Religionskrieg — in den Februar 1576 fiel der Ausbruch der von P. geführten Mannschaft von 6000 — drohte, da unter dem Pfalzgrafen Johann Casimir Berner Truppen auf feindlicher Seite standen, Bewaffnete beider Confessionen aus der Schweiz auf fremdem Boden zusammenstoßen zu lassen; allein der am 6. Mai geschlossene Friede (Paix Monsieur) — über den P. entrüstet nach Hause schrieb: „Wir hetten mögen lyden, daß Jr Mt. ee den Krieg an die Hand hette genon, denn den Fryden" —, führte bis zum 6. September die Entlassung des Regiments herbei. Aber eben diese Politik des französischen Königs, welche in P. Zweifel an der warmen Gesinnung Heinrichs III. für die katholische Sache wach werden ließ, bedingte die nach und nach zu Tage tretende Veränderung der Auffassung des Luzerner Staatsmannes. Dazu kam, daß P. als Beauftragter der Eidgenossen während dieses Aufenthaltes in Frankreich zwei Male am Hofe in ziemlich unumwundener Weise die großen Rückstände betonen und für den Fall der Nichterfüllung mit der Lösung der Vereinung drohen mußte. Freilich lag andererseits in dieser großen Schuld — rückständiger Sold, nicht bezahlte vertragsmäßige Pensionen, unter Bürgschaft erhobene königliche Anleihen — eine Aufforderung, an dem Bunde mit Frankreich festzuhalten, weil ein Bruch für eidgenössische Orte und für Privatpersonen die allerbedenklichsten, zerrüttendsten ökonomischen Folgen nach sich gezogen hätte. Immerhin war P. jetzt gewillt, nach anderen äußeren Stützen für die von ihm beabsichtigte Haltung der Politik seines Staatswesens sich umzusehen. — Alle diese Fragen wirkten schon gleich in der nächsten Zeit nach dem Friedensschluß vom Mai 1576. Während in Frankreich die katholischen Interessen durch die Bildung der Ligue eine der Dynastie selbst entgegentretende Organisation gewannen, stellte sich für die katholische Schweiz Savoyen infolge der Haltung des französischen Hofes gegenüber diesem Staate in den Vordergrund. Hatte Herzog Emanuel Philibert schon längst gewünscht, die älteren Beziehungen zu den Eidgenossen durch ein Bündniß mit möglichst vielen Orten zu befestigen, so mußte die durch den Schultheißen P. selbst schon im Herbst 1575 an den in Luzern residirenden herzoglichen Gesandten gerichtete vertrauliche Anfrage, wessen man sich im Falle eines Kriegsausbruches von Savoyen zu versehen habe, ihn hierin bestärken. Der Herzog begann demnach 1576 über ein Defensivbündniß mit der gesammten Eidgenossenschaft, nicht bloß den katholischen Orten, zu verhandeln, begnügte sich aber bald, da die Unmöglichkeit hiervon ersichtlich war, mit der Gewinnung der sechs katholischen Orte — der fünf Orte und Freiburgs —, so daß nach der Aufrichtung des Bundesvertrages, vom 8. Mai 1577, zu Turin im Herbst des darauf folgenden Jahres die feierliche Beschwörung erfolgen konnte. Nicht wenig hatte zur Beschleunigung der Sache der zudringliche und anmaßende Ton der französischen Botschaft beigetragen, welche sich sehr ernsthaft bemüht hatte, diese Frankreich unerwünschte Annäherung zu durchkreuzen. Solche Verletzung des Selbstgefühls war, vollends für die demokratischen Orte, nur geeignet gewesen, den Zusammenschluß der fünf Orte und nun auch schon der Stadt Freiburg um die von P. geleitete Politik Luzerns zu befördern. Freilich geschah darauf hin ein französischer Gegenschachzug in dem am 9. Mai 1579 abgeschlossenen Vertrage, durch welchen die Krone Frankreich die ehemals französischen, durch Eroberung an Bern übergegangenen Besitzungen, sowie insbesondere die Stadt Genf in den ewigen Frieden aufnahm, sich zur Garantie der staatlichen Verhältnisse dieser Gebiete verpflichtete. Aber solche Annäherung des katholischen Königs an Bern beantworteten hinwieder die katholischen Orte durch ihr Bündniß mit dem Bischofe von Basel, und abermals war P. der erste der Gesandten, welche am 13. Januar

1580 zu Pruntrut an dieser deutlich gegen die vier reformirten Städte, voran gegen Bern und Basel, berechneten feierlichen Beschwörung sich betheiligten. — Dergestalt hatte die der confessionell-katholischen Politik verdächtig gewordene Haltung König Heinrichs III. zur bedenklichen Verschärfung der confessionellen Gegensätze in der Eidgenossenschaft selbst beigetragen. Allerdings ein Erlöschen der Vereinung mit Frankreich konnte auch von Luzern und von seinen die katholischen Interessen betonenden nächsten Gesinnungsgenossen, schon um der bereits erwähnten materiellen Fragen willen, nicht begehrt werden.

Diese Fragen wurden durch den 1580 eingetretenen Wechsel der Regierung in Savoyen insoweit gefährlich, als der neue Herzog Karl Emanuel zwar gegenüber Bern die bundesgenössischen Beziehungen aufrecht zu erhalten suchte, dagegen die Ansprüche auf Genf wieder hervorholte. Beunruhigt durch neue Zölle an der Grenze Savoyens und die Eingriffe herzoglicher Beamter in die Genfer Jurisdiction, wandte sich Genf 1582 klagend an Bern, welches nun, durch Rüstungen des Herzogs aufgeregt, gleichfalls Argwohn faßte; aber außerdem scheinen auch gewisse Kreise in Bern selbst sich mit dem Plane getragen zu haben, offensiv vorzugehen und durch die Wiedereroberung der 1564 zurückgegebenen Gebiete von Gex und Chablais Genf endgültig zu sichern. Der Herzog seinerseits ersuchte im Juni 1582 die fünf Orte um Bewilligung eines Truppenaufbruches, und unter ausdrücklicher Billigung Pfyffer's gingen die fünf Fähnlein alsbald nach Piemont ab. Zwischen den confessionellen Gruppen in der Eidgenossenschaft schien es zum Kriege kommen zu sollen, bis durch eine entgegenkommende Erklärung vom 22. Juli der Herzog seine Truppen von der Grenze zurückzuziehen sich erbot und die Vermittlung der unparteiischen Orte die unmittelbare Gefahr beseitigte. Zwar dauerte es bis 1584, ehe ein sicherer Abschluß erfolgte, allerdings mit Ausnahme der Anstände zwischen Savoyen und Genf; auch die Fähnlein der katholischen Orte, welche im Juni 1582 einige Zeit nur eine Stunde von Genf entfernt gelagert hatten, waren schon am Ende des Jahres wieder entlassen worden. — Die diplomatischen Beziehungen Frankreichs hatten von Anfang an für Vermeidung von Feindseligkeiten im Innern der Eidgenossenschaft gewirkt; denn Heinrich III. wünschte die Vereinung mit den Eidgenossen zu erneuern. Allerdings war gerade P. sehr ungehalten über die Haltung der französischen Regierung und hatte der außerordentlichen französischen Botschaft herbe Vorwürfe gemacht, daß der König „diese faule Stadt Genf und ein so gottloses Gesinde“ in seinen Schirm genommen habe; denn man wußte auch sonst von P., daß er in Genf ein ganz besonderes Hinderniß für die katholischen Interessen erblickte. Aber die Botschaft arbeitete unermüdlich dafür, den Boden, welchen Savoyen in diesen letzten Jahren in der Schweiz gewonnen hatte, wieder einzuengen, dagegen für sich den Kreis der Bundesgenossen in derselben, gegenüber dem Vertrage von 1564, welcher jetzt eben 1582 zu Ende ging, zu erweitern. Auch die katholischen Orte durften sich übrigens nicht allzu sehr zurückhaltend zeigen, damit nicht ein einseitiger Abschluß Frankreichs mit den reformirten Orten daraus erwachse. So kam, mit dem 22. Juli als Datum, die Vereinung zu Stande, und obschon sich Luzern mit seiner thatkräftigeren Fassung der Bedingungen zurückgewiesen gesehen hatte, war doch P. der Wortführer der Gesandtschaft der elf Orte und der Zugewandten, welche am 2. December den Bund in Paris beschwur. Ganz besonders hatte die französische Diplomatie noch darin gesiegt, daß jetzt auch Bern, freilich in einem besonderen Vertrag, der Vereinung beitrat. Doch erregte gerade dieser Umstand andererseits den Verdacht der katholischen Orte gegen Frankreich in noch stärkerem Grade.

Vom December 1582 an nahm P. durchaus gegen Heinrichs III. Politik in der Schweiz Stellung, und das durfte er wagen, da er, mochte er dem Könige noch so verhaßt sein und durch dessen Gesandten noch so sehr angefeindet werden, seiner Stellung als Leiter der Politik Luzerns völlig sicher war und die anderen katholischen Orte, außer Solothurn, wo Frankreich im Einflusse blieb, sich immer näher an Luzern anschlossen. — Zuerst 1585 stellte sich P. entschieden auf die Seite der französischen Ligue gegen den König, und es gelang ihm, die inneren Orte, wenn auch Schwyz und Unterwalden sich anfangs zurückhielten, mit sich zu ziehen. Während die Mehrheit der mit Heinrich III. verbündeten Orte einen Truppenaufbruch bewilligte und diesen Mitte Mai abgehen ließ, brachte P., indem er seinen ganzen Einfluß einsetzte, die fünf Orte zur Erklärung, daß zur Beschirmung des alten katholischen Glaubens eine eigene Rüstung nach Frankreich nöthig sei, und er selbst übernahm die Führung der 7—8000 Mann, welche am 24. Juni, auf weitem Umwege über den St. Gotthard, den Marsch antraten. Aber es kam zu keinem kriegerischen Zusammenstoß; denn was P. gehofft und hatte erreichen wollen, geschah, nämlich, „daß Jr. M. sich mit den Fürsten verglichen würde und Alles Ein Sach werde“, durch den Abschluß des Tractates von Nemours, 7. Juli, zwischen Heinrich III. und den Fürsten der Ligue, aber doch in anderer Weise, als es in Pfyffer's Willen gelegen hatte. Denn während er erwartete, mit den durch ihn nach Frankreich gebrachten Truppen an einem Kriege gegen die Hugenotten theilnehmen zu können, bestand nun der König darauf, daß diese für die Ligue geschehene Rüstung alsbald entlassen werde. So war P. von diesem seinem letzten Zuge nach Frankreich schon im September wieder zurückgekehrt. Aber diese ausgeprägt katholische Kundgebung Luzerns hatte nicht bloß den König noch heftiger, wie bisher, gegen P. gereizt, sondern auch, entsprechend dem allgemein bestehenden Gegensatze, die Gefahr eines confessionellen Krieges in der Eidgenossenschaft selbst abermals erhöht, und außerdem war der Boden geebnet für den weiteren 1586 folgenden Schritt des Abschlusses des goldenen (oder, wahrscheinlich erst seit 1655, so geheißenen borromeischen) Bundes. Es war schon länger ein leitender politischer Gedanke Pfyffer's gewesen, die Städte Freiburg und Solothurn enger mit den fünf Orten zu verbinden, sie von der älteren Verbindlichkeit gegenüber Bern zu lösen, und das geschah nun am 5. Oct. 1586 im Abschluß des goldenen Bundes. Die paciscirenden sieben Orte stellten als Zweck desselben die Aufrechthaltung und Vertheidigung des katholischen Glaubens voran, und so waren jene zwei Städte dem System der fünf Orte gewonnen, ganz besonders auch Solothurn — denn die Genfer Fragen standen auch hier wieder in oberster Erwägung — dem Schirmvertrage für Genf thatsächlich entzogen. Die kirchliche Confraternität war — ein von den Jesuiten, auf die P. so viel hielt, besonders stark betonter Gedanke — auf eine wichtige politische Verbindung angewandt. Doch erst die Anlehnung an eine auswärtige große Macht konnte diesem Vertheidigungsbündniß volle Bedeutung verleihen, und der von P. vertretene Wunsch der Lösung der katholisch-schweizerischen Politik von König Heinrich III. fand erst seinen ganzen Ausdruck in dem Bunde mit König Philipp II. von Spanien, vom folgenden Jahre 1587, dessen Abschluß zunächst allerdings nur ein folgendes Glied in der Kette der seit 1426 mit den Herzogen von Mailand abgeschlossenen eidgenössischen Capitulate bildete. Luzern war bei dieser Angelegenheit entschieden voran gegangen, und P. hatte im März zu Luzern vor der versammelten Gemeinde sehr beredt das Bündniß zur Annahme empfohlen. Es war die Bestätigung der gänzlichen Abwendung von Frankreich, daß P. an der Spitze der sechs katholischen Orte — Solothurn schloß sich hier aus — am 16. Mai des näch-

sten Jahres 1588 den Schwur auf den spanischen Bund im Dome von Mailand ablegte.

Inzwischen hatte König Heinrich III. 1587 einen großen Erfolg gewonnen, dadurch daß die Invasion der deutschen protestantischen Coalition, an der sich auch eine Rüstung der reformirten schweizerischen Orte betheiligte, eine gänzliche Zurückweisung erfuhr, freilich nicht zum schließlichen Vortheile der Ligue, deren Fürsten den Sieg eigentlich für den König gewonnen hatten. Im Gegentheil spitzte sich 1588 der Gegensatz zwischen Heinrich III. und Herzog Heinrich von Guise stets mehr zu, und am 23. December dieses Jahres wurde der Herzog zu Blois ermordet. P. war, gleich dem Ende 1587 in Luzern eingetroffenen, ihm bald befreundeten Nuntius des Papstes Sixtus V., Paravicini, mit dem Herzog in lebhafter Correspondenz gewesen, so daß diese Gewaltthat in Luzern die heftigste Erregung hervorrief. Jetzt vollends wollte P. von Eröffnungen des französischen Botschafters nichts mehr hören, um so weniger, da ihm selbst sogar im Januar 1589 die Warnung zukam, daß auch gegen sein eigenes Leben ein Anschlag im Gange sei, obschon noch immer mit ihm unterhandelt wurde. Als dann im Februar Sancy in besonderer Mission nach der Schweiz kam, theils um Truppen trotz der Geldverlegenheit des Königs für dessen Dienst zu gewinnen, theils und ganz besonders, um gegen die Begünstiger der Ligue vorzugehen und geradezu Pfyffer's Einfluß zu zerstören, war P. gezwungen, der Anklage des Botschafters Sillery und dieses außerordentlichen Gesandten öffentlich in einer schriftlichen Verantwortung, am 27. März, entgegenzutreten, durch welche wenigstens die Gesandten der katholischen Orte ganz befriedigt zu sein erklärten. Es gelang ferner P., für die Ligue zwei katholische Schweizer Regimenter aufzubringen, welche Mayenne zueilten, während zu gleicher Zeit Sancy vier reformirte zum Könige brachte: — da wurde Heinrich III. am 1. August ermordet, und dadurch gewannen die französischen Angelegenheiten, weil jetzt König Heinrich von Navarra, Heinrich IV., mit dem Anspruch auf die Nachfolge auftrat, eine ganz neue Gestalt. Denn jener Aufbruch zu Mayenne war in seinen Anfängen auf der Erwartung gegründet gewesen, Papst Sixtus V. werde durch den wegen des Mordes von Blois über Heinrich III. auszusprechenden Bann sich ganz vom Könige lossagen und dergestalt sich unweigerlich für die Ligue erklären, und P. hatte für diesen Fall sogar einmal versprochen, trotz seines höheren Alters nochmals selbst, die Pike auf der Schulter, mit 10 000 Mann ins Feld zu ziehen. Der Papst hatte aber diese Hoffnung nicht erfüllt, und an die Spitze des einen der beiden Regimenter war bei dem Aufbruch Anfang Juni Pfyffer's jüngster Bruder Rudolf getreten. Nunmehr erst, nach Heinrichs III. Tode, war für die katholische Partei in der Schweiz die Situation eine ganz klare geworden. Gleich Philipp II. sah sie nun in dem seit dem Attentate von Blois, December 1588, allerdings gefangen liegenden Cardinal von Bourbon den König Frankreichs, Karl X., und P. hielt dafür, daß jetzt die Vereinung der Eidgenossen mit der Krone von Frankreich schlechthin nur für diesen König gelte. — Doch die Dinge nahmen eine ganz entgegengesetzte Wendung. Die Schweizer Regimenter, welche Heinrich III. gedient, anerkannten den König von Navarra als Heinrich's Nachfolger, und so hatte Heinrich IV. eine gesicherte kriegerische Stellung gegenüber Mayenne, welcher als Generalstatthalter für seinen König Karl X. auftrat, aber durch seine Geldverlegenheit nach allen Seiten gehemmt war. Vollends der entscheidende Sieg Heinrichs IV. bei Ivry, 14. März 1590, führte auch die Capitulation der beiden Mayenne dienenden katholischen Regimenter Pfyffer und Beroldingen, auf dem Schlachtfelde, herbei; aber außerdem war von diesem Tage an Heinrichs IV. Uebergewicht im Felde zugestanden, der Weg zur allgemeinen Anerkennung seiner Kronrechte für ihn aufgeschlossen, zumal da auch sein Oheim

und Gegenkönig Karl schon am 3. Mai starb. Im April kamen die nach ihrer Gefangennahme aufgelösten beiden Regimenter in kläglichstem Zustande nach der Schweiz zurück und verbreiteten in den fünf Orten eine höchst aufgeregte Stimmung, da ihre Soldansprüche ungetilgt geblieben waren.

Geradezu war auch für die Politik, welche P. seit den letzten Jahren so bestimmt vertreten hatte, dieser Tag von Ivry eine bleibend ungünstige Wendung, und nur durch Verbindung größter Klugheit und Thatkraft vermochte derselbe eine noch bedenklichere Schwächung der durch ihn vertretenen katholischen Gesichtspunkte in der Haltung Luzerns und der inneren Schweiz überhaupt zu vermeiden. Ganz abgesehen davon, daß er selbst erneuerten Anlockungen, die aus Frankreich kamen, wegen Abtrennung von der Ligue, fest widerstand, mußte er steigender Mißstimmung und Entmuthigung entgegenarbeiten. Die unbezahlt gebliebenen Soldforderungen der beiden entlassenen Regimenter riefen Jahre lange Beunruhigungen in den fünf Orten hervor, und da die unbefriedigten Obersten und Hauptleute sich an den päpstlichen Hof glaubten halten zu dürfen, weil Cardinal Gaetano eine Bürgschaft für die Verpflichtungen übernommen habe, so ergaben sich Verwicklungen auch nach dieser Seite hin. P. selbst suchte, z. B. am 10. Mai 1590 durch ein Schreiben, das er mit Umgehung des Nuntius unmittelbar an den Cardinalnepoten Montalto richtete, dafür zu wirken, daß die päpstliche Regierung wenigstens den guten Willen beweise, damit nicht die katholische Partei über dieser Frage sich zerstückele und eine Zuwendung der Stimmung zu Heinrich IV. eintrete. Als dann Papst Gregor XIV., in welchem die Gedanken einer universalen katholischen Politik lebhafter vorwogen, als das bei Sixtus V. der Fall gewesen, selbst einen Truppenaufbruch von 6000 Mann begehrte, zum Zwecke, den französischen katholischen Ständen zur Erwählung eines katholischen Königs behülflich zu sein, da sollte wieder P., von Anfang 1591 an, als Rathgeber des Nuntius dabei helfen, weil über die noch stets nicht bezahlten Soldrückstände die Mißstimmung andauerte. Es waren Jahre, in welchen Pfyffer's ganzer politischer Einfluß auf dem Spiele stand, gegenüber den steten Versuchen, den „Navarrischen Praktiken" der Gesandten Heinrichs IV., die 1586 im goldenen Bunde geschlossene Einigung der katholischen Orte zu erschüttern. Daneben fehlte es nicht, daß Pfyffer's Name überhaupt in allen wichtigen eidgenössischen Ereignissen dieser Zeit mit hineingezogen wurde, so auch bei den Mühlhauser Wirren von 1590, hinsichtlich deren freilich P. im Januar 1591 auf der Tagsatzung zu Baden die Grundlosigkeit der Anschuldigungen glänzend darzulegen vermochte.

Noch einmal gewann P. 1593 einen politischen Sieg, als der Gesandte Philipps II., Pompejus de Cruce, schon längst sein vertrauter Freund, eine Bewilligung von 6000 Mann in den spanischen Dienst verlangte. Je mehr P. die gänzliche Zerschmetterung seiner Hoffnung hinsichtlich Frankreichs, das unabwendbare Ende der Ligue, voraussah, um so mehr wollte er die Verbindung mit Spanien befestigen. Bis Anfang Februar 1594 waren die Bedingungen des Aufbruchs aufgestellt; diesen selbst erlebte P. nicht mehr. Aber er sah auch nicht mehr den völligen Zusammenbruch der Ligue, wie derselbe am 17. März dieses Jahres, mit Heinrichs IV. Einzug in Paris, eintrat. Die letzte Nachricht aus Frankreich, die P. noch erhielt, von dem Uebergang von Lyon an Heinrich IV., traf ihn freilich ebenfalls schwer genug — denn noch kurz vorher hatte er in einer Conferenz mit einem Freiburger Abgeordneten die große Wichtigkeit dieses Platzes für die katholische Sache betont —, aber auch persönlich, da einer seiner Söhne zu den in Lyon stehenden Luzerner Hauptleuten zählte. Er selbst war ganz unentwegt geblieben, standhaft gegenüber Heinrichs IV. fortgesetzten Versuchen, den maßgebenden Luzerner Schultheißen auf seine Seite zu ziehen. —

Noch am 14. März wohnte er einer Sitzung des Rathes bei, erkältete sich dann aber Abends auf der Hofbrücke, während einer längeren Unterredung mit dem Gesandten des Herzogs von Savoyen, und zog sich die Krankheit zu, welche ihn am drittfolgenden Tage noch aus der vollen Kraft wegraffte. Sein Tod wurde allgemein als ein Ereigniß wichtiger Art angesehen, mit sehr ungleichen Empfindungen aufgenommen. Denn nicht der zwar gelehrte und äußerst arbeitsame Stadtschreiber Cysat (s. A. D. B. IV, 669 und 670), mochte er auch Pfyffer's Vertrauter gewesen sein, sondern ganz allein P. war die belebende Kraft in der katholischen Politik der Eidgenossen zu seiner Zeit. P. hinterließ neben Häusern in der Stadt und Grundbesitz, besonders den Herrschaften Altishofen und Wyher, ein sehr bedeutendes Vermögen (über 230 000 Gulden) an Werthzeichen und Geld, ohne die Ansprüche an die französische Krone und anderen „ungewissen Forderungen". Von vierzehn Kindern aus zwei Ehen — vier außereheliche anerkannte er mit Aussteuer — überlebten ihn fünf Söhne und eine Tochter.

Vgl. das umfassende Werk von Dr. A. Ph. v. Segesser: Ludwig Pfyffer und seine Zeit; ein Stück französischer und schweizerischer Geschichte im sechszehnten Jahrhundert, Bd. I—III. (Bern 1880—1882).

Meyer v. Knonau.

Pharetratus: Michael P., latein. Dramatiker. Geboren um 1575 zu Neustadt a. d. Orla, studirte in Jena, war 1598 Rector der Stadtschule seiner Vaterstadt, 1606 Pfarrer zu Weida, starb 1632 infolge grausamer Mißhandlung durch die Croaten. Er verfaßte eine lateinische Tragicomödie „Jeremias propheta captivus", welche am 12. Juni 1598 in Neustadt aufgeführt wurde. Sie behandelt diejenigen Abschnitte aus dem Leben des Propheten, in denen er die größten Schmähungen als Chaldäerknecht, Vaterlandsverräther und Tempelschänder zu erdulden hatte. Es kommen hierbei besonders die Capitel 27, 28, 37 und 38 des biblischen Buches in Betracht. Auch im Gefängnisse, in das ihn der König Zedekia werfen ließ, erscheint Jeremias als der tröstende Freund seines Volkes, dem er zwar seine Wegführung nach Babel verkündet, aber auch die einstige Rückkehr verheißt. So faßt P. die Situation auf. Endlich wird der Prophet sogar in eine mit Schlamm angefüllte Grube geworfen, aus der ihn der Mohr Elimelech, der Kämmerer des Königs, befreit. Beelzebub hört nicht auf, die Feinde des Propheten aufzustacheln, der wie eine Johannesseele im festen Vertrauen auf die göttlichen Verheißungen alles Leid erträgt. Die Hauptfigur des Spieles, das den Charakter einer Tragödie hat, ist gut gezeichnet; polemische Beziehungen auf die päpstliche Abgötterei, wie wir sie in Naogeorgs gleichnamigem Drama finden, fehlen gänzlich. — P. verfaßte noch mehrere theologische Schriften: „Zelotes pastor" (Jena 1619), „Beschreibung des Beichtstuhles" (Halle 1622) und einen „Tractatus de nobilitate in honore et pretio habenda" (Lips. 1622). Der letzteren Schrift fügte er eine Namentafel der Edlen von Brandenstein bei, denen er sein lateinisches Drama mit einem asclepiadeischen Gedichte gewidmet hatte.

Jöcher-Rotermund 6, 44. — Goedeke 2, 144.

H. Holstein.

Phauser: Johann Sebastian P. hat sich eine Stelle in der deutschen Geschichte als Hofprediger Maximilians II. erworben. Er wurde 1520 in Kostnitz geboren. Ueber seine Jugend wissen wir nichts. Nach dem schmalkaldischen Kriege treffen wir ihn in Sterzing in Tirol als Pfarrer. Als Michael Geizkofler von der Universität nach Hause kam, suchte P. ihn oft heim und ver-

nahm gern aus seinem Munde, wie es in Wittenberg und Leipzig zugegangen sei, und was Luther, Melanchthon und andere öffentlich gepredigt haben. Er theilte das Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus und sprach gegen die Lehren des Papstthums. Er war ein tüchtiger Kanzelredner; aus weit entlegenen Dörfern gingen viele Leute zu ihm in die Kirche, und oft blieben reisende Kaufleute am Sonntagmorgen in Sterzing, um seine schönen Predigten zu hören (Wolf, Lukas Geizkofler p. 19). Bei dem empfindlichen Mangel an solchen Priestern, welche des Wortes mächtig wären und durch ein frommes Leben erbauen könnten, wurde P. dem Könige Ferdinand empfohlen; dieser nahm ihn — wir wissen nicht zu welcher Zeit — in Dienst und war auch recht zufrieden mit ihm; aber er entließ ihn, weil derselbe verheirathet war und sich von seinem Weibe nicht trennen mochte. Nach einiger Zeit berief Maximilian, des römischen Königs ältester Sohn, P. zu sich, und der Vater ließ es geschehen, ohne Schlimmes zu ahnen. Als nun die Kunde sich verbreitete, Maximilian habe die evangelische Lehre angenommen, begab sich der böhmische Bruder Blahoslaw nach Wien, um sich von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen. Er ging am 10. März 1555 in die Kirche, wo P. predigte, und suchte ihn auch persönlich auf. Er fand in ihm einen Mann, welcher seine Stellung zwischen den beiden großen religiösen Parteien genommen zu haben schien, jedoch seine evangelische Gesinnung durchblicken ließ. P. erzählte viel von Maximilian, wie fromm er sei, wie er das Gute liebe und die Wahrheit feurig vertrete. Die Jesuiten aber waren wachsam, und Canisius verklagte den Thronerben und seinen Hofprediger bei Ferdinand, welcher einen Reichstag in Augsburg abhielt. Auch Karl V. erfuhr Unangenehmes über Maximilian und schickte deshalb den Spanier Juan de Ayala nach Wien, um Erkundigungen an Ort und Stelle einzuziehen, und die Nachrichten lauteten nicht günstig für die katholische Kirche. Da mußte P. den Hof verlassen und wurde nach Steiermark verbannt. Aber Maximilian legte sich ins Mittel, und er kehrte wieder zurück. Ferdinand verlangte nun von ihm mehr Rechtgläubigkeit, es kamen recht heftige Auftritte zwischen beiden vor, und die Jesuiten sowie Andere bereiteten ihm Nachstellungen. „Ich kann", schrieb er am 3. Februar 1556 an Blahoslaw, „in Wahrheit wider die, welche nach meinem Blut auf das grausamste lechzen, mit Elias ausrufen: „Ich bin allein übrig geblieben, und sie stehen danach, daß sie mir mein Leben nehmen." Ungetrübt bestand dagegen das innige Verhältniß zwischen Maximilian und P. fort. Jener tröstete diesen wegen der Verfolgungen, die er leiden mußte. „Gott lebt", schrieb er ihm einmal, „die Ungerechten und Lügner werden umkommen." Der Hofprediger wiederum nennt ihn in Briefen den starken Daniel, den starken Löwen; sich selbst bezeichnet er scherzhaft als den berühmten Ketzer. Gegen Ende des Jahres 1558 begab sich Ferdinand nach Augsburg auf den Reichstag. Hier empfing sein Hofprediger, der Bischof v. Gurk, vom Erzbischof von Salzburg im Januar 1559 einen Brief, in welchem dieser schrieb: „wie ihm berichtet werde, habe P. am vierten Adventsonntag und am Tage des Apostels Johannes so ärgerlich und leichtfertig wider den römischen Stuhl und die katholische Kirche gepredigt, daß dergleichen in Zwingli'schen Städten und Orten nicht geduldet werde." Die Nachricht ist dem Kaiser ohne Zweifel mitgetheilt worden. Als er im Anfange des Herbstes nach Wien zurückkehrte, drang er stärker als vorher in seinen Sohn, den schlimmen Prediger wegzuthun. Er verhandelte beinahe täglich mit ihm darüber, und als er mit Bitten und Flehen nichts ausrichtete, ward er heftiger und schroffer. Er gelangte endlich im Januar 1560 so weit, daß dem Hofprediger Schweigen auferlegt und seine gänzliche Entfernung erwartet wurde. Wirklich mußte Maximilian sich dazu verstehen. Noch gab er die Hoffnung nicht auf, ihn wiederzuerhalten; „inzwischen", schrieb

er am 12. März, „müssen wir es unserem eigenen Mittler befehlen und Geduld haben. ...... Seid getröstet und gedenkt, daß wir, so Christum bekennen, müssen verfolgt sein und das Kreuz leiden und tragen.“ Am folgenden Tage wendete sich Maximilian an Christoph von Würtemberg, um dem Vertriebenen ein Unterkommen zu verschaffen, und der Herzog versprach es auch. Aber P. erschien nicht bei ihm, vielmehr erfuhr der Bischof Hosius von Ermeland, welcher als Nuntius vom Papste nach Wien gesendet worden war, um Maximilian zu bekehren, daß der unzüchtige d. h. verheirathete Priester die Erblande noch gar nicht verlassen habe, sondern sich in einem Kloster bei Wien aufhalte. Als er diese schmerzliche Kunde dem Kaiser mitgetheilt hatte, schickte dieser zwei Abgesandte nach dem 6 Meilen entfernten Kloster. Sie fanden den Abt schon von allem unterrichtet und vorbereitet. Indem er geltend machte, daß er nicht unter bischöflicher Gewalt stände, wollte er sich keiner Untersuchung unterwerfen; aber die Beauftragten beriefen sich auf den Befehl des Kaisers und des Nuntius. Da holte der Abt zu seiner Vertheidigung ein Schreiben Maximilian's hervor, in welchem er dringend aufgefordert worden war, dem Hofprediger einen Zufluchtsort zu gewähren. Nun mußte dieser wirklich fortziehen. Maximilian schrieb für ihn an den Herzog von Würtemberg und an den Pfalzgrafen von Neuburg. In des Letzteren Gebiet, in Lauingen an der Donau, wurde P. evangelischer Pastor und Superintendent und lebte dort bis zu seinem Tode, der am 6. Juni 1569 durch einen Schlagfluß erfolgte.

Reimann, die religiöse Entwickelung Maximilians II., in den Histor. Ztschr. XV, 1 ff. Reimann.

Philibert, Markgraf von Baden-Baden, Sohn Markgraf Bernhards III. und der luxemburgischen Franziska, die sich nachmals in zweiter Ehe mit Graf Adolf von Nassau-Wiesbaden vermählte, war am 22. Januar 1536 geboren, 5 Monate vor dem Tode seines Vaters. Seine Vormünder wurden Pfalzgraf Johann II. von Simmern, Graf Wilhelm von Eberstein und an Stelle des von seiner Mutter vorgeschlagenen, von Markgraf Ernst von Baden-Durlach, der selbst die Vormundschaft über seinen Neffen beanspruchte, wegen seines lutherischen Bekenntnisses aber angefochtenen Pfalzgrafen Ruprecht von Veldenz, Herzog Wilhelm IV. von Baiern, der Gemahl seiner Base, der Markgräfin Jacoba von Baden. Die Jahre der Vormundschaft waren ausgefüllt durch Streitigkeiten mit dem genannten Markgrafen Ernst (s. A. D. B. VI, 243), die theilweise noch aus der Zeit herrührten, da derselbe mit Philibert's Vater die Erbschaft eines dritten Bruders Markgraf Philipp's I. getheilt hatte. Erst allmählich gelang es durch eine Reihe von Einzelverträgen das Verhältniß der beiden badischen Linien zu einander zu einem einigermaßen leidlichen zu gestalten. Der Herzog von Baiern benutzte seinen Einfluß als Vormund, um die lutherische Lehre, die unter Bernhard III. in der Markgrafschaft Eingang gefunden hatte, im Einverständniß mit der Markgräfin Wittwe allmählich wieder zu verdrängen. P. selbst ward im Katholicismus erzogen; durch Reisen, sowie einen längeren Aufenthalt in Dôle wurde für seine weitere Ausbildung gesorgt. 1556 legte Johann von Simmern die Vormundschaft nieder, im folgenden Jahre auch der Herzog von Baiern und der Graf von Eberstein; P. trat die selbständige Regierung an. Schon vorher war zwischen ihm und seinem jüngeren Bruder Christoph ein Uebereinkommen über die Theilung des väterlichen Erbes getroffen worden. P. erhielt die Markgrafschaft Baden-Baden im engeren Sinne und den badischen Antheil an der Grafschaft Sponheim, sein Bruder die luxemburgischen Lande, Rodemachern, Useldingen, Reichersberg, Herspringen u. s. w. Mit den letzteren Landen wurden die beiden Markgrafen gemeinsam 1562 von Spanien belehnt. Die Theilung

selbst wurde die Ursache jahrelanger unerquicklicher Zwistigkeiten der beiden jungen Fürsten, da M. Christoph sehr bald sich übervortheilt wähnte und fortgesetzt bei verschiedenen Gelegenheiten gegen jenen Vertrag von 1556 protestirte. 1557 lehnte P. die ihm von Ferdinand II. angebotene Stelle eines Kammerrichters ab, da eine längere Abwesenheit von seinem Lande für ihn, als einen Neuling in der Regierung, unthunlich sei. Im gleichen Jahre hatte er die Tochter Wilhelm's IV. von Baiern als seine Gemahlin heimgeführt. P. begann bald, nachdem er die Regierung übernommen hatte, trotz seiner katholischen Erziehung die Einführung der Reformation in seinen Landen. Möglich, daß die Eindrücke, die er während seiner Anwesenheit auf dem Reichstag von 1555 empfangen hatte, ihn hierzu bewogen, möglich auch, daß der Einfluß des einen oder des andern seiner Räthe, unter denen Langenmantel, Varnbühler und sein ehemaliger Erzieher Dr. Vinther hervortreten, dabei mitwirkte. Die Reformirung der Markgrafschaft ging freilich nur sehr allmählich vor sich. Die Rücksicht auf den eng befreundeten bairischen Hof, auf Herzog Albrecht IV. vor allem, der nach Unterdrückung der reformatorischen Bewegungen im eigenen Lande schon damals als eine Hauptstütze der katholischen Partei im Reiche dastand, mußten P. von zu entschiedenen und schroffen Maßregeln abhalten. Noch 1568 war in Steinbach ein katholischer Geistlicher. Die Nonnen des nahe bei Baden gelegenen Klosters Lichtenthal blieben erhalten, auch nachdem die Markgräfin Mechtild, die bei ihnen ihre Andacht zu verrichten pflegte, gestorben war. Von hier ging nach Philibert's frühem Tode die katholische Gegenreformation der badenbadischen Lande aus, die unter bairischem Schutz gar bald gründlich und für immer die von jenem in reformatorischem Sinne getroffenen Einrichtungen zerstörte. Zu den übrigen protestantischen Ständen war P. in kein näheres Verhältniß getreten; er besuchte nur äußerst selten ihre Tage, und auch auf den Reichstagen schloß er sich an sie nicht an. Es waren daran sicher in erster Reihe seine schlechten Beziehungen zu Herzog Christoph v. Würtemberg Schuld, mit dem er Jahre lang in heftiger Feindschaft lebte wegen Uebergriffe, die derselbe sich als Vogt der Klöster Herrenalb und Reichenbach gegen ihn hatte zu Schulden kommen lassen. Nach dem Tode seiner Gemahlin kämpfte P. zunächst 1566 in kaiserlichem Dienste in Ungarn gegen die Türken. Im folgenden Jahre schloß er sich dem Heere an, das Pfalzgraf Johann Casimir den Hugenotten zuführte. Die Abmahnungen Herzog Albrecht's von Baiern und seiner Mutter Jacoba hatten aber zur Folge, daß er sich bald wieder von demselben trennte. Schon im nächsten Jahre ließ er sich, diesmal von Karl IX. von Frankreich selbst werben. Gegen ein Wartegeld versprach er, demselben auf seinen Wunsch mit einer Anzahl Reiter zuzuziehen und ihm gegen jedermann, ausgenommen gegen Kaiser und Reich und die Augsburgischen Religionsverwandten, beizustehen. Zu den Letzteren rechnete natürlich P. ebensowenig wie der französische König die calvinistischen Hugenotten. Dem Calvinismus stand er überhaupt feindselig gegenüber, wie das vor allem aus seinen Briefen hervorgeht, in denen er mit der höchsten Erbitterung von der Einführung des reformirten Bekenntnisses durch Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz in der ihm mit diesem gemeinsamen Grafschaft Sponheim spricht. 1569 zog P., dem Rufe Karl's IX. folgend, nach Frankreich, nachdem er schon vorher seine unmündigen Kinder dem Schutze ihrer Großmutter Jacoba von Baiern empfohlen hatte. Er kehrte nicht mehr zurück. In der Schlacht von Montcontour ist er am 3. October 1569 gefallen. Sein Leichnam wurde auf dem Schlachtfelde nicht gefunden, sein Tod aber durch die Aussagen von Augenzeugen außer Zweifel gestellt. Sein Grabmal in der Stiftskirche in Baden von Wilhelm v. Trarbach ist ein Cenotaph. In der Regierung folgte ihm sein Sohn Philipp, zunächst unter bairischer Vormundschaft.

Archivalisches Material im Generallandesarchiv in Karlsruhe und im bairischen Reichsarchiv in München, Abtheilung Baden A.

Krieger.

Philibert, Prinz von Oranien (Uranien) oder Orange in Süd-Frankreich, aus dem Hause Chalon, von dem das Geschlecht auch noch den Namen und das Wappen führte, obgleich die Herrschaft seit 1327 in anderen Händen war, geb. 1502, † am 3. August 1530. Er war der Sohn des Prinzen Johann von Oranien und dessen Gemahlin Philiberte von Luxemburg. Das Fürstenthum Oranien ist zwar nicht groß, aber fruchtbar; zugleich mit demselben erbte P. Ansprüche auf die Grafschaft Genf und das Fürstenthum Neuenburg und Vallengin. Bei dem Tode seines Vaters war er erst wenige Wochen alt, doch erhielt er bereits in seinem siebenten Monat die Statthalterschaft von Burgund. Am französischen Hofe erzogen und wohlgelitten, schien er bestimmt, wie seine Vorfahren, seine reichen Gaben dem Dienste der französischen Krone zu widmen. Aber weil er dort sich verletzt glaubte und der Gemahl seiner Schwester Claudia, Graf Heinrich von Nassau, in dem ersten Kriege Karl's V. mit Franz I. im J. 1521 das Commando der Armee führte, welche von Belgien aus in Frankreich einbrechen sollte, trat er in kaiserliche Dienste, was ihn zunächst seine ererbten Besitzungen kostete, und zeichnete sich bald im Kriege aus. In der Seeschlacht wider Andreas Doria wurde er zwar gefangen genommen (1524), doch durch den Vertrag von Madrid erhielt er seine Freiheit und sein Fürstenthum zurück. Ehe er jedoch den Befehl Burgund zu besetzen hatte ausführen können, brach der zweite Krieg aus, an welchem unter Karl von Bourbon theilzunehmen er nach Italien eilte. Mit diesem zog er nach Besetzung des Mailänder Schlosses gegen Rom und leitete nach dessen Tod, den er auf geschickte Weise den Soldaten verbarg (er bedeckte die Leiche mit dem Mantel), die Erstürmung der ewigen Stadt, ohne freilich den dabei vorkommenden Gräueln Einhalt thun zu können; dann schloß er mit dem in der Engelsburg belagerten Papste die Capitulation, infolge deren derselbe seine Freiheit theuer erkaufte. Minder glücklich war der Anfang des unmittelbar folgenden Feldzuges in Neapel; erst nach mancherlei Verlusten und großen Anstrengungen gab der Uebergang des Genuesen Andreas Doria zum Kaiser und eine verheerende Krankheit im Lager der Franzosen dem Kriege eine bessere Wendung und im J. 1529 der Damenfriede ein erwünschtes Ende. Doch rief den Prinzen, welcher als Vicekönig von Neapel in Italien blieb, alsbald neuer Kampf nach Toscana; er sollte den Uebermuth der Florentiner und der mit ihnen verbundenen Städte strafen. In einem Treffen mit ihrem Hauptmann Ferucci traf ihn eine Büchsenkugel, welche ihn tötete. Das Heer, erbittert durch den Tod des geliebten jugendlichen Feldherrn, erfocht einen glänzenden Sieg, welcher die Stadt Florenz nöthigte, den Alessandro von Medici, Gemahl von Karls natürlicher Tochter Margarethe, als Herrn aufzunehmen. Zum Erben hatte Philibert den Sohn seiner Schwester, Renatus von Nassau, eingesetzt, welcher denn auch über dem Grabe Philiberts als Prinz von Oranien ausgerufen wurde und fortan Titel, Wappen und Devise führte und später mit denen von Nassau vereinigte. Dessen Erbe wurde, als er 1544 bei St. Dizier fiel, sein elfjähriger Vetter Wilhelm, der spätere „Schweiger“; von der Devise „je maintiendrai Chalon“ ließ er das Object weg, und so wurde das einfache je maintiendrai Devise der Oranier.

E. Münch, Geschichte des Hauses Nassau-Oranien, III, S. 235—251. — J. v. Arnoldi, Geschichte der oranien-nassauischen Länder und ihrer Regenten, II, S. 231—239.

F. Otto.

Philicinus: Petrus P., lat. Dramatiker. Geb. 1515 zu Arras, seit 1544 Lehrer zu Binche im Hennegau, wurde daselbst Dechant und starb 1568. Die Comoedia tragica von der „Magdalena evangelica“, die er bereits früher in jambischen Dimetern verfaßt hatte und die nachher von Levin Brecht in die Form einer Komödie gebracht war, erschien 1544 zu Antwerpen, nachdem er durch die Pest aus Binche vertrieben, zu Ham in der Picardie Muße gefunden hatte, sie umzuarbeiten. In fünf Acten schildert er im Charakter des Passionals das Erscheinen der Maria Magdalena mit Maria Salome und Maria Jacobi am Grabe Jesu, ihre Trauer um den Verlust des Herrn, ihre Freude über das Wiedersehen des geliebten Meisters, der ihr in der Gestalt eines Gärtners begegnet. Warme Empfindung, tiefsinniges Gefühl zeichnen den Charakter der Frauen, besonders der Magdalena, aus. Ihre Klagen sind so eindringend, daß sogar die Wächter des Grabes davon ergriffen und in Mitleidenschaft gezogen werden. Dem gegenüber erscheint die Kälte und die Hartherzigkeit, Furcht und Kleinmüthigkeit der Hohenpriester Kaiphas und Hanna sehr wirkungsvoll. Auch Petrus und Johannes sind mit liebevoller Theilnahme für das Schicksal ihres Herrn erfüllt. Christus selbst erscheint in der Glorie des Auferstandenen, mild und sanft, tröstend und stärkend. Am Schluß fügt Levin Brecht ein Jubellied der Magdalena, nachdem den Weinenden Christus am Grabe erschienen ist. P. schrieb ferner einen „Dialogus de immolatione Isaaci“ (Antw. 1544), sowie eine Tragödie von der Esther (Antw. 1564) und gab seines Freundes, des Abtes Ludw. Blosius (Abbas Laubiensis et Broniensis) Werke heraus. Die Quellen nennen ihn einen Mann von großer Heiligkeit des Lebens, gastlichem Sinn, Lauterkeit des Charakters, allen, hoch und niedrig, gleichmäßig theuer.

Andreä, Bibl. Belg. 756. — Foppens, Bibl. Belg. 1002. — Jöcher 3, 1516. — Rotermund 6, 65. — Goedeke 2, 137. H. Holstein.

Philipp, römischer König, als jüngster Sohn Kaiser Friedrichs I. und der burgundischen Beatrix um die Zeit des Friedens von Venedig (August 1177) geboren, am 21. Juni 1208 zu Bamberg ermordet. Von seinem Vater für den geistlichen Stand bestimmt, wurde er von einem kölnischen Geistlichen erzogen; schon 1189 erscheint er als Propst von Aachen. Sein Bruder Heinrich VI. verschaffte ihm 1190 oder 1191 die Erwählung zum Bischofe von Würzburg, und als diese, wahrscheinlich wegen des Altersdefects, nicht aufrecht gehalten werden konnte, ließ er ihn in der Mitte des Jahres 1193 überhaupt in den weltlichen Stand zurücktreten. Wie Philipp schon 1191 den ersten Zug Heinrichs VI. nach Italien mitgemacht hatte, so begleitete er ihn auch 1194 auf dem zweiten, welcher die Eroberung des Normannenreichs Sicilien zur Folge hatte, und wurde im April 1195 von ihm auf dem Reichstage zu Bari mit dem Herzogthum Tuscien und dem Lande der Gräfin Mathilde ausgestattet, also mit Gebieten, in welchen die Ansprüche des Reichs und der Kirche sich kreuzten und Philipp in scharfem Zugreifen unzweifelhaft mehrfach der letzteren zu nahe trat. Er soll als Verletzer des Kirchenguts sogar vom Papst Coelestin III. gebannt worden sein, was er selbst freilich bestritt. Inzwischen hatte sich die Zahl der kaiserlichen Brüder beträchtlich vermindert — Herzog Friedrich von Schwaben war am 20. Januar 1191 gestorben und Herzog Konrad von Rotenburg, der ihm in Schwaben nachfolgte, am 15. August 1196 ermordet worden —; außer dem Pfalzgrafen Otto von Burgund, welcher durch seine Zügellosigkeit sich selbst von allen Zukunftsberechnungen Heinrichs VI. ausschloß, war nur noch Philipp übrig, den dann Heinrich für den Fall seines eigenen Todes sehr früh sich als Vertreter der Hausinteressen und als Vormund des Kaisersohnes Friedrich II. (s. A. D. B. VII, S. 436) gedacht zu haben scheint. Er erhielt nun 1196 auch das erledigte Herzogthum Schwaben und

rechtfertigte sogleich das Vertrauen des Bruders, indem er einen großen Antheil daran hatte, daß der junge Friedrich jetzt schon zum Nachfolger des Vaters erwählt wurde. Er selbst hatte sich schon früher mit Irene, der Tochter des griechischen Kaisers Isaak, welche als Wittwe des sicilischen Roger III. in die Gefangenschaft der Deutschen gerathen war, verlobt: nun als Herzog von Schwaben feierte er zu Pfingsten 1197 auf dem Landtage, den er am Gunzenlech bei Augsburg abhielt, seine Hochzeit mit der Byzantinerin, welche ihren Namen gegen den der heiligen Jungfrau vertauschte, mit „der Rose ohne Dornen, der Taube ohne Galle“, wie Walther von der Vogelweide sie feierte. Zu gleicher Zeit ließ Philipp sich wehrhaft machen. Im September rief aber der Befehl seines Bruders ihn wieder nach Italien, um den Neffen zur Krönung nach Deutschland abzuholen; er war bis Montefiascone gekommen, als die Nachricht vom Tode seines Bruders, des Kaisers (28. September), und die plötzliche von Rom aus genährte Erhebung des Landes gegen die Deutschen ihn zur Heimkehr zwang, die selbst nur mit Gefahr bewerkstelligt werden konnte.

Aber auch in Deutschland lösten sich nach dem Tode Heinrichs VI. alle Bande der Ordnung und die Jugend und Abwesenheit des erwählten Königs ließen bald Zweifel aufkommen, ob ein solches Königthum den Umständen genügen könne, während an anderen Stellen schon die Gültigkeit selbst seiner Wahl bestritten wurde. Philipp trat allerdings zunächst mit allem Nachdrucke für das Recht seines Neffen ein, mußte jedoch bald erkennen, daß die Opposition, deren Leiter der mächtige Erzbischof von Köln, Adolf von Berg war, mit Friedrich das staufische Haus überhaupt von der Krone auszuschließen bestrebt war, und er gab deshalb, im Interesse des Hauses, seine Zustimmung dazu, daß die Freunde desselben, obenan Erzbischof Ludolf von Magdeburg, ihn selbst an die Spitze des Reiches stellten. Am 6. März 1198 zu Ichtershausen zwischen Erfurt und Arnstadt einigten sie sich über seine Wahl, die dann am 8. zu Mühlhausen förmlich vollzogen ward. Doch scheint Philipp, wenigstens anfänglich, sein Königthum nur wie eine Stellvertretung für Friedrich aufgefaßt zu haben.

Adolf von Köln und seine Partei waren weit davon entfernt, sich dieser Wahl zu fügen. Sie hatten schon vorher ihr Augenmerk auf den Herzog Bernhard von Sachsen gerichtet, der jedoch jede Wahl ablehnte und sich vielmehr Philipp anschloß. Dann war mit Richard Löwenherz verhandelt worden wegen der Wahl seines ältesten Neffen, des rheinischen Pfalzgrafen Heinrich von Braunschweig, und, als dessen Rückkehr aus dem heiligen Lande sich verzögerte, mit dem Herzoge Berthold V. von Zähringen, der in der That anfangs auf den Vorschlag einging, dann aber bedenklich wurde und endlich durch Philipps Anerbietungen gänzlich sich von der Opposition trennte. Die Ergebnißlosigkeit dieser Bemühungen scheint bei Philipp den Eindruck gemacht zu haben, als würden seine Gegner, welche er bei energischem Vorgehen damals wohl noch leicht hätte erdrücken können, schließlich in Ermangelung eines anderen Kandidaten sich ihm fügen. Er ließ ihnen so ruhig Zeit, sich anderweitig umzuschauen, und sich endlich auf den jüngeren Brunder des Pfalzgrafen, Otto von Poitou, zu einigen, für den auch die Gunst sprach, in welcher er bei Richard von England stand, und die Erwartung, daß letzterer nicht kargen werde. Um Pfingsten kam Otto nach Lüttich, wurde in Köln festlich empfangen und am 9. Juni dort als erwählter König ausgerufen. Gänzlich auf die Unterstützung seiner Anhänger angewiesen, mußte er sie mit Zugeständnissen nach allen Seiten hin erkaufen; in dieser Weise bemühte er sich auch die Anerkennung des Papstes Innocenz III. zu gewinnen, der allerdings für seine italienischen Bestrebungen bei dem Welfen auf größeres Entgegenkommen rechnen durfte als bei dem Staufer, dem Nachfolger eines Friedrich I. und Heinrich VI.

Unzweifelhaft war Philipp von vornherein seinem Nebenbuhler an Macht überlegen: der ganze Osten, der ganze Süden, im Westen der zusammenhängende Strich von Lüttich, Trier und Lothringen stand ihm zur Verfügung, während Otto nur den Nordwesten auf seiner Seite hatte und seine sonstigen Anhänger, der Bischof von Straßburg, der Pfalzgraf, der thüringische Landgraf, in ihrer Vereinzelung wenig Aussicht hatten, sich gegen die staufische Uebermacht zu behaupten. Aber letztere wurde einigermaßen durch die größere Rührigkeit ausgeglichen, welche Otto entfaltete. Am 10. Juli erzwang er sich den Eintritt in Aachen und konnte sich so am 12. an der rechten Stätte krönen lassen, zwar nur mit nachgemachten Insignien, aber doch durch den Erzbischof von Köln, während Philipp, der allerdings die Reichsinsignien besaß, seine Krönung erst am 8. September, dazu nur in Mainz und nur durch den Erzbischof von Tarentaise in Burgund vornehmen zu lassen im Stande war. So rächte es sich, daß er der treuen Bürgerschaft von Aachen nicht zu Hülfe geeilt war, sondern in derselben Zeit, da diese den Angriffen Otto's noch widerstand, den Bischof von Straßburg heimgesucht hatte, ohne ihn zur Unterwerfung zwingen zu können. Auch ein größerer Feldzug im Herbste an den Niederrhein, zu welchem der in Mainz mit der Königskrone begnadigte Ottokar von Böhmen das Hauptcontingent gestellt hatte, führte zu keinem entscheidenden Ergebnisse. Otto räumte zwar nach einem Kampfe an der Mosel das Feld und zog sich vor Philipps Uebermacht nach Köln zurück, aber Philipp wagte doch keinen Angriff auf diese damals noch nicht einmal mit Mauern umgebene Stadt, deren Einnahme wahrscheinlich den ganzen Bürgerkrieg beendigt haben würde. Sein Rückzug nach Verwüstung des platten Landes ermuthigte den Welfen nun seinerseits zum Angriffe überzugehen: er half dem Thüringer die Reichsstädte seines Bereichs unterwerfen und warf sich dann auf das reiche Goslar, welches in seiner Bedrängniß sich zu ergeben versprach, wenn bis zum 6. Januar kein Entsatz komme. Diesmal war nun Philipp rechtzeitig zur Stelle. Er traf am 5. in Goslar ein und versah es mit genügender Besatzung, aber stand auch hier von einem Angriffe auf Braunschweig ab, wohin Otto zurückgewichen war.

Hatte das Jahr 1198 keine Entscheidung gebracht und zwar hauptsächlich, weil Philipps Stöße der Wucht und Nachhaltigkeit ermangelten, so nahm das Jahr 1199 ein anderes Aussehen an. Philipp versicherte sich zunächst Triers, befestigte seine Stellung am Mittelrhein und raffte sich dann zu einer Reihe größerer Unternehmungen auf, deren Durchführung es spüren läßt, daß dem Könige jetzt der bewährte Feldhauptmann seines Vaters und Bruders, der Reichshofmarschall Heinrich von Kalden, welchen bisher ein Kreuzzug ferngehalten hatte, zur Seite getreten war. Nun wurde im Sommer der Bischof von Straßburg zur Unterwerfung gebracht und der Landgraf von Thüringen durch die Ueberlassung von Nordhausen, Mühlhausen u. A. auf Philipps Seite herübergezogen und dann im September ein neuer Verwüstungszug ins Kölnische unternommen, dem Otto nicht zu wehren wagte. Da dessen Aussichten obendrein durch den Tod Richards von England (6. April) sehr getrübt waren, soll sogar Adolf von Köln, dem er vornehmlich die Krone verdankte, damals schon daran gedacht haben, ihn zu verlassen. In Sachsen aber betrachtete man Ottos Sache als eine verlorene, wie der glänzende Kreis von geistlichen und weltlichen Fürsten, Grafen und Edeln zeigt, welcher mit Philipp das Weihnachtsfest 1199 in Magdeburg feierte. Braunschweig, von wo Otto's Bruder Pfalzgraf Heinrich die staufisch gesinnten Nachbarn gelegentlich mit Einfällen heimsuchte, Köln, der gewöhnliche Aufenthalt Ottos selbst, und der Herzog von Brabant, mit dessen Tochter er sich bei seiner Aachener Krönung verlobt hatte, diese letzten Stützen des Gegenkönigthums niederzuwerfen, war anscheinend keine zu große Aufgabe

für das folgende Jahr, besonders da der neue König von England Johann das reiche Legat, welches Richard seinem Neffen ausgesetzt hatte, zurückhielt und sich in dem Stillstande, welchen er mit Philipps Verbündeten, dem Könige von Frankreich schloß, vielleicht nicht ungern die Bedingung aufnöthigen ließ, an Otto weiter keine Unterstützung zu gewähren. „Seit dem Tode meines Oheims Richard, schrieb Otto dem Papste, seid Ihr mein einziger Trost und Beistand“.

Auch Philipp hatte nicht versäumt, sich mit dem Papste in Verbindung zu setzen; nur daß seine darauf gerichteten Versuche wenig ermuthigend ausfielen. Der Bischof von Sutri war bald nach dem Tode des Kaisers an ihn abgeordnet worden, um die Freilassung der vom Gestorbenen nach Deutschland abgeführten Großen Siciliens zu erwirken, und sie wurde gewährt. Philipp ließ sich durch denselben auch vom Banne lösen, dem er wegen seiner tuscischen Uebergriffe verfallen sein sollte, und bevollmächtigte dann seinerseits den Bischof, welcher nach der Mainzer Krönung zurückreiste, zu Verhandlungen mit dem Papste. Zu solchen kam es indessen gar nicht, da Innocenz den Bischof beschuldigte, mit jener Absolution seine Vollmachten überschritten zu haben, und ihn mit lebenslänglicher Einsperrung strafte. Die Sendung des Straßburger Propstes Friedrich im Jahre 1199 hatte keinen besseren Erfolg. Innocenz bedauerte in seiner Antwort auf dessen Anbringen die Zwietracht des Reiches, betonte aber, daß die Entscheidung derselben der Kirche zustehe, welche das Kaiserthum vom Osten auf den Westen übertragen und die Kaiserkrone zu vergeben habe. In der That hatte Innocenz schon längst nicht blos innerlich für Otto Partei ergriffen, sondern auch in seinen nach Deutschland gerichteten Schriftstücken Wünsche für das Gedeihen desselben ausgedrückt, immer aber doch vermieden, die von Otto und seinen Freunden angestrebte förmliche Anerkennung auszusprechen, weil sie sowohl seinen Endzweck als Schiedsrichter im Thronstreite angenommen zu werden, vereitelt haben würde als auch Gefahren in sich schloß, solange die Angelegenheiten Ottos nicht besser gingen als bisher. Eine weitere Schwierigkeit kam hinzu. Nämlich der Erzbischof von Mainz Konrad von Wittelsbach, welcher zugleich Cardinalbischof der Sabina war, zeigte sich bei einem Besuche, den er im Herbste 1199 auf der Heimreise aus Syrien dem Papste machte, durchaus nicht geneigt, die politischen Pläne desselben zu fördern. Er war wohl wie der Papst gegen Philipps Königthum, aber darum doch nicht für Otto, sondern vielmehr für den 1196 erwählten Friedrich, obwohl das Zurückgreifen auf diesen, welcher päpstlicher Lehnskönig von Sicilien geblieben war, wieder die Personalunion Siciliens mit dem Kaiserreiche verwirklicht haben würde, in der Innocenz die größte Gefahr für die Machtstellung des Papstthums und vor Allem für den durch Gewalt geschaffenen Kirchenstaat erblickte. Indessen die Pacification, wie sie der Wittelsbacher plante und welche die Abdankung beider streitender Könige zur Voraussetzung hatte, scheiterte gleich daran, daß Otto sich auf keine Verhandlung über sein Thronrecht einlassen wollte und der bisher im Uebergewichte gebliebene Philipp natürlich noch weniger zurückzutreten dachte, da der Cardinal natürlich keine Bürgschaft stellen konnte, daß dann das Königthum Friedrichs nicht weiter bestritten werden würde. Als dann Konrad den Vorschlag eines fürstlichen Schiedsgerichts aufbrachte, so ging zwar Otto darauf ein, weil er vom Papste erwartete, daß derselbe die Schiedsrichter zu seinen Gunsten beeinflussen werde; die staufische Partei dagegen, welche sich erst kürzlich zu mannhaftem Einstehen für Philipp verpflichtet hatte und mit einiger Zuversicht auf seinen vollständigen Sieg rechnen durfte, lehnte solches Schiedsgericht rundweg ab. Konrad erreichte mit seinen Friedensbemühungen nur das Eine, daß wenigstens für das Rheinland ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde, bei dem sowohl Otto als Philipp ihre Rechnung zu

finden glaubten. Der Abschluß dieser von Konrad von Wittelsbach angeregten Verhandlungen wird die Gesammterklärung der staufisch gesinnten Fürsten und Magnaten aus Speier vom 28. Mai, wie ich anzunehmen Grund habe, des Jahres 1200 sein, deren Bedeutsamkeit jedoch nicht verringert wird, wenn sie schon 1199, wie von anderer Seite gemeint wird, an den Papst gerichtet sein sollte. Jene, welche die große Mehrheit der Reichsstände in sich verkörperten, bezeugen hier die Rechtmäßigkeit der Wahl Philipps, versichern die Rechte der Kirche achten zu wollen, aber warnen auch den Papst, mit deutlichem Hinblicke auf seine Besitznahme der mittelitalischen Reichsländer, seine Hand nach Rechten des Reiches auszustrecken, und sie kündigen endlich an, daß sie demnächst mit aller Macht nach Rom ziehen werden, um ihrem Erwählten die Kaiserkrone zu verschaffen. Wenn die Anhänger Philipps dann außerdem sehr entschieden sich zu Gunsten Markwards von Anweiler aussprachen, der durch Innocenz aus seinen von Heinrich VI. ihm verliehenen Reichslehen in Mittelitalien verdrängt worden war und eben damals des Papstes Vormundschaft über den jungen Friedrich von Sicilien mit den Waffen in der Hand bekämpfte, so ist es klar, daß Innocenz, wenn er auch noch unparteiisch dem deutschen Thronstreite gegenübergestanden hätte, unmöglich auf Philipps Seite seine Rechnung finden konnte. Seine Antwort auf die Erklärung von Speier, er wisse, wem die apostolische Gunst zuzuwenden sei und er werde von sich aus den rechtmäßig erwählten König zur Kaiserkrönung berufen, war eine unzweideutige Absage an Philipp und dessen Freunde, und noch deutlicher sprach er in der Beglaubigung eines im Sommer 1200 nach Deutschland entsendeten Boten davon, daß die Wahl „des einen“ der streitenden Könige, nämlich Philipps, von vornherein ungültig sei, weil er durch Annahme derselben an Friedrich eidbrüchig geworden und überdies zur Zeit der Wahl sich im Banne befunden habe.

Innocenz scheint mit derartigen Aeußerungen einen Druck auf das durch Konrad von Mainz angeregte fürstliche Schiedsgericht beabsichtigt zu haben, von dem er freilich noch nicht wissen konnte, daß es überhaupt nicht zu Stande gekommen war. Trotzdem war die unverkennbare Parteinahme der obersten kirchlichen Autorität für den Welfen ein entschiedener Nachtheil für Philipp und sie fiel um so schwerer ins Gewicht, als seine Unternehmungen im Jahre 1200 nicht von Erfolg begleitet waren. Sein mit großen Zurüstungen unternommener sommerlicher Feldzug gegen Braunschweig, welches Otto's Bruder vertheidigte, scheiterte vollständig. Dann starb Konrad von Mainz am 20. October 1200 und Philipp setzte zwar durch, daß dort von der Mehrheit der Wahlberechtigten der ihm persönlich zugethane Bischof von Worms Lupold von Scheinfeld erwählt wurde. Aber die Minderheit, welche sich vor ihm nach Bingen zurückgezogen hatte, ließ sich nicht einschüchtern: sie wählte den Dompropst Sigfried von Eppenstein und, kaum hatte Philipp diesen Gegenden den Rücken gewandt, so erschien Sigfrid mit Ottos Hülfe vor Mainz, bemächtigte sich der Stadt und gab so dem Welfen einen wichtigen Stützpunkt für weitere Vorstöße gegen den staufischen Süden. Die Fürsten, welche von Otto zu Philipp übergegangen waren, sahen sich mit Kirchenstrafen bedroht und des letzteren Anhang im Osten litt unter dem Streite, in welchen Ottokar von Böhmen mit Dietrich von Meißen gerathen war, dadurch daß er Adela von Meißen verstoßen und sich mit Konstanze von Ungarn vermählt hatte. In jeder Beziehung also hatte Philipps Stellung sich verschlechtert, und im letzten Grunde hauptsächlich darum, weil die durch Konrad von Mainz aufgebrachten Verhandlungen die rechtzeitige Ausnützung der früher gewonnenen Vortheile verhindert hatten.

Diese Sachlage ermuthigte den Papst einen Schritt weiter zu gehen. Am 5. Januar 1201 zeigte er den deutschen Fürsten an, daß er zwei Cardinal-

bischöfe Guido von Praeneste und Octavian von Ostia mit dem Auftrage nach Deutschland senden werde, die Fürsten zu bestimmen, daß sie ihre Stimmen auf einen solchen vereinigten, welchem die Kaiserkrönung zu Theil werden könne, oder sich der päpstlichen Entscheidung unterwürfen. Bevor indessen noch diese Legation in Wirksamkeit trat, bestimmten Nachrichten über Ottos weitere Erfolge am Oberrhein den Papst, auf die doch sehr zweifelhafte Unterwerfung der Fürsten unter seinen Schiedsspruch zu verzichten und am 1. März einfach von sich aus den Welfen als König anzuerkennen, Philipp aber und seinen Anhang zu bannen. Es kann nun hier nicht ausgeführt werden, wie Innocenz nach diesem Entschlusse alle Hebel in und außerhalb Deutschlands ansetzte, seinem Schützlinge zum Siege zu verhelfen, der obendrein am 8. Juni die vom Papste in Italien geschaffene Ordnung rückhaltslos anerkannte und auch durch andere Zugeständnisse sich dankbar erwies. Am 3. Juli verkündete der Legat Guido — Octavian fand in Frankreich Beschäftigung — zu Köln die päpstliche Entscheidung und offen und insgeheim wurde nun daran gearbeitet, ihr Achtung zu verschaffen, vor Allem bei den deutschen Bischöfen, welche in ihrer großen Mehrheit bis dahin zu Philipp gehalten hatten. Der große Reichstag zu Bamberg, welchen Philipp im September abhielt, die glänzende Schaar linksrheinischer und burgundischer Großen, welche sich bei ihm zu Hagenau im December versammelte, und der Tag zu Halle im Januar 1202, auf welchem ein Protest gegen das Verfahren des Legaten vereinbart und eine Abordnung an Innocenz beschlossen wurde, — Versammlungen, auf welchen gerade die geistlichen Fürsten zahlreich vertreten waren — könnten den Glauben erwecken, daß sie nicht daran dachten, ihre bisherige Haltung aufzugeben. Aber wir wissen aus der Correspondenz des Papstes, daß viele von ihnen schon im Geheimen mit der Gegenpartei in Beziehung getreten waren und nur auf eine Erstarkung der Macht Otto's warteten, um zu demselben überzugehen. Auch jetzt wieder war die größere Rührigkeit auf Seiten Otto's und man muß ihm das Zeugniß geben, daß er es verstand, aus der glücklichen Wendung, welche das Eintreten der obersten kirchlichen Autorität für sein Königthum bedeutete, Nutzen zu ziehen. Mit Hilfe derselben fesselte er den schon unsicher gewordenen Nordwesten wieder an sich, machte den schwer zu befriedigenden Erzbischof von Köln durch ein Bündniß mit der mächtigen Bürgerschaft dieser Stadt unschädlich, gewann die Unterstützung der Dänen, welche mit Benutzung des Thronstreits bis zu Ende 1201 Holstein erobert hatten, gegen Philipps Anhänger im Norden, von denen die wichtigsten, wie der Erzbischof von Bremen noch im Laufe des Jahres 1202 zur Unterwerfung gebracht wurden, und hatte endlich die Genugthuung, daß sein Oheim Johann von England, von dem er bisher gänzlich vernachlässigt worden war, jetzt da er wieder mit Frankreich Krieg zu führen hatte, die Verbindung mit ihm suchte, ein Schutz- und Trutzbündniß abschloß und ihm einiger Maßen mit Geld zu Hülfe kam. Philipp aber hat, während Otto handelte, in auffallender Unthätigkeit verharrt und erst dann sich aufgerafft, als es fast schon zu spät war, als eine Verschwörung des Bischofs Konrad von Würzburg, des Landgrafen Hermann von Thüringen und des Böhmenkönigs ihn aus Mitteldeutschland zu verdrängen drohte.

Ottokar von Böhmen bedurfte wegen seines Ehehandels der Geneigtheit des Papstes, welche nur durch Anschluß an den Schützling desselben zu gewinnen war. Hermann von Thüringen mochte sich für seinen Abfall von Otto nicht genügend belohnt und größere Vortheile durch den Rücktritt zu Otto einzuheimsen glauben. Konrad von Würzburg aber, Philipps Kanzler, scheint schon 1201, als Innocenz ihm die Annahme des früher abgesprochenen Würzburger Bisthums gestattete, sich dem Papste verkauft zu haben, und wenn er trotzdem bis in den September 1202 hinein sich im Vertrauen Philipps erhielt, so zeugt

das nur von der Geschicklichkeit, mit welcher die welfisch-päpstliche Agitation das staufische Königthum untergrub. Erst Konrads Zusammenkünfte mit dem Landgrafen, der schon durch Befehdung des von Philipp anerkannten Erzbischofs Lupold seine wahre Gesinnung verrieth, öffneten dem Könige die Augen: im November sammelte er das schwäbische Aufgebot gegen Würzburg. Als er dort anlangte, war Konrad aber schon durch Dienstmannen aus dem Hause Ravensburg ermordet. Es ist begreiflich, daß dieser dem Interesse des Königs höchst gelegen kommende Todesfall hier und da den Verdacht erweckt hat, daß Philipp demselben nicht fern gestanden haben mag, und der Umstand, daß von seiner Seite keine Verfolgung der Mörder statt hatte, war nur zu sehr geeignet, solchen Verdacht zu nähren, der jedoch vor der Thatsache weichen muß, daß selbst Innocenz, welcher alles daran setzte den politischen Gegner zu vernichten, von diesem Verdachte keinen Gebrauch machte. An Konrads Stelle trat in Würzburg ein der Sache Philipps ergebener Mann.

Der Schlag gegen Thüringen und Böhmen mußte auf das nächste Jahr verschoben werden. Im Juni 1203 brach Philipp in Thüringen ein und verwüstete das Land so, daß der Landgraf einen Stillstand erbat. Philipp bewilligte ihn, aber nun kamen Hermanns Verbündete herbei, Pfalzgraf Heinrich von Braunschweig und Ottokar von Böhmen mit einem gewaltigen Heere, zu welchem auf Antrieb des Papstes auch Ungarn einen Schwarm der wilden Polowzen, geschickt hatte. Da vermochte Philipp vor der Uebermacht das Feld nicht mehr zu behaupten: er zog sich erst nach Erfurt, dann nach Meißen zurück und konnte es nicht hindern, daß Otto, der nun selbst nach Thüringen kam, Merseburg eroberte, mit Hülfe der Böhmen die südlichen Theile des Erzbisthums Magdeburg, später auch das Halberstädtische verwüstete. Erst als Otto nach Braunschweig und die Böhmen, von denen das befreundete Thüringen noch mehr zu leiden gehabt hatte als von den Staufischen, nach Hause gezogen war, konnte Philipp sich den Rückweg durch Thüringen bahnen. Der Feldzug war für ihn gänzlich verloren, die Verbindung mit seinen Anhängern im Nordosten durchbrochen.

Philipp scheint übrigens schon zu der Zeit, als die Untreue des Würzburger Bischofs sich enthüllte, zu der Ueberzeugung gekommen zu sein, daß er sich gegen den Willen des Papstes nicht werde halten können. Durch einen Mönch von Salem ließ er die ersten Eröffnungen an Innocenz gelangen, der seinerseits dann den Prior der Camaldulenser Martin veranlaßte, scheinbar aus eigenem Antriebe zu Philipp zu gehen. Das Ergebniß der so angeknüpften Verhandlungen war (etwa im Mai 1203) eine Urkunde, in welcher Philipp sich allerdings zu bedeutenden Zugeständnissen an den Papst herbeiließ. Er versprach Genugthuung für die aus der Zeit seiner Verwaltung Tusciens herrührenden Beschwerden, einen Kreuzzug, Mitwirkung zur Unterwerfung der griechischen Kirche, falls Gott ihm oder seinem Schwager Alexios das griechische Kaiserthum verleihe, Preisgabe des Spolienrechts, völlige Freiheit der kirchlichen Wahlen, Einschränkung der Klostervögte und ein Reichsgesetz, daß der Gebannte auch der weltlichen Acht verfalle. Alles Dinge, die unzweifelhaft den Beifall des Papstes hatten, aber da sie zum Theil auch sonst sich erreichen ließen, zum Theil auch schon von Otto zugestanden waren, doch nicht im Stande waren, den Papst für Philipp zu gewinnen und um so weniger, da dieser mit keinem Worte auf eine Anerkennung des von Innocenz geschaffenen Kirchenstaates anspielte, der doch von Otto schon anerkannt war. Bot Philipp außerdem die Hand einer seiner Töchter für einen Neffen des Papstes, so hatte auch ein solches Angebot wenig Verlockendes, als nach dem Mißlingen des thüringischen Feldzuges sein Niedergang entschieden zu sein schien. Diese Verhand-

lungen, für welche Innocenz nachträglich den Vermittler verantwortlich machte, waren am Ende doch nur ein Beweis, daß Philipp selbst kein rechtes Vertrauen mehr auf den Sieg seiner Sache hatte, und wenn er nicht, wie hätten seine Anhänger ein solches haben sollen? Die zu ihm haltenden Bischöfe wurden allmählich mürbe. Durch päpstliche Agenten bearbeitet, in Processe bei der Curie verwickelt, deren Entscheidung sich ganz nach ihrem politischen Verhalten richtete, in ihrem Gewissen durch den Bann bedrückt, haben sie sich immer mehr zu dem Gelöbniß verstanden, dem Papste auch in der Reichsangelegenheit gehorsamen zu wollen. Es ist wahr, die meisten derselben haben es auch mit diesem Gelöbnisse nicht allzuernst genommen und ihre Sympathien blieben nach wie vor Philipp zugekehrt; aber sie zu bethätigen wurde doppelt gefährlich, als das Kriegsglück dem Könige ihrer Wahl den Rücken wandte und die Zukunft dem Könige von des Papstes Gnaden zu gehören schien. Otto berichtete am Ende des Jahres 1203 dem Papste, daß im nächsten Jahre ein Feldzug nach Schwaben der Sache des Staufers den Todesstoß versetzen werde; er versprach schon seinem Oheime, ihm gegen Frankreich zu Hülfe zu ziehen. Er war auf seiner Höhe angelangt: von hier ging es reißend abwärts.

Mochte Philipps Anhang auch ins Schwanken gerathen sein, er verfügte doch vermöge seines Hausgutes über bedeutende Machtmittel, während der Welfe ohne die Unterstützung seiner Anhänger so gut wie Nichts war. Sein Bruder war der erste, der ihn verließ, ohne Zweifel zunächst, um durch den Uebertritt zu Philipp die rheinische Pfalzgrafschaft zurückzuerhalten, für deren Verlust wohl eine Entschädigung aus dem welfischen Erbgute möglich gewesen wäre, aber von Otto verweigert worden war. Der Pfalzgraf nahm dann sogleich an Philipps zweitem Feldzuge gegen Thüringen (Juli 1204) Theil, bei welchem der Landgraf gleichzeitig von allen Seiten angegriffen wurde und sich in Weißensee einschließen mußte, bis die böhmische Hülfe herankommen konnte. König Ottokar ließ allerdings auch diesmal nicht auf sich warten, wagte aber, weil er die Ueberlegenheit des Reichsheeres erkannte, keine Schlacht, sondern zog bald wieder nach Böhmen zurück. Da blieb dem Landgrafen nichts übrig, als Philipps Gnade anzurufen (17. September): er konnte froh sein, daß er mit dem Verlust des für seine erste Unterwerfung überlassenen Reichsgutes davon kam, und seinem Beispiele folgte nun auch der Böhmenkönig. Dieser mußte sich zu einer bedeutenden Zahlung an den König und zur Aufnahme der verstoßenen Adela verstehen, ohne welche zwischen ihm und den Wettinern kein Frieden sein konnte.

Während Philipp so seine Stellung in Mitteldeutschland befestigte, bereitete sich auch im eigensten Bereiche Otto's, im Nordwesten, ein Umschwung zu seinen Gunsten vor. Durch den holländischen Erbfolgestreit ging die von dem päpstlichen Legaten mühsam zusammengekittete Einigung der niederländischen Großen auf das welfische Königthum in die Brüche. Adolf von Köln, dem Otto seine Erhebung verdankte, sah sich von ihm zur Seite geschoben, und der Herzog Heinrich von Brabant, mit dessen Tochter Otto sich verlobt hatte, mußte einen Angriff des mit Philipp befreundeten Frankreich befürchten, gegen welchen weder die eben in dieser Zeit vollständig besiegten Engländer noch Otto ihn zu schützen vermochten. Diese beiden Fürsten waren schon im Sommer, während Philipp noch in Thüringen zu thun hatte, zum Uebertritte entschlossen und sie vollzogen ihn, allen Warnungen und Drohungen des Papstes zum Trotz, am 12. November zu Koblenz, indem sie dem Staufer Treue schwuren und sich von ihm belehnen ließen. Nun konnte Philipp, dessen Krönung unter Anderm auch darum von Innocenz bemäkelt worden war, weil sie nicht an rechter Stelle und von dem rechten Erzbischofe vollzogen sei, dies wettmachen. Am 6. Januar 1205 wurde er und seine Gemahlin Maria durch

Adolf im Aachener Dome gekrönt. Von da an hat Otto sein Schicksal nicht mehr zu wenden vermocht, obwohl die Unterstützung des Papstes ihm noch zur Seite blieb und in Köln eine Neuwahl bewirkte, durch welche an Stelle des für seinen Abfall abgesetzten Adolf am 25. Juli der bisherige Propst von Bonn, Bruno von Sain, an die Spitze des Erzbisthums trat. Indessen Adolf wich nicht und die kölnische Landschaft hielt unter dem Einflusse seiner mächtigen Familie, der Grafen von Berg, im Allgemeinen zu ihm, so daß Bruno hauptsächlich auf die durch die päpstliche Agitation ganz fanatisirte Bürgerschaft von Köln beschränkt blieb und die Stellung des Welfen durch seine Einsetzung keineswegs verbessert wurde. Auch für ihn hing alles davon ab, wie lange Köln ihm treu sein werde. Ein größerer Feldzug Philipps gegen diese Stadt im September 1205, die fünftägige Berennung derselben, die schwere Verwundung Ottos bei einem Ausfalle vermochten allerdings die Treue der Bürger noch nicht zu erschüttern; aber da die nähere Umgebung grenzenlos verheert war, die Burgen im Umkreise in der Hand der Staufischen waren und die Zufuhr den Rhein aufwärts sehr erschwert wurde, als Philipp auch Neuß besetzte, war der Anfang vom Ende unstreitig gekommen und es macht der Ausdauer der Bürger alle Ehre, daß sie trotzdem das Ende hinauszuzögern wußten. Sie befanden sich in ähnlicher Lage wie im Osten das staufische Goslar, welches von welfischen Burgen umschlossen, allmählich herunterkam und endlich von Ottos Truchseß Gunzelin von Wolfenbüttel am 8. Juni 1206 erstürmt ward.

Das war der letzte Erfolg, welchen Otto im Bürgerkriege gegen Philipp zu verzeichnen hatte. Als Philipp im Sommer 1206 wiederum am Niederrhein erschien, wurde Otto am 27. Juli bei Wassenberg an der Roer vollständig geschlagen. Bruno wurde gefangen, Otto selbst entkam schwer verwundet nach Köln. Ein Versuch Philipps, in einer persönlichen Zusammenkunft mit dem nah verwandten Gegner, diesen zum Rücktritte zu bestimmen, führte zu Nichts, da so lange Köln sich hielt, auch er sich halten und auf irgend eine günstige Wendung seines Geschicks vom Papste, von England, von Dänemark her oder sonst irgendwoher warten konnte. Aber bald zeigte es sich, daß Köln selbst der Macht der Thatsachen sich fügen mußte. Am 11. November schloß es mit Philipp einen Vertrag über seine Uebergabe und die Bedeutung dieses Vertrags wird dadurch nicht abgeschwächt, daß die Bürger sich die Verschiebung der Huldigung bis zum März ausbedingten, wahrscheinlich weil sie darauf rechneten, daß auch Innocenz sich inzwischen von der Unmöglichkeit weiteren Widerstands gegen das staufische Königthum überzeugen und die dem Welfen geleisteten Eide lösen werde. Als das nicht geschah, haben sie sich auch um den Papst nicht weiter gekümmert und, nachdem Otto nach dem Braunschweigischen entwichen war, Philipp gehuldigt und ihn bei seinem Einzuge am 21. April 1207 mit allen erdenklichen Ehren begrüßt. Mit der Einnahme dieser Stadt, in welcher das welfische Gegenkönigthum geboren worden, war der Bürgerkrieg thatsächlich beendet; Otto auf einen Theil der welfischen Erblande beschränkt, konnte wohl kaum noch lange sein Recht auf die Krone vertheidigen, obgleich nun Waldemar II. von Dänemark, gekränkt über die durch Philipp im April vollzogene Aufnahme der deutschen Kolonie an der Düna ins Reich, einige Truppen nach Braunschweig schickte und Johann von England in letzter Stunde, als sein Neffe selbst zu ihm herüberkam, sich zu weiteren Hülfsgeldern an ihn entschloß. Auch Innocenz gab den Welfen jetzt verloren.

Innocenz hat sich begreiflicher Weise nicht leicht in die seit dem Jahre 1204 ganz veränderte Sachlage hineingefunden, deren Rückwirkung auf Italien so ganz seinen Wünschen entgegen sein mußte. Hatte doch Philipp selbst in der Zeit seiner größten Bedrängniß bei den im Sommer 1203 geführten Verhandlungen

durchaus keine Geneigtheit gezeigt, auf die Rechte des Reichs an den vom Papste annectirten Provinzen Ancona, Spoleto und anderen zu verzichten, vielmehr gleich nach dem Abbruche jener Verhandlungen den Bischof Lupold von Worms nach Italien gesandt, um diese Rechte nachdrücklichst zur Geltung zu bringen. Bischof Lupold, dessen Wahl zum Mainzer Erzbischofe von Innocenz verworfen, dessen Beharren auf dieser Wahl mit Bann und Absetzung gestraft worden war, ohne daß er sich darum kümmerte, hat offenbar sowohl mit ziemlichem Behagen als auch mit Erfolg an der Erschütterung und Beseitigung der päpstlichen Herrschaft im Kirchenstaate gearbeitet. Die Ueberlegenheit Philipps machte sich also im Laufe der Jahre 1204 und 1205, welche seinen Sieg für Deutschland entschieden, auch in Italien fühlbar und er durfte mit Recht erwarten, daß etwaige Anträge von seiner Seite jetzt nicht mehr von Innocenz kurzer Hand zurückgewiesen werden würden, besonders da er mit der Zurückberufung Lupolds, der geradezu verletzend gegen jenen aufgetreten war, deutlich bekundete, daß es ihm ernstlich um Frieden zu thun war. So kam es zwischen ihnen im Sommer 1206 zu neuen Verhandlungen, zu welchen Innocenz den Patriarchen Wolfger von Aquileja und wieder den Camaldulenser Martin benutzte, und in Folge deren dann Philipp ein ausführliches Schreiben an den Papst richtete, mit einer wahrheitsgemäßen Darstellung seiner Wahl und des bisherigen Verlaufs des Thronstreits und mit bestimmten Anerbietungen, welche als Basis einer weiteren Annäherung dienen sollten. Innocenz nahm nun allerdings des Königs Versicherungen seiner Ergebenheit wohlgefällig auf, aber dessen Anerbietungen schienen ihm doch nicht ausreichend und die Preisgebung Otto's nicht aufwiegend; er hoffte auch wohl noch auf irgend einen Umschwung zu Gunsten des letzteren und ließ deshalb dem Staufer vorschlagen, er möge mit Otto auf ein Jahr Stillstand schließen, während dessen er, der Papst Gelegenheit finden werde, dem Reiche in heilsamer Weise Frieden zu schaffen. Er wollte offenbar Zeit gewinnen.

Aber die Schlacht bei Wassenberg, Otto's Flucht aus Köln und der Uebertritt dieser Hochburg des welfischen Königthums zu Philipp bewiesen, daß mit Otto nicht mehr zu rechnen war und daß es nur noch darauf ankommen konnte, die nun doch unvermeidlich gewordene Auseinandersetzung mit Philipp möglichst vortheilhaft für die Curie zu gestalten. Eine solche zu finden, ward die Aufgabe der beiden Legaten, des Bischofs Hugo von Ostia (des späteren Papstes Gregor IX.) und des Cardinalpresbyters Leo von S. Croce, welche im August 1207 auf einer großen Reichsversammlung in Worms Philipp zunächst vom Banne lösten. Auf ihr Verlangen, den gegen Braunschweig vorbereiteten Feldzug auszusetzen, konnte dieser um so leichter eingehen, als die Legaten ihrerseits es übernahmen, Otto zur Aufgabe seiner Krone zu bewegen. Das vermochten sie nun allerdings nicht und ebensowenig haben die überaus günstigen Angebote Philipps, der im September zwei Mal von Quedlinburg aus mit Otto zusammentraf, dessen Starrsinn erschüttert. Wenn trotzdem Philipp auf einen Stillstand bis zum Johannistage des nächsten Jahres einging, während er doch unzweifelhaft die Macht besaß, die Sache zu Ende zu führen, so war dieses Eingehen auf die Wünsche des Papstes wohl geeignet, diesen in der Hoffnung zu bestärken, daß ihm schließlich sogar das von jeher angestrebte Schiedsrichteramt im Thronstreite zugestanden werden würde. In der That, das innerhalb der staufischen Partei vorhandene Friedensbedürfniß, die Sehnsucht nach friedlicher Beendigung des Thronstreites, welche bei Otto's Eigensinn nur mittels des Papstes erreicht werden zu können schien, führten dazu, daß auf dem Reichstage zu Augsburg (30. Nov.) das päpstliche Schiedsgericht angenommen wurde, dem später dann auch Otto zustimmte. Und auch in anderen Beziehungen gab Philipp nach. Er entließ den bei Wassenberg gefangenen Bruno von Köln aus der Haft,

wogegen dann Adolf von Köln durch die Legaten vom Banne befreit wurde; er widerrief die Belehnung Lupolds mit den Mainzer Regalien und veranlaßte denselben, auf alle aus seiner Mainzer Wahl stammenden Rechte zu verzichten, um durch solche Gefügigkeit sich vielleicht noch sein altes, ihm vom Papste abgesprochenes Bisthum Worms zu retten. Darnach war nicht mehr zweifelhaft, daß die Entscheidung des Streites um Mainz und Köln auf die förmliche Anerkennung dort Sigfrids von Eppenstein und hier Brunos von Sain hinauslaufen werde, und das Bemühen des Königs konnte nur noch darauf gerichtet sein, für die um seinetwillen aus jenen Erzbisthümern zu Entfernenden möglichst günstige Bedingungen beim Papste zu erwirken, der sich denn auch darin nicht schwierig zeigte.

Verhandlungen zu Rom, welche etwa seit dem März 1208 Wolfger von Aquileja an der Spitze einer königlichen Gesandtschaft unmittelbar mit dem Papste führte, vollendeten das Friedenswerk. Ob es noch zu einem förmlichen Schiedsspruche des letzteren gekommen ist, wissen wir nicht; aber indem Innocenz versprach, wenn Philipp nach Italien komme, werde er ihm die Kaiserkrönung nicht versagen, erkannte er ihn als den rechtmäßigen König Deutschlands an. Stand Philipp ferner, wie es scheint, von seinen früheren Versuchen, in dem päpstlichen Lehnskönigthum seines Neffen Friedrich einen leitenden Einfluß zu üben, jetzt endgültig ab, so hat umgekehrt nach der glaubwürdigen Mittheilung der Ursperger Chronik Innocenz bei jenen römischen Verhandlungen die schließlich doch nur zu Unrecht besessenen mittelitalischen Reichslande, also den größten Theil seines neuen Kirchenstaates, wieder fahren lassen. Der Frieden zwischen ihnen war so vollständig als möglich und zur Befestigung desselben sollte eine Tochter Philipps mit einem Neffen des Papstes vermählt und der letztere dann mit Philipps eigenem Herzogthume Tuscien belehnt werden. Philipp hatte in Allem nachgegeben, nur nicht in Bezug auf sein Königthum und die Rechte des Reichs, wie umgekehrt Innocenz, als die Durchsetzung seiner kirchlichen Autorität nicht mehr in Frage gestellt war, in eine Einschränkung der früher von ihm unentbehrlich erachteten weltlichen Machtmittel des Papstthums willigen zu können glaubte.

Zur Entschädigung Otto's dürfte wieder, wie bei den Quedlinburger Verhandlungen, seine Verheirathung mit einer Tochter Philipps und seine Nachfolge im Reich in Aussicht genommen worden sein und die Cardinäle Hugo und Leo wurden wieder nach Deutschland abgeordnet, um ihn zur Fügsamkeit in das jetzt noch mehr als im vorigen Jahre Unvermeidliche zu bestimmen. Sie waren am 30. Juni bis nach Mantua gekommen, als sie hier die Nachricht traf, daß König Philipp, dem jener den Platz räumen sollte, nicht mehr unter den Lebenden weilte. Philipp hatte seit Beginn des Frühlings im Hinblick auf den Ablauf des Stillstandes und auf Otto's Starrköpfigkeit überaus stark gerüstet. Von allen Seiten setzten sich bedeutende Truppenmassen gegen Braunschweig in Bewegung, wo Otto nur noch hoffen konnte, in ehrenvollem Widerstande, aber doch als König zu fallen. Philipp selbst feierte auf dem Wege nach Norden am 21. Juni in Bamberg die Hochzeit seiner Nichte Beatrix, der Erbin des im Jahre 1200 verstorbenen Pfalzgrafen Otto von Burgund, mit dem ihm immer getreuen Herzoge Otto von Meran. Am Nachmittage dieses Tages, als der König im bischöflichen Palaste ausruhte, drang Pfalzgraf Otto von Wittelsbach ins Gemach und tödtete ihn durch einen Schwertstreich in den Hals. Der Verbrecher, ein an sich zu Gewaltthaten geneigter Mann, scheint dadurch gereizt gewesen zu sein, daß der König die Verlobung einer seiner Töchter mit ihm rückgängig gemacht hatte, wahrscheinlich um sie lieber mit dem Neffen des Papstes zu verbinden. Es gelang ihm für den Augenblick zu entfliehen; aber von Otto IV., welchen

der Tod Philipps nicht nur von aller Noth befreite, sondern in Kurzem auch an die Spitze des Reiches brachte, wurde er geächtet und Philipps Getreuer, der Marschall Heinrich von Kalden ruhte nicht, bis er die Acht an dem Mörder vollstreckt hatte. Hat man als Mitwisser der That den Bischof Ekbert von Bamberg und den Markgrafen Heinrich von Istrien, seinen Bruder, aus dem Hause Andechs oder Meran beschuldigt, so scheint der gegen sie rege gewordene Verdacht doch nur auf einem Zusammentreffen zufälliger Umstände zu beruhen und nur deshalb aufgebauscht worden zu sein, weil es Leute gab, welche wie der Herzog Ludwig von Baiern aus ihrem Verderben Nutzen zu ziehen gedachten.

Philipp hat ein gutes Andenken hinterlassen: ein „süßer junger Mann“, wie ihn Walther von der Vogelweide nennt, wird er selbst von seinen Gegnern gelobt. An Körperkraft und Größe dem Welfen nicht gewachsen, kam er ihm an Tapferkeit gleich und er übertraf ihn in der staatsmännischen Fähigkeit, mit den Umständen zu rechnen. Ist am Anfange des Thronstreits eine gewisse Unentschlossenheit ihm hinderlich gewesen, so wurde er im Laufe der Jahre und besonders durch die trüben Erfahrungen von 1202 und 1203 doch thatkräftiger und zielbewußter. Der Bürgerkrieg und die allmähliche Erschöpfung seiner Mittel durch denselben brachte es mit sich, daß er Rechte und Güter des Reichs wie seines Hauses nicht schonen durfte, wenn es sich darum handelte, Anhänger zu gewinnen oder zu fesseln, obwohl es übertrieben ist, wenn die Ursperger Chronik ihm zuletzt nur wenig übrig bleiben läßt. Auch die Geistlichkeit seines Bereichs mußte stark herangezogen werden, und es spricht vielleicht am Meisten für seine Persönlichkeit und seine Sache, daß trotzdem ihm aus ihren Reihen fast überschwängliche Lobeserhebungen zu Theil wurden. Alles in Allem war sein Tod ein schweres Unglück für Deutschland und nicht blos deshalb, weil eine gräuliche Anarchie die unmittelbare Folge desselben war.

Philipps Gemahlin, die Byzantinerin Irene-Maria, starb schon am 27. August auf der Burg Staufen in einem verfrühten Wochenbette. Von ihren Töchtern — Söhne hatte sie nicht geboren — war die älteste Beatrix wohl zur Braut Ottos IV. bestimmt, für den Fall, daß er sich auf den Frieden einließ, wie denn Otto in der That sich nach dem Tode Philipps mit ihr verlobte und 1212 verheirathete; sie starb kurz darauf. Eine andere Tochter Philipps Maria wurde 1207 mit dem eben geborenen Sohne des Herzogs von Brabant verlobt und starb 1235 als Gemahlin dieses Heinrich II. Eine dritte — die Altersfolge ist nicht sicher —, genannt Kunigund, wurde ebenfalls 1207 die Braut des zweijährigen Wenzel, Sohnes Ottokars I. von Böhmen und starb 1248: sie ward die Mutter Ottokars II. Die vierte Tochter Philipps, welche wie die älteste Beatrix hieß, ist doch wohl die, welche ursprünglich dem Wittelsbacher verlobt und dann dem Neffen des Papstes bestimmt war. Sie kam mit ihrer ältesten Schwester unter die Vormundschaft und Obhut Ottos IV. und nach dessen Tod in die Gewalt seines Bruders Heinrich von Braunschweig. Durch ihren Vetter, König Friedrich II., 1219 mit dem Könige Ferdinand III. von Castilien verheirathet, wurde sie die Mutter des späteren römischen Königs Alfons X. von Castilien.

Vgl. Böhmer, Regesta imperii V. 1198—1272, neu bearbeitet von J. Ficker. 1. Abth. Innsbruck 1881 und von Darstellungen (vgl. auch die Literatur bei Otto IV.) Abel, Kg. Philipp der Hohenstaufe. Berlin 1852. — Frz. Wieser, Die Bannung Philipps. Programm von Brünn 1872. — Niederländer, De Philippi Staufensis interitu eiusque causis. Programm von Münstereifel 1872. — Winkelmann, Philipp von Schwaben und

Otto IV. von Braunschweig. I. Band. König Philipp 1197—1208. Leipzig 1873. — Schwemer, Innocenz III. und die deutsche Kirche während des Thronstreites von 1198—1208. Straßburg 1882. — Philipps Antheil am vierten Kreuzzug ist viel behandelt worden. Meine Auffassung, daß Philipp dem Zuge im Interesse der Dynastie Angelos die entscheidende Wendung gegen Konstantinopel gegeben, wurde unterstützt und weiter ausgeführt vom Grafen P. Riant, Innocent III., Philippe de Souabe et Boniface de Montferrat. Paris 1875; Le changement de direction de la 4. croisade. Paris 1878; bekämpft aber unter anderen von L. Streit, Venedig und die Wendung des 4. Kreuzzuges. Anklam 1877, der die Venetianer, und von Tessier, Quatrième croisade. La diversion sur Zara et Constantinople. Paris 1885, der den Zufall verantwortlich macht. Winkelmann.

Philipp der Schöne, Erzherzog von Oesterreich, König von Castilien. P. war der Sohn des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich (sp. deutschen Kaisers Max I.) und der Maria von Burgund, geboren am 22. Juli 1478 in Brügge. Nach dem frühen Tode seiner Mutter (27. März 1482) ging die Erbschaft der burgundischen Niederlande auf den dreijährigen Knaben über; für den Sohn unternahm es der Vater, Maximilian, die Vormundschaft und Regentschaft zu führen. Aber Gent und andere Städte und Stände fügten sich nicht; der feindselige Einfluß Frankreichs stärkte diese Opposition. Erst nach langem Ringen gelang es Max, den von ständischer Seite gebildeten Regentschaftsrath zu überwinden und seine Anerkennung als Vormund des Landesherrn durchzusetzen (1485), dann ließ er den Sohn in Mecheln Wohnung nehmen und übertrug seine Erziehung der Aufsicht der alten Herzogin Margarethe von York, der Wittwe Karls des Kühnen. Wechselvoll war das Geschick der vormundschaftlichen Regierung, die sich zwischen den Angriffen der Franzosen und der Opposition der Niederländer in eine böse Lage eingeklemmt fand. Friedensschlüsse wechselten mit Kriegserhebungen ab; die Stadt Brügge hielt einmal Monate hindurch den Regenten Max in ihren Mauern gefangen. Zuletzt kam Max auf den Gedanken, den Sohn schon sehr frühzeitig für großjährig erklären zu lassen und damit einen Schein selbständiger Regierung und eigener Politik den Niederlanden zu gewähren. Dem Fünfzehnjährigen wurde darauf im Laufe des Jahres 1494 von den verschiedenen Provinzen gehuldigt. Der neue Herrscher knüpfte in seiner Regierung an die Traditionen seines Großvaters Karl des Kühnen an; er bestätigte das seiner Mutter abgerungene sog. Große Privilegium der Stände nicht; er stellte den höchsten Gerichtshof, die höchste Landesbehörde in dem Großen Rathe wieder her, dem er Mecheln als Sitz anwies. Sehr erwünscht und förderlich war der Handelsvertrag, welchen P. am 12. Februar 1496 für seine Niederlande mit England abschloß; er gewährte dem niederländischen Handel ansehnliche Vortheile. Die kurze Regierungszeit ist im ganzen ruhig, ohne erhebliche Störungen oder Anstöße verlaufen; ihre eigentliche Bedeutung für die allgemeine Geschichte beruht darin, daß sie den Grund gelegt zu dem Verhältnisse zwischen Habsburg und Spanien, welches dem nächsten Jahrhundert seinen historischen Charakter aufgeprägt hat. Der Gegensatz zwischen der französischen Macht und den Bestrebungen des Hauses Habsburg, wie Max I. sie verfolgte, hatte zu der Absicht einer engen Familienverbindung der Habsburger mit Spanien geführt: eine Doppelehe sollte dem politischen Bündniß der Mächte gegen Frankreich den festesten Kitt verleihen: P. sollte eine spanische Prinzessin, die zweite am 6. November 1479 geborene Tochter Ferdinands und Isabella's Johanna (Juana la loca), der spanische Kronprinz sollte Philipp's Schwester Margaretha heirathen. So wurde in dem Vertrag vom 5. November 1495 festgesetzt. Im August 1496 verließ die spanische Braut ihre Heimath,

am 21. October fand die Hochzeit statt. Darauf ging auch im Februar 1497 Margaretha nach Spanien; aber sehr schnell wurde sie Wittwe. Die spanische Ehe des niederländischen Fürsten trug noch ganz andere Früchte, als man von ihr gefordert. In Spanien war schon im October 1497 der Kronprinz Juan gestorben, auch Margarethe's Söhnchen hatte nur wenige Stunden gelebt: die älteste Tochter der spanischen Könige, die mit dem Könige von Portugal verheirathet, starb bald nach der Geburt eines Knaben, dem nur einige Monate Lebensfrist gegönnt waren: an Johanna kam daher schon im Sommer 1500 der Anspruch, Erbin der spanischen Länder dereinst zu werden. Diese Aussicht der spanischen Erbschaft wurde seitdem der bestimmende Gesichtspunkt für alle Schritte des niederländischen Herrscherpaares; diese Hoffnung erfüllte vollständig ihr Denken. Es galt zunächst, sich in Spanien vorzustellen; sobald Johanna's Zustand nach ihrem dritten Wochenbett es gestattete, machte man sich auf den Weg. Zu seinem Vertreter bestellte P. den Grafen Engelbert von Nassau. Die Erzherzoge verließen am 4. November 1501 Brüssel; sie reisten durch Frankreich, wo ihnen König Ludwig XII. glänzende Feste gab; im Mai 1502 langten sie in Spanien an; sie empfingen am 22. Mai in Toledo und am 27. October in Barcellona die Huldigung als Erben der Kronen Castilien und Aragon. Im Winter aber verlangte P. heimzukehren; da seine Frau wegen ihrer erneuerten Schwangerschaft ihn nicht begleiten konnte, ließ er sie bei den Eltern zurück, obwohl sie heftig sich gegen diese Trennung sträubte. Das Verhältniß der Gatten hatte schon eine eigenthümliche Färbung angenommen. Von leidenschaftlicher Liebe und Zärtlichkeit war Johanna erfüllt, in einem solchen Grade, daß ihr Benehmen oft an Wahnsinn grenzte. Spuren geistiger Störung traten schon damals an den Tag und nahmen seitdem in immer bedenklicherer Weise zu. P. dagegen war ein sehr schöner Mann, der auch anderen Weibern als der eigenen Gattin gefiel und allerlei Liebesabenteuer aufzusuchen nicht verschmähte; sein Leichtsinn entfachte in der Gattin Ausbrüche rasender Eifersucht. P. machte seine Rückreise aus Spanien 1503 durch den Süden von Frankreich, dann durch Tirol und Oberdeutschland; erst im November 1503 war er wieder daheim in den Niederlanden. Im Frühjahr 1504 beeilte seine Gattin sich, ihn dort wieder aufzusuchen. Im Herbst 1504 rüstete P. einen neuen Kriegszug gegen Geldern, dessen Herzog Karl von Egmond der gefährlichste Nachbar und unermüdlichste Ruhestörer der Niederlande war; er brachte im Juli 1505 eine scheinbare Unterwerfung desselben zu stande; aber gesichert waren diese Verhältnisse noch keineswegs. P. wurde damals durch seine spanischen Absichten von der niederländischen Aufgabe abgerufen.

Königin Isabella von Castilien war am 26. November 1504 gestorben; nun mußte Castiliens Krone an die Gemahlin Philipp's fallen. Zwar hatte die alte Königin vor ihrem Tode noch angeordnet, daß während der Abwesenheit Johanna's und für den Fall einer Verhinderung derselben — daß die geistige Störung ihre Tochter zur Regierung unfähig machen würde, stand für Isabella fest — König Ferdinand wie bisher die Regierung weiterführen sollte. Ferdinand selbst war bereit, die Regierungsweise, die den spanischen Staat ins Leben gerufen, fortzusetzen; er behielt die Zügel in der Hand. Aber auf eine solche Abtretung oder Theilung der Gewalt ließ P. sich nicht ein; er betrachtete sich selbst als den natürlichen Vormund oder Vertreter, jedenfalls als den nicht abzuweisenden Mitregenten seiner Frau. Er hatte schon 1502 in Castilien allerlei Beziehungen angeknüpft, insbesondere zu jenen Großen, welche mit Ferdinands Regiment zerfallen waren. Ihm war in den Niederlanden einer der Politiker aus Ferdinands Schule, Don Juan Manuel, der als spanischer Gesandter bei

Kaiser Maximilian gewesen und als solcher auch P. kennen gelernt, nahe getreten; nachdem derselbe mit Ferdinand völlig gebrochen hatte, arbeitete er auf Ferdinands Sturz mit allen Mitteln hin. Es begann ein eifriges Spiel diplomatischer und politischer Intriguen um die Herrschaft über Castilien; der Landesadel war in eine habsburgische und eine ferdinandeische Partei gespalten; die Gegenstellung der europäischen Mächte wurde in diesen Zwist hineingezogen. Anfangs behauptete trotz aller Wühlereien der niederländischen Agenten in Castilien Ferdinand sich im Besitz der Macht; dann schloß er mit dem Vertreter seines Schwiegersohnes in Salamanca am 24. November 1505 einen Vergleich dahin ab, daß die Regierung über Castilien gemeinschaftlich von Johanna, Philipp und Ferdinand geführt werden sollte; daß dem erfahrenen Staatsmann dabei die Entscheidung zufallen mußte, schien selbstverständlich. Darauf erst machten sich die niederländischen Herrscher selbst auf den Weg; sie waren Monatelang durch die wiederholte Schwangerschaft, dann durch die fünfte Entbindung der Königin in den Niederlanden zurückgehalten. Erst am 10. Januar 1506 stachen sie von Middelburg aus in See, nachdem P. zum Generalstatthalter Wilhelm von Croy, Herzog von Chievres, bestellt. Die Reise ging nicht ohne Hindernisse vor sich. Widriger Wind verschlug die Schiffe an die englische Küste. Heinrich VII. empfing zwar höflich und gastlich den Herrscher der Niederlande, mit dem er schon 1500 einmal in Calais eine Begegnung gehabt hatte; aber nicht ohne Zugeständnisse an die englischen Handelsinteressen ließ er ihn wieder abziehen. Die Gastfreundschaft sah bisweilen wie eine Art Gefangenschaft aus. Erst am 26. April gelangte P. mit seinem Gefolge nach La Coruña. Nun traten aus den Reihen des castilischen Adels immer mehr Personen auf seine Seite: der habsburgische Anhang wuchs zusehends: freigebig wurden die Gaben königlicher Gunst den Anhängern gespendet ohne jede Rücksicht auf das bleibende Interesse des Landes oder die Dauerhaftigkeit des neuen Zustandes. Schamlose und regellose Vergeudung einerseits und harte beutegierige Erpressung andererseits charakterisiren den Einfall der niederländischen Abenteurer auf spanischen Boden. Und doch sah Ferdinand sich zu einem Verzicht auf seine Stellung in Castilien genöthigt; im Vertrag von Villafafila am 27. Juni 1506 räumte er P. unbedingt die Regentschaft über Castilien ein. Mit abwartender List zog er zunächst überhaupt aus Spanien weg; er glaubte sich keineswegs an den Vertrag gebunden zu halten, aber er ließ für den Augenblick P. gewähren. Unordnungen und Unruhen erwartete er demnächst ausbrechen zu sehen, die ihm den Anlaß zur Rückkehr und Einmischung wiederum verschaffen sollten. So weit kam es nicht. P. selbst erkrankte plötzlich am 19. September an einem heftigen Fieber, das im Lande herrschte; schon am 25. September erlag er der Krankheit — im Alter von 28 Jahren. Wenn die Niederländer von Gift gesprochen, als der Ursache seines Todes, so liegt doch gar nichts vor, derartigen Verdacht zu begründen; die sinnlichen Ausschweifungen, in denen er seine Tage verlebte, erklären vollständig den Tod an einem durch Ansteckung hervorgerufenen Fieber. Wenig rühmlich ist das Andenken, das P. in Spanien und den Niederlanden hinterlassen; seine einzige Bedeutung beruht darin, daß er der Vater Karls V. gewesen. In der Ehe hatte ihm übrigens die Spanierin sechs Kinder geboren: 1) Leonor, geb. am 30. November 1498 in Brüssel, 2) Karl, geb. in Gent am 24. Februar 1500, 3) Isabella, geb. in Brüssel am 27. Juli 1501, 4) Ferdinand, geb. in Alcala am 10. März 1503, 5) Marie, in Brüssel geb. am 13. September 1505 und 6) Katharina, nach dem Tode des Vaters geboren in Torquemada am 14. Februar 1507. — Die Königin Johanna ist nach dem Tode ihres Gatten mehr und mehr der Nacht des Wahnsinnes verfallen. Ihr Name blieb an der Spitze aller officiellen Regierungsacte stehen, auch in der

Zeit, in der ihr Sohn Karl schon die Krone trug. Erst am 12. April 1555 wurde sie aus diesem Leben erlöst.

Ueber Philipp's niederländ. Regierung geben die gleichzeitigen Autoren Aufschluß: Molinet, Chronique und Macquerau, Traité de la Maison de Bourgogne; auf ihnen beruht Heuterus, Rer. belg. historia (1598). — Lalaing, Voyage de Phil. le Bel en Espagne und Deuxième Voyage de Phil., beides in Gachard, Voyages des Souverains des Pays-bas I. (1876). — Ueber die spanischen Ereignisse, in die Philipp verwickelt vgl. die gleichzeitigen Berichte von Petrus Martyr, Carvajal, Alcocer, Padilla, Bernaldez und die etwas jüngeren Darstellungen von Gomez und Zurita. Auch die Relation des Venetianers Quirini von 1506 ist sehr lehrreich. Actenstücke in Chmel, Urk. z. G. Max. I. (1845), in Leglay, Negociations diplomatiques (1845), in Bergenroth, Spanish Calendar. Supplement (1868). — Von neueren Darstellungen genügt es auf Prescott und Hefele, Henne und Wenzelburger zu verweisen. Vgl. auch Häbler, Streit Ferdinands des Kathol. und Philipp I. (Leipzig, Diss. 1882). Maurenbrecher.

Philipp I., Markgraf von Baden, der fünfte von den Söhnen Markgraf Christoph's I., wurde am 6. November 1479 geboren. In seiner Jugend nahm er an den Feldzügen der Franzosen in Italien theil; beim Angriff der Venetianer auf Lesbos 1501 that er sich durch seine Tapferkeit rühmlich hervor. Nachdem er dann noch eine Reise nach Spanien gemacht hatte, kehrte er 1502 in die Heimath zurück. Im Januar des folgenden Jahres vermählte er sich mit der Tochter des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, Elisabeth, der Witwe des Landgrafen Wilhelm III. von Hessen. Dieselbe brachte ihm als Mitgift den badischen Antheil an Schloß und Stadt Kreuznach, sowie an allen andern Schlössern, Städten u. s. w. in der oberen und vorderen Grafschaft Spanheim, den einst Markgraf Karl I. von Baden nach seiner Niederlage bei Seckenheim 1463 an Kurfürst Friedrich den Siegreichen von der Pfalz hatte verpfänden müssen. Im Zusammenhange mit dieser Vermählung geschah es, daß Markgraf Christoph in einer besonderen Urkunde Philipp als vor allen seinen anderen Söhnen weltlichen Standes zum Regieren besonders geschickt und tauglich bezeichnete und ihm für den Fall seines eigenen Todes die alleinige Herrschaft in der Markgrafschaft Baden, dem badischen Antheil an den Grafschaften Spanheim und Eberstein und in der Herrschaft Altensteig zusicherte, während er seine übrigen Söhne durch die andern dem Haus Baden gehörigen Herrschaften und Güter zufrieden zu stellen gedachte. Während des Landshuter Erbfolgekriegs bekam Philipp I. vorübergehend die ganze Grafschaft Eberstein in seinen Besitz, die ihm Kaiser Maximilian, nachdem er den Grafen Bernhard III. von Eberstein als Lehensträger und Anhänger von Kurpfalz geächtet hatte, 1504 übertrug. Nach dem Friedensschluß gab er dieselbe wieder heraus. 1510 traf sein Vater Christoph eine neue Erbdisposition; P. erhielt durch dieselbe anstatt Spanheim, Eberstein und Altensteig die Markgrafschaft Hachberg, die Herrschaften Rötteln, Sausenberg und Badenweiler und die Stadt Schopfheim zugewiesen. Doch auch diese Anordnung blieb nicht bestehen. 1515 nahm Markgraf Christoph eine dritte und letzte Theilung der badischen Lande unter seine Söhne vor. P. erhielt dieses Mal außer der Markgrafschaft Baden hauptsächlich Altensteig, Beinheim, die Orte Neuenburg und Weingarten, die halbe Grafschaft Eberstein und die Herrschaften Lahr und Mahlberg. Noch im nämlichen Jahre trat er die Regierung in diesen Landen an, zunächst freilich als Statthalter seines erkrankten Vaters, der aber bei der raschen Abnahme seiner geistigen Kräfte niemals mehr im Stande war, die Zügel der Herrschaft selbst wieder in die Hand zu nehmen. Als nach dem Tode Maximilians I. die neue Kaiserwahl in den Vordergrund

trat und die beiden Bewerber um die deutsche Krone, die Könige von Frankreich und Spanien sich einen möglichst großen Anhang unter den deutschen Fürsten zu verschaffen suchten, da fanden sich auch bei Markgraf P. Agenten Franz' I. von Frankreich ein. P. benutzte die Gelegenheit, um alte Forderungen aus der Zeit, da er noch im französischen Heere gedient hatte, bei dem Könige geltend zu machen, begnügte sich im übrigen aber damit, zu erklären, er werde die Wahl der Kurfürsten abwarten und erst dann sich entscheiden. Dagegen schloß er bald darauf mit den Commissarien Karls von Spanien, mit dem das Haus Baden durch seine luxemburgischen Besitzungen schon in näherer Beziehung stand und der einige Zeit vorher einem Bruder Philipps den Orden vom goldenen Vließ verliehen hatte, ein Schutz- und Trutzbündniß für die vorderösterreichischen Lande und erhielt dabei eine jährliche Pension von 3000 Gulden zugesichert. Im Anschluß daran wurde ihm kurze Zeit nachher die Feldhauptmannschaft in den vorderösterreichischen Landen übertragen. Fortan schloß sich Markgraf Philipp eng an das Haus Habsburg an, wie das schon sein Vater Christoph und sein Großvater Karl gethan hatten. Der Kaiser erwies sich erkenntlich. Als er 1521 von König Ludwig von Ungarn um Hilfe gegen die Türken angegangen wurde und selbst zu gleicher Zeit von Frankreich bedroht war, wandte er sich auch an Markgraf Philipp um Rath, was er unter diesen Umständen als römischer Kaiser zur Rettung der Christenheit thun könne. Auf den Reichstagen der folgenden Jahre erschien P. öfters als kaiserlicher Commissar. 1524—1527 versah er das Amt eines kaiserlichen Statthalters im Reichsregiment; er hatte sich zur Uebernahme desselben durch Erzherzog Ferdinand von Oesterreich bestimmen lassen. Schon im ersten Jahre seiner Amtsführung sah er sich auf die Bitten Ferdinands veranlaßt, auf seinen eigenen Gehalt zu verzichten, nur damit die ungeduldigsten der Reichsregiments- und Reichskammergerichtsräthe, die nicht länger auf die rückständige Bezahlung warten wollten, befriedigt werden konnten. Es war wohl eine Entschädigung für dieses oder ähnliche materielle Opfer, die P. in seiner Stellung gebracht hatte, wenn der Kaiser ihm verschiedene Lehen übertrug, unter denen die Grafschaft Russy im Luxemburgischen in erster Reihe zu nennen ist. Es war während seiner Amtszeit, da das Reichsregiment Veranlassung nahm, gegen die Einführung der Reformation in der Stadt Straßburg aufzutreten. P. selbst war persönlich nicht durchaus der neuen Lehre entgegen; er war von der Nothwendigkeit durchgreifender Reformen auf kirchlichem Gebiete überzeugt. Sein Standpunkt, den auch sein Kanzler Dr. Vehus vertrat, als er auf dem Wormser Reichstag von 1521 in einer Versammlung von Reichsfürsten den Versuch machte, durch gütliche Ueberredung Luther zur Nachgiebigkeit zu bewegen, war der des Reformkatholicismus. Vorübergehend hat er sich wohl auch zu ziemlich weitgehenden Concessionen an die neue Richtung verstanden. Im Reich hat er stets zwischen den protestantischen Ständen und ihren katholischen Gegnern zu vermitteln gesucht; besonders 1526, da er als einer der kaiserlichen Reichstagscommissare für ein freies General- oder Nationalconcil eintrat, wie auch 1529, da er auf dem Reichstag zu Speier zu verschiedenen Malen, wenn auch vergeblich, einen Ausgleich zwischen der katholischen Majorität und der evangelischen Minorität herbeizuführen sich bemühte. In seinem eigenen Lande bewies sich P. anfangs als Förderer gemäßigter kirchlicher Reformen. Schon nach den Reichstagsbeschlüssen von Nürnberg (1522 und 1524) gestattete er in seinen Landen die Priesterehe. Zu Oekolampadius unterhielt er Beziehungen. Irenikus, der in Ettlingen als Pfarrer thätig war, stand bei ihm in hoher Gunst und begleitete ihn 1526 auf den Reichstag nach Speier. Er beschränkte die Messe in seinen Landen, ließ zu, daß in denselben reformatorische Schriften gedruckt wurden, und veranlaßte selbst 1529 in Durlach den Druck

eines Theiles der lutherischen Bibelübersetzung. Selbst der Bauernkrieg, der auch seine Gebiete heimsuchte, hatte keine nachtheiligen Folgen für die Ausbreitung der neuen Lehre. Erst gegen das Ende von Philipps Regierung erfuhr dieselbe bedeutende Beschränkungen. Der Einfluß König Ferdinands und des Bischofs Faber von Wien, nicht weniger auch die Sorge vor der Ungnade des Kaisers, der schon 1527 seine Unzufriedenheit über die Begünstigung der Reformation durch den Markgrafen geäußert und von seinem Bruder Ferdinand aus diesem Grunde die Entfernung desselben von der Statthalterschaft des Reichsregiments verlangt hatte, bewirkten einen Umschwung in der Gesinnung des Fürsten. Dazu kam, daß es ihm, der stets den Reichstagsbeschlüssen sich zu fügen gewohnt war, äußerst schwer fallen mußte, nach den der Reformation ungünstigen Beschlüssen von 1529 und 1530 seine bisherige Haltung zu bewahren, zumal da er selbst früher gewiß nie an einen förmlichen Uebertritt zu der neuen Lehre ernstlich gedacht hatte. Doch blieb während der ganzen Regierungszeit die Priesterehe in Philipps Landen gestattet. Aber die streng reformatorisch gesinnten Geistlichen zogen allmählich fort; und die evangelische Lehre mußte fürs erste wieder dem alten Glauben Platz machen. — 1531 und 1532 war P. schwäbischer Kreisoberst. Er starb am 17. September 1533 und wurde in der Stiftskirche in Baden begraben. Von sechs Kindern überlebte ihn allein seine älteste Tochter Jakobea, die 1507 geboren, seit 1522 die Gemahlin Herzog Wilhelms IV. von Baiern war; sie starb erst 1580. Durch ihre Vermählung war der Grund zu jener vor allem im 16. Jahrhundert folgenreichen Verbindung zwischen Baiern und Baden gelegt. Die Lande Philipps, zu denen das 1463 ebenfalls von Karl I. an Kurpfalz verpfändete, von P. wieder um 25 000 Gulden eingelöste Besigheim gekommen war, fielen, da durch das Hausgesetz Markgraf Christophs I. die weibliche Erbfolge ausgeschlossen war, an seine beiden Brüder Bernhard und Ernst. Der letztere, der bereits Hachberg, Rötteln, Sausenberg und Badenweiler besaß, erhielt durch die Theilung den unteren Theil der Markgrafschaft Baden mit Pforzheim, Durlach, Mühlburg u. s. w.; er wurde der Begründer der Durlacher Linie des Hauses Baden. Der ältere Bruder Bernhard III. bekam in der Hauptsache den oberen Theil der Markgrafschaft mit Baden, Rastatt, Ettlingen u. s. w., dazu Lahr und Mahlberg und anderes mehr. Von ihm stammte die baden-badische Linie ab.

Vierordt, Geschichte der evangelischen Kirche in dem Großherzogthum Baden, I, an verschiedenen Orten. — Archivalisches Material im Generallandesarchiv in Karlsruhe und im Bairischen Reichsarchiv in München, Abtheilung Baden A.

Krieger.

Philipp II., Markgraf von Baden-Baden, war am 19. Februar 1559 geboren. Er war erst wenig über 10 Jahre alt, als sein Vater Philibert im October 1569 in den Hugenottenkämpfen Frankreichs ein frühes Ende fand. Da seine ebenfalls schon todte Mutter, die Markgräfin Mechtild, eine bairische Prinzessin gewesen war, gelang es deren Bruder Herzog Albrecht V. und seiner Mutter, der Herzogin Jakobea, bei Kaiser Maximilian II. durchzusetzen, daß ihnen beiden und dem Grafen Karl von Hohenzollern die Vormundschaft über P. und seine drei ebenfalls noch unmündigen Schwestern übertragen wurde, und die Ansprüche des Markgrafen Karls II. von Baden-Durlach und seines Vetters, Markgraf Christophs von Rodenmachern, des Bruders Philiberts, auf die Vormundschaft unberücksichtigt blieben. Als das Hauptziel, das diese bairische Vormundschaft verfolgte, erwies sich alsbald die Rekatholisirung der unter Markgraf Philibert dem Protestantismus fast gänzlich gewonnenen Markgrafschaft Baden-Baden. Die spärlichen Reste des katholischen Glaubens im Lande selbst dienten dabei als Ausgangs- und Stützpunkte. Da sich hierbei jedoch bald der

Einspruch der beiden genannten protestantischen Markgrafen Karl und Christoph als äußerst lästig erwies, so bewirkte Herzog Albrecht beim Kaiser schon im August 1571 die Majorennitätserklärung des jungen P. Natürlich konnte von einer wirklichen Uebernahme der Regierung durch den erst zwölfjährigen Fürsten auch jetzt nicht die Rede sein. Nach einem kurzen Aufenthalt verließ er Baden und begab sich für längere Zeit nach Ingolstadt, wo der Propst Martin Eisengrün und die Jesuiten seine weitere Erziehung übernahmen. Der bairische Graf Otto Heinrich von Schwarzenberg führte die Regierung wie bisher im Namen der Vormundschaft, so jetzt in dem des Markgrafen weiter. Die Rekatholisirung, geleitet von dem bairischen Hofprediger und Jesuitenpater Georg Schorich, machte rasche Fortschritte. Die evangelischen Prädicanten mußten auswandern, die protestantischen Beamten katholischen weichen; vor allem wurden die markgräflichen Rathstellen von den Protestanten gesäubert. Der Widerstand im Volk war im ganzen unbedeutend; wo er größeren Umfang anzunehmen drohte, da genügten Gewaltmaßregeln, meistentheils auch nur Drohungen, um ihn rasch zu unterdrücken. Als Schorich Ende 1573 starb, konnte die Rekatholisirung wenigstens äußerlich für vollendet gelten. Aber freilich nur äußerlich; insgeheim zählte die evangelische Lehre noch manche Anhänger, und P. selbst blieb, als er endlich die Regierung thatsächlich antrat, noch genug zu thun übrig, um die neuen Einrichtungen zu befestigen und ihre Alleinherrschaft zu sichern. 1577 errichtete er nach baierischem Muster ein aus drei geistlichen und drei weltlichen Räthen zusammengesetztes, unter der Leitung des Grafen v. Schwarzenberg stehendes Consistorium, das ohne Beirath der viel zu gelinden Bischöfe von Straßburg und Speier Kirchenvisitationen anordnete, verdächtige Geistliche einsperrte oder abschaffte. Aber trotz aller Maßregeln gelang es doch nur ganz allmählich, die protestantisch gesinnten Elemente vollständig zu unterdrücken. Das beweisen deutlich Thatsachen wie die, daß noch nach 1581 der markgräfliche Hofprediger Dr. Franz Born von Madrigal durch eine päpstliche Bulle die Erlaubniß erhielt allen denen, die ihre Ketzerei abschwuren und zur Einheit der katholischen Kirche zurückkehrten, alle Pönitenzen zu erlassen. Die Jesuiten hatten in Markgraf P. einen ganz besonderen Gönner und Freund. Er unterstützte ihre Versuche, sich der Benedictinerabteien Schwarzach und St. Trudbert zu bemächtigen. Er reiste selbst nach Rom und erwirkte von Papst Gregor XIII. eine Bulle, durch welche die Umwandlung der Abtei Schwarzach, deren Abt Kaspar Brunner vor den Anfeindungen der Jesuiten hatte weichen müssen, in ein Jesuitenseminar befohlen wurde, konnte freilich dann doch nicht die Ausführung dieses Befehles gegen den vereinten Widerstand des Erzbischofs von Mainz, des Bischofs von Straßburg und des Reichskammergerichts durchsetzen. Seine kirchliche Gesinnung hielt ihn übrigens weder ab, seine landesherrlichen Rechte auch gegen Klöster mit Entschiedenheit geltend zu machen, wie das sein Verhalten gegen Frauenalb und Reichenbach bewies, noch auch in seinen Verordnungen hin und wieder auf rein kirchliches Gebiet überzugreifen, wie das z. B. geschah, als er den Pfarrern seines Landes den Befehl ertheilte, fürderhin nur noch nach dem, auf seine Anordnung gedruckten Katechismus den Unterricht in der Religion zu ertheilen und die Ausführung dieses Befehls durch seine weltlichen Beamten überwachen ließ. In Bezug auf seine übrige Regierung verdient vor allem seine gesetzgeberische Thätigkeit Beachtung. Er hat nicht nur nach würtembergischem Muster ein seine eigenen wie seiner Vorgänger Verordnungen in fünf Haupttheilen umfassendes Landrecht ausarbeiten lassen, das 1588 vollendet, jedoch nicht durch den Druck publicirt worden ist, sondern er hat auch während seiner ganzen Regierung durch eine Menge von Erlassen, die sich auf fast alle Gebiete des öffentlichen Lebens erstreckten, von sich aus in die verwirrten Zustände des

Landes Ordnung zu bringen gesucht. Handwerkerordnungen folgen im bunten Wechsel auf umfassende Vorschriften, wie man der Pest begegnen solle, auf polizeiliche Maßregeln gegen das Umsichgreifen des Bettler- und Landstreicherunwesens, auf Forstedicte u. s. w. Als 1586 zur Stärkung der katholischen Kirche in der Stadt Baden bei dem Stifte daselbst ein Seminar errichtet worden war, in welchem junge Leute aus der Markgrafschaft studiren sollten, erging an die einzelnen Amtleute ein markgräflicher Befehl, aus jedem Amte einen tauglichen Jungen sich zu verschaffen, der dann in studio auferzogen und was Essen und Trinken belangt, keinen Mangel haben solle. 1583 führte P. den gregorianischen Kalender in seinem Lande ein, während in der protestantischen Markgrafschaft Baden-Durlach der julianische auch noch fürderhin beibehalten wurde. P. war ausgezeichnet durch eine rege Vorliebe für Kunst und Wissenschaft. In Baden ließ er das Schloß, das einst Markgraf Christoph I. gebaut hatte, durch ein neues prächtigeres ersetzen. Die Musik liebte er sehr und suchte erprobte Musiker an seinen Hof zu ziehen. In seinem Nachlasse fand sich eine ganze Sammlung der verschiedenartigsten Musikinstrumente. 1585 schickte er zusammen mit Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach einen Gesandten nach Venedig, der mit Unterstützung des Dogen in den Klöstern und Archiven Veronas nachforschen und nachforschen lassen sollte, wann und wie lange die badischen Fürsten die Markgrafschaft Verona besessen hätten, was während ihrer Regierung Denkwürdiges vorgefallen und anderes mehr. Schon 1584 hatte er mit Rücksicht darauf, daß schon längst die Markgrafschaft Hachberg mit der Markgrafschaft Baden verbunden war, sich zu dem Titel eines Markgrafen von Baden, auch den eines Markgrafen von Hochberg beigelegt, nachdem er dazu die Einwilligung der beiden Markgrafen Ernst Friedrich und Jakob III. von Baden-Durlach erlangt hatte, denn die Markgrafschaft Hachberg befand sich seit der Spaltung des Hauses Baden in zwei Linien im Besitze der Durlachischen Linie. P. starb am 11. Juni 1588 in der Blüthe seiner Jahre. Durch eine verschwenderische Hofhaltung, kostspielige Bauten, ausgedehnte Reisen nach Italien, nach den Niederlanden u. s. w., durch seine Betheiligung am Kölner Bisthumstreit hatte er allmählich eine ungeheuere Schuldenlast auf sein Land gehäuft, die mit der Regierung auf seinen Vetter und Nachfolger Markgraf Eduard Fortunat von Rodenmachern (P. war unvermählt gestorben) überging, der sich freilich der ihm daraus entstehenden Aufgabe nicht gewachsen zeigte und seine Unfähigkeit bald mit dem Verluste seines Landes büßen mußte.

Vierordt, Geschichte der evangelischen Kirche in dem Großherzogthum Baden I. u. II. — Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins XXIV. u. XXX. — Archivalisches Material außer im Generallandesarchiv in Karlsruhe hauptsächlich auch im Bairischen Reichsarchiv in München, Abtheilung Baden A.

Krieger.

Philipp Wilhelm, Markgraf von Brandenburg-Schwedt, preußischer Generalfeldzeugmeister, Sohn des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und seiner zweiten Gemahlin, der Prinzessin Dorothea von Holstein-Glücksburg, wurde am 19. Mai 1669 zu Königsberg i. Pr. geboren. Er war der Liebling seines Vaters, welcher an dem hübschen aufgeweckten Knaben viel Gefallen fand; als 1682 der Herzog von Braunschweig in Berlin einzog, verlieh ihm der Kurfürst eine Compagnie der Leibgarde zu Pferde und freute sich der soldatischen Haltung, welche der Prinz an der Spitze derselben zeigte. Als der Vater gestorben war, verglich sein Nachfolger Kurfürst Friedrich III., Philipp's Halbbruder, welcher des Vaters, den Kindern zweiter Ehe und deren Mutter günstiges, aber den Hausgesetzen zuwiderlaufendes Testament nicht anerkannt hatte, sich mit den übrigen Erben; P. erhielt durch Vertrag vom 3. März 1692 die Herr-

schaft Schwedt und ward der Stifter der nach diesem Orte benannten markgräflichen Linie, welche am 12. December 1788 mit seinem Sohne Heinrich Friedrich ausgestorben ist. Nachdem er an seines Bruders Kriegen gegen Frankreich theilgenommen hatte, wurde er am 26. October 1697 als Generalfeldzeugmeister an die Spitze der Artillerie gestellt, welcher der König durch die Ernennung eines Prinzen zu ihrem Chef einen Beweis seiner Achtung geben und welche er dadurch heben wollte; P. widmete von nun an den Haupttheil seiner Kräfte der Entwicklung dieser Waffe. Er war bestrebt, derselben das Handwerksmäßige abzustreifen, was ihr infolge ihres Hervorgehens aus einer Zunft anklebte, und sie zu einem militärischen Corps zu machen. Daneben sorgte er für die technische und für die wissenschaftliche Ausbildung des Corps. Die Officiere stolzirten in goldbordirten Röcken einher, wie die Magister trugen, und waren eingebildet auf ihre Gelehrsamkeit und auf ihren Chef, welcher sich selbst an die Spitze einer Leibbombardiercompagnie stellte, und unter dem das Corps von 798 Köpfen, welche es 1689 zählte, auf zehn Compagnien vermehrt wurde. Von ihm stammt das Artilleriereglement von 1704, in welchem Jahre er einen ständigen Sitz im Kriegsrathe erhielt. Auch war er Rector magnificentissimus der Universität Halle. Er wohnte in dem Weiler'schen Palais unter den Linden, da wo jetzt das Palais Kaiser Wilhelms steht, war mit einer Schwester des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau vermählt und starb am 19. December 1711 zu Berlin. Seine Vorliebe für große Leute reizte König Friedrich I. und den Feldmarschall Grumbkow zur Nachahmung und ward grundlegend für diese unter Friedrich Wilhelm I. noch mehr hervortretende Geschmacksrichtung. Ein schlimmer Widersacher war ihm der Oberst Schlundt (s. d.). Nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Karl Philipp, welcher heimlich mit der später dem kursächsischen Feldmarschall Graf Wackerbarth vermählten Gräfin Salmour verheirathet war und am 23. Juli 1693 zu San Germano bei Casale in Piemont starb (vgl. Dr. J. Friedländer, Markgraf Karl Philipp von Brandenburg und die Gräfin Salmour, Berlin 1881).

K. W. v. Schöning, Historisch-biographische Nachrichten zur Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie, 1. Band, Berlin 1844. — v. Malinowski und v. Bonin, Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie, Berlin 1842. B. Poten.

Philipp I., Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, aus der Grubenhagener Linie, Sohn Herzog Albrechts III. († zwischen dem 17. April 1485 und 1. Mai 1486) und dessen Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des Grafen Volrad von Waldeck († nach 1512), wurde vermuthlich um das Jahr 1476 geboren. Als der älteste der den Vater überlebenden Söhne folgte er diesem anfangs unter Vormundschaft seines Vetters, Herzog Heinrichs IV., dann mehr und mehr unter der seiner Mutter in der Regierung, bis er dieselbe wohl im J. 1494 selbständig übernahm. Da sein jüngster Bruder Ernst schon 1493 starb, so hatte er die Herrschaft nur mit Erich zu theilen, der seit 1500 dieselbe mitführte, von 1508 an aber, wo er die Bisthümer Osnabrück und Paderborn erhielt, sie dem Bruder so gut wie ganz überlassen zu haben scheint. Nachdem auch sein Vetter Heinrich IV. am 6. December 1526 kinderlos gestorben war, kamen auch diejenigen Landestheile, welche 1481 bei der Theilung mit Albrecht III. ihm zugefallen waren (Salzderhelden und die Hälfte des Grubenhagen), an P., der nun das ganze Grubenhagener Gebiet unter sich vereinigte. Die Regierung Philipp's war im Ganzen eine friedliche und segensreiche. Auswärtigen Händeln suchte er nach Möglichkeit fern zu bleiben; wie nicht selten hier, so war er auch im Innern seines Landes überall bestrebt, die Eintracht zu erhalten. In Osterode machte sich schon im J. 1492 eine Bewegung gegen

den Rath bemerkbar, welche P. vergeblich zu beschwichtigen suchte. Als dieselbe dann 1510 in wilden Aufruhr überging, konnte der Herzog nur durch strenge Maßregeln die Ordnung wieder herstellen. Kriege hat P. wenig geführt. Einer Grenzstreitigkeit halber unternahm er 1500 eine Fehde gegen die Grafen von Honstein. Dann betheiligte er sich seit dem Winter 1513—14 an dem Feldzuge Herzog Heinrichs d. Ae. gegen die Butjadinger und den Grafen Etzard von Ostfriesland, ohne jedoch für sich außer dem Ritterschlage, den ihm Herzog Georg von Sachsen ertheilte, irgend welche Vortheile davon zu tragen. Der kirchlichen Reformationsbewegung stand er anfangs theilnahmlos gegenüber, wenn ihm auch Luther's Auftreten in Worms gut gefallen haben soll. Zuerst zeigten sich in seinem Lande bei Einbeck, etwa seit 1522, die Spuren der neuen Lehre, die bald in der Stadt zahlreiche Anhänger fand. Da P. zögerte, auf die hierüber erhobenen Klagen der dortigen Stifter einzuschreiten, so wandten diese sich an seinen Bruder, Bischof Erich, der die Ausweisung der lutherischen Prediger durchsetzte (1525). Nicht lange darauf wurde P. selbst — wir wissen nicht durch welche Einflüsse — für die evangelische Sache gewonnen. Im Juni 1526 trat er zu Magdeburg dem ursprünglich in Torgau geschlossenen und jetzt erneuerten Bündnisse der Lutheraner bei. Das hob den Muth der Evangelischen in Einbeck. Sie gewannen die Oberhand im Rathe, und dieser berief zur Ausarbeitung einer Kirchenordnung Nicolaus von Amsdorf und stellte evangelische Prediger an. Im J. 1529 scheint die Reformation der Stadt so gut wie durchgeführt zu sein. Da dies Streitigkeiten mit den Stiftern verursachte, so vermittelte P. zwischen diesen und dem Rathe am 19. November 1529 einen Vertrag, nach welchem die Stifter bei dem katholischen Wesen verharren durften, die angestellten evangelischen Prediger aber ebenfalls ihre Stellen behalten und im übrigen Jedermann frei stehen sollte in die Kirche zu gehen, wo er wolle, „dewile de gelove von gode komen moth unde mit geboden edder verboden nicht mach gegeven werden“. Wie die Stadt Einbeck, so schloß sich auch P. 1530 dem Bündnisse von Schmalkalden an. Es verlauteten sogar Stimmen, die ihm den Oberbefehl über deren vereinigte Streitkräfte zu übertragen wünschten. Ob der milde Sinn Philipp's, der Niemand Zwang anthun wollte, oder der Einfluß seines streng katholischen Bruders eine energischere Durchführung der Reformation gehindert hat, mag dahin gestellt bleiben. Besonnen war das Vorgehen Philipp's in jedem Falle, aber nach dem Tode Erichs, der am 14. Mai 1532 starb, doch entschiedener als vorher. Er schritt jetzt auch zur Säcularisation der Klöster, noch 1532 zu der Katlenburgs, wohl im folgenden Jahre zu der Pöhldes. Am 20. Juni 1537 kam unter Vermittlung kursächsischer Abgesandten zwischen dem Fürsten und dem Rathe der Stadt Einbeck ein Vertrag zu Stande, nach dem auch hier in den Stiftern der evangelische Gottesdienst eingeführt werden sollte. Am 6. Juni 1538 hat P. dann zu Einbeck, wie es scheint, einen förmlichen Landtag abgehalten, auf dem die päpstliche Lehre für abgeschafft erklärt wurde. In demselben Jahre hat er eine bislang noch unbekannte Kirchenordnung erlassen, der 1545 eine zweite für die Einbeck'schen Stifter erlassene Reformationsordnung folgte. Im J. 1546 nahm P. an dem Feldzuge der Schmalkalden Theil, der vor Ingolstadt erfolglos endete. Er zog sich dadurch natürlich den Zorn Kaiser Karls V. zu, der ihn jedoch nach gänzlicher Niederwerfung der Evangelischen am 20. Juni 1548 gegen Ausstellung eines Reverses in einer förmlichen Urkunde von aller Strafe frei sprach. — Sein Land hat P. noch nach altherkömmlicher Weise, aber gut und sorgsam verwaltet. Wiederholte Brände haben demselben argen Schaden bereitet. Am 4. November 1510 brannte sein Schloß Herzberg ab, so daß er kaum sein und seiner Gattin Leben rettete; auch sein Archiv wurde zum großen Theile ein Opfer der Flammen.

1540 vernichtete das Feuer fast die ganze Stadt Einbeck, 1545 Osterode. P. ist am 4. September 1551 zu Herzberg gestorben und in der Aegidienkirche zu Osterode begraben. Vermählt war er mit Katharine, der Tochter des Grafen Ernst II. von Mansfeld, die 1535 gestorben ist. Sein Sohn Ernst (s. A. D. B. VI, 258) folgte ihm in der Regierung, nach dessen Tode (1567) sein Sohn Wolfgang. Als auch dieser ohne männliche Nachkommenschaft am 14. März 1595 starb, kam Philipp's jüngster gleichnamiger Sohn Philipp II. zur Herrschaft. Doch nur auf kurze Zeit, da er am 4. April 1596 bereits verschied. Mit ihm erlosch der Mannesstamm der Grubenhagener Linie des Hauses Braunschweig. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel bemächtigte sich ihres Gebietes, das jedoch später an die Lüneburger Linie kam. Von den anderen Kindern Philipp's I. sind drei in früher Jugend gestorben. Seine Söhne Albrecht und Johann fanden den Tod auf dem Schlachtfelde; ersterer fiel am 20. Oct. 1546 im Treffen bei Giengen, letzterer starb am 2. September 1557 an seinen bei St. Quentin erhaltenen Wunden. Seine Tochter Katharina heirathete in erster Ehe (1542) den Herzog Johann Ernst von Sachsen-Koburg († 1553), darauf 1559 Graf Philipp II. von Schwarzburg-Leutenberg und starb am 24. Februar 1581. P. Zimmermann.

Philipp Magnus, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, wurde, wenn wir von dem früh gestorbenen ältesten Sohne Andreas absehen, als zweiter Sohn Herzog Heinrichs des Jüngern und dessen erster Gemahlin Marie, einer Tochter des Grafen Heinrich von Würtemberg, am 26. Juni 1527 geboren, † 1553. Trotzdem daß seine Jugend bei den zahlreichen Fehden des Vaters in eine stürmische, kampferfüllte Zeit fiel, erhielt er doch eine für die damaligen Verhältnisse auffallend tüchtige wissenschaftliche Bildung. Noch später erinnerte er sich mit innigem Danke als seines Jugendlehrers des Juristen Jacob Henning Camitianus. Als Herzog Heinrich vor dem Anrücken der Schmalkalden sein Land verlassen mußte, begleitete ihn P. M., während die Brüder desselben, Karl Victor und Julius, anfänglich in Gandersheim zurückblieben. Es ist bekannt, daß die Hoffnung Heinrichs, die katholische Partei für sich in Bewegung zu setzen, eine eitle war. P. M. verwandte daher die unfreiwillige Muße seiner Verbannung zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung. 1544 finden wir ihn zu dem Ende in Padua, voll guter Hoffnung, daß Gott der gerechten Sache seines Hauses den endlichen Sieg verleihen werde. Im folgenden Jahre gestaltete sich dieselbe jedoch noch ungünstiger. Als Heinrich sich mit Waffengewalt wieder in den Besitz seines Landes setzen wollte, wurde er bei Höckelheim nicht nur geschlagen, sondern mitsammt seinem ältesten Sohne Karl Victor gefangen genommen. P. M. richtete nun mit seinem Bruder Julius eine gemeinsame Bittschrift an den Kaiser, um diesen zu einem Einschreiten für ihren Vater zu vermögen; ja er reiste selbst nach Rom, um dort Hülfe für ihn zu erlangen. Beides ohne Erfolg. Erst als die Schmalkalden nach der Schlacht bei Mühlberg gänzlich zu Boden geschlagen waren, erhielt Heinrich seine Freiheit und seine Lande zurück. Von jetzt ab sehen wir P. M. in der Leitung der Regierung und der Führung der Truppen seinem Vater kräftig zur Seite stehen. Als Heinrich 1552 nach Metz zum Kaiser reiste, um von diesem Hülfe gegen die Angriffe Volrads von Mansfeld zu erbitten, ernannte er P. M. zu seinem Statthalter. Im folgenden Jahre leitete dieser im Verein mit Balthasar von Stechow den Streifzug gegen die Stifter Osnabrück, Münster und Minden, der mit dem Verzichte des Bischofs Franz auf Minden zu Gunsten von Herzog Heinrichs jüngstem Sohne Julius endigte. Als bald darauf ein großer Bund gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg zu Stande kam, führte P. M. die Wolfenbüttler Truppen nach Franken, wo sich die sächsischen unter Hans

von Heideck mit ihnen vereinigten. Da Albrecht den Kriegsschauplatz nach Niedersachsen verlegte, so mußte auch P. M. nach Norden zurückkehren. Unweit Northeim stieß er mit dem Heere der Verbündeten zusammen. Am 9. Juli kam es dann zwischen diesen und Albrecht bei Sievershausen zu einer entscheidenden Schlacht, die zwar mit einer Niederlage des Letzteren endete, aber außer dem Kurfürsten Moritz von Sachsen den beiden ältesten Söhnen Herzog Heinrichs das Leben kostete. Sie fielen im Haupttreffen der Schlacht, als sich der Sieg schon auf die Seite Albrechts neigte, bis ihm der rechtzeitige Angriff des die Nachhut befehligenden Johann von Wulsen denselben wieder entriß. Als dem Vater dicht nach der Nachricht vom Hinscheiden seines jüngeren Sohnes auch der Tod seines ältesten gemeldet wurde, preßte ihm der Schmerz nur die Worte heraus: „es ist zu viel“. Sein Stolz und seine Freude war mit diesen beiden Söhnen, die in politischer wie religiöser Beziehung treue Gesinnungsgenossen des Vaters waren, vernichtet; sein jüngster Sohn Julius war der ihm verhaßten evangelischen Sache zugethan, welcher er (s. A. D. B. XIV, 667) bald darauf in seinem Lande zum Siege verhelfen sollte. Der bedeutendere der gefallnen Brüder und der Liebling des Vaters war jedenfalls P. M., auf welchen dieser seine ganze Hoffnung gesetzt hatte. Ihm suchte Heinrich daher auch, dem von ihm mit Mühe durchgesetzten Pactum Henrico-Wilhelminum entgegen, die Regierungsnachfolge zuzuwenden. Er trug sich eine Zeit lang mit der Absicht, seine Lande zu theilen, oder sie von seinen beiden ältesten Söhnen gemeinsam regieren zu lassen. Dann aber bestimmte er (1552) P. M. zu seinem alleinigen Nachfolger, zumal diesem für den Fall, daß er regierender Landesfürst würde, die Hand der Schwester des Pfalzgrafen Albrecht versprochen war; für die Brüder wurde eine entsprechende Entschädigung festgesetzt. P. M. wird in alten Berichten als „ein freudiger, ansehnlicher, verständiger Herr“ geschildert, der in ritterlichen Künsten seines Gleichen suchte. Dabei war er aber auch in den Wissenschaften für einen Fürstensohn der Zeit ungewöhnlich bewandert, wenn auch sein lateinischer Stil keineswegs fehlerfrei ist; sechs Sprachen soll er fertig haben reden können. Schriftstellerisch ist er mit einer Uebersetzung von de Avila's Comentario de la guerra de Alemania hecha de Carlo V. en el anno 1546 et 47 hervorgetreten, welche er nach einer französischen Bearbeitung des spanischen Buches auf Wunsch seines Vaters verfertigte. Die Arbeit war am 13. Juni 1551, der Druck am 21. Juli 1552 in Wolfenbüttel vollendet.

P. Zimmermann.

Philipp von Cleve s. **Cleve**, Philipp Bd. IV, S. 330.

Philipp: P. I., der Großmüthige, Landgraf von Hessen, geboren zu Marburg am 13. November 1504, † zu Kassel am 31. März 1567. — Im fünften Lebensjahre durch den Tod des Vaters, Landgraf Wilhelm II. von Hessen († 11. Juli 1509), zur Herrschaft berufen, welche zuerst ein Ausschuß der hessischen Landschaft unter dem Landhofmeister Ludwig von Boyneburg, seit 1514 aber die Mutter Anna von Mecklenburg für P. ausübte, wurde dieser schon am 16. März 1518 vom Kaiser für mündig und regierungsfähig erklärt und trat alsbald die Herrschaft im eigenen Namen an. Die Vernachlässigung, welche er namentlich in den Zeiten der Regentschaft Boyneburgs an Körper und Geist erfahren haben soll, vermochte seine bedeutenden Anlagen nicht zu ersticken, die vielmehr nur um so eher reiften. Die Nachrichten über ihn aus seiner Knabenzeit sind allerdings sehr dürftig; von seinem Bildungsgang wissen wir so gut wie nichts; kaum mehr als ein paar Namen seiner Lehrer. Und auch im übrigen werden uns nur ganz vereinzelte Züge berichtet, welche allerdings Mutterwitz und scharfen Verstand verrathen; auch erfahren wir, daß P. frühzeitig mit der Bibel bekannt wurde und an dem Formelwesen des herrschenden Gottesdienstes keinen Gefallen fand. Daneben steht eine große Leidenschaft zur Jagd,

die fast als der hervorstechendste Zug im Wesen des jungen Fürsten erscheint. Aber das Leben nahm diesen frühzeitig in die Schule. Kaum hatte P. die Regierung angetreten, so sah er sein Land unter nichtigem Vorwand von dem Ritter Franz von Sickingen überzogen und von der einheimischen Ritterschaft preis gegeben, die hinter den Wällen Darmstadts Schutz suchend ihrem Fürsten die Einwilligung zu schimpflichem Vertrage abnöthigte. Aber von nun an erhebt sich der junge Landgraf zu wirklicher Selbständigkeit. Weder den Landständen, deren seit der Zeit der Regentschaft gesteigerten Ansprüchen er noch im J. 1518 auf einem Landtag mit Nachdruck entgegentrat, noch seinen Räthen, die er allerdings zu schätzen und anzuhören verstand, hat er je einen überwiegenden Einfluß auf sich und die Angelegenheiten der Regierung zugestanden, sondern alle wichtigeren Fragen, die an ihn herantraten, selbständig erwogen und selbständig entschieden, wie die zahllosen Gutachten, die von seiner Hand noch vorliegen, und seine ausgebreiteten Correspondenzen zur Genüge erweisen. Und planvoll, mit einem seinen Jahren weit voraneilenden Ueberblick, geht P. von Anfang an vor. Seine nächste Sorge nach den unruhigen Zeiten der Vormundschaft und den Gefahren des Sickingenschen Ueberzugs ließ er es sein, das Land innerlich zu sichern, zunächst und vor allem durch Säuberung der Straßen von den fehdelustigen Rittern, die auch nach Sickingens Abzug das Land beunruhigten, — und seine Stellung nach außen hin zu heben. Er trat in den schwäbischen Bund ein, erneuerte die alte Erbeinigung seines Hauses mit Sachsen und gewann sich Herzog Heinrich d. J. von Wolfenbüttel zum Freunde. Dann erschien er 16jährig zu Worms auf dem Reichstage (1521), nahm seine Lehen vom Kaiser und vertrug sich hier mit dem feindseligen Mainz, sowie mit der Pfalz, mit der von den Zeiten des pfalzbaierischen Erbfolgekrieges her eine starke Spannung obwaltete. Auch mit dem Erzbischof von Trier, Richard von Greiffenklau, der schon auf dem Augsburger Reichstage von 1518 das Interesse des von Sickingen vergewaltigten Landgrafen eifrig vertreten hatte, bildete sich jetzt ein enges freundschaftliches Einvernehmen, welches schon im nächsten Jahre sich in folgenreichster Weise bethätigte. Als damals (1522) Franz von Sickingen dem Erzbischof Fehde ankündigte und ihn in seiner Hauptstadt Trier belagerte, war vor allen anderen Fürsten Landgraf P. thätig, dem Bedrohten zu Hilfe zu kommen. In ihm lebte der Gedanke der Solidarität der fürstlichen Interessen, den er mehrfach in seinem Leben durch Hilfeleistung an bedrohte Standesgenossen bethätigte; außerdem rächte er eigene Beleidigung. So sehen wir ihn mit Trier und Pfalz vereint im J. 1522 die Bundesgenossen Sickingens demüthigen und im folgenden Frühling den Ritter selbst in Landstuhl belagern. In der Tracht eines Landsknechts war der eifrige, junge Fürst überall zur Stelle. So ward Sickingen bewältigt; die Mauern seiner Burg erlagen dem Bombardement, die erwarteten Zuzüge blieben aus; endlich ward Sickingen selbst tödtlich verwundet. Am 6. Mai capitulirte er, schon im Todeskampfe; auch seine übrigen Burgen fielen; die Sieger aber theilten die Beute; doch hat P. später seinen Antheil an Land den alten Inhabern zurückgestellt. Hinterher sahen sich übrigens die Kriegsfürsten noch in einen Streit mit dem Reichsregimente, welches sich der Ansprüche einiger der Ritter annahm, verwickelt, doch gingen sie auch aus diesem Streit als Sieger hervor. Sie verstärkten die Zahl der Gegner, welche sich das Regiment gemacht, und trugen durch ihre Beschwerden wider dasselbe vielleicht am meisten zu dessen Sturze Anfang 1524 auf dem dritten Nürnberger Reichstage bei. So war ihr Unternehmen auf allen Seiten von wichtigen politischen Folgen begleitet; der Landgraf aber hatte die Scharte ausgewetzt, die ihm in den Zeiten hülfloser Kindheit geschlagen war, und stand jetzt, noch nicht 20jährig, geachtet und gefürchtet im Reiche da. Als einen Kriegsmann bezeichnet ihn Luther,

von Person klein, aber in Rath und Verstand mächtig und glückselig. In der That konnte die in Einer entschlossenen Hand zusammengefaßte Macht Hessens wohl nach mancher Seite hin den Ausschlag geben.

Um dieselbe Zeit trat P. in enge Beziehungen zu dem Herzog Georg von Sachsen, dessen Sohn Johann mit der einzigen Schwester Philipp's, der etwas älteren Elisabeth, vermählt war. Jetzt 1523 vermählte sich P. selbst mit Christine, der Tochter Georgs. Doch sollten die Bahnen der beiden Männer bald gänzlich auseinandergehen, indem sich P. schon 1524 den Anhängern Luthers mit voller Entschiedenheit zugesellte. Sein Uebertritt erfolgte rasch, aber nicht unvorbereitet. Das Bibelstudium des jungen Landgrafen, dessen wir gedachten, hatte ohne Zweifel bereits den Boden in ihm bereitet, indem es seinen Blick für das Unwesentliche, wenn nicht Mißbräuchliche mancher Einrichtungen der bestehenden katholischen Kirche schärfen mußte. Dann sah und hörte er Luther selbst auf dem Reichstage zu Worms 1521 und nahm Interesse an ihm. Er besuchte den Reformator in seiner Herberge. Und der Eindruck, den P. von Worms nach Hause brachte, war stark genug um ihn zu vermögen, die Fragen, welche die Zeit bewegten, an der Hand der reformatorischen und Streitschriften zu studiren und zu überdenken. Den Ausschlag für Philipp's förmlichen Anschluß an die Sache der Neuerer gab dann aber, soweit wir sehen, Melanchthons auf des Landgrafen Erfordern verfaßte und diesem gewidmete „Summe der christlichen Lehre, die Gott jetzt wiederum der Welt gegeben hat“ (1524), worin die Gerechtigkeit durch den Glauben im Gegensatz zur Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke behandelt wird. Der Landgraf war überzeugt. Entsetzlich erschien ihm fortan die Anmaßung der Kirche, gegen und über die Gebote Gottes hinaus die Gewissen der Menschen zu richten und diese in die Fesseln mehr oder minder willkürlicher Satzungen und Ceremonien zu schlagen, wogegen er die echte biblische und christliche Weisheit in dem was Luther lehrte, wiederfand. Den eigentlich dogmatischen Fragen und Grübeleien stand P. ferner, wie denn auch später die einfachere Abendmahlslehre Zwingli's dem offenen Sinne des Landgrafen verständlicher und darum sympathischer war als der Mysticismus Luthers.

Wie aber den jungen Fürsten weder die Abmahnungen der eigenen Mutter noch die Trübung seines Verhältnisses zu seinem väterlichen Freunde Georg von Sachsen in seiner Haltung erschütterten, so ließ er sich auch durch den Ausbruch des Bauernkriegs (1525), den ja die Gegner lediglich als Frucht der lutherischen Lehren zu bezeichnen keinen Anstand nahmen, nicht irre machen. P. war fast der erste unter den Fürsten, der sich mannhaft erhob. Nachdem er an den Grenzen Hessens den Aufstand rasch zu Boden geworfen und dadurch das eigene Gebiet vor dem Schrecken der Empörung fast völlig bewahrt hatte, zog er nach Thüringen den sächsischen Fürsten zu Hülfe, wo unter seiner thätigen Antheilnahme der Sieg von Frankenhausen erfochten und die Stadt Mühlhausen, der Sitz des Schwärmers Thomas Münzer, eingenommen wurde. Nur um so mehr aber traten jetzt, nach der Niederwerfung des Aufstandes der Unterthanen, die confessionellen Gegensätze bei den Obrigkeiten selbst hervor. Herzog Georg, der fanatische Gegner der Person und Lehre Luthers, berief die Kurfürsten Joachim von Brandenburg und Albrecht von Mainz und die Herzöge Heinrich und Erich von Braunschweig zum 19. Juli nach Dessau, wo man es, um künftigen Empörungen der Unterthanen vorbeugen zu können, für unerläßlich erklärte, daß vor allem die „verdammte lutherische Secte“, als Wurzel des Aufruhrs ausgerottet werde. Diese Erklärung wurde dann Kursachsen und Hessen mitgetheilt; man mochte hoffen, die beiden Fürsten einschüchtern zu können. Allein dies Vorgehen der Verbündeten hatte bei P. und Johann von Sachsen gerade die

gegentheilige Wirkung. Es bestärkte diese nicht nur in der Anhänglichkeit an die Reform, sondern gab ihnen auch Anlaß nunmehr ihrerseits auf Vertheidigung und Zusammenfassung ihrer Kräfte zu denken, was um so nothwendiger schien, als kurz darauf ein neues Reichstagsausschreiben des Kaisers dessen unverändert feindliche Stellung zur Neuerung klarlegte und schon sowohl die Dessauer Verbündeten wie die Capitel der Mainzer Erzdiöcese den Kaiser angingen, wider die Neuerer offensiv einzuschreiten. Dem gegenüber suchte nun Landgraf P. vor allem engsten Anschluß an das Kurhaus Sachsen. Schon im Frühling 1525 hatte er Gelegenheit genommen, auf einer Zusammenkunft Johann von Sachsen seiner Anhänglichkeit an das Evangelium zu versichern; im Herbst knüpfte er aufs neue an, lud den Kurprinzen Johann Friedrich zu sich nach Friedewald und brachte endlich, Februar 1526, in einem Augenblick, da der Kaiser durch den Frieden von Madrid freie Hand wider die Neuerer zu gewinnen schien, auf einer Gothaer Zusammenkunft ein förmliches Bündniß mit dem Kurfürsten zum Schutz der evangelischen Lehre zu Stande, welches den Ausgangspunkt für eine allgemeine Vereinigung der gesammten evangelischen Stände bilden sollte. In der That gelang es dem Kurfürsten von Sachsen, eine Reihe norddeutscher Stände zum Eintritt in das Bündniß der Evangelischen zu bringen. Dagegen hatte Landgraf P. bei den oberdeutschen Ständen keinen Erfolg, die namentlich noch, ehe sie verbindliche Zusagen ertheilten, den Ausgang des auf den Frühsommer 1526 ausgeschriebenen Speierer Reichstages abwarten wollten. In Speier erschien dann auch P. An der Spitze von zweihundert Rittern zog er am 12. Juli in die alte Reichsstadt ein, in dieselben Farben gekleidet wie Johann von Sachsen, der am 20. Juli anlangte, und mit demselben Abzeichen wie dieser (den Anfangsbuchstaben des evangelischen Sinnspruches Verbum domini manet in aeternum) versehen. Und während sich die beiden Fürsten über die Fastengebote der katholischen Kirche offen hinwegsetzten, verkündeten ihre Prediger unter gewaltigem Zulauf in täglichen Predigten die evangelische Lehre; vor allem auch machte P. selbst durch seinen Feuereifer für die von ihm als recht erkannte Sache und seine Belesenheit in der Bibel den größten Eindruck bei Freund und Feind; in fast allen Ausschüssen des Reichstages finden wir Hessen vertreten; bei der Wahl des „großen Ausschusses" vereinte P. sogar die relativ größte Stimmenzahl in der fürstlichen Curie auf sich. Und so bedeutend waren die Aussichten der Evangelischen in Speier, daß Erzherzog Ferdinand endlich als äußerstes Mittel eine kaiserliche Erklärung mittheilte, die dem Reichstage jede Aenderung des kirchlichen Herkommens stricte untersagte. So wurde allerdings ein Abschied zu Gunsten der Neuerung hintertrieben; doch beschlossen die Stände, den Kaiser um Aenderung seiner Weisungen zu ersuchen, bis dahin aber den Status quo aufrechtzuerhalten. Aber P. blieb hierbei nicht stehen; durch den allerdings etwas zweideutigen Wortlaut der Formel des Reichsabschiedes, wonach sich jeder Stand so halten sollte, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne, glaubte er sich zur förmlichen Umgestaltung der Kirche seines Landes berechtigt; unter Zustimmung des Landes selbst, auf einem Landtag oder einer Synode zu Homburg in Niederhessen, wurde bereits im October 1526 das Werk in Angriff genommen. P. selbst erschien in der Versammlung, umgeben von seinem vertrauten Rathe Balthasar von Schrautenbach, dem Kanzler Johann Feige von Lichtenau, dem Hofprediger Adam Krafft von Fulda und dem Franzosen Franz Lambert von Avignon, welcher ehemals Franciscanermönch, dann für die Reformation gewonnen, nach wechselvollen Schicksalen von P. kurz zuvor nach Hessen berufen war, wo er dann bei dem Reformwerk die eigentlich leitende Rolle spielte. Er legte der Synode jetzt 158 von ihm aufgestellte reformatorische Thesen, „Paradoxa", vor, auf deren Grund in dreitägigen Verhandlungen, bei denen auch die

altgläubige Opposition zu Worte gekommen war (die sich allerdings im wesentlichen darauf beschränkt hatte, dem Fürsten und der Synode die Befugniß zur Vornahme der Reform zu bestreiten), eine Reformationsordnung vereinbart wurde, welche die hessische Kirche von Grund aus umgestaltete. Durch freiwilligen Beitritt sollten überall evangelische Gemeinden sich bilden, je von einem Bischof als Seelsorger, Aeltesten (Presbytern) zur Aufrechterhaltung der Lehre und Diakonen, hauptsächlich zur Handhabung der Armenpflege, geleitet. Sämmtliche Bischöfe aber und ein Vertreter jeder Gemeinde bilden zusammen mit dem Fürsten und den Grafen und Herren des Landes die Synode, die jährlich zusammentritt, um über alle kirchlichen Angelegenheiten zu berathen, sowie einen Ausschuß zur Geschäftsleitung und drei Visitatoren zu wählen. Diese Bestimmungen traten dann freilich weder auf einmal noch überhaupt ganz in dieser Weise ins Leben. Das Ideal der freien evangelischen Gemeinde ließ sich so, wie es dem Landgrafen und seinen Räthen anfangs vorschwebte, nicht verwirklichen; P. selbst richtete später als Grundlage für die kirchliche Eintheilung des Landes sechs Superintendenturen ein. Im übrigen erhielt die Kirche ihre weitere Ausbildung namentlich Ende der 30er Jahre auf Grundlage der Wittenberger Concordie und unter vorwaltendem Einfluß Martin Bucers. — An vielen Orten fand der Landgraf mit seiner Neuerung bei der Bevölkerung, selbst bei Klerus und Mönchen, das bereitwilligste Entgegenkommen; andererseits fehlte es auch nicht an Widersetzlichkeit, die zu besiegen P. zum Theil erst nach längerer Zeit gelang, so namentlich bei dem mächtigen in Hessen reich begüterten Orden der Deutschherren. Dagegen brachte er schon 1528 den kirchlichen Oberen des größten Theiles von Hessen, den Erzbischof von Mainz, zum Verzicht auf seine Rechte. Die überflüssig gewordenen Meßgeräthe &c. kamen großentheils in die allgemeinen Armen- oder Gotteskasten; das Gut der aufgehobenen oder auf den Aussterbeetat gesetzten Klöster aber fand, nach den Beschlüssen eines Kasseler Landtages von 1527, seine Verwendung zum Theil als Ausstattung der austretenden und Unterhaltung der im Kloster verbleibenden Ordenspersonen; ferner überwies man die Stifte Kauffungen und Wetter der Ritterschaft des Landes zum Zweck der Ausstattung armer Fräulein von Adel; sodann begründete der Landgraf zu Haina, Merxhausen, Hochheim und Gronau vier große Landeshospitäler. Die merkwürdigste Stiftung aber ist die der Universität Marburg, welche als erste auf der Basis der evangelischen Lehre gegründete Hochschule, reich ausgestattet, schon 1527 eröffnet werden konnte; unter den ersten Professoren begegnen die Theologen Lambert von Avignon, Adam Krafft und Erhard Schnepf von Heilbronn, der Jurist Johann Eisermann von Amöneburg (Ferrarius Montanus, erster Rector), der Mediciner Euricius Cordus, und unter den sechs Lehrern der Sprachen und freien Künste Hermann von dem Busche. — Auch für die Hebung der Sittlichkeit im Lande war P. besorgt; den reformatorischen Einrichtungen gehen verschiedene sittenpolizeiliche Verordnungen gegen das Zutrinken, Fluchen, geschlechtliche Ausschweifungen, sowie gegen übermäßigen Luxus u. s. w. zur Seite. — Indem dergestalt P. das, was er als seine obrigkeitliche Pflicht erachtete, mit Energie und Folgerichtigkeit angriff und durchführte, überwarf er sich freilich von Grund aus mit seinem Schwiegervater Herzog Georg. Ueberhaupt aber hatte damals, nachdem der Speierer Reichsabschied von 1526 die allgemein herbeigesehnte Entscheidung in der kirchlichen Frage nicht gebracht hatte und jede Aussicht auf ein allgemeines oder nationales Concil, angesichts des erneuten Kampfes der Weltmächte, geschwunden war, die Unsicherheit und Unklarheit der Verhältnisse nur noch zugenommen; jede Partei besorgte von der anderen vergewaltigt zu werden, zumal aber geberdeten sich die Alt-

gläubigen durchweg so feindlich und trotzig, daß die Angabe eines ungetreuen Beamten Herzog Georgs von Sachsen, Dr. Ottos von Pack, daß im Mai 1527 zu Breslau, wo damals einige der eifrigsten unter den altgläubigen Ständen beisammen gewesen waren, ein Offensivbündniß zur Vernichtung des Lutherthums und seiner hauptsächlichsten Bekenner abgeschlossen worden sei, bei dem Landgrafen Glauben fand und ihn bewog, nach Verständigung mit Kurfürst Johann, um dem drohenden Angriff zuvorzukommen, schleunigst zu rüsten und zunächst die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, welche zu den Theilnehmern des Bündnisses gehören sollten, anzugreifen, indem er zugleich die Bündnißurkunde nach einer Abschrift, die ihm Pack geliefert hatte, veröffentlichte (Mai 1528). Allein der einstimmige, entschiedene Protest der sämmtlichen angeblichen Theilnehmer machte den Landgrafen stutzig; ohne den Glauben an die Wahrheit der Angaben Packs ganz aufzugeben, sah er doch ein, daß er sich von seinem Feuereifer zu weit habe führen lassen; die überzogenen Bischöfe mußten freilich seinen Angriff mit Geld abkaufen; auch mit dem Cardinal von Mainz rechnete der Landgraf bei dieser Gelegenheit ab; dann aber legte er die vorschnell ergriffenen Waffen aus der Hand. Pack wurde in Gewahrsam genommen, nachdem ein Verhör aber keine Klarheit gebracht hatte, entlassen; mit Herzog Georg kam erst nach Monaten eine äußerliche Versöhnung zu Stande; der schwäbische Bund, der eine drohende Haltung gegen den Landgrafen annahm, ließ sich endlich auch beschwichtigen. So gingen diese Pack'schen Händel ohne bedeutsamere Folgen vorüber; sie illustrirten die precäre Lage des Reichs, aber sie überzeugten die Anhänger des alten Systems keineswegs von der Nothwendigkeit, mit ihren evangelischen Mitständen ein friedliches Auskommen zu suchen. Noch immer dachte man daran, die reformatorische Bewegung mit Hilfe des Kaisers unterdrücken zu können. Das zeigte sich schon auf dem zweiten Speierer Reichstage, welcher, allerdings noch in Abwesenheit des mit dem Papste aufs neue verbündeten, wider Frankreich siegreichen Kaisers, im Frühling 1529 zusammentrat und in seinem Abschied die Bestimmungen von 1526 aufhob, die Vornahme fernerer Neuerungen verbot, dagegen ausdrücklich statuirte, daß niemand am Messehalten verhindert und kein geistlicher Stand in seinen Rechten verletzt werden dürfe. Durch Zustimmung zu diesen Beschlüssen einer altgläubigen Mehrheit würden die Evangelischen sich selbst aufgegeben haben; unter Vorantritt des Landgrafen erklärten sie, daß ein Majoritätsbeschluß in Sachen des Gewissens keine Statt haben könne. Als aber ihre Vorstellungen ungehört verhallten, traten die evangelischen Fürsten am 19. April mit einem Protest hervor, den sie zu den Acten des Reichstages zu nehmen ersuchten. Sie erklärten darin, daß der Abschied von 1526 nicht einseitig aufgehoben werden könne und daß sie daher fortfahren würden, nach dessen Wortlaut sich mit ihren Unterthanen in Hinsicht der Religion so zu verhalten, wie sie es gegen Gott und den Kaiser zu verantworten sich getrauten. Einige Tage später traten vierzehn Reichsstädte dem Protest bei, den dann der Landgraf, da die Reichstagsmehrheit die Annahme verweigerte, schon am 5. Mai durch den Druck veröffentlichte. Inzwischen aber ließen sich die Umstände immer gefahrdrohender für die „Protestanten" — das wurde hinfort ihr Name — an. Der Kaiser gelangte im Laufe des Sommers nicht nur zu einer vollen Verständigung mit dem Papst, sondern auch — in dem Damenfrieden von Cambrai — mit Frankreich. Er erhielt die Hände frei und konnte endlich Spanien verlassen. Zu Bologna traf er mit dem Papste zusammen, der ihm hier am 24. Februar 1530, am Geburtstage Karls und dem Jahrestag des Sieges von Pavia, die kaiserliche Krone aufsetzte, in Abwesenheit fast sämmtlicher deutscher Fürsten, deren Stelle italienische Große und spanische Granden einnahmen. Schon vorher hatten die Protestanten sich an Karl gewendet um

ihr Verhalten vor ihm zu rechtfertigen; allein ihre Gesandtschaft fand zumal infolge der Ueberreichung einer Confessionsschrift, die der unerschrockene Landgraf mitgegeben hatte, einen sehr ungnädigen Empfang; die Gesandten schätzten sich glücklich, ohne Schaden an Leib und Leben wieder zurückzukehren. P. meinte zwar, es sei besser, daß der Kaiser dergestalt seine Absichten enthüllt, als wenn er einen „halben gnädigen“ Bescheid gegeben hätte; andererseits schien dann doch das Ausschreiben, durch welches Karl die Reichsstände nach Augsburg einberief, den Wunsch des Kaisers zu bekunden, auf Grund unparteiischer Prüfung und nach Anhören beider Theile die kirchliche Zwietracht beizulegen. Fast vollzählig erschienen die protestantischen Fürsten in Person zu Augsburg. Am 12. Mai ritt der Landgraf mit 150 reisigen Begleitern ein; alsbald wurde der evangelische Gottesdienst in Augsburg eingerichtet, nicht mehr wie vor vier Jahren zu Speier in den Herbergen der Fürsten, sondern in mehreren Kirchen der Stadt. Doch mußte das beim Herannahen des Kaisers, welcher am 15. Juni eintraf, abgestellt werden; dagegen verblieben die Protestanten auf ihrer Weigerung, sich an der Frohnleichnamsprocession (16. Juni) zu betheiligen. Diese feste Haltung bewahrten sie dann auch in den Verhandlungen des Reichstags selbst. Es schien das sogar auf den Kaiser nicht ohne Eindruck zu bleiben, der am 25. Juni die Verlesung der von Melanchthon verfaßten „Confession“ der Protestanten in seiner Gegenwart zuließ. Allein man konnte doch nicht lange darüber zweifelhaft bleiben, daß Karl, den Worten des Ausschreibens zuwider, die Angelegenheit des Glaubens nur nach vorgefaßter Ansicht zu behandeln willens sei. Bereits brannte dem ungeduldigen Landgrafen in Augsburg der Boden unter den Füßen; er ging den Kaiser um seine Entlassung an; als Karl dieselbe versagte, zog P. nichts destoweniger am 6. August heimlich von hinnen. Der Ausgang des Reichstags bestätigte seine Voraussicht. Der Kaiser und die Mehrheit der Stände erachteten die Confession durch die „Confutatio“ der katholischen Theologen für widerlegt; Melanchthons „Apologie“ blieb unberücksichtigt und der Reichsabschied vom 19. November 1530 verwarf alle Abweichungen von der herrschenden Lehre der Kirche und verlangte von den Protestanten, sich der Entscheidung eines künftigen Concils zu unterwerfen, bis zu dessen Zusammentritt aber sich aller Neuerungen zu begeben; andernfalls drohte der Kaiser zu thun, was seines Amtes sei.

Die Antwort der Protestanten auf den Reichsabschied von Augsburg war die Aufrichtung des Schmalkaldischen Bundes. Hatten, wie wir sahen, schon seit 1525 insbesondere Kursachsen und Hessen den Zusammenschluß aller evangelischen Reichsstände zum Zweck der Vertheidigung ihres Glaubens ins Auge gefaßt, so war dieser Plan von seiner Verwirklichung noch weit entfernt. Ja, es war sogar, indem Luther seit 1526 mit der zwinglianischen Auffassung des Abendmahls und einiger anderen Punkte in Streit gerathen, eine innere Spaltung im Protestantismus entstanden, indem Zwingli namentlich in Oberdeutschland viele Anhänger gefunden hatte, während Kursachsen, Brandenburg, Nürnberg u. a. streng lutherisch dachten. Nur der Landgraf besaß freien Blick genug, um eine vermittelnde Haltung zu behaupten: er suchte vor allem die Beilegung des Streites im Interesse des engen Zusammengehens aller evangelischen Elemente herbeizuführen. Auf seine Einladung kamen im Herbst 1529 zu Marburg auf dem landgräflichen Schlosse Luther und Zwingli, jeder von den angesehensten Prädicanten seiner Partei umgeben, zusammen, um über die unterscheidenden Punkte ihrer Lehren zu disputiren. Aber die Einigung scheiterte an der Unbeugsamkeit, mit der Luther an seiner Ansicht von der realen Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl festhielt. Da war denn auch kein politisches

Zusammengehen möglich. Noch auf dem Augsburger Reichstage mußten die zwinglianisch gesinnten Städte Straßburg, Constanz, Ulm und Reutlingen in der sog. Tetrapolitana ihre eigene Confessionsschrift einreichen. Ohnehin hatte der Bündnißgedanke den Beifall Luthers nicht, der zumal die Gegenwehr wider den Kaiser, die von Gott eingesetzte Obrigkeit, als unchristlich verwarf und in dieser Ansicht auch bei Kursachsen und den Uebrigen Zustimmung fand. Nur Landgraf P. dachte anders. Er lebte, besonders seit dem Marburger Religionsgespräch, in dem Gedanken, alle dem Kaiser, als dem Hauptgegner der Evangelischen, feindlichen Elemente in Europa zu einem großen Bündniß zu vereinigen. P. stand hier zumal unter dem Einfluß der mächtigen Persönlichkeit Zwingli's, mit dem er von dem Religionsgespräch bis zu dessen Tode einen vertraulichen politischen Briefwechsel unterhielt. Hier richten sich die Gedanken auf die gesammte Lage der Welt; die nahen und die weitesten Ziele werden neben einander ins Auge gefaßt: ein hessisch-schweizerisches Bündniß, welches denn auch durch den Eintritt Philipp's in ein sogenanntes Burgrecht mit Zürich, Basel und Straßburg (November 1530) angebahnt wurde, und die Rückführung Ulrich's von Würtemberg in sein Land; die Hineinziehung des ganzen Nordens Deutschlands in das schweizerische Burgrecht, Verhandlungen mit Venedig, mit Dänemark, mit Frankreich, ein Bund der ganzen nichthabsburgischen Welt, getragen von dem Grundgedanken des Evangeliums und des Gegensatzes gegen die spanisch-habsburgische Monarchie, die man zertrümmern will; plant man doch sogar, dem Kaiser den Eintritt in Deutschland zu sperren. Allerdings blieben diese Gedanken meist auf dem Papiere; ihre Ausführung scheiterte besonders an dem anfänglich friedfertigen Gebahren des Kaisers und dem schroffen Verhalten der Lutherischen gegen die Zwinglianer und Oberdeutschen. Aber noch auf dem Augsburger Reichstage selbst, als die Aussicht auf eine Verständigung mit den Katholischen sich immer mehr trübte, fand eine Annäherung zwischen den Sachsen und den Oberdeutschen statt. Die theologischen Bedenken Luthers über den Widerstand gegen den Kaiser traten vor den Ansichten der Juristen und Staatsmänner zurück. Sachsen regte jetzt eine Gesammtverbindung der evangelischen Partei, die es früher, zumal schon in Speier 1529, zurückgewiesen hatte, seinerseits an. Es waren nicht die ausschweifenden Gedanken eines Bundes mit Frankreich und Venedig, eines Offensivkrieges, einer Absperrung Deutschlands gegen die katholische Weltmonarchie; wol aber eine Zusammenfassung der gesammten germanischen protestantischen Welt und der Wille entschlossenster gemeinsamer Vertheidigung. So kam am 31. December 1530 auf einer Tagfahrt zu Schmalkalden der Entwurf eines Bündnisses zu Stande, zwischen den Fürsten von Sachsen, Lüneburg, Brandenburg-Ansbach, Hessen, Anhalt, und fünfzehn theils nieder- theils oberdeutschen Reichsstädten (darunter alle vier Unterzeichner der Tetrapolitana, die sich allerdings zum Theil den definitiven Beitritt noch vorbehielten), zunächst zur Herbeiführung einer Milderung des Augsburger Abschiedes, aber auch zur Erhaltung christlicher Wahrheit und Friedens und zur Abwehr unbilliger Gewalt. In der Folge wurde dann über den Beitritt der evangelischen Schweizer zu dem Gesammtbündniß und zugleich über ihre dogmatische Vereinigung mit den Katholischen auf Grundlage einer von Bucer abgefaßten vermittelnden Formel verhandelt; aber Zwingli und die Seinen konnten sich nicht sogleich entschließen, die gebotene Hand anzunehmen. Doch hielt P. an der Verbindung mit den Schweizern fest, durch die er aufs neue mit Frankreich anknüpfen ließ, während er selbst sich dem mit Habsburg rivalisirenden Hause Baiern, welches an der Anfang 1531 gegen den Protest Kursachsens erfolgten Wahl Ferdinands zum römischen Könige den größten Anstoß nahm, näherte. Aber schon im October kreuzte die Katastrophe in der Schweiz

— der Tod Zwingli's und der ungünstige Friede von Kappel — die Pläne des unermüdlichen Fürsten. Damit war der Gedanke des evangelischen Gesammtbündnisses definitiv aufgegeben; die Geschicke Deutschlands schieden sich — und zwar für immer — von der Schweiz. Die oberländischen Städte, welche bis dahin nach der Schweiz gravitirt hatten, verloren mit Zwingli ihren besten Rückhalt; sie waren fortan auf den Schmalkaldischen Bund angewiesen, dem sie dann auch im December 1531 auf einer zweiten Versammlung zu Frankfurt in aller Form beitraten. So schien Sachsen und das Lutherthum über den Landgrafen und die Oberdeutschen gesiegt zu haben. Selbst der Kaiser sah sich schon 1532 bewogen, in dem sogenannten Nürnberger Religionsfrieden, unter dem Eindruck einer neuen Unternehmung der Türken, den Lutherischen das zu gewähren, was er in Augsburg 1530 versagt hatte: einstweilige Duldung; freilich auch nur den Lutherischen, den Anhängern der Confessio Augustana, und auch diesen nur bis auf weiteres und ohne daß etwas darüber ausgemacht war, ob solche Stände, die sich künftig zum Lutherthum bekennen würden, in den Frieden eingeschlossen sein sollten. Unter diesen Umständen sträubte sich der Landgraf anfangs diesem beizutreten und bezichtigte die Sachsen schimpflicher Nachgiebigkeit. Wenn er sich dann aber auch nothgedrungen anschloß, so gab er seine weitergehenden Pläne, in denen er lebte und webte, keineswegs auf. Nur um so eifriger suchte und unterhielt er Beziehungen zu den rheinischen Kurfürsten, den Herzögen von Baiern, zu Dänemark-Holstein und Frankreich. Im Mittelpunkt seiner Bestrebungen aber steht von jetzt ab das Project der Rückführung des vertriebenen Herzogs Ulrich von Würtemberg in sein Land, welches, den Habsburgern überliefert, die österreichische Machtstellung in Oberdeutschland erheblich verstärkte. Dem flüchtigen Herzog, der sich inzwischen den Evangelischen angeschlossen hatte, gewährte Landgraf P. schon seit 1527 Obdach und Schutz; längere Zeit trug er sich auch bereits mit dem Gedanken, Ulrich herzustellen; während der Pack'schen Händel sowie nach dem Speierer Reichstag von 1529 und bei anderen Anläßen war ernsthaft davon die Rede. Jetzt aber war die Zeit gekommen. Den unermüdlichen Anstrengungen Philipps gelang es zunächst den Schwäbischen Bund, obwohl der Kaiser dessen Erneuerung wünschte, zu sprengen. Ferner suchte er insbesondere auch Baiern, welches zwischen der Besorgniß vor der habsburgischen Macht und dem Wunsche den Katholicismus aufrechtzuerhalten unentschieden hin- und herschwankte, zu gewinnen und wenigstens so viel wurde erreicht, daß Baiern die Restitution Ulrichs zuließ; directe Hilfe dagegen, wenn auch nur in Gestalt von Geld, versprach K. Franz von Frankreich, mit dem der Landgraf Anfang 1534 in Barleduc eine Zusammenkunft abhielt, nicht um sich den Plänen französischen Ehrgeizes zur Verfügung zu stellen, sonderlich lediglich, um den schnöden Rechtsbruch der Habsburger, ihre Verletzung deutscher Reichsfreiheit zu ahnden. Der französischen Bundesgenossenschaft sicher, trat dann P. im April, muthvoll, wenn auch ohne sich über die Schwierigkeiten des Unternehmens zu täuschen, seinen Zug nach Würtemberg an. Mit etwa 24000 Mann drang er in das Land ein; bei Lauffen unweit der Grenze stellte sich ihm der Statthalter Ferdinands, Pfalzgraf Philipp, der ruhmvolle Vertheidige rWiens, vom Jahre 1529 entgegen, freilich mit unzulänglicher Macht. In einem ersten Scharmützel am 12. Mai wurde der Pfalzgraf verwundet; am nächsten Tage folgte die Entscheidung: ein rascher Flankenangriff des Landgrafen bewog die Gegner, welche in einem engen Thalkessel zwischen Neckar und Zaber aufgestellt waren, um nicht umzingelt zu werden, einen gedeckten Rückzug anzutreten, der dann aber, durch die hessischen Reiter beunruhigt, in eine verlustreiche Flucht ausartete und, ohne daß es zu einer eigentlichen Schlacht gekommen war, dem Sieger das Land öffnete. Ulrich, der sich

in Person beim Heere befand, konnte fast widerstandslos von seiner Herrschaft Besitz nehmen; die Bevölkerung war ohnehin dem österreichischen Regimente gram und begrüßte den angestammten Fürsten mit Freuden. Selbst die Festungen gingen rasch über. Und schon am 29. Juni kam es unter Vermittlung Kursachsens und anderer Fürsten zum Frieden mit Ferdinand (zu Kadan bei Annaberg in Böhmen) wonach Ulrich, allerdings unter Vorbehalt der österreichischen Oberlehnsherrlichkeit, sonst aber mit den Rechten eines Reichsfürsten, Würtemberg zurückerhielt. Außerdem mußte Ferdinand — gegen Anerkennung seines römischen Königthums durch die Schmalkaldener — diesen die Errungenschaften des Nürnberger Friedens sanctioniren und, was über diesen Frieden noch hinausging, dem Herzog von Würtemberg die Erlaubniß zur Kirchenreformation im wiedererlangten Herzogthum gewähren, eine Erlaubniß, von welcher Ulrich natürlich alsbald Gebrauch machte; auch sein katholisch erzogener Sohn Christoph wurde in der Folge für die evangelische Lehre gewonnen. So war in die österreichische Machtstellung in Oberdeutschland ein gewaltiger Keil eingetrieben und zugleich dem Protestantismus daselbst eine sichere Stätte und ein Mittelpunkt für weitere Ausdehnung bereitet, ein Ergebniß, welches der kühnen Initiative des Landgrafen P. in erster Linie zu danken war. Nicht so glücklich war P. in seinen Hoffnungen, den Bischof von Münster, Franz von Waldeck, durch Unterstützung gegen seine aufständische Hauptstadt, in der die Wiedertäufer die Oberhand erlangt, für das Evangelium zu gewinnen; der Sturz der letzteren zog hier die Restitution des schroffsten Katholicismus nach sich. Dagegen gelang P. ein anderes ungleich wichtigeres Werk, nämlich die religiöse Vereinigung zwischen den Evangelischen Nieder- und Oberdeutschlands. Unter seinen Auspicien großentheils wurden die Verhandlungen betrieben, welche schließlich dahin führten, daß Luther eine von Bucer aufgestellte, der seinigen angenäherte Formel über die Bedeutung der Einsetzungsworte des Abendmahls annahm und daraufhin die Oberländer als Brüder anerkannte; letztere nahmen dann die Augsburgische Confession und deren Apologie als das eigene Bekenntniß an; sie fielen also fortan auch unter die Bestimmungen des Nürnberger Friedens, dem man jetzt unter Connivenz Ferdinands und des Kaisers die Ausdehnung gab, daß auch die zur Confessio Augustana neu hinzutretenden Stände eingeschlossen seien. Auf dieser Grundlage breitete sich der Protestantismus in Ober- wie in Niederdeutschland gewaltig aus; im Besonderen kam den Neugläubigen der Tod Joachims I. von Brandenburg (1535) und Georgs von Sachsen (1539) zu statten, da deren Nachfolger in kurzem der evangelischen Lehre in den beiden Ländern zum Sieg verhalfen; schon etwas früher war auch der Bundesgenosse des Landgrafen, König Christian III. von Dänemark, dieses Landes völlig Herr geworden und hatte ebenfalls die neue Lehre durchgeführt. Die Protestanten konnten es jetzt unbedenklich wagen, die Bemühungen des neuen Papstes Paul III. (seit 1534) um das Zustandekommen eines Concils, welches ihnen keine Garantie unparteiischer Prüfung ihrer Lehren bot, zu verwerfen; auch der Nürnberger Bund der katholischen Stände von 1538 schreckte sie nicht; in der That mußte ihnen in dem Frankfurter „Anstand“ vom April 1539 zugestanden werden, daß die Religionsprocesse, mit denen das Kammergericht die Protestanten zu verfolgen nicht aufhörte, auf achtzehn Monate eingestellt und inzwischen der Versuch gemacht würde, die kirchliche Frage statt auf dem Wege des Concils durch eine rein deutsche interne Lösung zum Abschluß zu bringen. Im Sommer 1540 sollte ein Ausschuß von Laien und Gelehrten die Verhandlungen darüber beginnen. Doch war auf den Kaiser, dessen Ankunft man damals wieder entgegensah, kein Verlaß. Mit Frankreich seit 1538 im Frieden, mit der Curie aufs neue in enger Verbindung, weigerte er auf Wunsch derselben die Ratification des

Frankfurter Anstandes. Da mußten die Protestanten wol besorgt sich fragen, was seine Ankunft im Reiche ihnen bedeuten werde. Allein sie standen nicht mehr allein wie vor zehn Jahren. In ganz Deutschland konnte einzig Herzog Heinrich von Wolfenbüttel als Anhänger des Kaisers gelten, sonst war diesem Aller Stimmung entgegen. Man wünschte im Reiche auf beiden Seiten den Frieden, dem nur die Vergrößerungsgelüste des Hauses Habsburg entgegenzustehen schienen. Zumal die Gelüste Karls auf Geldern mußten weithin Besorgnisse erwecken und Widerstand hervorrufen. Mit Geldern hätte Karl nicht nur am Unterrhein die beherrschende Position gewonnen, sondern er wäre in Norddeutschland überhaupt, wo soeben der Protestantismus zu voller Entfaltung gekommen war, der mächtigste Herrscher gewesen. Auch war zu besorgen, daß er bei Geldern nicht stehen bleiben würde. Hatte er soeben die Bisthümer Utrecht und Lüttich eingezogen, so traute man ihm die Absicht zu, die Bisthümer des Reichs überhaupt zu säcularisiren und ihre politische Macht an die Krone zu nehmen — eine Gefahr, der gegenüber in dem deutschen Episcopat sogar die Idee einer Umwandlung der Stifter in weltliche Fürstenthümer auftauchte. Aber auch die auswärtigen Mächte, England, Frankreich, Dänemark konnten die drohende Ausdehnung der burgundischen Macht nicht gleichgiltig ansehen; zumal Heinrich VIII. machte Miene eine solche nicht zuzugeben; er vermählte sich eben damals mit Anna von Cleve, der Schwester des vom Kaiser bedrohten Herzogs Wilhelm von Jülich-Cleve und Geldern. So fehlte es nicht an Kräften, die dem Kaiser feindlich waren; und es wäre nur darauf angekommen, diese alle unter sich zu verbinden, zu einem großen Schlage zu vereinigen. In diesem Gedanken aber erscheint nun vor allem wiederum Landgraf P. thätig. Er steht in der Mitte aller dieser Wünsche und Versuche; viele gingen von ihm aus; andere gelangten an ihn, damit er ihnen Verbreitung und Ausführung verschaffe; mit allen Parteien stand er in Verbindung, mit den Schmalkaldenern und den katholischen Fürsten und Bischöfen, ebenso wie mit den auswärtigen Mächten, den Königen von Frankreich, England, Dänemark. Aber die Zerklüftung und die auseinandergehenden Interessen der einzelnen Mächte erwiesen sich als zu stark; nach den eifrigsten Verhandlungen sah sich P. im Frühling 1540 eben soweit wie im Herbst 1539, oder vielmehr, es hatte sich inzwischen gezeigt, daß eine Verbindung aller dieser heterogenen Elemente wider den Kaiser unmöglich sei. Furcht und Mißtrauen, Kleinmuth, Selbstsucht herrschten im protestantischen wie im katholischen Lager; die Bischöfe kamen von ihren Reform- und Umwandlungsideen zurück, Baiern erwies sich doppelzüngiger und hinterhaltiger als je; eine Sendung nach England mißglückte vollständig; die Beilegung der Irrungen unter den verschiedenen Ständen zeigte sich aussichtslos. Dazu kam, daß eine unmittelbare Gefahr nicht vorzuliegen schien. Der Kaiser ließ sich eben jetzt, da er sich dem Reiche näherte, ungemein friedlich vernehmen und wenigstens die deutschen Stände hätten es doch immerhin, so viel Ursache sie auch hatten, der Sprache des Kaisers zu mißtrauen, am liebsten gesehen, wenn sie im Frieden mit Karl hätten auskommen können. Vor allen Landgraf P. selbst. In ihm lebte der Reichsgedanke, der Sinn für die Aufrechterhaltung von Kaiser und Reich; er hat stets die Zugehörigkeit zum Reiche als eine persönliche Verpflichtung gegen den Kaiser gefühlt. Und nachdem er seiner Pflicht gegen Ulrich von Würtemberg genügt, war es das Ideal seines Strebens, im Dienste des Kaisers die Reichsfeinde, womöglich die türkischen Bedränger des christlichen Glaubens zu bekämpfen. Schon 1535 ging er selbst nach Wien, um seine Dienste anzubieten. Hier traute man zuerst der anscheinend so plötzlichen und unvermittelten Schwenkung des Landgrafen nicht; man besorgte eine List. Als man sich freilich von seiner Aufrichtigkeit überzeugt hatte, wetteiferten

die habsburgischen Diplomaten förmlich ihn festzuhalten und zu bestricken. Jahrelang hielt man den Arglosen mit den lockendsten Aussichten hin, um ihn schließlich zu verderben. Die Reise nach Wien war der erste Schritt Philipp's auf der schiefen Bahn, die ihn ins Verderben brachte. Im Jahre 1539 freilich, unter Einwirkung der geschilderten Sachlage, schien der Landgraf die Stricke zerrissen zu haben, die ihn fesseln sollten. Er stand als Führer und Vermittler im Centrum aller antihabsburgischen Bestrebungen. Aber das Mißlingen aller seiner Anstalten, die Abweisungen die er dabei sogar von den besten Freunden erfuhr, führten ihn umsomehr in die alte Bahn zurück. Schon im Anfang März 1540 sehen wir einen vertrauten Rath Philipp's mit dem kaiserlichen Minister in Köln conferiren. Und in demselben Augenblick that P. noch einen anderen folgenreichen Schritt. Er vollzog (4. März 1540) seine vielberufene Nebenehe mit dem sächsischen Hoffräulein Margaretha von der Saal. P. hatte schon seit langem nicht mehr vermocht, seiner Gemahlin Christine von Sachsen, die dem achtzehnjährigen angetraut worden, die eheliche Treue zu bewahren; er hat zwar von ihr sieben Kinder erzielt, aber sie genügte seinen Sinnen nicht. Andererseits schädigten ihn seine Ausschweifungen an Körper und Geist; körperlicher Krankheit gesellten sich bittere Seelenqualen hinzu: er fürchtete das Himmelreich zu verlieren; freiwillig schloß er sich vom Genuß des Abendmahls aus, schon seit 1525, so schwer es ihn ankam. Da er an Scheidung von Christinen nicht denken mochte, so wurde seine Lage nachgerade unerträglich, bis er, der eifrige Bibelleser, auf den Gedanken verfiel, eine zweite Frau heimzuführen, wie die Patriarchen des alten Testaments. Und er fand auch im neuen Testament kein Verbot der Bigamie. P. wandte sich an die Wittenberger Theologen, um ihre Billigung seines Planes zu erlangen. Natürlich erschraken sie heftig und widerriethen den Schritt; da sie aber P., der sogar andeutete, daß er andernfalls sich an den Kaiser wenden werde, entschlossen sahen, gaben sie nach; ebenso der Kurfürst von Sachsen. Nur bestanden alle auf größter Geheimhaltung. Aber, nachdem der Landgraf die Ehe eingegangen war, konnte doch das Geheimniß nicht durchaus gewahrt bleiben; wenigstens Gerüchte davon kamen ins Publicum. P. selbst, in seinem Gewissen über die Rechtmäßigkeit seines Schrittes beruhigt, wollte sich kaum zur Ableugnung verstehen. Aber wenn das Geheimniß an den Tag kam, bedrohten den Fürsten nicht die Strafen, die die peinliche Halsgerichtsordnung Karls auf Bigamie gesetzt? Es war klar, vor der Welt konnte ihn nur der Kaiser vor den Folgen seines Thuns schützen. Ohnehin gerieth der Landgraf mit den Seinen, seiner Schwester der Herzogin von Rochlitz, mit dem Kurfürsten von Sachsen in die ärgerlichsten Zänkereien; da lag es denn um so näher, daß Philipp seinen Halt an dem Kaiser suchte, dessen Minister ihm so freundlich entgegenkamen. So trug der Ehehandel des Landgrafen nicht wenig dazu bei, diesen einer Verständigung mit dem Kaiser, der fortfuhr, seine friedlichen auf Ausgleich der Religion gerichteten Absichten zu betonen, geneigt zu machen. Auf dem Reichstage zu Regensburg 1541, wo der Kaiser, nachdem die Religionsgespräche zu Hagenau und Worms (1540) und in Regensburg selbst, wo der Landgraf die Verhandlungen mit dem größten Eifer betrieb, trotz anfänglicher Annäherung zwischen den Parteien resultatlos verlaufen waren, den Protestanten eine „Declaration“ gewährte, wodurch dieselben im Besitz der eingezogenen Kirchengüter sichergestellt und der künftige Zutritt zu ihrer Religion freigegeben wurde, schloß P. seinen Sondervertrag mit dem Kaiser und versprach, das Zusammengehen der Schmalkaldener mit Frankreich und England zu hintertreiben, wofür ihn der Kaiser in seine Freundschaft und seinen besonderen Schutz aufnahm. Damit war aber P., die eigentlich treibende Kraft im Schmalkaldischen Bunde, lahmgelegt und

dieser außer Stand gesetzt, die Verlegenheiten, in welche der Kaiser in den folgenden Jahren durch Niederlagen in Ungarn und Algerien und durch den Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich gerieth, im Sinne dauernder Sicherung der Position des Protestantismus im Reiche voll auszunutzen. Einen Erfolg freilich gewährte die Gunst der Lage. Es gelang den Schmalkaldenern, ihren grimmigsten Gegner in Norddeutschland, Herzog Heinrich von Wolfenbüttel, und damit den einzigen deutschen Fürsten, der dem Kaiser unbedingt ergeben war, zu beseitigen. Der Bruch war über die Städte Goslar und Braunschweig, Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes, erfolgt, welche Heinrich unablässig bedrängte und seiner Hoheit zu unterwerfen trachtete. Schließlich war vom Kammergericht, welches aller an die Protestanten ergangenen Zusicherungen ungeachtet fortfuhr, wider protestantische Stände einzuschreiten, über Goslar die Acht ausgesprochen und der Herzog mit der Execution beauftragt worden. Freilich wurde dann auf Betreiben des Kaisers die Acht suspendirt, aber Heinrich achtete dessen nicht. Schon entspann sich ein leidenschaftlicher Federkrieg zwischen den Häuptern des Schmalkaldischen Bundes und dem Welfen, dem ehemaligen vertrauten Freunde des Landgrafen. Vergebens legte dann in Regensburg der Kaiser beiden Theilen Schweigen auf. Heinrich fuhr fort die Städte zu bedrängen, die Schmalkaldener aber schritten zur That. Im Juli 1542 übersandten sie dem Herzog ihren Fehdebrief, dem sie mit starker Macht auf dem Fuße folgten. In kurzem war das ganze Herzogthum in ihren Händen; selbst Wolfenbüttel ergab sich nach kurzer Beschießung. Eine gemeinsame kursächsisch-hessische Regierung wurde eingesetzt und Bugenhagen berufen, um das Land zur Reformation überzuführen. Vergebens suchte der Herzog, welcher fliehend das Land seiner Väter verlassen hatte, bei den katholischen Mächten Hilfe; der Kaiser, der noch immer nicht den Augenblick gekommen sah, um die Maske abzuwerfen, regte keine Hand für ihn. Endlich im Jahre 1545 verlangte der Monarch, daß ihm das Land in Sequester gegeben werde. Aber damit war Heinrich am wenigsten zufrieden; er mochte an Würtemberg denken; so rüstete er auf eigene Hand und fiel mit einigen tausend Knechten im Herbst 1545 in sein Herzogthum ein, welches er im ersten Augenblick ohne Widerstand einnahm; nur Wolfenbüttel behauptete sich. Aber schon eilte der Landgraf herbei; sächsische Truppen vereinigten sich mit ihm und am 21. October kam es nahe Northeim zum Treffen. Heinrichs Söldner hielten nicht Stand; er sah sich verlassen und von den feindlichen Schaaren umzingelt und ergab sich mit seinem Sohne Karl Victor dem Landgrafen, der ihn in der hessischen Festung Ziegenhain interniren ließ.

Inzwischen aber bereitete der Kaiser den entscheidenden Schlag schon vor, den zu führen ihn vor allem die Vertrauensseligkeit der Schmalkaldener in den Stand gesetzt hatte. Landgraf P. selbst hatte die Aufnahme des Herzogs von Jülich und Geldern in den Schmalkaldischen Bund hintertrieben; die Folge war, daß der Kaiser im Herbste 1543 über den allseitig verlassenen Fürsten herfallen konnte. Wilhelm mußte Geldern abtreten und zum Katholicismus zurückkehren. Das war der erste große Triumph, der nicht nur die Lage des Kaisers wesentlich besserte, sondern diesem auch die Ueberzeugung gab, daß er es nicht minder mit den Schmalkaldenern werde aufnehmen können. Aber vorerst bedurfte Karl der Hilfe der Protestanten noch wider Frankreich; so brachte ein Speierer Reichstag jenen neue Zugeständnisse: die Gewährleistung ihres kirchlichen Besitzstandes und die Zusicherung, daß die Beilegung des religiösen Zwiespalts auf einem freien Concil oder einem Reichstage erfolgen solle (Juni 1544). Gegen P. von Hessen, dem der Kaiser den Oberbefehl für einen demnächstigen Türkenkrieg in Aussicht stellte, erwies sich Karl in dem Maße zuvor-

kommend, daß jener sich schon als Vermittler zwischen Habsburg und Frankreich träumte: er hielt damals für möglich, daß der Kaiser Mailand an Frankreich abtrete und sich dafür an den päpstlichen Besitzungen schadlos halte. Aber der unerwartet schnelle Friedensschluß mit Frankreich (zu Crespy September 1544), in welchem dieses u. a. seine Mitwirkung zur Wiedervereinigung der Christenheit versprach, änderte die ganze Sachlage. Es folgte die Berufung eines Concils durch Papst Paul III. nach der Stadt Trient und ein Friedensschluß des Kaisers mit den Türken. Fortan stand es für Landgraf P. fest, daß über kurz oder lang geschlagen werden müsse. Und wiederum finden wir ihn in diesen Jahren nach allen Seiten rastlos thätig bei ganz oder halb gewonnenen Glaubensgenossen wie bei katholischen Ständen, und emsig bemüht der nahenden Gefahr einen genügend starken Damm entgegenzusetzen. Ein von dem Landgrafen im Herbste 1545 projectirter allgemeiner deutscher Fürstentag kam freilich nicht zu Stande; doch eröffneten sich dem Schmalkaldischen Bunde und dem Protestantismus eben damals noch große Aussichten. Hermann von Köln trat offen auf die Seite der Neugläubigen und bemühte sich, sein Stift evangelisch zu machen, und der nicht ohne Mitwirkung Philipp's erhobene neue Erzbischof von Mainz, Sebastian von Heusenstam, schien Hermanns Beispiel folgen zu wollen. Der Kurfürst-Pfalzgraf Friedrich II. verhandelte über seinen Zutritt zum Schmalkaldischen Bund. Allein inzwischen traf auch der Kaiser seine Maßnahmen; sein Bund mit der Curie festigte sich, zumal da die Protestanten das Tridentiner Concil nicht als das ihnen verheißene freie allgemeine Concil anerkennen wollten; Frankreichs war der Kaiser umsomehr sicher, als es damals mit England noch im Kriege lag; Baiern wurde durch die Aussicht auf die pfälzische Kur gewonnen; selbst protestantische Elemente schlossen sich dem Kaiser an. Es fehlte auf protestantischer Seite an festem Zusammenhalt; vor allem gefährlich war die Spannung, welche über territoriale und jurisdictionelle Fragen zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und dem jungen hochstrebenden Albertiner Herzog Moritz bestand. Der Landgraf, dessen Schwiegersohn Moritz war, erwies sich zwar unermüdlich in Vermittlungsversuchen, aber der Kurfürst war ebenso eigensinnig wie Moritz ehrgeizig und auf die Kurlinie eifersüchtig. Um so besser gelang es der überlegenen kaiserlichen Diplomatie, Moritz zu umstricken. Auf dem Regensburger Reichstage im Frühsommer 1546, der auf das ergebnißlose Speierer Religionsgespräch im März gefolgt war, kam ein festes Bündniß zwischen Karl und Moritz zu Stande, dem für thätliche Hilfe im Kriege die sächsische Kur in Aussicht gestellt wurde. Der Kaiser aber beschloß jetzt unverzüglich loszuschlagen. Er machte kein Hehl mehr aus seinen Absichten und noch auf dem Reichstage erfolgte — ohne vorgängiges Rechtsverfahren — die kaiserliche Achtserklärung gegen Johann Friedrich und P. als pflicht- und eidbrüchige Rebellen und aufrührerische Verletzer kaiserlicher Majestät (20. Juli 1546). Aber der Kaiser sah sich nicht, wie er gehofft hatte, zwei verlassenen Fürsten, sondern dem größeren Theile des auf dem Boden des Evangeliums geeinten Deutschlands gegenüber. Die Schmalkaldener, die sich in letzter Zeit allerdings trotz der unablässigen Mahnungen Philipp's sehr lau gezeigt, erklärten jetzt den Krieg als Religionssache und damit für Bundespflicht. Und Karl, dessen Werbungen noch nicht abgeschlossen und dessen Hilfsvölker noch fern waren, lag mit ein paar tausend Knechten bei Regensburg, als die Schmalkaldener bereits 50 000 Mann in Waffen hatten. Schon Ende Juli erschienen Johann Friedrich und P. mit vereinter Macht am Main; das Heer der oberländischen Stände aber operirte im äußersten Süden mit Glück, bemüht die Päffe zu sperren, durch welche die kaiserlichen und päpstlichen Hilfstruppen aus Italien heranziehen sollten. Aber die kurzsichtige Kriegsleitung rief sie zurück, aus Besorgniß, Baiern, an dessen Neutralität man noch glaubte, als es

längst seinen Vertrag mit dem Kaiser gemacht hatte, zu verletzen. So concentrirte sich die oberländische Kriegsmacht bei Donauwörth und hier stießen die Fürsten zu ihr — abermals ein schwerer strategischer Fehler; wären sie direct gegen Regensburg gezogen und hätten dort den Oberländern die Hände gereicht, so würde der Kaiser sich unmöglich haben behaupten können. So aber gewann Karl Zeit, die italischen und die niederländisch-spanischen Hilfsvölker an sich zu ziehen. Mit diesen aber war er den Gegnern gewachsen, wo nicht überlegen. Ergebnißlos manövrierten beide Heere ein paar Monate lang wider einander. Die Schmalkaldener boten wohl die Schlacht, aber einen ernsten Angriff unternahmen sie nicht. Einmal, am 30. August, war es nahe daran; die Schmalkaldener hatten in günstiger Position eine heftige Kanonade wider die Gegner eröffnet; der Landgraf drang auf einen Angriff mit gesammter Macht, aber die Bedächtigkeit des Kurfürsten und der Kriegsräthe, an deren Mitwirkung P. bei Führung des Oberbefehls gebunden war, ließ es nicht dazu kommen. So kam der Spätherbst heran; die Truppen litten unter der Ungunst der Witterung; mehr freilich die fremden Hilfsvölker im kaiserlichen Lager als die deutschen Mannen der Schmalkaldener. Trotzdem vermochte der Kaiser sein Kriegsvolk länger beisammen zu erhalten als diese, zumal da die oberländischen Städte in unzeitiger Sparsamkeit mit Darbietung der erforderlichen Geldmittel kargten. Dazu kam die Nachricht, daß Herzog Moritz, dem inzwischen vom Kaiser die sächsische Kur in aller Form zugesichert worden war, in die Kurlande eingefallen sei und dieselben großentheils eingenommen habe. So löste sich das protestantische Heer auf; nicht einmal konnte man, wie anfangs geplant, eine geringe Macht im Winterlager halten. Alles ging aus einander. Der Kaiser sah sich jetzt in der Lage, die oberländischen Städte und den Herzog von Würtemberg einzeln zur Unterwerfung zu bringen; dann zog er im Frühling 1547 nach Sachsen, gegen Johann Friedrich, dem es gelungen war, Moritz zurückzutreiben. Doch hatte der Kurfürst es abermals nicht verstanden, seinen Vortheil zu verfolgen; fast wehrlos wurde er vom Kaiser bei Mühlberg an der Elbe ereilt, geschlagen und gefangen genommen. Aber der Kaiser war mit dem Fang des Einen nicht zufrieden; er glaubte nicht eher Sieger zu sein, als bis er auch Philipp's habhaft geworden sei. Dieser war Ende 1546 unmuthig, verzweifelnd in sein Land zurückgekehrt; er empfand vollauf die Niederlage, welche die protestantische Sache in Oberdeutschland erlitten. Dabei glaubte er sich von Verrath umgeben; zumal dem landsässigen Adel mißtraute er. Noch im Winter begannen die Verhandlungen mit dem Kaiser, ernstlicher wurden dieselben, unter Vermittlung des neuen Kurfürsten Moritz und Joachims von Brandenburg, seit der Katastrophe von Mühlberg betrieben; aber der Landgraf konnte sich lange nicht entschließen, die Bedingungen des Kaisers, welcher die Auslieferung alles Geschützes und die Schleifung aller Festungen bis auf eine, dazu eine Strafsumme von 150 000 Gulden und eine förmliche Unterwerfung auf Gnade und Ungnade verlangte, anzunehmen. Als aber die vermittelnden Kurfürsten über diese letzte Bedingung den Landgrafen dahin beruhigten, daß er an Leib und Gut nicht bestraft, auch nicht mit Gefängniß belegt werden solle, nahm er, um seinem Lande die Schrecken eines Verzweiflungskampfes zu ersparen, das von den Kurfürsten im Namen des Kaisers ausgestellte Geleit an, kam nach Halle und fiel vor dem Kaiser auf die Knie, während der neben ihm knieende Kanzler Günderode die Abbitte verlas, auf die dann der kaiserliche Kanzler mit einer Erklärung antwortete, wonach die Ergebung des Landgrafen angenommen und er nicht mit ewigem Gefängniß bestraft werden sollte. Noch aber hatte der Landgraf kein Arg. Wie ein Donnerschlag traf ihn am Abend die Ankündigung des Herzogs von Alba, bei dem er als Gast verweilte, daß er das Haus nicht

verlassen dürfe. P. war gefangen, überlistet vom Kaiser. Wol hat dieser nie förmlich die Zusage gegeben, den Landgrafen nicht einige Zeit gefangen zu halten; ganz im Gegentheil hatte er anfangs den vermittelnden Fürsten es als seine Absicht erklärt, P. dasselbe Schicksal wie dem entsetzten Kurfürsten zu bereiten; aber in den späteren Verhandlungen war davon nicht nur nicht mehr die Rede gewesen, sondern in der schließlich vereinbarten Capitulation waren Dinge enthalten, welche die alsbaldige Rückkehr des Landgrafen zur Voraussetzung zu haben schienen, sodaß die vermittelnden Kurfürsten nicht anders glaubten, als daß der Kaiser auf seine anfängliche Forderung verzichtet habe; sie hatten daher dem Landgrafen auch seine unverzügliche Heimkehr in der bestimmtesten Weise gewährleistet und zwar eben, wie wenigstens P. nicht anders annehmen konnte, im Namen des Kaisers; dieser freilich kannte ihren Irrthum, hütete sich aber wohl, sie aus demselben zu befreien. Sind daher die Kurfürsten von Unvorsichtigkeit nicht freizusprechen, so noch viel weniger der Kaiser von schnöder Hinterlist; nur durch Betrug ist er des Landgrafen Herr geworden. Und über fünf Jahre hat der Fürst in der Gefangenschaft eines unversöhnlichen Gegners schmachten müssen, der es darauf angelegt zu haben schien, durch unwürdige Behandlung und Entbehrungen aller Art sein Opfer körperlich und geistig zu schwächen. Es war vergebens, daß die Kurfürsten, die sich betrogen und an ihrer Ehre verletzt fühlten, dem Kaiser die dringendsten Vorstellungen machten; daß die Gattin des Landgrafen Christine einen Fußfall vor dem Kaiser that; daß P. auch von seinem Gefängniß aus dafür sorgte, die Bedingungen seiner Capitulation pünktlich zu erfüllen und sich noch darüber hinaus zu den größten Opfern und Diensten erbot; daß er sogar das Augsburger Interim rückhaltslos annahm und dessen Einführung in Hessen betrieb und anbefahl: er blieb gefangen und mußte sogar dem Kaiser in die Niederlande folgen, wo er erst zu Oudenarde, dann zu Mecheln gefangen gehalten wurde, der Willkür übermüthiger spanischer Officiere und ihrer rohen Mannschaften preisgegeben. Zumal nachdem ein Fluchtplan des Gefangenen entdeckt worden war, hatte er, in eine enge vergitterte Kammer gesperrt, Unsägliches zu leiden. Erst nach und nach gewann der leidenschaftliche Fürst, zu dessen Leiden sich noch das peinigende bittere Gefühl gesellte, nur durch Trug und Hinterlist in eine so unwürdige Lage gebracht zu sein, die innere Ruhe und Ergebenheit in sein Geschick. Seine Hoffnung und sein Vertrauen auf Gott setzend, wollte er anfangs von den Machinationen seines Sohnes und des Kurfürsten Moritz, dem Kaiser seine Erledigung abzuzwingen, nicht viel wissen; doch würde er auf anderem Wege schwerlich die Freiheit wieder erlangt haben, da vielmehr der Kaiser bereits die Absicht hatte, ihn nach Spanien führen zu lassen, von wo er wol schwerlich je wieder zum Vorschein gekommen sein würde. Aber die Empörung des Kurfürsten Moritz und des jungen Landgrafen Wilhelm und ihrer Verbündeten im J. 1552 wendete auch Philipp's Geschick; in dem Augenblick, als Karl den Passauer Vertrag definitiv annahm, gab er auch Befehl, den Gefangenen zu erledigen. Sofort kehrte der Landgraf in sein Land heim; am 12. September traf er in Kassel ein.

Mancherlei Aufgaben harrten seiner, sowohl in seinem Lande wie auch im Reiche, wo die Zustände auch durch den Passauer Vertrag, der dem widerstrebenden Kaiser mühsam abgerungen war, und der überhaupt nur ein Provisorium schuf, noch durchaus nicht gefestigt waren. Selbst der Augsburger Religionsfriede 1555 sicherte die Stellung der Evangelischen im Reiche keineswegs; war man doch in zwei der wichtigsten Materien nicht einmal zu einer äußerlichen Verständigung gekommen. Und auch die folgenden Jahre brachten keine Beruhigung; das alte Mißtrauen zwischen den Confessionen blieb bestehen; die ferneren Versuche einer Beilegung des Schismas auf dem Colloquium zu Worms 1557 und

dem Reichstage daselbst 1559 scheiterten sofort, da die Parteien von vornherein gänzlich unvergleichbare Standpunkte einnahmen. Dazu kam die Wiedereröffnung des Tridentiner Concils, welches durchaus in den alten Formen verharrte; und schon begann die endlose Reihe der beiderseitigen Beschwerden wegen Bruchs und Umgehung des Religionsfriedens. Während aber unleugbar die Katholiken der protestantischen Partei an Machtmitteln nicht gewachsen waren, litten die Protestanten unter inneren Spaltungen, welche sie trotz allem zur Ohnmacht zu verurtheilen schienen. Den Anlaß zu den dogmatischen Kämpfen in der protestantischen Kirche bot die Entstehung einer Partei strenger Lutheraner, welche, zumal in Nieder- und Mitteldeutschland und auf der Universität der sächsischen Ernestiner zu Jena vertreten, alle auch nur im mindesten abweichende Meinungen, zumal die Melanchthonische Richtung in Wittenberg und die oberdeutschen gemäßigten Anschauungen als schlechthin ketzerisch in fanatischer Polemik bekämpften. Da war denn natürlich auch an ein politisches Zusammengehen nicht zu denken. Die Sachlage war ähnlich, nur daß freilich der Streit viel hitziger geführt wurde, wie vor 30 Jahren zwischen den Lutheranern und den Oberdeutschen und Schweizern. Wie aber damals Landgraf P. vor allen andern den Gedanken der religiösen und politischen Union aller Parteien des Protestantismus hochhielt, so sehen wir ihn auch jetzt wieder als den hervorragendsten Vertreter dieser Einungstendenzen sich geberden. Im speciellen aber suchte P. bei Ausbruch der Religionskriege in Frankreich den Hugenotten, welche mit Hülfe katholischer deutscher Stände von den Guisen bekämpft wurden, die Unterstützung des protestantischen Deutschlands zuzuwenden. Und er hat es denn auch nach unendlichen Anstrengungen durchgesetzt, daß den Hugenotten im J. 1562 eine Geldhülfe aus Deutschland zukam; P. selbst aber beurlaubte seinen Marschall Friedrich von Rollshausen, um mit einigen tausend meist in Hessen geworbenen Reitern und Hakenschützen nach Frankreich zu gehen, wo in der blutigen unentschiedenen Schlacht von Dreux die Hessen auf hugenottischer Seite wacker mitstritten (December 1562); worauf es im März 1563 zu dem Toleranzedict von Amboise kam, welches, wenigstens solange P. noch lebte, Frankreich in leidlichem Frieden erhielt. Andererseits gelang es dem Landgrafen freilich weder die Lehrstreitigkeiten in der deutschen protestantischen Kirche beizulegen oder auch nur ihre Heftigkeit zu mildern, noch auch die protestantischen Fürsten Deutschlands politisch zu einigen, wenn schon er selbst, zumal mit Sachsen beider Linien, Pfalz und Würtemberg die besten Beziehungen bewahrte und auch über Deutschland hinaus, namentlich zu Elisabeth von England von deren Regierungsantritt an, ein herzliches Vernehmen unterhielt, wenn schon ein engeres Bündniß Englands mit dem protestantischen Deutschland an der Uneinigkeit des letzteren scheiterte. — Der wichtigste Erfolg aber, den P. im letzten Jahrzehnt seines Lebens noch errang, betraf die speciellen Angelegenheiten des Hessenlandes; es war die Sicherung des Katzenelnbogischen Erbes, welches ihm von Nassau-Dillenburg, das sich auf die Gunst Karls V. stützte, lange Zeit streitig gemacht wurde; nach Philipp's Ergebung war sogar Nassau in den Besitz des Landes gesetzt worden, den es freilich nur bis 1552 behauptete. Neu eröffnete Unterhandlungen führten dann aber 1557 zu endlichem Abschluß, so zwar, daß Nassau mit 600 000 Gulden (zu deren Aufbringung die hessischen Stände eine namhafte Tranksteuer bewilligten) abgefunden wurde; dafür blieb Hessen die katzenelnbogische Erbschaft nunmehr gesichert. Auch die übrigen Nachtheile, die die Capitulation von 1547 dem Landgrafen in seinem Lande gebracht, war er bemüht zu beseitigen; so ließ er die geschleiften Festungen herstellen und neu armiren und verstärken. Schon 1559 bei der erneuten Belehnung Philipp's durch Ferdinand als Kaiser und der Restitution aller reichsfürstlichen Gerechtsame erlangte er auch die alte Lehns-

herrlichkeit über die Grafen von Rittberg, Schaumburg-Lippe, Hoya und Diepholz zurück; er war dann auch mit Erfolg bemüht, im übrigen die Lehn- und Schutzverhältnisse (z. B. mit Solms, Henneberg, Waldeck, Stift Corvey), welche der Machtspruch des Kaisers und der Krieg aufgelöst oder zerrüttet hatten, wieder anzuknüpfen; ebenso behauptete der Landgraf die säcularisirten Klöster des Landes und erlangte die Neubelehnung von Mainz (Erzbischof Daniel Brendel von Homburg aus Hessen), Fulda und Hersfeld; mit Abt Michael von Hersfeld, der sich einen evangelischen Hofprediger hielt, stand P. im engsten Einvernehmen. Nur den Widerstand des Deutschordens vermochte P. nicht völlig zu brechen, doch konnte dieser Widerstand die Befestigung der Kirchenreform im Lande um so weniger hindern, als P. Zeit seines Lebens der von ihm gegründeten hessischen evangelischen Kirche sein besonderes Augenmerk zuwandte, wie er denn noch in seinem letzten Lebensjahre — insbesondere wohl auch um den inneren Hader von ihr fernzuhalten — eine sehr ausführliche Kirchenordnung veröffentlichte, die letzte in der Reihe der von P. herrührenden Landesordnungen, welche alle Seiten des öffentlichen und bürgerlichen Lebens betreffen und den Beweis liefern, daß P. die Angelegenheiten seines Landes und seiner Unterthanen über seinen allgemeineren Zielen nicht verabsäumte. Auch bezeugt er selbst in seinen Testament, daß unter ihm sich die Hülfsquellen des Landes vermehrt und dessen Erträgnisse gehoben hätten. So mochte der Landgraf am Abend seines Lebens mit Zufriedenheit auf sein Wirken und seine Erfolge zurückblicken. Vor allem war sein unablässiges Bemühen, das wiedergebrachte Gotteswort auszubreiten und zur Anerkennung zu bringen, obwohl er selbst darüber zum Märtyrer geworden, nicht vergebens gewesen: der Protestantismus hatte zwar nicht die Alleinherrschaft im Reiche, aber die fast völlige Gleichstellung mit der alten Lehre erlangt — ein Erfolg, zu dem der Landgraf, als der begabteste und thatkräftigste Vertreter der eigentlich entscheidenden Macht im Reiche, nämlich des territorialen Fürstenthums, fast mehr als irgend eine andere einzelne Persönlichkeit beigetragen hat. Sein Name erscheint daher mit der Geschichte der Anfänge des Protestantismus aufs engste und unzertrennbar verbunden. Auch persönlich aber ist P. eine hervorragende, erfreuliche Erscheinung: offen und zuverlässig, warmherzig und großmüthig stellt er sich dar; freilich erscheint er auch — hierin ein echtes Kind seiner Zeit — derb und sinnlich angelegt; aber durchweg zeigt er sich von großer Gesinnung und auf das Wahre und Edle gerichtet, mit einem idealen Anflug in allem was er unternimmt, furchtlos und durch keine niedere Rücksicht zurückgehalten in der Vertretung dessen, was er für Recht erkannt hat, dabei aber doch in seltener Weise duldsam gegen Andersdenkende, leutselig und zugänglich — alles in allem eine ebenso bedeutende wie anziehende Persönlichkeit. —

Eine reiche Nachkommenschaft ist P. zu Theil geworden. Von Christine hatte er fünf Töchter, die er in die Häuser Sachsen, Pfalz, Holstein u. a. vermählte, und vier Söhne: Wilhelm, Ludwig, Philipp und Georg, unter welche er sein Land theilte, und von denen der älteste und der jüngste die Stammväter der Linien Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt geworden sind. — Mit Margaretha von der Saal erzielte er außer einer Tochter sieben Söhne, welche den Titel Grafen von Dietz führten, insgesammt aber ohne Nachkommenschaft starben.

Das Hauptmaterial zur Geschichte Philipps liegt im hessischen Staats- und Sammtarchiv zu Marburg, aus dem verhältnißmäßig wenig veröffentlicht ist; am wichtigsten Lenz, Briefwechsel Landgraf Philipp des Großmüthigen von Hessen mit Bucer I, 1880 (Publicationen aus den k. preuß. Staatsarchiven V). — Aus den Materialien in Brüssel und Darmstadt Duller,

Neue Beiträge zur Geschichte Philipps des Großm., Landgrafen von Hessen (Briefe Philipps und seiner Zeitgenossen) 1842. — Ein reichhaltiges Material, wiewohl nach keiner Richtung hin erschöpfend, verarbeitet Rommel in seiner Biographie Philipps (Hessische Geschichte, Thl. III, 1 und III, 2; auch Sonderausgabe in 2 Theilen; dazu als dritter ein Urkundenbuch, Gießen 1830). — Einzelne Abschnitte des Lebens Philipps behandeln auf urkundlicher Basis u. a. Lenz, Zwingli und Landgraf Philipp (in Briegers Zeitschr. f. Kirchengesch. III, 28 ff., 220 ff., 429 ff.); — Wille, Philipp der Großmüthige von Hessen und die Restitution Ulrichs von Würtemberg 1526—1535. 1882; — Heidenhain, Die Unionspolitik Landgraf Philipps des Großm. von Hessen und die Unterstützung der Hugenotten im ersten Religionskriege. 1886. — Einen zeitgenössischen Biographen hat Philipp an Wigand Lauze gefunden: Leben und Thaten ... Philippi Magnanimi, Landgraffen von Hessen (s. A. D. B. XVIII, 80, Art. Lauze). Friedensburg.

Kratz *): Johann Kaspar K., Jesuitenmissionar und Märtyrer in Tongkin, geboren zu Golzheim bei Düren im alten Herzogthum Jülich am 14. September 1698. Seine Eltern waren schlichte Landleute und in ihren Berufsarbeiten auf die Unterstützung ihrer vier Kinder angewiesen. Erst nach dem Tode des Vaters im Alter von 15 Jahren gelang es dem jüngsten Sohne, Johann Kaspar, seinem sehnlichsten Wunsche, zu studiren, näher zu treten, indem er auf dem Jesuitengymnasium zu Düsseldorf und in dem mit demselben verbundenen Convicte Aufnahme fand. Nach Vollendung der humanistischen Studien hörte er bei den Franziskanern in Düsseldorf Philosophie und übernahm zugleich eine Hauslehrerstelle. Als Hofmeister einer adeligen Familie reiste er mit derselben 1721 nach Rom, dann nach Madrid, Lissabon und Paris, und nach längerem Aufenthalte in diesen Städten, wodurch er der italienischen, spanischen, portugiesischen und französischen Sprache vollständig mächtig wurde, kehrte er 1726 in die Heimath zurück. Doch die einmal in ihm erwachte Reise- und Wanderlust ließ ihn hier nicht lange Ruhe finden und schon im folgenden Sommer, nachdem er sich als Officier für die ostindische Compagnie hatte anwerben lassen, schiffte er sich in Amsterdam nach Batavia ein. Die religiöse Unduldsamkeit der Holländer den Katholiken gegenüber ließen es ihn aber bald bereuen, sich auf sechs feste Jahre bei der holländischen Regierung gebunden zu haben, jedoch gelang es ihm, nach Verlauf von drei Jahren einen ehrenvollen Abschied zu erhalten und in Batavia mit einem befreundeten französischen Kaufmann zusammen ein Geschäft anzufangen. Aber auch hier war keines Bleibens für ihn, das todbringende Klima schien alle seine Lebenskräfte aufzehren zu wollen, und als im Mai 1730 ein portugiesisches Schiff, auf dem sich ein rheinischer Jesuit, ein Landsmann, als Missionär an Bord befand, auf der Fahrt nach Makao den Hafen berührte, benutzte er die Gelegenheit und schiffte sich ein. Doch er war nun des Weltlebens satt geworden, worauf der vertraute Umgang mit Pater Philipp Sibin, seinem rheinischen Landsmanne, auf welchen er auf dem Schiffe angewiesen war, wohl nicht ohne Einfluß geblieben ist, und am 27. October 1730 trat er in Makao in das Noviziat der Gesellschaft Jesu. Am 28. October 1732 legte er die ersten Gelübde ab und empfing am 28. October 1733 die Tonsur und niedern Weihen und nach Voll=

*) Zu Band XVII, S. 57.

endung seiner philosophischen und theologischen Studien am 24. December 1734 die Priesterweihe. Seine Vertrautheit mit so vielen Sprachen hätte es wahrscheinlich gemacht, daß er dem Ordenshause der Stadt Makao, in welcher damals wegen ihrer Bedeutung für den europäischen und indisch-chinesischen Handel Leute aller Nationen verkehrten, zugesellt geblieben wäre, aber der Sinn des jungen Ordensmannes stand auf Höheres. Er erbat und erhielt die Erlaubniß, sich der gefährlichen, das Martyrium versprechenden Mission in Tongkin zu widmen. Am 13. Mai 1735 schiffte er sich mit vier portugiesischen Patres und einem eingeborenen Laienbruder nach Tongkin ein. Doch noch ehe sie die Küste betreten hatten, wurden sie von der Zollwache entdeckt und das Schiff in Beschlag genommen. Glücklicherweise gelang es den gefangenen Jesuitenmissionären diesmal mit dem Leben davon zu kommen. Sie wurden zu Lande mit ihren Begleitern von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt unter militärischer Escorte zur portugiesischen Colonialgrenze geführt und dort entlassen. Sie kamen am 24. December 1735 nach siebenmonatlichen Strapazen und Leiden wieder in Makao an. Aber die seeleneifrigen Priester fanden keine Ruhe, bis sie von neuem sich dem ihnen gesetzten Ziele widmen konnten, und nachdem sich ihnen noch ein sechster Jesuitenpater zugesellt hatte, machten sie sich am 10. März 1736 von neuem auf den Weg nach Tongkin und zwar diesmal auf dem Landwege, demselben, auf welchem sie vor nicht drei Monaten zwangsweise zurückgeführt worden waren. Anfangs ging die Reise, wenn auch unter steter Gefahr erkannt und gefangen zu werden, glücklich von Statten, und mit großer Freude wurden die Missionare von den heimischen Christen empfangen und begrüßt. Zwei von den Patres blieben mit dem Laienbruder in Lo Feu bei den dortigen Christen zurück, die übrigen vier Missionare, worunter Pater K., setzten die Reise fort, geriethen aber bereits am 12. April 1736 in einen Hinterhalt und wurden gefangen. Mit dem Kang und schweren Ketten beladen, wurden sie unter Hunger und Durst und Drangsalen aller Art nach mühseligem Marsche zur Residenz geschleppt, wo sie am 28. April anlangten. Dort wurden sie mehrfachen strengen Verhören unterworfen und bereits am 8. Mai zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Aber erst nach neunmonatlicher harter Gefangenschaft und großen Leiden wurde das Urtheil am 12. Januar 1737 vollzogen. Die einheimischen Christen, welche ungekannt der Hinrichtung der Patres beigewohnt hatten, brachten ihre sterblichen Ueberreste in Sicherheit und ihre blutgetränkten Kleider nach Makao, wo, als am 24. August 1737 die Nachricht von ihrem Martertode eintraf, dies mit feierlichem Glockengeläute begrüßt wurde. Die Namen der drei Todesgefährten des Pater K. waren Pater Bartholomäus Alvarez, der Obere der Missionare, Pater Emmanuel de Abreu und Vincentius de Cunha, sämmtlich Portugiesen. Der Beatificationsproceß der Märtyrer wurde gleich nach ihrem Tode begonnen, aber durch die Aufhebung des Jesuitenordens zeitweilig unterbrochen. In Düren und Umgegend ist das Andenken des Märtyrers lebendig geblieben und auf dem Pfarrhause seines Heimathsdorfes sieht man noch heute sein in Oel gemaltes Bildniß, welches die Erinnerung an ihn nicht erlöschen läßt.

Vergl. Francisci Ortmann, S. J. presbyteri, Liber de vita et pretiosa morte V. P. Jo. Caspari Cratz ex agri Juliacensis oppido Goltzheim, Germani, ac sociorum ejus . . . ., fidei christianae odio in Regno Tunkini obtruncatorum die XII. Januarii anno Domini MDCCXXXVII. conscripta ex litteris ipsius Ven. Martyris ad suos familiares et aliis gravium virorum testimoniis, qui omnium erant conscii. Augustae Vindel. et Oeniponti 1770, 12°, 243 S. — Floß, Johann Kaspar Kratz (in den Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein, Bd. 35, S. 93—134).

Winand Virnich.

Otto II., Herzog von Pommern, geb. etwa 1375, und **Casimir** VI., Söhne des Herzogs Swantibor III. und der Anna, Tochter des Burggrafen Albrecht des Schönen von Nürnberg. Wie ein rother Faden zieht sich durch die mittelalterliche Geschichte Pommerns der Kampf gegen Brandenburg, welches die Reichsunmittelbarkeit des wichtigen Küstenlandes nicht achtend (vgl. Bogislav I. A. D. B. III, 40), die Oberlehnsherrschaft über dasselbe erstrebte. Ueber die Gründe, die im einzelnen Falle den Parteien das Schwert in die Hand gaben, mag verschieden geurtheilt werden, die wirren Zustände Norddeutschlands im 14. und 15. Jahrh. forderten rasches energisches Handeln; für Pommern aber waren diese Kämpfe ein Ringen auf Leben und Tod, das von seinen Fürsten unter mannigfachem Wechsel des Erfolges mit aller Zähigkeit durchgeführt wurde. Was im 14. Jahrh. Herzog Otto I. (s. A. D. B. XXIV, 719) und sein streitbarer Sohn Barnim III. (s. A. D. B. II, 74) siegreich errungen hatten, die Unabhängigkeit Pommerns von Ludwig dem Baiern, das hielten zu Anfang des 15. Jahrh. Otto II. und Casimir VI. dem ungleich mächtigeren Gegner gegenüber, der in dem ersten Hohenzollern ihnen erwachsen war, mit Erfolg fest, bis endlich am Ende des 15. Jahrhunderts Herzog Bogislav X. (s. A. D. B. III, 48) die Selbständigkeit des Landes endgültig befestigte. — O. war in jugendlichem Alter von einer dem deutschen Orden feindlichen Partei zum Erzbischof von Riga gewählt und 1394 durch König Wenzel auch bestätigt worden. Zu Ostern 1396 begab er sich nach Dorpat und schloß dort mit dem Großfürsten Witowd von Littauen ein Bündniß gegen den Orden, das indeß keine weiteren Folgen hatte. Nach einem bald darauf erfolgenden Ausgleich zwischen dem Orden und seinen Gegnern ist von Otto's geistlicher Würde nicht mehr die Rede, er wird daher in die Heimath zurückgekehrt sein. Casimir hatte im Anfang des 15. Jahrh. an den Kämpfen des Ordens gegen Polen Theil genommen, war in der Schlacht bei Tannenberg gefangen worden und hatte eben die Freiheit wieder erlangt, als Herzog Swantibor III., bisher des Markgrafen Jobst Statthalter der Mittelmark, durch Bestallung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg (s. A. D. B. VII, 464) zum obersten Verwalter in den Marken von Seiten des neugewählten Königs Sigismund thatsächlich seines Amtes enthoben, unmuthsvoll nach Pommern zurückkehrte, die Regierung bis zu seinem im nächsten Jahre (1413) erfolgenden Tode seinen beiden Söhnen überlassend. Hatte Friedrich alsbald in das alte Fahrwasser brandenburgischer Politik gegen Pommern eingelenkt, so war den beiden Fürsten ihr Weg um so mehr vorgezeichnet, als ein Theil des märkischen Adels die pommersche Statthalterschaft noch anerkannte. Zudem war der Verlust der von den Söhnen Ludwigs des Baiern feierlich an Pommern abgetretenen und diesem durch Kaiser Karl IV. zugesprochenen Uckermark zu befürchten. Von der mit Friedrich verwandten wolgaster Linie war keine Unterstützung zu hoffen, O. und C. verbanden sich daher mit dem märkischen Adel und rückten Ende October 1412 mit einem Heer in die Mark. Am 24. October kam es zur Schlacht am Cremmer Damm, wo bereits der Großvater, Herzog Barnim III., sich Lorbeeren erworben hatte, und wenn uns auch über die hier sich gegenüberstehenden Streitkräfte keine Nachrichten aufbehalten sind, so handelt es sich doch ohne allen Zweifel um eine regelrechte Schlacht größerer Heerhaufen, nicht um räuberischen Ueberfall. In dieser Schlacht, nicht aber durch Meuchelmord, fiel Friedrichs Anführer, der Graf Johann von Hohenlohe, dem an der Stelle ein Denkmal errichtet ist, und zwei fränkische Edle. Die feindliche Stellung der wolgaster Linie und ein Bündniß Friedrichs mit den mecklenburgischen Fürsten, darunter Otto's eigenem Schwager Ulrich von Mecklenburg-Stargard, vom 15. August 1414, verhinderte

nicht nur die Ausnutzung des Sieges, sondern es gelang dem Markgrafen sogar, wegen Hegung des flüchtig gewordenen Landfriedenbrechers Dietrich von Quitzow die Verhängung der Reichsacht über O. und C. zu erwirken (Costnitz, 10. Mai 1415). Um davon frei zu werden, traten sie am 16. December desselben Jahres zu Eberswalde ihre Ansprüche an die Uckermark, Boitzenburg und Zehdenik für 4000 und 2000 Schock Groschen an Friedrich ab. War damit die märkische Frage erledigt, so blieb der Zwist wegen der Reichsunmittelbarkeit bestehen, denn als O. am 31. Mai 1417 zu Costnitz, wohin er sich persönlich begeben hatte, nur vorbehaltlich der Rechte des Markgrafen die Belehnung erlangte, während für die wolgaster Vettern diese Clausel wegfiel, erklärte er sich bei der Rückkehr für nicht gebunden durch die kaiserliche Entscheidung. Das Uebergewicht Friedrichs im Norden war mittlerweile so drohend geworden, daß die gemeinsame Gefahr zu einer Einigung zwischen den beiden pommerschen Herzogslinien und den verwandten mecklenburgischen Fürsten führte, deren Spitze sich gegen Brandenburg richtete. Am 21. November 1418 wurden zu Uckermünde und am 24. Februar 1419 zu Stettin Verträge zu gegenseitiger Hülfe geschlossen, und da Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard eben in märkische Gefangenschaft gerathen war, so drang O. zu seiner Befreiung alsbald in das feindliche Gebiet ein und eroberte nach vergeblicher Belagerung Strasburgs i. U. Prenzlau. Der Erfolg war aber nicht von Dauer: als O. gegen den Rath des Bruders, eben durch 5000 Mann polnischer Hülfsvölker unterstützt, seinem im Schloß zu Angermünde eingeschlossenen Hauptmann Johann von Briesen Entsatz bringen wollte, erlitten die Pommern in einem erbitterten Straßenkampf durch Friedrich selbst eine völlige Niederlage, die den Verlust der ganzen Uckermark nach sich zog. Eine anschauliche Schilderung des Vorgangs vom brandenburgischen Standpunkt aus ist in einem zeitgenössischen Liede erhalten. Am 23. August 1420 wurde zu Perleberg durch Vermittelung des Herzogs Wilhelm von Braunschweig ein dreijähriger Waffenstillstand vereinbart, als andere Ereignisse die Lage vollständig änderten. Das bisherige freundschaftliche Verhältniß zwischen dem Kaiser Sigismund und dem Kurfürsten Friedrich war nach dem ungünstigen Ausgang des böhmischen Feldzuges in gegenseitige Abneigung verwandelt, die Statthalterschaft des Letzteren in der Mark hörte auf und die Machtverhältnisse der Parteien gegeneinander änderten sich wesentlich. Unter Vermittelung ihres Vetters, des Königherzogs Erich (s. A. D. B. VI, 206) vereinigten sich am 16. Sept. 1423 die pommerschen Herzoge beider Linien mit dem deutschen Orden zu einem gegen Friedrich gerichteten Bündniß; und noch günstiger wurde die Lage für Pommern, als am 17. Februar 1424 der Kaiser zu Ofen den Herzog Casimir mit all seinen Ländern belehnte und dadurch in Bestätigung der am 21. Juni 1355 durch Kaiser Karl IV. ertheilten Belehnung (vgl. Bogislav V. in A. D. B. III, 45), die dem Kurfürsten Friedrich ertheilte Lehnsgerechtigkeit über Pommern hinfällig machte. Alsbald entbrannte auch wieder der Kampf: Prenzlau, 1425 durch Ueberrumpelung von O. und Casimir gewonnen, ging im nächsten Jahre auf dieselbe Weise wieder verloren und dieses wechselnde Glück machte beide Theile einer Verständigung geneigt. Nachdem bereits am 1. Febr. 1426 Friedrich einen Waffenstillstand zu Rathenow angeboten hatte, zeigten sich im folgenden Jahre mit den pommerschen Fürsten auch deren mecklenburgische Verbündete zu Verhandlungen geneigt. Am 22. Mai kam zu Neustadt-Eberswalde ein Vertrag zu Stande, in welchem die pommerschen Herzoge auf Angermünde, der Kurfürst auf Greifenberg i. U. verzichteten. Zur Festigung der neuen Einigkeit wurde dem Sohne Herzog Casimirs, Joachim, die Tochter Johanns des Alchymisten, Barbara, verlobt und ferner am 16. Juni 1427 zu Templin ein Landfriedensbündniß sämmtlicher pommerscher Fürsten mit Friedrich ge-

schlossen. — Am 27. März 1428 starb O., der in kinderloser Ehe mit Herzogin Agnes von Mecklenburg-Stargard gelebt hatte; wenn er auch in den märkischen Kriegen wenig an Land und Leuten gewonnen hat, so hat er doch gegen die oberlehnsherrlichen Ansprüche des alten Gegners sich mannhaft und mit Erfolg vertheidigt. — Casimir übernahm nach des Bruders Tode die Unterdrückung eines in Stettin wegen Schoßerhöhung und um das Stadtgericht entstandenen Aufruhrs, in dem die Wogen der Empörung so hoch gingen, daß bereits von Fürstenmord offen geredet ward. Mit Mühe gelang es Casimir, die Stadt zu verlassen, über welche ein strenges Strafgericht verhängt ward: die Rädelsführer wurden hingerichtet, die Stadt mußte 12 000 Mark Strafe zahlen und büßte ihre bisherige Stellung in der Hansa ein. Am 13. April 1434 starb auch Casimir, etwa 50 Jahr alt, der in erster Ehe mit Katharina von Braunschweig-Lüneburg († nach 6. Mai 1429), in zweiter mit Elisabeth, Tochter Herzogs Erich von Braunschweig-Grubenhagen († 1454) vermählt gewesen war. Nur der ersten Verbindung entstammten Kinder, darunter sein einziger Sohn und Nachfolger Joachim I., der bereits 1451 starb.

Barthold, Gesch. von Rügen und Pommern. — Droysen, Gesch. der preuß. Politik, Bd. 1. — Urkunden des Staatsarchivs zu Stettin.

v. Bülow.

Otto*): Marcus O., oder wie er sich selbst gewöhnlich nennt, Marx Ott, wohl der bedeutendste Straßburger Diplomat im 17. Jahrhundert, wurde zu Ulm am 20. October 1600 geboren. Einer, wie es scheint, wenig wohlhabenden, jedoch angesehenen Bürgersfamilie angehörig, besuchte er zunächst das Gymnasium seiner Vaterstadt. Im J. 1619 bezog er die Straßburger Universität. Hier hörte er bis in den Sommer 1621 hinein philosophische und philologische Collegien, wurde im Frühjahr 1620 mit Auszeichnung zum magister liberalium artium creirt und wandte sich dann mit voller Energie dem Studium der Jurisprudenz zu. Mit Hülfe fremder Unterstützungen wurde es ihm möglich, demselben bis zum Schluß des Jahres 1622 in Straßburg obzuliegen und ernstlich an eine größere Reise für seine weitere Ausbildung zu denken. Da entriß dem in die Heimath Zurückgekehrten im März 1623 der Tod den Vater und die Sorge um seiner Mutter Existenz und seine eigne Zukunft hielt ihn fast ein volles Jahr gefangen. Mit der Berufung in eine Hofmeisterstellung und dem Auftrag, den Zögling nach Straßburg zu geleiten, bekam sein Geschick eine unverhofft günstige Wendung. Schon im October 1624 erlangte er von der Straßburger juristischen Facultät die Erlaubniß, Privatcollegien, Disputationen und Repetitorien zu halten, auch lernte er eine Reihe fremder Universitäten kennen, nicht nur die nächstgelegenen Basel, Freiburg und Tübingen, auch Wien, Prag, Leipzig, Wittenberg und Jena. Nachdem er im Sommer 1629 das juristische Doctorexamen abgelegt und seine Inauguraldisputation „de repressaliis“ gehalten, begann er am Reichskammergericht zu Speyer sich in die advocatorische Praxis einzuarbeiten. In der Führung eines ihm von der Stadt Offenburg anvertrauten Processes, den diese gegen den Landvogt der Ortenau angestrengt hatte, war O. auch längere Zeit am kaiserlichen Hofe zu Wien thätig und fand Gelegenheit, hier seiner Vaterstadt wie der Stadt Straßburg ersprießliche Dienste zu leisten. Jedenfalls in Anerkennung derselben wurde er von der letztern im November 1630 in die städtische Verwaltung berufen und zunächst als Extraordinarius für das Archiv in Bestallung genommen.

---

*) Zu Bd. XXIV, S. 761. Das vom Herrn Verfasser richtig eingesandte erste Manuscript dieses Artikels ging leider verloren. D. Red.

1632 zum geheimen Secretarius sowie zum Adjuncten des Stadtschreibers, 1633 zum Referendar beim großen Rath befördert, wurde er bald mit wichtigen diplomatischen Missionen beauftragt. So führte er in den Jahren 1635 und 1636 die Unterhandlungen der Stadt mit dem Markgrafen Wilhelm von Baden, dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen, die sich um die Frage drehten, ob Straßburg, vom kaiserlichen General Gallas bedrängt, dem Prager Frieden beitreten, sich von dem schwedischen Bündniß lösen und dem Kaiser nähern sollte. Als dieselben sich zerschlagen hatten, erschien den Straßburgern die Neutralität um jeden Preis als der einzige Rettungsweg aus ihrer von den Franzosen, Schweden und den Oesterreichern bedrohten, in der That sehr exponirten politischen Lage. In diesem Sinne vertrat Marcus O. die Stadt auf dem die Friedensverhandlungen einleitenden Regensburger Reichstage 1641, zu dem sie übrigens vom Kaiser nicht einberufen war und von dessen Verhandlungen sie auch ausgeschlossen blieb. Für diese Mission war er kurz vorher, am 30. November 1640, zum Rath und Advocat der Stadt ernannt worden. Er muß dem schwierigen Auftrag, der ein besonderes diplomatisches Geschick erforderte, zur vollen Zufriedenheit seiner Oberen gerecht geworden sein, durch diese und andere Dienste, sowie durch seine 1637 geschlossene Ehe mit Margarethe Saladin, der Tochter eines Straßburger Apothekers, hatte er sich jedenfalls auch in den Herzen seiner Mitbürger das volle Straßburger Bürgerrecht erworben, kurz, er wurde allgemein, als der Friedenscongreß von Münster und Osnabrück eröffnet werden sollte, als der Vertrauensmann der Stadt bezeichnet, der sie allein würdig an dem europäischen Areopag vertreten könnte.

Am 15. März 1645 trat er seine Reise nach Osnabrück an, am 31. Januar 1649 kehrte er zurück. Diese vier Jahre bezeichnen unstreitig den Höhepunkt in Otto's Leben. Seine Berichte, deren er zum mindesten in der Woche einen, oft zwei an die Straßburger Regierung sandte, liegen uns bis zum Schluß des Jahres 1647 vollständig erhalten vor. Sie sind rein sachlich gehalten und informiren vortrefflich über den Verlauf der einzelnen großen Streitfragen, welche den Congreß bewegten. Im Vordergrund stehen die Gravamina der Reichsstände, die religiösen Fragen, die Amnestie, die Restitution u. s. w., die Verhandlungen der katholischen und der evangelischen Stände. Besonderes Interesse erregen noch heute die Mittheilungen über die Forderungen der Kronen Frankreich und Schweden, vor Allem über die satisfactio Gallica. Vom ersten Augenblicke ab, wo die Vorschläge Frankreichs bekannt werden, vom October 1645 ab zeigen sich der Straßburger Rath wie sein Gesandter von untilgbarem Mißtrauen gegen die Absichten dieser Macht erfüllt, das sich am besten in dem oft ausgesprochenen Worte verdichtet: „Francum amicum habeas non vicinum“. Die weiterzielenden Pläne der Franzosen entschleiern sich den Straßburgern sehr bald, sie sind sich bewußt, daß sie gegenüber den andern elsässischen Reichsstädten keinen andern Vortheil hätten als das „beneficium Ulissis von dem Polyphemo“. Gegen die bekannte zweideutige Clausel „ita tamen etc.“ im § 87 des Friedensinstruments verwahren sie sich bestimmt; indeß bei allen Bestrebungen, sich gegen die gefährliche Nachbarschaft zu sichern, so laut sie auch ihre Reichsangehörigkeit betonen, für die sie bei den schwedischen Gesandten vor allem Rückhalt suchen, niemals wagen sie die Freundschaft Frankreichs geradezu zu verscherzen. Nur einmal ertheilt O. dem französischen Botschafter, dem Grafen d'Avaux, den klaren Bescheid: „wir seyen Teutsche und reden Teutsch.“ Einen durchschlagenden Erfolg konnte die Straßburger Neutralitätspolitik natürlich auf diesem Boden erst recht nicht erringen, weder konnte O. die unklare Fassung des Friedensvertrages bezüglich der elsässischen Abtretungen verhindern, noch die Garantie der politischen und

religiösen Rechte der reichsunmittelbaren Stände im Elsaß zur An- und Aufnahme bringen.

Auf dem Regensburger Reichstage des Jahres 1653, der die Ausführung der Bestimmungen des Westfälischen Friedens für das Reich regeln sollte, der aber nur die Proceßordnung des Reichskammergerichts erledigte, hat O. noch einmal die Stadt Straßburg vertreten. Von da ab scheint er zu größeren politischen Missionen nicht mehr verwandt worden zu sein. Sein Einfluß und seine Bedeutung scheinen sich aber eher noch gesteigert zu haben, wenn wir erfahren, daß im J. 1664 der Straßburger Bischof Franz Egon von Fürstenberg O. bei dem Rathe beschuldigte, er habe die Unterthanen des Schwarzwaldthales Harmersbach zur Auflehnung gegen die bischöfliche Herrschaft bewogen, sie mit dem Gewicht seiner juristischen Rathschläge unterstützt. Der Abend seines Lebens blieb von Betrübniß nicht frei. Wenigstens erzählt uns der Straßburger Chronist Reisseissen, daß die Schmähschriften, welche im Winter 1671 auf 1672 überall in der Stadt verbreitet wurden und als deren Autor der Procurator Georg Obrecht ermittelt und gerichtet wurde, den Ammeister Dietrich und Marcus O. angriffen. Näheres über den Inhalt dieser Pasquille ist nicht bekannt, jedenfalls aber bezichtigten sie beide Männer des Verraths ihrer Vaterstadt. Ein bitterer Undank für treue Dienste mochte sich nicht leicht finden; aber die allgemeine Hochachtung seiner Mitbürger durfte O. trösten. Sie spricht sich in den Trauergedichten und Leichenreden bei seinem Tode, der am 5. November 1674 erfolgte, unverkennbar aus. Wenn ihn eine derselben mit dem großen Straßburger Staatsmann des 16. Jahrhunderts Jakob Sturm in Vergleich setzt, so mag derselbe gelten, wenn man den grundverschiedenen Charakter beider Epochen auch an diesen beiden Männern mißt: dort schöpferische Initiative, große ideale Ziele, hier zähe Beharrlichkeit, Gewandtheit in kleinen Mitteln, nächsterreichbare Zwecke. Aus den erhaltenen Bildern Otto's spricht Würde, nicht ohne einen Anflug von Steifheit, am anmuthendsten wirken die großen klugen Augen mit den hochgeschwungenen Brauen.

W. Wiegand.

Pall*): Vincenz P. von Pallhausen, bairischer Archivar und Historiker, am 22. Januar 1759 zu Freising von bürgerlichen Eltern, welche den Namen Pall führten, geboren, † zu München am 9. August 1817. Er besuchte Schulen und Lyceum seiner Vaterstadt, trat 1779 als Novize in das Benedictinerkloster zu Tegernsee, verließ aber bald wieder den Convent und begab sich nach München, wo er am Lyceum seine Studien vollendete, dann bei einem Hofgerichtsadvocaten in Praxis trat. 1785 wurde er als geheimer Kanzlist angestellt, 1792 zum geheimen Registrator in der Staatsregistratur befördert und von Kurfürst Karl Theodor während des Reichsvicariats in den Adelstand mit dem Prädicat Edler von Pallhausen erhoben. 1796 leitete er die Flüchtung des Archivs nach Sachsen, 1797 nahm er als Registrator der bairischen Gesandtschaft am Friedenscongreß zu Rastatt Theil, nach der Rückkehr 1799 wurde er zum geh. Staatsarchivar und gleichzeitig auf Grund seiner Leistungen auf dem Gebiet vaterländischer Geschichtsforschung zum ordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt. Er verfaßte mehrere geschichtliche Lehr- und Lesebücher, löste zwei von der Akademie gestellte Preisaufgaben über die Vasallität der Reichsstände in Baiern (1788, die Abhandlung wurde 1803 publicirt) und über Begriff und Grenzen des alten Noricum (1796). Seine Schrift über „Garibald, ersten König Bojoariens, und seine Tochter

*) Zu Bd. XXV, S. 81.

Theodelinde, erste Königin in Italien, oder die Urgeschichte der Baiern" (1810) verwickelte ihn in eine litterarische Fehde mit dem bekannten Ritter von Lang, die in einen erbitterten Streit zwischen den altbairischen Autochthonen, in deren Namen P. das Wort führte, und den „Neubaiern" aus Franken und Schwaben ausartete. Von seinen zahlreichen übrigen Schriften sei noch „Bojoariae Topographia Romana-Celtica oder Baiern, wie es in den ältesten Zeiten war" (1816) namhaft gemacht; auch hier noch hielt er mit Zähigkeit fest an der verschrobenen Hypothese vom keltischen Ursprung der Baiern, die ihm als die aus Bojohemum durch die Markomannen verdrängten Boier galten. Neben seinen Forschungsarbeiten beschäftigte sich P. mit allerlei technischen Versuchen; u. A. war er bemüht, ein besseres Verfahren, mittels dessen der ganze Schriftsatz auf einer einzigen Platte unter die Buchdruckerpresse gebracht werden könnte, zu erfinden, und legte 1801 der Akademie eine wohlgerathene, kleine Stereotypenplatte vor. Ein Verzeichniß seiner Schriften ist einem Nekrolog in der Zeitschrift für Baiern, Jahrgang 1817, 3. Bd., S. 249, beigefügt.

Baader, Lexikon bair. Schriftsteller, I, 2, 129.

Heigel.

Pauli*): Karl Friedrich P., geboren zu Saalfeld in Preußen am 4. September 1723, † am 9. Februar 1778. Er studirte seit 1740 zu Königsberg und seit 1742 zu Halle die Rechte und erwarb hier 1747 den Grad des Doctors der Rechte und Magisters der Philosophie (Dissertation: „de jure principis circa res nullius in genere et in specie regis Borussorum circa res nullius in Borussia"). 1751 wurde er außerordentlicher Professor des Staatsrechts und der Geschichte in Halle, 1765 ordentlicher Professor der Philosophie und Geschichte. — Außer einer Anzahl von Dissertationen und kleineren Arbeiten publicistischen, geschichtlichen, militärgeschichtlichen und biographischen Inhalts schrieb er: „Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges", 9 Theile 1758 bis 1764, und vor allem seine „Allgemeine Preußische Staatsgeschichte, sammt aller dazu gehörigen Königreichs, Churfürstenthums, Herzogthümer, Fürstenthümer, Graf- und Herrschaften, aus bewährten Schriftstellern und Urkunden bis auf gegenwärtige Regierung." 8 Bände, gr. 4°, 1760—69. Trotz aller Mängel, welche diesen Werken schon zur Zeit ihres Erscheinens zum Vorwurf gemacht wurden, der Breite, der geschmacklosen Darstellung, der Unselbständigkeit der Forschung, des parentationsmäßigen Tones der Biographien u. s. w., erscheint doch P. in ihnen als einer der tüchtigsten Vertreter des Aufschwunges, den in der Epoche Friedrichs des Großen unter dem Eindruck großer Thaten und Entwicklungen die preußische Geschichtschreibung nahm. Der „Preußischen Staatsgeschichte" darf man, wie Wegele (Gesch. d. D. Historiographie, S. 944) bemerkt, doch nachrühmen, daß sie bei dem Versuch, ein ausführliches Bild der Entwicklung des preußisch-brandenburgischen Staates zu zeichnen, von einem selbständigen Gedanken ausgeht. Die Biographien der Fridericianischen Generäle sind auch heute noch nicht ganz werthlos.

Weidlich, Succession derer Rechtsgel. auf der Universität zu Halle. S. 50 f. — S. L. G. Lehmann's Trauerrede nebst Leben. Halle 1780. — Lemgoer Bibl. Bd. 13, 697. — Meusel, Lexikon.

Petermann**): August P. Da das Manuscript uns beim Schluß des Bandes nur theilweise zugegangen war, können wir den Artikel erst in Bd. XXVI bringen.

Die Redaction.

---

*) Zu S. 262.
**) Zu S. 481.

Pfeiffer *): **Ida P.**, berühmte Reisende, geboren am 14. October 1797, † am 27. October 1858 zu Wien. Sie war die Tochter eines angesehenen Kaufmanns Namens Reyer, aus einer noch jetzt blühenden Familie, verheirathete sich in ihrem zweiundzwanzigsten Lebensjahre mit einem Lemberger Advocaten Namens Pfeiffer, erlebte aber in dieser Ehe mannigfachen Glückswechsel und Ungemach. Im Alter von 45 Jahren, als sie bereits Mutter erwachsener Söhne war, erwachte bei ihr, zunächst angeregt durch eine Reise nach Triest und den Anblick des Meeres, eine unbezähmbare Lust zu großen Reisen. Allerdings war schon in ihrer Kindheit ein Zug zu abenteuerlichen Unternehmungen, eine männliche Energie und Thatenlust bemerkbar gewesen, welche der Erziehung Schwierigkeiten bereitet hatten. Durch den Ernst und zum Theil die Noth des Lebens zurückgedrängt, gewannen diese Neigungen jetzt nach der Vollendung der Erziehung ihrer Söhne und dem Wiedereintreten geordneter Vermögensverhältnisse abermals die Oberhand. Im J. 1842 reiste sie angeblich zum Besuche einer Freundin nach Constantinopel, dann aber weiter nach Syrien, Palästina und Aegypten. Auf Betreiben ihrer Freunde veröffentlichte sie ihr Reisetagebuch unter dem Titel „Reise einer Wienerin in das heilige Land" (2 Bände, Wien 1843; 4. Aufl. 1856). Die Schilderung ist schlicht, öfter fast naiv, ohne jeden Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, oder auf den Ruhm geistreicher Damenschriftstellerei. Der gute Erfolg dieser ersten Reise und ihrer Beschreibung, welcher ihr die Möglichkeit erwiesen hatte, selbst mit ihren bescheidenen Mitteln große Unternehmungen zu vollführen, und außerdem Geld zu neuen Reisen verschafft hatte, ermuthigte zum Fortschreiten in der eingeschlagenen Richtung. Im April 1845 brach J. P. nach Island auf, erstieg den Hekla und kehrte über Christiania und Stockholm zurück. Die Beschreibung erfolgte unter dem Titel „Reise nach dem skandinavischen Norden und der Insel Island", Pest 1846, 2 Bde. Schon 1846 reiste sie abermals und zwar über Hamburg nach Brasilien, von da nach Chile, Tahiti, China, Singapore, Ceylon, Madras, durch das Gangesland nach Bombay, weiter nach Mesopotamien, und über Urumia nach Täbris. Durch Transkaukasien und Südrußland kehrte sie nach zweieinhalbjähriger Abwesenheit nach Wien zurück. („Eine Frauenfahrt um die Welt", Wien 1850, 3 Bde.) Obwol nach den außerordentlichen Strapazen dieser letzten Reise eine Zeit lang der Wunsch nach Ruhe sich geltend machte, überwog doch nach kurzer Erholung abermals die alte Leidenschaft, und 1851 machte sich J. P. abermals zu einer Weltreise auf den Weg. Ueber London und die Capstadt ging sie nach den Sundainseln, welche der Schauplatz ihrer kühnsten Unternehmungen wurden. Sie bereiste den nördlichen Theil von Borneo, dann Sumatra und Java, wobei sie sich mit wahrer Tollkühnheit in die Hände von Kopfabschneidern und Kannibalen begab, ohne jedoch irgendwie zu Schaden zu kommen. Im Sommer 1853 überquerte sie den großen Ocean, besuchte San Francisco, dann Panama und Peru. Ihr Vorsatz, nach Ueberschreitung der Cordillere den Amazonas von der Quelle bis zur Mündung zu verfolgen, blieb undurchführbar, sie kehrte daher nach Nordamerika zurück und durchreiste die Union. Erst Ende Mai 1855 erreichte J. P. nach einem Abstecher nach den Azoren Europa wieder. („Meine zweite Weltreise", Wien 1856, 4 Bde.) Aber schon im Mai 1856 brach sie abermals auf, um Madagaskar zu besuchen. In Gesellschaft eines Franzosen (Lambert) aus Mauritius, der auf Madagaskar eigenthümliche Pläne verfolgte, gelangte sie nach Tananarivo, wo sie von der Königin gut aufgenommen wurde. Doch die auf einen Thronwechsel abzielende Unternehmung ihres Gefährten scheiterte und J. P. und Lambert mußten sich glücklich preisen, mit dem Leben

*) Zu S. 639.

davon zu kommen. Die Strapazen der Rückreise von der Hauptstadt zur Küste untergruben aber J. Pfeiffer's Gesundheit, so daß sie nach längerem Aufenthalt in Mauritius nach Europa zurückkehren mußte, wo sie einer Leberkrankheit, die sich aus dem Fieber entwickelt hatte, erlag.

Ida Pfeiffer's „Talent zu reisen“ war fast eben so groß als ihre Reiselust und Kühnheit. Da sie selbst der wissenschaftlichen Bildung entbehrte, so ermangeln auch ihre Beschreibungen eigentlich wissenschaftlicher Resultate. Die von echter Wahrheitsliebe erfüllten schlichten Erzählungen ihrer Erlebnisse in selten betretenen Ländern wird aber Niemand ohne Interesse lesen, wie auch die bedeutende Verbreitung und die wiederholten Auflagen ihrer Werke beweisen. Besonders als Jugendlectüre waren sie einst nicht unbeliebt. J. P. war von unansehnlicher Gestalt, bescheiden und anspruchslos in ihrem Auftreten, wenn auch später nicht ohne Selbstgefühl, das durch die ehrende Anerkennung Humboldt's und Ritter's, sowie der geographischen Gesellschaften in Berlin und Paris, welche sie zum Ehrenmitgliede ernannten, wesentlich gehoben wurde.

Biographie z. Th. nach eigenen Angaben bearbeitet von ihrem Sohne Oscar P. in „Reise nach Madagascar“, Wien 1861.

E. Richter.

Pfister *): Albrecht P., berühmter Buchdrucker zu Bamberg, der lange Zeit und vielfach für den Erfinder oder Miterfinder der Buchdruckerkunst gehalten wurde, ist um 1420 geboren und um 1470 gestorben. Von seinen Lebensumständen ist nichts Authentisches bekannt; doch ist er wahrscheinlich der Sohn Ullrich Pfister's, welcher als „Geleitsgeldner“ auf der Frankfurter Messe in einer Urkunde vom Jahre 1440 vorkommt. Er war anfänglich Formschneider und Briefdrucker, wie aus den verschiedenen seinen Werken beigegebenen Holzschnitten hervorgeht, fing aber schon kurze Zeit nach der Erfindung Gutenbergs, und zwar noch während der Thätigkeit des Erfinders in Mainz, die Ausübung der Druckkunst in Bamberg an, wodurch diese Stadt der Zeit nach an die Spitze derjenigen deutschen Städte zu stehen kommt, in welchen die neue Kunst zuerst Eingang fand. Bei dem Mangel irgend welcher urkundlichen Nachrichten über den typographischen Bildungsgang Pfister's läßt es sich nur vermuthen, daß Gutenberg sein Meister war, in welchem Falle er allerdings Mainz kurz nach des Letzteren Trennung von Fust und lange vor der Einnahme der Stadt verlassen haben muß. Die früheste Nachricht über Bambergs ersten Drucker verdanken wir einem böhmischen Gelehrten, Dr. Paul von Prag, welcher um 1459 auf die letzte Seite eines Glossariums die Notiz schrieb, daß zu seiner Zeit in Bamberg ein Mann gewesen sei, der die ganze Bibel abgedruckt habe, womit nur Albrecht P. gemeint sein kann. Verschiedene seiner Drucke, und besonders die 36zeilige Bibel, hat man häufig bis in die neueste Zeit als Erzeugnisse der Gutenberg'schen Presse bezeichnet, aber so lange nun die Gelehrten unter sich selbst noch uneinig sind über die Zeit des Erscheinens dieser Bibel, und so lange dieses Bibelwerk von ebensoviel Forschern dem Albrecht P. in Bamberg zugeschrieben wird, während die Anderen für Gutenberg stimmen, so lange wird man dieses ehrwürdige Druckwerk demjenigen Drucker überlassen müssen, der nachweislich und unbestritten eine ganze Reihe anderer Werke mit den gleichen Typen in Bamberg gedruckt hat. Denn es ist eine unumstößliche Thatsache, daß das „Buch der vier Historien“ von 1462, in welchem sich Albrecht P. ausdrücklich als Drucker genannt hat, mit den Typen der 36zeiligen Bibel gedruckt ist, und ferner steht es fest, daß die Typen dieses Druckes genau mit denen anderer Werke übereinstimmen, die bereits früher entstanden sind. Außer

*) Zu S. 666.

Donaten und sonstigen Gebet- und Schulbüchern, seinen ersten typographischen Erzeugnissen, kennt man aus Pfister's Werkstatt noch eine ganze Anzahl von Drucken, die für die Geschichte der Druckkunst von besonderer Wichtigkeit sind. Die Ablaßbriefe von 1454 und 1455, welche Papst Nikolaus V. zu Gunsten des von den Türken hart bedrängten Königs Johann II. von Cypern schrieb, weisen in einzelnen Zeilen bereits Typen auf, die in Form und Größe denen der 36zeiligen Bibel entsprechen. Es sind bis jetzt gegen 20 solcher Ablaßbriefe bekannt geworden. „Eyn manung der christenheit widder die Durken" ist von 1454—1455 ebenfalls mit den Typen Pfister's gedruckt, aber dennoch mehrfach Gutenberg zugeschrieben worden. Dieses früheste datirte Druckdenkmal stellt eine Art Kalender für das Jahr 1455 dar, verbunden mit einer geistlichen Ermahnung gegen die Türken, welche damals gerade Constantinopel erobert hatten und das christliche Europa zu überschwemmen drohten. Das Büchlein, welches von Docen in dem Jesuitenkloster zu Augsburg aufgefunden wurde, befindet sich jetzt als Unicum in der Staatsbibliothek zu München. Mit derselben Type, wie vorstehendes Schriftchen, ist die „Biblia sacra vulgata" um 1457—1460 von P. in Bamberg gedruckt. Diese sogenannte 36zeilige Bibel, auch die Schelhorn'sche genannt, weil ein Gelehrter dieses Namens sie zum ersten Male beschrieben hat, wird selbst von Solchen, welche die „Mahnung" dem P. lassen, für die erste Gutenbergbibel gehalten, sie vermögen aber eine Erklärung für die Typengleichheit nicht beizubringen. Die Begründung, daß Gutenberg mit einer ähnlichen Type seine ersten Donate gedruckt habe, ist gegenüber der Thatsache, daß P. eine ganze Reihe von Werken mit derselben Type gedruckt, durchaus nicht stichhaltig. Man kann wohl annehmen, daß P., sofern er ein Schüler Gutenbergs war, bei seinem Fortgange von Mainz einen Theil der Typen vom Erfinder käuflich erworben habe. Auch der Umstand, daß in Bamberg und dessen Nähe die jetzt noch vorhandenen 11 Exemplare aufgefunden wurden, läßt nicht etwa nur den Schluß zu, wie von den Verfechtern der Bibel für Gutenberg behauptet wird, daß zwischen P. und Gutenberg wirklich nähere Beziehungen bestanden haben müssen, sondern er ist vielmehr ein Grund zu der Annahme, daß P. der Drucker dieser Bibel war. Der Kalender mit der Jahrzahl 1457, der mit der sogenannten kleineren Missaltype, ähnlich derjenigen der 36zeiligen Bibel gedruckt ist, gehört zu den datirten Druckwerken, welche aller Wahrscheinlichkeit nach aus Pfister's Presse hervorgegangen sind; ein Gleiches gilt auch von dem „Donatus", von welchem von 1458—1460 einige Ausgaben mit den Typen der mehrgenannten Bibel gedruckt wurden. Noch deutlicher als diese spricht „Boner's Edelstein oder Fabelbuch", das 1461 mit voller Nennung des Ortes und Jahres, und mit den gleichen Lettern gedruckt ist, für P., als den Drucker der Bibel. Dieses erste Buch in deutscher Sprache, welches deutlich Druckort und Druckjahr angiebt, hat die bekannten 85 Fabeln (s. A. D. B. III, 121) mit je einem Holzschnitte versehen. Es wurde lange Zeit für das älteste deutsche Buch mit Holzschnitten gehalten, doch gebührt die Priorität in dieser Hinsicht unstreitig den „Sieben Freuden Mariä" und der gleichzeitigen „Leidensgeschichte Jesu", die beide schon vor dem Fabelbuch aus der Presse Pfister's hervorgegangen sind. Jedenfalls war P. der erste Typograph, welcher seine Drucke mit Abbildungen zu schmücken begann. Ist es schon angesichts der bisher aufgeführten Drucke Pfister's unbegreiflich, wie man bis in die neueste Zeit die Ansicht verfechten konnte, die mehrfach genannte Bibel sei nicht aus der Presse Pfister's hervorgegangen, so muß diese Meinung noch unverständlicher erscheinen, wenn man in Betracht zieht, daß das „Buch der vier Historien", welches im J. 1462 erschienen ist, in demselben, in dem vermuthlich auch „Belial oder der Trost der Sünder" die Presse Pfister's verlassen hat, unzweifel-

haft mit den Typen der Bibel gedruckt, die hierin allerdings schon etwas bedeutend abgenutzt erscheinen, und dabei am Ende genau Druckfirma, Ort und Jahrzahl genannt ist. Als weitere Erzeugnisse der Pfister'schen Druckerei sind noch zu nennen: „Die Allegorie auf den Tod", der „Rechtsstreit des Menschen mit dem Tode" und die „Armenbibel", sowie die lateinische Ausgabe derselben, die „Biblia pauperum", die sämmtlich um 1462 erschienen sind. Nach diesem Jahre kommen keine Druckwerke mit seinem Namen mehr vor, auch ist der Ort und das Jahr seines Todes unbekannt. Jedenfalls hatte P. keinen bleibenden Aufenthalt in Bamberg, denn wie ließe es sich sonst erklären, daß von 1462 bis 1481 aus dieser Stadt keine neuen Drucke hervorgegangen sind. Kann man P. auch nicht unbedingt als einen gleichzeitigen Erfinder der Typographie rühmen, welche Ehre ihm mehrfach zugedacht wurde, so bleibt ihm doch das Verdienst, der erste deutsche Buchdrucker außerhalb Mainz gewesen zu sein.

Vgl. Wetter, Geschichte der Buchdruckerkunst. Mainz 1836. — Falckenstein, Buchdruckerkunst. Leipzig 1840. — Jaeck, Albrecht Pfister und dessen Nachfolger. Bamberg 1835. — Sprenger, Aelteste Buchdruckergeschichte von Bamberg. Nürnberg 1800. — Camus, Notice d'un livre imprimé par A. Pfister. Paris 1791. — Klemm, Katalog des Bibliogr. Museums I. Dresden 1884 ꝛc.

J. Braun.

Pfister: Friedrich P., der Sohn des berühmten Bamberger Druckers Albrecht P., wirkte in Regensburg als Buchdrucker und Buchführer, wo er 1487 als Bürger der Stadt genannt wird. Das künstliche Druckwerk, welches den Titel führt: „Diß buch ist genannt die vier vnd tzwenzig alten oder der guldin tron gesetzet von bruder Otten von passowe" (s. A. D. B. XXIV, 741), ohne Angabe des Ortes und der Jahrzahl mit 26 Holzschnitten, trägt Albrecht Pfister's Zeichen, hat jedoch andere Typen, und scheint aus der Presse Friedrich Pfister's (häufig irrthümlich Sebastian genannt) 1470 hervorgegangen zu sein. Er war, gleich seinem Vater, ein thätiger Geschäftsmann und hatte schon zu des Fürstbischof Heinrich von Absberg's Zeiten für die Regensburger Diöcese Taufbücher gedruckt. Er beabsichtigte auch große Gebetbücher zu drucken, doch erhielt er nicht nur hierzu keine Genehmigung, sondern es wurde sogar 1495 sein „Diurnale" den Geistlichen zu kaufen verboten, so daß sich der Rath seines Mitbürgers anzunehmen genöthigt sah. Nach Friedrich Pfister's Tod ging seine Druckerei an seinen Sohn Hans über. Aus seiner Officin sind zwei kostbare Druckwerke bekannt: „Primum mandatum D. Johnis Administratoris de disciplina clericorum" von 1508 und „Constitutio Joan. admin. resuarios nec non collationem pro redemtione bellae papalis concessae concernens". Die Aeußerung in einem behördlichen Schreiben von 1519, es befände sich derzeit keine Druckerei in Regensburg, läßt vermuthen, daß P. damals gestorben oder weggezogen war.

Vgl. Pangkofer und Schuegraf, Geschichte der Buchdruckerkunst in Regensburg. Regensburg 1840, S. 24, 25. ꝛc.

J. Braun.

Zusätze und Berichtigungen.

Band II.

S. 181. Z. 17 v. u.: Nachzutragen ist, daß er im J. 1576 als „Tobias Baurmeister Kochstedensis" in Frankfurt a. O. immatriculirt ist und daß er am 19. September 1581 in Freiburg promovirt hat. Zum kaiserlichen Pfalzgrafen ist er am 5. Juli 1594 ernannt. Sein Testament vom 28. September 1609 und ein Codicill vom 12. Juni 1616 beruhen abschriftlich im Geh. Staatsarchive zu Berlin. Die königl. Bibliothek in Hannover bewahrt seinen Briefwechsel mit dem berühmten Heinrich Meibom von 1596 bis 8. Juli 1616, der auch ein lateinisches Epitaph auf Tobias, dessen Frau und dessen einzigen Sohn verfaßt hat.

Vergl. über ihn: Stintzing, Gesch. der Rechtswissenschaft I. S. 671. — Jöcher, Gelehrten-Lexikon s. v. und Joann. Ant. Martens, Memoriam Tobiae Paurmeisteri a Kochstedt . . . resuscitat . . simulque lectiones publicas Albertinae stud. ad diem XXIV. Apr. MDCIX indicit . . . Friburgi 1609. 4°. Nach den Angaben des Letzteren ist B. im J. 1608 gestorben, was mit den oben mitgetheilten Thatsachen nicht in Einklang steht. Fr.

Band XI.

S. 784. Z. 4 v. u.: Statt „größtentheils" muß es richtiger heißen: „nur zu einem geringen Theile". Das Z. 3 v. u. angeführte Lied ist: „Wer weiß wie nahe mir mein Ende, ob heute nicht mein jüngster Tag"; nicht zu verwechseln mit dem berühmteren Liede gleichen Einganges der Gräfin Aemilie Juliane v. Schwarzburg (s. A. D. B. I, 127): „Wer weiß wie nahe mir mein Ende, hin geht die Zeit, her kommt der Tod". — Zur Litteratur für Henrici ist noch hinzuzufügen: Jördens, Lexicon Bd. 2, S. 349 ff. l. u.

Band XIII.

S. 75. Z. 23 v. u.: Es ist kaum denkbar, daß Bischof Herimann von Augsburg (1096—1133), der das Bisthum um 50 Talente gekauft hatte und es mit dem Kaiser gegen den Papst hielt, vor seiner Aussöhnung mit dem Papste (1123) einen solchen Eiferer gegen die Simonie, wie Honorius es war, als Scholasticus seiner Domkirche geduldet hätte. Man lese sein Offendiculum, z. B. die Stelle: Qui aliunde ascendunt per pecuniam, non sacerdotes, sed fures sunt et latrones. Et licet centum infulis decorentur, . . . canes sunt etc. (Revue des sciences ecclés. 1877. I, 547, vgl. ib. II, 59. 64). Es bleibt jedoch die Möglichkeit, daß Honorius nach dem Rücktritte Gerhoh's (um 1123

oder 1124) Domscholasticus von Augsburg wurde, in welche Zeit auch sein Werk „De luminaribus Ecclesiae“ fällt, worin er sich diesen Titel beilegt. Aber auch in dem Falle, daß unter Augustodunum Autun verstanden werden müßte, dürfte man die Anfänge seiner schriftstellerischen Wirksamkeit nicht dahin verlegen. Der kirchliche Ritus bei feierlichen Hochämtern, wie ihn der gleichzeitige Bischof von Autun, Stephan von Baugé (1112—1139), in seinem Tractatus de sacramento altaris (Migne 172, 1273 ff.) schildert, weicht von dem in der Gemma animae des Honorius beschriebenen in einzelnen Stücken ab, namentlich darin, daß nach Stephanus l. c. cap. XI das Pallium illis solis pontificibus datur, qui a sede apostolica mittuntur, während H. dasselbe nur dem Papste, den Patriarchen und Erzbischöfen zugesteht (Gemma animae I, c. 186, 221 ff.). Wenn demnach H. jemals in Autun als Domscholasticus gewirkt hat, so konnte dieses nur später der Fall sein, nachdem er sein siebentes Werk, die Gemma animae bereits verfaßt hatte.

S. 75. Z. 15 v. u.: Der nachhaltige Einfluß des H., namentlich seines Speculum ecclesiae, auf die lateinische und deutsche Predigtlitteratur seiner und der nächstfolgenden Zeit ist erst in den letzten Jahren durch die Forschungen von Scherer, Schönbach, E. Schröder, Cruel, Linsenmayr u. A. nachgewiesen worden. Schon sein Zeitgenosse Werner von St. Blasien entnahm für seine Deflorationes s. Patrum dem H. volle 13 Predigten. Deutsche Homileten dagegen entlehnten ihm gewöhnlich einzelne Theile, wozu sich namentlich das in sich abgeschlossene Exordium oder die Legende eines Heiligen oder ein Exempel eignete.

Vgl. Cruel, Gesch. der deutschen Predigt im M.A. 144 f., 156, 169, 171, 188, 193, 203. — Linsenmayr, Gesch. d. Pred. in Deutschland 194—200, 214, 218, 252. — E. Schröder im Anzeiger f. deutsches Alterthum VII, 178—82.

S. 75. Z. 11 v. u.: Der Name Simon findet sich nicht etwa bloß in einer Handschrift, wie Schröder a. a. O. meint, sondern wohl in den meisten. Diemer, welcher früher gleichfalls einen Schreibfehler vermuthet hatte, überzeugte sich bei einem Besuche von vier österreichischen und einer steirischen (Admont) Bibliothek, daß die Expositio in cantica in vielen Handschriften, darunter einige selbst aus dem 12. Jahrh., vorhanden ist und daß in allen ohne Ausnahme in der Widmung der Name „Symon“ steht (Sitzungsberichte der kais. Akad. d. Wissensch. in Wien, 28. Bd. S. 356). Auch das Cistercienserstift Rein bei Graz besitzt zwei Handschriften dieses Werkes und in beiden findet sich der Name Symon. — In dem Namen Gottschalk vermuthete W. Scherer den gleichnamigen Abt von Heiligenkreuz (1136—1147). Dagegen wendet Schröder ein, das Inevitabile sei eine Jugendarbeit des H., während Gottschalk erst 1136 zur Abtwürde erhoben wurde. Allein das dem Gottschalk gewidmete Werk de libero arbitrio (bei Migne col. 1223) ist vom Inevitabile (bei Migne col. 1192) wohl zu unterscheiden. Da es im Werke de luminaribus ecclesiae noch nicht erwähnt wird, so ist es jedenfalls nach 1123, möglicherweise erst nach 1136 verfaßt worden. Bedeutsamer ist die Einwendung Wattenbach's, ein Propst sei eben kein Abt. Doch könnte man entgegnen, daß es a. a. O. nicht einfachhin Godeschalco praeposito, sondern G. fide et opere sudanti in sancto proposito, verbo et exemplo gregi Christi praeposito heißt, in welchem Zusammenhange es recht gut im allge-

meinen einen Vorgesetzten bedeuten kann, um so mehr, da der Ausdruck offenbar zu dem Zwecke gewählt wurde, damit er sich mit dem vorhergehenden proposito reime.

S. 75. Z. 10 v. u.: Die Redensart gratiam apostolici nominis sortitus bedeutet wahrscheinlich nichts weiter, als daß es eine Gnade ist, den Namen eines Apostels, nämlich des heil. Thomas zu führen. So sagt St. Augustin, der Lieblingsauctor des Honorius De civit. Dei lib. 15, c. 23, N. 1: Malachias Propheta propria quadam i. e. sibi proprie impertita gratia dictus est angelus.

S. 75. Z. 6 v. u.: Der Nachfolger des im J. 1126 auf den Augsburger Bischofssitz erhobenen Abtes Cuno zu Siegburg hieß gleichfalls Cuno. Vgl. Schröder a. a. O.

S. 77. Z. 16 v. o.: Einen wenigstens als terminus ante quem non brauchbaren chronologischen Anhaltspunkt bieten die Worte in der Gemma animae I, 120: Noviter Urbanus II. Papa undecimam (præfationem) de S. Maria addidisse non ignoratur, quae a pluribus ubique frequentatur. Diese Präfation soll auf der Synode von Piacenza 1095 eingeführt worden sein. Hefele, Concil. Gesch. V, 218. 2. Aufl.

S. 77. Z. 14 v. u.: Jener Elucidarius, welcher bereits im 12. Jahrh. ins Deutsche übertragen worden war, und in dieser Uebersetzung noch dreizehn Druckausgaben erlebt hat, ist ein anonymes lateinisches Handbüchlein der Natur- und Weltkunde aus dem 12. Jahrh., welches seinen Titel und seine Gesprächsform dem theologischen Elucidarium des Honorius, aber auch seinen Inhalt hauptsächlich dessen naturgeschichtlichen Werken entlehnt hat. (Cruel, Gesch. d. deutsch. Predigt im M. A. 124.)

S. 78. Z. 26 v. o.: Die Scala coeli minor ist nur eine Separatabschrift des Exordiums der Predigt auf Quinquagesima im Speculum ecclesiae des Honorius. Auch die kurze Abhandlung: de X plagis Aegypti findet sich in sehr verkürzter Gestalt als Bestandtheil der Predigt auf den 7. Sonntag nach Pfingsten in dem gleichen Werke.

S. 78. Z. 20 v. u.: Die Quæstiones in duos Salomonis libros sind zwar ein durch wenige Umstellungen und Aenderungen schlecht verhülltes Plagiat aus Salonius, einem Schriftsteller des 5. Jahrhs. Doch ist dieses kein Grund, um ihre Echtheit zu bezweifeln. Auch seine Summa totius ist größtentheils aus den Rosenfelder Annalen ausgeschrieben worden und andere Schriftsteller sind mit den Werken des Honorius auf ähnliche Weise verfahren. Stanonik.

Band XXIV.

S. 269. Z. 11 v. o.: Adam Olearius ist als am 16. August 1603 getauft im St. Stephanikirchenbuch zu Aschersleben eingetragen. Trotzdem seine Hinterlassenen 1599 als Geburtsjahr auf seinem Grabdenkmale angeben ließen, ist demnach fast zweifellos, daß als Geburtsjahr 1603 anzunehmen sei. Vgl. Dr. Eduard Grosse, Adam O. Leben und Schriften. Realsch.-Programm Aschersleben 1867. R.

Band XXV.

S. 369. Z. 5 v. o.: „The Academy of ancient Music“ wurde 1710 im Gasthaus „Crown and Anchor“ von einer Anzahl Dilettanten im Verein mit damals bedeutenden Musikern in der Absicht gegründet, der herein-

brechenden Fluth moderner Musik (wozu in dieser Zeit auch die Händel'sche zählte) einen Damm entgegenzusetzen. Mit Pepusch waren an der Gründung zugleich thätig H. Needler, Galliard, Dr. Maurice Greene, Bernh. Gates u. a.; die Chöre von St. Paul's und Royal Chapel unterstützten die Aufführungen. Am 1. Juni 1727 wählte die Academy „nemine contradicente“ den berühmten D. Agostino Steffani, Bischof von Spiga († 1730), zu ihrem Präsidenten. Er hatte ihr wiederholt seine besten Werke unter dem Pseudonym „Piva“ zugeschickt. Im J. 1731 trat infolge von Zwistigkeiten Dr. Greene mit seinen Chorknaben aus dem Vereine und rief eine neue im Gasthaus „Devil Tavern“ (Temple Bar im Apollosaal) sich versammelnde musikalische Gesellschaft ins Leben. Händel soll bei dieser Gelegenheit gesagt haben: „Dr. Greene ist zum Teufel gegangen.“ Dieser Verein, auch „Apollo-Society“ genannt, führte zuerst das von Händel 1720 auf Wunsch des Herzogs von Chandos componirte und mit 1000 Pfd. honorirte Oratorium: „Esther“ öffentlich auf. Die prächtige Villa des Herzogs († 1747) zu Cannons, die 230 000 Pfd. St. gekostet hatte, wurde drei Jahre nach ihres Besitzers Tode um 11 000 Pfd. St. verkauft. Von der ganzen damaligen Herrlichkeit hat sich bis heute nur die Whitchurch (zu der s. Z. die vornehme Welt Londons hinausfuhr, um die in ihrer Art einzigen Kirchenmusiken zu hören), heute Pfarrkirche des Dorfes Edgware, erhalten. — Im J. 1734 zog sich auch Gates mit den k. Capellknaben vom Vereine, der nun einen schweren Stand um seine Existenz zu führen hatte, zurück. Die Academy löste sich, nach fast 100jährigem Bestehen, anfangs dieses Jahrhunderts auf. Ihre kostbare Bibliothek, der s. Z. auch Pepusch seinen Musikalienbesitz vererbt hatte, ward in alle Winde zerstreut. Ein von Th. Hudson gemaltes und von A. van Haecken sehr schön gestochenes Schwarzkunstblatt, giebt, wie es scheint, ein sprechend ähnliches Porträt von Pepusch. Das volle Gesicht hat einen freundlichen und wohlwollenden Ausdruck, die Augen blicken klug und ernst unter der großen Allongeperücke und in seinem Staatsgewande zeigt sich uns ein Mann voll Würde, der aber nicht ohne Selbstbewußtsein ist; die Figur ist kräftig, stattlich und breitschulterig. Schl.

Bemerkung der Redaction.

Wir haben im Laufe dieses Jahres wegen fehlender und zu spät eingelieferter Manuscripte den Druck der Allg. D. Biographie in runder Summe während zwölf Wochen ruhen lassen müssen; sechs davon haben wir allerdings durch eine für die Redaction wie für den Herrn Verleger erdrückende Häufung der Arbeit während der übrigen Zeit wieder eingebracht. Wenn wir trotzdem bedauerlicher Weise noch eine Anzahl von Artikeln als Nachträge drucken lassen müssen, so weisen Redaction und Verleger die Verantwortung dafür von sich ab; sie haben das Ihrige, um diesem Uebelstande vorzubeugen, vollauf aber fruchtlos gethan.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.